Heimgarten

Peter Rosegger

Digitized by Google

902
444
v.21

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

Peter Rosegger.

XXI. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1897.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXI. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.

	Seite
Der Mädeljäger. Eine muntere Mär von Hans Malser	1, 108
Geistesgruß. Drei Capitel aus dem Leben. Von Hans Grasberger	14
Ein schneidiges Dirndel. Dorfbild aus Steiermark von Peter Rosegger	25
Zwei Radlerinnen. Von Josef Wichner	52
Der Preuß'. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger	81
Die Überfuhr versäumt. Eine Erzählung von Ludwig Kurowski	89
Bis man begraben wird. Ein Erlebnis von M. Stona	118
Der selbstlose Rochus Freudensprung. Von Josef Wichner	161
Die Löwenwirtin. Eine Geschichte aus dem Volke von Peter Rosegger	166
Die Hosen des Andreas Hofer. Eine Humoreske von Max Kalbeck	175
Der Fischer im Olymp. Eine Sondergestalt von Peter Rosegger	241
Mutter und Sohn. Novelle von Anna Plothow	250, 325
Der Vetter vom Lande. Eine unheimliche Begebenheit, erzählt von einem Augenzeugen	264
Wie der Karl zum Kappel kam. Eine Jugendgeschichte von Hans Malser	321
Pustels drei Klopfer. Auch Eins aus dem Leben von Peter Rosegger	342
Die Glocke. Erzählung von Jules Lemaitre. Teutsch von Rudolf Strauß	347
Der Herr von Tschipp und sein Kutscher. Von R.	367
Die Frau mit der weißen Leber. Novelle von Hans Grasberger	401, 493
Das, was die Sterne sagen. Aus: „Dans ma forêt“ par Pierre Rosegger, ins Deutsche übertragen von Hans Malser	413
Der Ähndl. Ein Gedenken von Peter Rosegger	417
Die verträglichen Nachbarn. Auch eins aus dem Leben. Von R.	427
Wenn dürre Blätter plaudern.... Von R.	468
Der bekränzte Dichter. Von Josef Wichner	481
Ein Ostergrüßen. Betrachtung und Erzählung von Peter Rosegger	486
Der schöne Hugo. Von Josef Willomitzer	504
Das Schläfchen auf dem Semmering. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger	535
Die Geschichte vom zurückgeläuteten Todten. Erzählt von Hans Malser	573
Das liebe Glück. Von Ludwig Kurowski	579

(RECAP)

Digitized by Google

Seite

Als wir unschuldiges Blut vergossen haben. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger . . . 617
Die schriftstellernde Hausfrau. Eine Skizze von B. Klarent . . . 622
Als wir den Albert besuchten. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger 641
Der Weißmantel. Eine Erzählung von Adalbert Stifter . . . 647, 726
Endlich allein! Von Josef Wichner . . . 721
Der Schlüssel, oder die Geschichte vom Freischürfer. Von Hans Malser . . . 737
Wo bleibt die Liebe? Ein Sonderbildchen aus dem Leben von Peter Rosegger . 801
Verfehltes Ziel. Novelle von Max von Weißenthurn . . . 808
Ein interessanter Fall. Skizze von Johann Wildhardtner . . . 817
Mein Freund Eisenfresser. Novelle von François Coppée, deutsch von M. Pannwitz 822
Das Bußjoch. Eine wunderliche Geschichte von Peter Rosegger . . . 881
Ein halb' Dutzend Schelme. Volksbild aus vergangener Zeit von Hans Malser . . 894
Alpenroth. Eine Geschichte aus dem Hochgebirge . . . 918
Wie er seinen Herrgott wiederfand. Erzählung des Kanzelfriedrich von Wilhelm Schäfer 935

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Im hohen Birg. Schilderungen aus Tirol von Adolf Pichler . . . 42
Der Quartal-Lump. Eine Gestalt aus dem Volke von Peter Rosegger . . . 55
Wie die Hinterlackendorfer einen Räuber erwischt haben . . . 61
Warum ih koan Krebsn mog. A Stückl in da steirischn Gmoansproch. Von R. . . . 74
Volkssprücheln und Vierzeilige . . . 75
Sommerfrische. Spaziergänge in der Heimat vom Herausgeber . . . 141
Todtentanz aus den Alpen. Gesammelte Grabschriften von Ludwig v. Hörmann 153, 471
Ein Hausbüchlein. Geschildert von Sophie von Khuenberg . . . 180
Eine Reise in Tirol. Tagebuchblätter vom Herausgeber . . . 215
Eine Bergbesteigung in den Tauern. Aus dem Tagebuch des Herausgebers . . . 291
's Reidpferd, dos ka Ross is. In da steirischn Gmoansproch . . . 297
Das Weihnachtsingen. Von Peter Rosegger . . . 301
Sonntagsfreuden eines Radfahrers. Eine Zuschrift . . . 311
Wunder der Sympathie. Volksglaube aus den Ennsthaler Alpen. Von K. Reiterer 383
Innthaler Schnalzer. Gedichte in Tiroler Mundart von Karl Schönherr . . . 392
Der Bauer und die Wildschäden. Von z. k. l. . . . 549
Pater Jakob. Literarisches Erbe von Karl Morre . . . 561
Das Goldland Steiermark. Ein Rückblick in ferne Vergangenheit nach J. K. L. . . . 634
Die Erbschaft. Von Hans Fraungruber . . . 637
's ausgliechni Büachl . . . 637
Volksseele aus der nordwestlichen Steiermark. Von Karl Reiterer . . . 696
Zu den Bauern-Komödien . . . 795
Vom Haberfelltreiben. Von Prof. Dr. A. Freybe . . . 843
Kinderspiele in der Oststeiermark. Von Rosa Fischer . . . 865
Beim jungen Doctor . . . 872
's Krieglacher Krüagl. Von Hans Grasberger . . . 873
Der Leichenbitter. Skizze aus dem Volksleben. Von L. L. Doser . . . 931
Alte Volkslieder aus Oststeiermark. Von Rosa Fischer . . . 943
Der „Kohler-Lipperl“. Eine Gestalt aus den Waldbergen von Josef Hofmann von Aspernburg . . . 945

Digitized by Google

Seite

Land und Leute. Charakterbilder.

Die bildende Kunst im schwäbischen Bauernhause 135
Die Spielhölle. Ein teuflisches Bild aus der göttlichen Riviera. Von Rudolf Bergner 278
Ein Localpatriot. Gedenkblatt von Dr. Emil Ertl 285
Wem Gott will rechte Gunst erweisen —. Von Peter Rosegger 441
Die Tiroler Norddeutschlands. Von Franz Blanckmeister 447
Der Verstoßene. Eine Wiener Skizze von Eduard Pötzl 473
Auf dem Stefansthurme. Von Johannes Ziegler 588
Aus dem Tagebuch des Nordpolfahrers Fridtjof Nansen 659
Der Scharfrichter von Griechenland. Von Gaston Deschamps 714
Ein Tag im Böhmerwalde. Aus dem Tagebuche des Herausgebers 752
Die Schwestern. Charakterskizze von M. Stona 889

Cultur- und Naturgeschichtliches.

Nachtwächterlied, wie es vor fünfzig Jahren in der kleinen Landstadt O... gesungen worden 395
Unterredung einer Protestantin mit Papst Pius IX. 543
Gegen die Feinde unserer Vögel 552
Die Ehe im Vogelkäfig. Eine Beobachtung von Peter Rosegger 600
Graz vor hundert Jahren. Von Dr. von Newald 612
Emil Zola über den Schutz der Thiere 631
Was der Schwalbe auf der Reise passiert ist 668
Die Türken im Mürzthale. Ein Bild aus der Schreckenszeit unserer Vorfahren. Von Peter Rosegger 771, 835
Zwei Gäste aus dem Thierreiche. Federzeichnungen von Aglaia von Enderes . . 778

Über Sitten und Unsitten. Plaudersames.

Verläſslichkeit. Eine Plauderei aus dem Leben. Von R. 37
Schrecken! Erlebnis mit dem kleinen Dirndel. Von R. 67
Die schöne Leich'. Ein Bildchen aus dem Dorfe, der Sanitätsbehörde gewidmet. Von R. 73
Den Deutschen ins Stammbuch, aber es wird ihnen nicht gefallen. Von Peter Rosegger 130
Opfer der Touristik. Von R. 151
Ein Weihnachtsgruß. Von Peter Rosegger 225
Das Gespenst auf der Straße. Von R. 231
Vom Luxus der Reichen 233
Allerunterthänigste Kriecherei. Von R. 234
Die Bestie im Menschen 378
Ein Wort über den Zweikampf. Von R. 511
Das deutsche Laster. Von J. L. 546
Kindertypen. Gezeichnet von Sophie von Khuenberg 596
Kranzspenden. Aus der Zeitschrift: „Das Leben" 687
Glauben und Leben. Von R. 691
Sei du selbst! Von Oskar Wilde 706
Deutsche Schwächen 789
Kirchenmusik auf dem Dorfe. Von R. 853
Eine Stimme über Töchtererziehung. Von Josef And. Huschak 860
Radfahren. Humoreske von Eduard Pötzl 908
Der Lärchbaum, oder wie es manchmal bei Civilprocessen zugeht. Von W. 912

Digitized by Google

Seite

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Bei der Königin. Aus dem Tagebuche von Peter Rosegger 32
Das neue Werk von Emile Zola. Von R. 72
Von Hamerlings Aufenthalt im Süden. Mittheilungen von Dr. Michael Maria Rabenlechner 189
Die Jungen. Etwas von Sturm und Drang. Von Dr. M. Spanier 200
Franz Tiefenbacher. Zu seinem siebzigsten Geburtstage. Von Rosegger 230
Neue Kunde über Lenau. Von Dr. Anton Schlossar 272
Der Waldbauernbub in der Stadt. Ein biographischer Nachtrag von R. 303
Anzengruber als Komödiant in Steiermark 354
Meine Verleger. Erinnerungen von Peter Rosegger 372
Ein Requiem für Ludwig Anzengruber. Von Anton Bettelheim 432
Von der Censur. Ein geschichtlicher Rückblick. Von Paul Kampffmeyer 459
Karl Morre. Ein Gedenkblatt. Von Peter Rosegger 514
Der „Bunte Vogel". Von Otto Julius Bierbaum 520
Ein katholischer Theologe und Hamerling. Mittheilungen von Dr. Michael Maria Rabenlechner 525
Wie man Bücher nicht kritisieren soll. Von Otto Ernst 607
Ein Bauer als Schriftsteller. Von einem Schweizer 634
Wieder einmal bei den Berlinern. Aus dem Reisetagebuch des Herausgebers 683
Lourdes. Von Peter Rosegger 704
Unterschiedliche Kunstfreunde. Von R. 713
Maximilian von Mexiko als Schriftsteller. Zur Erinnerung an den 19. Juni 1867 von Franz Jesser 744
Die Bauernschauspieler aus Schliersee. Zum Grazer Gastspiel im Mai 1897. Von R. 758
Aus Robert Hamerlings Liebesleben. Von —t— 763
Der Kaiser von Europa. Von R. 792
Emil Rittershaus. Ein Gedenkwort von Josef Schrattenholz 829
Eine französische Polemik über das „Ewige Licht" 951
Bücher 78, 158, 235, 312, 396, 476, 555, 638, 716, 798, 876, 949

Gedichte.

Des Mimen Kränze. Von Robert Hamerling 32
Der Schäfer. Von Ferdinand von Saar 66
Der Poetenwinkel:
- Die stille Messe. Von Anna Plothow 70
- Verzage nicht in banger Stunde. Von Franz Tiefenbacher 71
- All Liebe. Von Franz Pühringer 71
- In der Fremde. Von Dora 71
- Großstadtbild. Von Friedrich Thamm 71
- Sonnenlieder. Von Anton Renk 306
- Wanderlust. Von Franz Tiefenbacher 306
- Der Steinbaukasten. Von Edmund Stubenrauch 307
- Im Restaurant. Von Franz Floth 307
- Gottes-Geschöpf. Von Rosalia Fischer 307
- Das Volkslied. Von R. 474
- Zu spät. Von L. 547

Digitized by Google

Seite
Wie ist mein Glück so märchengleich! Von Franz Floth 475
Liebe. Von Fritz Kerst 475
Spruch. Von Jack 475
Die erste Nacht im Grabe. Von F. Schäfer 475
Nach schöneren, ewigen Höhen. Von Franz Tiefenbacher 476
Am Kreuz. Von Michael Maria Rabenlechner 544
Vögleins Bitte. Von J. Marschner 545
Feldblumen. Von K. J. 546
Da Steirabua. Von Franz Keim 546
Die Zeit ist da! Von Anton Renk 871
Ich brach eine schwellende Knospe ... Von Hans Malser 871
Trost. Von Wilhelm Oeke 871
Stummer Schmerz. Von Eduard Strobl 872
Pietas Julia. Von Thomas Arbeiter 127
Stimmungsbilder. Von Anton Renk 151
Neue Lieder. Von Carmen Sylva 188
Der Eine und der Andere. Von Otto Julius Bierbaum 229
In der Waldkapelle. Von H. v. d. Rhön 230
Gedichte. Von Sophie von Khuenberg 270
Der König der Zeit. Von Max Heinzel 300
Den Modernen. Von Otto Julius Bierbaum 303
Sylvester. Von R. 312
Altwiener Geschichten. Von Albrecht Graf Wickenburg 352
Wie steh'n wir Menschen ach so hilflos! Von J. L. 388
Der Tag, der wird schon spat. Von P. R. 389
Weil auf morgen kein Verlass ist. Von Hans Grasberger 427
Zwei von heute. Gedichte von Ottilie Bibus 431
Winters Erbe. Von R. 542
Einsame Gedanken. Von Hela Balder 554
Liebe. Von René Maria Rilke 587
Jung Unnutz. Schelmenlieder von Ferdinand Wittenbauer 627
Das Lied. Von R. 646
Es war ein Frühling und herrlich der Morgen.... Von Josef Lange 705
Der Streit mit sich. Gedichte von Gustav Renner 708
Backfisch-Logik. Von Richard Kraftel 787
Wettsingen:
Tod in Ähren. Von Detlev von Liliencron 788
Der Jäger. Von Fritz von Holzhausen 788
Schatten der Erde. Von Anna Heinze 789
Du. Von Eugen Sutermeister 789
Los. Von Wilhelm Holzhamer 789
Sommerstimmungen. Von Anton Renk 864
Lieder der Liebe. Von M. Stona 947

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Trumpf aus! Ein Schweizer Schwank. Von R. Gutersohn 393
Auch von mir hat der König geredet. Eine Dorfgeschichte 394
Heitere Erinnerungen eines alten Militärbandisten. Mitgetheilt von F. X. Freiheim 674

Digitized by Google

Seite

Schwärzer-Geschichten. Von Josef Wichner 679
Des Teufels Lohn. Nach einer Tiroler Sage von Alfred Graf Wickenburg . . 702
Gott verzeihe ihr. Von Bertha v. Suttner 709
Lustige Zeitung 715
Der Schneider. Ein Gerichtsprocess 793
Der erste Nickel. Eine kleine Studie von Karl Raab 873
Das alte Haus. Ein Stadtbild von Ludwig Kurowski 904

Verschiedene Sachen.

Sprüchel 60
Zeitbild. Von R. 88
Aphorismen. Von Ernst Gnad 149
Ein Landsitz. Von R. 156
Ein Compagnie-Lustspiel. Von A. E. 308
Spitze Wahrheiten. Von R. 389
Wider die eheliche Pflicht 391
Gschnas im Hause. Von Jakob von Falke 456
Übungsschule. Von R. 541
Eine höfliche Anfrage 542
Der Pflug entehrt. Eine Zuschrift. Von Josef Lange 548
Stacheln. Von A. Frankl 616
Herz, thu' dich auf! 628
Die kältesten Ostern 631
Die Wirkungen körperlicher Überanstrengung beim Radfahren. Von Dr. T. Ritterband 632
Suchet die Ursachen. Von R. 703
Gedanken und Einfälle. Von Franz Goldhann 712
Falsche und wahre Cultur auf dem Lande 714
Danksagung 719
Wegsäule 743
Naturgesetz 859
Suchet die Ursachen! Ein Zuschrift von Frz. Jos. Ramisch 868
Woher kommen die „Heroen"? Von M. 869
Bauernstand retten! 939
Ein Mittel gegen die Entvölkerung. Von M. 948
Tick-tack, tick-tack. Von Vetter 949
Postkarten des „Heimgarten" 79, 160, 240, 320, 400, 480, 560, 640, 719, 799, 880, 951

Digitized by Google

Der Mädeljäger.

Eine muntere Mär von **Hans Malser.**

Am oberen Rande des Thales, wo es sich einengt in eine Felsenschlucht, aus welcher ein grünlicher Gebirgsbach hervorbraust, steht Schreckenburg. Es ist eigentlich keine Stadt und eigentlich kein Dorf, es ist eben ein „größerer Ort". Die Einwohner treiben Gewerbe und Landwirtschaft, scheiden sich aber durchaus nicht etwa in Bürger und Bauern. Vater und Kinder, Hausherren und Knechte, Meister und Gesellen, darin liegt der Ständeunterschied von Schreckenburg. Wohl haben sie einen Fürsten, aber auch der hohe Herr ist nichts anderes als Vater. Die Herren von Schreckenburg sind ein altes Geschlecht, schon zur Zeit der Kreuzzüge, heißt es, wäre ihre Burg, deren rauchgrauer Ruinenzahn dort an der Felswand klebt, der Schrecken des fahrenden Volkes gewesen. Wenn man der Historia glauben darf, und man soll es sogar, so haben es die Schreckenburger seit jenen alten Zeiten verstanden, sich Achtung zu verschaffen in der Welt. Große Reiche sind entstanden und gestürzt worden, das Erzfürstenthum Schreckenburg stand und blieb stehen im schönen Gebirgsthal an der Luser. Der letzte Vorfahre des

469516
Digitized by Google

zur Zeit dieser Geschichte regierenden Fürsten hatte noch hundert und zehn Söldlinge gehabt, ist aber von den Millionenheeren der Erde nicht angegriffen worden. Unser Fürst Othmar III. befehligt zur Zeit der Noth ein Heer von zweiunddreißig Mann, davon vier zu Pferde! Aber die Zeit der Noth kommt nicht, die sonst so kriegslustige Welt hält sich in respectvoller Entfernung vor dem Erzfürstenthum Schreckenburg. Die Armee ist fast ständig beurlaubt bis auf sechs Mann, wovon einer den Nachtwächterdienst besorgt. Einmal wurde in einem Winkel dieses Reiches ein unpassender Witz gemacht, Othmar III. rekrutiere lieber Mädeln als Burschen, und den Ausspruch hat der Fürst nicht als Majestätsbeleidigung ahnden lassen. Die guten Leute von Schreckenburg lasen auch manchmal eine Zeitung, in welcher des Wunderbaren und Nützlichen viel berichtet wurde. So erfuhren sie auch, dass in anderen Ländern die Staatsbürgersteuer eingeführt sein soll. So begab sich eines Tages eine Abordnung zum Fürsten und bat um die Gnade, dass auch im Erzfürstenthum die Staatsbürgersteuer eingeführt werden möchte, maßen doch auch die Schreckenburger treue Staatsbürger wären und seit jeher bereit, für ihren durchlauchtigsten Herrn Blut und Leben zu opfern. Es fange das Gewerbe an, einigermaßen darniederzuliegen, weil in der Welt zu viel Fabriken gebaut würden, es sinke von Jahr zu Jahr der Viehpreis, weil jedes Land schon mehr und mehr sein eigenes Vieh hätte, kurz, es verschlechterten sich die Zeiten, und darum bäten sie unterthänigst um die Einführung der Steuer. Der Fürst soll sie darauf in sehr gütiger Weise aufgeklärt haben, daß sich die Bittsteller in einem Irrthum befänden, wenn sie etwa glauben sollten, die Staatsbürgersteuer würde in anderen Ländern vom Fürsten geleistet an seine braven Unterthanen; gerade das Gegentheil wäre der Fall, die Staatsbürger hätten die Steuer dem Fürsten und dem Staate zu leisten. Ob solcher Aufklärung waren die Abgeordneten sehr gedrückt, allein Othmar der Gütige legte dem Sprecher die Hand auf die Achsel und versicherte, für das Wohl seines Reiches auch fernerhin das Möglichste zu thun, besonders im Straßenbau und in der Flussregulierung, auch trage er sich mit der Absicht, in Schreckenburg ein neues Universitätsgebäude errichten zu lassen. Darob waren die Abgeordneten sehr zufrieden, obschon sie wussten, dass die Universität nicht allzuernst gemeint war. Der Fürst liebte es, in launigen Stunden das allerdings schon gebrechliche Volks- und Gewerbeschulgebäude zu Schreckenburg die Universität zu nennen. Wer wirklich in einer Hochschule die derbe körperliche Arbeit für eine spitzfindige Geistesthätigkeit umtauschen wollte, der musste ins Ausland gehen.

Eines Brückenbaues wegen hatte der Schreckenburger nicht unbedrohlichen Conflict mit einem nachbarlichen Herzog. Der hatte ein großes Reich und viele Mannen, war aber nicht zu bewegen, sich mitzubetheiligen am Bau einer Grenzbrücke über die Luser. Für das Fürstenthum war

diese Brücke schier die einzige Verbindung mit der weiten Welt. Der Herzog aber sagte, er habe in Schreckenburg nichts zu suchen und brauche keine Brücke hinüber. Das war der Kriegsfall. Othmar bot seinen Heerbann auf und zog auf Umwegen, da die neue Brücke eben noch nicht gebaut war, gen die herzogliche Residenz, um sie zu belagern. Als die zweiunddreißig Mann mit ihren Spießen sich dräuend vor dem Thore aufgestellt hatten, schickte der Herzog einen Gesandten herab. Das war ein Edelknabe, und der lud im Namen seines Herrn den Feind sammt und sonders auf einen Löffel Suppe ein. Durch das geöffnete Thor konnte man in das Innere des großen Platzes sehen, der mit wohl ausgerüsteten Kriegern versehen war, an der Zahl vielfach den Belagerern überlegen und versorgt mit allen schrecklichen Pulverwaffen der Neuzeit. Fürst Othmar soll hierauf „Kehrt Euch!" commandiert haben und an der Spitze seiner Armee friedlich heimwärts gezogen sein. Aus Anlass dieses glücklichen Feldzuges, aus welchem alle Mann frisch und munter heimgekehrt waren, haben die dankbaren Schreckenburger ihrem klugen Feldherrn ein Denkmal aus Erz errichtet. Es ragt mitten auf dem Marktplatz empor und zeigt den Fürsten auf dem Pferde, angethan mit allem Ehrenschmucke seiner Erzherrlichkeit, in welcher der schlichte Herr sonst gar nicht mehr zu sehen war.

Othmar der Gütige war in seiner Jugend viel auf Reisen gewesen, in allen Welttheilen, und stets bei Königen und Kaisern zu Tische geladen, was die Schreckenburger mit besonderem Stolze erfüllte. Auch gieng im Reiche die erhebende Mär um, dass der durchlauchtigste Herr von Schreckenburg mit allen Potentaten der Welt brüderlich du auf du stehe.

Umso einfacher gab der Fürst sich zu Hause.

Sein Schloss, welches außerhalb des Ortes auf einer Anhöhe stand, hätte jeder Fremde für ein stattliches Gutsgehöfte gehalten, wenn nicht über dem Thore das Wappen der Schreckenburger, ein dreiköpfiger Adler, angebracht gewesen wäre. Es war theils aus Stein, theils aus Holz gebaut, hatte einen halb um das Gebäude herum laufenden Söller, helle viereckige Fenster, etwa dreißig an der Zahl, und über dem flachen Schindeldach ein zierliches Thürmchen für ein Glöcklein, das den Nimbus einer Sturmglocke trug, thatsächlich aber nur zu den Tageszeiten geläutet wurde. Ein Gehöfte mit Viehstand und Scheunen lag hinter dem Wohnhause in behäbiger Breite da, belebt von emsigem, munterem Gesinde.

Der Haushalt des Fürsten war der eines wohlhabenden Gutsbesitzers und bestand aus sieben Personen, den Hausknecht mit eingerechnet, der, wenn es Gäste gab, im verbrämten Wolfspelz mit Stab und Reichsapfel am Thore zu stehen hatte.

Der Fürst war ein Mann in jenen Jahren, da das Haupthaar voran zu schüttern und hinten zu grauen beginnt. Er war stets glatt rasiert und trug eine goldene Brille. Er gieng im grauem oder, wenn

es Sonntag war, im schwarzen Tuchanzuge herum und war mit Ausnahme des Propstes und des Reichshauptmannes der einzige im Reiche, der gewichste Stiefel trug. Wenn er zu Fuß durch das Fürstenthum wandelte, lief alles, jung und alt, auf ihn zu und küsste ihm die Hand. Wenn er zu Pferde langsam dahintrabte, da wurden die Gesichter der guten Schreckenburger ganz leuchtend vor Stolz, denn jetzt war er der, so auf dem Marktplatze stand in Erz für alle Zeiten. In Wahrheit schaute der Fürst aber auf dem Pferde aus wie ein freundlicher Landarzt, der zu einem Kranken reitet. Beweibet war Erzfürst Othmar III. nicht, auch nie gewesen, obwohl er gegen Frauen, und selbst wenn sie dem kleinen Gewerbestand angehörten, eine gewisse ritterliche Ehrerbietigkeit beobachtete. Die Ehrerbietigkeit ließen sich die Eheherren und Liebhaber der Schreckenburger Schönen noch leidlich gefallen, wenn der Fürst aber artig wurde und den Weibchen die Wange kneipte, da empfanden sie so etwas wie die Jacobiner zu Paris vor hundert Jahren. Doch muss gesagt sein, dass der Fürst es sich stets angelegen sein ließ, seinen Unterthanen ein würdiges Vorbild von Rechtschaffenheit abzugeben. Für einen Seelenkenner wäre es vielleicht nicht unschwer zu merken gewesen, dass Fürst Othmar die Vereinsamung bereits zu fühlen begann. Nicht sosehr die Vereinsamung auf dem Throne, denn die ist der Gekrönte gewohnt, als vielmehr die Vereinsamung im Gemache und des nahenden Alters.

Eines Tages war er unten im Thale in ein altes Bauernhaus getreten, um mit dem Nachbar eine wirtschaftliche Angelegenheit zu besprechen. Da fielen ihm die stattlichen Kästen und Truhen auf, die in der Stube standen. Sie gefielen ihm, sie würden seinem Hause, das seit den zerstörenden Bauernkriegen nicht an Überfülle von Prunkgegenständen litt, ein freundlicher Schmuck sein. Er fragte den Bauern, ob er ihm diese schöngebauten, festgefügten und kunstvoll geschnitzten Kästen nicht verkaufen wolle?

„Ah nein, gnädiger Herr“, antwortete der alte Landmann, „diese Kästen da geben wir nicht her, sie sollen schon im Haus bleiben für unsere Kinder und Kindeskinder.“

„Diese können sich ja wieder welche machen lassen“, meinte der Fürst.

Der Bauer schüttelte den Kopf, das würde nicht gut gehen. Die jungen Zimmerleute nennten sich zwar jetzt fürnehme Meistertischler, brächten so was aber nicht mehr zuwege; sie hätten keine Geduld dazu und auch nicht den Schick. Bei denen müsse ein Kasten in acht Tagen fertig sein, gleich aus jungem Holz, wie es der Förster vom Wald verkauft. „Nachher kreistet's und kracht's, nach einem Jahr kann man die Finger in die Fugen und Sprünge stecken, die Kastenwand kriegt einen Buckel wie das Kameelthier oder eine Mulde wie die Fleischhackerschüssel. Ah nein, die Kästen geben wir nicht her.“

Der Fürst hat auf solchen Bescheid seines Unterthans zu Boden gestarrt und vielleicht sogar mit einer gewissen Wehmuth der guten alten Zeit gedacht, wo man so schöne Tischlerarbeit machte, und wo man solch schöne Tischlerarbeiten den Unterthanen gelassen wegnehmen konnte.

Als hierauf die Hausmutter in die Stube trat, um mit Weißbrot und gelbem Butter den Landesvater zu ehren, sagte zu ihr der Bauer: „Das ist mir rechtschaffen zuwider, Brigitta. Unser Herr hat Gefallen an diesen Kästen, und wir mögen sie nicht weggeben.“

Die Hausmutter versetzte: „Da wird leicht geholfen sein. Diese Kästen hat der Zimmermann Reimar gemacht vor dreißig Jahren, wie wir zusammengeheiratet haben, und der Reimar lebt ja noch. — Gnädiger Herr, bitt' gar schön, ein Stückel Brot und ein Batzel Butter nicht zu verschmähen.“

Der Fürst setzte sich an den Tisch und griff zu. Dieweilen wurde nach dem Zimmermann Reimar geschickt. Der hatte einen krummen Fuß, kam am Abend in den Fürstenhof und blieb dort. Er ist dort geblieben etliche Jahre lang. Er hat zeitweilig einen Gesellen mitbeschäftigt, die längste Weile aber allein gearbeitet, er hat dem Landesfürsten das Haus eingerichtet. Die drei großen Stuben waren schon von altersher mit gutem Holz und schlichtem Schnitzwerk ausgetäfelt und geziert, so wollte der Fürst noch ein Nebengemach traulich einrichten lassen mit Täfelung, Truhen und Kästen und einem geräumigen Himmelbette. Da hatte also der alte Reimar zu schaffen. Er ließ sich gute Weile dabei und baute. Er baute ein Wandgesimse, eine Geräthetruhe, zwei breite Gewandkästen, eine Ofenbank, einen Uhrkasten und endlich das stattliche Himmelbett mit dem Hute darüber, dessen jede Ecke versehen wurde mit dem Ornamente des dreiköpfigen Adlers. Er arbeitete ohne Vorbild und Pläne, die Zeichnungen machte er gleich mit Zimmerfarbe und Reißblei aufs Bau- oder Schnitzholz. Und dieses Holz war an zwanzig Jahre unter dem Dachvorsprung einer Scheune, hoch an der luftigen Wand gelegen, um gehörig austrocknen zu können. Der alte Reimar hatte ein Sprichwort: Der Bräutigam soll seine Braut und der Zimmermann sein Holz sieben Jahre lang kennen, bevor er anhebt. An grünem Holz that er nicht einen Handgriff. Mit dem Hammer schlug er an den Block, klang dieser gut, so wollen wir in Gottes Namen anfangen! Die größte Stube des Hauses hatte er sich zur Werkstatt erkoren, da hobelte er, schnitt und schnitzte. Häufig saß der Fürst da und schaute dem weißhaarigen Meister in Hemdärmeln und mit dem Lederschurz bei der Arbeit zu. Die gieng wie ein langsames Uhrwerk, aber jeder Handgriff hatte einen Zweck und eine Folge. Dabei war der Mann so behaglich und heiter, sagte manchmal ein spaßhaftes Wort, während sein altes Auge an der Arbeit haftete. Dem Fürsten that der Anblick wohl, wie da ein kleiner Mann aus dem Volke seine

Seele gleichsam in ein Kunstwerk umgestaltete, in welchem sie fortleben wird, vielleicht länger als die Geschlechter, die an dem Werke mit Bewunderung und Liebe vorübergehen. Mehrmals geschah es, dass der Fürst sich sogar an den Tisch setzte, wo der Reimar sein Mahl einnahm. Denn mit dem Gesinde aß nur der Geselle, der Meister zog es vor, allein zu sein und machte auch mit dem Herrn nicht allzuviele Höflichkeiten. Wenn der Fürst das Butzenscheibenfenster des Erkers öffnete, so überblickte er von demselben aus sein Reich; der Zimmermann hätte das von sich nicht sagen können, er hatte sein Lebtag auch in anderen Thälern, selbst drüben im Herzogthume Häuser gebaut. Fürsten kann es geben, Zimmerleute muss es geben. Also fühlte er sich in dieser Burg nicht besonders unterthänig.

Eines Tages kam der Fischerjunge Winard ins Haus und brachte auf dem Rücken eine Fischlagel mit, in welcher Wasser schwupperte. Er grüßte in der Stube ehrerbietig den Meister Reimar und fragte dem gnädigen Herrn nach.

Der alte Diener war vorhanden und berichtete, Seine Durchlaucht könnten jetzt nicht gestört werden, sie wären just beim Regieren.

„Wenn's nichts anderes ist, so soll er nur herauskommen", sagte der kühnliche Bursche, „ich muss wissen, ob der gnädige Herr die Forellen selber haben will, oder ob ich damit um ein Häusel weiter gehen soll. Heute ist Freitag, und morgen bringe ich sie nicht mehr an."

Der Diener gieng hinein, um das zu melden, da entschuldigte sich der Fürst artig vor seinem Ministerium, das aus dem Propste, dem Kreishauptmanne und dem Meister Grobschmied bestand, gieng hinaus und ließ sich die Fische zeigen. Es waren stattliche Thiere und glitten munter in ihrem nassen Gemach auf und nieder.

„Sind sie nicht zu jung?"

„Ich bin zwanzig, gnädiger Herr", antwortete der hübsche Bursche.

„Die Forellen, meine ich."

„Ah so. Na, die werden nicht mehr besser."

„Gut, lasse sie da."

Am Abende desselben Tages war kein Gast vorhanden, und der Erzfürst saß bei den blaugesottenen Forellen allein. Er rief den Zimmermann: ob er Forellen liebe?

Aber der Meister lag schon in seinem Bett und seufzte. In letzter Zeit litt er an der Gicht. So saß Seine Durchlaucht recht einsam da. Der Kammerdiener war brummig. Wenn die Thiere wenigstens lebendig gewesen wären. Aber sie lagen feierlich auf dem Silberteller, sie waren so sinnig mit einem grünen Kranz von Krautwerk umgeben, wie sich selbst ein Erzfürst keine schönere Aufbahrung wünschen könnte. — Der Fürst fand am Essen kein Vergnügen, er stand vom Tische auf, fasste

den silbernen Armleuchter und stellte sich damit vor den Spiegel. Seit einiger Zeit hatte er sich den Schnurrbart wachsen lassen, der war durchaus noch nicht grau, sondern hübsch nussbraun, wie der Meister Reimar die Kästen streicht. Aber was anfangen? In der Jugend hatte er wohl gelernt, wie man Weiber gewinnt, doch wie man um ein Weib freit, das schien ihm eine verdammt heikliche Aufgabe. In solchem Falle kann der Herrscher nicht einmal seine Geheimräthe zu Rathe ziehen. Das kommt nun davon, dass er mit den Nachbarspotentaten den Verkehr so völlig vernachlässigt hat. Übrigens hatte der Fürst auf seinen Weltreisen Reiche kennen gelernt, deren mächtige Herrscher sich in der Wahl einer Ehefrau durchaus nicht einschränken lassen. Bei uns: Eine Prinzessin ist dem Prinzen vorgeschrieben. Zwei Gekrönte auf einem Throne, ist das aristokratisch? . . .

Am nächsten Tage, als der Fürst gelegentlich in die Tischlerwerkstatt trat, um der Arbeit des Alten zuzusehen, der nur das Zimmerhandwerk gelernt hatte und nun die edelsten Tischlerarbeiten schuf. Meister Reimar lag aber im Bette, und ein Mädchen war da, das ihn pflegte. Das machte sich gar nichts draus, als der gnädige Herr eintrat, sondern beschäftigte sich eifrig damit, dem Alten warme Tücher um die Beine zu winden und ihm die Kissen zurecht zu legen. Dieses Mädchen hatte ein Haar wie Seide. Wie Naturseide, so lichtgelb und zart. Das waren gar keine Haarfäden mehr, das war purer Flaum; so wallte es hinter den Achseln hinab, und in der Mitte war es lose zusammengehalten mit einem blauen Bändchen. Der Fürst gieng hinaus in seinen Thiergarten, dort hatte er etliche Hirsche und Rehe drinnen und in einem hohen Drahtgeflechte zwei Fasanen. Die Hirsche waren noch nicht zahm, flohen mit hochgetragenem Gestäme ins Dickicht. Ein klaräugiges Rehlein blieb vor dem hohen Besuche stehen, ohne irgend ein Zeichen von Angst oder Ehrfurcht. Der Fürst legte gesalzenes Brot in die hohle Hand und hielt es ihm vor. Das Reh schnupperte hin, fraß es aber nicht. Da trat ein junger Mensch hinzu und sagte: „Wetten wir was, gnädiger Herr, von mir nimmt es das Brot!“

„Kümmere du dich um deine Forellen!“ versetzte der Herr und wandte sich ab, denn der dreiste Ton des Burschen war ihm zuwider. Diesen Fischerjungen muss man unter die Soldaten stecken, dass er Manier lerne.

„Na, Alter, klappt's heute mit den Beinen?“ fragte Seine Durchlaucht an einem nächsten Tage, als Meister Reimar wieder bei der Arbeit war.

„Schön Dank, gnädiger Herr, es thut's wieder.“

„Das Alter zwickt wohl schon ein bisschen?“

„Ah, des Alters wegen möcht's schon noch passieren.“

„Wie alt seid Ihr denn, Reimar?“

„Zu Martini achtundsiebzig.“

„Allen Respect. Ich meine für das, was Ihr noch leistet.“

„Solang' mich die Augen nicht verlassen . . .“

„Saget, Meister, wer war denn das junge Frauenzimmer, welches Euch so sorgfältig gepflegt hat vor etlichen Tagen?“

„Die Hedwig meinen der gnädige Herr. Muss wohl recht um Verzeihung bitten. Mir hätte schon auch im Haus keine Wartung gefehlt, aber wenn ein Kind einem zugeht, das kann man nicht wehren, muss einen noch freuen.“

„Es war doch kein Kind mehr“, sagte der Fürst. „Mag wohl schon an siebzehnmal über Sylvester gesprungen sein.“

„Es ist so, gnädiger Herr, meine Enkelin lauft schon im achtzehnten um.“

„Euere Enkelin? Sagtet Ihr nicht letzthin, dass ihr ein alter Junggeselle wäret?“ fragte der Fürst.

„Wie man halt eben so sagt“, versetzte der Zimmermann, „ist nur damit gemeint, dass ich nie verheiratet gewesen bin.“

„Und eine Enkelin, sagt Ihr?“

„Ja mein!“ rief der Alte aus, dieweilen er mit dem Reifmesser an einem dreiköpfigen Adler herumschnitzte, „in dieser Sache hat sich der Mensch nicht zu beklagen, da ist alleweil Segen Gottes genug vorhanden.“

„Ist sie ein Tochterkind?“

„Ein Sohnkind, gnädiger Herr. Aber ehelicherweis. Mein Sohn ist braver gewesen wie ich.“

Der Fürst wandelte hernach in der Pappelallee auf und ab, die Hände am Rücken, das Haupt gesenkt. Seine verflogene Jugend hatte ihm kein solches Glück aufbewahrt. Wenn er einmal an der Gicht darniederliegt, wird ihm keine Enkelin warme Tücher um die Beine winden.

Von dieser Zeit an forschte Othmar III., wann der Zimmermann Reimar denn wieder einmal an der Gicht darniederliegen würde. Der ließ darauf warten. Hingegen kam eine sehr schöne Frohnleichnamsprocession. An diesem Tage pflegte zu Schreckenburg aller Pomp entfaltet zu werden, den der Ort aufbrachte. In früherer Zeit war auch der Hofstaat ausgerückt, der Erzfürst in seiner vollsten Würde, Prinzen und Prinzessinnen, Edelknaben und Zofen, da strahlten an den Mänteln und Roben die Goldspangen, an den Diademen die Diamanten. Das war längst nicht mehr. Zur Zeit des schlichten Volksfürsten Othmar III. gab es derlei nicht zu sehen. In seinem schwarzen bürgerlichen Gewande, begleitet von den Spitzen der Behörden, gieng er hinter dem Baldachin einher, sein entblößtes Haupt blinkte diesmal in der Sonne silberiger als je. Seine Andacht war an diesem Frohnleichnamsfeste keine gewöhnliche. Vor der Priesterschaft wallten in langen weißen Gewändern vier Kranzjungfrauen dahin, die auf rothseidenen Kissen die Marterwerkzeuge Christi trugen. Diese

Jungfrauen waren alle schön und blühend wie der Mai, aber eine davon war anders als die übrigen. Sie überragte die anderen um eine halbe Kopflänge, ihr Haar wallte wie eine lichte Seidenwelle über den Nacken hinab. Ihre Wangen waren wie die Blüte des Apfelbaums, ihr Haupt senkte sie nicht, wie die drei Genossinnen thaten, zu Boden, aufrecht trug sie es, und ihr großes Auge mit dem feuchten Glanze schaute vor sich hin gegen die Berge, auf welchem der Himmel ruhte. Würdevoll wie eine Königin. Sie trug auf ihrem Kissen die Dornenkrone des Heilandes. Das ist die Krone des Volkes. Hat der Erzfürst eine bessere?

„Das Adlerschnitzen geht Euch gut von der Hand“, sagte am nächsten Tage der Fürst zum Zimmermann. Dieser hatte gerade wieder den dreiköpfigen in der Arbeit für das Himmelbett.

„Na, wohl doch nicht, gnädiger Herr. Das ist ein vertracktes Vieh. Da könnt's wohl auch passieren, dass man das Thier gar nicht erkennt, wie es dem alten Herzog drüben ergangen ist mit seinem zweiköpfigen. Dem hat sein Jäger einmal vom Hochgebirg einen Adler heimgebracht. So, das soll ein Adler sein? ruft der Herzog dem Jäger zu, du mit deinem Jägerlatein bleibe mir vom Leib! Glaubst du, ich kenne den Adler nicht? Ein Adler hat zwei Köpfe.“

„Und unserer hat drei“, lachte der Fürst, belustigt von dem Spottgeschichtchen, das man über seinen Nachbar allenthalben erzählte. Dann sprang er über: „Was meint Ihr, Meister, sollten die hohen Herrschaften aus ihren Wappen nicht einmal das Thier herausnehmen und den Menschen hineingeben?“

„Oho, den brächte unsereiner noch weniger zuweg. Der Mensch, heißt es, soll in der Kunst das Allerschwerste sein.“

„Es müsste ja gerade kein geschnitzter sein? Vielmehr ein lebendiger, wie ihn Gott erschaffen hat! Was meint Ihr dazu?“

„He he“, lachte der Alte, wie auf einen Spass.

Der Fürst rückte dem Zimmermann näher und setzte sich auf das Hintertheil der Schnitzbank. Plötzlich sagte er: „Meister Reimar, machet Feierabend für heute. Wir wollen einmal eins plaudern mitsammen.“

Der Alte hieng das Schnitzmesser an die Wand, befreite das dreiköpfige Ungeheuer aus der Zwänge und sprach: „Wohl eine rechte Freud', so was. Wie unser gnädiger Herr gemein ist!“ In seiner Weise wollte er damit der Leutseligkeit des Fürsten ein Lob sagen.

„Wird Euch Euere Enkelin nicht bald wieder einmal besuchen? Wo wohnt sie denn? Nehmet sie doch ganz zu Euch, Vater Reimar, in diesem Hause ist Platz genug.“

Der Antrag rührte den Alten fast zu Thränen. Eine Woche später war der Fürst bereits in der Lage, heimlich seine Studien zu machen an dem schönen heiteren Mädchen, das in dem Schlosse herum-

wirtschaftete, so geschickt, harmlos und fein, als wäre es darin geboren worden. Nach wenigen Tagen beherrschte es in Form einer fröhlichen Dienstfertigkeit die Beschließerin und die alte Kochfrau, ohne dass diese es merkten. Sie war die Unbefangenheit selber, auch dem Fürsten gegenüber. Dieser gieng scharf drein, denn viel überflüssige Zeit für sein Vorhaben war nicht mehr vorhanden. Eines Tages befahl er, das Frühstück solle ihm die Hedwig auf das Zimmer bringen. Und diese lud er ein: „Willst du nicht auch eine Tasse mit mir trinken?"

„Oh Gott!" lachte das Mädel auf, „wann hab' ich heut' schon gefrühstückt! Das ist schon lang' geschehen."

„So bist du am Ende wohl wieder hungerig?"

„Das thät' sich doch nicht schicken", antwortete sie. „Wenn dem gnädigen Herrn schon allein die Zeit lang wird beim Frühstück, so soll er halt eine gnädige Frau dazu nehmen." Das sagte sie munter und harmlos hin. Der Fürst aber stand auf und trat rasch auf sie zu. So rasch, dass sie erschrocken einen Schritt zurückwich. „Hedwig!" sagte er leise, und sonst nichts, kein Wort. Sie verließ rasch das Zimmer.

Der Kammerdiener des Fürsten bat noch an demselben Tage um seinen Abschied. Wenn ihm schon gar eine Bauerndrulle vorgezogen werde zur Bedienung! Man hätte es ihm gar so deutlich nicht zu machen gebraucht, er hätte es auch etwas weniger deutlich verstanden, dass er überflüssig geworden sei . . . Laut gröhlend wandte er sich gegen die Wand.

„Franz", sprach der Fürst zu ihm mit gütiger Stimme, „Franz, du bist ein altes Schaf." Das alte Schaf hat den Abschied nicht erhalten. —

„Herr Reimar! Herr Hoftischlermeister!" rief es eines Tages hinter ihm, als der Zimmermann zur Dämmerstunde durch den ruhsamen Park gieng und sein Abendgebet verrichtete. Und als er sich umwandte, sah er, wie ein junger Mann auf ihn zueilte. Es war aber der Fürst, der so flinke Schritte machte und so frisch aufgelegt war.

„Herr Tischlermeister!" fuhr der nahekommende Herr fort, „wollt Ihr ein schönes Märchen hören? Es ist sehr alt, vielleicht kennt Ihr es schon von der Mutter her."

Der Zimmermann blieb ehrerbietig stehen und horchte.

„Es war einmal ein König", begann der Fürst, den Alten am Arm nehmend und mit ihm zwischen den Ahornen dahinschreitend, „dieser König war sehr mächtig und hatte viele Städte voll von Unterthanen. Er aber wohnte in einem großen Schlosse und war einsam. Wisset Ihr, was das ist: Einsamkeit?"

„Ich kann mir's denken", sagte der Zimmermann, „das ist Langweile. Ich hab' sie weiter nie gehabt."

„Aber der König hat sie gehabt, Reimar! Als er jedoch ans Freien dachte, da fiel ihm das Räthsel ein. Kennt Ihr es? Was ist das, Meister: Gott sieht's nie, der König selten, der Bauer alle Tag?"

„Hoho, das wird wohl seinesgleichen sein!" entgegnete der Zimmermann.

„Seinesgleichen, gut. Also sah der König sehr selten seinesgleichen und unter den wenigen Prinzessinnen gefiel ihm keine. Er trug sich in ganz eigenthümlichen Meinungen über das Weib. Er wollte eine Besondere haben. Die Richtige ist nicht auch die Erstbeste von seinesgleichen. Er wollte eine große Auswahl haben, um seine einzige sicher zu finden. Er dachte an denjenigen, der seinesgleichen alle Tage sieht."

„So hätte er sich ein feines Bauernmädel aussuchen sollen", meinte der Zimmermann.

Der Fürst blieb plötzlich stehen, kneipte den Alten am Arm und sagte: „Das hat er gethan."

Der Zimmermann zog's ins Bedenkliche und sprach: „Wenn das Bauernmädel klug ist! Ich wollt' mich doch erst besinnen, ob ich einem König die Hand geben möchte."

„Wisset Ihr", sagte der Fürst, „der Mensch hat zwei Hände. Auch der König. Geht eine Verbindung zur rechten Hand nicht, so geht sie vielleicht zur linken. Meinet Ihr nicht auch so?"

„Hab' es wohl einmal gehört", meinte nun der Alte. „Zur linken Hand. Verstehe aber den Unterschied nicht."

„Ich auch nicht, Meister. Aber wir drehen uns um die Sonne und wissen nicht warum. So drehen wir uns um Sitten, für den einen haben sie Sinn, für den anderen nicht. Thatsache ist, dass der Fürst ein feines Kind aus dem Volke freien will . . . ."

Der Zimmermann schwieg. Es wurde ihm unheimlich. — Diese hohen Herren! Sie mögen sonst noch so brav sein, in dem einen Punkt denken sie leichter, als andere Leute! — An seine Hedwig dachte der Alte, da wurde ihm heiß in der Brust. Am Ende ist's doch gefehlt, dass sie im Schlosse wohnt. Sie ist ein heiteres dummes Ding und weiß nichts. Man muss sie heim zum Vater schicken. —

Der Fürst nahm sich jeden Morgen vor, an diesem Tage mit Hedwig ein entscheidendes Wort zu sprechen. Aber zum Teufel, das war schwerer, als er es sich gedacht hatte. Auf dem Wege des Scherzes hatte er's schon versucht, dabei kam er nicht weit, das Mädel wusste sehr klug zu parieren. Ob sie nicht eine Erzfürstin sein möchte? war eines Tages, als sie mit dem Wedel die Ahnenbilder abstaubte, seine Frage.

„Das wär' mir nicht zuwider", antwortete sie, „da wollt ich mir gleich einen schönen Erzfürsten nehmen." Dabei versetzte sie einem graubärtigen Ahnen mit dem Wedel eins ins Gesicht. — Und der hohe

Herr hatte nicht den Muth, mit ihr zu sprechen. Eines Morgens war sie fort. Sie hätte heim müssen ins Elternhäuschen, um die Ziegen auf die Weide zu führen. Die Ziegen!

Mit finsterer Stirn trat der Fürst in die Werkstatt. Der alte Reimar war just daran, das Himmelbett zu streichen.

„Wieder braun und wieder braun!“ rief der Fürst. „Muss denn alles dunkel sein? Das Bett will ich blau haben, himmelblau. Warum fragt Ihr mich nicht, wie ich's haben will, wenn Euch der gute Geschmack fehlt? Oder traut Ihr dem meinen nicht? Misstrauen! Ich glaube fast, man misstraut mir. Das möchte ich erst sehen, nach wessen Willen es zu gehen hat in meinem Hause, in meinem Staate!“

Verblüfft schaute der Zimmermann drein, dann antwortete er: „Nach dem meinen nicht. Ich hab's auch nur aus Gefälligkeit gethan.“ Legte den Pinsel weg und packte sein Werkzeug zusammen. — An der einen Seite ist das Himmelbett braun gestrichen, an der anderen Seite lacht uns noch heute das nackte Holz an, erzählend vom beleidigten Handwerksmann, der dem Fürsten plötzlich die Arbeit aufgesagt hat. Und da soll noch einer behaupten, dieses Schreckenburg wäre kein moderner Staat!

Dem Erzfürsten that es heimlich weh, den Meister beleidigt zu haben, aber er holte ihn nicht zurück. Ein Fürstenwort ist nicht von heut' auf morgen, doch gieng er von dieser Zeit an häufiger auf die Jagd. Er gieng über die Felder des Landmannes und schoss Haselhühner, er gieng an den Fluss und fischte Forellen, er gieng auf den Almweiden hin, wo die Rinderhirten und Ziegenhirtinnen sind, und schoss nichts. Da war es einmal am Wasser, dass der Fischerjunge Winard, der ihm die Lagel nachtrug, seine Schafpelzmütze abzog, die der Bursche auch im Sommer trug und jetzt zwischen den Händen knüllte, und dass er gar unterthänig zum Fürsten die Worte sprach: „Gnädigster Herr! Ich bitt schön', ich hätt' halt schon lang ein Anliegen!“

„Was ist's, mein Sohn, was fehlt dir?“ munterte ihn der Fürst freundlich auf. Er war ja selber kein Freund von Förmlichkeiten, und es war wahrlich nicht das erstemal, dass er seinen Unterthanen, wie er sie immer noch zu nennen pflegte, unter Gottes freiem Himmel Audienz ertheilte.

„Getrau' mir's halt frei nicht zu sagen. Es ist was recht Wichtiges . . .“ So stotterte der Bursche.

„Du weißt, was in meiner Macht steht . . .“

„In — des gnädigen Herrn Macht thät's wohl stehen.“

Jetzt blickte ihn der Fürst prüfend an. Er kannte den hübschen und klugen Jungen schon seit länger. Manchmal auch war er ihm schon zu keck gewesen. „Ist dir etwa deine Stelle nicht mehr gut genug? Ist dir der Sold zu gering?“

Der Bursche wurde tiefroth im Gesicht und murmelte kaum verständlich: „So bin ich nicht, dass ich Geldes wegen meinen Herrn auf der freien Weite angienge. . . .“

„Dann ist's . . .“ der Herr griff ihm ans Kinn und hob ihm das Haupt: „Schaue mich an, Knabe! Ist's die Liebe?“

Neigte der Junge heftig den Kopf: Ja, das wär's, die Liebe.

„Und dein Schatz will dich nicht? Ja, siehst du, das geht manchem so.“

„Wollen thät' sie mich sonst schon“, gestand der Bursche, „aber 's hat ihr wer was in den Kopf gesetzt. Sie kunnt eine bessere Partie machen, sagt sie.“

„Ich will dir etwas sagen, Junge. Den Nebenbuhler musst du ausstechen.“

Halb abgewendet antwortete der Bursche: „Er ist halt viel stärker als ich. Zwar das nicht, stärker nicht — aber angesehener.“

„Wohl ein Bauer?“

„Das nicht.“

„Gar ein Bürger?“

„Wohl ein wenig mehr.“

„Was tausend! Ein Gutsbesitzer?“

„Und noch etwas dazu, gnädigster Herr.“

„Zum Räthselrathen sind wir beide nicht beisammen, mein Junge!“ sagte der Fürst etwas ernster.

„Ich glaub's auch gar nicht“, versetzte der Bursche dreister. „Es geht nur so ein Gerede. Und die Leut' sind ganz wild darüber. Sie sagen, dafür thät' ein braves Bauernmadel zu gut sein. Aber die Weibsbilder setzen sich's gleich in den Kopf und glauben die größte Dummheit. — Der gnädigste Herr wollt' sie haben, sagen sie . . . .“

Das war jetzt für den Erzfürsten keine Kleinigkeit. In solcher Lage war er nie gewesen und von seinen Berufsgenossen auch kaum jemals einer. Darauf ist keine Hofetikette eingerichtet. In zorniger Erregung wählte er den kürzesten Weg und sprach sehr langsam und nachdrücklich: „Was sagst du? Diese Dreistigkeit geht doch über alle Begriffe! Ich rathe dir . . . .!“ Mit dem Finger wies er in die Ferne.

Jetzt ereignete es sich aber, dass der Bursche kerzengerade vor ihm stehen blieb, dass er mit den blonden Wimpern zuckte und trutzig das Wort sagte: „So ist es doch wahr . . . .“

Der Fürst gieng mit raschen Schritten dahin, der Bursche eilte ihm nach, glühend und bebend vor Aufregung rief er gellend: „Nachher setzt's was, gnädiger Herr! Die Hedwig lass' ich nimmer, und wenn's meinen Kopf kostet.“

Der Herr wandte sich noch einmal um und schaute sich das im Liebeswahnsinn brennende Menschenkind an.

„Wer mir das Mädel untreu macht“, rief der Bursch, die Fäuste ballte er, mit den Zähnen scharrte er, „da setzt's was! Ich bin auch nicht allein. Ich hab' Kameraden!“

Warf die Fischlagel zu Boden und sprang durch das Struppwerk davon.

— Erzfürst Othmar! Klang das nicht wie eine Kriegserklärung?

(Fortsetzung folgt.)

Geistesgruß.

Drei Capitel aus dem Leben.

Von **Hans Grasberger.**

I.

Ob man Orte, wo man glücklich, noch glücklich gewesen, ohne Noth wieder besuchen soll? Die gewöhnliche Lebensklugheit widerräth's, der Wehleidige vermeidet es. Denn man findet die geliebten Plätzchen so schön nicht wieder; sie scheinen verödet; nüchtern muthen sie uns an, als wären Geist und Seele aus der Gegend entwichen. Dies sollte dieselbe Sonne sein? Und dieser See hätt' uns so wohlig gewiegt und geschaukelt? Und so kahl ist das Gestade, auf welchem zuvor ein jeder Schritt ein trautes, seliges Wandeln war? Busch und Baum schauen anders darein, und die gepriesenen Fernen sind ohne Reiz und Duft. Begreiflich auch; wir hegten den Lieblingsaufenthalt in der Erinnerung als ein Traumland, davor die Wirklichkeit nicht bestehen kann.

Und nun erst die Menschen! Es sind viele darunter in derselben Sorglosigkeit, in dem Glück und Behagen, dessen damals wir uns erfreuten. Aber weit entfernt, dass wir an ihrem harmlosen Thun und Treiben uns neidlos labten! Sie befremden, sie ärgern uns, sie scheinen unser zu spotten und gleichen fühllosen Automaten. Da geht's ja zu wie in einem Narrenhause; wir müssten uns schämen, uns so aufgeführt zu haben!

Spät erst kommen wir zur Erkenntnis, dass wir es sind, die nicht mehr hieher passen, dass unsere Voreingenommenheit uns ungerecht macht, dass wir da suchten, was wir unmöglich mehr finden konnten. Und einmal so weit gekommen, wecken wir am vermeintlichen Gegensatz unser einstiges Glücksgefühl auf.

Nun freilich zieht man mit ängstlichem Bedacht die bekannten Pfade wieder, verweilt, wo man damals gern gerastet, hält Umschau, wo früher die Welt so freundlich sich aufgethan, und versucht zu sein, was man einst vorgestellt. Und das Gedächtnis ist willig; es schafft eins ums andere herbei, was vor Zeiten sich ungerufen eingefunden; an dieser Stelle erneut, an jener sich ein sinniges Wort, ein scherzender Einfall, ein fröhlicher Augenaufschlag, ein zärtlicher Händedruck, ein schämiges Geständnis; süßen Stimmen lauscht man, holden Gedanken hängt man nach, und ja, wo sind die alten, die lieben, gewohnten Gesichter?

Die Täuschung hält nicht vor; der Wandel tritt dich schmerzlich an: du bist nicht mehr, was du warst; du hast nicht mehr, was du besessen; der Verlust ist unwiederbringlich; du bist verarmt und fühlst dich doppelt vereinsamt da, wo dir das Beste zu ungetrübten Feierstunden einst beigesellt gewesen.

Der wehleidige Selbstling geht diesem Vergleich, diesem Erinnerungsweh aus dem Wege: er vermeidet Gegenden, in denen er nicht wieder gedeckten Tisch zu finden hoffen kann.

Nicht so derjenige, der trotz Alter und bitterster Lebenseinbuße sich das Herz warm und menschenfreundlich erhalten will, der nichts mehr fürchtet, als vor der Zeit am Gemüthe einzutrocknen, dürr, theilnahmslos und unnütz zu werden. Solch Edler weiß, dass das Mitgefühl steter Übung bedarf; ihn schaudert vor der Öde in der Menschenbrust, und nicht leben wär' ihm lieber, als lebend den Tod schon im Herzen tragen. Ihm ist längst bewusst, dass die zarteren Regungen in uns nicht bloß auf unser persönliches Glück, auf das eigene Wohlbefinden anstehen, und er ist für das Wohl noch dankbar, nachdem es sich in Weh verwandelt; denn man bleibt des Lieben, das man gehabt, nur würdig, indem man auch den Verlust, den Schmerz auffrischt, und absichtlich dem Erinnerungsweh ausweichen, heißt auch das Andenken an das genossene Gute trüben.

Es ist erst noch die Frage, ob Professor Leitner sich wirklich in derlei Betrachtungen ergieng. Wahrscheinlich war es für ihn eine selbstverständliche Sache, nach der berühmten See-Idylle, nun er ihr auf dem Schienenwege so nahe gekommen, einen Abstecher zu machen. Vor zwei Jahren hatte er daselbst mit seiner Gattin geweilt, und dies ist die letzte gemeinschaftliche Sommersiedlung gewesen. Bald darauf, im rauhen Winter, verlor er die treue Lebensgefährtin — sie, der jüngere Theil, schied, und mit Besorgnis mag ihr brechender Blick an den weißen Locken des Zurückbleibenden gehangen haben. Man findet sich in diesem Schmucke nicht leicht mehr zurecht im verödeten Hause, zumal wenn auch die Kinder bereits sich abgetrennt und in fremdem Boden Wurzel geschlagen haben. Und solang auch die Ehe gewährt hat, als glückliche endete sie immer noch zu früh. Und mag den Tag über auch Nebel eingefallen sein,

mag's geregnet oder gewittert haben, der Lebensabend hatte sich umso schöner als klarer gestaltet. Es ist gerade das mildere, das gedanklichere Alter, das man gern innig gesellt zubringen möchte. Leitner sollt' es nicht so gut haben, und wenn er der Hingeschiedenen gedachte, so war's, als fasst' ihn die frostige Nacht an, nachdem er das Glühen und Verblühen des Sonnenunterganges staunend, wehmuthsvoll geschaut. Dass von ihm die bessere Hälfte genommen, sagt' er sich nicht ohne Vorwurf, und wie für den kräftigeren, so hält er sich auch für den gröberen Theil.

Leitner hatte bereits die Lohnkutsche bestiegen, den Blick der mächtigen Gebirgswelt zugewendet, die im Abendlichte auch immer ausdrucksvoller vortrat. Er hatte Mann und Gefährte gar nicht näher ins Auge gefasst, jetzt aber fiel ihm die Rückenfigur des Kutschers auf, und unwillkürlich fragt' er:

„Schwager, heißt Ihr nicht Leinfellner?"

„Das schon, gnädiger Herr!" erwiderte der Angeredete mit einem Rückblicke; „mir ist gleich so vorgekommen, als müsst' ich Sie schon einmal in meinem Wagen gehabt haben, aber mit Verlaub, damals sind Sie nicht einspännig . . ."

„Wie, auch einspännig fahrt Ihr?"

„Nein, was ich sagen wollt', wenn's nicht zu ungeschickt herauskommt, damals sind Sie, denk' ich, nicht einspännig dahergekommen."

„Leider wahr! Hätt' ich bald gesagt. Wahr ist's, man kann über Nacht zum Witwer werden, und zwei Jahre sind's her. Setzt mich auch gleich wieder bei der ‚Goldenen Krone' ab."

„Ich hätt' mir's eh so gedacht, gnädiger Herr!"

Und Leitner beugte sich im Wagen vor, um dem Kutscher eine Cigarre zu überreichen.

„Ich dank' schön, und Ihnen zu Ehren!" sagte dieser lächelnd; „sonst hätt' ich mir schon meine Pfeife angezündet. Die Gegend kennen Sie wohl so noch?"

Der Professor nickte und erinnerte sich, auch damals mit seinem Cigarrenvorrath nicht geizig gewesen zu sein.

Es ist etwas anderes, ob man eine Landschaft zum erstenmale neugierhalber mit gespannter Erwartung mustert und hierüber mit einem guten Gefährten Wahrnehmungen austauscht, oder ob man mit schwermüthigen Erinnerungen wiederkommt und pietätsvolle Gänge vorhat. Der Professor betrachtete die liebliche Seebucht mit den dräuenden Bergen im Hintergrund nicht viel anders, als wir das wieder und wieder hervorgeholte Bild eines Verstorbenen, den man lieb gehabt — die Augen gehen einem leicht über dabei. Auch begann es schon zu nachten.

Als der Wagen vor dem Gasthof hielt, that der Professor, aussteigend, einen Fehltritt, er übertrat sich den Fuß.

„Warum habt Ihr mich nicht auf das hohe Trittbrett aufmerksam gemacht?“ fragt' er den Kutscher ärgerlich.

„Jesus ja! Wenn ich Frauen mithab, vergess ich's eh nicht leicht. Sie haben sich doch nichts gethan, gnädiger Herr?“

„Ihr könnt mir nicht helfen, ein paar Tage Zimmerarrest kostets. Und gebt ein andermal auf Eure Passagiere mehr acht!“

Leinfellner zog beschämt ab und mit verlegener Miene umstanden Kellner und Stubenmädchen den neuen Gast.

„Es scheint nicht viel zu sein“, beruhigte dieser, und ohne Vorbedacht fragt' er: „Ist das Zimmer Nummer sieben frei?“

„Leni, Nummer sieben?“ fragt weiter der Kellner die Magd, und diese antwortet: „Alles ist besetzt; gerade nur das große Gassenzimmer Nummer sieben ist noch frei; sind gnädiger Herr allein?“

„Das verschlägt nichts; ich nehm es, nehm es“, wiederholte Leitner mit Nachdruck. Er schien überrascht und befriedigt zu sein.

Der Professor lehnte die Treppe hinauf jede Beihilfe ab, bestellte sich das Abendessen aufs Zimmer und untersuchte, nachdem er einen raschen Umblick gethan, seinen Fuß; da dieser einem medicinischen Fachmann, einer Leuchte der Universität angehört, braucht man um ihn nicht weiter besorgt zu sein.

Und Leitner hatte eine Beschäftigung, die ihn von rückschauenden Gedanken, von rührenden Erinnerungen abhielt. Dass er schließlich gut schlief und ins späte Erwachen kein mahnendes Traumgesicht herüber nahm, ist vielleicht diesem Umstande zuzuschreiben.

II.

Leitner war nach so ergiebiger Nachtruhe mit seinem Fuß zufrieden. Wenn er ihn diesen Tag über noch schonen wollte, so geschah es lediglich, um sich danach desto sicherer auf ihn verlassen zu können. Und war's draußen auch sommerlich schön, die kurze Zimmerhaft gehörte doch nicht zu den unerträglichen Dingen. Denn das Gemach heimelte ihn an; er kannte jedes Bild, jedes Stück Möbel darin, und in *seinem* Bette von damals hatt' er geschlafen.

Er öffnete das mittlere Fenster und lehnte sich hinaus: Jacobi ist ein halber Feiertag, und über den Platz, die Gassen auf und nieder, ziehen ländliche Gestalten, im Gehaben, in Tracht und Farbe, im lässigen Feiergang noch ganz dieselben wie damals. Lächeln, wehmüthig lächeln muss er, indem er bemerkt, dass er sich links an die Fensterwange geschmiegt hält, um Raum zu lassen für ein Zweites, und dass er eben daran ist, rechtshin ein trautes Wort zu richten. Damals freilich ist diese andere Hälfte des Fensters nicht unausgefüllt gewesen.

Mit dem Frühstück kamen Zeitungen, über denen sich gemächlich die ein' und andere Stunde brüten ließ.

Dann nahm Leitner sein Notizbuch vor. Er musste weit zurückblättern, um auf Ort und Zeit, auf Jahr und Tag von jetzt zu stoßen. Und wie nüchtern, wie leer und nichtssagend muthen ihn die dürftigen Eintragungen an! Beredt ist die Sehnsucht, der Kummer, das Leid, nicht auch das gewohnte Glück, der sichere Besitz, und damals war der Professor einem wohlhabenden Mann vergleichbar, der weiß, dass sich seine flüchtig hingeworfenen Zahlen schließlich zu einem artigen Sümmchen gruppieren werden. Jetzt allerdings nahmen sich die Schlagworte in Leitners Tagebuch wie dürre Stecken aus, und eben nur die geweckte Erinnerung geht daran, sie grün zu umranken und in einen Weinberg zu verwandeln, dessen Reben — weinen.

Der Professor wollte nicht in den Speisesaal hinunterhumpeln, sondern ließ sich das Mittagmahl auf sein Zimmer bringen. Er hielt sich damit genau an den reichlichsten Glockenschlag, der ihm bekannt klang. Namentlich achtet' er auf das Glöcklein, das vom Kirchlein auf dem Klippenvorsprung herübertönt. Das ist ein Mahnruf; dahin muss er morgen, denn morgen ist Annatag, und Anna heißt der geliebte Schatten, mit dem er geistig verkehrt, und St. Anna ist die Patronin des Felsenkirchleins, vor welchem er vor zwei Jahren von der ganzen See-Idylle selbander Abschied genommen. Deswegen soll heut noch der Fuß Ruhe haben, auf dass er morgen rüstig sei für die Wallfahrt.

Beim schwarzen Kaffee, bei dem Duft der Cigarre gerieth Leitner in entlegeneres, tieferes Sinnen; denn das Gedächtnis, einmal in Thätigkeit versetzt, verfährt eigenmächtig, indem es bald an diesem, bald an jenem Ort und End' die Vergangenheit aufzurollen beginnt.

Leitner sagte sich, dass er denn doch viel Glück gehabt und genossen, dass er zu Stellung und Geltung gekommen, trotzdem er knapp daran gewesen, für sein ganzes Leben Schiffbruch zu leiden.

Waren das heikelige Tage am Ausgange seiner Studienzeit! Ihn wundert schier, dass und wie er den Gefahren noch rechtzeitig entronnen.

Noch heute kann er nicht ohne beschwingendes Hochgefühl an den 1848er März denken. Wie eine Frühlingslawine ist's niedergegangen, die Altes und Verkommenes hinwegfegte und jungem, frischem Leben Platz schaffte. Das schoss freilich vorzeitig, übermüthig ins Kraut. Aber es war doch so viel ehrliche Begeisterung, so viel Hochsinn, so viel Schaffensfreude in der ganzen Bewegung.

Wohin der Unverstand, der Verrath, die Bestialität trieben, ahnten gerade die Besten am allerwenigsten. Die Wogen giengen hoch, das Unterwasser aber war trüb und schlammig.

Ob's zu den Octoberstürmen kommen musste? So späte Gewitter sind unnatürlich und führen Ernüchterung, jähe Erstarrung herbei. Ach Gott, ja! Blutsühne genug hat das überschäumende Freiheitsjahr gezahlt, und die Richterin Geschichte durft' ihm Amnestie ertheilen. Musst' er das lange, garstige Nachspiel von falscher Biedermännerei, von Verdächtigungen, Angebereien und kalter Verfolgung geben? Wie viele hat dieser Nachfrost um alle Zukunft gebracht und zu halben Existenzen herabgedrückt, zu Bummlern und Verkommenen, der früh ergrauten Entsagungshelden gar nicht zu gedenken!

Und solch ein Los hat auch ihm gedroht, ihm, der ein schmucker, wackerer Legionär gleich so vielen anderen gewesen, nichts weiter, und sein Gewissen rein wusste. Sterben, früh sterben, das hätt' ihn nicht geschreckt; aber vor der Möglichkeit, von geordneter Wirksamkeit abgeschnitten und gewaltsam dem geistigen Proletariat überantwortet zu werden, graut' ihm. Diese Furcht treibt ihn aus der zerstörten Hauptstadt hinaus, so dass er nicht früher halt macht, als angesichts der heimatlichen Berge.

Hier trifft er wider Erwarten Schicksalsgenossen, eine ernste Gesellschaft von jungen Männern, nicht leichtes Studentenblut von früher. Es wird nicht gezecht und gelärmt, nicht raisonniert; zu alledem ist allen die Lust vergangen. Und gleichwohl soll selbst Reue und Scham, soll der Kummer, der trostlose Blick in die Zukunft als verdächtig den Häschern in die Hand gespielt werden. Begreiflich, dass die Tauben wie vor dem niederschießenden Habicht nach allen Richtungen auseinanderstoben, und für Leitner sind die schwersten Wandertage gekommen.

Das Ziel seiner Flucht ist die Heimat, die engste Heimat, die doch wohl für seine Unverfänglichkeit aufkommen kann und wird. Aber Berg und Thal, mehrfach hintereinander, trennen ihn noch von ihr, und der November ist überhaupt kein reizender Reisemonat. Die breite Heerstraße muss jedenfalls vermieden werden, und die Alpenpfade sind einsam, sind rauh und gefährlich.

Schon am ersten Tag verkostete er das, und dass er nur mehr wenig Groschen in der Tasche hat, dass sein Schuhzeug nicht im besten Zustande, dass sein Tuchrock verschlissen ist und wenig Schutz bietet gegen den feuchten Frosthauch auf den Höhen, muss er auch noch inne werden. Noch kann er ein Abendbrot und ein warmes Bett bezahlen, was aber morgen?

Vielleicht bezwingt er mit einem zwölfstündigem Marsch die Entfernung. Dann heißt's aber frühzeitig und ins Ungefähre hinein aufbrechen. So zieht er auch aus. Aber das ist der gewöhnliche Nebel nicht mehr; er verdichtet sich, jede Spur, jedes Vorwärts erschwerend, und geht in Regen über.

Sei's darum; nässer als bis auf die Haut kann man nicht werden, und Bewegung erhält warm! Wenn nur erst diese Sattelhöhe erreicht ist;

eine zweite und dritte läſst ſich, wenn man auf Waſſerlauf und Graben achtet, umgehen. Freilich verlängert jeder Umweg die ſaure Wanderung. Vielleicht hellt ſich's aber doch etwas auf.

Und etwas lichter wirds zwiſchen den träufenden Äſten — ein ganzer Baum iſt ſchon längſt nicht mehr zu gewahren. Es iſt aber Frühſchnee, der fällt, naſſer, ſchwerer, unangenehm aufklatſchender, ſchmutzig zerfließzender Frühſchnee!

Selbſt das Vieh auf der Alm erträgt auf die Dauer nicht dieſen garſtigen Miſchmaſch von Regen und Schnee; es flüchtet aufwärts, ſich lieber dem trockenen, ſcharfen, erſtarrenden Schneetreiben ausſetzend. Ein gefährlicher Troſt das, der gehetzte Legionär weiß es! Trotzdem klimmt auch er empor, willens, den Berggrat zu erreichen, eh noch das Unwetter jeden Pfad verweht, jede Ausſicht unkenntlich oder unmöglich gemacht hat. Und er vollbringt das ſchier Unmögliche, aber wie müde, wie erſchöpft; und wie wenig iſt noch mit dieſer Überanſtrengung erreicht!

Er muſs ſich in den friſchen Schnee werfen, um auszuruhen, und es wäre nicht der ſchlimmſte Tod, und bald überſtanden wär's, und vorderhand wenigſtens ein reinliches Bett hätt' er, ſagt er ſich, den Einflüſterungen der Muthloſigkeit Gehör gebend. Der Sprung ins Leben zurück iſt oft ſchwerer gethan, als der aus ihm hinaus ins große Ungewiſſe; und es iſt eine Heldenthat, das Daſein weiterzuſchleppen, während uns der Tod umſchmeichelt. Als ſich der Wanderer aufraffte, um ins Thal niederzuſteigen, wuſst' er, welch theueren Einſtand er gezahlt für eine mögliche Zukunft.

Der Abſtieg durch Schnee und Regen, im Sturm, der die Bergwände entlang rast und aus den Klauſen hervor heult, erfordert unausgeſetzte Aufmerkſamkeit, und das hält zur Noth die moraliſche Kraft und Wachſamkeit des Flüchtlings noch aufrecht. Als er aber vor dem hinterſten Thalſchluſs die Tiefe erreicht, verläſst ihn jede Haltung und Selbſtzucht. Er tappt und ſtapft vorwärts wie eine ſeelenloſe Maſchine. Das nächſte Dach ſoll und muſs ihn aufnehmen, und wär' es das des Abdeckers oder des Häſchers. Die frühe Nacht ließ auch eins vom anderen nicht mehr recht unterſcheiden — es ſollt' aber keines von beiden ſein.

Er erinnert ſich noch genau der flehentlichen Worte, die er an das ſchlanke, helle Weſen richtete. Am Brunnen war's, und ſie kam Waſſer holen, die wenigen Schritte vom Hauſe her, und hatte bereits aufs Geräuſch des Nahenden gehorcht. Im feuchten, im letzten Zwielicht war das Geſicht ſtumpfer als das Gehör. „Mädchen oder Frau! Könnt' ich hier ein trockenes Lager und einen Biſſen Brot bekommen? Ich kann nicht weiter, bin ſterbensmüd. . . .“

Und das kluge Kind darauf: „Kommt nur gleich zum Vater mit herein. Heut' iſt ja unſer Wild beſſer dran, da es doch weiß, wo es ſein Futter und Obdach hat.“

Das gastliche war also ein Forsthaus und dem tüchtigen, klarsehenden Mann darin war das Schicksal des Fremdlings in die Hand gegeben. Schon am anderen Morgen, nachdem er seinen jungen Gast schärfer ins Auge gefasst, sagte er zu diesem: „Was wollen Sie in der Heimat, wo man Sie mit misstrauischen oder schadenfrohen Blicken messen wird? Bleiben Sie bei mir, bis es draußen in Wien wieder leidlich sicher ist. Meine Anna hat einen lernbegierigen Kopf und ich lasse mir gern die Bücher kommen, die Sie ihr verschreiben mögen.“

Und so hat er seine Anna kennen gelernt, so auf Geist und Gemüth derselben in ihrem empfänglichsten Alter Einfluss nehmen können; und dass er seiner Retterin auch fern vom stillen Waldwinkel gedachte, versteht sich von selbst.

Es war das erste Ersparnis aus seiner selbständigen ärztlichen Praxis, das er an ein goldenes Armband verwendete, in dessen Innenseite er den Tag seiner Verzweiflung und seiner Schicksalswende graben ließ. Aber erst nach Jahren konnte der Dankesspende die Werbung folgen, und um den jungen Hausstand zu bestreiten, hieß es da Botanik, dort Mineralogie vortragen, Ordinationsstunden abhalten, seine Präparate an den Mann bringen und literarische Arbeiten verwerten. Das brockte sich so zusammen und wir hatten frischen Lebensmuth dabei.

Wo nur das Armband hingerathen sein mag? Lieber könnte mir kein Stück ihrer Hinterlassenschaft sein! Irr' ich nicht, so war's auf der Heimfahrt von hier, wo sie den Verlust gewahrte und unter Lächeln bemerkte: „Anton! Anton! Ich fall' ab; ich verliere das Bracelet, ohne dass ichs spüre! — Sieh zu, bald wird mir auch der Ring vom Finger fallen!“

Leitners Auge feuchtete sich, und als er gegen die Fenster blickte, wunderte er sich, dass draußen ein Sommertag warm, sonnig, rosig zur Rüste gieng.

III.

Am nächsten Vormittag gieng Professor Leitner aus, der Vorübung wegen, wie er sich sagte. Der Fuß schmerzte ihn in der That nicht, nur durft' er demselben nichts Ungewöhnliches, Seiltänzerisches zumuthen.

Die Erscheinung des würdigen Herrn war im Örtlein noch keineswegs vergessen, und sie musste angenehm auffallen, denn er trug seine weißen Locken nicht viel anders als ein stattlicher Fruchtbaum seinen Blütenschnee. Leitner wurde daher da und dort gegrüßt. Auch mit Wiener Bekannten traf er zusammen, die ihn anredeten, mit denen er sich niederließ. Und man sprach von Gleichgiltigem, was oft geläufig vom Munde fließt, während ein schämiger Gedanke tiefer sitzt.

Zu Mittag betrat der Professor den Speisesaal, und er fand das Tischchen leer, daran er gewöhnlich mit seiner Frau platzgenommen; da der Gäste nicht übermäßig viele waren, konnte das nicht sonderlich auffallen.

Er zog sich gern wieder auf sein Zimmer zurück, um da die heißesten Stunden zu verbringen.

Nun durfte aber doch schon die frischere Seeluft wehen mit regerem Wellenschlag, rauschender Brandung. Dieser Lockung war er immer gefolgt, und seine Anna nicht minder, wenn sie auch meist von der surrenden Esplanade hinweg auf einsamere Pfade ablenkten. Heute betrat er sie kaum einsamer, aber stiller, schweigend. Statt nach dem Schattenspender hatte er nach dem kräftigeren Stock gegriffen, aus Vorsicht; denn er hatte ein ansehnliches Stück Weg vor sich und eine kleine Anhöhe überdies.

Sein Absehen war ja zunächst aufs Kirchlein am Gestade gerichtet. Der Fels, der es trägt, hat sich längst grün bebuscht. Nur eine schmale Rippe, glatt und ebengetreten seit Jahrhunderten, verbindet ihn mit dem Ufer. Vorn fällt er steil ab ins Wasser, das an ihm emporzischt und ihn gluckfend unterhöhlt. Das schlanke Thürmchen der Kirche überschaut den See in dessen weitester Ausdehnung. Es ist der Leuchtthurm für Kähne, die einzeln und geschart herüberkommen, oft hell mit fröhlichen Leuten bemannt, wenn eine glückliche Braut den Mittelsitz einnimmt, oft mit dunklen Schweigern, ernsten Betern, welche einen Sarg über Bord genommen haben: in Freud und Leid, zum ersten und letzten Segen dieselbe Einkehr! Das Kirchlein ist vielbesucht, aber eng ist die Bucht und schwierig die Anfahrt.

Leitner hat sich das Kirchlein aufsperren lassen und findet das Altarblatt darin heute deutsamer als je zuvor — so hat sich ja auch seine Lieblingstochter an die Mutter geschmiegt, so ernst und würdevoll ist sie von ihr zum Guten und Tüchtigen unterwiesen worden!

Ins Freie tretend, hält er auf dem Plätzchen, hält er da und dort auf dem hellen Gehsaum, der das Kirchlein umgibt. Von da wie dort ist die Aussicht schön. Die Sonne steht schon tief und verbreitet über den Wasserspiegel ein blendend Geglitzer, goldigen und rosigen Schimmer, so dass die Grundfarbe des Sees, blau und grün, im Lichtbilde nur den Schatten abzugeben scheint. Die kleinen Fenster der Siedelungen am jenseitigen Ufer haben Feuer gefangen, und die Höhen dahinter umflort warmer Golddämmer, während auf anderer Seite die Fernen blauen oder am nackten Gewände bluten und glühen.

Das alles ist sich gleich geblieben, und Leitner schaut es doch mit anderen Augen. Es fehlt der mitbegeisterte, mitgenießende Theil, und vergebens lauscht er auf ein freudig weisendes: Sieh' da hin und dort, wie schön!

Vom geheiligten Fels niederwärts erstreckt sich der stimmungsvollste Theil der Seeumrahmung. Alte Bäume beugen sich vom Steilrand des

Ufers über den Pfad, ihn völlig beschattend oder nur ein zitterndes Lichtgesprengel zulassend. In diesen Laubgang verirren sich die gewöhnlichen Lustwandler selten; es fehlt ja an Bänken und Plauderplätzchen darin; Anton und Anna hatten ihn vor Zeiten förmlich entdeckt.

Leitner hatte kaum diese Richtung eingeschlagen, als munteres jugendliches Stimmengewirr an sein Ohr dringt. Es kommt von dem seichten, feinsandigen Badeplatz her, auf dem sich die Knaben und Halbwüchsigen des Örtleins, denen die vornehmen Cabinen unzugänglich sind, gern tummelten. Er wird auch schon der acht bis zehn Kerlchen ansichtig, von denen die wenigsten Badehöslein anhaben; das vorgebundene Sacktuch genügt auch. Der Professor hätte kein feinfühliger Anatom sein müssen, wenn ihn dieses Glieder- und Muskelspiel, dieser tollende Übermuth, dieser wagende Wetteifer der Jungen nicht hätte ergötzen sollen.

Auf einmal sondert sich ein breitschulteriger Knirps von den übrigen ab, mustert einen aufgerafften Gegenstand, sucht ihn im Wasser abzuspülen und mit Hand und Arm zu reinigen, endlich freudig ausrufend: „Da seht, was ich gefunden habe!"

Im Nu ist er umringt, und der eine und andere sucht ihm das aufglitzende Ding zu entreißen. Der Kleine ist jedoch flink und theilt tüchtige Püffe aus, davon manch Größerer ins Nass zurückpatscht.

Nun will man aber dem Glücklichen den Fund verleiden. „Was ist's denn auch?" heißt's. „Ein rostiges Bracelet . . . beim Juden kriegst du nicht einen Gulden dafür!"

Leitner hat kaum das Wort Bracelet aufgefangen, als ihn eine seltsame Ahnung durchzuckt und er möglichst rasch an die überraschte Jugend herantritt. Am liebsten wär' er gleich mitten unter sie ins Wasser gesprungen. Einige, und der Finder unter ihnen, hätten gern Reißaus genommen, aber das gieng nicht an, vonwegen der Kleider, die sie am Ufer hätten zurücklassen müssen. Zudem mahnten und beschwichtigten die Besonneneren: „Was lauft ihr denn? Es ist ja — der Herr Professor!"

Leitner ruft der Schar zu: „Ich will euch nicht berauben! Schaut nach, ob sich innen im Reifen nicht der Name Soundso und die Jahreszahl 1848 eingegraben findet."

Das reizte die Wissbegierde, den Untersuchungstrieb der kleinen Männer. Kopf an Kopf beugte sich über den Ring. Er wanderte von Hand zu Hand; er ward gegen die Sonne gehalten, gedreht und gewendet und jedes Auge vermeinte schäfer zusehen zu können. Der Finder aber fieng an zu weinen.

„Dummer Bub', du kriegst es ja wieder!" brummte geringschätzig der Größte, der natürliche Führer der frierenden ABC-Schützen.

Und an diesen sich wendend, fragt der Professor ungeduldig: „Nun, findest du nichts darin?"

„Das heißt“ — erklärte der Lange stolz wie ein Gelehrter, der eine Entdeckung gemacht hat — „Anton; ich seh' es deutlich. Und dann kommt ein großes L und ein kleines t, und ganz am Ende steht wirklich 1848.“

Den Frager schwindelt; es weiß zunächst nichts zu sagen als: „Dann gehört das Armband mir oder richtiger meiner Frau.“

Allgemeiner Schrecken! Jetzt fürchten die Jungen ernstlich, um die Beute zu kommen. Sie machen gemeinsame Sache und zeigen nicht übel Lust, tiefer in den See hinein zu entrinnen oder gar den Bettel ins Wasser zurückzuwerfen.

Leitner lächelt, aber das nützt nichts; er muß andere Saiten aufziehen. Und so sagte er denn: „Kinder, ich nehm' euch nichts. Ich mach' euch einen Vorschlag. Keiner soll zu kurz kommen, am allerwenigsten der Finder. Zieht euch an, die Abendluft ist kühl. Wir gehen zusammen zum Bürgermeister oder zum Goldarbeiter, wie ihr lieber wollt, und ich zahle mehr, als der Armring wert ist.“

Das ließ sich hören. Aber jetzt musste man acht haben, dass der Käufer nicht entwische. Der Breitschulterige hielt sein Glückspfand fest, und keiner seiner Kameraden verließ ihn. Und der würdige Professor zog mit Gefolge vors Bürgermeisteramt; „denn der Jud gibt nichts“ hieß es, und damit war der Goldarbeiter gemeint.

Mit dem ausgelösten Schatz gieng Leitner ohne Verzug auf sein Zimmer. Eine ungemeine Rührung hatte sich seiner bemächtigt; mit Mühe hatte er sie bisher zurückgedrängt — hier endlich darf er sich ungescheut von ihr übermannen lassen.

Erst fließen Thränen.

Dann lehnt er sich auf dem Divan zurück, als wollt' er träumen, geschlossenen Auges. Aber nah' und ferne Erinnerungsgebiete durchmisst sein Geist.

Dann fällt wieder sein Blick auf den Ring, der vor ihm auf dem Tisch liegt; er fasst ihn an mit zitternder Hand, als wär' er des Besitzes noch immer nicht ganz sicher.

„Theures Vermächtnis! Gestärkt kehr' ich zu Amt und Pflicht zurück, glücklicher, als der sich ein goldenes Bließ geholt. Und wie wunderbar kommt mir das zu, nach Ort, nach Tag und Stunde wunderbar! Ich könnte grübeln, um alles einem freundlichen Walten des Zufalls zuzuschreiben. Aber das kränkte dich, Verklärte, und dein tieferes Empfinden. Du bist die Geberin, und willig beug' ich mich deinem Sinn. Das runde Armband, unser erstes Vereinigungszeichen, kehrt zu mir zurück, aber ich betrachte das nicht als etwas Aus- oder Abschließendes. Ein Unterpfand bleibender Vereinigung sei mir diese deine Spende, ein Gruß von dir, ein wahrer Seelen- und Geistesgruß!“

Ein schneidiges Dirndel.

Dorfbild aus Steiermark von **Peter Rosegger.**

„Dirndel, heut'!"

„Was denn heut'?"

„Heut' hab' ich dich endlich einmal!"

„Wer? Du mich? Hi hi hi!"

„Ja, ich dich. Ha ha ha!"

„Da wird sich wohl einer schneiden!"

So begann ein Zwiegespräch zwischen dem Johann Wendlinger und der Kunigunde Reiterin, als sie selbander des Weges giengen ins Dorf zur Kirchweih. Er war um zwei Köpfe größer als sie, sie um einen gescheidter als er.

„Warum just du mit mir so trutzig bist, Kundel?" fragte er sie.

„Und warum dir just mein Trutzigsein so zuwider ist, Hansel?" war ihre Widerred'.

Er blieb stehen, breitete seine Arme aus und rief mit großem Schwunge: „Weil ich dich liebe!"

„Hi hi hi, jetzt hätt' ich bald gelacht!" versetzte sie lustig.

„Was gibt's da zu lachen, möcht' ich wissen!"

„Ist's Dir lieber, wenn ich flenne?" lachte sie.

„Gern haben sollst mich!"

Antwortete sie: „Für so einen schönen Buben thät' ich wohl viel zu schlecht sein. Und du thust halt gerad' einmal in drei Stucken nit für mich passen."

„Na, das wär' nit schlecht!" sagte er und richtete sich stattlich auf, so dass man die Pracht seiner Gestalt, seines Tuchgewandes und seiner Uhrkette recht imstande war, zu bewundern.

„Sein thut's so", fuhr sie fort, „fürs erste bist du mir zu schön, fürs zweite zu stark und fürs dritte zu reich."

„Geh, foppe du einen anderen!"

„Gewiss auch noch!" versicherte sie. „Will dir's auch sagen, wie es gemeint ist. Denn weil du mich am heutigen Tage schon das drittemal

fragst — du siehst, dass ich meine Knöpf' mach' im Sacktüchel — so muss ich dir doch meine Meinung einmal fürhalten."

Ganz ernsthaft stand es vor dem eckigen Burschen, das kleine lose Ding mit dem rothen Vollmondgesichtlein und mit dem blauseidenen Busentuch über die anmuthige Gegend herab, von der er sein Auge nicht konnte wenden.

„Schau, Bübel, sein thut's so!" begann sie. „Dein Haar thut eh schön glanzen, auch wenn du es nit thätest schmirren mit Schweinfett. Und dein sakrischer Schnurrbart möcht' doch sicher auch ohne Schusterpech ein paar Hördeln aufbringen. Und dass du viel Thaler hast, weiß ohnehin jeder, dass du sie nit erst müsstest an der Uhrkette spazieren führen. Dass du stark bist, glaubt man dir auch gern, ohne dass du alle Sonntag einen Raufhandel anheben müsstest. So, jetzt weißt es."

Der Bursch glotzte nur einmal verblüfft drein, auch beobachtete er die Vorgänge auf dem Gesichte des reschen Dirndls, ob es wirklich Ernst sei, oder ob man die Rede als Spass nehmen dürfte. Das letztere gieng nicht recht an, so sagte er stark gedämpft: „'leicht könntest einen Schulbuben nehmen, der noch keinen Bart hat zum Spitzen, oder einen alten Taderling, der kein Haar mehr hat zum Schmieren. Oder einen Pfründner, so einer wird dir gewiss keine Thaler spazieren führen und auch keinen Raufhandel anheben — verstehst!"

„Hi hi, jetzt ist er schon giftig!" kicherte sie.

„Und raufen thu' ich eh nur deinetwegen!" setzte er bei. „Weil sie mich allemal spötteln, dass du mich nit magst, diese Haderlumpen!"

„Und deswegen soll ich dich halt mögen, dass du dich nachher prahlen könntest, gelt?"

„Hörst, Kundel, mit dir ist nichts auszureden. Du thust mir's zu Fleiß, du bist eine boshaftige Person. Aber das sag' ich dir, Madel, wenn i ch dich nit haben kann, so soll dich ein anderer auch nit haben. Denk', was ich gesagt hab'!"

Wie jetzt sein Gesicht blass geworden war, wie er seine Finger in die Tuchweste einkrampfte, da wäre es der Kunigunde schier lieber gewesen, sie hätte auf diesem Wege ihr Gutachten über seine Eigenschaften nicht ausgepackt.

„Werden wir's halt sehen!" sagte sie noch in einem fast singenden Ton und gieng hinüber zum rechten Straßenrand, dieweilen der Hansel an dem linken mit seinen etwas sichelbeinigen Läufern schwerfällig dahinschritt. Er steckte seine Hände in die Hosentaschen und fieng sachte an zu pfeifen.

Nach einer Weile fieng er wieder an: „Ist's dir dort drüben auf dem steinigen Rain lieber, wie bei mir herüben?"

„Bedank' mich schön, darüber hab' ich noch nit nachgedacht", antwortete sie kurz. Dann pfiff er wieder so halblaut vor sich hin. Ein

Märschlein pfiff er und dachte, sie würde nach seinem Takte Schritt halten. Sie trippelte aber viel zu rasch dahin.

Auf einmal fragte er: „Ist dir das Gernhaben leicht zu wenig? Willst geheiratet sein?“

„Freilich“, antwortete sie.

„Jetzt ist mir der Teuxel schon einerlei, ich heirate dich auch!“

„Ja, bitt' Dich gar schön, sei so gut!“ spottete sie.

Jetzt hätte ihr der neuerdings entrüstete Hansel gerne gesagt, dass sie, die arme Person, froh sein könnte, wenn er, der reiche Bauerssohn, sie nehme. Aber sie war keine arme Person. Sie war die jüngste Tochter des zwar nicht reichen Zimmermeisters Reiter. Ihre älteren vier Schwestern waren bereits angesehen verheiratet und ganz ausgezeichnete Hausfrauen, die steinfest zu ihren Männern hielten, gesunde Kinder hatten und dabei selber noch alleweil schöner wurden. So war natürlich auch die Jüngste dieser guten Gattung rechtschaffen umworben.

Um die Auszeichnung anzudeuten, die ihr durch seinen Antrag werde, sagte er nun: „Wenn ich will, an jedem Finger bleibt mir eine hängen!“

„Glaub' dir's“, antwortete sie. „Und die an den Fingern nit Platz haben, kannst dir der Reihe nach ans Uhrkettel fassen. Auf deinen Hut kannst ihrer auch ein paar stecken.“

Den Burschen zuckte es in den Armen, er knollte die Fäuste im Sack, die Kundel merkte es wohl; kichernd eilte sie fürbass, er trottete hinten nach und sann auf Gelegenheit und Mittel, den Hohn zu rächen. Dass diese Zimmermeisterische so gar nicht dranzukriegen ist!

Als sie gegen das Dorf hinabkamen, war sie ihm schon um hundert Schritte voraus. Der Hansel gesellte sich zu einem Kameraden, der duckmauserisch dahinsiffelte und sich fortweg mit dem rothen Sacktuchballen im Gesicht herumfuhr, weil er Triefaugen und eine Triefnase hatte. Dem klagte er die Hoffart der Kundel.

Der Duckmauser entgegnete in weinerlichem Tone: „Sollst dir halt zu helfen wissen. Ein einziges Nachtel ist genug, um Weiberleuthoffart auszutreiben.“ —

Beim Hirschenwirt war Tanzmusik. Alles, was sauber und lustig war im Thale, hatte sich bereits eingefunden, und auch etwelches, was nicht sauber war. Es wurden schon die Kerzen angezündet, und das ist allemal eine reizende Zeit.

Die Kundel war auch da, mit ihrem Vater, dem Zimmermeister. Der saß mit dem Schullehrer und dem Schmied und dem Schneidermeister im Extrastübel, und sie sprachen fast so klug wie ein Minister und so schön wie ein Professor über die Wahlreform. Ob auch Unverheiratete wählen dürfen, Bauernknechte, Handwerksgesellen? Die im Extrastübel waren darüber

noch lange nicht einig, als im Tanzsaal das allgemeine Wahlrecht bereits praktisch ausgeübt wurde. Jeder ohne Unterschied des Standes wählte sich eine. Die meisten Wahlen wurden für giltig anerkannt, nur die alte Schlägelduttin bestritt ihrem Manne das Wahlrecht, zerrte den Armen aus dem Wirtshause und heim ins finstere Duttenhäusel.

Ein junger Mensch, der mit einer blassen, aber gutmüthig dreinschauenden alten Frau in die Wirtsstube trat, wählte auch, vorläufig aber nur den Tisch, an dem sie sich niederlassen wollten. Derselbe stand in der Nähe des Ofens, und an ihm saß die Kunigunde Reiterin mit einer verheirateten Schwester. Gar artig verneigte sich der junge Mann vor den Weibern und seine Mutter — die mit ihm gekommen war — meinte freundlich, sie setze sich schon gern in die Nähe des Ofens, warm! Das sei ihr das liebste auf der Welt.

Das waren die Kleinwächtersleute, die draußen in den Auen ein Häuschen besaßen und eine Korbflechterei, die sie ziemlich knapp ernährte. Der Alte war seit ein paar Jahren todt und nun war es ganz an dem fleißigen Paul, das kümmerliche Gütel aufrechtzuhalten und seiner Mutter ein Beistand zu sein. Heute hatte er sie auf die Kirchweih geführt, dass sie wieder einmal ein Tröpfel Wein verkoste und lustige Musik höre. Gar besonders festlich nahmen sich die Leutchen nicht aus.

Die Frau trug ein schwarzes Kleid und ein dunkelbraunes Halstuch darüber, genau wie sie es bei dem Leichenbegängnisse ihres Mannes angehabt hatte, auch denselben schwarzen Strohhut mit dem Florbande. Schwarz, meinte sie, könne man immer tragen. Ihr Sohn, der Paul, hatte ein lustiges, mattgraues Gewändlein an; die lichtblaue Halsschleife und eine Spätnelke im Knopfloch zeigten seine festtägige Stimmung aber immer noch nicht so entschieden an, als sein frisches, heiteres Auge, mit dem er jetzt die Kundel anlachte. Er war ein ganz hübscher Junge, nur ein bisschen zu weichmüthig und unterthänig in der Stimme, als er jetzt eine kleine Flasche Wein mit zwei Trinkgläsern und einer Semmel bestellte. Der dicke Wirt röchelte überlaut lachend die Worte hervor, zur Kirchweih bekomme man bei ihm nur fleischene Semmeln! worauf die Frau bescheiden entgegnete, Nachtmahl gegessen hätten sie schon zu Hause.

Der Paul kam zwischen Ofen und Kundel zu sitzen, wozu er scherzend bemerkte: „Na, kalt wird mir bei diesem Tisch nit werden.“ Dabei lächelte er das Dirndel gar treuherzig an und zupfte an dem Flöckchen seines Schnurrbärtleins, das schüchtern und völlig farblos über dem Mundwinkel hervorguckte.

„Der Ofen ist ja gar nit geheizt!“ lachte die Kundel lustig auf.

„Wenn das ist, dann muss ich mich näher an diese Seite halten“, sagte der Paul und rückte so nahe ans Dirndel, dass sich ihre Ellbogen ein wenig berührten. Und so saßen sie gesittig da und wussten nicht recht,

was sie mit einander sprechen sollten. Weil vom Tanzboden her die Pfeifen und Geigen klangen, so sagte der Bursch endlich leise zu seiner Nachbarin: „Weißt du, lang' wird sich's nit thun mit dem Sitzen da!" Denn der steierische Landler zuckte ihm durch die Beine. „Weil die Mannsleut' kein Fried' geben mögen!" entgegnete das Dirndel, dieweilen trat sie mit ihren Zehenspitzen selber den Takt, ganz heimlich zwar, aber der Junge merkte es doch, und jetzt zuckte es ihm zwiefach durch die Beine, der Landler und ihr Takttreten. Plötzlich stand er auf, nahm das Dirndel am Arm und sagte ganz zärtlich: „Es geht nit anders, gehn wir eins tanzen miteinand!"

Ihr war's recht, und sie eilten hinaus. Es tanzten nur wenige Paare, darunter auch der Wendlinger Hansel mit einer schwarzhaarigen Italienerin, die mit welschen Maurern ins Land gekommen war, und es tanzte der Duckmauser mit einer glotzäugigen Magd. Kaum war unser junges Pärchen schüchtern einmal herumgewalzt, als der Hansel auf sie herfiel und den Paul aus dem Kreise riss: „Jetzt wird nit getanzt, Körbel-Bub! Den Tanz hab' ich gezahlt!" Und es war auch so, der Silbergulden lag auf dem Spielleuttisch.

Blass vor Verlegenheit kamen die beiden zurück in die Stube zum Ofen, dort flüsterte der Paul seiner Mutter zu: „Ich bitt dich schön, ich muss einen Tanz zahlen!"

Die Frau wendete sich halb in die Ecke und begann ihren Kittelsack auszusuchen. Es zitterten ihr dabei die Hände ein wenig, und sie machte kein besonders frohes Gesicht. Endlich hatte sie ein Silberzwanzigerlein herfürgebracht, und gierig, wie es sonst nicht seine Art war, haschte der Junge danach.

Als der eine Tanz aus war, zahlte er den seinen. Rasch strichen die Spielleute das geringe Münzlein in den Lederbeutel, dass es nicht vor den Augen der Leute daliege und ein schlechtes Beispiel gebe! Mit nur halber Lunge begannen sie einen langweiligen „Altväterischen" zu blasen und der Paul begann sich mit der Kundel zu drehen. Dabei lud er kopfnickend die anderen Paare ein, nur mitzuthun, etliche sprangen auch ein, da schrie der Hansel grell: „Aufhören!" und warf einen Gulden auf den Spielleuttisch hin.

„Aushalten!" rief der Paul drein, aber er konnte seinem Befehle nicht den silbernen Nachdruck verleihen, und die Musikanten legten ihre Instrumente auf den Tisch. Sie müssten ja doch einmal ausschnaufen.

„Na, wartet!" rief die Kundel, „ich will euch den Blasebalg schon wieder aufziehen!" Eilte zum Tische und legte ein Guldenstück hin.

„Und ich werde in den Blasebalg ein großes Loch machen, dass er pfeifen kann, wenn die saubere Jungfer Kunigunde mit ihrem Lotterbuben tanzen will!" So der Johann Wendlinger und ließ einen Fünfguldenschein hinflattern auf den Spielleuttisch.

Das war jetzt ein Aufzucken in der Stube, als hätte es allen den Athem verschlagen. Alle schauten auf die Kundel und den Korbflechter

Paul. Der letztere duckte den Kopf und verzog sich. Aber das Dirndel trat vor, trat so nahe hin an den großen Bengel, dass ihre Nasenspitze fast an seine schwere silberne Uhrkette stieß: „Jetzt muss ich schon fragen, der Lotterbub! Was meinst denn damit?“

„Er soll kommen und mich selber fragen!“ darauf der Hansel herrisch.

„Ist's dir nit recht?“ fragte sie scharf.

„Ah, du bist mir eh recht“, sagte er und wollte seine Arme um ihren Nacken legen. „So eine möcht' ich heut'!“

„Da hast eine!“ rief sie, und die Ohrfeige saß ihm an der Backe. — Sie lief hinaus, er taumelte ihr nach, aber nur bis an die Thür, dort wurde er zurückgehalten. Er ballte die Fäuste, musste aber, von mehreren Männern gefasst, stehen bleiben. „Jetzt hast eine!“ spotteten sie, „mit der kannst schlafen gehen.“ Das Gelächter, welches über ihn jetzt losbrach, hat seine Wuth nicht gedämpft.

Als die Kundel in die Gaststube zurückkam, wo der Paul bereits wieder beim Ofen saß, setzte sie sich nicht mehr hin.

Sie stellte sich nur an den Tisch und sagte leise zum Burschen: „Du Paul, wenn du wieder einmal tanzen willst, so nimm dir ein Strohweibel dazu. Heißt das, wenn du es nit etwa für einen Hasenschrecker hältst und davonläufst!“

Dachte er ein wenig nach, was das heißen sollte. Und dann entgegnete er: „Des Wendlingers wegen, gelt? Weißt, ich hab' mir gedacht, mit so einem Flegel will ich nichts zu thun haben und der Gescheitere gibt nach.“

„Geh, geh, red' du dich jetzt auf die Gescheitheit aus! Die ist bei dir ganz unschuldig, verstehst? — Auch mir graust vor'm Raufen, und das hab' ich dem Pölli da draußen heut' auch schon gesagt. Wenn ich aber ein Mannsbild bin und tanz mit einem Madel, und so einer heißt mich einen Lotterbuben und verschimpft sie damit, nachher kriech' ich nit erst der Gescheitheit unter den Kittel — zuschlag' ich!“

„Ja, und schmeißt dich der groß' Lümmel an die Wand wie eine Hafergarb!“

„Ist mir alles eins, 's Madel lass' ich mir nit verschandieren!“

„Musst nit bös sein, Kundel“, sagte der junge Korbflechter und wollte seine Hand zärtlich auf ihren Arm legen. Sie schnellte ihn mit einer raschen Bewegung ab und sagte: „Weißt du, wie's bei den Spatzen der Brauch ist? Ein Mandel, das das Weibel nit kann beschutzen, bleibt allein stehen, als einsamer Spatz! — Damit du weißt, dass ich auch kann korbflechten und brauch' nit einmal Weiden dazu. So, ausgeredet ist's!“

Dass das Röcklein flog, so rasch wendete sie sich um, schritt zu ihren Schwestern und zeigte ihnen an, dass sie heimgehe. Die Schwestern

begleiteten sie, weil der Vater Zimmermann im Extrastübel das Wahlrecht noch nicht fertig hatte.

Pauls Mutter kam jetzt näher an ihren Sohn und fragte, ob es etwas gegeben hätte? Da warf der Paul seinen Kopf in den Ellbogenwinkel und hub an zu weinen.

„Aber Kind! Kind!“ jammerte sie, „was ist geschehen? Thut dir was weh?“

Da sprang der Bursche auf, ballte gegen den Tanzboden die Faust: „Dieser verdammte Lümmel!“ Dann stand er ein paar Augenblicke starr da, im Gesicht war er noch blasser als sonst. Seine Mutter legte die Hände zusammen und hauchte: „Aber Paul! — Aber Paul! — Was machst denn für Augen?!“

Plötzlich riss er vom Ofengeländer einen Balken los und stürzte damit zur Thür hinaus auf den Tanzboden. Nun gieng es rasch vor sich. Ein wüster Lärm, die Musik brach schrill ab, ein gellender Schrei — dann haben ihn ihrer zwei Männer in die Stube getragen.

Am Dorfende, wo das Kreuz steht, wurden die Weiber auf dem Heimwege erreicht. „Habts gehört!“ rief ihnen der Bote nach. „Sie werden gleich läuten. Für den Korbflechter. Für den Paul. Erschlagen haben sie ihn.“ — Die Sterne, die sonst fest am Himmel stehen, huben vor den Augen der Kundel zu tanzen an. . . .

Geläutet wurde. Aber nicht die Sterbeglocke, sondern die Hochzeitsglocke nach sechs Wochen, als der Bursche wieder heil war. Die Kundel hatte wohl gemeint, der Paul könne sich seine Körbe selber flechten und hat den ihren wieder zurückgenommen.

Manchmal ist nämlich auch das Bauerndirndel wie eine exotische Gottheit. Sie begnügt sich nicht mit dem Lippengebet der Liebe, auch nicht mit dem bewussten „ganzen Herzen“, sie will ihr Blutopfer haben, dann ist sie gnädig.

Der Wendlinger Johann ist nicht bei der Hochzeit gewesen. Während im Wirtshause die nämlichen Pfeifen und Geigen klangen, die er früher nach Belieben angerichtet oder abgestellt hatte, saß er mit dem Duckmauser draußen unter einem Heuschober. Der Duckmauser hielt sein Sacktuch vor die triefenden Augen, der Johann biss sich die Fingernägel und knurrte: „Höllsaggra! Ist das ein dummer Tag!“

Des Mimen Kränze.

Von **Robert Hamerling.**

(Original.)

Der Mitwelt reichste Kränze mag der Mime sich verdienen;
Doch seine Kränze welken, ach, so bald und er mit ihnen! —
Dann mag er ausruh'n wohl darauf, als einz'gen Schatz sie hüten,
Doch hungernd ruht sich's hart sogar auf Blumen und auf Blüten.
Viel Schweiß, auch manche Thräne klebt am Lorbeer der Erkornen,
Und welkend wird er dürr und rauh und stechend fast wie Dornen.
Soll sich wie Gutes, Schönes auch nie lohnen schon auf Erden?
Nicht auch des Künstlers Jugendschweiß zum Brot des Alters werden?
Nein! gönnt der Kunst, wie Blüten früh, so späte Frucht zu tragen,
Und nehmt der Sorgen Alp von ihr in ihren Ruhetagen.

18. Februar 1886.

Bei der Königin.

Aus dem Tagebuche von **Peter Rosegger.**

Während jener Vorlesung in Abbazia fiel es mir auf, dass im Zuschauerraum — gleich in der vorderen Reihe — jemand so herzlich lachte. Ein Curortpublicum lacht sonst nicht so, wenn ihm auf echt stoansteirisch Bauernhumor in den Alpen vorgetragen wird. Man möchte in den Fauteuilsreihen vielleicht manchmal auflachen, ist aber nicht ganz klar darüber, ob es sich schickt. Und die Nachbarin lacht auch nicht. Vielleicht wäre es sogar angezeigt, gleich der Nachbarin ein wenig das Näschen zu rümpfen, man zeigt damit bei solchen Gelegenheiten, dass man auf einer ungemein hohen Stufe der Gesittung steht. — Ich kenne diese hohe Gesittung im allgemeinen recht gut und darum wunderte mich das freie, natürliche Auflachen einer Zuhörerin.

Als ich nach Abschluss der Vorlesung, wie gewohnt, rasch meiner Wege gehen wollte, fiel mir vom Zuschauerraum her ein gehobener Arm auf, der über den Köpfen mir zuwinkte. Director Silberhuber war's, der gute Geist von Abbazia. Er bedeutete mir mit heftigen Geberden, über das Trepplein hinabzusteigen in den Zuschauerraum und führte mich sofort zu einer Dame, die schon herantrat, mir die Hand

reichte und in wärmsten Worten dankte für die Vorlesung. Auffallend war's, dass das Publicum nicht davongieng, sondern unbeweglich und schweigend, wie versteinert, im Hintergrunde stehen blieb. In dem Augenblicke fiel mir ein, dass ja zur Zeit das rumänische Königspaar in Abbazia weile, möglicherweise war es eine Hofdame, die da so freundlich mit mir sprach. Nur dass die Dame keine jener banalen Fragen an mich stellte, wie das bei hohen Herrschaften, die für jeden ein höfliches Wort in Bereitschaft haben müssen, kaum anders möglich ist. Wir vertieften uns sofort in ein Gespräch über literarische Angelegenheiten und dabei kam mir zum Bewusstsein, dieses edle, eigenartig schöne Antlitz schon irgendwo gesehen zu haben. War mir nicht ein paar Jahre früher, gelegentlich meines fünfzigsten Geburtstages, ein Bild zugekommen mit der Inschrift „Den ehrlichen Zweifler hat Gott lieb" —? War dieses Bild nicht das Porträt der deutschen Dichterin Carmen Sylva? Und war Carmen Sylva nicht die Königin von Rumänien? — Dieses alles schoss durch meinen Kopf, während die Dame mit mir sprach über meine Werke, über die Art dichterischen Schaffens, über das Glück und Leid poetisch veranlagter Naturen, und endlich in unbeschreiblich inniger Art die Bemerkung machte, nicht in hoher gesellschaftlicher Stellung läge das Glück, wohl aber in der Fähigkeit, Welt und Leben mit dem glühenden, zweifelnden, streitenden, hoffenden und jauchzenden Poetenherzen betrachten und fassen zu können. So ähnlich war ihr Ausspruch und jetzt wurde es mir klar: Sie ist es! Die Königin!

Nachdem wir im Angesicht des ehrerbietig lauschenden Publicums an zwanzig Minuten so gesprochen haben mochten, hatte ich das Gefühl: Wir wären ein seltsames Beobachtungsobject für die Zuschauer, und der Königin, die von der Vorlesung ohnehin ermüdet sein musste, könnte das Stehen beschwerlich werden. Ich sagte daher plötzlich meinen Dank für die hohe Auszeichnung, — und wir giengen auseinander.

Später ward es mir deutlich, hiermit wieder einmal einer Reihe von Ungehörigkeiten mich schuldig gemacht zu haben: Kein Frack, kein Handschuh, keine der Allerhöchsten Frau geltende Ansprache bei der Vorlesung, und jetzt —? War es nicht gerade, als ob ich die Königin entlassen hätte, wie wir so mit einem Händedruck auseinandergiengen? — Vor der Hofsitte könnte für mich kein Bestehen sein. Doch der Gedanke, dass diese Frau keine gewöhnliche Königin ist, sondern eine wahrhaft gottbegnadete Dichterin, die des Lebens gewaltige Tragik erkennt und in ihr leidet, die im Individuum nicht den Unterthan oder den Diener sieht, sondern den ringenden, zagenden, leidgeborenen und freudesuchenden Mitmenschen — dieser Gedanke hat mich beruhigt, gerechtfertigt, und die Königin hat dem Waldpoeten alles freundlich verziehen.

Eine Einladung für den nächsten Tag in die Villa Angiolina, wo das Königspaar wohnte, habe ich nicht annehmen können, weil die Heimreise unaufschiebbar war, doch bin ich dem Wunsche Ihrer Majestät, eine zweite Vorlesung in Abbazia zu halten, eine Woche später mit Freude nachgekommen.

Als ich nun das zweitemal hinabkam an den einzig schönen Strand unseres Meeres, da wurde ich in die Villa Angiolina geladen. Es war wenige Stunden vor der Vorlesung. Beim Eintritte sagte ich mir: Nun nimm dich aber einmal zusammen! Wenn du auch ein Poet bist, alles geht doch nicht. Du nimmst dir ja auch sonst nichts heraus, und hättest wahrlich nicht das mindeste Recht dazu. Also denke, dass du jetzt ins Königsschloss gehst! Denke, was solche Herrschaften an Art, Auftreten und Höflichkeit gewohnt sind. Gib ihnen das Ihre, und du gibst ihnen nicht mehr als anderen, mit denen du nach der Sitte ihrer Kreise verkehrst. — Drei Diener nahmen mir Hut, Stock und Überrock ab, einer führte mich in den ersten Stock hinauf, in ein kleines Zimmer mit Schreibtisch und Büchern. Man bittet einen Augenblick zu warten, die Majestäten hätten eben den Herzog N. N. an den Hafen begleitet und würden bald erscheinen. Ich betrachtete die bürgerliche Einfachheit des Gemaches — es war das Arbeitszimmer der Königin. Ich stand am Fenster und schaute hinaus aufs Meer und auf den blühenden Rosengarten, wo einen Tag früher ein kleines Mädchen auf die promenierende Herrscherin zugegangen war und ihr eine Blume überreicht hatte mit den Worten „Guten Morgen, Frau Königin!“ — Wie es im Märchen steht. — Nun sah ich vom Hafen heran die Herrschaften nahen. Ich glaubte die Königin zu erkennen, den König hatte ich noch nie gesehen. In demselben Augenblick trat jemand zur Thüre herein, rasch auf mich zu: „Nicht wahr, Herr Rosegger? — Es freut mich, Sie kennen zu lernen.“ — Wer war das wieder? Ein Hofbeamter? Im einfachen, dunkelgrauen Civilgewand, mit dunklem gestutztem Vollbart, Adlernase, hoher Stirn und schlicht gekämmtem Haar. — Der König? — Ich war geradezu in die Lage versetzt, fragen zu müssen: „Majestät?“

„Ich werde heute auch in Ihre Vorlesung gehen“, sagte er. Sein Blick war scharf, ernst und doch voller Freundlichkeit, in seinem Gesichte glaubte ich ein ganz leichtes Zucken zu bemerken, vielleicht ob der etwas drolligen Situation.

Ich äußerte mein Bedenken darüber, ob die obersteierische Bauernmundart den Allerhöchsten Herrschaften wohl nicht zu weit ab läge?

„Ich werd' sie schon verstehen“, sagte er, „bin ja viel in den Alpen herumgekommen, in Tirol, in der Schweiz, und habe mit Bauern verkehrt. Ich freue mich, Sie zu hören. Die Königin hat mir schon erzählt.“

Als hierauf die Königin eintrat, schritt der König ins Nebenzimmer, die Thüre blieb halb offen. Wie sie so vor mir stand — das Bild einer deutschen Frau, einer Fürstin, und doch so schlicht, so mild! Ihr blühendes Angesicht, von lichten Locken reich umrahmt, ihr lebhaftes, leuchtendes Auge, gewohnt, dem Menschen kühn ins Innerste zu blicken. Ich habe ihr das meine gerne aufgeschlossen. Ihre seelenvollen Poesien und meine einfältigen Schriften waren uns gegenseitig bekannt, so hat sich das Verstehen leicht gegeben. — Die Königin setzte sich am Schreibtisch in einen Lehnsessel, ich wurde eingeladen, ihr gegenüber platz zu nehmen. Und nun begann ein Gespräch, das mir unvergesslich bleiben wird. So hat noch kein gekröntes Haupt mit mir gesprochen, als die Königin Elisabeth von Rumänien. Um mir selber die Befangenheit zu nehmen und mir meinen Standpunkt klar zu machen, hatte ich gesagt: „Nicht der königlichen Majestät, wohl aber der verehrungswürdigen Dichterin." Die Königin nickte auf dieses Wort mit dem Haupte. Schon lange hatte der Heimgartenmann den Wunsch, aus Carmen Sylvas „Heimat" einige Lieder abdrucken zu dürfen. Als ich nun um diese Gewährung bat, sagte die Königin: „Ach, da will ich Ihnen doch einmal Originalgedichte geben. Sind Ihnen solche nicht lieber? Ich habe welche, die bisher noch nicht gedruckt worden sind."

Aus einem Handkoffer ließ sie sich zwei Bücher thun. In das eine pflegte Carmen Sylva Aussprüche und Sentenzen von anderen Dichtern und Philosophen hineinzumerken, in das zweite schreibt sie eigene Poesien. Eine Anzahl der neuesten, noch ungedruckten las mir die Dichterin vor. Ich halte mich nicht für berufen, den Inhalt dieser Schöpfungen anzudeuten, auch nicht, die Art des Vortrages zu beschreiben, ich sage nur, es war für mich eine Stunde poetischen Genusses und wahrer Erbauung. — Wohl auf hoher Warte muss man stehen, um Welt und Leben so ernst und tief zu fassen, als es Carmen Sylva kann. Bei einigen dieser Poesien hält es die Königin noch nicht an der Zeit, sie zu veröffentlichen. Dann berührte das Gespräch weitere Bereiche: Heimat, Kindheit, Jugend, Glaube, Zweifel und manche Mysterie der Menschenbrust, die den Poeten zu schaffen gibt. Auch Wald und Alpen, und besonders das Meer, dessen Geheimnisse Carmen Sylvas „Meerlieder" uns so bewegend verklären. Gegenüber solchen Bereichen kamen mir meine schwankhaften Vorlesungen trivial vor. Die Königin schien das zu errathen und bemerkte: „Sie wissen es vielleicht selbst nicht, welchen Genuss Sie durch Ihre Vorlesungen den Zuhörern bereiten. Es ist mehr als Schwank, was Sie geben, in jeder Ihrer heiteren Geschichten steckt ein ernster Gedanke; sogar im drolligen „Regenschirm" habe ich einen solchen gefunden."

Darauf mein Geständnis, dass ich mich bei Vorlesungen nicht so geben könne, wie es meiner Wesenheit entspreche, dass man zu sehr auf

das Publicum Rücksicht zu nehmen habe, welches sich leichthin unterhalten will.

„Ich liebe das Ernste“, versetzte die Königin, „ich weiß, dass Sie zum Beispiel in den „Gottsucher“ Ihre ganze Seele gelegt haben, ich liebe dieses Werk sehr, und doch hat auch Ihre heitere Vorlesung mir so wohl gethan. Ach, wie sehr bin ich Ihnen dankbar.“

„So möchte ich doch diesmal eine größere Anzahl ernster Stückchen lesen.“

„Ach nein“, sagte sie, „der König liebt das Heitere. Ernstes hat er in seinem Berufe mehr als genug. Er hat sich in letzterer Zeit so sehr angestrengt, dass die Ärzte nun für ihn Erholung verlangen, die er hier im schönen Abbazia zu finden hofft. Der König hat leider nur vierzehn Tage Urlaub. Dann müssen wir wieder fort.“

Auf meine Bemerkung, dass es für die hohen Herrschaften wohl nicht angenehm sein dürfte, überall, wo sie sich ungeniert ergehen wollen, von einem neugierigen Menschenschwarm umgeben und verfolgt zu sein, sagte die Königin: „Ach, hier ist man ohnehin so liebenswürdig, so freundlich und aufmerksam, wir freuen uns der guten Menschen.“

Dann kamen wir zu sprechen auf Unterschiede der Weltanschauung, die durch gesellschaftliche Sphären bedingt werden, auf die Religion des Volkes, der Gebildeten und der Philosophen. Als wir von den Mysterien und Symbolen des menschlichen Lebens sprachen, sagte die Königin: „Auch die Krone ist ein Symbol, und nichts, als ein Symbol. Die schwerste Prüfung meines Lebens ist die Krone. Wenn man die Noth des Volkes sieht, und keine Macht, kein Reichthum ist groß genug, zu lindern!“

Längst hatte ich auf mein Vornehmen besonders höflicher Aufführung vergessen, und wer es war, der da vor mir saß. Ich sagte offen und unmittelbar meine Meinung über mancherlei heraus, darunter auch Ansichten, die so hoch oben sonst nicht immer gerne gehört werden. Ich war gerührt von dem schlichten Freimuthe ihres Wesens. Ja, das war eine außerordentliche, weltüberlegene und menscheninnige Frau, und so habe ich auch vergessen, die Ansprache „Majestät“ zu gebrauchen, oder habe sie im Sinne als für seelische Würde gebraucht.

Wegen der bevorstehenden Vorlesung im Hotel „Stephanie“ trat zu früh die Nothwendigkeit heran, mich verabschieden zu müssen.

Was nun an demselbigen Abende die Vorlesung anbelangt, so dürfte ich nicht am besten gelesen haben. Sollte jemanden das Vortragsprogramm des Abends interessieren, so sei ihm damit gedient: Ich las das „Wixerl“, den „Ehestreit“, „Meine erste Dampfwagenfahrt“,

„Luidls größte Verirrung“, „Is s wos, so is nix“ und die „Gschicht vom trutzigen Bauern“. Es sei zugestanden, dass mir ein wenig daran lag, das eine Thürlein aufzumachen in das Volksherz hinein. Wenn einmal der Waldbauernbub zur Krone sprach, und gerade so wie ihm der Schnabel gewachsen war, und wenn er die Volksgestalten und Anliegen in ihrer ungeschminkten Wesenheit vorführte nicht anders wie sonst — so war das gut. Doch offen gesagt, ich war noch zu bewegt von den Eindrücken, die so unmittelbar vorausgegangen, ich hätte der gekrönten Sängerin lieber zugehört, als vorgelesen.

Wenn man nun von dieser lichtvollen Erscheinung ein zusammenfassendes Wort sagen sollte, vielleicht wäre es dieses: Eine Frau voller Güte, eine Dichterin voller Hoheit, eine Königin voller Demuth.

Verläſslichkeit.

Eine Plauderei aus dem Leben.

Da habe ich aus Urvaters Hausrath ein altes Zeug hervorgekramt, es ist ganz verrostet und voller Spinnweben — es ist die Verläſslichkeit.

Verläſslichkeit? Was ist das? Das Wort findet sich in keinem modernen Wörterbuch. — Na, ich meine, was so auf Treu und Glauben geschieht. — Auch diese Dinge sind nicht mehr am Leben, der Glauben hat sich an dem Haken eines Fragezeichens erhängt, die Treue haben Zigeuner gestohlen. Wenn du heute von jemandem Verläſslichkeit heischest, so musst du ihn an einen Gesetzparagraphen anschmieden, einen Advocaten dazusetzen und nebenhin zwei Gendarmen postieren. Wie eine Strolchin läuft die moderne Verläſslichkeit in allen Weiten um, nur das Muſs treibt sie an ihren Platz. Unsere Leute, nämlich jene, die ich meine, können etwas so kräftig und heilig versprechen, dass man fast dran glaubt. Aber verlass dich nur auf sie! dann bist du verlassen genug.

Wenn die Verläſslichkeit das Hauptmerkmal eines männlichen Charakters ist, dann gute Nacht, dann gibt's unter unseren Geschäfts- und Gewerbemännern sehr viele alte Weiber. Nur ganz ausnahmsweise auch einmal einen Mann nach antiquiertem Model, der nicht auf Gewinn allein, sondern auch auf Standesehre geprägt ist.

Allerdings, die Schneider waren unverläſslich seit Erschaffung der Welt. Wären sie gleich — wie sie es jedenfalls versprochen — in der

ersten Woche gekommen, so würde die thatsächlich nothgedrungene Feigenblattmode nie eingerissen haben. Doch man war später gewitzigt. Sagten die Schneider zum Sterbauer: „Morgen kommen wir!“ so erwartete man sie erst nach vierzehn Tagen. Daher kam es, dass wir — mein Meister und ich — vom Gebelhofer als sehr unverlässliche Leute gescholten wurden, weil wir wirklich einmal „morgen“ kamen, also unser Wort gehalten hatten, während der Bauer nach alter Erfahrung auf das Nichtworthalten bauen zu dürfen glaubte.

Allein, um ernsthaft zu sein und später zornig zu werden — die Unverlässlichkeit, die sich früher fast nur auf das Nichteinhalten der Zeit bezog, hat sich in unseren Tagen ausgebreitet wie eine Seuche nach allen Richtungen des Geschäftslebens und leider sogar auch in den Kreisen, wo man Worthalten und Vornehmheit zu suchen gewohnt war. Nichts ist billiger zu haben, als eine Versicherung, die ganz mit der Würde eines Ehrenwortes geleistet wird. Dass der Pferdehändler lügt, ist ein altes Ding. Aber es thun's auch Leute, die sonst auf ihren Stand was zu zu halten pflegen. Der Maurer gibt die Würde seines Wortes für einen Arbeitstermin, der Tischler gibt sie für einen Kasten aus wohlgetrocknetem Massivholz, der Kaufmann gibt sie für die Echtheit einer Ware, der Beamte gibt sie für die Genauigkeit einer Angabe. — Soll ich fortfahren, alle Gesellschaftsclassen zu nennen, in denen Tag für Tag das Wort gegeben und Tag für Tag das Wort gebrochen wird? Gebrochen ohne jeden Scrupel, ohne alle Entschuldigung, als wäre es etwas ganz Selbstverständliches, dass man ein Wort nicht hält, dass eine Versicherung unwahr sein darf!

Lasse dir einmal von Gewerbetreibenden etwas herstellen, aus bestimmtem Stoff, nach bestimmter Form, zu bestimmter Zeit. Und wenn dir der Mann es zur rechten Zeit genau nach dem vereinbarten Stoffe und der gewünschten Mache liefert, dann stelle ihn unter einen schönen Glassturz und lasse ihn um Geld sehen. Wird das Angefrimmte aber wie gewöhnlich nicht in gewünschter, vereinbarter Weise hergestellt, dann ist der Mann um eine Ausrede gar nicht verlegen. Es war der Stoff nicht vorräthig, er musste erst bestellt werden. Schlechtes Wetter hat die Arbeit aufgehalten. Ein Arbeiter ist krank geworden, der dafür eingesprungene hat die Sache eben anders durchgeführt und dergleichen. Sind mehrere Gewerbetreibende an der Arbeit beschäftigt, so redet sich einer auf den anderen aus. Der Wegmacher deines Gartens konnte nicht arbeiten, weil der Gärtner erst die Bäume setzen musste. Der Gärtner war daran verhindert, weil die Erdarbeiter noch nicht planiert hatten. Und die Erdarbeiter reden sich auf den Frost aus, der die Arbeiten verhindert hätte, oder auf den Regen, bei dem sie nass geworden wären. Als ob der Gewerbsmann bei allen Verpflichtungen, die er übernimmt, nicht schon

im vorhinein mit den möglichen Zufällen und Hindernissen rechnen müsste, weil derlei ja immer und zu aller Zeit vorzukommen pflegen! Die Gewerbsleute verfolgen ihre Politik. Der Tischler z. B. verspricht den Schrank in acht Tagen zu liefern, obschon er recht gut weiß, dass es nicht möglich sein wird, er fürchtet eben, der Besteller könnte sonst zu einem anderen Tischler gehen — und das wäre freilich das größte Unglück! Er denkt weit weniger an die Befriedigung des Kunden, als an die Übervortheilung des Concurrenten.

Und die Unverlässlichkeit zeitigt noch tiefere Schäden. Man kann es nicht mehr gut wagen, z. B. eine Rosshaarmatratze zum Ausbessern aus dem Hause zu geben, oder einen Diamantring gewissen Goldarbeitern anzuvertrauen; das Rosshaar kann mit Seegras gemischt zurückkommen und der Ring mit einem falschen Auge. — Das nebenbei. — Spitzbuben hat's immer gegeben, heute will ich nur die Unverlässlichkeit beim Schopf nehmen, die mit gut bürgerlicher Biederkeit die Leute benachtheilt und oft geradezu betrügt. Ein Gärtner rechnet dir zehn Tagwerke an, während er, deine Abwesenheit benützend, kaum zehn halbe Tage in deinem Garten gearbeitet, die andere Hälfte der Tage für sich selbst benützt hat. Bei den Maurern weiß man's, dass ihnen ihr Tabakzeug tagsüber weit mehr zu schaffen gibt, als Hammer und Kelle. Diese Herren von Stein dürfen sich wahrlich nicht wundern, wenn man die fleißigen italienischen Arbeiter ihnen vorzieht. Ich hatte einmal Zimmerleute, die im Taglohn arbeiteten, und die, wenn sie sich unbeachtet glaubten, sich auf einen Balken ihrer Zimmerung niedersetzten und — Strümpfe strickten. Habe ich eines Tages mehrere Freunde geladen, um die Zimmerleute anzuschleichen und durch die Wandfuge zu beobachten, wie die großen Lackel gleich alten Weiblein strickten und tratschten. Als sie hernach am Samstag zur Auszahlung erschienen, verlangte ich die Ablieferung der Socken. Einen rothbärtigen Schuster kannte ich, der war so schrecklich deutschnational, dass er vor lauter Agitieren sein Handwerk ganz und gar vernachlässigte. Dem schrieb ich in sein nationales Tagebuch das folgende Sprüchlein: „Ein Schuster, der gute Stiefel macht, leistet für seine Nation mehr, als ein Parlamentarier, der sich mit nationalen Phrasen die Lunge lahm schreit." — Und damit berühre ich die ernsteste Seite des Gegenstandes. Die Unverlässlichkeit und Untüchtigkeit unserer Gewerbetreibenden ist nicht allein Mitursache daran, dass das Kleingewerbe zugrunde geht, sie schädigt auch unsere bürgerliche Leistungsfähigkeit, die Kraft unserer Nation. Man zieht es vor, bei internationalen Großunternehmungen, sei es in Industrie oder Handel, seinen Bedarf zu decken, weil es damit immerhin noch sicherer steht, als wenn man sich auf die Arbeit und Verlässlichkeit der kleinen Leute verläßt.

Doch, man muss gerecht sein! sagt der Flickschneider, indem er die Hosen auch von hinten betrachtet. Vielleicht sind gerade die voraus-

gegangene gesetzliche Schädigung des Kleingewerbes, die wahnsinnige Concurrenz, die dadurch nothwendig werdenden Finten und Winkelzüge die Hauptursachen der Unverlässlichkeit. Es kann schon sein. Der zu harte Kampf ums Dasein, die Verarmung demoralisiert ja immer. Das begründet zwar die Sache, entschuldigt sie aber nicht. Das einmal gegebene Wort darf nicht unter fremden Händen verbleiben, wo es leicht geohrfeigt werden könnte. Es muss eingelöst werden um jeden Preis, es muss eingelöst werden, auch wenn es nicht gerade auf dem Papier steht und gesetzlich fassbar ist. Es wird ja niemand gezwungen, das Wort zu geben, etwas zu versprechen, eine Zusage zu machen. Wer's thut, der legt damit seine Ehre aufs Brett. Vorsichtig im Versprechen und streng im Halten! Ich habe immer noch gefunden, dass Leute, die nach diesem Grundsatze handeln, nicht bloß geachteter, sondern auch geschäftlich besser situiert dastehen, als die Großmäuler und Plauscher, die vorwegs gleich jedem das Blaue vom Himmel versprechen; statt diese Farbe zu erlangen, kann der Kunde sich nachher grün und gelb ärgern, wenn eine Zusage nicht nur nicht eingelöst wird, sondern der Wortbrüchige mit allerhand dummen Ausreden sich noch frivol und grob rechtfertigen will. Wenn ich einen wüsste, der z. B. den nicht eingehaltenen Termin mit der Eilfi-Messe im Wirtshaus oder mit dem nachmittägigen Kaffeehaus begründete, so würde ich vor ihm den Hut lüpfen und sagen: „Ein ordentlicher Geschäftsmann bist du zwar nicht, aber doch ein ehrlicher Kerl.“

Hast du eine größere Arbeit ohne vorher vereinbarte Kosten machen lassen, dann wird sie deine hochgespannten Erwartungen übertreffen, aber nicht etwa die Arbeit, sondern die Rechnung. Wenn du dem Mann davon fünfzig Percent abziehst, so wird er dich darob nicht einmal bei Gerichte verklagen, seinen bürgerlichen Gewinn hat er ja doch noch. Für die Haltbarkeit oder Ersprießlichkeit der Arbeit hat der Geschäftsmann vielleicht zehn Jahre garantiert, schon im zweiten Jahre fällt von neuem Hause der Verputz, im vierten das Gesims herab. Für die Reparatur fordert der Mann dreist volle Bezahlung, das seien Wetterschäden, was könne er für Regengüsse, Hitze und Frost! —

Noch eine niedliche Begebenheit.

Einmal wollte ich ein Buch besonders hübsch binden lassen für ein Hochzeitsgeschenk. Der Buchbinder wurde gleich scharf ins Gebet genommen: Ob er wohl ganz sicher sei, die Arbeit rechtzeitig zu machen, sonst müsste ich zu einem anderen gehen. Der Mann that mehr, als ich verlangte. Sofort, ganz leidenschaftlich hob er den rechten Arm, drei Finger desselben und schwur einen Eid, das Buch am Vorabende der Hochzeit fertig zu haben. Dieser Tag erschien, ich gieng zu meinem Buchbinder. Der that säumig und sagte, mit den Gehilfen sei jetzt ein rechtes Kreuz.

Alle Socialdemokraten, und die seinigen wären gar davongegangen. — „Und mein Buch?" — In ein paar Tagen würde es ganz gewiss fertig sein, er müsse es halt selber machen; er wolle mir's dann ins Haus schicken, damit ich den Weg nicht noch einmal machen müsse. — „Und der Eid?" fragte ich empört. — Welcher Eid? fragte er entgegen, ach ja so. Na, das wäre ja gar kein richtiger Eid gewesen, es hätten keine Kerzen dabei gebrannt. —

Das sind einige lehrreiche Exempel von der Verlässlichkeit und Solidität, wie sie heute in einem sehr großen, wenn nicht im überwiegend größten Theil unserer Gewerbetreibenden vorkommen.

Gewinnjagd in solcher Weise ist wahrlich nichts Neues; es wird auch gar nicht versucht werden, derlei verknöcherte Praktiker zu bekehren, es wird nur darauf ankommen, ihnen die nöthige Klugheit und Vorsicht entgegenzusetzen. Gevater Maurer oder Schlosser mag ein noch so gutmüthig ehrliches Gesicht machen, wenn du mit ihm verhandelst, so denke dir stets, dass heutzutage mehr gute Schauspieler außerhalb der Bühne umhergehen, als auf derselben. —

Mehr Ärger als in dieser Classe von Leuten hat mir die Unverlässlichkeit und Unpünktlichkeit verursacht, die man in gebildeten Kreisen antrifft. Die Unverlässlichkeit aus Gedankenlosigkeit, Bequemlichkeit, Leichtsinn und Sichgehenlassen. Pünktlichkeit sei die Höflichkeit der Großen, heißt es; nach diesem Maßstabe könnte ich nicht finden, dass unsere Zeit gar so sehr an Größenwahn litte, denn auf die Höflichkeit der Großen verzichten die Herrschaften sehr gerne. Sie versprechen zu bestimmter Stunde einen Besuch und kommen nicht. Sie laden einen Besuch ein, und wenn er erscheint, sind sie nicht zu Hause. Eine briefliche Nachricht wird versprochen, sie trifft nicht ein. Die Sendung eines Buches wird versprochen, man vergisst darauf. Ein Buch wird entlehnt, man stellt es nicht mehr zurück. Ein Regenschirm wird ausgeborgt, nach einiger Zeit, wenn der Borgende denselben noch bei sich stehen sieht, weiß er gar nicht mehr, wem er gehört, — wahrscheinlich mir selbst, denkt er und gut ist's. Das sind Kleinigkeiten, aber es sind Rücksichtslosigkeiten. Solche „Versehen" und Schlampereien sind die Brutstätten des Leichtsinnes, die Keime von Pflichtvergessenheit im großen.

Ich habe in meinem Leben die liebenswürdigsten, begabtesten und prächtigsten Menschen kennen gelernt, für die Dauer haben mir manche nicht behagt, denn sie waren unverlässlich. Sie waren verschwiegen, wo sie zugesagt zu sprechen, zu schreiben, sie waren plauderhaft, wo sie hätten schweigen sollen. Zu jeder Stunde stellten sie mir ganz aus Eigenem und gewiss in ernstgemeinter Weise die schönsten Dinge in Aussicht, betheuernd, mich darauf verlassen zu können. Wer erst sterben müsste, sobald so einer seinem Versprechen nachkommt, der könnte ewig leben.

Ich habe einen Lebensgenossen, der in diesen Dingen mit mir dieselben strengen Grundsätze hegt; eine Freude ist's, mit ihm, sei es im großen oder geringen, etwas abzumachen, denn er bleibt beim Worte, obschon er — ein Weib ist. — Das vor allem verlange ich von Eltern und Erziehern, dass sie die Jugend aufrichten zur Verlässlichkeit. Es ist ein so schlichtes Wort und es enthält fast alles, was Rechtschaffenheit bedeutet. Man braucht von dem Kinde ja nicht viel zu verlangen, aber was es leisten soll, das muss es leisten, zur rechten Zeit und in der rechten Weise. Und der junge Mann, wenn er in die Jahre kommt, in denen er glaubt, frei und selbständig zu sein, er muss wissen, dass ein hoher Herr über ihm steht: sein eigenes gegebenes Wort. Akademiker und Cavaliere haben nebst ihrem Worte auch ein „Ehrenwort", dieses „Ehrenwort" gestattet ihnen, jedes andere Wort, das nicht gerade mit dem Wörtchen „Ehren" bezeichnet wird, beliebig zu brechen. Dieses dumme, ja ganz niederträchtige „Ehrenwort" hat in den bewussten Kreisen das einfache Wort, das Manneswort, geschändet. Ein Mensch, der viel mit seinem „Ehrenworte" umherwirft, beweist nur, das sein Manneswort nicht zu brauchen ist. — Hier wäre es nicht uneben am Platz, auch über den Eid zu sprechen, über die juridische und religiöse Auffassung desselben und über die Art seiner Erfolge in ethischer Beziehung, und besonders, welchen Erfolg ich dem Eid für die Verlässlichkeit zuschreibe. Allein dazu brauche ich viel Freiheit und ganz vorurtheilslose Leser. Also vielleicht ein andermal.

Wann? Lieber Leser, da lässt sich nichts versprechen. R.

Im hohen Birg.

Schilderungen aus Tirol von **Adolf Pichler.**

Tirol hat es fein, es besitzt talentreiche, heimatbegeisterte Poeten, und die Tiroler Dichter haben es gut, ihnen ist ein herrliches Land, ein begabtes Volk zum Gegenstande gegeben.

Der hervorragendste unter den heutigen Dichtern Tirols ist Adolf Pichler. Seine neueste Gabe „Kreuz und quer". Streifzüge. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896) zeigt ihn uns als einen ausgezeichneten Volks- und Landschaftsschilderer, der die Vorzüge W. H. Riehls und Adalbert Stifters in sich vereinigt. Dabei sind seine Beschreibungen naturwissenschaftlich vertieft, ohne aber dadurch den künstlerischen Reiz einzubüßen. Die Anschaulichkeit seiner Schilderungen ist so lebendig, dass

der Leser vermeint, mit ihm zu wandern, die Dinge mit eigenen Augen zu sehen. So, wenn der Dichter von seinen Touren im Rosengarten, am Gardasee erzählt, oder von seinen Streifungen im Ötzthale. Auf diesen letzteren wollen wir uns ihm streckenweise anschließen, und zwar dort, wo er von Zwieselstein aus hinaufsteigt gen das letzte Dorf im Hochgebirge.

Ich stieg — so erzählt Pichler — dem Gurglerbach entgegen. Wenn man die Höhe der Schlucht erreicht hat, fühlt man, dass sich allmählich das Allerheiligste der Alpenwelt aufthut. Man braucht nicht mehr zu den Gletschern emporzuschauen, sie blicken uns durch Zirbeln und Föhren aus mäßiger Höhe entgegen. Zur Herrlichkeit des Gebirges gesellen sich aber auch alle Schrecken desselben. Wir sind bisher genug Martersäulen begegnet, jetzt häufen sich dieselben, es handelt sich hier nicht bloß um einzelne, die eine Lawine wegrafft oder der Frost tödtet, die letzte Stunde überfällt ganze Gesellschaften von Holzhackern und Kirchengängern. Auf den Pfählen verewigen sich dann müßige Hände; selbst bis hieher dringen die Pionniere der Civilisation, die deutschen Handwerksbursche vor, um die armen Bauern anzufechten. Neben einem Namen stand mit großen Lettern: „Bettler!“ als wäre der Schreiber stolz auf sein Gewerbe. Hier wie anderswo macht man übrigens die Erfahrung, dass diese Strolche nicht in die Gegend gehören, sondern vom Innthal, durch das die Landstraße führt, zuwandern.

Von einer Wiese, wo ein großes Kreuz emporragt, sieht man in die Scharte des Timmeljoches, ein Übergang, der wegen seiner verhältnismäßigen Bequemlichkeit Touristen empfohlen zu werden verdient. Dann geht es wieder bergab bis zum Bache, in einer kesselförmigen Erweiterung des Grundes sind einige armselige Hütten zerstreut. Durch das enge Fenster blickt mit stumpfer Gleichgiltigkeit ein Bauernweib, die Züge des braunen Gesichtes tief gefurcht von Sorge und Arbeit. Was haben diese Armen vom Staat: ohne Straße, ohne Schule, ohne Arzt! Dennoch findet der Steuereintreiber auch hieher den Weg und sammelt den Kreuzer aus ihrer schwieligen Hand, dennoch stellen auch sie Recruten, obwohl sie keinen Feind, der ihnen etwas nehmen könnte, zu fürchten haben. Derlei Dinge bedenkt der müßige Pflastertreter, dem in der Stadt die bürgerliche Gesellschaft manchen Comfort bestreitet, ohne dass er in den Sack greift, selten, und doch spottet er des Bäuerleins, das sich einmal in seine ungeweihte Nähe verliert.

Wieder windet sich der Pfad aufwärts zu einem Steg, jenseits desselben liegen einige ungeheuere Granitblöcke mit Gletscherschliffen, ist man vorbei, so führt ein Gatter zu ausgedehnten Wiesen, wie in einen Zaubergarten, der das friedliche Dörfchen Gurgl birgt. Frei und offen erheben sich die Häuser auf den Matten, die Obstbäume sind im Thal

zurückgeblieben, nur einzelne Zirbeln und Lärchen deuten die Grenze des Holzwuchses an, die Wälder sind der Axt erlegen oder das wilde Feuer des Himmels hat sie verheert. Hier nickt keine goldene Ähre im eisigen Hauch der Gletscher, welche diese kleine Oase menschlichen Daseins groß und riesig umgeben, nur der Feldkümmel wird in kleinen Beeten angebaut, man trocknet die süßen Wurzeln und isst sie im Winter als Gemüse. Dafür schmücken die grüne Wiese all die herrlichen Alpenkräuter, die durch Duft und Farbe den Naturfreund ergötzen. Auf jedem Steinblock blüht die Alpenrose und das blaue Geisblatt, die Brunelle, die bunte Schar der Gentianen und Primeln, der harzige Speik, die schimmernde Gemskresse.

Durch die Länge des Thales zieht ein schmaler Felsgrat, oberhalb desselben sechstausend Fuß über dem Meere liegt die Kirche. Ich hatte mich (mit dem Mineralogenhammer) zu einem Steinhaufen begeben und klopfte fleißig darauf los, da rief vom Weg herauf eine rauhe Stimme: „Hoi!"

Ich schaute um. Drunten stand ein Mann, einen zerquetschten Hut auf dem Kopfe, große Brillen von schwarzem Horn auf der Nase, Wange und Kinn voll Stoppeln, ein grüner Flaus schlotterte um die Glieder, schwarze Hosen von grobem Tuch, wollene Strümpfe und plumpe Schuhe vollendeten den Anzug. Ein Säckchen von Zwilch hieng quer über die Schultern, dazu eine Blechflasche. Er stützte sich auf einen Stock mit Eisenbeschlag und glotzte unbeweglich zu mir her.

„Hoi!" rief er noch einmal und lauter als zuvor.

„Hoi!" antwortete ich, „bist du's, Alter, wo kraxelst her?"

„Vom Königsjoch, wollt' etwas nachschauen. Jetzt geh' aber, wenn du hungerig bist, hier ist Selchfleisch, und Kranawitter kannst aus der Flasche trinken."

Ich war unterdes näher gekommen, schüttelte ihm herzlich die Hand und nahm einen Schluck.

„Hätt' dich nicht mehr erwartet!" fuhr er fort, „jetzt wollen wir aber heim, kommst gerade recht, die Häuserin siedet just ein Murmelthier!"

Wir schritten auf dem steinigen Pfad vorwärts.

„Wer ist der Mann?"

Der Geistliche von G u r g l! Rümpf' nicht die Nase über ihn, sondern greif zum Hut, du magst weit umherlaufen, bis du so reiches Wissen, eine so vielseitige Bildung in solch bescheidenem Gewande triffst.

Adolf Trientl, mein guter Freund seit alten Tagen, versah eine Zeitlang die Lehrkanzel der Physik am Gymnasium zu Feldkirch, zog es aber später vor, sich der Seelsorge zu widmen. Er wurde als Curat in diese Eiswüste versetzt. So mancher Städter erschrickt wohl schon, wenn er an das Los des Mannes denkt, er allein mitten unter Bauern. Schneit es, so ist er oft Monate lang von jedem Verkehr außerhalb der

Gemeinde abgesperrt, kein Brief, keine Zeitung bringt Trost in seine Öde. Louis Napoleon konnte in den Himmel gefahren sein, der König von Preußen ein Land erobert haben: in Nordamerika, vielleicht in Ostindien weiß man es früher, als der Curat zu Gurgl. Diese Zeilen über ihn sind längst schon gedruckt und vergessen, ehe er davon erfährt und über die Geschwätzigkeit seines Freundes den Kopf schüttelt oder eine Prise darauf schnupft. Es ist nicht so fast die Tiefe des Schnees, als die Gefahr der Lawinen, welche jede Verbindung unterbricht. Sausend und krachend fahren sie von den abgeholzten Wänden nieder; erst wenn sich diese Batterien verschossen haben, darf man sich auf den Weg wagen. Zwei Bauern waren glücklich bis eine Stunde vor Gurgl gekommen, da sahen sie, dass sich die Lawine noch nicht losgelöst, ein Schritt, und sie sind begraben! Einer hatte den Hund bei sich, er warf den Hut in die Runse, das Thier wollte ihn holen, es lockerte den Schnee, und wie der Blitz fuhr die Lawine mit ihm in den Abgrund. Nun war die Straße frei. Genau an der nämlichen Stelle und aus dem nämlichen Grunde musste ein Bauer anhalten, schon erblickte er die Hütte seiner Heimat, hätte er einen Stein geworfen, so wäre die Lawine gebrochen, er stand jedoch rathlos und kehrte verzagend um. Nun musste er das ganze Ötzthal, Oberinnthal und Vintschgau durchwandern und dann den großen Ferner überschreiten, um den häuslichen Herd, dem er sich bereits so sehr genähert, zu erreichen.

Wenn Landpriester in solchen Verhältnissen verbauern, wer darf sie schelten? Tröstet sich einer mit der Karte oder mit der Flasche, möchte man es fast entschuldigen, Trientl aber wusste eine edlere Beschäftigung und wurde zum Wohlthäter der ganzen Gegend. Seine Pfründe trägt ihm nicht viel, dennoch kauft er sich fortwährend naturwissenschaftliche Werke, chemische Reagentien und Geräthe, um damit den Boden zu untersuchen. Früher musste man den Kalk dreizehn Stunden weit von Silz herbeitragen, niemand ahnte, dass im Thonglimmerschiefer Lager dieser unentbehrlichen Steine sich verbargen; Trientl suchte so lange, bis er sie entdeckte, machte Proben damit, und als sie gelangen, unterrichtete er die Leute im Brennen derselben. Eine Platte polierte er und verwendete sie als Grabstein, nachdem er die Inschrift vorher mit Salzsäure eingeätzt.

Dass sich Gurgl bereits an der Grenze des Holzwuchses befinde, wurde oben erwähnt. Die Leute mussten den Brennstoff theuer kaufen und weit herbeischleppen, oft unter den größten Gefahren. Trientl grub an geeigneten Stellen nach, bald entdeckte er mächtige Torflager, er zeigte den Bauern die Verwendung dieser Erdart und belehrte sie, indem er die Öfen des Widum damit zu heizen begann, thatsächlich von der Brauchbarkeit derselben. Jetzt haben sich jene bereits daran gewöhnt, selbst die kleine Kirche wird im Winter damit erwärmt. Welchen Einfluss die

Hexen auf Erzeugung der Butter nehmen, ist jeder Milchdirn bekannt. Trientl bannte sie, indem er die Bauern überzeugte, dass die Butter nur bei einer höheren Temperatur sich leicht vom Rahm scheide, seitdem wenden die Weiber beim Schlägeln das Thermometer an und ein Aberglaube ist wieder zerstört.

Wir setzten uns zu Tisch. Mancher Gourmand möchte nun gerne wissen, wie das Murmelthier schmeckt. Es wurde in Essig gesotten, und glatt rasiert wie ein Ferkel sammt der Schwarte aufgetragen. Das weiche, fette Fleisch besitzt einen Erdgeschmack, das Schmalz gleicht flüssigem Öle und wird sorgfältig in Flaschen aufbewahrt, um als Universalmittel angewendet zu werden. Vorzügliche Wirkung schreibt man ihm bei Gelenkschmerzen zu; er ist jedoch selten unverfälscht zu erhalten. Zum Dessert holte der Hochwürdige einige frische Honigwaben, die er gestern gezeidelt, sie dufteten vom Arom der Alpenblumen, daneben stellte er schmunzelnd eine weitbauchige Flasche mit einem Getränk, das er selbst aus den Beeren des Jochwachholders gebraut. Er pflegt nämlich versuchsweise aus allerlei Kräutern Säfte zu destillieren, von denen mancher freilich dem Teufel, der doch an geschmolzenes Erz und Pech gewohnt ist, die Därme räumen würde; auch das Brot bäckt er selbst und gab auch den Bauern Unterricht, dasselbe schmackhaft zu bereiten.

Nach dem Essen wollte ich ein Schläflein halten, er wies mir seine Arbeitsstube an, da musste ich jedoch erst einige Flaschen und Reagenzgläser beiseite schaffen, wollte ich nicht im Schwefelwasserstoffgas und Chlordampf ersticken.

Als ich erwacht war, blätterte ich in der Chronik von Gurgl, die Trientl angelegt und in der er alle Sagen der Gegend gesammelt hatte. Geschichtliches war wenig zu erzählen, der Wellenschlag der Weltbegebenheiten verrauscht, ehe er diese abgelegene Höhe erreicht, nur ein ehrwürdiger Greis mit langen Silberlocken wankt noch herum, er hat 1809 mitgethan, frag' ihn aber nicht, denn er ist taub. Hier verschwindet der Mensch gegenüber der Natur, tragische und fröhliche Ereignisse begleitet hier der Gang der Gletscher, ob sie vorschreiten oder zurückweichen, der Sturz der Lawinen, der unsäglichen Jammer in die Hütten wirft, der Blitz aus dunkler Wolke, der den letzten Wald in Brand setzt. Als ein wichtiges Alterthum galt lang ein Brunnentrog auf einer Alm mit der Inschrift: „Blasius Rutsch 1410." Er ist jetzt vermodert. Das Kirchlein ist neueren Ursprungs, entsinnen wir uns recht, so wurde es von Kaiser Josef erbaut, dem manche einsame Gemeinde ihr Gotteshaus verdankt.

„Hoi, Alter!" schrie eine Stimme vor dem Widum, „muss ich posaunen lassen, dass du aufwachest! Der Kaffee steht auf dem Tisch!"

Weil die Gemeinde jährlich nur vierzig Gulden zahlen konnte, ließ sich eher ein Ziegenhirt dingen, als ein Lehrer und so versah denn der

gute Curat auch dieses Amt. Im Winter, wenn hoher Schnee liegt, tragen die Bauern ihre Kleinen wohl auch in Rückkörben zur Schule. Die Gurgler sind sehr strenge Know Nothings, sie heiraten seit unvordenklichen Zeiten untereinander, selten wagt einer den Brauch zu brechen und eine fremde Braut einzuführen. Hier hätte ein Arzt gute Gelegenheit, den Einfluss dieser überall für schädlich gehaltenen Sitte zu studieren, es siedelt sich jedoch keiner an, weil er nicht ausreichende Nahrung fände. Die Gurgler sterben ohne Doctor, bis zur nächsten Apotheke braucht man dreizehn Stunden, dennoch mäht der Tod hier nicht fleißiger, als in anderen Gegenden, wo jede Hilfe bereit ist.

Die Sonne sank hinter das Rammoljoch, kalt und scharf begann die Luft zu wehen, wir standen auf, uns durch die Bewegung zu erwärmen. Trientl geleitete mich zum Kirchlein, er zeigte mir das Grab des unglückseligen Dr. Bürstenbinder, der am 11. Juli 1845 in eine Gletscherspalte fiel und jämmerlich zugrunde gieng. Das Grab war sorgfältig erhalten, ein Anflug von Edelrauten, welche der Curat versuchsweise ausgesäet, begann bereits zu grünen. Die Kirche selbst besaß weder innen noch außen die geringste Merkwürdigkeit, die Uhr auf dem Thurme rührte sich nicht oder zeigte, wenn ihr der Mesner zu einer heiligen Zeit einmal Öl eingab, falsch, so dass die Bäuerinnen gar nie gewusst hätten, wann sie feuern sollten. Doch auch hier schaffte Trientl Rath, indem er eine große Sonnenuhr verfertigte und an den Mauern des Widum befestigte. Die Gurgler sind aber auch stolz auf ihren Herrn Curaten. „Der kann mehr als Birnen sieden, der kann alles!“ meinen sie.

Dann giengen wir zu einer Martersäule. Unter Glas sahen wir das kunstlose Bild eines Priesters; von einem Kranken zurückkehrend, war er kaum zweihundert Schritte von seiner Wohnung dem Froste erlegen. Das Blut fließt langsamer, die Kraft des Willens schwindet, im sanften Schlummer erlischt das Bewusstsein — kein leichterer Tod als das Erfrieren.

Wir kehrten um. Ich blieb verwundert stehen; obwohl ich an die Herrlichkeit der Alpenwelt gewöhnt war, überraschte mich doch der Anblick des Gebirges. Der erhabene Glanz der Gletscher war mit Purpur übergossen, aus den Spalten schimmerte ein grünliches Blau, die Mulde, aus der sich neben einem schwarzen Felsen der große Ferner wild und zerrissen vorschob, verhüllte Dämmerung, leichte Nebel schwammen aus dem Grau zum lichten Himmel und zerflossen dort.

Trientl sagte lächelnd: „Das Beste siehst bei Nacht!“

Und Nacht war es fast, als die letzten Rosen aus jenen Gletschern von zehntausend bis elftausend Fuß Höhe erblassten. Wir giengen daher in die Stube, er legte mir das Fremdenbuch vor, wo sich Touristen aller Stämme durch blühenden Unsinn verewigt hatten. Sentimentale

Verse oder eine Dummheit sind das Trinkgeld, mit dem man auf solchen Blättern die Natur für den Genuss, den sie gewährte oder den man sich einbildete, bezahlen zu müssen glaubt.

Endlich stellte die Häuserin das Essen auf, ein tüchtiges Stück Schöpsenbraten, Rindfleisch kommt oft Monate lang nicht auf den Tisch, es müsste sieben Stunden weit geholt werden. Der Curat kauft immer ein ganzes Schaf; damit es durch längere Zeit frisch bleibe, wird es in eine Gletscherspalte gehängt und nach Bedarf herabgeschnitten.

Nachdem wir uns gesättigt, lenkte ich das Gespräch auf das zweite Gesicht, dessen im Ötzthal manche Personen theilhaftig sein sollen. Trientl bestätigte, dass dieser Glaube herrsche, sprach aber kein Wort dafür oder dagegen. Das doppelte Gesicht gewährt entweder einen Blick in die Zukunft oder zeigt Dinge, die gleichzeitig oft in weiter Entfernung sich zutragen. Ich erinnere mich eines Steges unweit Gurgl. Dort hatte ein Bauer öfters seinen Nachbar jammernd auf- und abgehen gesehen, das abgewandte Gesicht konnte er nie bemerken, doch erkannte er ihn an der Kleidung. Er war darüber sehr betroffen, weil er genau wusste, dass jener zu Hause war, doch vertraute er niemandem etwas an. Im nächsten Winter wurde der Nachbar von einer Lawine verschüttet. Trientls eigene Mutter litt am zweiten Gesicht. Gleichzeitig hatte sie eine Magd im Hause, mit der es auch nicht recht richtig war. Sie saßen abends beim Spinnrade. Plötzlich sprang die eine auf, während die andere erblassend in die Luft starrte. Sie schauten einander an.

„Hast du's auch gesehen?" stammelte die Frau.

„Ja", antwortete die Magd, „es ist Hoisens Bua!"

Hoisens Bua war zur selben Stunde ausgeglitscht und über einen Schrofen gestürzt.

Ein anderesmal hatte sie sich schlafen gelegt. Ihr Mann kramte nebenan in der Hausapotheke — er war nämlich Chirurg zu Ötz — da richtete sie sich plötzlich mit allen Zeichen des Schreckens auf und rief laut weinend: „Jesus, Maria und Josef! Bei Lengenfeld ist eine Lawine abgerutscht und hat das Haus meines Vaters überschüttet. Elf Leichen!" — Der Chirurg suchte es ihr als einen Traum auszureden, am Morgen darauf kam jedoch die traurige Bestätigung. Sie eilte jammernd an die Unglücksstätte und wusste sogar die Plätze anzugeben, wo die Todten unter dem Schnee lagen. Die Leute, welchen das doppelte Gesicht verhängt ist, sind durchaus nüchtern und brav, von Überspannung keine Spur, sie rühmen sich auch der Sache gar nicht und haben es nicht gern, wenn man sie darauf bringt. Ich erzähle einfach, was ich gehört, jeder kann es nun glauben oder bezweifeln, deuten und erklären, wie er will und mag, ich behalte mir das gleiche Recht vor.

In der Frühe weckt uns die Kirchenglocke; es ist Sonntag, die Häuserin übergibt dem Mesʒner das Fläschchen mit dem Wein zur Messe, folgen wir ihr zur Kirche. Der Curat predigt auch, einfach und verständig, wie es die Verhältnisse der Gurgler fordern, jeder kann ein Weizenkörnlein in der Seele heimtragen. Nach dem Segen stellen wir uns vor die Thüre, Weiber und Kinder werfen einen scheuen Blick auf den Fremdling, der ihre schlichte einfache Tracht, ohne allen Flitter und Tand, wohlgefällig mustert, und huschen nach Hause.

Endlich sind wir allein und essen schon um zehn Uhr zu Mittag, um den kurzen Tag noch zu einem Ausflug auf den Gletscher in Gaisberg zu benutzen. Nachdem ich den Compaſs, das Streichen der Schichten zu messen, eingesteckt, stiegen wir schräg an einem Gehäng hin, wo die Gurgler ihr Vieh aufzutreiben pflegen. Nach kurzer Mühe standen wir auf der Höhe einer Terrasse, gegen die mehrere Seitenthäler durch Gräte wie durch Wälle getrennt ausmündeten. Vor uns lag der große Ferner mit seinem wilden Geklüft, ein Fels barg die Lache und den steinernen Tisch. Zu jener eilt jeder Fremde, es ist eine schmutzige Pfütze, bald größer, bald kleiner, Eisblöcke, welche sich vom Gletscher losgerissen, schwimmen darauf, Enthusiasten denken dabei ans Polarmeer. Lassen wir ihnen die Freude! Diese Lache ist dadurch entstanden, daſs sich der Gletscher quer vorschob und die Gewässer staute, der Ötzthaler begreift gar nicht, was denn da Schönes sei, wo man Tag und Nacht für Haus und Hof, für Weib und Kind fürchten müsse. Das Wasser sprengt zuweilen die Eisdämme und verbreitet Elend und Jammer bis hinab nach Innsbruck. Wüthend zertrümmern die Wogen Weg und Steg, bahnen sich ein neues Bette, daſs der Bauer kaum mehr anzugeben vermag, wo seine Wohnung gestanden, wo sein Korn gereift. Noch erzählt man von einem Kinde, das in der Wiege schlafend von den Wogen fortgetragen und zu Telfs gerettet wurde. Sinkt das Wasser, so läſst es auf dem Kies und Schotter die Leichen von Menschen und Thieren zurück. Deswegen zog öfters eine Procession, so zum Beispiel 1717, zum steinernen Tisch, der am Rand des Gletschers liegt, der Geistliche las die Messe und segnete mit der Monstranz den Ferner, damit ihn eine höhere Hand zügle, wenn der Mensch den Kampf nicht wagen darf.

Über diesen Gletscher führt ein Pfad in das Vintschgau, er ist lang und beschwerlich, deswegen betreten ihn die Touristen seltener und versuchen lieber den Paſs hinter Fend, den der Curat Senn mit gesammeltem Gelde gangbar machen ließ. Der große Ferner wird besonders im Sommer und im Herbst von den Vintschgauern für Schafherden benutzt, welche die Ötzthaler auf ihren Almen in Kost nehmen, doch tragen sich auch hier schauerliche Ereignisse zu. So fuhren im vorigen Jahrhundert Hirten mit eintausend dreihundert Schafen von Gurgl ab; der Himmel war völlig

klar und keine Gefahr schien zu drohen. Als sie mitten auf dem Gletscher waren, brach unvermuthet ein Schneesturm los, die ganze Herde erfror und von den Hirten rettete sich nur einer. Dieser erzählte, dass ihnen beim Anfang des Gletschers ein sonderbares altes Weiblein begegnet sei, trotz der Wärme tief in Winterkleider eingewickelt, habe sie in die Hände geblasen und gerufen: „Männer, husch, husch!“ — Das war zweifelsohne die Hexe, die das Unwetter erregte. — Auch später wurden einmal zweihundert Schafe verschneit.

Wir stiegen über den Rand des Ferners, der rüstig vorwärts pflügte und eine breite Stirnmoräne vor sich herschob, empor; weil es hier nicht viel geschneit hatte, und der wenige Schnee bald zerschmolzen war, zeigte sich seine Oberfläche mit allen Rissen und Sprüngen ganz nackt. Sie war überstreut mit Gebirgstrümmern, ein Mineralog hätte hier braunrothe Granaten von fast Faustgröße, schilfartige schwarze Hornblende und andere köstliche Schätze fuderweise fortführen können, ich wählte nur wenige Stücke brummend, denn Trientl trieb vorwärts, weil er mir eine Gletschermühle zeigen wollte. Wir übersprangen oder umgiengen eine Menge Klüfte gegen einen Platz, wo donnerähnliches Getöse betäubend dröhnte. Ein Bach Eiswasser, zusammengeflossen aus den Runsen an der Oberfläche des Gletschers, stürmte in ein Loch, ähnlich einer großen Cisterne, und verschwand darin. Das war die Gletschermühle; die Dicke des Eises mochte hier bei tausend Fuß betragen, man kann sich daher die Gewalt des Sturzes leicht vorstellen. Wir wälzten einen großen Steinblock herbei und rollten ihn, die Bergstöcke wie Hebel anstemmend, über den Rand des Loches. Er fiel hinab. Aus der Tiefe des Gletschers begann es zu krachen und zu toben, als sollt' alles zusammenbrechen, wir sprangen erschrocken beiseite. In diesen Gletschermühlen wird auch Mehl gemahlen: große Steine zu feinem Schlamm, den die Bäche in das Thal führen. Davon erhalten sie ihre Farbe, die Gletschermilch rühmt der Älpler als heilsam in manchen Krankheiten. — Gott segn' es!

Weiter oben fieng der Firn an; eine Querkluft schied den körnigen Schnee vom festen Eis; weil wir keine Stricke mitgenommen, hielten wir uns in respectvoller Ferne. Hier erlebte ein Schütze ein schreckliches Abenteuer. Er stieg einer Gemse nach, rutschte und fiel, ohne sich zu schädigen, auf den weichen Schnee. Daran war nicht viel gelegen, allein die Wand, über die er herabgeglitten, war zu steil, um auch dem erfahrensten Kletterer den Rückweg zu gestatten, und vorn zog sich die Spalte schräg von einem Spalt zum anderen, so dass er dem Untergang geweiht hier eingeschlossen blieb. Schon dämmerte es, die Nacht brach an, eine furchtbar lange Nacht, deren Stille nur hier und da ein abrollender Stein unterbrach oder das Krachen und Knittern des Eises, wenn es eine neue Kluft warf. Der Jäger lief hin und her, um sich warm zu halten, als

der Morgen graute, spähte er noch einmal nach allen Seiten, vergebens! Da fasste er einen verzweifelten Entschluss, der Schnee war über Nacht erstarrt, er kletterte so hoch an der steilen Lehne empor als möglich, und setzte sich, nachdem er Reu' und Leid gemacht und alle Heiligen angerufen, die Füße emporgestreckt, nieder. Ein Ruck, und er flog, dass ihm Hören und Sehen vergieng, wie ein Schlitten über die glatte schiefe Fläche; die Kraft des Schwunges schleuderte ihn über die Kluft, — er war gerettet, wenn auch mit zerschundenen Gliedern. Sein Weib erzählte, dass er oft noch in späteren Jahren aus dem Schlaf aufwachend, Jesus, Maria und Josef geschrien und um sich geschlagen habe; es träumte ihm, er fahre über den Firn ab.

Meine Erinnerung kehrt mit Vorliebe zum letzten Abend meines Aufenthaltes in Gurgl zurück, wenn ich auch die großartige Scenerie nur anzudeuten, nicht zu entrollen vermag. Wir waren bei Tisch gesessen. Der Curat stand auf und gieng ins Freie. Bald rief er zur Thüre herein: „Hab' ich dir nicht gesagt, das Schönste kriegt man bei Nacht zu sehen? Schau' dich einmal um!"

Ich werde nie den Sternenhimmel vergessen, dessen unzählige Augen aus der schwarzen Tiefe auf uns niederfunkelten, breit und mächtig wie ein Strom milden Lichtes floss die Milchstraße ober dem Thale von einem Gletscher zum anderen, oder sie schien vielmehr ihnen gleich an Farbe und Schimmer aus dem einen zu entspringen, um in den anderen zu münden. Es war alles geheimnisvoll und fremd und dennoch bald und leicht zu erkennen. Die Nacht hatte der Erde ihren heiligen Zauber verliehen. Da glänzte plötzlich die höchste Spitze des Ramol, die Schwere und Starrheit des Stoffes schien aufgelöst und das Licht von innen herauszuquellen, bald wiederholte sich dieses Schauspiel bei einer anderen Spitze, dann wieder bei einer, endlich vereinigten sich die Inseln, und wie ein Meer goss sich die Verklärung über den ganzen Abhang des Gebirges. Es wurde vor uns heller und heller; ich wandte mich um, die Scheibe des Vollmondes stieg über den östlichen Bergen.

Ein leiser Hauch, warm wie aus dem Ofen, spielte an unsere Wangen.

„Gut, dass du morgen gehst", sprach Trientl, „sonst wirst du bei mir eingeschneit; das ist Sirocco!"

Wir kehrten in die Stube zurück, er leuchtete an den Barometer, die Säule war tief gefallen.

So nahm ich denn in der Frühe von meinem wackeren Freund, der mir noch ein Stück kalten Braten in die Kräuterbüchse steckte, Abschied.

Zwei Radlerinnen.

Von **Josef Wichner.**

Ich will dem Leser einmal zwei Musterfrauen zeigen. Er mag dann selber urtheilen, welche ihm besser gefällt und welcher Art die etwa sein müsste, die er zu heiraten gedächte, falls er den großen Entschluss fassen müsste.

Es ist noch gar nicht lange her, da saß ich an einem warmen Sommernachmittage in einem ländlichen Gasthausgarten, und dieweil ich gerade nichts Besseres zu thun wusste, ließ ich meine Augen über die Leute schweifen, die sich da gütlich thaten, und spitzte meine Ohren, eben weil ein Dichter immer neugierig ist und es auch sein muss, so er den Lesern etwas auftischen will.

Es saß aber kaum fünf Schritte von mir entfernt eine Frau in Pumphosen unter mehreren jungen, hemdärmlichen Männern in Kniehosen, und etliche Stahlrösser oder Reiträder oder Bicycles, die an einer Wand lehnten und nach pfeilschneller Fahrt etwas verschnauften, ließen die Lieblingsbeschäftigung der Gesellschaft wohl errathen.

Dieweil ich mich nun selber nicht ungern aufs Stahlross schwinge und im nervenstärkenden Ritte durch lachende Fluren Erholung und Gesundung finde, so hatte ich gar keine Ursache, die radfahrende Tafelrunde mit scheelen Blicken zu betrachten; aber . . . was die radelnde Dame sprach, das wollte mir, ehrlich gestanden, minder behagen.

„Na", sagte sie und lachte laut auf, „jetzt möcht' ich nur wissen, was denn mein Mann daheim macht?!"

Der Mann daheim und die Frau auf dem Rade . . . . o du armer, altväterischer Schiller, was würdest du für Augen machen, wenn du die verkehrte Welt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sähest?! „Der Mann muss hinaus", hast du gemeint . . . gar keine Spur . . . jetzt heißt's: der Mann bleibt zu Haus und die Frau fährt hinaus und radelt in lustiger Gesellschaft durch die weite, weite Welt!

Und mit schicksam verhaltenem Gähnen meint die Frau, wenn sie heimkommt:

„Ei, was werden wir denn heute zum Nachtmahl kriegen? Ach was, wir essen halt eine Knackwurst und ein Stückchen Käse; denn

nach der Partie bin ich gar nicht aufgelegt, Feuer zu machen und etwas Warmes zu kochen, und zudem muſs ich noch mein Rad putzen!“

Brr . . . . da hatte ich eigentlich auch ohne die Knackwurst und das Stückchen Käse genug, und wie mir der Wirt später erzählte, es sei die fesche Radlerin die Frau eines Comptoiristen, zu Deutsch Schreibers in einer Stärkefabrik, da war ich satt bis zum Halse herauf, obschon ich, wie bereits erwähnt wurde, dem „Radeln“ im allgemeinen durchaus nicht gram bin.

Und nun will der Leser gewiſs auch die zweite Radlerin kennen lernen.

Das war vor etlichen Jahren in dem schönen Markte und Curorte Ischl im gesegneten Salzkammergute, allwo auch einmal mein Geldtascherl curiert ist worden.

Da schob eine schlicht gekleidete junge Dame ihr Radl auf schattigem, wohlgepflegtem Waldwege eine mäßige Anhöhe hinauf, um sich an dem herrlichen Einblicke ins Wolfgangthal zu erlaben.

Eigentlich waren's drei Radeln, ein kleines vorn und zwei größere rückwärts und darüber ein zierlich geflochtenes Körbchen und im Körbchen sitzend ein blühend Kind in schlehweißem Spitzenkleidchen, das mit sorgsam gestickten Vergiſsmeinnichtblümlein übersäet war.

Und man muſs es den Leuten lassen, den einheimischen wie den fremden, sie waren gegen die junge Dame recht artig und begrüßten sie höflich, und niemandem fiel es ein, das Wilde vorzukehren und zu schnauzen, auf solchen Waldwegen sei das Radlfahren, wie das Radlschieben ein für allemal verboten.

Nur eine sehr, sehr vornehme Dame, die, einem schillernden Pfaue gleich, auf einer Ruhebank saß, hielt ihre Brille mit dem langen Stiele an die zwinkernden Augen und rümpfte die Nase und musterte die junge Mutter und ihr Gefährte sammt dem lieblichen Kinde von oben bis unten, als ob so schlichte Menschenwesen überhaupt nicht in die „fashionable“ [1]) oder feine Welt von Ischl gehöreten.

Endlich fand wenigstens das schöne Kleidchen, das das Kind trug, Gnade in ihren Augen, und sie fragte, indem sie die junge Frau mit einem langarmigen Deuter zum Anhalten zwang, mit etwas näselnder Stimme:

„Ah ma chère,[2]) wo haben Sie diese Stickerei gekauft?“

Und es sagte die junge Frau:

„Ich habe das Röckchen selbst gestickt . . . . es macht mir ja das größte Vergnügen, wenn ich für meine Kinder arbeiten kann.“

---

[1]) Sprich: fesche Nebel.

[2]) Sprich: Scher. Warum die junge Frau von der Dame eine „Schere“ genannt wurde, das weiß ich nicht, es wäre denn, daſs diese die Kleidchen selber machte und also eine Art Schneiderin war.

„Ah“, entgegnete die Fremde und zuckte hochmüthig die Achseln, „das ist wohl nur bei einem kleinen Haushalte möglich; wer aber, wie ich, stets Gäste aus den besten Kreisen empfangen muss, der hat für solche . . . äh . . . spießbürgerliche Freuden keine Zeit, und überhaupt . . . wozu sind denn die Gewerbsleute und die Dienstboten da, wenn man die Kleider selbst macht und die Kinder selber herumführt?“

Das hieß auf gut Deutsch: Kinderwagenschieben schickt sich nicht . . . . die junge Mutter verstand das ganz gut, darum flammte es auch roth auf ihren Wangen, aber nicht vor Scham, sondern vor Entrüstung ob solcher Unnatur.

Doch sie beherrschte sich und sagte ruhig, wenn auch bestimmt:

„Ich dächte doch, dass sich eine Mutter nie vergibt, wenn sie ihrer Kinder wartet! Übrigens . . . auch ich habe oft sehr vornehme Gäste zu empfangen, aber . . . so viel Zeit bleibt mir doch, dass ich für meine Lieblinge kleine Handarbeiten mache oder sie, obschon ich der Dienstboten gewiss nicht ermangle, selber an die frische Luft führe.“

Da schaute die fremde Dame wieder recht von oben herab durch die Brille und fragte:

„Ja, wo logieren Sie denn eigentlich, meine Verehrteste?“

Und die junge Mutter deutete zwischen dem Gebüsche in die Tiefe, von wo das große Sommerschloss des Kaisers aus den Baumgruppen eines herrlichen Parkes heraufleuchtete.

„Äh“, sagte die Fremde, „da sind Sie wohl die Tochter des Portiers?“

„Nein“, erwiderte die junge Mutter, „sondern die Tochter des Hausherrn. Ich bin gegenwärtig bei meinem Papa, dem Kaiser, zu Gaste, und hoffentlich werden es die Curgäste der Erzherzogin Valerie nicht verargen, dass sie sich selbst in dem geputzten Ischl ihrer Kinder nicht schämt. Es hat ja auch mein Mann, der Erzherzog Franz Salvator, nichts dagegen einzuwenden, dass ich meine Mutterpflichten getreulich und wahrhaft freudig erfülle.“

Sprach's und fuhr mit dem leichten Wägelchen thalab.

Es heißt, dass die fremde Dame Ischl auf einmal unerträglich gefunden habe und tags darauf abgedampft sei.

Das ist die Geschichte von der zweiten Radlerin . . . . hoffentlich gefällt sie dem lieben Leser besser.

Der Quartal-Lump.

Eine Gestalt aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

Der Prost am Berg bekam alle Jahre drei- oder gar viermal die Gelbsucht. Da wurde er ganz gelb wie ungebleichtes Wachs, aus dem man die wohlfeilen Betbrüderkerzen zieht. Sogar das Weiße in den Augen war gelb, und diese Gelbsucht bekam er vom Knecht. Vom Altknecht, dem Damian. Und warum? — Es ist eine bange Frage. Wenn man braven und fleißigen Bauernknechten Denkmäler setzen wollte, dem Damian müßt' man aus Marmelstein und Erz auf dem größten Dunghaufen ein Monument setzen, wohl geziert mit den Emblemen Dreschflegel und Mistgabel, und mitten drin der Mann mit dem borstigen Haar und mit der kurzen Stülpnase.

Das war ein großartiger Knecht! Seit fünfundzwanzig Jahren war er im Prosthofe, seit fünfundzwanzig Jahren nahm sich der Prost am Berg vor, zu Neujahr den Damian zu verjagen, seit fünfundzwanzig Jahren sagte er bei jedem neuen Jahre zum Knecht: „Gelt, Dami, wir zwei bleiben wieder bei einander!" und seit fünfundzwanzig Jahren hatte er unzähligemal die Gelbsucht aus Ärger über diesen Altknecht.

Der Damian war des Morgens der erste auf und des Abends der letzte unter. Wenn der Bauer am Feierabend zu ihm sagte: „Gelt, Dami, du wirst müd' sein und mir heut' nimmer gern eine Butten Mehl von der Mühl' heraustragen?" so antwortete der Knecht: „Warum denn nit? Wenn wir Brot essen wollen, so müssen wir auch die Mehlbutten heimtragen. Soll ich vielleicht auch ein Bündel Korn mit hinabnehmen?" Wenn am Feiertag der Prost sagte: „Morgen wird's regnen. Wenn wir nur den Heuschober unter Dach hätten!" so antwortete der Knecht: „Na wart', das Schöberl werden wir bald drin haben!" und gieng flink mit der Heukräntze. Wenn das übrige Gesinde beim Freitagstisch sich manchmal ungebürlich verwunderte über die wässerige Milch oder über den mageren Sterz, so meinte der Damian: „Meine lieben Leut', der Freitag ist kein Fasstag und kein Fraßtag, sondern ein Fasttag." Das war eines der witzigsten Worte, die der Altknecht je ausge-

sprochen, deshalb wiederholte er es auch fast an jedem Freitage, oder wenigstens, so oft die übrigen Knechte brummten über die schmale Fasttagskost. Beim Prost war es, wie überall im Oberlande, der Brauch, dass der Bauer im Herbste seinen Dienstleuten ein neues Lodengewand gibt. Wenn der knauserige Prost sich dann auf seine Handwerker ausredete: „Musst es schon gut sein lassen, Dami. Der Weber hat unversehens Garn unter die Wolle gebracht, und der Schneider hat für deine Jacke just das garnige Stück derwischt!“ so antwortete der Damian: „Wenn's das Garn einwendig bei der Pfaid thut, so wirds es auswendig bei der Jacken auch thun. Ich rait's nit heikel.“ Und wenn der Prost zu Neujahr den Jahrlohn nicht zahlen zu können vorgab, weil der Haferbau schlecht gewesen und das Kohlengeld noch nicht eingenommen wäre, so sagte der Damian: „Gibst mir halt meine Sach', sobald du kannst, Bauer. Wenn ich's brauch', werd' ich's schon sagen.“ Und das Beste dabei war, dass er sein Geld überhaupt nicht zu brauchen schien. Sonntag für Sonntag eilte er nach dem Gottesdienste am Dorfwirtshause vorbei, so hastig wie der Bauer am Steueramt. Wochenlang, monatelang sah der Damian kein Glas. Denn daheim beim Prost am Berg gab es nur Wasserkrüge.

Und nun fragst du: Wie kann man bei einem solch unvergleichlichen Knecht aus Ärger die Gelbsucht kriegen? — Ich habe gesagt, dass der Altknecht Damian wochen- und monatelang kein Trinkglas sah. Sachverständigen wird diese Wendung gleich verdächtig vorgekommen sein. Und warum das h a s t i g e Vorbeieilen am Wirtshause und der Vergleich mit dem Steueramte? Wer keine Steuer schuldig ist und keine Zeche, der kann wohl auch langsam gehen. — Und so muss es endlich eingestanden werden, wo der Haken saß. Im Wirtshause saß er, und wenn sich der Damian einmal ganz unversehens hinsetzte, blieb er dran hängen. War es, dass er eines Sonntags auf dem Kirchweg lustige Gesellschaft traf, der er sich anschloss zum Traubenwirt, war es, dass er vom Regen überrascht ins Haus trat und die innere Nässe der äußeren vorzog. Oder war es endlich, dass der Damian in der That einen dämonischen Durst bekam, den, wie die Liebe, kein Wasser löschen kann auf Erden — kurz und schlecht, der Knecht huschte eines Tages ins Wirtshaus. Er setzte sich zuerst allemal an die Tischecke zunächst der Thür und behielt den Stecken in der Hand, weil er ja nach dem einen Seidel gleich wieder fortgehen wollte. Beim zweiten Seidel hielt er den Stecken immer noch in der Hand, beim dritten lehnte er ihn in den Winkel. Später verließ er den Platz an der Thür und gieng zum vorderen Tisch, wo man an der Wand bequemer sitzt. Er saß behaglich da, rauchte eine Pfeife um die andere, und wenn das Glas leer war, schob er es mit der Fingerspitze sachte über den Tisch hin: „Gelt, Kellnerin, einmal

lafst mir noch rinnen!“ Und wenn es wieder leer war, schüttelte der Damian langsam den Kopf und murmelte: „Weil das Fass im Keller schon einmal angegänzt ist! Im halbleeren Fass wird der Wein gern kamig. Wär' schad' drum.“ Und er schob das Glas über den Tisch hin. Wenn die Zechgenossen längst fortgegangen waren, saß der Altknecht des Prost am Berge noch fest im Tischwinkel, und wenn die Wirtsleute Nachtmahl aßen, ließ auch er sich ein Schüsslein Suppe bringen, „damit der Magen wieder ein bissel hergerichtet werde“. Der Traubenwirt brachte um diese Zeit stets eine Stallaterne, zündete darin die Kerze an, stellte sie auf den Tisch: „So, Dami, dass du zum Heimgehen siehst. Es ist stockfinster draußen.“

„So!“ antwortete der Damian. „So viel finster, sagst? Wenn ich finster haben will, kann ich auch in den Keller gehen. Und nit draußen herum in der Nacht, wie ein schlechter Loter. Und am End' gar noch deine Latern' zusamm'schlagen! 's wird am gescheitesten sein, ich leg' mich da auf die Bank. Wenn die Nacht vorbei ist, wird's eh' wieder licht. Nachher ist's gut heimgehen. Und von wegen der Bettschwere noch ein letztes Seidel. Ein Gutenacht-Seidel.“

So war's am ersten Abend. Als am nächsten Morgen die Sonne aufgieng, der Damian sich kreistend von seiner Bank aufrichtete und die Augen rieb, fand er, dass ein blauer Montag war. Er gieng hinaus zum Brunnen, wusch sich das Gesicht und trank Wasser. „Pfui Teuxel!“ sagte er darauf, „ein abscheulicher Anfang“. Aber der Wirt wollte nicht in den Keller. Als der Damian hierauf wieder in seinem Tischwinkel saß, fest und zielbewusst, wie der Handwerker sich zum Wochenanfang in seine Werkstatt setzt, schlich ihn der Wirt an und that den Mund auf zu dem geschmeidigen Worte: „Damian, wie steht's denn mit deinen Kreuzerlein?“

Zog der Altknecht seinen Geldbeutel hervor, es war einer aus Katzenfell, stülpte ihn auf den Tisch und sagte: „Mit meinen Kreuzerlein stehts schlecht, wie du siehst.“ Denn es waren lauter Silberzwanziger. So that der Wirt wieder einschenken.

Und ähnlich gieng es fort den zweiten Tag und den dritten Tag. Der Damian saß bei seinem Weinglase, stopfte sich manchmal eine Pfeife Tabak, that manchmal mit dem Wirte ein Kartenspielchen, oder legte seine Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme und schlief. Er war nicht nüchtern, und er war nicht besoffen, er war gerade so, wie es lustig ist, zu sein.

Im Laufe der Zeit jedoch gestalteten sich die Dinge so, dass der Dami an den Traubenwirt bescheiden die Anfrage stellte, ob er für die Zechschuld nöthigenfalls auch ein Taschenmesser nehme, mit Pfeifenstierer, Hirschhorngriff und Kapfenbergerstahl, oder als Pfand eine Sackuhr mit echtem Pakfonggehäuse? Für die bereits fällige Schuld nahm der Wirt die Uhr, für weiteres erklärte er nur gegen Bargeld einschenken zu lassen.

„Du bist nit gescheit, Herr Vater!“ sagte der Dami. „Schau, du hast zu viel Wein im Keller, er wird dir sauer, er wird dir schimmelig. Ich hab' zu viel Gewand am Leib. Wenn der Mensch ein Barchentwestel an hat, so braucht er keine Jacken. Ist eh so viel schön warm in der Stuben. Wie oft willst mir einschenken lassen für meinen Lodenrock da? Guter Bauernloden. Vier Säck' hat er, kannst allerhand einstecken, auch eine große Brieftaschen, wenn du hast. Schau dir ihn um und um an!“ Und er langte die schwere Jacke vom Nagel.

„Ja, ist schon recht, Dami“, sagte der Wirt überlaut, wie man mit Kindern spricht oder mit Teppen (Halbtrotteln), „leg' ihn nur an, deinen Rock, und geh' heim.“

Aber der gute Dami blieb sitzen. Und der Unterschied zwischen Tag und Nacht bestand bei ihm darin, dass er bei Tage am Tische saß, und bei Nacht neben demselben auf der Bank lag. Und ganz verdursten läßst der Traubenwirt keinen, der ein gutes Herz hat und allenfalls noch eine Lodenjacke, die unter Brüdern immerhin ihre zehn Maß Wein wert ist.

Der Prost am Berg hatte Tage lang gewartet auf seinen Altknecht, und dabei wurde seine Hautfarbe sachte gelb und gelber. Endlich gieng er hinab ins Dorf, um Jungvieh einzukaufen. Dabei guckte er zum Traubenwirt hinein wegen des Knechtes. Als er polternd in die Stube trat, legte die Kellnerin ihren Finger an den Mund und deutete dann gegen den Tisch, wo der Dami seinen Kopf auf der Platte liegen hatte. Im Glase war noch ein wässeriges Restchen, an welchem ein paar Fliegen tranken. Der Zecher schlief. Der Bauer trat heftig hin und hieb mit dem Stock so stark auf den Tisch, dass der Dami emporschnellte und verwirrt um sich glotzte.

„Von rechtswegen gehört der Stecken wo anders hin!“ rief der Prost, „alter Lump! Schamst dich nit?“

„Gotterl!“ murmelte der Knecht, schaute ihn zutraulich an und rülpste. „Mein Bauer ist's. Derschrocken bin ich aber! Gemeint, sieben Fassreifen wären auf einmal abgesprungen — so ein Schnalzer! — Geh', Bauer, setz' dich her!“ Dabei rückte er so eng in den Winkel hinein, dass drei Proste Platz gehabt hätten neben seiner, während sich nicht einmal der eine hinsetzen wollte.

„Meiner Seel'!“ sagte der Dami wohlgemuth, „jetzt zahl' ich extra noch ein' Maß! Meinen Bauern, den hab' ich gern. Sitz' ich schon sonst bei deinem Tisch, so sollst du heut' einmal bei meinem sitzen. Keinen Kreuzer kostet's dir. Wir zwei haben immer einmal fleißig gearbeitet miteinander, so wollen wir auch einmal mit einander lustig sein. Geh her!“

Sagte der Bauer äußerlich mit Überwindung schier gelassen, inwendig voller Galle: „Das Heu ist dürr! Das Korn ist zu schneiden! Und das Faulthier sumpft die ganze geschlagene Woche im Wirtshaus. Wenn du nit

auf der Stell' mitheimgehst, so werde ich dir eine kaiserliche Leibgarde schicken, die dich dahin begleitet, wohin du gehörst. Verstehst?"

Fieng der Dami an zu schluchzen: „Schandarm! — Bauer, schau, du wirst mir nit viel Ungutes nachsagen können! Und jetzt so hart sein auf mich!"

Sprach nun auch die Kellnerin drein: „Wirklich wahr auch, Prost am Berg! Wie er dich so schön einladet, dass du ein bissel sollst niedersitzen, auf einen Trunk. Und du ihm gleich mit den Schandarmen — Gelt, Dami!" Und das sagte sie vernehmlicher: „Wenn dein Bauer ein Seidel mit dir trinkt, nachher gehst mit!"

Der Dami hieb die Faust auf den Tisch: „Nachher geh' ich mit!" Und rülpste.

Dachte der Bauer: Wegen meiner! und setzte sich an den Tisch, aber weit vom Knecht, ganz an die entgegengesetzte Ecke. Die Kellnerin gieng in den Keller, der Wirt eilte ihr nach! „Eine Maß vom Strohfassel: Den Prost nageln wir an. Der hat Geld, der soll nachher auch die Zeche für seinen Knecht zahlen."

Nun hatte der Traubenwirt im Strohfassel einen ganz besonderen Saft. Das Heu war zwar dürr, das Korn zu schneiden, aber als der Abend dämmerte, saß der Prost noch beim Wirtshaustisch, that Kartenspielen mit dem Dami und dem Wirt, und die Kellnerin zündete eine Lampe an.

Der Bauer hatte Geld in der Tasche gehabt, um beim Züchtelhofer drei Ferkeln zu kaufen. Als er nach Stunden vom Wirtshaustische aufstand, war das Geld weg, vertrunken und verspielt, und der Prost am Berg kam um Mitternacht ohne Ferkeln heim und — ohne Knecht. Der Dami hatte nämlich unterwegs gesagt, er wolle beim Steibel-Schnegg eine Laterne ausborgen, denn — um eine schöne Stilblüte zu machen — es war so finster, dass er nicht einmal sah, wie sehr sie illuminiert waren. Jetzt beim Steibel-Schnegg schlief schon alles, er pochte an der Thür und während des Wartens auf das Aufmachen schlief auch er an den Stufen ein.

An der nächsten thaukühlen Frühe, als die Morgenröthe so lieblich aufgieng und im reinen Himmel die letzten Sternlein verblassten, rieb sich der Dami die Augen und rief begeistert aus: „Das ist wieder ein Tag zum Schuldenmachen!" Gieng sachte hinüber in die Tafern-Schenke und begehrte ein „Stamperl Zweschbengeist".

Nachdem der Prost ohne Ferkeln heimgekommen und hierauf als etwas Ausgewachsenes derselben Gattung bezeichnet worden war von seinem Weibe, da zeigte sich die gelbe Farbe seines Gesichtes noch um einige Grade gesättigter, höllisch übel war ihm, und der Bader sagte, die Gelbsucht wär's.

So kam es, und so ähnlich wiederholte es sich; der sonst so sittsame Dami blieb eines Tages im Wirtshause sitzen, der Bauer gieng ihn zu holen, setzte sich hin und blieb auch sitzen. Dann kam einmal des Prost Söhnlein nach, um zu sehen, wo der Vater bleibe. Das bekam vom Wirt, der die Kinder gern hatte, ein halbes Trinkglas voll gezuckerten Weines und blieb auch sitzen. Endlich kam die Prostbäuerin selber und setzte sich nicht. Mit flammendem Besen trieb sie die Sünder aus dem Paradiese und fegte einmal unterwegs dem Altknecht, dann wieder dem Ehegespons die Spinnweben vom Rücken.

Der Dami gieng hierauf wieder an seine Arbeit, anfangs zwar ein bisschen schläferig und verdrießlich, doch die Heugabel, der Pflug und die Sichel machten ihn bald frisch und munter. Dann war er wieder der Musterknecht, wie es zwischen dem Dachstein und der Saun kaum einen zweiten mehr gibt. Wenn ihm der Wirt bisweilen Liebesbrieflein schrieb wie das folgende:

„An Damian Pampersegger ist Mihr 7 ½ maß Wein schuldig, 2 Vierding Tobak und 1 Gubazikarn Macht aus 2 fl. 96 Greizer und wann du nich balt zallst mus ich den Rodarn ibergebn. Achtungsfohl
Christian Mengler
Traubenwirt“,

so ließ der Damian dem gestrengen Gläubiger antworten: „Geh zu meinem Bauern, der soll mir's vom Jahrlohn abziehen und geht's mich weiter nichts an.“ — Dann nahm sich der brave Altknecht natürlich allemal vor, ein anderesmal nicht mehr so Dummheiten zu machen. Aber wie sich schon alles wiederholt auf dieser kreisenden Weltkugel, wenn die Zeit kam, und in des Damians Bauernseele der Hochschwung abgelaufen war bei der staubigen Arbeit auf dem Hofe, dann gieng er ins Wirtshaus, blieb tagelang drin sitzen, war nicht nüchtern, war nicht besoffen, war gerade so, wie es lustig ist, zu sein.

Sprüchel.

Was zersetzt, nicht thun,
Was ergötzt, nicht lassen,
Alle Menschen lieben,
Ihre Laster hassen.

Wie die Hinterlackendorfer einen Räuber erwischt haben.

In Bachstätten war ein ganz großer Viehmarkt, zu dem die Leute von weit und breit zusammengekommen waren, weil es da immer schönes, gut gezügeltes Vieh zu kaufen gibt. Das schönste Vieh bringen aber die Hinterlackendorfer zum Markt, denn die sind kluge Leute, sie wissen, dass das liebe Vieh seine gute Wartung brav zahlt und dass es ein ordentliches Futter und ein reines Lager grad so braucht wie der Mensch. Weil sie ihm das aber rechtschaffen geben, so kriegen sie auch was für ihr Vieh, und am letzten Portiunkerlmarkt in Bachstätten ist's auch wieder gut ausgefallen für die Hinterlackendorfer; es hat ein jeder so viel gelöst, dass er Steuer zahlen kann und ein neues Gwand für die Alte, und Schuh für die Kinder, und ihm sind halt auch ein paar Tabakkreuzer geblieben. Aber gar zu viel rauchen ist ungesund, und der alte Umanandhiersel, der allergescheiteste von den Hinterlackendorfern, hat alleweil gesagt: „Das Tabakkraut hat der Teufel auf die Welt bracht, derowegen müssen wir's verheizen, damit's weg kommt von der Welt — marsch eini in die Pfeifen damit!" Also rauchen ist schon recht, aber nur nit zu viel, deswegen muss man von den Tabakkreuzern ein paar dem Wirth geben, nicht alles dem Tabakkramer. No, und so haben die Hinterlackendorfer auch gemeint, und wie sie durch ihren eigenen Gerichtsmarkt durchgewesen sind, Leitenbach heißt's dort, da haben sie nicht mehr gar weit nach Haus gehabt, und da sind sie beim Kropfwirt eingefallen. Dort sind sie gesessen vor dem Wirtshaus, die ganzen Hinterlackendorfer, die halt in Bachstätten waren, alte und junge, jeder hat ein Glas Wein vor sich, den Nasenwärmer im Maul, und so haben sie vom Diskurieren gredt. Vom Viehhandel haben sie schon unterwegs alles ausgedeutscht, vom Anbauen auch, Krieg ist, Gott lob, keiner, mit der Obrigkeit sind's auch zufrieden, da ist dann kein anderer Discurs übrig geblieben als vom Raufen. „Is wohl gspassig", sagt der Krottenzenz, „ganz rar, dass die Leut' gar nit verstehn, wie man's meint. Red ich da neulich mit dem Schustergselln in Leitenbach, und da kommen wir halt ein bissel ins Meinung sagen, aber alles in Lieb' und

in Güten. Und weil ich ihm zuletzt sag, dass ich ihm die Haren ausreißen und ihn so auf den Fußboden schmeißen werd, dass sie ihn herausstemmen müssen aus die Bretter — ist ihm das auch nicht recht und klagen geht er mich. Aber das allerschönste kommt noch: Sagt der Herr Bezirksrichter, ich hätt ihn ‚mit Misshandlungen bedroht' — so stünd's im Gesetz. War ja alles in Lieb und Güten — ich hab ihn doch nit bedroht. No, und dass ich weiter erzähl', der Herr Bezirksrichter sagt, ich soll schaun, dass der Schuster wieder gut wird, sonst muss ich ins Loch. Und da hab ich mir denkt, besser ein paar gute Wort, als ins Loch, und ich bin halt auf den Schuster zu und sag: Schuster, sag ich, Schuster, du bist ein Rindviech und bleibst ein Rindviech, aber ich verzeih dir's. No und so war's gut, der Schuster hat die Augen voller Wasser und wir waren wieder gut."

Wie der Krottenzenz seine Gschicht fertig erzählt hat, meint der Plutzerkoglfranzl, die Herren verstünden einen immer soviel hart. „Wie ich damals das große Graff ghabt hab mit die vier eingeschlagnen Köpf, wo ich mit der Tischplattn zugschlagen hab, hat der Herr Bezirksrichter auch gmeint, das wär eine Rohheit gwesen, mit der schweren Tischplattn zuschlagen. Nachher hab ich mich aber ordentlich verdefendirt und hab gsagt, auf Ehr und Seligkeit, es war sonst nix da, wo damit ich hätt können zuschlagen. Denkts euch, sagt der Herr Bezirksrichter, ich hätt halt gar nit sollen zuschlagen! Ja, was hätt i denn thun solln?"

„Weißt", sagt der schwarze Lochmichl, „weißt, das verstehen die noblen Herrn halt nicht, was ein rechter Gspaß ist. Wie da am schmerzhaften Samstag das große Graff war beim gscheckerten Tatschkerwirt, und wie's grad recht frisch umgangen ist, lauf i umi zum Zaun um ein neuen Stecken, und zur Fürsorg nimm i gleich zwei Zaunspelten mit. Kommt der Herr Pfarrer ums Eck und sieht, wie halt die Unterhaltung ist. Und i, a guter Kerl wie i bin, geht hin zum Herrn Pfarrer, halt ihm ein von meine Stecken hin und sag: ‚Hochwürden, machens Ihnen auch einmal einen guten Tag und raufens mit ein weng' — glaubt's er wär mitgangen? Gar kein Spur, davongjagt hat er mich für mein guten Willen!" —

Es ist recht schad, dass wir nicht noch ein paar Gschichten hören, was für stille, gute Leut die Hinterlackendorfer sind, denn grad wie der Lochmichl fertig erzählt hat, springt der Bankknecht vom Leitenbacher Fleischhacker her und sagt: „Buabn, Leut, auf, wir müssen dem Gricht helfen; viere von die Rauber, die's dort eingsperrt haben, sind ausbrochen, einer vorn fort, einer hinten fort, einer rechts fort, einer links fort. Es sind bloß zwei Gendarmen und ein Amtsdiener z'Haus, die sind alle nach, mit sammt dem Herrn Bezirksrichter, aber da gegen Hinterlackendorf, da ist noch keiner, da müssen wir suchen gehn." — „Wirt,

zohln" — schreien alle, „wir gehn Rauber fangen." Es hat kein Vaterunser lang gedauert, so war eine ganze Zeilen von Bauern fort, ein jeder mit einem tüchtigen Dremmel, und der Wirt hat seinem Sultan gepfiffen und mit ist er auch. Ein jeden Baum haben's angeschaut und einen jeden Heustadl durchgestöbert und in ein jedes Haus sind sie hinein, aber zu finden war halt nichts und rein gar nichts. Ganz drüben auf der rechten Flanken, da kommen zwei von den Burschen zu einem Halterdirndl und das fragen sie, ob sie kein' gsehen hat. „Wohl", sagt sie, „ein Fallot ist vorbei und hat gfragt um Pöllkirchen, und dann ist er in den Wald hinein, dort wo die zwei Farchen stehn am Ort." Einer von den Burschen kracht dort hinein in den Wald, der andere geht um Leut und bald ist der ganze Wald umstellt von Männern. Die haben rar ausgschaut. Irgendwas hat ein jeder in den Händen: der eine ein altes Hausgwehr, der andere einen Spieß, der hat eine Sensen, der einen Dreschflegel; Hacken und Krampen und Stecken und Stangen — was ein jeder halt in der Schnelligkeit erwischt hat. So haben sie lang, lang herumspeculiert, aber den Rauber haben sie halt nicht finden können. Endlich kommt der dicke Wirt mit seinem Sultan nach. „Such Sultl, such", heißt's von allen Seiten, der Sultl schaut soviel gscheit drein, aber er weiß halt nicht, was er suchen soll. Er rennt so im Wald herum und auf einmal bleibt er bei einer unsinnig dicken Tannen stehn, schaut hinauf und bellt wie nicht gescheit. Alles lauft zusammen — richtig, ganz oben in den dickſten Ästen sitzt der ausgebrochene Rauber. Er schaut herunter, die Leut schaun hinauf, der Sultl bellt, die Leut schreien und der Rauber halt't was her und sagt: „Den ersten, der aufi kommt, den derschieß ich." — „Hat der Lump richtig schon in aller Eil wo einen Revulwer gstohln" sagt der Arbesshuber — „Leutln, da heißt's gscheit sein." Die Leut waren so gescheit und sagen halt, der Rauber sollt herunterkommen. Das thut er aber nicht. Sie disputieren eine halbe Stund, bis endlich dem alten Galsterschmied ein guter Gedanke kommt. „Wisst's, Leutln, so geht's nicht; da muss die Obrigkeit her — holts den Bürgermeister." — „Recht hat der Galsterschmied" schreien sie alle, „der Bürgermeister muss kommen — dass uns das nicht gleich eingfalln ist!" Also ein Bub springt fort um den Bürgermeister. Derweil sind Weiber auch dahergekommen und die Strohbartin, soviel ein gscheites und frommes Weibsbild, sagt: „Aber Leut, habt's denn kein Kopf und kein Glauben mehr? Wenn der Rauber abifallt vom Baum, so ist er hin, und der Gottseibeiuns holt ihn alser ganzer, wenn er so sündhaft stirbt. Und wer ist schuld? Ihr alle miteinander, weil's kein Glauben habt's und nix denkts an die Ewigkeit. Zuerst springts um den Herrn Pfarrer, dass er den Rauber von unt' aufi versehen thut, bevor, dass er abi fallt und hin ist." —

Aber das haben die anderen der Strohbartnanni nit glauben wollen und haben gmeint, es wär eine Sünd, den Herrn Pfarrer herstrapizieren wegen so einer Rauberseel.

Inzwischen ist schon der Herr Bürgermeister da. Alle grüßen ihn, er grüßt auch, alle treten auseinander und der Herr Bürgermeister geht zum Baum, setzt seine Augengläser auf und sagt: „Wo ist denn der Hallodri, der verdammte?" — „Hier bin ich", sagt der Rauber. Der Bürgermeister räuspert sich und schreit zwischen die vorgehaltenen Hände auf den Baum 'nauf: „Im Namen des Gesetzes erkläre ich Sie für arretiert und befehle Ihnen, kommen Sie abi!" — „Herr Bürgermeister", schreit der Rauber, „im Namen des Gesetzes kriechen Sie mir den Buckel 'nauf, dann haben's noch eine schönere Aussicht als ich." — „Das kommt von der Hetzerei" sagt der Bürgermeister, „in aller Eil hab ich davonlaufen müssen, und jetzt hab ich mein Gsetzbuch nicht mit, und kann nicht einmal schaun, was in so einer Gschicht zu machen ist." — Die versammelte Gemeinde hat sich jetzt wohl gedacht, dass das Gesetzbuch nicht viel helfen könnt — aber zu sagen hat sichs keiner getraut und so haben sie halt alle gesagt: „Freili, freili — halt freili wohl." Auf einmal hört man von oben wieder den Rauber seine Stimm und der sagt: „Wissens was im Gsetz da drüben steht? In Hinterlackendorf hängen's kein' auf, wenn's ihn nicht haben!" Jetzt haben's alle gescholten unten und der Rauber hat Tannenzapfen heruntergeschmissen und hat gesagt, das wären die schönsten, die er in seinem Leben gesehen hat. Da sind sie alle so wild geworden, dass sie haben wollen den Baum umschneiden — Gottlob hat das aber der Herr Bürgermeister nicht erlaubt, denn wenn der Rauber dann hin gewesen wär, da wär eine schöne Schweinerei herausgekommen. Dagegen hat der Bürgermeister befohlen: Es soll ein jeder nachdenken, damit ihnen was Gescheites einfallt, wie sie den Rauber kriegen. „Freili, freili, halt freili wohl" haben alle gesagt und haben angefangen nachzudenken. Auf einmal schreit einer: „Heilige Mutter Anna — dort kommt der Herr Gendarm!" Einige laufen ihm entgegen und mit großen Freuden wird der Gendarm begrüßt. Der tritt zum Baum, zieht die Personsbeschreibung des Räubers heraus und fangt an: „Statur: groß" — ja Teufel, das ist schwer zu sehen. „Haare: braun" — der Kerl hat halt einen Hut auf. „Augen: blau" — ja, wer das von da sieht. „Nase und Mund: gewöhnlich" — meinetwegen. „Besondere Kennzeichen: keine. Sitzt halt auf einem Baum" haben sie freilich nicht sagen können — „er wird's schon sein, stimmt schon. Sie da droben — hören Sie mich?" — „Sehr wohl, Herr Gendarmwachtmeister." — „Kommen Sie einmal herab!" — „Zu Befehl, kommen **Sie** zu mir herauf, es ist ganz gleich weit." — „Verstehen Sie", sagte jetzt der Gendarm, „wenn Sie nicht sofort herunterkommen,

schieß ich hinauf.“ — „Da gehen Sie schön ein — das weiß ich recht gut, dass Sie nicht schießen dürfen“ sagt der Räuber. Mittlerweile glaubte der Bürgermeister, es sei an der Zeit, in den ganzen Gang etwas parlamentarischen Zug zu bringen und einmal die Anträge des zumeist Betheiligten zu vernehmen. Er gebot Ruhe, legte seine riesigen Hände an den Mund, um ein Sprachrohr von namhaften Ausdehnungen zu gestalten, und schreit auf den Baum hinauf: „Du Zottl, du elendiglicher, jetzt sagst auf der Stell', was willst denn eigentlich? Willst oben sitzen bleiben, bis du jämmerlich verhungerst, oder wie oder was?“ — „Wissens, Herr Bürgermeister, das ist so — gehts weg, da drunten, ich muss nunterspucken. Also das ist so. Ich wart, bis Abend wird. Dann wirf ich zwei Giftkügerln, die i immer bei mir hab, abi. Die zerspringen und lassen einen giftigen Dunst aus. Was auf siebenhundert Klafter im Umkreis is, wird alles hin, Frösch und Krotten, Eidaxln und Nattern, Würm und Käfer. Und die Leut' auch. Mir schadt's nix, weil der Dunst nit auffsteigt. Wenn dann alls hin is, dann steig i abi und geh fort.“

Diese Schilderung von der Tödtung alles Lebenden machte einen riesigen Eindruck, die meisten rochen schon was Giftiges und jeder dachte sich ganz still: „Ich bleibe da, bis es finster wird, und bevor der seine verflixten Giftkügerln herunterwirft, fahr ich ab — sollen nur die anderen dableiben.“ Nur beim Halterbuben vom Foastlipp ist das Samenkorn eines Gedankens auf guten Boden gefallen. Er drängt sich zum Gendarm und sagt ihm still was ins Ohr. Wie Leuchten geht es über das Gesicht des Gendarmen, er klopft dem Halterbuben auf die Schulter und sagt: „Gut is, Bübl, renn nur gschwind!“ Der Halterbub deutet seinem Kameraden und fort sind sie wie der Wind. Es dauert nicht lang, sind's alle zwei wieder da und haben eine langmächtige dünne Stangen mit und eine Faust voll „Schwefeleinschlag“, wie ihn die Leute brauchen zum Einschwefeln der Weinfässer. Alle begreifen, alle lachen, rasch wird der Schwefeleinschlag am Stangenspitz angebunden, angezunden und hoch hinauf unter den Räuber gehalten. Langsam und kerzengerad steigt der Schwefeldampf in die Höh' zum Rauber; der macht ein dummes Gesicht, blast und hustet und fangt an, mit dem Hut gegen den Schwefelrauch zu wacheln. Aber je mehr er wachelt, desto besser brennt der Schwefel und immer ärger geht der Dunst zu ihm. Höher steigen geht nicht, er ist so ganz oben, er flucht und schilt gotteslästerlich, aber alles hilft nichts, im Schwefeldunst hält es kein Geschöpf aus, und so steigt er halt herunter. Die Leut' unten halten die Stange gleich auf die Seite, wie der Rauber aber sitzen bleibt, halten sie die Stangen wieder unter und der Bürgermeister sagt: „Kraxeln wir wieder ein Stück abi.“ Endlich ist der Rauber hustend und blasend da, zehn Leute greifen um ihn, der Gendarm kettelt ihm die Hände zusammen und treibt ihn zum Bezirksgericht.

Eher hat er ihn aber genau ausgesucht und nichts gefunden; der Revolver und die Giftkügerln, mit denen er gedroht hat, waren auch nicht zu finden. „Wo das Zeug etwa ist?“ sagt einer. „Ghabt muss er ein Revulwer und die Giftkügerln doch haben, sonst hätt' er's ja nit sagen können.“ — „Das“, sagt der Bürgermeister, „das hat er alles oben lassen auf dem Baum, und dort soll's liegen bleiben bis zum jüngsten Tag.“ — „Freili wohl“ sagen alle, „freili, halt wohl freili.“ Dann sind sie heimgegangen, die Hinterlackendorfer, und waren alle sehr stolz, dass sie so gescheit „raubergfangt“ haben, aber den Halterbuben, der den Rauber erwischt hat, den hat keiner gelobt. Ja, so ist's auf der Welt. Freilich, freilich, halt wohl freilich. —

Der Schäfer.

Von **Ferdinand von Saar.**

Wie auch der Tag sich dehne,
Auf öder Hügellehne
Steht er und blickt ins Land;
Er sieht die Sonne steigen
Und still sich wieder neigen
Bis zu des Himmels Rand.

Er sieht den Lenz auf Erden,
Er sieht es Sommer werden
Und Herbst und Winter auch;
Nicht Mittagsglut, nicht Regen,
Nicht Schnee kann ihn bewegen,
Noch eis'ger Sturmeshauch.

Der Hund an seiner Seite,
Dass er die Schafe leite,
Kennt seines Rufes Ton;
Sonst will kein Wort verlieren,
Der Hirt mit seinen Thieren,
Der dumpfe Menschensohn.

Kleine Laube.

Schrecken!

Erlebnis mit dem kleinen Dirndel. Von R.

Die interessantesten Dinge erlebt man nicht draußen in der Welt, sondern im eigenen Hause. Ein Familienvater kann immer neugierig sein, was es gibt, wenn er nach Hause kommt. Kinder gibt's. Und mit Kindern allerhand Erlebnisse.

Eines Frühsommerabends kam ich heim. Sie saßen alle beim Tisch, waren schrecklich fleißig und duckten ihre blühenden Gesichter eifrig auf die Arbeit nieder. Ich überblickte die Häupter der Lieben und siehe, es fehlte eins.

„Wo ist denn mein Mausi?“ fragte ich, denn das kleinste Mädel war nicht da.

„Das ist heute schon schlafen gegangen!“ riefen alle zugleich überlaut aus und stickten und strickten und nadelten.

Ganz in Ordnung. Fünfjährige Dirnlein sollen früh ins Bett. Mir aber that's leid um das Patschhandel, das ich heute versäumt, dieweilen ein alter Herr mich auf der Gasse beim Rockknopf festgehalten und mir die Vortheile des Kunstdüngers in der Gurkenzucht erklärt hatte. Mir gieng's weniger um die Gurkenzucht, aber vom Knopf wollte ich mich nicht gewaltsam losreißen, weil man die gleiche Façon so selten nachbekommt.

Also das „Mausi“ war für heute verspielt. Ich zog den Überrock aus und schickte mich an, auf der Bank eine Rast zu halten. Da fragten mich die Meinen ganz piquiert, ob ich denn heute nicht mehr arbeiten wolle? — Sie haben recht, es heißt dazuschauen. Ich gieng in meine Stube, da brannte die Lampe schon, und setzte mich an den Schreibtisch. Aber die Feder ließ zu wünschen übrig. Eine schlechte Feder ist allemal die beste Ausrede, wenn einem nichts einfällt. Auch sonst war die Stimmung nicht heimlich, eine gewisse Unruhe lag in der Luft, auf einmal ein Seufzer. Ich horchte, es war aber nichts. Ein eigenthümlicher Geruch war zu spüren, ähnlich wie beim Buchbinder, und doch wieder anders. Die Flamme, dünkte mich, brannte heute unruhiger, als es sich für eine vorurtheilsfreie Petroleumlampe schickt. Plötzlich ein leises Wimmern. Wo war denn das? Irgendwo im Zimmer

schluchzte etwas gar erbärmlich — und ich sehe doch nichts. Da, wie ich aufspringen will, stößt mein Fuß unter dem Schreibtisch an etwas Elastisches, Lebendiges. Ich leuchte rasch hinab, und jetzt wäre mir die Lampe schier vor Schreck aus der Hand gefallen. Ein abscheuliches Ungethüm grinste mir entgegen, ein riesiger Kopf, aufgedunsen das drachenfarbige Gesicht, plumpe Stumpfnase, fletschender Mund, aus den tiefen Höhlen stachen zwei glurige Schlangenäuglein hervor. So hob sich das grause Ungeheuer aus dunklem Abgrunde gegen mich herauf. Ich stieß einen Ruf des Schreckens aus und die Lampe zitterte in meiner Hand. Da hörte ich hinter dem grinsenden Scheusal etwas schluchzen und wimmern, zwei weiße Kinderhändchen kamen zum Vorschein und zerrten krampfhaft an dem Gorgohaupte, dieses fiel zu Boden, und das liebe weiße Rundgesichtlein meines kleinen Dirndels war da. Aber es weinte so bitterlich, dass die hellen Tropfen niederrannen, mit beiden Armen umschlang es meinen Hals und konnte vor Schluchzen kein Wort sagen. — So schlimm war das Complot ausgefallen, das sie gegen mich geschmiedet. Das Mädel hat dann später seinen Geschwistern gestanden, warum es geweint, erstens, weil es fürchtete, den Vater zu sehr zu erschrecken, und zweitens, weil an der neuen Larve der Leim so viel gestunken habe.

Am anderen Tage war ein anderer Tag! Ich gieng mit dem kleinen Mädel über das grüne Land. Das Kind nützt die Zeit, wie wir „Große" es nicht mit demselben Fleiße und Erfolge vermögen. Alles, was da blühte, kroch und flog, nahm es wahr und fragte mich darüber gründlich aus. Wer wissen will, dass er nichts weiß, braucht kaum erst den Monolog des Faust zu lesen, noch fast besser wird er's inne, wenn er mit fragenden Kindern umgeht. Was ich der Kleinen ungenügend beantwortete, erklärte sie sich selbst. Auf die Frage, was die Maikäfer frühstücken, war am Ende eine Antwort nicht so schwer: diese Herren frühstücken Salat aus frischen Baumblättern und trinken Thau dazu. Andere Thierlein saugen Milchkaffee mit Zucker aus Stengeln, Blättern und Blüten, die Ameisen füttern und melken Blattläuse oder schlachten Würmchen und Käferlein für das Gabelfrühstück. — Schlechter gieng es mir bei der Frage, weshalb die Käfer nicht kochen können. Nun, erklärte das Mädel, einfach, weil sie in den Suppentopf fallen würden. — Warum haben Hasen keine Hosen an? Ja, weil sie eben keine Buben sind. — Wichtiger war die Frage, weshalb Katzen keine Handschuhe tragen. Denn wir hatten ein weißes zuthunliches Kätzlein abgefangen, das schmiegte sich weich wie ein Flöckchen Baumwolle an unsere Wangen, ließ aus dem falben Schnäuzchen ein zartes Spinnen vernehmen und schaute uns mit den grünlichen Glühäuglein schier verliebt an. Zuerst gab sich mein Mädel dieser neuen Freundin mit einer gewissen Vorsicht und Befangenheit hin, strich ganz leicht mit der Hand über das feine Thier und seinen flockigen Schweif. Bald war das Verhältnis ein innig vertrautes, und das Dirndel konnte nicht genug Koseworte finden, um seinem liebewarmen Herzlein Genüge zu thun. Da gab es auf der ganzen Welt kein schöneres, herzigeres Mauserl, als das Kätzelein. Plötzlich warf das kleine Vieh die Pfote aus und kratzte das Mädel an der Wange. Dieses schleuderte das Thier erschrocken von sich und wurde im Gesicht ganz blass. In höchster Bestürzung starrte die Kleine mich an, sprachlos, athemlos — über das blühende Rundwänglein gieng ein mehrstriemiger Kratzer.

„Geh, Närrlein!" rief ich überlaut, um das bis ins Herz erschrockene Kind zu beruhigen, „es war ja nur ein Liebestascherl, und was kann die Katz' dafür, dass sie so scharfe Pranterln hat!"

„Es war ja nur ein Liebestascherl!" rief das Dirndel aus, lachend rief es, und dabei standen ihm die Augen voll Wasser. „Es war ein Liebestascherl. O, das gute Kätzlein!"

Wir giengen weiter, und ich suchte der Kleinen das Vertrauen zu den Thieren wieder aufzurichten. Würden wir nicht nicht etwa einem Wolf begegnen? fragte sie auf einmal, denn der Wolf war ihr Schreckgespenst, das ihr wahrscheinlich einmal von einer dummen Magd beigebracht wurde. Man sollte solche Mägde auf sechs Stunden lang krumm schließen und zu den Mücken hinaushängen. Ein wirklicher Wolf kann nicht schlimmer beißen, als solch ein eingebildeter quält im angstvollen Kindesherzlein.

„Wölfe gibt's gar keine!" versicherte ich meiner kleinen Begleiterin.

„Vater!" entgegnete sie ernsthaft, „Wölfe gibt es wohl, sonst könnten sie ja nicht so heißen."

„Hat's gegeben. Sind alle todtgeschossen worden von den Jägern."

„Und die Gretherl hat mir aus dem Büchel vorgelesen, dass der Jäger den Hasen und das Reh todtschießt", sagte die Kleine.

„Nun, so haben die Jagdhunde den Wolf verjagt", sagte ich.

„Die lieben Jagdhunde!" rief das Mädel ganz entzückt aus. „Die Jagdhunde sind wohl brav, gelt, Vater!"

„Ja, Kind, die sind freilich brav."

„Wohin haben denn die Jagdhunde den Wolf gejagt?"

„Ins Russland hinein."

„Ins Russland? Ist das weit?"

„Gar nicht zu sagen, wie weit."

„So weit?" Sie streckte das Ärmlein aus, so weit sie konnte, um die Entfernung, die sie meinte, anzudeuten.

„Es gibt schon fast gar nichts, was so weit entfernt wäre, als Russland. Ganz hinten."

„Ganz hinten? Und dort ist der Wolf? Vater, wenn er aber auf einmal herüberläuft!"

Um sie auf andere Gedanken zu bringen und doch ihrem Interesse für die Thierwelt gerecht zu werden, führte ich die Kleine durch ein halbverfallenes Thor in den Wildpark eines Meierhofes, den ich in früheren Jahren oft durchwandelt. Nun hatte ich gehört, dass dort drin in einem Drahtgitterzaun gefangen zwei junge Hirschlein wären. Zwischen uralten Bäumen, aus denen der Moder roch, schritten wir auf feuchtem Grunde dahin; in den Baumgewölben wurde es immer dunkler, so dass mein Dirndel mich fester an der Hand hielt und enger neben mir einhertrippelte. An einem schwarzen Teiche gieng's vorüber, auf dessen Spiegel große Lattichblätter schwammen und in dessen Uferschilf Frösche quackten.

„Kommen wir schon bald zu den lieben Hirschlein?" fragte mich mein Dirndel.

In demselben Augenblicke kam langsam und bellend ein großer schwarzer Hund auf uns zu.

„Der Wolf!" stöhnte mein Dirndel und zuckte zusammen.

„Sei nicht kindisch, Mädel. Das ist ja gerade der brave Hund, der ihn verjagt hat."

Nun pfotete aus Waldesfinsternis ein zweiter Bulldogg hervor, auch der begann zu bellen und strich gegen uns her. War auch schon ein dritter da, und gemeinsam schossen sie auf uns zu. Einen Schreckschrei stößt mein Mädel aus, ich reiße es vom Boden empor an meine Brust. Die Hunde umkreisen uns mit heftigem Geheul, mit jedem Schritt, den ich mache, drohen sie mir an die Beine zu fahren. Als ich mich umwende, zeigt die eine Bestie mit lechzender Zunge und blanken Zähnen, röchelnd vor Wuth, dass sie uns zerreißen will, sobald ich auch nur eine Miene mache, von der Stelle zu gehen. So bleibe ich stehen wie ein Klotz und

suche mein Kind zu bergen hoch an der Achsel, so gut es geht. Krampfhaft bebend hat die Kleine sich um den Hals geschlungen, stöhnend hat sie die Augen geschlossen, als das Geheul der Bestien immer ohrenzerreißender wird und eine mir lechzend an die Brust springt. Nun steift sich das Leiblein des Kindes nach rückwärts, die Augen gehen ihm über, dass nur mehr das Weiße zu sehen ist, und das Gesicht wird blau. In diesem furchtbaren Augenblicke stoße ich einen Hilferuf aus, so gellend, wie bisher keiner noch aus meiner Brust gekommen. Da ist hinter dem Teiche ein Pfiff, und zwischen dem Gestämme kommt ein altes Männlein zum Vorschein, das mit dünner Stimme so lange: „kuschen, Ludern!“ ruft, bis die Hunde von uns ablassen.

Wie ich mit meinem Kinde aus dem Wildparke gekommen bin, ich weiß es nicht. An der Straße auf einem Schotterhaufen saß ich, mein Dirndel hieng mir krampfig am Halse. Am Parkthore lauerte der alte Jäger und schien nicht ohne Befriedigung darüber zu sein, dass seine Fänger unberufene Eindringlinge so wacker zurückgewiesen. Mein Kind labte ich mit feuchtem Grase. Es war zu sich gekommen, klammerte immer noch fest an meinem Nacken und schaute mich mit starren Augen an.

Des Weges kam ein Wagen mit leeren Bierfässern, der nahm uns mit in das Dorf, denn mit meinen zitternden Beinen hätte ich den Weg zu Fuß nicht machen können. Daheim habe ich hernach das Abenteuer wohl angedeutet, aber nicht ausgemalt. Die Kleine hat am nächsten Tage ihren Geschwistern wohl von den Schmetterlingen, Käfern und Ameisen erzählt, die wir gesehen auf unserem Ausfluge, auch von dem Kätzlein mit der scharfen Liebespfote, nichts aber, kein Wort von den Bluthunden im Wildpark. Oft aber war es von dieser Zeit an, dass sie in der Nacht mitten aus dem Schlafe aufschreckte und kläglich rief: „Vater! Vater! Die Hunde!“

Als wir im folgenden Herbst in die Stadt zurückgekehrt waren und unsere sommerlichen Erlebnisse den Bekannten mitzutheilen hatten, fragte jemand, zum Mädel sich niederbeugend: „Und was hat denn das kleine Fräulein immer gemacht?“

Antwortete mein Dirndel: „Das kleine Fräulein ist einmal in Russland gewesen — ganz hinten.“

Poetenwinkel.

Die stille Messe.

Hart angebaut an den Felsensteg
Hebt die Thürme Maria-Kuntersweg.
Ich wand're vorbei im Morgenschein,
Die Thür ist offen — ich trete ein.

Vor jedem Platze flammt ein Licht,
Bestrahlet röthlich manch lieblich Gesicht
Und manches von Krankheit und Alter fahl
Und manches durchfurcht von Seelenqual.

Still waltet der Priester am Altar,
Der Chorknab' reicht flüsternd das Heilige dar,
Kein Beten ertönt, kein frommer Sang,
Es schweigt der Orgel schluchzender Klang.

Zum Altar schreiten ein Mann und ein Knab'
Und opfern dort stille von ihrer Hab',
Und kehren lautlos zu ihrem Gestühl
Und knien nieder auf hartem Pfühl.

Einem Todten gilt's, einer armen Seel',
Dass sie nicht das Fegefeuer quäl' —
Sie beten mit verklärtem Gesicht,
Dass Gott ihr schenke das ewige Licht.

Ich trete hinaus in den Morgenschein,
Wie ist der Menschen Hütte so klein.
Hoch über die Berge im schneeigen Kleid
Schwebt stumm und groß die Ewigkeit.

Anna Plothow.

* * *

Verzage nicht in banger Stunde.

Regt sich der Gram in deiner Brust,
Duld' ihn und scheuche ihn nicht fort,
Du wirst dich des Gefühls bewußt,
In deinem Busen ist sein Hort.

Er weckt ja die Erinnerung
An bessere Vergangenheit,
Bringt Trost dir und Beruhigung
Selbst in der schwersten Leidenszeit.

Drängt doch die heißen Thränen dir
Ins Aug' der neuerwachte Schmerz,
Und die sind stets ein Balsam hier
Für ein gequältes, wundes Herz.

Verzage nicht in banger Stund',
Bedenk': es wechseln Freud' und Leid;
Denn nicht auf diesem Erdenrund,
Nur jenseits herrscht Beständigkeit.

Franz Tiefenbacher.

* * *

All Liebe.

Der Morgen ist in hellen Duft zerfahren,
Im Werden stieg die Minne mit herauf,
Zu heilig, sich im Wort zu offenbaren,
Drückt tausend Wesen sie den Stempel auf.

In diesem Flammen will kein Lied erstehen,
Ob sich das Drängen auch im Busen staut,
Nur stumme Liebe kann der Brust entwehen,
Der ganzen Welt fühl' ich mich angetraut.

Und halten viele auch mir scheu verschlossen
Des warmen Herzens dunklen Wunderschrein,
Und schließen and're fremd sich und verdrossen
Bei ihrem selbstisch stolzen Treiben ein,

Und dräut mir spitz des eig'nen Geist's Gewaffen,
So klingt im Herz mir tief der heil'ge Ruf:
Die Würmlein hat der gleiche Gott geschaffen,
Der dich und der dein Liebstes schuf!

Franz Pühringer.

* * *

In der Fremde.

Über die Berge zieht
Jauchzend mein Morgenlied,
Grüßt dich im Frührothstrahl,
Heimatlich Thal!

Über die Berge zieht
Klagend mein Abendlied:
Ach, wie so weit, so weit,
Heimatthal, Kindeszeit!

Dora.

* * *

Großstadtbild.

Ein eisiger Wind durch die Gassen weht,
Ein bleiches Weib an der Ecke steht;
Ein mageres Kind, mit Lumpen behängt,
Sich näher an die Mutter drängt;
Ihr Jüngstes an die Brust sie drückt,
Und flehend die Hände und Augen schickt,
Sechs Hände voll Elend, sechs Augen voll Noth —
Sie bitten, sie flehen, sie heischen: Brot!
Doch achtlos der Schwall vorüberzieht,
Der Wind heult sein altes Schicksalslied. —
Mit fragenden Augen, mit leichtem Sinn
Naht eine schöne Sünderin.
Sie sieht die Gruppe, sie stutzt, sie steht,
Sie gibt, und rascher sie weitergeht. —

Friedrich Thamm.

Das neue Werk von Emile Zola.

Der französische Abbé Pierre Froment hatte ein Buch geschrieben, betitelt: „Das neue Rom", durch welches er im Sinne des Papstes, wie er glaubt, den Katholicismus zum alten Christenthum zurückführen, es mit dem Socialismus verschmelzen und damit die Menschheit einigen und retten wollte. Dieses Buch wurde von der römisch-katholischen Indexcongregation mit dem Interdict belegt. Nun reist Abbé Pierre nach Rom, um beim Papste sich zu rechtfertigen. — Das ist der Grundton des neuen Zola'schen Romanes „Rom".[1]) Zwei Bände lang kämpft der Abbé mit den Prälaten und Cardinälen herum, bis es ihm im dritten endlich gelingt, eines Abends spät beim heiligen Vater vorzukommen. Es findet ein langes, hochinteressantes Zwiegespräch statt, bei welchem der Abbé schließlich laut weinend auf die Knie fällt und den Papst im Namen der Armen aus tiefstem Herzen anfleht, das Christenthum, wie es in seinem Buche verlangt wird, wieder herzustellen. Der Papst aber verdammt sein Werk „Das neue Rom" auf das leidenschaftlichste und bestimmt den Verfasser, dasselbe auch selbst zu verdammen. Dann kehrt der Abbé Pierre Froment als Katholik gebrochen, als Revolutionär neu geboren, nach Paris zurück. — Das ist der eine Hauptfaden des Buches von Zola. Der zweite Hauptfaden handelt von der Heirat zwischen einer Braut aus der päpstlichen Welt und einem Bräutigam aus der Partei des Königs von Italien. Die Ehe ist unglücklich, sie soll gelöst werden. Als der langwierige Process entschieden, die Ehe mit dem Verhassten gelöst und die Braut ihren leidenschaftlich geliebten jungen Fürsten, den letzten Sprössling des stolzen Hauses Boccanera, nehmen will, wird durch eine Verwechslung der Fürst noch vor der Hochzeit vergiftet. Die schöne Braut, die sich in ihrer ersten Ehe bewahrt und der Muttergottes geschworen hatte, ihre Jungfrauschaft auch dem geliebten Fürsten erst nach der Trauung zu Füßen zu legen, gibt sich in einem furchtbaren Paroxismus dem Sterbenden hin und stirbt mit ihm.

Die Spannung, welche durch diese zwei Fabelstränge durch das ganze dreibändige Werk erzeugt wird, ist eine gewaltige. Zola sündigt darauf durch endlose Schilderung Roms und des römischen Lebens. Der erste Theil des Werkes erstickt in Beschreibungen, der zweite in Betrachtungen. Die Schilderung der Personen, besonders der Cardinäle und des Papstes, ist von größter Meisterschaft. Zola hat seine Studien an Ort und Stelle gemacht, den Papst aber hat er nicht gesehen. Trotzdem dünkt uns seine Beschreibung des heiligen Vaters zutreffend; sie ist auf das äußerste realistisch gehalten, ohne der geistigen Bedeutung oder der idealen Kraft Leos XIII. zu nahezutreten. Kopfschüttelnd lesen wir aber von ungeheuerem Ehrgeiz, von unbezähmbarer Herrschgier, von wüthender Eifersucht der kirchlichen Würdenträger, denen kein Mittel zu abnorm ist, um ihre Ziele zu erreichen. Vieles, besonders der Giftmord, geht stark ins Romanhafte, Phantastische — und wir fragen, ob das wirklich Zola ist, der moderne Apostel der realen Wahrheit? — Im ganzen erdrückt bei dem Romane „Rom" die Tendenz das Kunstwerk, und die immerwährenden weitläufigen Wiederholungen geschichtlicher, politischer, philosophischer Ausblicke lassen uns die markige Geschlossenheit des berühmten Romanciers in diesem Werke gänzlich vermissen. Achtunggebietend bleibt das Werk trotzdem. Man sagt, es sei Zolas größtes Werk. Ich möchte es nicht bestreiten. Einzelne Theile sind von ungeheuerer Wirkung, so z. B. die Gegenüberstellung des Cardinals Boccanera und des Königspatrioten Orlando, oder die Gegenüberstellung der Katakomben der ersten Christen und der sinnlichen Pracht der Peterskirche. Das sind tiefe Symbole.

[1]) Deutsche Übersetzung von A. Berger. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1896.

Das erste Buch, das ich von Zola gelesen, hat mir einst Hamerling in die Hand gegeben. Als ich es ihm zurückbrachte, ward der Empörung darüber Ausdruck gegeben, dass dieser Schriftsteller die Menschen so schlecht mache. O Kind, gab Hamerling mir zur Antwort, die Menschen sind in Wirklichkeit noch unendlich viel schlechter, als Zola sie schildert! — Wenn der idealistische, wohlwollende deutsche Dichter ein solches Wort ausspricht! — Was soll denn werden mit der Kirche, mit der katholischen Bekennerschaft, wenn Zola in diesem „Rom" die Wahrheit sagt? Zola ist einer von denen, die von der Wissenschaft alles erwarten und die der Wissenschaft Hekatomben bauen aus blutenden Herzen der Gläubigen und Idealisten. Ich glaube, hierin hat er unrecht.

Was Zolas sexuelle Darstellungen anbelangt, die seinen Ruhm so weit getragen haben, so kommen auch in „Rom" ein paar Capitel vor, die unerhört sind. Aber sie sind nicht frivol, sie sind nur brutal. Brutal und bizarr! Mich dünkt, solche Schilderungen gehen über die normale Wahrheit weit hinaus. Der Liebestod des Brautpaares in dem Palazzo Boccanera ist so ungeheuerlich phantastisch, dass man an Zolas Naturalismus ganz und gar irre wird. Vielleicht findet mancher die angedeutete Scene von antiker Größe. Ich will nicht darüber rechten, mir scheint sie unmöglich.

Die sittliche Absicht tritt in diesem Buche stärker hervor, als vielleicht je in einem anderen Werke Zolas. R.

Die schöne Leich'.

Ein Bildchen aus dem Dorfe, der Sanitätsbehörde gewidmet.

Schwüler Hochsommertag. Die Blumendüfte, den Erdgeruch, den Duft der Jauche auf dem nahen Felde schlug es nieder, dass ein schwerer Brodem lag über der Erde. Ich stand auf dem engen Friedhofe, der um die Kirche war, auf einem Hügel. Unten am Hügelrain plätscherte der Dorfbrunnen. Ich stand an einer Reihe von frischen Gräbern, wovon das letzte nur halb zugescharrt war. Die Jauche roch abscheulich. Daneben an der rissigen Mauer ein neues Gräblein, etwa vier Fuß tief. Ein großer Leichenzug kam herauf. Ein zehnjähriges Mädchen war gestorben, das Töchterlein des Großbauers. Das halbe Dorf war beisammen gewesen in der Nacht, zur Leichenwacht in der großen dunstigen Stube, wo das Mädchen aufgebahrt lag. Einen weißen Kranz hatte es um die blasse Stirn. So freundlich lag es da, die Leute weinten. In der Nebenstube lag ein zweites Kind krank. Zum Begräbnisse waren die Schulkinder gekommen, die knapp hinter dem Sarge einherschritten. Der lichte Fichtensarg in reicher Zier wurde getragen von sechs weißgekleideten Kranzjungfrauen. Es war sehr schön und feierlich. Es war ein so gescheites, liebes Kind gewesen. — Woran war es denn gestorben?

Mein Gott, der Tod sucht eine Ursache, sagten die Leute. An Diphtheritis war es gestorben.

An Diphtheritis!

Der Todtengräber verscharrte auch dieses Grab nur halb. Er hat recht. Morgen, übermorgen bringen sie ja neue . . . . R.

Warum ih koan Krebsn mog.

A Stückl in da steirischn Gmoansproch.

A Forelln? Jo, Schneggn! A Krebs is s gwen. Afn Finger is er ma ghenkt und zwickt hot er mih. Af d Stoanplottn hon ihs hin gloachn, däs sechsschinkad Vieh, dass s na gleih gmägazt hot und gschwanzlt und kroblt mitn Schinkner und hin- und hergschlogn mitn Zwickscharn, dass na grod kragazt hot. „Ah, dos is guat!" sog ih, „zorni ah nouh sei, daweil s du mih so groub zwickt host, dass ma da Finga blüat't!"

„Daweil ih dih zwickt hon!" sogg da Krebs. — Woaßt, weil ih a siebnbladlads Stiafmüaderl afn Huat hon ghobb, und do vasteht ma die Thier, wan's wos redn in eahna Sproch — woaßt eh.

„Daweil ih dih zwickt hon, dass da dei Finger a wenk blüat't!" sogg da Krebs und mocht an Heschaza. „Auweh, däs muass freilih weh thoan, wan dih a Krebsel in Finga zwickt. Bist wul an orma Lopp!"

„Ztodt tret' ih dih, wanst mih spödeln ah noh willst!" sog ih, weil ihs leicht kennt hon, er will mih sean (höhnen).

„Ztodt tretn!" moant da Krebs. Mit dein schwarn Fuaßtrompper af mih drauf, dass's af jo und na vabei war! Oh, wan d Leut sa bormherzi warn af uns. Wan s sa bormherzi warn! — dei Schwesta . . ."

„Wos host mit meina Schwesta!" fohr ih in Krebsn on, „mei Schwesta geht dih nix on, de loss ma mit Ruah! Däs is a guats Dirndl."

„Wuhl, wuhl", sogg da Krebs. „Sa guat und sa frum, dass's nit amol a Käserl mog zsomtretn afn Weg! Ober in Kednhund vagissts, dass s n that suadan, wans ins Bett geht af d Nocht und afn Buabn wordt, der fensterln kimbb. A guats Leutl, dei Schwesta, wuhl wuhl, däs wissn mar Olli! Mei Muada, mei Voda, mei Ahndl, die gonz Krebsnfreundschoft woaßs, oda hots gwisst. Sie hot jo die Krebsn frei so viel gern, dei Schwester, und wan s kimpp am Obnd mitn Liacht zan Bachel, und uns füraloudt und aussafongg mit da Hond, gleih sogg s mit buderlwoacha Stimm: O du liabs Krebserl du! Do hon ih a woachs Betterl für dih! — und legg in gfonggn Sechsschink in ihr Körberl af Brennessel!"

„Brennessel!" loch ih laut auf. „Na hörst, du bist schön wehleidi! Wann ih a so a festi Scholnhaut hät as wia du, do wult ih hell muadanockad af Brennesseln umwolgn."

„Moanst du, dass uns Krebsn die Brennessln wos mochn in Körbel?" frogg da Sechsschinkad. „O mei Liaba! — Denkst nouh dron, du schreckbors Menschnkind, denkst nouh dron, wias gestern am Obnd lusti is gwen ban enk? Wias gscherzt und glocht hobts vorn Nochtmohl, wias umaghupst seids übamüati mittn in jungen Lebn, wias oanonder ohgfongg hobbs und Bussel gebn und ollahond Kurzweil triebn! Woaßt, wias meina Muada daweil gongen is? Däs liabi Krebsl, wia dei frummi Schwesta gjogg hot! Die Brennesseln in Körbel warn freilih schön küahl gwen. Wos mei Muada für an Durst hot ausgstondn noch ihrn Bachl, däs hot neambb gfrogg. Stad is s umanonda krobbelt afn Nessln und hot gmoant, sie müassad an Ausweg findn in ihr nossi Hoamat und zar ihrn Kinnern zrugg, dass s nouh amal glücklih kunnt sein af da Welt . . . Do greist dei Schwesta, die guati, die frummi, eine in Korb, pockt mei Muader um d Mitt, reißt s außer und schmeißts eini ins Häfn, ins siadand Wossa . . .! Ins siadand Wossa, mei du! olßa lebendiga! . . . ."

Ohzuckt hot er mit da Stim, da Krebs af da Stoanplottn, und fürkeman is s mar, als wia wan er still ban eahm woan that.

„Geh, sei nit kinasch, Thierl“, red ich n zua, weil er ma gach awenk dabormbb hot. „Is jo nar an Augnblick — in kouchandn Wosser, a kurzer Augnblick . . .“

„An Ewigkeit!“ schreit da Krebs. „An Ewigkeit, mei Mensch! Bis s durchkoucht durch die zach Scholn, eini ins Morch! A grausumi Pein! A schreckbora Tod! — — Und aft, wias vabei is, endla vabei is, einigworfn in d Schüssel mit fleischhiaschta Scholn und afn Tisch trogn. Wia schön röserlroth is da Krebs, wiar apatitla! Guat hot er gschmeckt, da Krebs, koan oanzign is s eingfolln, wos die bluatroth Forb bedeut't. Koan oanziger hot denkt af die Quol, wia s ormi Thier in hoassn Wossa sei Lebn hot müassn lossn. — Und du host auweh gschrian, weil ih dih a wenk in Finga hon zwickt!“

Und wia da Krebs a so hot gredt, do is mar eiskolt übern Bugl gonga, do hon ih s sechsfüaßlad Thierl mit da Hond schön zort ongriffn, hons aufghebb va da Stoanplottn, hons ins Bachl eini thon. — Gmirkt hon ih mas und sid der Zeit mog ih koan rothn Krebsn sechn in da Schüssel. Und viel Geld deaffad mar oana gebn, dass ih so a Stückl Krebsnmorch owibracht durchn Schlunk. Wan ma denkt, wia viel Quol und Pein und grausums Sterbn a so a Bröckl kost't! R.

Volkssprüchelu und Vierzeilige.

Die folgenden alten Volkssprücheln aus der östlichen Steiermark wurden uns von Rosa Fischer aus Hartberg zugeschickt. Mehrere derselben sind wenig, andere gar nicht bekannt.

Einen, der gern „schürt“, — denunciert“, spottet man:

Klagfistel, kriagst a roths Röckerl.

Oder:

Schürngangerl auf der Geig'n
Kannst nix verschweig'n.

* * *

Wenn jemand nicht verstanden hat und nachfragt, dem ruft man zu:

Was? — a alt's Fass,
Sitz'n drei Manndl drauf,
Wiss'n nit was.

* * *

Wer nicht gern gibt, wird gespottet:

Neidkramp'n, Wiliwamp'n,
Wird di der Teufel
In d' Höll obischlamp'n.

* * *

Hiasl, Hansl Hosnsäckl,
Gib der Katz ah a Bröckl.

* * *

Wenn man einen Marienkäfer findet, lässt man ihn fliegen und sagt:

Himmelkuahferl fliag in Brunn,'
Morg'n kriag'n mar a warme Sunn!

* * *

Zu einem trotzigen Kinde sagt man neckend:

Peterl ban Thor
Hat a roths Oa,
Hat a blau's Kapperl auf
Und a roth's Banderl drauf, —
Banderl wird schmutzi,
Peterl schaut trutzi.

* *
*

Ein Liedl, das manche Eltern nicht gerne hören, lautet geheimnißvoll:

Wollt's wiss'n, wer mei' Voder is,
Wollt's wiss'n, wer i bin? —
Mei' Voda geht zur Nachtzeit aus,
Bringt Fleisch und Mehl und Schmalz nach Haus, —
Hiazt wißt's as, wer mei Voder is,
Hiazt wißt's as, wer i bin.

* *
*

Wollt's wiss'n, wer mei Muader is,
Wollt's wiss'n, wer i bin?
Mei Muada fliagt ban Rauchfang aus,
Mit Butter und Kase kehrt sie z' Haus, —
Hiazt wißt's as, wer mei Muader is,
Hiazt wißt's as, wer i bin.

* *
*

Verliebte Buam und Dirndl werden geneckt:

Drei-radl, Drei-radl, wia blättert der Wag'n,
Wo wird unser Nazl um a Braut hinfoh'n? —
Wo hin und wo aus, — ban Nachbarn sein Haus
Da schaut die schöne Hannerl beim Fenster heraus.

* *
*

Auf die Frage, wie spät es ist, sagen sie:

Drei Viertl über'n Zaun,
Wer's wiss'n will, soll schau'n.

* *
*

Drei Viertel übern Straß'grab'n,
Wer's wiss'n will, soll nachfrag'n.

* *
*

Drei Viertl über d' Eck'n,
Wer's wiss'n will, soll's schmeck'n.

* *
*

Wenn man jemand ohne Noth schrecken will, sagt man wohl:

Wart', du wirst es kriag'n,
Hast'n Pfarrer sei Kalberl verschria'n.

Zwoa lederne Strümpf
Und drei san fünf,
Wann i oan verlier',
So bleib'n ma no vier.

* *
*

Dort drunt'n ban Powidlbam
Hab' ich's mein Strumpf verlor'n,
Hiaz geh' ich's zum Powidlbam
Und such' mir's mein Strumpf zum oan.

* * *

Höher-Peter,
Draußt'n steht er,
Bringt's ma eina
Den Zigeuner.

* * *

Bei der Nacht is kohlfinster,
Der Himmel voll Stern,
I trau mi nit außi,
Möcht' bald abbiss'n wer'n.

* * *

Durt drunt'n im Schnee
Wachst a Bamerl in d' Höh',
Du mirk' dir's den Bam,
Wo mar z'samm' kemman san, —
Du mirk' dir's den Ast,
Wo's d' mar's Busserl geb'n hast.

* * *

Zwisch'n Berg und Thal
Liegt a Wasserfall,
Müass' mar a Licht anzünd'n,
Dass mar durchifind'n.

* * *

Übers Wieserl bin i gongen,
Hab' Schlageis'n aufg'richt',
Hab' an Jungen wolln fongnen,
Hab' an Alt'n dawischt.

* * *

Mei Voda hat g'sagt
Und mei Muata sogt's a,
Wannst 'as Dirndl willst liab'n,
Mußt es heirat'n a.

* * *

Mei' Voda hat g'sagt,
I sollt' d Menscher gern hab'n,
Mei' Muada hat g'sagt,
I sollt's nehman ban Krag'n.

* * *

Wann's Spinnradl hinum geht,
Geht's herum a,
Und wann der lang' Fasching kimt,
Heirat i a.

Bücher.

Sonja Kowalewsky. (Halle a. d. Saale. Otto Hendel.)

Dieses Doppelbuch, dessen ersten Theil die Heldin selber verfasst hat und dessen zweiter Theil von deren Freundin Charlotte Leffler geschrieben worden ist, könnte auch den Titel führen: „Ein weiblicher Übermensch." Es ist die bewegte Geschichte eines genialen Weibes, dessen Geistesanlagen so überwiegend und intensiv gewesen sind, dass sie die herkömmlichen Aufgaben der Frau ganz in den Hintergrund gedrängt haben. Sonja Kowalewsky war Mathematikprofessor an der Universität zu Stockholm und nebenbei Schriftstellerin von einem beachtenswerten Talente. Sie wurde besonders wegen ihrer mathematischen Leistungen, womit sie den Bordin-Preis von der Akademie der Wissenschaften in Paris gewann, gefeiert, wie selten eine Frau gefeiert worden ist. Aber das verschärfte den Zwiespalt zwischen ihren öffentlichen Bestrebungen und den Forderungen des Frauenherzens. In jungen Jahren ist sie gestorben. „Weiber taugen nicht auf die Universität!" hatte Strindberg gesagt, die tiefunglückliche Sonja hat ihm endlich ausdrücklich recht gegeben. — Das im Werke erzählte Schicksal ist kein erdichtetes, das Buch ist die Biographie einer „Emanzipierten", ein wahrhaftiges Schicksal voll tiefer Tragik. M.

Der König von Preußen. Von August Senoa. (Wien. C. Daberkow.)

Ein kroatischer Dichter schreibt eine Novelle unter obigem Titel. Da ist man doch einigermaßen begierig, wo das hinaus will. Ich weiß es jetzt schon, sage es aber nicht. Der Humor im Büchlein ist stellenweise nicht schlecht, die ernsten Theile bewegen sich auf veraltetem Tummelplatz, werden aber naive Leser noch immerhin in Spannung versetzen. M.

Onkel Johns Principien. Eine Geschichte aus dem englischen Leben von Johanna Feilmann. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Das Buch hat eine sehr ernste und eine sehr humoristische Seite. In diesem wechselnden Gesicht liegt ein hoher Reiz. Der Ernst liegt in dem Vorwurf. — Wenn du, guter deutscher Michel, eine Frau freist, so lass dich nicht anglisieren: frag' in Noth und Zweifel nur dein gutes deutsches Herz, und das wird dich gut führen. — Der Humor liegt in der Behandlung des Stoffes. V.

Wie Künstler lieben. Novelle von Margareta von Poschinger. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Die Autorin ist eine Frau, und das spürt man an der feinen psychologischen Durchdringung des weiblichen Charakters — aber sie kennt ihre Künstler! Die Gestalten sind in ihrer Ganzheit gefasst. Darum wird das ewig-neue Problem der Künstlerliebe hier nicht durch Banalitäten verflacht, sondern in origineller Art bis zu origineller Lösung durchgeführt. V.

Gedichte eines Arbeiters. Von Ludwig Palmer. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Dass diese Dichtungen von der schwieligen, rußigen Hand eines Eisenarbeiters nach schwerem Tagwerk niedergeschrieben sind — wer ahnt es? Ein feiner, klarer Geist spricht aus ihnen — nach Poetenart nicht immer seines Schicksals froh; zuweilen elegisch, weltschmerzlich, aber von einer köstlichen Frische und Naivität der Naturbetrachtung. V.

Büchereinlauf.

Dörcherpack. Blätter aus einem bescheidenen Menschensein von Richard Bredenbrücker. (Berlin. Verlag der Romanwelt. 1896.)

Grenzerleut! Bilder aus den Alpen von Arthur Achleitner. (Berlin. Verein für deutsches Schriftthum. 1896.)

Eva. Roman von Henri Gréville. (Dresden. E. Pierson. 1896.)

Oberlicht. Wiener Künstlerroman von Karl Baron Torresani. (Dresden. E. Pierson. 1896.)

Die Erbinnen. Roman von August Niemann. Zwei Bände. (Dresden. E. Pierson. 1896.)

Die Blinde. Maler Ulrich. Novellen von Max Kretzer. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Dorf Düssel. Eine Satire von Emil Hügli. (Dresden. E. Pierson. 1895.)

Kleine und große Kinder. Lebens- und Stimmungsbilder von Karl Theodor Schulz-Dresden. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1896.)

Gedichte. Von Theodor Renneberg. (Teutschenthal in Mansfeld. 1896.)

Digitized by Google

Ich, der Träumer. Von Ernst Altkirch. Mit einem Vorwort von Detlev Freiherrn von Liliencron. (Berlin. Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.)

In letzter Stunde. Moderne Dichtung von Ernst Gutfreund. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Grabschriften und Marterlaferln. Von Ludwig von Hörmann. Dritte Folge. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1896.)

Le sage Empereur. Poème légendaire de Léon Riotor. (Paris. 1896.)

Deutsche Dichtung in Österreich. Von den Ausklängen der Romantik bis zum Durchdringen des Realismus. Lose Skizzen von Richard von Muth. (Wiener-Neustadt. Anton Folk. 1896.)

Ungedrucktes aus dem Goethekreise mit vielen Facsimiles. Herausgegeben von Dr. Gustav Ad. Müller. (München. Seitz & Schauer. 1896.)

Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck 1832—1844, nebst Emilie von Reinbecks Aufzeichnungen über Lenaus Erkrankung 1844—1846, nach den großentheils ungedruckten Originalen herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Mit einem Briefe Lenaus in Facsimile-Wiedergabe. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1896.)

Ein Beitrag zur Volksaufklärung über den Vaticanismus und die socialdemokratische Lehre. Von H. Wernburg. (Barmen.)

Das Thierasyl. Eine Studie. Gewidmet allen Thierfreunden und Thierfeinden von Rudolf Bergner. (Graz, Körblergasse 40.)

Warum sind wir arm? Nach dem Holländischen des Rienzi. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Der Hulberg bei Merlendorf und dessen Umgebung. Touristisches, Geschichtliches und Heiteres aus dem Hutergebiete, unter Mitwirkung wahrer Verehrer der Heimat zusammengestellt von Emil Perthen und Hans R. Kreibich. (Mertendorf. Verein der Naturfreunde. 1896.)

Bauern, merkt auf! Ein Wort zur Belehrung und Aufmunterung für die arbeitende Bevölkerung auf dem Lande und in den Städten. Von Josef Hannich (Steinschönau. Heinrich Lißner.)

Rechtskämpfe, seit Beginn des Jahrhunderts erlebt von der steierischen Familie Beck-Widmannstetter. Ursprung und Folgen von Rechtsirrungen, veranlasst durch nichterkannte Irre. Von Beck-Widmannstetter. (Budapest. Koloman Rozsa & Frau. 1896.)

Die Musen. Monatsschrift für Production und Kritik. Herausgegeben von Wilhelm Arent. (Berlin. C. F. Conrads Buchhandlung. 1896.)

Der Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. hat seiner **Bibliothek der Gesammtliteratur** das **Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz** einverleibt.

Postkarten des „Heimgarten".

B. K. G., Prag: Sie können nicht verlangen, dass wir alle Einläufe lesen, alle Briefe beantworten. Beherzigen Sie doch, wir bitten inständig, unsere „Hausordnung", die wir im „Heimgarten", zwanzigster Jahrgang, Seite 80, und auch bei anderen Gelegenheiten veröffentlicht haben. Lesen Sie diese Hausordnung, sie ist sehr interessant!

C. H. 23: Nicht übel, aber für den „Heimgarten" ungeeignet. Zum Abholen bereit.

J. T., Graz: Sie reimen immerfort darauf los und haben nicht die geringste Ahnung davon, was Poesie ist.

* Zur Charakterisierung moderner Theaterverhältnisse kommt uns folgendes Inserat zu:

„Geschäftsübernahme.
Verehrungswürdige! Einem hohen Adel und löblichen Publicum habe ich die Ehre anzuzeigen, dass die seit mehreren tausend Jahren von Apollo geleitete Kunstanstalt, den Thespiskarren, ich in ausschließliche Regie übernommen habe. Merkur."

J. W., Wien: Ist sehr verständlich: Mancher Poet meidet die Wirklichkeit, weil sie nicht imstande ist, seinem Ideale auch nur annähernd zu entsprechen.

J. W., Innsbruck. Nicht „Heidepeters Gabriel", sondern „Die Schriften des Waldschulmeisters" erscheinen soeben in dreiundzwanzigster Auflage. — „Das ewige Licht" kommt demnächst zur Buchausgabe.

W. S., Laibach: Für Ihre Ziele müssen wir Ihnen Kruhls „Volksarzt für Leib und Seele“ empfehlen. Diese kleine und brave Zeitschrift erscheint zu Hirschberg in Schlesien. Sie ist getragen von der einheitlichen idealistischen Weltanschauung ihres Herausgebers, der zwar manchmal so ein bisschen seine Schrullen hat, aber ein durch und durch redlich strebender, liebenswürdiger Kerl ist.

C. A., Graz: Der Verse zwar etwas viele, aber wir wollen sehen. Einige Geduld wird gut thun.

F. K., St. Pölten: Die betreffenden Worte Nietzsches, die so rührend sind, lauten wörtlich:

„Die Küste schwand, nun fiel mir die letzte Kette ab, — das Grenzenlose braust um mich, weit hinaus glänzt ein Raum und Zeit, wohlan! wohlauf! altes Herz!

O, wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, o Ewigkeit!“

F. T., Dresden: „Der Hunger und die Liebe hält alles Weltgetriebe“, behaupten Sie mit dem Dichter, und es heißt, darin liege alle Wahrheit enthalten. Mir leuchtet das nicht ganz ein. Hunger und Liebe allein? Ich glaube, es kommt auch noch ein dritter Beweggrund dazu, welcher das Weltgetriebe mitverursacht. Ich kann mir nicht denken, dass ein Mensch, welcher an Liebe und körperlicher Sättigung keinen Mangel leidet, unter allen Umständen ruhig und zufrieden ist. Es wird ihn drängen, die angeborenen Fähigkeiten zu bethätigen, etwas zu leisten, zu schaffen, zu zerstören. Und diese Lebensäußerungen werden mindestens so viel „Weltgetriebe“ verursachen, als Hunger und Liebe. Der Drang zu arbeiten, zu schaffen, lässt sich durchaus nicht immer auf die Ursachen Hunger oder Liebe zurückführen. Die Arbeit ist nicht allein dazu vorhanden, dass wir uns ernähren, unsere Weiber erobern, unsere Kinder züchten, die Bethätigung der Kräfte ist ein Bedürfnis und ein Genuss für sich, ein Genuss, von dem die Müßiggänger freilich keine Ahnung haben.

Erweitern wir den Spruch nur immer dahin: „Hunger, Liebe und Thatendrang hält die Welt in Schwang.“ R.

P. Z., Wien: Sie Kriegsheld, Sie! Die Friedensbestrebungen — Suttner-Schwindel! Das ist Ihre Meinung. Die Schürer von Kriegsgelüsten — Volksverräther! Das ist unsere Meinung.

P. L., Wien: Ihre Vorschläge über eine Reform unserer Volksschule angenehm. Doch eine „Reform“ im Sinne der Clericalen — niemals!

J. R., Innsbruck: Das drollige Volkssprüchlein lautet:

Der Ehnl-Ehnl und die Ahnl-Ahnl
Thoan Spahnl-Spahnl zsomklaubn,
Und der Ehnl-Ehnl nimbd a Spahnl-Spahnl,
Haut der Ahnl-Ahnl auf d Haubn.

In Grasbergers „Naturgeschichte des Schnaderhüpfels“ finden Sie übrigens die Auswahl der besten Vierzeiligen. Wir sprechen nächstens davon.

W. L., Langau: Der prächtige Aufsatz über Bosnien: „Zwischen zwei Culturen“ findet sich in Westermanns Illustrierten Monatsheften. September 1896. Verfasst ist derselbe von Ulrich Frank.

* Ich pflege jährlich einmal darauf aufmerksam zu machen, dass der „Heimgarten“ kein „Familienblatt“ in dem bewussten Großtantensinne ist, vielmehr ein Volksblatt für Erwachsene, die offen und ernst nach den Polen des Lebens ausschauen und denen nichts Menschliches fremd ist. Rosegger.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Von Juni ab bis Anfang October ist die Adresse Roseggers: Krieglach (Steiermark).

In geschäftlichen Angelegenheiten möge man sich wie immer, so auch in dieser Zeit nur an die Verlagsbuchhandlung „Leykam“ in Graz wenden.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Der Preuß'.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von **Peter Rosegger.**

Das Jahr 1866 war den Bewohnern meiner Waldheimat durchaus nichts mehr Neues. Dort war schon in den Fünfzigerjahren „der Preuß'" eingedrungen. Wir Halterbuben kletterten manchmal an seinen Brennholzstoß hinauf und guckten ihm zum Fenster hinein, beim Grabenhäusel, wo er Wohnung genommen hatte. Das war ein anderes Fenster, als die Fenster der übrigen Bauernhütten! Das alte Grabenhäusel unter der Felswand und den zerzausten Hollerbäumen hatte eine unbeschreibliche Herrlichkeit angenommen, seit es von „Preußen" bewohnt war. Die braunen Holzwände hatten eine Kalktünche bekommen, so dass sie aussahen wie das Herrenhaus in Krieglach. Die kleinen Guckfenster, zu denen vor Zeiten der alte einäugige Grabenhäusler kaum das kleine Kahlköpflein herausstecken konnte, waren vergrößert worden wie Wirtshausfenster. Später, als das Geschick des „Preußen" sich erfüllt hatte, standen sogar Töpfe mit Grüngewächsen und rothen „Veigerln" auf dem Gesimse und dahinter Vorhänge, die so roth waren, wie Kirchenfahnen. Und wer so gut auf dem Scheiterstoß saß, dass er zwischen den Vorhängen in das Stübchen gucken

konnte, der sah eine unerhörte Pracht. Da waren an der Wand geheimnisvolle Bilder, deren Darstellung man nicht erkennen konnte, deren breite Goldrahmen aber im dunklen Zimmerlein viel Sonnenschein ausstrahlten. Dann gab es auf dem Tisch ein buntes gesticktes Tuch, auf welchem Bücher lagen, und eine beinerne Tabaksdose. An der Wand eine breite dunkelgrüne Polsterbank, deren Lehnen auch mit weißen Sticktüchlein behangen waren. Daneben ein schwarzer lackierter Schubladkasten mit messingbeschlagenen Griffringen. Auf diesem Kasten unter einem hohen Glassturze ein elfenbeinernes Gestell, das wie ein Altärlein gebaut war, statt des Tabernakels aber ein weißes Zifferblatt hatte. Daneben allerhand Figurlein, Kästlein, gemalte Gläser und Krüge, wie derlei in keinem Hause von Alpel geschaut worden war. Was sich weiter in den Winkeln noch befand, das konnte nicht gesehen werden, maßen selbst ein Halterbubenäuglein durchs Fenster um die Ecke nicht zu gucken vermag. In diesem Häuslein nun hauste der „Preuß'". Er selbst aber war nicht zu erblicken, er war tagsüber weiter oben in der Waldschlucht bei einer kleinen Brantweinbrennerei thätig, die er sich hergerichtet, sowie auch das Grabenhäusel nach seiner Besitznahme von ihm die unerhörten Veränderungen erfahren hatte. Gekommen waren die Sachen auf mehreren Blachenwagen, ähnlich wie sie die Schleifersleute haben, oder Schaufelschnitzler, Korbflechter und andere fahrende Leute. Der „Preuß'" selbst war nicht etwa drangespannt gewesen, um in Gemeinschaft mit einem mageren Hunde das Gefährte zu ziehen, nein, er war vorne auf dem Bock gesessen neben dem Fuhrmann, sein Gewand war feierlich schwarz, die Hemdärmeln, die man sah, weil es heiß war und er keinen Rock an hatte, waren grau gestreift und hatten an den Ellbogen Flicken. Er trug einen langen rothen Bart und auf dem kleinen Näschen blaue Hornbrillen, die dem Manne etwas Geheimnisvolles und Ehrwürdiges verliehen, obschon er im Grunde noch kein graues Haar unter dem rothen gehabt hatte. Anstatt des Filzhutes, wie ihn bei uns daheim jeder ordentliche Mensch trug, hatte der Fremde ein schwarzes Käpplein mit glänzendem Lederschilde. Auf dem Schoße hielt er einen kleinen fuchsrothen Hund, von dem er sich das Gesicht lecken ließ. So war er angefahren und wir wussten nicht, kam da ein vornehmer Herr oder einer von der entgegengesetzten Seite. Wir hatten nur gehört, dass der Mann aus dem Preußenlande sei. Da hatten wir schon genug. Jemand wusste, dass im Preußenlande lauter Lutheraner lebten! Dieser Herr war am Ende auch so einer, er lugte durch die blauen Brillen gerade so drein, als wie wenn es mit seiner Seele nicht geheuer wäre; als ihm das Hündlein einmal bei der Liebkosung mit der Pfote ungeschickterweise die Hornbrille von der Nase gestreift hatte, sah man kleine grünlichgraue schillernde Augen. Und erst, wenn er sprach! „Der hat ja alle Buchstaben (es waren wohl die Laute gemeint) im hinteren Gaumen

oben!" äußerte sich der Schneider Steff, und in der That, wenn der Mann den Mund aufthat und seine Wörter stoßweise hervorschnarrte, so war es zu hören wie eine Charfreitagsratsche. Anfangs hatten die Leute kein Wort verstanden, er musste handgreiflich werden. Er griff in die Hosentasche, zog einen aus rother Wolle gestickten Beutel hervor, verschob daran das Messingringlein, so dass das Eingeweide auf die flache Hand herausrieselte. Mit Silbermünzen begann er zu sprechen, und siehe, das begriffen die Leute überraschend schnell. Das Grabenhäusel hat er gepachtet, Holz, Milch, Butter, Brot, Eier, kurz alles, was der Mann brauchte, bezog er von den Waldbauern und alles zahlte er mit barer Münze. Sogar den Strohschaub für ein Bett wog er meinem Vater mit einem Silberzwanziger auf, obschon bei uns daheim seit Erschaffung der Welt kein Bettstroh für Bargeld verkauft worden ist. „Für den Schaub ein Vergeltsgott ist genug!" sagte mein Vater zum Preußen, dieser aber entgegnete: „Sehn Sie 'mal, Bauer, 'n Silberzwanziger ist mehr!" Mein Vater nahm zwar das Geld, steckte es aber in einen anderen Sack, als wo die gut katholischen Kupfermünzen waren, denn der Knecht Markus hatte ihm gesagt: „Gib Achtung, Lenz! Lass das lutherische Silberböcklein nicht zu den Kupferschafen! Für was Gutes wirst mit diesem Geld nicht viel Segen aufheben. Das gescheiteste, du vertrinkst es." Mein Vater wollte aber auch keinen lutherischen Rausch haben. „Na, nachher machst es so!" sagte der Markus, nahm ihm den Silberzwanziger aus der Hand, gieng zur Thür, wo das Weihbrunngefäß hieng, tauchte ihn hinein, hielt ihn dann mit zwei Fingern hoch in der Luft und sprach mit feierlichem Tone: „Jetzt ist er getauft!" Denn zur Zeit hat man in jenen Gegenden die Lutheraner — und wären sie selbst von Silber gewesen — für Heiden gehalten.

Beim Preußen stimmte es aber nicht. Der gieng am Sonntag in die Kirche nach Krieglach, wie wir anderen. Er stand stets am Seitenaltar vor dem Christusbild und benahm sich ganz anständig. Auffallend war es nur, dass er beim gemeinsamen Rosenkranzgebet das Vaterunser allemal laut, wenn auch stark aus dem Hintergaumen hervor, mitbetete, beim Ave Maria jedoch keinen Laut von sich gab. Solche Widersprüche mussten näher untersucht werden.

So hockten wir eines Tages auf dem Holzstoß, den der „Preuß" an der Außenwand seines Hauses geschichtet hatte und guckten zum offenen Fenster hinein. Den Mann wussten wir zur Stunde oben in der Schlucht bei seinen dampfenden Brantweintöpfen. Der Heiden-Florl hätte gerne gewusst, wie es sich aus der beinernen Dose schnupft, die auf dem Tische lag. Der Halter-Hansel hätte gerne versucht, wie es sich auf der grünen Polsterbank langhingestreckt liegt und mir wäre für alle Welt um das schwarzgebundene Buch zu thun gewesen, das neben der Dose

geheimnisvoll-feierlich dalag. Vielleicht war es das Buch vom Martin Luther! Dann durfte es kein Christenmensch anrühren. Aber, wenn er's nicht anrühren darf, nicht aufschlagen, wie soll er denn erfahren, dass es das Lutherbuch ist! — Ich weiß nicht mehr, welcher von uns dreien den Vorschlag gemacht, durchs Fenster hineinzusteigen. Dieweilen ich darüber nachdachte, ob es zu wagen wäre, ob es sei, wie jenes Fensterle bei dem Dirndlein, welches als so höllisch sündhaft verschrien war, dass es jeder Bursche probieren wollte — dieweilen ich nachdachte, waren die Kameraden schon drinnen. Und — wups, stand ich auch in der Stube. Da gab's einen bremseligen Geruch, ganz eigen. Der Hansel streckte sich sofort auf der Polsterbank, gab derselben mit seinem Hintertheil etliche Stöße, so dass das Zeug schwellend auf- und nieder wogte. Der Florl untersuchte die Stockuhr; ich fasste Muth und schlug das schwarze Buch auf. „Kurzgefasste Anleitung zur Destillation von Ebereschenbeeren." — Jetzt wusste ich erst noch nicht, war der Mann Christ oder Heide. Der Florl fand an der Uhr weiter nichts auszusetzen, nahm die Schnupftabaksdose, versuchte, sie mit den Fingernägeln aufzumachen, was ihm auch gelang, aber so, dass das feuchte schwarze Pulver auf den Tisch niederpatschte. Über das Missgeschick erschrocken, huben wir alle drei an, mit den Fingern den Schnupftabak in die Dose zu fassen, da kam plötzlich einem das Nießen an, sogleich auch dem anderen, und bald nießten alle drei wie um die Wette.

„Potz tausend million, ist jemand in der Bude!" schnarrte draußen eine Stimme. Der Schlüssel rasselte im Thürschloss, wir purzelten zum Fenster hinaus, aber der letzte, der Florl, that einen kreischenden Schrei, er fühlte sich am Bein gepackt und zurückgerissen in die Stube. Der „Preuß'"! — Wir beiden anderen waren hinter die Hollerbäume gestoben und glotzten uns sprachlos an. „Na nu!" hörten wir von drinnen, „die Diebe lässt man 'mal 'n bisschen hängen, wie?" — Diebe? — Wenn es so stand, konnten wir jetzt nicht davonlaufen, den Kameraden nicht im Stich' lassen. Wir müssen hinein. „Geh' du voraus!" flüsterte ich dem Hansel zu und wollte ihn durch die Thüre schieben. „Geh du voraus!" gab er zurück und schupfte mich hinein. — Der Preuß' war schrecklich anzusehen. Nicht sein feines schwarzes Sonntagsgewand hatte er am Leibe, sondern einen groben Zwilchkittel mit Brandflecken. Der rothe Bart krauste sich wirr auf, die Brillen baumelten, nur noch an einem Ohr hängend, an der Backe, seine Augen mit den strohfalben Wimpern waren bloßgelegt, der scharfe Blick war so krumm wie eine Fischangel und damit schien er den armen Florl festzuhalten. Denn dieser stand wie eingebohrt in der Stube und war todtenblass, und seine braunen Augen zuckten hilflos wie zwei gefangene Vöglein umher. Mich macht die Gefahr trutzig, mir ist in ihrem Angesichte allemal, als müsste ich

sie schüren, dass sie einen recht großen Brocken gibt. So auch damals. „Herr Preuß!“ sagte ich, „ wir sind keine Diebe. Wir sind halt beim Fenster hereingestiegen, weil wir das Glumpert da herum haben anschauen wollen.“ Hazih! Denn die Nase hatte sich wieder so weit erholt vom Schreck, dass sie ihrem herkömmlichen Brauch obliegen konnte, bei Schnupftabak zu nießen.

„Zur Genesung, junger Herr!“ spottete der Preuß'. „Wollen Sie man Ihre Taschen umkehren.“

„Das nicht!“ schrie ich und biss in seinen Rockärmel, weil er schon Hand anlegen wollte. Es hätte sich ein abscheuliches Gemenge zugetragen, wenn nicht zur Stunde der Almhausel hereingekommen wäre. Der Almhausel war ein großer, derbknochiger Mann mit einem ganz feinen, fast zirpenden Stimmlein.

„Sind die Buben 'leicht über Ihner Brantweinhäfen 'kommen?“ fragte er zierlich den Mann.

„Zu den Fenstern sind sie 'rein gestiegen, die jungen Herren!“

„Beim Fenster sind wir wohl hereingestiegen“, berichtigte ich, „aber Herren sind wir keine und gestohlen haben wir auch nichts. Ob er ein Lutherischer ist, das haben wir wollen wissen!“ Damit glaubte ich, unser Eindringen vollgiltig entschuldigt zu haben. Doch gestaltete sich durch mein Geständnis die Sache wesentlich schlechter. Der Almhausel meinte, dass man durch Einbruch erstens weder seine katholische Gesinnung sonderlich beweise, und zweitens, dass die Lutherischen ihren Glauben nicht daheim auf dem Tisch liegen ließen, während sie oben in der Waldschlucht Brantwein machten.

„Hab' gemeint, dass es dem Martin Luther sein Buch wäre!“ gestand ich, auf die Anleitung zur Destillation zeigend.

Da rieth der Almhausel, um der Weltgeschichte einen anderen Lauf zu bereiten, dem „Preußen“: „Jagen's das Bubenwerk davon und verkaufen's mir ein Glasel Kranabethenen.“

Für uns „Bubenwerk“ war diese Fenstergeschichte nun zwar abgethan. Doch hatte sie eine Folge. In den Heugräben bei Alpel lebte eine junge Holzmeisterswitwe, eine kleine, recht geschmackige Person, die immer am „Rematischen“ litt. Sie gieng stets mit verbundenem Kopfe um, so dass man das rothwangige Gesichtel nur partienweise zu sehen bekam, an einem Tage die rechte, am anderen die linke Backe; oder sie trug um das Kinn ein wulstiges Tuch, wie der Soldat das Helmband, und sie zog dieses Tuch über den Mund hinauf wegen „der scharfen Luft“, wobei dem männlichen Kennerblicke wieder die vollen kirschrothen Lippen vorenthalten blieben. 's ist halt ein Kreuz, wenn man alleweil das „Rematische“ hat, einmal im Kopf, einmal in den Zähnen, einmal

in den übrigen Gliedern, dass man oft Nächte lang nicht schlafen kann. Und die Leute denken nicht dran, was eine verlassene Witwe leiden muss.

Der „Preuß'" dachte dran. Er hatte sie im Walde beim Schwämmesuchen kennen gelernt und gefragt, weshalb sie den Beißkorb trage vor dem Mund? Sie nahm ihm die ungeschickte Rede nicht für übel und erzählte treuherzig von ihrem „Rematischen". Da gab er ihr fürs erste Ebereschenbrantwein zum Einreiben. Solange sie rieb, war's gut, dann hatte sie wieder ihr „Rematisches". Dann rieth er ihr, sich abends vor dem Schlafengehen in ein warmfeuchtes Tuch einschlagen zu lassen und erbot sich zu Diensten. Sie that's aber allein und am nächsten Tage war es schlimmer, als vorher. — Schließlich mussten sie doch auf das rechte Mittel gekommen sein, denn die Witwe half dem „Preußen" Ebereschenbeeren sammeln und ihr Gesichtlein war nicht mehr verbunden.

So stand es zur Zeit, als wir dem „Preußen" in die Stube gestiegen waren, und als nun der Almhausel bei ihm saß und das „Stamperl Kranabethenen" austrank, so oft es sich gefüllt hatte. Und sagte unter anderem Gespräch plötzlich der „Preuß'", wenn es sich so verhielte, dass ihm die Leute schon bei eitel Tageslicht zum Fenster hineinstiegen, so würde er künftighin allein nicht leben können.

„Werden's halt einen bösen Haushund müssen anschaffen", meinte der Almhausel.

„Ne was!" schnarrte der „Preuß'", „'n Weibsen werd ich mir 'mal anschaffen." Und rückte kühnlich hervor mit der von den Heugräben.

„Hau!" lachte der Almhausel, „die lassens Ihna nit!"

Der „Preuß'" antwortete barsch, da werde er niemand fragen, der „Kranabetene" koste drei Groschen und der Hausel möge sehen, dass er bei Zeiten zur Thür hinauskomme.

Der Almer sah sich verabschiedet, sagte auch nichts weiter, behielt aber doch recht. Schon am zweiten Tage, nachdem die Holzmeisterswitwe ohnehin ganz unauffällig eingezogen war in das fürnehme Grabenhäusel, kam der Schragel-Franz mit dem langen Stecken. Der Schragel-Franz war damals in Alpel Ortsrichter und der Stecken bedeutete die Würde.

Die Witwe that wie eine Hausfrau, rückte dem Schragel einen der Pölsterstühle zurecht, fächelte mit der Schürze allfälligen Staub ab und lud zum Niedersitzen ein. Der Richter blieb stehen und pflanzte seinen Stab auf vor den Augen des Weibes, dem jetzt schier ein wenig unheimlich zu werden begann.

Der Richter stand großartig da. Nun öffnete er seinen Mund, hielt ihn ein Weilchen offen und ließ ihn dann wieder zugehen. Er hatte eine Anrede im Kopfe und fand dazu den Anfang nicht. Dabei war ihm die strenge Richtermiene abhanden gekommen und nun setzte er sich nieder. Jetzt kam auch der „Preuß'" herein, stellte sich neben die Witwe hin,

dass man sah, wie gut sie zusammenstanden, und fragte dann den Richter, ob Geist gefällig wäre?

Der Richter antwortete, Brantwein trinke er aus Sittlichkeitsgründen nicht, außer es wäre guter Weichselgeist. Dann begann er mit dem Stabe auf das Fletz zu klöpfeln und endlich — als er die beiden groß angeschaut hatte — begann er zu sprechen: „Also, jetzt hätte ich euch einmal beisammen, dich, Preuß', mit der, und dich, Holzmeisterin, mit dem. Und jetzt muss ich euch sagen, dass ihr nit beisammenbleiben dürft, dass ihr wieder auseinander müsst. Und das heut' noch. Ich leid's keine Nacht mehr länger, und deswegen bin ich da, und die Holzmeisterin muss auf der Stell mit mir gehen. Unsereiner hat die Verantwortlichkeit und ich lass' euch nit beieinander. Keinen Tag mehr länger. Ich leid's nit. Und deswegen muss sie mit mir."

Als der Richter merkte, er wäre in seiner Rede bereits zweimal herum und es wiederhole sich möglicherweise immer so, schloss er ab und stieß den Stab scharf in den Boden — gleichsam: punctum.

Die Holzmeisterswitwe schaute ein wenig verblüfft auf zu ihrem „Preußen", und was der jetzt sagen werde. Dieser sagte gar nichts, sondern lachte scharf auf. Das Lachen gieng dem Richter durch Mark und Bein. Er war hier zwar der Höhere, aber nicht der Stärkere, und im Lachen lag's: Wollen 'mal sehen! —

„Und wenn's auch wär'", sagte der Schragel-Franz sänftiglich, „dass ich Euch heut' noch beieinander ließ', freiwillig — so kommen morgen die Schandarn! — Heiraten? Ihr zwei zusammen? Das ist eine dumme Red'. Ein Lutherischer! Das wär' noch schöner! Zwiescheckige Kinder! Das darf nit sein. Ich sag' es euch. Und gesagt hab' ich's euch und jetzt geh' ich wieder."

Er gieng und die zwei blieben.

Am nächsten Tag kamen die „Schandarn" noch nicht, aber acht Tage drauf kamen sie.

Die Holzmeisterswitwe wollten sie „davontreiben". Aber das kleine Weibsbild schaute auf die großen Landwächter von oben herab, vom Söller, und drällerte ein Spottliedchen:

„Mei Schatz is a guata Bua,
Is a Schandar.
Sei Pulver is naß
Und sei Taschl is lar.
Er hat a schöns Ketterl mit,
Schliaßt aber nit,
Er hat a schöns Hüaterl auf,
Grüaßt aber nit.
Er hat an schwarn Spiaß ban eahm,
Sticht aber nit,
Er hat a feins Büchserl um,
Schiaßt aber nit".

Das ließen sich die Gerichtsboten nicht zweimal sagen, doch als sie dem Weibe das „schöne Ketterl“ um die Hände legen wollten, that der „Preuß“ in der Eile eine schneidige Wachebeleidigung, so dass sie nun auch ihn mitnehmen mussten.

Nun hatten aber die „Schandarn“ nur ein Handschloss, und da von einer besonderen Freundschaftlichkeit der beiden Leute gegen die Landwächter keine Spur war, so wurden die beiden, der „Preuß'“ und die Witwe, aneinandergeschlossen, er an der rechten, sie an der linken Hand, und so stapften sie, von der Ehrenwache begleitet, die Straße entlang.

Der Bezirksrichter in Kindberg musste freilich lachen, als er sah, wie dieses Paar, das behördlich getrennt werden sollte, behördlich zusammengeschlossen worden war.

„Thuts weh, das Kettel?“ fragte er die Witwe und befühlte ihr gefesseltes Handgelenk.

„Aber nit ein bissel thuts weh,“ antwortete sie frisch.

„Na, wenn's nicht weh thut“, versetzte der Bezirksrichter, „so wird sich ja wohl ein Mittel finden lassen, dass statt diesem Band ein anderes angelegt werden kann, eins, das nur die Untreue brechen kann oder der Tod.“

„Die Untreue gewiss nit!“ schrie die Witwe.

„Na nu, und der Tod ooch nich“, setzte der „Preuß'“ bei, „denn weil zwee verliebte Christenleut in Ewigkeit zusammen halten wollen.“

Wenige Wochen später ist das Ehepaar eingezogen ins Grabenhäusel zu der fürnehmen Stockuhr, zu den güldenen Bilderrahmen und zu der grünen Polsterbank. Ich habe später noch ein einzigesmal ganz flüchtig zum Fenster hineingeguckt nach dem Lutherbuch und der Tabaksdose. Auf der Polsterbank saß das Weib und hatte einen kleinwinzigen „Preußen“ auf dem Schoß.

Zeitbild.

Er klagt über Elend,
Ist sternhagelvoll,
Sie schimpft über alles
Und — befindet sich wohl.

R.

Die Überfuhr versäumt.

Eine Erzählung von **Ludwig Kurowski.**

Guten Abend, Frau Wendel“, sagte er in sein Zimmer tretend. „Ah, Sie haben mir eingeheizt. Schön von Ihnen.“

„Schön'n guten Abend, Herr Rieder. — No natürlich, bei dieser Kälte!“

„Ich sag' Ihnen, zwölf Grad' und der Wind! Es möcht' einem die Nase abfrieren. — Ah, da ist schön warm. Wie das wohl thut. Jetzt kann's an den Fenstern rütteln, so viel es will.“

Er zog seinen Paletot aus, hieng ihn an den Wandrechen und stellte den Stock in eine Ecke. Frau Wendel zündete die Tischlampe an.

„Was wollen S' denn heut' zum Nachtmahl?“ fragte die Frau und sah forschend ihren Zimmerherrn an, der aus seinem fadenscheinigen schwarzen Rocke ein rothes Sacktuch hervorgeholt hatte und die angelaufenen Augengläser putzte.

„Na, Sie wissen 's ja, wie gewöhnlich“, sagte er lächelnd. „Um zehn Kreuzer Wurst, und wenn Sie mir ein paar Erdäpfel dazu kochen wollen“ —

„Sind schon fertig.“

„Bravo, umso besser! Ich hab' auch schon einen wahren Wolfshunger. Heut' hat's Ihnen wieder Arbeit gegeben in der Kanzlei! Es wird Tag für Tag mehr. Solche Stöße! Der Teufel soll schon alles —“

„Dass Sie immer gleich mit dem kommen müssen! Schickt sich das? Ich kann so was nicht aussteh'n.“

„Jetzt seien S' nicht bös, liebe Frau Wendel, und — eine Schale Thee können S' mir auch aufgießen, ja?“

„Die Männer, die Männer! Fluchen, das können s' alle“, brummte die Frau weiter.

„Na, Sie werden's ja von ihrem seligen Mann her auch gewöhnt sein“, erwiderte Rieder und machte sich mit seinen Meerschaumpfeifen zu schaffen, die in stattlicher Reihe, eine neben der anderen, auf einer Stellage standen und in dem ärmlich möblierten Zimmer sich wie kostbare Luxusgegenstände ausnahmen.

„Und ob! Gott hab' ihn selig, aber der hat's verstanden, wie's eben nur ein alter ausgedienter Unterofficier versteht. Er ist ja Wachtmeister gewesen, bevor er mich kennen gelernt hat" —

„Bei den Husaren. Ich dank' schön."

„Ja, ja. — Aber jetzt hol' ich Ihnen die Wurst, und Sie können gleich essen."

„Und den Thee?"

„Bekommen S' auch. Nur Geduld!" Sie trippelte eilig aus dem Zimmer hinaus. —

Nach einigen Minuten saß der Herr Kanzlist Ferdinand Rieder an dem sauber gedeckten Tische und langte aus einer Schüssel dampfender Kartoffel tüchtig zu.

„Haben Sie schon gegessen?" fragte er die alte Witwe.

„Schon längst. Aber warten S', ich bring' Ihnen noch den Thee, solang' ich Feuer in der Küche hab'."

„Kommen S' heut' nicht zu mir herein? Kommen S', können S' mir heute Gesellschaft leisten."

„Na, wissen S', ich hab' noch zu thun. Ich muss mir die Strümpf' stopfen, und zwei Paar sind gar zum Anstricken."

„Da ist also heut' mit dem Kartenspielen nichts?"

„No nein. Ich brauch' Ihnen die Strümpf' zu nothwendig, hab' nicht ein einziges Paar ganz. Es wär' wirklich eine Schlamperei von mir, so zerrissen herumzugehen."

„Aber plauschen können wir wenigstens, ja? Was sollen S' denn allein auf ihrem Zimmer sitzen und unnöthig Licht brennen. Sie setzen sich schön her zu mir, und ich rauch' mir dann eine Pfeife an —"

„Aber ich bitt' Sie — nur nicht den grässlichen Tabak — Sie wissen schon — bei dem ich immer husten muss!"

„Bitte sehr! Die Mischung, die ich rauch' — entschuldigen S' — die kann noch jeder ertragen. Und — und jetzt können S' mir den Thee bringen."

„Ja richtig."

„Und dann holen Sie sich Ihre Arbeit und setzen sich mir gegenüber. Die Lampe stellen wir schön in die Mitte, damit jedes was sieht, und ich werd' Ihnen aus der Zeitung vorlesen. Also abgemacht, nicht wahr?"

„Gut, gut, ich bin gleich wieder da."

Nach einer Weile brachte sie ihm den Thee und legte ein kleines Häuflein Strümpfe auf ihren Platz.

Rieder kostete den Thee und schnalzte vergnügt mit der Zunge.

„Da wird halt ein Pfeiferl dazu schmecken! Was?"

Die Alte, die gerade eine große Brille mit Hornfassung auf die Nase schob, nickte nur stumm mit dem Kopfe.

Rieder nahm eine prächtige, schön angerauchte Meerschaumpfeife von der Stellage herab, setzte bedächtig den Tabak in Brand und gieng die Zeitung holen, die in einer Paletottasche steckte.

„Hab' s' heut' selber noch nicht angeschaut. Vor lauter Arbeit bin ich gar nicht dazugekommen. Aber ich sag' Ihnen, nicht eine Minute zum Ausschnaufen. Das Donnerwetter —"

Sie warf ihm einen strengen Blick zu.

„Schon gut", sagte er mit einer Handbewegung beschwichtigend und schlug das Blatt auf.

„Einen Moment noch, Herr Rieder", sagte Frau Wendel und stand auf. „Bevor S' anfangen, räum' ich noch das Geschirr ab. Ist gleich gescheh'n. So — ich kann die Unordnung nicht leiden."

Die bewegliche Frau deckte flink den Tisch ab und trug Teller und Esszeug in die Küche. Nur die Theeschale ließ sie auf der kleinen Zinntasse stehen.

Die Alte kam bald zurück und setzte sich wieder zu ihrer Arbeit hin.

Eine Minute war es jetzt so still in dem Zimmer, dass man die Wanduhr deutlich ticken hörte.

„Nicht möglich!" sagte Rieder plötzlich. — „Schau', schau'!" setzte er leise hinzu und schüttelte den Kopf.

„Was gibt's denn?" fragte neugierig Frau Wendel.

„Also todt!"

„Ja, wer denn?"

Er stand auf und gieng erregt im Zimmer auf und ab.

Sie verfolgte ihn mit den Blicken und fragte noch einmal: „Wer ist todt?" —

„Ach was! Es geht halt einer nach dem anderen. Ist sie halt auch gestorben. Hätt' aber eigentlich noch Zeit gehabt zum Sterben. So eine Frau, die zu leben gehabt hat. Keine Plag', keinen Kummer. — Bei mir hätt' sie 's vielleicht nicht so gut gehabt. Übrigens, wer weiß?"

„Ja, aber reden S' doch ein bissel deutlicher, Herr Rieder", drängte die Alte, die ihren Strumpf weggelegt hatte und über den zitternden Ton seiner Stimme sehr erstaunt war.

Rieder hörte nicht auf die Frau. Er blieb vor dem Fenster stehen und wandte ihr den Rücken zu. „Mein Gott, ja, ja! So viele Jahr'! War eine schönere Zeit. — Wie alt ist sie denn eigentlich geworden?"

Er gieng zum Tische und las: „Frau Leopoldine von Bruckmüller — im sechsundfünfzigsten Lebensjahre — nach langer schmerzlicher Krankheit. — Übermorgen das Begräbnis. Ich brauch' ja nicht dabei zu sein. Gehör'

auch nicht dazu — als ein Fremder. Wie alt war s'? Sechsundfünfzig. Na ja, drei Jahr' Unterschied, neunundfünfzig war ich im October."

„Hören S', Herr Rieder", begann wieder die Witwe, „Sie lesen mir da curios aus der Zeitung vor! Bruckmüller — den Namen kenn' ich nicht. Wer war denn diese Frau? Setzen Sie sich schön nieder und vergessen S' nicht auf den Thee, er wird Ihnen ja kalt."

„Wer s' war? No, schauen S' her, Frau Wendel. Die war's und keine andere." Er zeigte mit der Pfeifenspitze auf eine verblasste Photographie an der Wand. „Haben Sie sich das Bild noch nie angeschaut?"

„G'rad' beim Abstauben nur. Sie wissen, ich bin nicht neugierig und lass' Ihnen Ihre Sachen immer hübsch in Ruh'. Es ist aber ein feines G'sichtel."

„Die Augen! Jetzt sehen S' freilich nichts mehr davon. Ein bissel verwischt das Ganze. Das Bild ist weit in der Welt herumgekommen, hab's immer bei mir getragen. Ja, die Augen! Als wenn der Himmel sich d'rin gespiegelt hätt', accurat so waren s'."

„Ich hab' s' immer für eine Verwandte von Ihnen gehalten."

„War s' nicht. Hätt' s' aber werden können. Eine sehr nahe Verwandte — die nächste!"

„Aber jetzt hören S' auf."

„Ja, die hätt' ich einmal heiraten sollen."

„Was Sie nicht sagen! Und warum ist es denn nicht dazu gekommen?"

„Warum? Warum? Mein Gott! Die Geschichte hat halt zu viele Darums gehabt. Erstens —"

„Ach, bitt' Sie, Herr Rieder, erzählen S' doch alles!"

„Na — meinetwegen! Sie sind mir ja immer eine gute Freundin gewesen, hätten auch sonst nicht zwölf Jahr' schon miteinander ausgehalten. Ihnen will ich's erzählen. Ich red' nicht gern davon, Sie können mir's glauben, aber bei Ihnen ist es gut aufgehoben, das weiß ich. —

Können Sie sich vorstellen, liebe Frau, wie Sie mich da anschau'n mit meinen grauen Haaren und mit meiner ganzen Armseligkeit, dass ich einmal ein flotter junger Mensch war, dem die Welt zu klein war, den Kopf voll Ideen, und munter, sag' ich Ihnen, wie der Fisch im Wasser."

„Ja warum denn nicht? Mir sehen Sie 's heut' auch nicht mehr an, dass ich eine Schönheit war, nach der sich die Männer die Augen ausgekegelt haben."

„Und fidel war ich Ihnen, kreuzfidel. Den lustigen Ferdl haben s' mich geheißen, und alle Leut' haben mich gern gehabt, weil ich immer dreingeschaut hab', wie der lichte Sonnenschein. Ich hab' auch fleißig

studiert, und mein Vater hat mir 's oft gesagt: Dir wird's einmal gut geh'n, aus dir wird was werden. Und der Mutter war ich ihre ganze Freud'. Ich hab' noch einen Bruder gehabt — Gott hab' ihn selig! Aber mich hat s' immer lieber gehabt. Mir hat s' heimlich alles zugesteckt, so dass die anderen nichts gewusst haben, und was sie mir hat Gut's thun können, hat s' mir gethan, die liebe Mutter.

Wir haben beim Augarten gewohnt, weil der Vater nicht weit auf den Nordbahnhof gehabt hat, wo er als Magazineur angestellt war. Im selben Haus hat auch ein Kaufmann gewohnt, der eine Tochter gehabt hat — das war die Poldl. Wir haben als Kinder auf dem Hof gespielt und sind täglich beisammen gewesen, wie halt die Kinder von einem Haus immer zusammenkriechen. Ich hab' s' gern gesehen und ihr auch fleißig den Hof gemacht. Einmal im Winter haben wir Theater gespielt. Es waren eigentlich nur die Kinder von den feinen Parteien dabei, aber mich haben s' auch dazu eingeladen; bin dazumal schon in die Lateinschul' gegangen, da haben die Leut' ein bisserl Respect gehabt vor mir. Die Proben sind sehr lustig gewesen, ist viel dabei gelacht worden. Ich hab' nur eine kleinere Nebenrolle gehabt, aber die Poldl hat die Liebhaberin in dem Stück gegeben, und den Liebhaber hat ein Mitschüler von mir, der Sohn von einem Staatsbeamten, gespielt. Mich hat's genug gewurmt, aber ich hab' mir nichts merken lassen. Die Mutter von der Poldl hat die Proben überwacht, die hätt' mit ihren scharfen Augen auch gleich gesehen, dass ich in das Mädel verschossen bin. Und das war ich Ihnen bis über die Ohren, aber die Leut' haben mir doch nichts anmerken können. Einmal bei so einer Prob' waren wir zufällig im Vorzimmer allein, die Poldl und ich. Sie hat sich eine Masche um den Hals binden wollen, und weil s' damit nicht fertig werden konnt', hat s' mich gerufen, ich soll ihr helfen. Da bin ich hingesprungen und hab' ihr die Masche gerichtet. Dabei hab' ich ihr fest in die Augen geschaut, und sie ist roth geworden. Meine Händ' haben zu zittern angefangen, und still, dass sie's nur hat hören können, hab' ich sie gefragt: Hast mich gern, Poldl? Drauf hat s' mir einen bösen Blick zugeworfen und ist ins Zimmer hineingelaufen. Und ich bin verlegen dagestanden, bis ich meinen Namen hab' rufen hören; dann bin ich auch hineingegangen. Seitdem hab' ich ein schlechtes Gewissen gehabt und die Poldl ist mir ausgewichen. Wir haben uns natürlich oft begegnet, aber wenn ich mit ihr hab' sprechen wollen, ist sie auf und davon.

Unterdessen ist ein Jahr nach dem anderen vergangen, und ich hab' mit der Zeit die Lateinschul' absolviert. Mein Vater hat schon längst den Plan gehabt, mich als Beamten bei der Nordbahn unterzubringen, und so hab' ich auch, wie ich mein Abgangszeugnis, das sehr

schön ausgefallen ist, in der Hand gehabt hab', gleich ein Aufnahmegesuch gemacht. Mein Vater hat ein paar höhere Herren gekannt, die er um Protection für mich angegangen ist, und als braver Diener ist er auch beliebt gewesen. Es hat keine vier Wochen gedauert, da hab' ich die Verständigung bekommen, dass ich provisorisch aufgenommen bin, natürlich mit der Aussicht, auch ‚definitiv zu werden'. Sie können sich die Freud' von meinen Eltern vorstellen und erst meine. Zwanzig Jahr' bist alt und schon versorgt fürs Leben, hat der Vater zu mir gesagt und hat mir ganz stolz auf die Schulter geklopft." —

„Und was war mit der Poldl?" fragte Frau Wendel, als der Erzähler eine Pause machte und einen Schluck Thee zu sich nahm.

„No warten S'. — Die war ein erwachsenes Mädel geworden und schön und frisch, das Blut hätt' ihr aus den Wangen spritzen mögen. Sie ist in die Stadt gegangen und hat dort Sticken und Kochen gelernt und Französisch und Clavierspielen, und weiß der Kuckuck! was für Zeugs. Denn die Eltern haben aus ihr eine feine Dame machen wollen. Ihr Vater war ja reich, und sein Geschäft ist glänzend gegangen. Aber Feinheit hin und Reichthum her — ich hab' mir eingebildet, auch was zu sein, und wie ich gar meine Anstellung bei der Nordbahn sicher gehabt hab', da hab' ich mir eines schönen Tags 's Herz genommen und die Poldl einfach abgepasst, wie s' aus der französischen Stund' nach Haus gegangen ist. Ich sprech' sie an — sie gibt mir keine Antwort. Ich lass' mich aber nicht abschrecken. Poldl, sag' ich zu ihr, ich hab' jetzt eine Anstellung, und eine gute dazu. Freut dich das nicht? — Ich hab' s' gedutzt, weil ich's nicht anders über die Lippen gebracht hätt'. Ich erzähl' ihr von meinen Aussichten und mal' ihr die Zukunft mit den schönsten Farben aus. Ich komm' immer mehr ins Reden hinein und merk', sie hört mir aufmerksam zu. Endlich fragt s': No, und was willst denn mit dem allen? — Sie duzt dich auch, denk' ich mir, es steht gut. Was ich will, sag' ich d'rauf, kannst dir's gar nicht denken? — Zuerst muss ich dich aber was fragen, bin neugierig, ob du mir heut' eine Antwort gibst. Poldl, hast mich gern? — Sie wird wieder roth und sagt wieder nichts, wie damals im Vorzimmer. Aber auf einmal packt s' meine Hand und schaut mich so eigens an. Da hab' ich's gewusst, ja und ja und tausendmal ja! die Poldl hat dich gern!

Wir kommen zum Augarten und gehen hinein. Wir haben's erst bemerkt, dass wir im Augarten waren, wie wir in eine Allee eingebogen sind, wo wir mutterseelenallein waren. — Du, ich muss schon nach Haus, sagt sie ganz verzagt. — Wart' noch eine Weil', sag' ich, dass wir noch zu einem End' kommen. Ich geh' zu deinem Vater und sag' ihm halt, wie's um uns steht, dass wir uns gern haben, und dass ich dich heiraten will. — Nein, das thu' nicht. — Ja, warum denn nicht?

— Weißt, sagt sie, der Vater wär' zu sehr überrascht. Wart' noch zu. — No gut, dann will ich noch vierzehn Tag' warten. — Ich bin steh'n geblieben, aber sie geht von mir fort. — Poldl, noch eins, ruf' ich ihr nach, ein Bussel krieg' ich doch! — Sie lacht wie ein Spitzbub' und ruft mir zurück: Was dir nicht einfallt! — Ich lauf' ihr nach, und da hab' ich ihr eins gegeben und noch eins und noch eins — und dann ist sie gegangen. Ich bin d'rauf wenigstens noch zwei Stund' wie nicht recht gescheit im Augarten herumgelaufen und hab' mich vor lauter Glückseligkeit nicht ausgekannt."

„Und haben S' mit ihrem Vater gesprochen? Was hat er denn gesagt?" fragte gespannt Frau Wendel.

„Ja, was wird er sagen? Und wie soll ich alles vorbringen? Das ist mir damals die ganzen vierzehn Tag' durch den Kopf gegangen. Die Poldl hab' ich die zwei Wochen nicht geseh'n, hab' auch nicht viel Zeit gehabt, denn in meinem neuen Amt hat's für mich gar viel zu thun gegeben. Und trotzdem sind mir die vierzehn Tag' wie eine Ewigkeit vorgekommen, sie haben kein End' nehmen wollen. Endlich waren sie um. Es war an einem Sonntag. Ich hab' meine schönsten Kleider angezogen, gar einen neuen Cylinder hab' ich mir spendiert gehabt. Meiner Mutter hab' ich nicht gesagt, wohin ich geh', aber sie hat vielleicht eine kleine Ahnung gehabt, denn sie hat zu mir gesagt: Na hörst, Ferdl, du richt'st dich aber heut' zusammen, als wollt'st gar auf Brautschau ausgeh'n. — Ich hab' nur gelacht dazu, obzwar es mir g'rad' nicht sehr zum Lachen war. Denn das Herz hat mir gepumpert, und wie ich vom dritten Stock die Stiegen 'nuntergegangen bin, da hab' ich's auch in den Füßen gespürt. An der bekannten Thür' im ersten Stock klopf' ich an. Das Dienstmädel macht mir auf, und ich frag', ob der Herr zu Haus ist. — Ja, ich bitt' nur weiterzugeh'n. — Sie macht die Thür' zum Salon auf und geht den Herrn rufen. Ich steh' jetzt wieder im Salon, wo wir als Kinder einmal Theater gespielt haben, und hab' kaum Zeit, ein bisserl zu mir zu kommen, da geht auch schon die Thür' auf, und der Vater kommt herein. Sie müssen wissen, er war ein kleiner, untersetzter Mann mit scharfen, großen Augen und einer lauten, herrischen Redeweis', die mir immer große Achtung vor ihm eingeflößt hat. Wie er mich sieht, mustert er mich von oben bis unten und fragt ganz erstaunt: Was wünschen Sie? — Ich nehm' meine ganze Courage zusammen und schau' ihm frei ins Gesicht. Wir setzen uns nieder — ich wär' damals lieber steh'n geblieben — und ich fang' an. Und je aufgeregter ich werd', und je schwerer mir die Worte aus dem Munde kommen, desto ruhiger wird mein Gegenüber. Er zieht nur die Augenbrauen in die Höh' und schaut mich großmächtig an. Endlich bin ich fertig und wart' auf seine Antwort. Er gibt aber keine Antwort, sondern

stellt eine Frag': Wie alt sind Sie? — Ich sag' schüchtern: Zwanzig Jahr' und fühl's im Moment, dass er mich durch diese Frag' lächerlich machen will. — Und was sind Sie? — Wieder dieser unausstehliche Ton in seiner Stimm' und der stechende Blick, der mich durchbohren will. Ich werd' noch mehr eingeschüchtert und antwort' nur mehr wie geistesabwesend. Zugleich spür' ich, wie mir das Blut in die Wangen steigt. — Er steht auf und verzieht den Mund zu einem Lächeln. Das ist alles recht schön, sagt er, aber verzeih'n S', wenn ich Ihnen einen guten Rath geb'. Sie werden vorläufig noch besser thun, erst ein Mann zu werden, als schon mit Heiratsgedanken herumzugeh'n. Meine Tochter ist übrigens auch noch ein halbes Kind, und ich denk' noch gar nicht daran, sie schon jetzt zu verheiraten. Es war mir ein Vergnügen! — Und wie einer Kundschaft in seinem Laden macht er mir eine Verbeugung und geht aus dem Zimmer.

Ich steh' natürlich bald wieder auf dem Gange draußen und steig' mehr todt als lebendig wieder in den dritten Stock hinauf. Die Mutter macht mir auf, sagt aber kein Wort, wie s' mein bleiches Gesicht sieht. Ich lauf' an ihr vorüber und in mein Cabinet. Dort reiß' ich die neuen Handschuh' von den Händen, werf' den Cylinder aufs Bett und setz' mich ganz erschöpft auf'n Divan. Also das ist das End' vom Lied? denk' ich mir. Zu jung — verflucht noch einmal! — Zu jung! — Äh, diese Krämerseele! Was weiß die von Glück, was ist der Jugend, Begeisterung, was sind der Pläne und Illusionen! Da ein Pfund Mehl, und da zehn Kreuzer dafür, zwei Kreuzer Profit — das ist das ganze Einmaleins, zu dem er sich aufschwingt! — Ich spring' auf und ball' die Faust. So ein Kerl! Der Hochmuth! Was ist er denn so Großes, dass ich in seinen Augen so gar nichts bin? Mein Gott! ja, ja, weil er halt fünfundzwanzig Jahr' älter ist, als ich. Das ist alles, alles, und auf das bildet sich der Mensch was ein! — Am liebsten wär' ich sofort noch einmal 'nuntergegangen und hätt' ihm alles keck ins Gesicht gesagt. — Aber er ist ja doch der Vater von der Poldl! denk' ich mir jetzt. Wo hat s' denn nur gesteckt? frag' ich mich. Sie hätt' ja 'reinkommen und ein Wörtel mitreden können. Hätt' der Alte geseh'n, dass das Ganze keine Spielerei ist. Und justament! lass' ich nicht von der Poldl, und wenn sich der Alte auf den Kopf stellt! schrei' ich laut und schlag' dazu mit der Faust auf den Tisch, dass das Tintenzeug umfallt und die Tinte über den Tisch rinnt. Da hab' ich mit dem Löschpapier geschwind abtrocknen müssen, bevor noch die Tinte auf den Fußboden 'nunterlauft, und das hat mich damals in meiner Rage ein bisserl beruhigt."

„Das ist bei mir auch so", fügte Frau Wendel ein. „Wenn ich mich über etwas recht gift' und alles zusammenschlagen könnt', und ich

hör', dass in der Küche der Suppentopf überlauft, da ist die Gall' aber gleich wie weggeblasen. — No, wie war's denn weiter? Haben S' die Poldl wirklich nicht aufgegeben?"

„Die nächste Zeit, können Sie sich denken, war nicht die rosigste für mich. Ich bin herumgegangen, wie einer, dem die Hühner 's Brot gestohlen haben. Ich hätt' mich erleichtern können, wenn ich der Mutter mein Leid geklagt und mir alles von der Seel' gered't hätt'. Sie hat ja alles erfahren und hat natürlich erwartet, dass ich ihr mein Herz ausschütten werd'. Statt dessen hab' ich mich aber, wie das einmal bei jungen Leuten der Fall ist, in meinen Schmerz nur immer tiefer hineingefressen. — Die Poldl hab' ich lang' nicht zu Gesicht bekommen. Und ich muss sagen, ich hab' im Anfang auch nicht einmal Lust gehabt, sie zu sehen. Ich hab' mich vor mir selber geschämt, als wenn ich ein Verbrechen begangen hätt'. Diese Krämerseele hat mich ja zusammengepackt — so klein, so kleinwinzig. Nach drei Wochen erst hab' ich die Poldl an einem Sonntag in der Augustinerkirche beim Hochamt geseh'n. Sie war mit ihrer Mutter dort. Beinah' hätt' s' mich erblickt, aber ich hab' s' noch rechtzeitig erkannt, und wie zum Tod erschrocken hab' ich mich durch die Leut' gedrängt und mich in dem anderen Seitenschiff aufgestellt, um ja nicht von ihr bemerkt zu werden. Und dann hab' ich s' noch einmal von weitem flüchtig vor Weihnachten auf der Straße geseh'n; sie ist g'rad' über die Ferdinandsbrücke gegangen. Am Neujahrstag aber begegn' ich ihr auf dem Gang, wie ich die Stiege 'nuntergeh'. Da hat's kein Ausweichen mehr gegeben. Ich zieh' den Hut, sie nickt mit dem Kopf und sagt ganz freundlich: Ein glückselig's neues Jahr! Das freut mich und ich nehm's für ein gutes Vorzeichen, dass ich am Neujahrstag g'rad' ihr zuerst begegn'; denn meine Mutter hat da große Stücke d'rauf gehalten, wem man zuerst am Neujahrstag beim Hinaustreten aus der Wohnung begegnet. Einen alten Menschen zu treffen, hat s' für ein Unglück angeschaut, aber so ein junges Geschöpf zuerst zu erblicken, wie 's die Poldl war, das musst' wirklich eine gute Vorbedeutung haben! So lieb und sauber hat s' ausgeschaut. Ach was! du darfst kein Traumichnicht sein, sag' ich zu mir. Wer wird gleich alle Hoffnung aufgeben? Wenn dich das Mädel wirklich gern hat, dann wird der Alte mit der Zeit doch eine and're Meinung kriegen. Ich hab' mich also wieder an sie herangemacht. Bin wieder auf Kundschaft nach ihren Wegen ausgewesen, soweit das meine Bureaustunden zugelassen haben, und richtig! einmal hab' ich s' wieder allein getroffen. Ob sie sich auch so viel gekränkt hätt', wie ich? hab' ich s' gefragt. Mich hat die Abweisung von deinem Vater, muss ich dir sagen, verflucht geärgert! Aber gescheh'n ist gescheh'n. Kann ja noch anders werden. Das eine weißt wenigstens sicher: Ich lieb' dich und kann ohne dich nicht leben. Und wie ist es

denn dir die ganze Zeit über ergangen? — Schlecht, schlecht. Du kannst dir denken, wie der Vater auf mich bös gewesen ist und die Mutter. Sie haben mir strengstens verboten, auch nur ein einziges Wort mit dir zu reden. Ach, wie schön wär's gewesen, wenn der Vater Ja! gesagt hätt'! — So? Hätt'st dich wirklich gefreut? ruf' ich glückselig aus. — Denn weißt, Ferdinand, ich hab' dich doch gern, sagt sie und schaut dabei verlegen auf die Seite. — Ist's wahr? Na, dann brauchen wir ja keine Jasager und keine Richter über uns. Weißt du, was der Wallenstein einmal gesagt hat: Und wenn's mit Ketten an den Himmel gebunden wär', so muss es herunter! Wenn's nicht anders sein kann, so entführ' ich dich halt!" —

„Das haben S' ihr gesagt? Geh'n S', wie kann man das einem jungen Mädel sagen?" unterbrach jetzt die alte Witwe die Erzählung und gab ihrer Entrüstung durch Blick und Geberde Ausdruck.

„Aber Frau Wendel", erwiderte Rieder ernst, „dann wissen S' ja gar nicht, was so eine leidenschaftliche Jugendliebe alles imstand' ist."

„Das weiß ich freilich nicht", gab die Alte brummend zurück. „Bin auch zeitlebens zu fromm und gottesfürchtig gewesen, um mich mit so sündhaften Dingen abzugeben."

„Na, lassen S' gut sein, liebe Frau Wendel. Die Menschen sind in dem Punkt halt sehr verschieden. Es gibt Leut', die alles gleichgiltig lasst, und and're, die sich wieder über alles gleich erhitzen. Und jungen Leuten ist die Lieb' kein Spass, die nehmen 's gar sehr ernst damit. Im Alter ist einem freilich manches nicht mehr begreiflich, wozu wir als Junge aufgelegt waren. Sie kennen ja das Sprichwort: Jugend hat keine Tugend. Na also, da gibt's kein Moralisieren. Und Kruzitürken hinein! Es wär' auch gefehlt, wenn's anders wär'. Wenn ich schon so einen jungen Menschen seh', der vor lauter Bedächtigkeit und Gescheitheit 's Gras wachsen hört — na, da hab' ich bis daher genug! In Grund und Boden ist mir so ein Kerl zuwider!"

„Aber so ereifern Sie sich nur nicht so! Sie können ja recht haben, Herr Rieder."

„Und ich hab' auch recht! Diese Schleicher und Duckmäuser soll der Satan holen! — So — und jetzt hören S' weiter. Zum Entführen ist es g'rad' nicht gekommen, aber machen Sie sich auf was Ernstes gefasst. Die Poldl und ich waren also versprochene Leut'; freilich vor der Welt nicht, aber unter einander haben wir's ausgemacht. Ich heirat' sie, und sie heirat't mich, einen dritten gibt's da nicht zwischen uns. Wir haben uns jetzt ziemlich oft getroffen, beinah' täglich. Sie hat mir versprochen, noch einmal mit ihrer Mutter zu reden, dass sie mich nicht lassen kann und durchaus keinen anderen will. Und sie hat auch

ihr Wort gehalten. Aber die Mutter hat nichts wissen wollen. Bring' den Vater nicht noch mehr auf, als er ohnehin schon ist, und es wird sich schon noch ein and'rer für dich finden ꝛc., was so der Redensarten noch mehr sind. Aber die Poldl hat ihr trotzig erklärt, sie will keinen anderen, um keinen Preis, und wenn s' mich nicht kriegt, dann geht s' in ein Kloster. Na, da war's aus und gescheh'n. Ich hab' s' drei Wochen darnach mit keinem Aug' geseh'n. Sie durft' nicht ausgeh'n, höchstens in Begleitung der Mama, die natürlich wie ein Polizeimann mitgegangen ist.

Da bekomm' ich eines Tags von der Poldl einen Brief: Ich soll sie auf dem Praterstern erwarten, sie will mit mir in den Prater geh'n, es ist ihr schon schrecklich bang' nach mir. — Sie ist auch wirklich hingekommen, und da hat s' mir ihr Leid geklagt und geweint, dass es zum Steinerweichen war. Sie kann das Leben so nicht länger aushalten, und es ist gar keine Aussicht vorhanden, dass ihre Eltern unser Verhältnis noch einmal zugeben werden. — Mir liegt auch nichts am Leben, hab' ich ihr d'rauf gesagt, wenn ich dich nicht haben kann. — Und da sind wir beide so recht unglücklich gewesen und haben die ganze Welt schwarz geseh'n. — O wenn ich nur sterben könnt'! hat die Poldl gesagt, und mir ist nicht anders zumuth' gewesen.

Acht Tag' d'rauf hab' ich einen zweiten herzzerreißenden Brief von ihr bekommen, dass sie mich wieder auf dem Praterstern erwarten will, weil sie jetzt schon nicht aus und nicht ein weiß. Es muss bestimmt werden, was zu gescheh'n hat. — Da war mein Entschluss gefasst! Ich hab' einen langen, langen Brief an meine Mutter geschrieben, ihn zu mir gesteckt und bin dann auf den Praterstern gegangen. — Anfangs April war's schon, und Ostern vorüber. Ich weiß noch wie heut', es war ein schöner, warmer Frühjahrstag. Die Kastanienbäum' haben schon ausgeschlagen, und auf den Praterwiesen haben die Leut' Veilchen gesucht. Wir sind aber den Leuten scheu ausgewichen, denn wir waren sehr traurig und haben beinah' nichts mit einander geredet. Arm in Arm sind wir immer weiter gegangen, immer weiter 'nunter, wo's im Prater schon recht einsam ist. Dort haben wir uns unter einen Baum niedergesetzt und ausgerastet. Ein Veigerl, das ich g'rad' mit der Hand erlangen konnt', hab' ich ihr gegeben. Sie hat's aber zerrissen, und dabei sind ihr die Thränen in die Augen gekommen. Und nichts hat sie geredet, und mir ist auch so trocken im Mund gewesen, nicht ein Wort hab' ich herausgebracht. Und ich hab' mir noch vorgenommen gehabt, ihr so viel Lieb's zu sagen, das Schönste, was ich nur imstand' wär'. Ich hab' Heine's ‚Buch der Lieder' mitgehabt, das hab' ich jetzt aus der Tasche gezogen und ihr d'raus vorgelesen. Und lang' hab' ich ihr d'raus vorgelesen, und sie hat zu vielem genickt, als wenn's ihr aus der Seel' gesagt wär'. So lang' sind wir dort unter dem Baum gesessen, dass

wir gar nicht bemerkt haben, dass die Sonn' schon untergehen will. Ich sag' der Poldl noch das traurige Gedicht vor, das so anfangt:

‚Lieb Liebchen, leg's Händchen aufs Herze mein; —
Ach, hörst du, wie's pochet im Kämmerlein?'

Und da ist mir so weh dabei geworden, ich hab' das Buch zugemacht, und dann hab' ich die Poldl angeschaut. Und die hat ein so seliges Gesicht gemacht, als wenn s' den Himmel offen geseh'n hätt'. Ich bin näher zu ihr hingerückt, hab' meinen Arm um sie gelegt und zu ihr gesagt, ganz still: Poldl, einen Kuss gibst mir noch, einen einzigen, und dann — Und sie ist wie aus einem Traum erwacht und hat mir das Bussel gegeben, ein langes, langes. — Dann hab' ich das Gift herausgezogen —"

„Jesus Maria!" rief Frau Wendel und legte erschreckt ihre Arbeit hin.

„— und hab' zu ihr gesagt: Poldl, du hast mir einmal gesagt, Sterben wär' dir das Liebste, du kannst das Leben nicht so ertragen. Schau', heiraten können wir nicht, deine Eltern wollen's nicht. Ich kann ohne dich auch nicht leben. Die ganze Welt ist mir ja keinen Pfifferling wert ohne dich. Schau', ein Tropfen aus dem Glas, und wir sind beide für immer vereint. — Mein Gott! mein Gott! hat s' geseufzt. — Über mich ist aber ein solcher Muth gekommen, ich hab' mir gedacht, jetzt muss es gescheh'n! — Schau' noch einmal in die Sonn', Poldl, hab' ich gesagt: schau', wie sie schön untergeht. — Und schon will ich das Glas aufmachen — — da springt ein Reh aus dem Gesträuch heraus, ganz plötzlich, wie ein Blitz, und bleibt nicht zwanzig Schritt' vor uns steh'n. Heut' seh' ich noch die großen, gescheiten Augen, die's gehabt hat. Drüber sind wir so fürchterlich erschrocken, dass die Poldl mit einem Schrei aufgesprungen ist; und ich lass' das Flaschel fallen, und wie ich auch aufspring', zertret' ich's in tausend Splitter."

„Seh'n S', das war ein Zeichen vom Himmel", sagte die Alte und athmete erleichtert auf.

„Und ich sag' Ihnen, Frau Wendel, es war keins! Damals hab' ich's freilich nicht gefühlt und hab' dem Thier, das nicht weniger erschrocken als wir, davongelaufen ist, sogar dankbar nachgeschaut, dass's uns das Leben gerettet hat. Die Poldl und ich, wir sind uns drauf in die Arm' gefallen vor lauter Rührung, und dann sind wir still, ich sag' Ihnen mäuserlstill, nach Haus gegangen. So ist unser Selbstmord zu End' gegangen. Wenn ich's aber heut' bedenk', kann ich Ihnen nur sagen: Damals hab' ich, wie man zu sagen pflegt, die Überfuhr versäumt. Natürlich nur ich, ach, ihr ist es ja im Leben noch sehr gut gegangen. Aber ich, wenn ich damals aus der Welt geschieden wär', hätt' mir viele Kränkungen und Enttäuschungen erspart, die mir noch alle aufge-

hoben waren. Die alten Philosophen haben gesagt: Am besten ist es, gar nicht auf die Welt zu kommen, und wenn man schon geboren worden ist, wenigstens recht bald zu sterben."

„Ach, hören S' mir auf", sagte Frau Wendel und rückte unruhig auf ihrem Stuhl herum. „Ein jeder Mensch lebt gern. Schauen S' mich an. Mit meinen paar Gulden Pension muss ich auch leben und dank' noch jeden Tag unserem Herrgott für jed's Bröserl, das ich hab'. Ich bin ganz zufrieden mit meiner Lag' und wünsch' mir's nicht einmal besser. Wenn ich am Samstag wieder alles rein und sauber gemacht hab' und mir mein Zimmerl anschau', da denk' ich mir immer: Bei mir ist es am schönsten. And're Leut' können haben, was sie wollen, ich bin ihnen nicht neidig, aber bei mir gefallt's mir doch am besten. Wissen S', Ihre alten Philosophen können vielleicht ganz gescheite Herrn sein, aber mit der christlichen Lehr' vertragt sich so was nicht."

„No jetzt — leben thu' ich auch gern und bin soweit auch kein schlechter Christ, wenn ich freilich nicht vor unserm Herrgott herumrutsch' und ihm die Knie abbeißen möcht'. Aber manches könnt' schon anders sein auf dieser Welt. Ja, ja, keine Widerred'! Und dann müssen S' nehmen, Frau Wendel, damals war ich ein junger Mensch, und heut' bin ich ein alter Mann. Und wenn ich mir so mein Leben betracht', da möcht' ich doch beinah' sagen: Wenn ich damals gestorben wär', ich hätt' nichts versäumt. Bis dahin hab' ich nur Gut's und Liebes gehabt, bin bei der Mutter zu Haus gewesen, und im Kopf hab' ich, wie jeder junge Mensch, meine Gedanken und Phantasien gehabt, die allein ein Vermögen wert sind. Da ist einem das Sterben nicht so schwer, mir wenigstens wär's damals leicht gewesen. Heut' freilich, ah, da geb' ich Ihnen wieder recht. Heut' will ich noch leben, aber warum? Weil' ich mir denk', hab' eigentlich noch nicht viel Gut's auf der Welt gehabt, das Gute wird erst kommen, das musst doch noch abwarten. Vielleicht kommt's morgen schon, vielleicht übermorgen, vielleicht erst in einem Jahr. Die Hoffnung aufs Besserwerden — das ist ein Medicament, das man täglich einnimmt. — Es nützt nichts, damals hab' ich die Überfuhr ins Jenseits versäumt, wär' die beste Gelegenheit gewesen."

„Und an Ihre Eltern haben S' nicht gedacht?" fragte Frau Wendel.

„Mein Gott! erinnern S' mich lieber nicht. Das erste, was ich gethan hab', wie ich damals am Abend nach Haus gekommen bin, war, dass ich den Brief verbrannt hab', den sie bei mir hätten finden sollen und der für die Mutter bestimmt war. Eine ganze Woche hab' ich ihr nicht recht in die Augen schau'n können, und alle Lieb', die's mir erwiesen hat — hat mir wie ein Messer in die Seel' geschnitten. Und der Vater hat mir auch leid gethan; hat so eine Freud' über mich ge-

habt, dass ich bald Beamter werden sollt'. Der hätt' mir schön den Text gelesen, das hätt' schon dafür gestanden. Na und mein Bruder, der ist damals noch in die Schul' gegangen, war noch die reinste Unschuld. Ich bin mir mit meinem schlechten Gewissen wie ein recht abscheulicher Kerl vorgekommen. Alles war in mir durcheinander gekommen, ich hab' mich selber nicht mehr ausgekannt. Von Tag zu Tag bin ich immer einsilbiger geworden, und es hat auch nicht lang' gedauert, da bin ich im Fieber krank gelegen. Und da hab' ich phantasiert stundenlang. Und da hat auch meine Mutter, die bei meinem Bett gesessen ist, erfahren, dass die Liebschaft noch immer nicht zu End' war — wenn sie's nicht vorher gewusst hat. Denn Poldl und Prater, das ist nur so in meinen Delirien fortgegangen. Über eine Woche bin ich so dagelegen, und der Doctor hat mich schon aufgegeben. Aber endlich hab' ich's doch überstanden und bin wieder langsam zu Kräften gekommen. Hab's nur meiner Mutter zu verdanken gehabt, die mich Tag und Nacht gepflegt hat, und das hat auch der Doctor gesagt, dass ich nur bei ihrer Pfleg' wieder aufgekommen bin.

Mitte Mai war's, da bin ich mit ihr das erstemal wieder ausgegangen. Sie hat mit mir in den Prater geh'n wollen. In mir hat's aber gezuckt, und ich hab' s' gebeten, lieber in den Augarten zu geh'n. — Bin noch recht schwach gewesen, da haben wir uns auf eine Bank gesetzt, g'rad' nicht weit von der Stell', wo ich der Poldl das erste Bussel gegeben hab'. Und da ist mir wieder alles lebendig in den Sinn gekommen, und ich frag' die Mutter: Was macht s' denn? — Wer? fragt die Mutter zurück und schaut mich besorgt an. — Die Poldl, sag' ich und lass' den Kopf auf die Brust fallen. — Die ist auch nicht recht gesund gewesen. — Nicht möglich! ruf' ich. Wirklich? Na, das freut mich! — Die Mutter schaut mich groß an und sagt: Zum Freu'n ist das g'rad' nicht. Sie hat aufs Land müssen, hat sehr schlecht ausgeschaut. Sie ist in Heiligenstadt draußen. — So, so? Na ja, und wie lang' bleibt s' denn dort? — Wahrscheinlich bis zum Herbst. — Bis zum Herbst? sag' ich und fang' zu zittern an. — Geh', Ferdinand, sagt die Mutter, reg' dich nicht wieder auf. Weißt, der Doctor hat gesagt, du musst mir schön folgen und auf and're Gedanken kommen. Geh', mach's mir zulieb, und der Vater ist auch so besorgt um dich. Ich hab' ihm nichts gesagt, weil's ihm, kannst dir denken, nicht recht wär'. — Und da hat sie mir zugeredet, ich sollt' mir die ganze Geschichte aus dem Kopf schlagen. Aber ich hab' im Stillen gedacht: Das geht nicht mehr, das kann ich nicht!

Bis zum Herbst? Wie sollt' ich das aushalten? Wie ich endlich ganz hergestellt war und wieder ins Bureau hab' geh'n können, da hab' ich mich im Sommer ein paarmal auf den Weg nach Heiligenstadt ge-

macht — aber ich bin immer umgekehrt. Mir ist es da immer vorgekommen, als wenn die Poldl und ich auf einmal geschiedene Leut' wären für immer, als wenn wir nicht mehr zusammengehören möchten. So nah' kommen wir nicht mehr zusammen, hab' ich mir immer vorgesagt, ich wusst' selber nicht, warum? Damals haben wir uns zusammen das Leben nehmen wollen, und jetzt, ich hätt' mich ja vor ihr schämen müssen, dass ich damals nicht standhaft geblieben bin. Hundertmal hab' ich mir jetzt die Frag' vorgelegt: Warum sind wir denn eigentlich damals so kleinmüthig davongeschlichen? Hab' keine Antwort drauf gewusst. — Na, wir werden ja seh'n. In Gottesnamen will ich also bis zum Herbst warten.

Und was war im Herbst? Ich hätt' einfach verrückt werden können: Im Herbst ist sie als Verlobte zurückgekommen! Sie hat sich mit einem Beamten bei der Statthalterei verlobt. War ein Adeliger, dieser Herr von Bruckmüller, ein eleganter Mann, groß, schwarzer Schnurrbart, na ja, ein recht feiner Herr. — Aber wie ist denn das Ganze zugegangen? hab' ich mich gefragt und hab' mir den Kopf mit beiden Händen gehalten. Ja, verständigt hat s' mich mit keiner Silbe, und mein Wort hat s' mir doch auch nicht zurückgegeben? Ist ihr doch kein Spass gewesen, die ganze Geschichte? — Ich bin wie ein Narr herumgelaufen und hab's zuerst nicht glauben wollen, aber 's hat nichts genützt, es war einmal so. Ihre Mutter hat draußen in Heiligenstadt wahrscheinlich solang' in sie hineingeredet, bis sie halt den Bewerber angenommen hat. Ist keine schlechte Partie für sie, natürlich. Aber wo bleib' denn ich? — Große Gesellschaften haben s' jetzt gegeben im ersten Stock, ist sehr hoch hergegangen. Wenn ich nach Haus gegangen bin und die beleuchteten Fenster geseh'n hab' — na, mir ist jedesmal völlig nicht gut geworden. Das muss ja ein Rappel bei ihr sein. Das gibt's doch in der ganzen Welt nicht, hab' ich mir damals mit meinen zwanzig Jahren gedacht, dass zwei, die sich lieben, überhaupt auseinanderkommen können, und dass der eine gar einen fremden, einen wildfremden Menschen auf einmal so gern kriegen kann, dass er sich mit ihm verlobt! Nein, nein, das ist wie verzaubert, und eines Tags muss ja der Spuk wieder ein End' nehmen.

No, er hat ein schönes End' genommen. Im Fasching haben s' Hochzeit gemacht! Ich hab' mir's nicht nehmen lassen, ich hab' bei der Trauung dabei sein müssen. Poldl, es kann ja nicht sein! hab' ich zu mir gesagt. Du kannst ja dein Jawort keinem anderen geben! — Die Kirche war gesteckt voll, ich hab' mich durch die Leut' vorgedrängt, um recht weit vorn zu sein und die Braut seh'n zu können. Mir hat's das Herz zusammengekrampft, wie's daher gekommen ist, schön, nicht zum Beschreiben schön. Und gelächelt hat s'! Ja, mein Gott! hab' ich mich gefragt, spürst es denn gar nicht, dass der Ferdl in der Näh' ist, und

du kannst lächeln? — Und er mit demselben glückstrahlenden Gesicht — es hat keine Zweifel mehr gegeben: „Ein fremder Mann war Bräutigam." Und das Jawort hat s' ihm auch gegeben, so ein helles, juchzendes Ja! noch dazu. Ich bin in der Kirche beinah' ohnmächtig geworden. Jetzt bist fertig! das war alles, was mir im Kopf herumgegangen ist. Wie ich dazumal nach Haus gekommen bin, weiß ich heut' noch nicht. Aber mein Entschluss war auch fertig! Keine Lieb' gibt's mehr auf der Welt! Fort! Ich will nichts mehr wissen. Fort! Fort, soweit's nur geh'n kann! Und am nächsten Tag bin ich ohne Abschied, ohne Gepäck, so wie ich gegangen und gestanden bin, auf und davon. Alles hab' ich im Stich gelassen, die Eltern haben nichts gewusst, im Bureau hab' ich nichts gesagt, keine Seel' hat an dem Morgen eine Ahnung gehabt, dass ich eine Weltreis' antret'. Erst von Hamburg aus hab' ich der Mutter einen Brief geschrieben, warum's mich in Wien nicht mehr gelitten hat, und hab' ihr mitgetheilt, dass ich g'rad' auf einem Schiff nach Indien absegel'."

„Nach Indien? Sie waren gar in Indien?" fragte erstaunt Frau Wendel. „Aber Sie entschuldigen schon, Herr Rieder, ein bisserl leichtsinnig war das von Ihnen, Ihren schönen Posten bei der Nordbahn aufzugeben —"

„Ja, alles, alles!" sagte Rieder erregt und stellte die längst kalt gewordene Pfeife auf ihren Platz und nahm eine andere von der Stellage herab. „Junge Leut' sind halt geschwind fertig. Wenn's einem wo schlecht geht — geht man einfach wo anders hin. Ein junger Mensch probiert die Welt aus — freilich hat auch das seine Grenzen. — Von den zehn Jahren, die ich auf allen Meeren und in aller Herren Ländern zugebracht hab', will ich Ihnen lieber nichts erzählen. Sie können sich denken, wie schwer mir die ungewohnte Arbeit geworden ist. Direct vom Schreibtisch weg ein gewöhnlicher Matrose — zuletzt bin ich Untersteuermann gewesen."

„Na, anseh'n möcht' Ihnen das heut' keiner, dass Sie einmal Matros' waren, höchstens — höchstens, weil S' manchmal zum Fluchen aufgelegt sind", sagte Frau Wendel lächelnd und drohte mit dem Zeigefinger.

„No ja, ja, ich weiß schon. — Ankennen, mein Gott! fehlt nicht viel auf dreißig Jahr', was ich wieder in Wien bin. Das Rauchen hab' ich mir damals angewöhnt, und das ist mir auch geblieben. — Wie ich Ihnen also sag', im Anfang die fremde Gesellschaft, das ganze Treiben auf so einem Schiff, die rohen Späße und das alles — es war mir oft unerträglich. Aber das eine Gute war dabei: Zum Kopfhängen hab' ich keine Zeit gehabt. Das Bild von der Poldl — das dort an der Wand — das hab' ich mitgenommen gehabt. Im Anfang hab' ich's mir wohl manchmal angeschaut, aber mit den Jahren immer seltener,

bis ich drauf völlig vergessen hab' — Die erste Zeit hab' ich so jedes Jahr einmal Nachricht von zu Haus bekommen, die letzten fünf Jahr' aber nicht eine Zeile. Da ist mir's doch bang geworden. Ich hab' mir gedacht: Vielleicht sind die Deinen schon todt, und du hätt'st dann gar niemanden auf der Welt! Von unseren Verwandten weiß ich nämlich nicht viel, die leben in Oberösterreich zerstreut und haben sich auch nie um uns gekümmert. Wenn du die Mutter nicht mehr am Leben triffst? Nein, das darf nicht sein. Die Sehnsucht ist immer stärker geworden, und endlich hab' ich meinen Abschied genommen.

Wie ich den Leopoldsberg und den Kahlenberg und unsere Donau und unsern Stephansthurm nach so langer Zeit wiedergeseh'n hab' — na ja, das Gefühl kennt ja jeder, der nach ein paar Jahren wieder in die Wienerstadt zurückkommt. So schnell mich nur meine Füß' getragen haben, bin ich in unsere alte Wohnung gelaufen. Fremde Leut' haben mir aufgemacht, die Meinen waren ausgezogen. In aller Geschwindigkeit hat mir unser alter Hausmeister, der mich zuerst gar nicht erkannt hat, erzählt, dass der Vater schon vor vier Jahren gestorben ist; und mein Bruder ist im Feldzug 1866 geblieben; und der Kaufmann ist auch nicht mehr da, hat's Geschäft aufgegeben. Und die Mutter lebt? frag' ich ängstlich. — Ja, sie wohnt jetzt in der Brigittenau. — Gott sei Dank! Kaum hab' ich Gasse und Nummer gewusst, so hab' ich mich beeilt, meine Mutter aufzusuchen. Sie können sich die Freud' und Überraschung von der alten Frau vorstellen. Jetzt bleiben wir zusammen, Mutter! hab' ich ihr gesagt, und sie ist dazumal glücklich gewesen, ich sag' Ihnen, wie ein kleines Kind.

Über vieles Bitten und Betteln hab' ich wieder eine Diurnistenstelle bei der Nordbahn bekommen. Mein Weglaufen vor zehn Jahren ist mir gar übel vermerkt gewesen, und Protection hab' ich auch keine mehr gehabt. Hätt' mich vielleicht wo anders umschau'n können, aber ich hab' mir gedacht: Ach, bei der Nordbahn warst einmal und bleibst auch jetzt dabei. Na, so bin ich halt Diurnist geworden. Und da hab' ich mich mit meiner Mutter eingerichtet, und da haben wir noch sechzehn Jahr' mit einander gehaust, glücklich und zufrieden. War die schönste Zeit meines Lebens! — Der Gedanke ans Heiraten ist mir keinen Augenblick eingefallen. Die Mutter hätt' auf ihre alten Tag' noch kleine Kinder herumtragen sollen, ach, hören S' mir auf. Und wen hätt' ich auch heiraten sollen mit meinem kleinen Diurnum? In Noth und Elend hinein? Ah, nicht d'ran zu denken! Hab's schließlich auch nicht nöthig gehabt. Die Mutter hat ganz rechtschaffen gewirtschaftet, ihre Pension und mein Einkommen haben wir schön zusammengelegt, und das hat schon ausgereicht. Ich hab' meine Ordnung gehabt, und was braucht ein Mann mehr? — Ich bin wieder munter gewesen und hab' mir gedacht: Hol' der

Teufel den ganzen Plunder, der dir einmal im Kopf gesteckt ist! Jetzt heißt's wieder: Kopf hoch und Brust heraus! Und die Mutter hat mir oft gesagt: Gelt, Ferdl, kost't ein Geld, ob man jetzt lustig ist oder Trübsal blast. — Na und ob!

Nach der Poldl oder vielmehr jetzt Frau von Bruckmüller hab' ich nicht mehr gefragt und mich auch sonst nicht erkundigt. Aber einmal, es war am ersten Mai im Prater, hab' ich s' geseh'n. In einer schönen Equipage ist sie dahergekommen mit ihrem Mann und zwei Kindern, einem Buben und einem Mädel. Sie hat recht glücklich dreingeschaut, und mir hat's nur so einen leichten Rucker gegeben. Hab' s' nicht viel anders wie eine Fremde verwundert angeschaut und mir nur gedacht: Mein schlicht's Röckerl da und die dort, die stolze Frau — es ist doch merkwürdig, wie weit die Wege der Menschen auseinandergeh'n, die einmal als Kinder zusammen gespielt haben. Das war alles.

Ein paar Jahr' sind wieder vergangen, dass ich nichts von ihr geseh'n und gehört hab'. Da hat's der Zufall wollen, dass ihr Sohn g'rad' in mein Amt eingetreten ist. War ein recht nettes Bürschel. Da hat er mir einmal einen Gruß von seiner Mama ausgerichtet. Von einer alten Bekannten aus demselben Haus, lasst die Mama sagen. Ich hab' mich natürlich schön bedankt. Das war wieder alles. Der Sohn ist bei uns bald wieder ausgetreten und ins Handelsministerium gekommen, versteht sich bei der Protection, die er durch seinen Papa gehabt hat. Und ich bin damals auch avanciert. Mich haben s' zum Kanzlisten gemacht, damit ich doch einmal auch eine Pension krieg'. Seh'n S', zu dem hab' ich's gebracht mit meiner Lateinschul'. Ja, wenn mein Vater immer recht gehabt hat, aber dazumal hat er sich doch verrechnet, wie er mir eine große Zukunft prophezeit hat. Na ja, er hat's freilich nicht wissen können, wie's noch kommen wird. Aber schließlich und endlich, zu leben hab' ich, und das ist die Hauptsach'. Und wenn man's bedenkt — auf der Welt muss es ja große und kleine Herren geben, das ist einmal nicht anders. —

No, und dass ich Ihnen noch das Letzte von der Poldl erzähl'. Das letztemal hab' ich s' auf der Straße geseh'n, in der Rothenthurmstraße, g'rad' bei der Hölder'schen Buchhandlung. Es war vor fünf Jahren, so um Pfingsten herum. Ich hätt' s' Ihnen wirklich nicht erkannt. Ich schau' die Bücher in der Auslag' an, auf einmal spricht mich eine feingekleidete, ältere Dame an, wie's mir geht und was ich mach'? — Ich bin sehr verlegen gewesen, wie ich s' endlich an der Stimm' erkannt hab'. Sie hat nach meiner Mutter gefragt, und wie ich im Amt zufrieden bin; und ob's wahr ist, dass ich in Amerika drüben war, und ob ich noch immer nicht geheiratet hätt'? — Nein, geheiratet hab' ich nicht, und werd's auch nimmer, hab' ich ihr geantwortet. Und da haben wir

halt so geredet: Herr Rieder — und Frau von Bruckmüller, und beim Verabschieden hat s' mir gesagt: Wenn ich was brauch', soll ich nur ohneweiters zu ihr kommen. — Ich hab' ihr nachgeschaut und bin mir nicht recht gescheit vorgekommen: Das ist die Poldl gewesen? — Nein, nein, das war eine Fremde, wie alle die fremden Gesichter, die da auf der Straße an dir vorbeigeh'n.

Seitdem hab' ich s' nie mehr geseh'n, und heut' les' ich in der Zeitung, dass sie todt ist. — Ja, ja, 's wird Zeit, dass unsereiner auch bald geht, liebe Frau Wendel."

„Ah! was Ihnen nicht einfallt! Jetzt müssen wir noch ein paar Jahrln zusammen hausen, und die Pension müssen S' ja einmal auch noch ausgenießen. Wär' nicht schlecht!"

„Na, lassen wir's sein. Jetzt hab' ich, wie S' wohl schon bemerkt haben, noch meine kleine Extrafreud'. Ich mein' die Pfeifen dort. Seh'n S', eine jede Pfeife hat ihren besonderen Namen. Eine heißt nach der Mutter, die schöne, große da, aus der rauch' ich nur am Sonntag. Dann heißt eine nach dem Vater und die nach dem Bruder. Das da ist die ‚Poldl', na, die schmeckt ein bisserl bitter. Dann hab' ich noch eine Pfeife ‚Wien' und eine ‚Prater', aus der rauch' ich am wenigsten gern. Dann haben S' aber ‚Ägypten', ‚Indien', ‚China', ‚Japan', ‚Amerika', die Stationen meiner Weltreis', sind mir ganz lieb. Eine bin ich selber, seh'n S', 's ist nur ein einfacher Schemnitzer Kopf, aus der rauch' ich jeden Tag. Und endlich heißt da eine — Frau Wendel."

„Aber geh'n S'! Sie machen einen Spass!"

„Ja, ja! Wie ich vor drei Jahren die Influenza gehabt hab', und Sie mich so brav gepflegt haben, da war mein erster Gang, wie ich wieder gesund worden bin — eine Pfeife kaufen, und die ist nach Ihnen benannt. Ja, das haben S' noch nicht gewusst. Ist aber in der Ordnung, dass Sie in der Versammlung auch vertreten sind. Haben Sie's am End' nicht schon verdient die ganzen zwölf Jahr', die ich bei Ihnen wohn'? — So, jetzt wissen S' mein Pfeifengeheimnis auch, und jetzt lachen S' oder lachen S' nicht über einen alten, wunderlichen Mann, aber da haben S' in den Pfeifen meine ganze Biographie. Vermachen werd' ich s' einmal alle dem Invalidenhaus. Sollen sich die alten Leut' auch an einem hübschen Pfeiferl freu'n — hab' ich nicht recht?"

„Recht haben S', Herr Rieder. — Denken Sie sich, ich bin mit meinen Strümpfen auch ziemlich fertig geworden. Ein Paar hab' ich noch zum Anstricken. Wie viel Uhr haben wir denn schon?"

„Zehn Uhr ist vorbei."

„So spät? Na, da müssen wir ja ins Bett schau'n. Das Feuer ist auch ausgegangen. Bleiben S' noch auf? Sonst mach' ich Ihnen noch ein Feuer."

„Nein, nicht nöthig, Frau Wendel. Ich leg' mich auch gleich nieder. Nur ein Trinkwasser können S' mir noch bringen für die Nacht. Das ist alles, was ich brauch'."

Die Alte nahm ihr Häuflein Strümpfe zusammen und gieng um das Wasser.

Sie trippelte bald wieder herein, stellte das Glas Wasser auf das Nachtkästchen und nahm die Theeschale vom Tisch.

„So, also gute Nacht, Herr Rieder. Ja richtig! dass ich nicht vergess', werden S' zum Leichenbegängnis geh'n? Ich muss Ihnen ja den schwarzen Anzug ausbürsten."

„Ja so! No in die Kirche kann ich ja geh'n. Hat noch Zeit. Erst übermorgen. — Gute Nacht, Frau Wendel!"

„Gute Nacht!"

Der Mädeljäger.

Eine muntere Mär von **Hans Malser.**

(Fortsetzung und Schluss.)

Noch an demselben Tage, als die unerhörte Erklärung gefallen war unten am Wasser, beschied der Fürst den Forst-, Jagd- und Fischmeister Jonathan zu sich und sprach mit diesem seinem Agriculturminister längere Zeit. Er befragte ihn über die allgemeine Aufführung des Fischerjungen Winard.

„Keine Klage", antworte der Forstmeister. „Soweit brav, aber ein Hitzkopf. Vor etlichen Wochen drei Tage lang im Kotter gebrummt. Raufhändel, Liebesgeschichten."

„Man nehme ihn zu den Soldaten."

„Schwerer Ersatz, gnädiger Herr!"

„Man nehme ihn zu den Soldaten!" sagte der Fürst.

Als der Forstmeister es dem Fischerjungen hinterbringen wollte, dass er durch allerhöchste Gnade in die Armee aufgenommen werde, war der Winard nicht mehr da. Die Vermuthung lag nahe, dass er ins Ausland geflohen sei, denn er hatte ein Handbündel mitgenommen. Wenige Tage nachher brachte die Post dem Fürsten ein kunstvoll und doch unbehilflich gefaltetes Brieflein. Das war vom Fischerjungen, dem das Schreiben nicht arg von statten gieng. Der ließ sich vernehmen wörtlich wie folgt:

„Eier gnaden, gnädigster First und durchlauchdicker Herr!

Mus woll tausendmal um verzeihin biten wegen letztmal aber i kan nit anderst und vonwegen dem Mädel kunt i schlecht wern. Ich bit Ihnen, se kriegn bessere, lassens mir de, i bit Ihna kniefellig, sunst weis nit, was gschicht. Da thät ma wull all zamhalden, wann unsri Madln, die Bauern Madeln nit mehr sicher gangeten. Schreims mir nur bar zeillen das i mich verlassen kann und mich wieder aufzeign kann und wil mein Dinst fleißi verichten. Gnedigster Herr unterdeniger Diner Winard Oberlimer."

Der Winard Oberlimer wartete nun auf das Antwortschreiben des Fürsten. Er wusste wohl, dass hohe Herren sich nicht so leicht herbeilassen, mit Arbeitsleuten Briefe zu wechseln, aber in einem so wichtigen Falle, dachte er, würde der gnädige Herr doch eine Ausnahme machen. Er wartete Tage und Tage, er konnte nicht mehr essen, nicht mehr schlafen. Wo er wartete, das wissen wir nicht, denn er hatte vergessen, in dem Briefe seinen Aufenthaltsort anzugeben. Auch der seidenhaarigen Hedwig hatte er geschrieben und ihr bittere Vorwürfe gemacht darüber, weil sie, „die spottschlechte Person, sein glihend Hertz um eitel guld und ehr verkaufft" hätte. Die Hedwig wusste sein Versteck und antwortete ihm das Folgende:

„Mein Lebtag wär's mir nit eingefallen, das von wegen dem Fürsten, wie du meinst. Wenn ich dich auch einmal mit ihm gereizt hab. Aber dein Schimpf- und Spottbrief auf mich zeigt nit von deiner grossen Lieb und jetzt thu ichs. Nit wegen eitel Guld und Ehr, wie du schreibst, sondern weil mir ein guter freundlicher Mensch lieber ist, wie ein Zornnickel. Deine Wäsch hab ich dir aufs letztemal gewaschen und geflickt und kannst sie abholen lassen. Mit Achtung

Hedwig Sommerauer."

Nun war Feuer auf dem Dache. Beim Straßenwirt an der Brücke kamen an Sonntagen die Burschen des Thales gern zusammen. Jetzt war der Winard unter ihnen und warb Streiter. Um das Gerücht wusste jeder schon, so brauchte er ihnen nur den Brief der Hedwig vorzulesen, als Beweis wie es stand.

„Kameraden!" rief er, „verlasst's mich jetzt nit! Ihr wisset, wie wir uns gern gehabt haben, dieses Madel und ich. Und jetzt soll sie verdorben werden? Heiraten! Der Herr so eine von niedrigem Stamm? Wer's glaubt, ich nit. Und was mir geschieht, kann jedem geschehen. Einer allein kann nichts machen, der wird eingekottert. Zusammhalten! Verlasst's mich nit, Kameraden!"

Etliche gaben zu bedenken, dass es eine gewagte Sache sei. Andere überstimmten sie: „Unterthanenpflicht und Treu haben wir allzeit ge-

halten. Und wenn uns der Fürst Othmar jetzt ruft: In den Krieg für euer Land, für euern Herrn, so wird nicht einer der Hundsfott sein und sich drücken. Aber wir leben nicht mehr in der alten Zeit, Gott sei Dank, wir haben die Freiheit! Wenn's um unsern Schatz geht, da halten wir zusammen, gegen wen der will! Wir verlassen dich nicht, Winard!"

Der Nachtwächter im Ofenwinkel war schon lange unruhig gewesen, jetzt stand er auf, rüttelte am Ofengeländer, dass es klirrte und rief: „In diesem Tone kann ich nicht weiter reden lassen. Zerstreut euch!"

Brüllendes Gelächter. Sie zerstreuten sich nicht, sie bestellten frischen Trunk. Nur einer gieng fort, ein einziger, und das war der Nachtwächter. —

Sachte entfalteten sich trübe Aussichten im Staate Schreckenburg. Die Leute waren ernster, mürrischer. Die Kirchen blieben leerer als sonst, die Wirtshäuser waren voll. Die Leute sangen nicht mehr ihre heiteren Lieder. sie steckten die Köpfe zusammen. Der Fürst bot den Heerbann auf. Nach wenigen Tagen theilte ihm der Kriegsminister, der in gewöhnlichen Zeitläuften das Grobschmiedgewerbe betrieb, mit bekümmerter Miene mit, dass im Reiche nicht alles so sei, wie es sein sollte.

„Ist dieser Winard Oberlimer eingezogen?" fragte der Fürst.

„Leider nein, gnädigster Herr. Der hat unten im Straßenwirtshaus an der Brücke ein förmliches Lager aufgeschlagen. Er hat Genossen. Sie haben den Verkehr mit den Nachbarsländern abgeschnitten, fangen die hereingehenden Waren ab, das Korn, den Wein. Unsere Holz- und Viehausfuhr ist gehemmt. Seit gestern ist auch die Post ausgeblieben."

Nun verlor der Fürst die Ruhe. „Sofort die Truppen zusammenziehen und die Wegelagerer aufheben." Nach etlichen raschen Schritten über die Dielen hin riss er den Kopf heftig empor und rief: „Die Rädelsführer standrechtlich erschießen!"

„Durchlauchtigster Herr", sagte der Kriegsminister. „Schon vor drei Tagen sind die Reichstruppen einberufen worden. Aber — es kommt niemand."

„Wie?" Der Fürst war starr vor Entsetzen.

„Das Mannsvolk scheint sich alles beim Straßenwirt versammelt zu haben."

„Verschwörung? Revolte?"

Um diese Zeit war es, dass der König eines großen Nachbarreiches von dem Hochgebirge herabkam. Er war nach einer Reise aus den südlichen Gegenden heraufgekommen, hatte eine Gemsenjagd gehalten, dann einen hochgelegenen Luftcurort besucht, um seine dort weilende Schwester, die Prinzessin Aglaia, abzuholen und nach Hause zu begleiten. Der König hatte „seinen lieben Vetter", Othmar III. benachrichtigen lassen, dass er in zwei Tagen durch Schreckenburg reisen werde. Da hieß es nun einmal,

sich in den Hofstaat werfen! Die Reichstruhe wurde aufgemacht, und bald stand der Erzfürst da in seiner vollen angestammten Herrlichkeit. Die taffenen Strümpfe hatten ein paar kleine Schabenschäden, hingegen prangten die Silberschnallen der Bundschuhe in untadelhaftem Glanze. Der seidene Rock hatte die Meinung grün zu sein, schillerte aber stellenweise mehr ins Gelbliche, als es bei einem charakterfesten Tuche unbedenklich ist. Die Lendenschärpe, die breite rothflammende Schleife über der Brust, die funkelnden Sterne und Kreuze schlichteten alles reichlich. Der goldene Kragen war allerdings etwas zu wulstig, um dem an Freiheit gewöhnten Herrn die Kopfbewegung uneingeschränkt zu gestatten. Auf dem stahlblinkenden Reichshelm prangte der dreiköpfige Adler und legte seine goldenen Flügeln schwer zu beiden Seiten herab über die Ohren. Das Schwert war für Riesen geschmiedet worden und schleifte ziemlich widerspenstig um die Ecke, wenn der Fürst eine Bewegung nach rechts oder links zu machen hatte. Die Quaste des Griffes baumelte unten bei den Knien aufsichtslos herum. — Das Ganze war ziemlich überwältigend. Bettelhaft vor seinem königlichen Vetter zu stehen, das war des Fürsten Sorge nicht. Ganz etwas anderes trübte seinen Sinn. Bereits hatte er seine verfügbaren sechs Getreuen hinabgeschickt zum Straßenwirt mit dem Befehl, die Brücke freizugeben für allerhöchste Herrschaften, die an diesem Nachmittage durchreisen würden. Die Antwort, die sie zurückbrachten, war dem Fürsten nicht vermeldbar. Sie war nicht hoffähig. Der Herr war außer sich. Das wäre doch eine Blamage, wenn der Erzfürst Othmar Seine Majestät mit einem Bürgerkriege begrüßen musste! Sofort eine zweite Abordnung zum Brückenwirt: Was denn eigentlich der Herren Begehren sei? — Die Antwort, das wisse Seine Durchlaucht recht wohl. — In Wahrheit war es dem Fürsten nicht ganz klar. Da er wusste, dass der Fischerjunge Winard dabei eine Rolle spielte, so konnte er sich's nur halb und halb denken. Es mag ja unsinnig sein, das mit dem Mädel — so dachte er sich zu — es mag ja Dummheit eines besonders entwickelten Johannestriebs sein, gut, der Mensch bleibt immer ein Thor, und der Esel hat die Farbe des Alters. Allein sich einen politischen Zwang anthun lassen und am Ende gar um Verzeihung bitten, dass er ein hübsches Mädel gerne anschaue? So weit wird's wohl noch lange nicht gekommen sein. Zwar kracht die Welt! Kracht in allen Ecken und Enden! Es ist das Undenkbarste schon geschehen. Nicht jeder, der versammelt bei den Vätern ist, gieng auf gewöhnlichem Wege heim. — Er besichtigte seinen Thron, der im Saale stand. Ein schlichter Lehnsessel, mit rothem Leder ausgepolstert, mit silbernen Nieten verziert. Das Holz war alt, aber kaum ein halb Dutzend Wurmstichlein, die es aufwies. Die Ahnen waren darauf gesessen! Und nun sollte etwa der Fischerjunge? Die seinige auf dem Schoß? Denn für zwei nebeneinander hat der Sessel, genau besehen, nicht Raum.

— Na, es wird sich ja noch schlichten lassen. Übermüthige Bauernlümmel, nichts anderes. Ein gewöhnlicher Raufhandel um ein Weibsbild, ist's denn was Neues? — Es wird sich alles thun. Nur die hohen Herrschaften dürfen nichts erfahren, denn die Geschichte ist zu dumm! Das Beste wird diesmal sein, was auch sonst sehr oft das Beste ist — aus der Noth eine Tugend zu machen. Das Schloss ist zwar nicht darnach angethan, aber Gastfreundschaft ist stets eine deutsche Tugend gewesen.

Es naheten die königlichen Gäste. Eine Anzahl Staubwedel war thätig im Fürstenhause einen halben Tag lang. Die Beschließerin warf einen schwellenden Sack mit Eiderdunen ins noch unfertige Himmelbett. Etliche Schuljungen, vom Oberlehrer gewissenhaft ausgesucht, wurden in weiches buntes Pagengewand gesteckt. Bei dieser Auszeichnung kam's nicht drauf an, welche die Bravsten waren, sondern welche schlank und vif dastanden. Sechs Mann martialisch mit Helm und Lanzen bewaffnet, umgaben die Häupter des Reiches, und mit solchem Hofstaate zog der Fürst den Reisenden entgegen. Er selbst ritt auf einem klobigen Rappen. Oberhalb des Ortes, am Eingange der Bergschlucht, begegneten sie sich. Zwei einzige Wägen kamen gerollt, im ersten saß der König und die Prinzessin. Der König sah mit seinem weißen Vollbart und im grauen Lodengewand aus, wie ein Jäger. Die Prinzessin saß ebenso einfach da; sie hatte weder die Blüte der Jugend an sich, noch den Reif des Alters, ein Alpenrosenstrauß war ihr einziger Schmuck. Mit ruhiger Freundlichkeit reichte sie dem vorsichtig vom Rosse gestiegenen Fürsten die Hand, die er küsste. Das umstehende Volk freute sich des Anblicks und war stolz auf die ritterliche Erscheinung seines Fürsten, den es noch nie in diesem unerhörten Glanz gesehen hatte. „Ja, unser gnädiger Herr!“ sagten sie, „da sieht man, wie armselig so ein König dasteht vor einem Erzfürsten von Schreckenburg! Das ist ein prachtvoller Herr!“ Ein behendiger Alter schlug mit den Armen um sich und flüsterte in die Leute hinein: „Die unten an der Brucken! Wenn sie ihn jetzt so sehen könnten! Denen möcht' die Kurasch schon vergehen!“

Mittlerweile hatte der Fürst die Herrschaften willkommen heißen und sie eingeladen auf sein Schloss, zur Rast auf einige Tage.

„Freund, das geht nicht!“ antwortete Seine Majestät. „In zwei Tagen ist die Eröffnung unseres Reichstags, da müssen wir zu Hause sein.“

„Dann verhüte der Himmel Achsenbruch, Überschwemmung und Brückeneinsturz!“ sagte der Fürst.

„Hoffentlich!“ lächelte die Prinzessin, „wir haben ja das schönste Wetter.“

„Gewiss, Hoheit, gewiss! Sehr schönes Wetter. Es wird auch anhalten. Und doch ist soeben die Nachricht eingetroffen, dass unten an der Luserbrücke der Verkehr unterbrochen sei“, sagte der Fürst beklommenen

Athems und setzte gar ritterlich bei: „Ich bin im Augenblicke ja selber noch nicht genau unterrichtet. Sollte es sich aber bewahrheiten, dann wäre der einsame Herrscher auf Schreckenburgs Thron dem Zufalle außerordentlich verpflichtet!" dass er ihm so liebe Gäste in den Schoß werfe — konnte dazugedacht werden.

Der König that die Bemerkung, dass er schon unterwegs Andeutungen vernommen hätte, als wäre an der Luserbrücke etwas nicht richtig. So als ob sich dort allerlei Gesindel zusammenrotte.

„Arbeiter werden es sein, Majestät, um die Passage freizumachen", fiel der Fürst ein.

„Jedenfalls werden wir des Herrn Vetters liebenswürdige Einladung annehmen", entschied die Prinzessin, „denn über eine schadhafte Brücke fahre ich nicht, niemals!"

Hierauf lenkten sie rechts ein, der Fürst ritt voraus, die Wägen fuhren langsam hinten drein und das Gefolge kam zu Fuße nach. —

Mitterweile war ins Kriegslager beim Straßenwirt die richtige Begeisterung gekommen. Man hatte für den Krieg auch schon einen Namen. Mädeljäger-Krieg! Gieng er doch gegen den Mädeljäger. Und jetzt erst kamen sie herfür von den Bergen und aus den Gräben, und wie das Feuer seinen Wind erzeugt, so schafft sich ein Aufstand rasch den nöthigen Schwung. Früher hatte man nie viel davon gehört, und jetzt wusste jeder zu sagen vom gefährlichen Mädeljäger, von bedrohten Weibern und eroberten Schönen. Da reckten sich die Speere hoch in die Luft gleich Schwurfingern, dass die Stunde der Vergeltung gekommen sei! In äußerste Erregung gerieth der Fischer Winard, denn jemand hatte erzählt, dass man in der Nacht den Zimmermann Reimar mit seiner Enkelin Hedwig begegnet habe — in heimlicher Eile durch den Wald, wahrscheinlich gegen das Schloss hin. Jetzt war's helle, der alte Kuppler führte sie dem Wüstlinge zu. Darum also die ganze Tischlerei im Fürstenhause! — Der Winard war todtenblass und brachte stockend kaum die Wort hervor: „Kameraden! Werden wir halt heut' bei der Nacht das Schloss stürmen."

Jeder Bursch, der ein Liebchen hatte, jeder Ehemann, der ein junges Weib besaß, fühlte sich eins mit dem Fischerjungen. Es war die große, gemeinsame Sache. —

Mit stillem Wohlgefallen blickte der König zum Fenster des Fürstenschlosses hinaus, mit lautem Jubel die Prinzessin. War Seine Majestät gleichwohl schon ein wenig gelangweilt gewesen auf diesem gar so schlichten, stillen Landsitz, Ihrer Hoheit, seiner Frau Schwester, gefiel es gar wohl. Das war nicht Palast und nicht Hütte, das war ein trauliches Haus. Und der Fürst! Er war nicht Knabe und nicht Greis, er war ein stattlicher Mann von angenehmstem Wesen. Ihre Hoheit war in einer sehr getragenen Stimmung, es war nicht Lust und es war nicht Weh, es war so etwas

ganz Besonderes. Und als nun zur abendlichen Stunde die Hunderte von Fackeln heranloderten über die Matten, lärmend, knallend und jauchzend, da waren die Hoheiten nachgerade sehr gerührt über die Ovation, die ihnen hier von der schlichten Landbevölkerung gebracht wurde. Der Fürst lud die Gäste zwar ein, rasch in das Hofzimmer zu kommen, wo das Abendmal gedeckt sei. Es wäre besser, sich von den Fenstern zu entfernen, die guten Leute hätten in solchen Dingen kein Maß und Ziel, sie wären manchmal gar ein wenig zu unbefangen für ein Damenohr, er würde dann selber zu ihnen hinausgehen. Kaum er es gesagt hatte, war draußen ein schmetterndes Krachen, das geschlossene Einfahrtsthor sprang in Trümmer, eingerannt mit einem wuchtigen Baumstamm.

„Ein Überfall!" rief der König verstört.

„Es ist ein Überfall!" sagte der Fürst, „wenn's mich gilt, gut!" Er eilte zur Thür. Die Prinzessin stürzte ihm nach, fiel ihm in den Arm und kreischte in höchster Angst: „Othmar! Bleibt! Verlasst mich nicht!"

„Ein Weibsbild ist drinnen!" schrie draußen vom Lindenbaum her eine Stimme.

„Sie ist drinnen!" erscholl es im Menschenhaufen, der wie Wildwasser in den Hof flutete.

„Thun müsst's ihr nichts, ich bitt' euch!" lautete der Befehl des Fischerjungen.

„Umbringen niemanden!" schrie es von mehreren Seiten, „lebendiger ist der Vogel mehr wert als wie todter! Aber in den Käfig mit ihm! Fürs Hühnervolk ist ein einköpfiger Geier schon gefährlich, wie erst ein dreiköpfiger!"

Das Hausthor hielt dem ersten Ansturme stand. Da wurden schon Leitern herbeigeschleppt, um zu den Fenstern hineinzusteigen. Rother Rauch wirbelte von den brüllenden Lunten empor an die Wände und übers Dachwerk. Zwei Männer thaten einen großen Sack auseinander, um den Mädeljäger, wenn sie ihn gefangen hätten, hineinzustecken. Der Winard hatte aus dem Schuppen einen herrschaftlichen Kobelwagen hervorziehen lassen. Da hinein, wenn wir sie herunter haben! Mit zwei fürstlichen Rösslein will er die böse Hedwig in seine Hütte führen. Das Gejohle rings ums Schloss war so wüste, dass der alte Kammerdiener auf dem Söller vergeblich rief, wen's denn angienge? Den guten Fürsten oder die Majestäten, oder ihn selber? Wenn ihn selber, er trage sein altes Haupt willig herab.

„Feuer ins Dach!" Dieser Ruf war lauter als das Jammern des Alten. Etliche Männer hieben mit Äxten den Brunnenständer um und rollten den Trog über, dass das Wasser, anstatt Feuer zu löschen, auf dem Sande dahin sickerte. Ein Doppelfenster flog auf, so heftig, dass es schrillte. Es war oben im Zimmer des Fürsten. Er selbst stand im Fenster,

roth beleuchtet von dem Fackelschein. Er wollte sprechen, das wurde bemerkt und dumpfer ward der Lärm. Der Fürst bog sich heraus, er hatte wieder seinen schwarzen Rock an. „Liebe Leute!“ rief er. Das Gewoge wollte sich nicht legen, die Speere schlugen klirrend aneinander.

„Mein vielgeliebtes Volk!“ rief er lauter, da wurde es still.

Der Fürst begann mit bewegter Stimme zu sprechen: „Ich bin erschüttert von der Kundgebung, ich bin hoch erfreut von dem neuen Beweise euerer Liebe und Anhänglichkeit, mit der ihr mir ergeben seid. Es ist das größte Glück eines Fürsten, seine väterliche Huld vom Volke so gewürdigt zu sehen. Treu' um Treue! Und sinniger hättet ihr diese großartige Huldigung nicht anbringen können, als heute, an diesem Abende, an dem ich nebst dem Fürstenglücke auch das menschliche Herzensglück gefunden habe. Und schöner glaube ich diesen Beweis euerer Liebe nicht ehren zu können, als wenn ich euch jetzt euere künftige Herrscherin vorstelle. . . .“

„Hört ihr's?“ unterbrachen sie ihn.

Der Fürst wendete sich zur Seite, da stand neben ihm ein Weib.

„Die Hedwig?“

„Ist sie's?“

„Nicht ist sie's. Eine andere, eine Fremde! Seht doch!“

Der Fürst erhob seine Stimme hoch und rief: „Das ist meine Braut, Ihre Hoheit, die Prinzessin Aglaia von Bramburg!“ —

Kein Schuss ist gefallen, kein Tropfen Blut vergossen worden in diesem Bürgerkriege. Das Volk hatte sich verloren in die Wirtshäuser des Reiches. Hatten die Leute zuerst gleichwohl nicht gewusst, wie ihnen geschah, so schlug der finstere Trotz doch bald in helle Freudigkeit um. Sie hatten ja einen so schlauen Herrn und eine so königliche Herrin, bei der, wenn die Blütezeit auch schon vorüber, doch noch immer nicht Matthäi am letzten war! Wer soll da nicht als warmer Patriot eins trinken über den Durst? — Als der nächste Morgen tagte, gab es um das Schloss nur zertretenen Rasen mit schwarzen Fackelabfällen und manchen Balkensplitter. Darüber hin schritt munter das bräutliche Paar.

„Das ist schnell gegangen, du mein Herz!“ lispelte der Fürst und legte die zarte Hand der Braut zwischen die seinen. „Gestern um diese Morgenstunde haben wir einander noch nicht persönlich gekannt — und heute —!“

„O mein Lieber, ich habe dich immer gekannt!“ rief sie hochbeseelt, „ich habe deiner immer gedacht, mein Herz hat dich immer gesehen, da ich längst noch nicht wusste, ob es einen Fürsten Othmar gibt. Ich wäre achtzig Jahre alt geworden, ohne einen anderen Mann zu sehen als dich. Und du?“

Da er nicht ganz befriedigende Antwort wusste, so entgegnete er bloß: „Meine Empfindung lässt sich gar nicht schildern.“ —

Ungut war es dem Fischerjungen Winard. Dass er seine Hedwig nicht mit fürstlichen Rössern in sein Haus führen konnte, das wurmte ihn kläglich. Und doch war er froh, sie im Schlosse nicht gefunden zu haben. Wo aber war sie denn? Zu Hause bei ihrer Mutter nicht, davon hatte er sich noch in derselben Nacht überzeugt. Einem Almhirten begegnete er, der wusste zu sagen, dass er hinten im Hochgebirge dem krummen Zimmermann mit einem jungen Frauenzimmer begegnet wäre. Gegen das Welsche hinüber hätten sie die Richtung genommen. — So sauber! Jetzt konnte der Fischerjunge auch dem Welschland den Krieg erklären.

Übrigens kam dieser neue Feldzug dem Burschen nicht ungelegen, daheim drohte ihm ja ein Hochverrathsprocess und drüben am Waldrande stand aus alten Zeiten her noch immer so etwas, wie ein aufrecht ragender Holzblock mit einem Querbalken. Allein mit leeren Taschen reist ein Schreckenburger nicht ins Ausland. Die halbe Arche Noahs plünderte er und machte sich damit auf den Weg gen Welschland. Am ersten Abend sprach er unterwegs in einer Sennhütte zu. Anfangs unterhielt er die Sennin mit einem behendigen Eichkätzchen, das an der Angelschnur hängend munter über Winards Achseln und Haupt spazieren sprang und sich dann wieder neckisch in den Rocksack versteckte. Dieses possierlichen Anblickes wegen tischte die Sennin eine Schüssel Milch auf. Dann langte der Bursch aus der Hosentasche ein kleines Schildkrötlein hervor und ließ es über den Tisch krauchen. Die Sennin war voll Entsetzen über das Thier, welches sein dreieckiges Köpflein immer weiter vorstreckte gegen sie hin; aber aus Achtung für den jungen Fremdling, der solche Ungeheuer mit sich führte, buk sie ihm auch noch einen Eierkuchen. Nachdem dieser mit Wohlbehagen verzehrt worden war, gestand er der Sennin, noch etwas bei zu sich haben. Er griff in den zweiten Hosensack und zog ein feines Garnnetz hervor, in welchem eine graue Schlange sich ringelte. „Darf ich sie auslassen?“ fragte der Winard, sie kreischte vor Grausen, da sagte er: „Ach, das Thierlein thut ja nichts, es ist bloß eine junge Viper.“ Die Sennin hatte sich ihr Lebtag mehr mit Kühen und Schweinen abgegeben, als mit Blindschleichen, und so glaubte sie es ihm getreulich und brachte dem tapferen Thierbändiger zum Nachtisch noch Weißbrot und ein Töpflein mit goldigem Honig. Erst am nächsten Morgen fragte er, ob sie nicht einen alten krummen Mann mit einem jungen Mädel hätte des Weges gehen sehen. Ja, so ein Paar wäre vor etlichen Tagen vorbeigezogen gegen das mittägige Land hin.

Während der Nacht hatte das Eichkätzchen die Schlange todtgebissen. So warf der Bursche auch die Schildkröte ins Heu, und leichten Muthes zog er weiter gen Welschland. Am zweiten Tage sprach er in einer Kohlenbrennerhütte zu, fieng dort Fische aus dem Bach und ließ sie von der Köhlerin braten. Dann lud er das schwarzäugige Weib artig zum Schmause

ein. Am nächsten Tag wusste die Köhlerin ihm zu berichten, der krumme Alte mit dem jungen Mädel sei erst gestern gesehen worden und sitze unten in der Ölmühle. Die Ölmühle stand am Flüsslein Esonto, und dort fand er den krummen Alten und das junge Mädel. Nur war es nicht der Zimmermann Reimar und seine Enkelin Hedwig, sondern ein welscher Scheerenschleifer mit seinem Kinde.

Der Winard gehörte zu jenen Trotzköpfen, die nie einen ihrer Irrthümer eingestehen und nie umkehren wollen. Diesmal aber war die Überzeugung, dass er auf dem Irrwege gieng, zu schlagend; doch zur Umkehr konnte er sich noch immer nicht entschließen; er gieng eine Weile, das Gesicht noch gen Welschland wendend, rückwärts wie ein Krebs, bis er über einen Maulbeerstrunk stolpernd auf den Rücken fiel. Ein paar Tage später war er doch wieder im Gebirge, und da hörte er plötzlich von einem Hirten das Wort ausrufen: „Hau, da ist er ja wieder, der Mädeljäger!"

Der Mädeljäger! War das nicht der Fürst? War nicht der Fürst so genannt worden? Wahrhaftig — dachte sich der Bursche — das stimmt auch bei mir! Bei mir vielleicht ganz besonders, wie ich ihr nachjage seit einer Woche! Ihr und so weiter. — Jetzt fieng er sachte an, sich zu schämen. Wieder den Weg hatte er verloren in der Waldwildnis, missmuthig bei einer Pechbrennerklause kehrte er zu, einen Löffel warmer Suppe erbittend. In der Klause saß der alte Reimar und zimmerte an einer Wiege. Diese Wiege, so klein sie war, brachte den Winard schier aus der Fassung. „Wo ist die Hedwig?" schnob er.

Der Alte ließ seine Hand mit dem Schnitzger auf dem Knie ruhen und antwortete: „Winard, das sag' ich dir nicht. Ihr habt gerauft um sie, so sollt ihr's keiner kriegen. Ich hab' das Mädel gut versteckt, du findest es nicht. Der gnädige Herr auch nicht."

„Der hat schon eine andere. Der heiratet eine alte Prinzessin. Und ich muss die Hedwig haben!"

„Musst sie haben? Na, dann ist's was anderes. — Mädel!" rief er durchs Fensterlein in den Wald hinaus. Sie war gerade bei den Pechersleuten unter dem Baume. Blieb aber nicht kleben an dem Baumstamm, der von Holz war, sprang dem Burschen an den Hals, der von Fleisch und Blut war.

Jetzt ist die Geschichte aus. — Wie? Die Wiege geht euch noch im Kopf um? Fürs Pecherpaar hat er sie gezimmert. — Aber sollen sie denn hocken bleiben beim Pecherpaar in der Waldhütte? Am Tage, als Erzfürst Othmar der Gütige mit seiner geliebten Braut Hochzeit hielt, ergieng eine allgemeine Amnestie für politische Verbrecher. Es war nur einer vorhanden, und so wurde der Fischerjunge Winard jubelnd begrüßt, als er mit seiner Hedwig zurückkehrte ins heimatliche Fürstenthum.

Bis man begraben wird.

Ein Erlebnis von **M. Stona.**[1])

Es war ein einsamer Morgen. Ich langweilte mich wie gewöhnlich, während ich unter den alten Kastanien im Garten frühstückte. Wilhelm las seine Zeitung und hatte alles um sich her vergessen. Nicht einmal meine Frage, was er auf dem Anstand geschossen, machte einen Eindruck auf ihn.

Der Himmel war einförmig blau; keine Wolke versprach eine Abwechslung am heißen Tage. Gott, so dahin zu leben, ohne dass das Geringste sich ereignet! . . . Ich gähnte. Dann stand ich auf und schlug den Weg zum Walde ein.

„Willst du schon wieder allein in den Wald gehen?“ grollte Wilhelm aus seiner Zeitungsecke heraus. Seit den fünf Jahren unsere Ehe flößte ihm mein täglicher Spaziergang stets das gleiche heimliche Grauen ein.

„Aber lieber Wilhelm, ich erlebe ja doch nichts!“ erwiderte ich wie gewöhnlich und gieng den schmalen Saumpfad hinab. Kaum hatte ich einige hundert Schritte gemacht, als eine graue Katze aus dem Gebüsch vor mir auf den Weg sprang und mit langen schleichenden Sätzen dem Walde zulief. Rasch machte ich Kehrt, um Wilhelm zu holen. Er sollte die Freude haben, das schädliche Thier zu erschießen; da rief eine laute Stimme hinter mir: „Gnädige Frau! Gnädige Frau!“ Ich wandte mich um und gewahrte unseren Heger im Laufschritt nahen, alle Spuren des Entsetzens auf den Zügen. „Gnädige Frau, wir haben einen angeschossenen Mann im Walde!“ keuchte er.

Heiliger Gott! schrie es in mir. „Wann ist das Unglück passiert?“ stöhnte ich.

„Der Mann hat sich selber angeschossen!“ rief der Heger und hob den kleinen Revolver empor, den ich erst jetzt in seiner Hand bemerkte. Wir stürzten nun beide dem Frühstücksplatz zu, der aber war inzwischen leer geworden. Während der Heger in den Hof eilte, stürmte ich ins Haus, „Wilhelm, Wilhelm!“ aus voller Kehle rufend. Alle Leute

[1]) „Menschen und Paragraphen“ von M. Stona. (Wien. Karl Konegen. 1896.)

liefen zusammen; ich konnte kaum die Stimme finden, ihnen das Furchtbare zu erzählen.

Endlich kam Wilhelm. In dem allgemeinen Aufruhr that seine unerschütterliche Ruhe wohl. Er wusste schon alles, der Heger hatte es ihm mitgetheilt. Das ärgerte mich, denn ich hätte es ihm lieber selbst gesagt. Es blieb mir nun nichts übrig, als meinem Entsetzen weiter freien Lauf zu lassen.

„Lärm' doch nicht so", unterbrach er mich kurz, „hol' lieber rasch Wein und Verbandzeug. Um den Arzt hab' ich schon einen Wagen geschickt und einen Boten um den Gendarm."

Ich flog davon; in wenigen Minuten war das Gewünschte zur Stelle, und Wilhelm machte sich mit dem Heger auf den traurigen Weg. Seine beide Hunde wollten ihm folgen.

„Nein, das geht nicht, ihr bleibt zu Hause", wandte er sich an Flock und Lora, „und auch für dich ist es besser, umzukehren."

„Wilhelm, lass mich mit!" bat ich. Um nichts in der Welt wäre ich zurückgeblieben. Ich sagte ihm, dass ich nützen, helfen, rathen könne, dass die Hand der Frau dem Verwundeten nöthiger sei als rohe Männerfäuste. Was sagte ich ihm nicht alles! Aber durch all die schönen Worte hindurch fühlte ich ganz deutlich die Lüge, und dass es etwas anderes war, was mich forttrieb.

Nur widerwillig gab Wilhelm nach. Er schloss selbst die Thür der Brücke, welche über den Bach führt, damit die Hunde uns nicht folgten, und nun eilten wir dem Walde zu, immer dem Wasser entlang, unter grünen, herabhängenden Lindenzweigen. Die Vögel sangen, und Sonnenlichter hüpften über den Weg. Ein Festtag der Natur schien es zu sein.

Der Heger erzählte inzwischen, wie die That entdeckt worden war.

Ein altes Bäuerlein, das Schwämme suchte, war, von dem Knall des Schusses angelockt, tiefer in den Wald gedrungen und erblickte am Fuße einer Eiche den Selbstmörder. Kreideweiß stürzte es auf die Straße, dem Heger entgegen, der des Weges kam. Beide krochen nun zu der Unglücksstelle. Sie kamen gerade zurecht, den Unseligen zu verhindern, einen zweiten Schuss auf sich abzugeben. Der Heger entwand ihm den geladenen Revolver.

Wir erreichten jetzt die Fahrstraße, die den Wald in zwei Hälften theilt. Schon hatte sich auf ihr allerlei Volk versammelt und zeigte nur zu deutlich die Stelle an, die dem schauervollen Dunkel am nächsten lag.

„Gerade in unserem Wald!" murmelte Wilhelm. Er sah sehr blass aus; der gütige Ausdruck seines Gesichtes war einem tiefen Ernst gewichen. „Du bleibst hier!" gebot er mir kurz, während er sich anschickte, unter der Führung des Hegers in das Dickicht einzudringen. Gehorsam blieb ich auf der Straße stehen.

Inzwischen strömten immer mehr Leute herbei. Vom Felde kamen Taglöhner; aus dem Dorfe begann eine kleine Völkerwanderung, Schmied, Tischler, Schuster — Honoratioren wie Bettler — alle eilten, von der gleichen Neugier getrieben, dem Walde zu; sogar der alte, lahme Postbote, den niemand sich erinnerte, schnell gehen gesehen zu haben, hatte plötzlich junge Beine bekommen. Jeder drängte sich ins Dickicht. Mehrere Weiber, die auf ihren Rücken große Bürden Heu durch den Wald trugen, blieben mit angstvoller Spannung auf den rothgebrannten Gesichtern stehen. Den Männern zu folgen, das wagten sie doch nicht, ebensowenig wie ich.

Mit einemmale machte sich eine gewisse Bewegung bemerkbar. Die Buben verkrochen sich in Schlupfwinkel, die Weiber nahmen rasch ihre Bürden auf. Alles wich scheu zur Seite. Eiligen Schrittes nahte der Gendarm. Mit einer wichtigen Amtsmiene, ohne uns zu beachten, kroch auch er ins Buschwerk.

Plötzlich hörte ich etwas dahersausen und gewahrte Flock und Lora, die Nasen an der Erde, mir entgegen rasen. Die klugen Thiere hatten den Umweg um das Dorf gemacht, im Walde Wilhelms Fährte aufgegriffen, und nun half kein Rufen; ihm nach gieng's in fliegendem Galopp. Ich folgte ihnen.

Das Stimmengewirr, das man auf der Straße nur undeutlich vernahm, klang bald bestimmter an mein Ohr; dazwischen wurde von Zeit zu Zeit ein dumpfes Stöhnen hörbar, so schauerlich, dass es aus keiner Menschenbrust zu kommen schien. Schon gewahrte ich durch das Geäst dunkle Gestalten; noch wenige Schritte, ein Zurseitebiegen der Zweige, und ich war zur Stelle. Auf dem Boden sah ich etwas Schwarzes, zu dem der Gendarm sich neigte, und das alle umstanden. Der Heger führte das große Wort, wie einer, der die Honneurs macht. Aus seinem Gesicht war jede Spur des Entsetzens verschwunden, es trug einen gewissen Stolz zur Schau. Den Revolver hielt nun der Gendarm in der Hand. Jetzt erblickte mich Wilhelm. Er bedeutete mir vorwurfsvoll, umzukehren, ich aber neigte mich vor.

Da lag der Unglückliche, eine schlanke, hochgewachsene Gestalt. Sein Gesicht ruhte auf den verschränkten Armen, so dass nur sein braunes Haar sichtbar war; neben der rechten Schläfe, über Moos und Blätter ergoss sich eine dunkle Lache.

Bei meinem Herannahen sahen die Leute auf, die ihn umdrängten. Der Abglanz einer widerlichen Empfindung funkelte mir aus ihren Blicken entgegen, etwas Rohes, Thierisches, wie eine Wollust der Grausamkeit. Ich erschrak — das also war's, was auch mich hergeführt hatte: Die Bestie im Menschen. Fast schämte ich mich vor den beiden Hunden an Wilhelms Seite, die mit gutmüthigen Augen zu mir emporschauten. Sie hatte die Treue hergejagt, das Menschliche in der Bestie.

Der Verwundete regte sich nicht. Von Zeit zu Zeit durchflog ihn ein leichtes Zucken, dem dann jenes tiefe Stöhnen folgte. Der Heger war mit seiner Erzählung zum zweitenmale zu Ende, und nun gieng der Gendarm daran, den Thatbestand aufzunehmen. Er neigte sich tiefer zu dem Selbstmörder.

„Wie heißen Sie?“ fragte er.

Keine Antwort.

„Vielleicht möchte er einen Schluck Wein trinken“, wagte ich schüchtern zu bemerken.

„Er hat alles verweigert“, sagte der Heger. „Wir haben ihm schon Wein geben wollen.“

Der Verwundete rührte sich. Dumpf und schwer kam es von seinen Lippen: „Laſst mich sterben!“

Diese Worte erfüllten des Staatsvertreters Brust mit neuer Hoffnung. Wenn er sprach — warum sollte er nicht antworten? Er neigte sich abermals liebevoll zu dem Verwundeten nieder. „Woher sind Sie?“ hallte seine kräftige Stimme.

Tiefes Schweigen.

„Warum haben Sie sich das Leben nehmen wollen?“

Doch auch diese Antwort blieb das Opfer der polizeilichen Neugier schuldig.

Der Gendarm wurde ungeduldig. „Aus diesem Menschen ist nichts herauszubringen“, erklärte er und erhob sich.

Inzwischen waren mehrere neue Zuschauer aufgetaucht, darunter der Bahnwächter. Dieser betrachtete den Selbstmörder genau und behauptete, in ihm einen Mann wiederzuerkennen, der sich mit einem hübschen, städtisch gekleideten „Frauenzimmer“ vor zwei Tagen in der hiesigen Gegend „herumgetrieben“ habe. Bei ihm, dem Bahnwächter, kaufte das Paar Milch und Brot.

Der Gendarm jubelte — ein Anhaltspunkt! Es fanden sich auch andere, die den beiden begegnet waren. „Warum er sich gerade diesen Platz zum Sterben ausgesucht haben mag?“ fragte jemand.

„Wird wohl eine Erinnerung hier haben!“ lachte ein anderer.

Nun kam der Kirchendiener. Kaum erblickte er den Verwundeten, als er mit aller Bestimmtheit erklärte, dieser Mann habe ihn heute früh um Einlaſs in die versperrte Kirche gebeten, und da er ihm seinen Wunsch abgeschlagen, sei er sichtlich betroffen fortgegangen. Eine Stunde später sah ihn der Meßner an der geschlossenen Kirchenthür knien.

Wieder raschelte es in den Zweigen; diesmal erschien der Bürgermeister des Ortes, ein ehrsamer Schneider. Dem war die Sache äußerst unangenehm. Man sah es ihm an, daſs er in der übelsten Laune war; sein Schnurrbart schien in lauter Nadelspitzen auszulaufen. Mit einem

Händedruck begrüßte er den Gendarm, dann neigte er sich zu dem Verwundeten nieder. „Jesus Maria, da werden wir wieder schöne Schereien haben!“ kam es über seine Lippen.

„Sind Sie auch gewiss, Herr Bürgermeister“, fragte nun der Gendarm, „dass wir uns auf dem Grund und Boden von Schönfeld und nicht vielleicht in Halldorf befinden?“

Durch den Wald geht irgendwo die Grenzlinie, welche die beiden Nachbardörfer trennt. Dies fiel auch jetzt Meister Wittek ein. „Das ist wahr“, sagte er, „da muss ich gleich die Mappe holen lassen. Vielleicht geht uns die ganze Geschichte gar nichts an.“

„'s ist schon recht, wir stehen auf Schönfelder Boden“, ließen sich einige Bauern von Halldorf ärgerlich vernehmen, die auch durch ihre Anwesenheit glänzten.

Es entspann sich eine kleine Debatte, und der Gendarm, Feuer und Flamme für den streitigen Fall, sandte sogleich einen Boten um den Bürgermeister von Halldorf; denn wichtiger noch als der Selbstmord blieb die Festsetzung der Thatsache, auf wessen Gebiet er sich ereignet. Die Sache war nicht so einfach wie kürzlich, da die Fluten des Stromes eine Ertrunkene von weiß Gott wo gebracht und an das Ufer von Schönfeld spülen wollten. Die hatte man — gelinde gesagt — weiter schwimmen lassen. Hier aber, hier half kein Augenschließen. Der Verwundete lag da, und starb er, dann musste die Gemeinde, ob sie wollte oder nicht, den Säckel öffnen und die Begräbniskosten bezahlen.

Während über dem Haupte des Röchelnden die Streitfrage sich weiter fortspann, kam eilenden Schrittes endlich der Arzt. Ich empfand seine Erscheinung wie eine Erlösung. Nun veränderte sich die Scenerie. Bürgermeister und Gendarm traten zur Seite; Wilhelm und der Heger blieben, um Assistenzdienste zu leisten; alle anderen wurden weggeschickt.

Ich erwartete auf der Straße das Ergebnis der Untersuchung. Von Zeit zu Zeit kam der Heger, Wasser aus dem Bach zu schöpfen, und erzählte hastig, wie tief der Doctor die Sonde einführe.

Noch immer strömten neue Gaffer herbei und wollten in das Dickicht eindringen. Ich sagte ihnen, dass dies verboten sei. Einer jedoch wollte sich nicht abweisen lassen.

„Ist der Bürgermeister Wittek dort?“ fragte er.

Ich bejahte.

„Dann ist mein Platz an seiner Seite, denn ich bin Gemeinderath!“ Sprach's und bohrte sich triumphierend mit den Ellenbogen den Weg durch das Gestrüpp. Nie mag er mit gleicher Energie für seine amtliche Pflicht eingetreten sein.

In Hemdärmeln, die Pfeife im Munde, den Rechen auf den Schultern, nahte jetzt eine hohe martialische Gestalt: der Bürgermeister von

Halldorf, geraden Weges vom Felde, woher man ihn geholt hatte. Die Angelegenheit war ihm noch ärgerlicher als seinem Collegen von der Nadel, denn da half kein Leugnen, der compromittierte Grund und Boden war Eigentum der Gemeinde Halldorf, Parzelle 194. — Und der Unglückliche hatte geglaubt, in Gottes freier Natur zu sterben.

Triumph auf der Seite derer von Schönfeld. Meister Wittek erklärte, dass er nun mit der ganzen Sache nichts mehr zu thun habe, und zog sich befriedigt in sein Dorf zurück. Mit umso größerm Missbehagen gieng der Cincinnatus von Halldorf an seiner Pflichten Erfüllung, die vorläufig in seiner bloßen Anwesenheit bestand.

Nach geraumer Zeit kehrte der Arzt wieder, die Tasche mit den Instrumenten in der Hand. Er lächelte mir freundlich zu, als hätte er Rosen gepflückt, keine Wunden geflickt.

„Wie steht's?" fragte ich angstvoll.

„Recht schlecht. Die Kugel ist nicht aufzufinden", lautete die Antwort. Und an den Bürgermeister sich wendend, sagte er: „Trachten Sie, dass der Patient sobald als möglich ins Spital nach Praskau überführt werde. Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Für mich ist hier nichts mehr zu thun."

Damit schwang er sich auf den Wagen.

„Auch nicht für uns", bemerkte Wilhelm, der offenbar ein Unbehagen fühlte. „Gehen wir nach Hause."

Auch die Menge verlief sich. „Ja, aber was geschieht denn mit dem Unglücklichen?" fragte ich.

„Der bleibt so lange liegen, bis ein Wagen aus der Gemeinde Halldorf ihn abholt", erwiderte der Arzt freundlich, während der Bürgermeister resigniert vor sich hinnickte.

„Wann wird denn das sein?"

„Nicht vor vier Stunden, denn alle Pferde sind bei der Feldarbeit", sagte der Gemeindevorsteher.

„Und so lange soll der arme Mensch im Walde liegen? Nein, lieber Doctor, den nehmen Sie mit!" erklärte ich auf das Bestimmteste.

Der Arzt machte große Augen. „Aber ich habe Eile, gnädige Frau . . ."

„Gut, dann werden wir den Kranken schnell auf Ihren Wagen heben."

Rasch gebot ich den Umstehenden, den Patienten zu holen. Der Bürgermeister selbst stürzte sich hocherfreut ins Buschwerk.

Resigniert kletterte der Doctor auf den Bock.

Gleich darauf theilte sich das Dickicht . . . . Auf den Armen der Männer, von denen fast allein der Bürgermeister ihn trug, ruhte in sich zusammen gesunken, wie gebrochen die Gestalt des Selbstmörders. Mühsam suchte sein Kopf eine aufrechte Haltung zu bewahren.

Es war ein schöner Kopf mit leichtgebogener Nase und edelgeformten Lippen, die ein dunkler Schnurrbart umschattete. Stirn und Haare verhüllte des Arztes kunstvoller Verband. Kein Ausdruck des Schmerzes lag in den marmorblassen Zügen, nur eine stumpfe, unerschütterliche Gleichgiltigkeit. Die Augen waren geschlossen, als wollten sie nichts mehr von der Welt sehen.

Man hob ihn in den Wagen; auf meine dringende Bitte setzte sich der Heger neben ihn und bettete das Haupt des Verwundeten auf seine Brust. So fuhren sie aus dem tiefen Waldesschatten in die sonnige Landschaft hinaus.

Nachmittags berichtete mir der Heger über seine Fahrt. „Ich muſs Sonntag zur Beichte gehen", so begann er; „meine Frau und alle, die mich mit dem Selbstmörder durch das Dorf fahren sahen, überhäufen mich mit Vorwürfen, und nennen mich einen großen Sünder."

Ich beruhigte ihn und fragte nach dem Kranken. Der hatte den ganzen Weg schweigend zurückgelegt, mit geschlossenen Augen, den Kopf immerfort an die Brust des Hegers gelehnt. Man hätte ihn für bewuſstlos halten können. Doch als sie das holperige Stadtpflaster erreichten, richtete er sich mühsam auf, strich mit der Hand über den Rockkragen und zog seine Manchetten vor wie jemand, der keinen unordentlichen Eindruck machen will. Im Spital ward er von einem Arzt und einer Pflegerin übernommen.

Drei Tage später traf ich auf dem Bahnhof zufällig den Gendarm. Sogleich fiel mir das blutige Abenteuer ein und ich eilte auf ihn zu mit der Frage, ob er nicht wisse, wie es dem armen Selbstmörder gehe?

Das wüſste er nicht, denn es hätte niemand darnach gefragt. Mit triumphierender Miene aber erzählte er mir, daſs es ihm gelungen sei, alle Thatsachen festzustellen, die der traurigen Begebenheit vorangegangen waren. Der Unglückliche hieß Franz Hildebrand, war sechsundzwanzig Jahre alt und seines Zeichens ein Fleischergehilfe in einem mehrere Stunden entfernten Städtchen. Seit einigen Jahren unterhielt er gegen den Willen seiner Angehörigen ein Liebesverhältnis mit einem jungen Mädchen, das in der gleichen Stadt lebte. Kürzlich starb sein Vater und hinterließ ihm ein kleines Vermögen. Nun wollte Hildebrand selbständig werden, ein Geschäft übernehmen und das Mädchen heimführen. Dem aber widersetzten sich seine Brüder. Nicht gut genug war ihnen die Braut. Diese, ein selbstherrliches, stolzes Ding, bei der es mit der Liebe nicht weit her gewesen sein mag, gerieth darüber außer sich und brach ihre Beziehungen zu Franz ab. Zugleich nahm sie einen Dienst in einer anderen Stadt an.

Hildebrand war trostlos. Auf sein Flehen gewährte sie ihm noch eine letzte Zusammenkunft, aber nicht in jenem Städtchen, sondern an

einem Ort, wo niemand sie kannte. Sie unterbrach die Reise nach ihrer neuen Heimat in eben der Station, in der wir uns befanden. Hier wurde sie von Franz erwartet. Den ganzen Tag schenkte sie ihm — eine Henkersmahlzeit. Warum sie das that? Vielleicht wollte sie ihm entscheidende Gründe in Ruhe klarlegen; vielleicht glaubte sie, ihm den Abschied leichter zu machen, wenn sie sich noch einmal von ihm herzhaft küssen ließ — und sie dachte gar nichts oder folgte nur dem räthselhaften Trieb der Grausamkeit, der sie noch einmal ihn martern hieß.

Er hatte für diese Zusammenkunft nur einen Grund: die Hoffnung, sie in ihrem Vorhaben wankend zu machen. Eine eitle Hoffnung.

Mit dem Abendzuge setzte sie ihre Reise fort, und jetzt erst schien Hildebrand den Entschluss gefasst zu haben, in den Tod zu gehen. Vielleicht waren es gerade die Zärtlichkeiten des Mädchens, doppelt süß empfunden im Zauber der ländlichen Einsamkeit, die es ihm unmöglich erscheinen ließen, ohne sie weiter zu leben.

Er übernachtete in einem Wirtshaus nahe dem Bahnhof. Am nächsten Tage fuhr er nach Praskau, wo er einen Revolver kaufte; dann kehrte er wieder in den Gasthof zurück, den er am folgenden Morgen zu früher Stunde verließ. Nun irrte er planlos durch die Umgebung; in schmerzvoller Erinnerung scheint er alle Wege gegangen zu sein, die er mit dem Mädchen durchwandelt. Vielleicht wollte er sich schon am Abend das Leben nehmen und zögerte nur darum bis zum Anbruch des Morgens, weil er Einlass in die Kirche zu erlangen hoffte. Aber auch diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Nur an ihrer Pforte durfte er knien.

In trockenem Ton hatte der Gendarm mir diese Mittheilung gemacht. Doch er war noch nicht zu Ende.

„Gestern war die Mutter des Mädchens bei mir“, fuhr er fort; „die alte Frau hat sehr geweint; sie kam fragen, wo man den Hildebrand hingeführt hat, weil sie ihn um Verzeihung bitten wollte wegen ihrer Tochter. Die soll so herzlos sein, sagt sie; sie will ihn gar nicht besuchen. Auch die Brüder vom Hildebrand waren bei mir. Sie sind gleich am nächsten Tag gekommen.“

„Die mögen wohl jetzt recht verzweifelt sein und sich Vorwürfe machen?“ fragte ich.

„Bah — nur bös sind sie, und schimpfen thun's, dass der Franz ihnen eine solche Schand' macht!“

„Ja, weshalb sind sie denn dann gekommen?“

„Die goldene Uhr und die Kette haben sie sich abgeholt, die ich ihm im Walde abgenommen hab'!“

Die „Bande“ des Blutes!

Ich nahm mir vor, am nächsten Morgen nach Praskau zu fahren und den unglücklichen Hildebrand zu besuchen.

Allein es vergiengen mehrere Tage, ehe ich dazu kam. Endlich, eines Nachmittags, brachte mich der Wagen vor das graue, schmucklose Gebäude des Krankenhauses.

Ein Diener empfieng mich. Ich wünschte, die Oberin der Barmherzigen Schwestern zu sprechen; wenige Augenblicke später erschien sie, eine freundliche Frau mit milden, sympathischen Zügen.

„Darf ich Sie bitten, mich zu dem Verwundeten zu führen, der vor acht Tagen aus Schönfeld zu Ihnen gebracht worden ist?“ sagte ich, nachdem ich mich ihr vorgestellt hatte.

„Sie meinen den Franz Hildebrand?“ fragte sie. Ich bejahte.

„Leider kommen gnädige Frau zu spät. Der arme Mensch ist gestern abends um acht Uhr gestorben.“

„Ach!“

Wir waren in einen dunkeln Corridor getreten; sie geleitete mich in ein einfaches Zimmer, wo sie mir gegenüber platznahm.

„Ihm ist die ewige Ruhe zu gönnen“, sagte sie. „Er hat furchtbar gelitten. Drei Ärzte haben ihn behandelt, aber trotz der sorgfältigen Pflege gab es keine Hilfe für ihn. Die Kugel konnte nicht aufgefunden werden. Man hat ihm den Schädel trepaniert, es war alles umsonst. Wie schade, dass Sie nicht früher gekommen sind, gnädige Frau, vielleicht wäre es ihm ein Trost gewesen!“

Heiß wallte die Reue zu meinem Herzen empor.

„Ach, erzählen Sie mir von ihm!“ bat ich.

„Es war ein merkwürdig verschlossener Mensch“, sagte sie. „Nie ist ein Wort der Klage über seine Lippen gekommen. Andere Selbstmörder klammern sich wieder an das Leben, wenn die Hoffnung da ist, es zu erhalten. Er nicht. Nur sterben wollte er.“

„Hat ihn jemand besucht?“

„O ja. Die ersten waren seine Brüder; sie hielten sich aber nur ganz kurz hier auf. Dann kam eine alte Frau, die blieb lange und ist noch oft wiedergekommen. Sie saß immer an seinem Bett und hat viel geweint. Doch schien er sie gern bei sich zu haben.“

„Sonst war niemand hier? Kein junges Mädchen?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Und hat er nach niemand verlangt?“

„O doch. Nach dem hochwürdigen Herrn Pfarrer. Den wollt' er gar so gern noch einmal sprechen, obwohl er gleich nach seiner Ankunft mit Gott versöhnt worden war. Doch schien er noch etwas auf dem Herzen zu haben, und täglich fragte er, ob denn der hochwürdige Herr noch nicht käme.“

„Nun — und?“

Der hochwürdige Herr war gerade an diesen Tagen sehr beschäftigt. Er kam erst gestern abend zehn Uhr — um zwei Stunden zu spät."

„Auch zu spät! Es scheint, wir kommen alle zu spät."

„Morgen früh findet das Begräbnis statt."

Ein Gedanke quälte mich. „Was er nur auf dem Herzen gehabt haben mag?" fragte ich.

„Wer weiß es", erwiderte sie. „Vielleicht wollte er dankbar all der Barmherzigkeit gedenken, die er in seinen letzten Erdentagen gefunden hat."

Schweigend erhob ich mich. Sie geleitete mich bis zur Thür. „Wünschen gnädige Frau den Unglücklichen zu sehen?"

Ich schüttelte den Kopf. Ich fühlte mich unfähig, diesem furchtbaren Vorwurf gegenüberzutreten.

Pietas Julia.

Von **Thomas Arbeiter.**

Abendschein der Sommersonne tauchet tief in Purpurglut
Fern des adriat'schen Meeres weite, spiegelglatte Flut,
Frische Kühle weht die Brise freundlich mir ums Angesicht,
Leise plätschernd sich die Welle an dem Uferrande bricht.

Wo in stiller Bucht Steineichen sich zum kleinen Hain gesellt,
Hoch ein Castellier aufraget auf dem Berg, der steil abfällt,
Schau ich die Kyklopenmauern sinnend, und das Meer so weit,
Und im Traumbild mir sich zeiget bunt ein Wechselspiel der Zeit.

Urwalddunkel am Gestade, — Kähne, roh, kunstloser Art, —
Droben auf des Berges Zinne Weiber, Kinder eng geschart, —
Aus den Schiffen, schwerbeladen drängt die rauhe Kriegerschar,
Sicher seinen Raub zu bergen, eilt der keltische Barbar.

Da entsteigt den Meereswellen plötzlich ein gewaltig Thier,
Heulend flieht die Räuberhorde, der Verfolger hinter ihr,
Romas Wölfin, unbezwingbar, setzt den Fuß fest auf den Strand,
Ihrer Herrschaft, dem Gesetze beugen bald sich Leut' und Land.

Tempel und Triumphportale, der Arena stolze Pracht
Und das Capitol inmitten zeugen von des Römers Macht; —
Prunkpaläste, — Aquäducte, Gärten, blühend fern und nah! —
Als Cäsarenstadt gefeiert ragt Pietas Julia.

Stattliche Trieren schaukeln friedlich auf dem weiten Meer,
Heeresstraßen durch die Landschaft ziehen allwärts kreuz und quer,
Als ein Paradies der Reichen, dem Bescheid'nern als ein Glück
Sieht die Stadt, die glanzumstrahlte, Cassiodor mit stolzem Blick!

Doch dem schönen, gold'nen Tage folgt des Unheils trübe Nacht,
Romas hohe Säulen wanken, Zwietracht, immer neu entfacht,
Stürzt das Reich in Krieg und Greuel, nur das Kreuz ragt hoch empor,
Da Byzanz zum Haupt des Landes nun die Sergierstadt erkor. —

Kurze Blüte! Neues Siechthum bringt der Zeiten rascher Lauf,
Im german'schen Norden stehet Dir als Herr der Franke auf,
Als ein Bär voll grimmer Stärke streckt er seine Pranken weit
Nach der Adria Gestade, allzeit kühn und kampfbereit.

Ob der südlichsten Gemarkung in dem weiten deutschen Reich
Mancher edle Graf gebietet, dessen Macht dem Fürsten gleich,
Aber neidisch schmälert immer seine wechselnde Gewalt
Aquilejas Patriarche, und sein Heerruf weithin schallt. —

Wieder seh ich aus den Wellen, rings umspült vom Meeresschaum,
Sich ein Unthier nun erheben, und es dünkt mich wie ein Traum,
Denn ein Löwe ist's am Leibe, doch zugleich ein stolzer Aar,
Schmückt ja den gebog'nen Rücken ein gewaltig Flügelpaar.

Seine dichte Mähne schüttelnd brüllt der Thiere König laut,
Kündet weit die Macht Sanct Markus, der Venedig sich vertraut,
Und vor seinem wilden Zorne steht die arme Istria,
Zitternd ob der eignen Ohnmacht als verlass'nes Opfer da.

Sich den Krallen zu entringen drängt vergeblich sie die Noth,
Und nach langem Schmerzenszucken liegt sie, wie erstarrt im Tod.
Krämergeist und Krämertücke, Sucht nach Herrschaft und nach Raub
Wandelt all' die schönen Städte bald in Asche und in Staub.

Zischend in der Wälder Fülle fällt die Axt ohn' alle Wahl,
Klagend fliehet die Dryade, voll das Herz von stiller Qual,
Aus den öden, kahlen Klüften, von der Sonne Strahl versengt,
Weichet weinend die Najade, in der Erde Schoß gezwängt.

Ceres, Flora und Pomona, Bacchus auch, der frohe Gast,
Ihnen beigesellt Vertumnus, sie entflieh'n in wilder Hast,
Und verlassen von der Holden, deren Hauch die Flur beseelt,
Steht in Trauer das Gefilde, da ihr sel'ger Odem fehlt.

So entgöttert, starr, versteinert zeigt ihr Antlitz die Natur,
Über trostlos-wüste Höhen herrscht allein Boreas nur,
Und der Mensch, verthiert, verkümmert, tiefgebeugt von Noth und Harm,
Schleppt dahin sein elend Dasein, liebeleer und hoffnungsarm.

Doch, dort in des Himmels Höhen schlummert die Vergeltung nicht,
Dir, du gier'ger Markuslöwe, schlägt die Stunde zum Gericht,
Deine altersmorschen Glieder schüttelt es in banger Scheu,
Denn die letzte Stunde kündet dir des Gallier-Hahnes Schrei.

Nicht erheben, nur erwecken mag des Hahnes heller Ruf,
Er verkündet dir den Morgen, der dir neues Leben schuf:
Wache auf d'rum, schwergeprüfte, tiefgebeugte Istria,
Sieh', der Tag der Auferstehung, der Erlösung ist dir nah!

Von der Alpen höchsten Spitze hebt der kaiserliche Aar
Stark und mächtig seine Schwingen in die Lüfte rein und klar,
Nimmt zur Adria den Flug hin. Hei! wie fliehet pfeilgeschwind
Vor ihm da der Hahn von Gallien, wie die Wolke vor dem Wind! —

Treulich schirmt mit seinem Fittich Öst'reichs Adler das Gefild,
Heilt die hundertjähr'gen Wunden mit der Liebe Hand so mild.
Neu zum Leben ist erwachet, was so tief im Schlafe lag,
Nach der langen Nacht voll Grauen wird es sonnenheller Tag.

Zu des Reiches Meeresfeste dich die Kaiserhuld ersah,
Kampfgerüstet steht und wehrhaft nun Pietas Julia,
Und dein wohlbeschirmter Hafen birgt der Schiffe reiche Zahl,
Weithin strahlt von sich'rer Küste dein helleuchtendes Fanal.

Dort zum Siegeszug versammelt Öst'reichs Flotte sich so kühn,
Nach dem stillen Eiland Lissa sieht man sie begeistert zieh'n,
Tegetthoff, der Mann voll Ehren, führet sie zum höchsten Ruhm,
Muthig greift er nach dem Lorbeer, den ihm reicht das Heldenthum.

Aber auch des Friedens Segen streuet reichlich auf das Land,
Weisheit stets mit Liebe einend, deines Kaisers Vaterhand:
Was der Römer einst geschaffen, treulich wird es fortgehegt,
Was des Volkes Glück erheischet, sorgsam wird es stets gepflegt.

Heeresstraßen, Schienenwege weisen dem Verkehr die Bahn,
Ziehen von des Meeres Küste kühn die Felsenwand hinan,
Kunstvoll ragen mächt'ge Bauten so zum Nutzen, wie zur Zier,
Der erfindungsreiche Zeitgeist schwingt sein stolzes Siegspanier.

Wieder schmücken Wald und Garten mehr und mehr das Land so reich,
Und das Aug' sieht in der Zukunft es dem Paradiese gleich,
All die Himmlischen, die einstens vor Barbarenwuth entfloh'n,
Kehren wieder, setzen segnend sich auf ihren alten Thron.

Siegreich zieht des deutschen Geistes unbezwung'ne Schaffenskraft
Ein ins Land und pfleget treulich jede Kunst und Wissenschaft,
Und aus allen Gauen strömen junge Kräfte her zugleich,
Wahrlich! Hier in deinem Lager ist vereinigt Österreich!

So zu neuem Glanz erstanden sieht voll Staunen dich die Welt,
Sicher all die fernsten Zeiten eine starke Hand dich hält,
Unter ihrem treuen Schutze hegt dich Mutter Austria,
D'rum begeistert schallt es weithin: Heil Pietas Julia! —

Also ruft es; und ich stimme freudevollen Herzens ein,
Als der Flaggengruß ertönet bei der Sonne letztem Schein,
Und vom Bord der mächt'gen Schiffe klingt es ferne her zum Strand:
„Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser, unser Land!“

Den Deutschen ins Stammbuch,

aber es wird ihnen nicht gefallen.

So weit sind wir gekommen, dass jetzt häufig und häufiger die Frage auftaucht, ob es nicht am besten wäre, das Menschengeschlecht gänzlich verkommen und aussterben zu lassen. Das wäre vielleicht nicht so übel. Aber wie soll man das anstellen? Läßst man die Leute verwildern, so werden sie körperlich stark, verfeinert man ihre Cultur, so werden sie es geistig.

Wir haben zwar eine Menge Mittel, Körper und Geist zu schwächen — das gewaltige Arsenal der Todsünden! Sie werden überall auch emsig angewandt, und mit Erfolg, aber zu einem entscheidenden Endresultate will es doch nicht kommen. Die Natur wehrt sich, das Laster erbricht sich, demselben folgt zu rasch die allerdings stets unfreiwillige Buße, und so kommt es zu keiner endgiltigen Lösung.

Das beste, bewährteste Mittel zur Schwächung und allmählichen Vernichtung des Körpers und des Geistes und der menschlichen Existenz überhaupt ist das Trinken. Das wirkt unfehlbar. Leute, die dem Trunke ergeben sind, werden träge, pflichtvergessen, geil, schwach und dumm. Damit ist natürlich die wirtschaftliche und auch persönliche Existenz des Einzelnen und seiner Familie in Frage gestellt. Bei dem einen geht die Demoralisation, die Verblödung, die Vernichtung langsamer, beim anderen schneller, je nach Stärke der Gegenfactoren. Unfehlbar ist die Wirkung dort wie hier.

Die allgemeine Auflösung auf feuchtem Wege wäre auch längst gelungen, wenn es nicht doch immer noch so manche Leute gäbe, die nicht trinken und demnach auch anderen Lastern weniger zugänglich sind. Diese bleiben klug, werden stark, kommen empor und machen die Fortschritte des Alkohols theilweise wieder zuschanden.

Der „ewige Jude“ ist nur als Sohn der enthaltsameren Semiten denkbar. Ein „ewiger Deutscher“ wäre undenkbar. Der Deutsche, wenn er sonst nicht sterben könnte, tränke sich zu Tode. Mich wundert, dass bisher kein deutscher Antisemite noch auf den Argwohn verfallen ist, der Jude Noah habe das Alkoholgetränke nur erfunden, um damit andere

Völker, besonders die Deutschen, zu Grunde zu richten. Das ließe sich ja so hübsch sagen, wenn man nicht selber so gerne süffe!

Ich möchte den Deutschen etwas ins Stammbuch schreiben. Sie haben aber keins. Sie haben dafür einen Stammtisch, und dem sei der folgende Vers gewidmet:

Wenn heute ein neuer Hermann aufstünde, mit der heiligen Absicht, das deutsche Volk wiederherzustellen, zu kräftigen, groß zu machen, die Auerochsenhörner dürfte er nicht mehr hervorsuchen, im gegohrenen Meth der Gerste dürfte er Germaniens Heil nicht erblicken. Ein Volk, das seinen Göttern Blutopfer bringt, kann im Aufsteigen sein; ein Volk, das seinen Idealen durch Trinkopfer nahekommen will, ist ein anarchistisches, ein nihilistisches Volk, es erstrebt den eigenen Untergang.

Ein neuer Hermann der Deutschen müsste hohe Preise stiften auf rationelle Züchtung der Hopfenlaus und der Reblaus, bis die betreffenden Pflanzen ganz und gar vom Erdboden vertilgt wären. Ein neuer Hermann müsste gleich am ersten Tage seiner Führerschaft alle Brantweinbrenner durch das Schwert hinrichten lassen, der Strick könnte reißen. Der neue Hermann müsste jeden Burschen, der über Durst klagt und ein Sauflied gröhlt, auf die Bank legen und mit einem hübsch zähen Buchstaben ihm auf die Abachseite schreiben lassen: Lump, wenn du Durst hast, so trink Wasser!

Nun rülpsen zwar die Bierpfaffen und sagen: die Deutschen trinken schon seit tausend Jahren und sind doch tüchtig geblieben. — Mag sein, dass der derben Waldnatur der alten Germanen ein scharfer Trunk weniger anhaben konnte; jedenfalls wären sie auch ohne Räusche tüchtig geblieben. Man möge nur auch einmal nachschlagen in der deutschen Geschichte des Saufens, wann und wie die alten Deutschen getrunken haben? Ob gleich nach dem Kindermilchtöpflein der Bierkrug kam? Ob man täglich schon zum Frühschoppen gieng und nach der Abendkneipe in den mit Bier vollgedunsenen Bauch noch Cognac goss? Die alten Deutschen waren als Kinder mit Muttermilch genährt worden, ein Vorzug, den sie vor manchem Muttersöhnchen von heute voraushatten. In der Jugend Milch, im Alter Wein, das gieng noch an. Aber in der Kindheit gewässerten Kuhsaft, in der Jugend gegohrenen Gerstensaft, im Alter — na, so weit kommt's nicht! — Die Deutschen leisten ja auch heute noch manches, aber ich frage, ob es die Saufbrüder thun oder die Nüchternen? — Nein, wenn die Deutschen tüchtig geblieben, so sind sie es nicht, weil sie trinken, sondern trotzdem sie trinken. — Doch endlich geht nicht bloß der Inhalt des Bechers auf die Neige, sondern auch die Kraft des Zechers.

Jetzt höre ich wieder rülpsen und den Zuruf: Du predigest Wasser und trinkest Wein! Denn ich bin einem guten Tropfen zu rechter Zeit

nicht abhold; ich glaube sogar, dass Kraft, Freude und Segen in ihm sein könnte für jeden, der ihn mit Vernunft genießt. Etwas Falschheit ist allerdings schon im ersten Glase, denn es lockt ein zweites zu trinken und der Schwachkopf sumpft hinein. Ist die Willenskraft des Trinkers einmal gebrochen, dann thut der Alkohol was er will.

Die Nahrhaftigkeit des Bieres wird gepriesen. Sie soll thatsächlich vorhanden sein, der Nährwert eines Liters Bieres soll dem einer Zweikreuzersemmel entsprechen. Die Stärkungsfähigkeit des Weines hebt man hervor. Gewiss, der Wein macht stark zum Disputieren, zu Spitzbübereien und nachher wirft er seinen Schützling in den Straßengraben.

Der Spiritus mein du,
Macht frisch und stark,
Doch braucht der Lump dazu
Dein eig'nes Mark!

Einmal war's, da begehrte ich feurige Zungen, um vor den Gefahren des Alkohols entsprechend zu warnen. Ein Glas Wein erbot sich, mir die feurigen Zungen zu leihen. Ich trank es und pries in heller Begeisterung die Becherslust, anstatt vor ihr zu warnen. Meine Natur ist herbe, aber aufrichtig. Sie bescheerte mir einen abscheulichen Katzenjammer, und der war wirksamer für mich, als alle feurigen Zungen, die vor dem Teufelsgifte gewarnt hätten. — Die Mägen und Nerven der meisten Trinker aber sind faul und blöde, begeben sich dumpf und stumpf in die Gewalt des Alkohols und haben nicht einmal die Kraft zu einer ordentlichen Reaction, sondern lassen das Gift langsam Leib und Seele durchseuchen.

Mein Auge ist aufgegangen für die Verheerungen, die das Trinken anrichtet. Ich sah junge Leute, reich begabt und fähig edler Begeisterung. Sie versumpften im Bier. Wohl auch mit dem Biere begeisterten sie sich, aber nur für das Niederträchtige, dessen Pflege zuerst den einzelnen, dann das Volk zugrunde richtet. Ich kannte Lehrer, Priester, Beamte, die als Leitung und Vorbild aufgestellt waren, sie versumpften im Bier. Eines Tages konnte man auf der Reichsstraße zwischen Wien und Gloggnitz einem Rudel von Gymnasiasten begegnen, welche ihren besoffenen Professor, der auf allen Vieren kroch, am Stricke wie einen Bären daherführten. Sie johlten vor Vergnügen, und am lautesten johlte der Vierfüßler. . . .

Das größte, dankbarste Feld aber für den Alkohol — ein ungeheuerer, endloser Sumpf — ist die Masse des Kleinbürgerthums. Die Gewerbefreiheit des Wein-, Bier- und Schnapsschänkens sei verflucht und vermaledeit, soweit die Thorheit der Menschen reicht! In unserem Lande gibt es genug Dörfer, die kaum tausend Einwohner zählen und zehn bis fünfzehn Wirtshäuser aufweisen. Jedes Wirtshaus hat seine Gäste und seine Besoffenen. Am meisten säuft der Wirt selber. Anstatt sein Feld

zu pflügen, seine Wiese zu mähen, in seiner Werkstatt zu arbeiten, hockt der Gauch in der dumpfigen Stube und säuft. Natürlich, nur wenn ein Gast zugekehrt ist, allein kann man ihn nicht sitzen lassen. Man muss ihn unterhalten. Ein Kartenspiel. Der Gewinner trinkt noch eins, „weil's es tragt", der Verlierer trinkt auch noch eins, „weil's jetzt schon all's eins ist".

Was war der Brundel-Simon für ein braver, fleißiger Gewerbsmann gewesen! Der beste, gesuchteste Tischler weitum. Acht Gesellen beschäftigte er ununterbrochen, und sein Wohlstand war der beste im Ort. Da ließ er sein Haus vergrößern, kam ums Wirtsgewerbe ein und ein neues Steuerobject, denkt sich Vater Staat, ist nicht zu verachten. Nun hatte der Brundel-Simon nicht mehr Zeit für sein Handwerk; es war ihm auch nicht mehr vornehm genug, bei der Hobelbank zu stehen, er musste dem Doctor Gesellschaft leisten beim Zechtisch. Die Tischlerei und ihre Arbeiter hatten keine rechte Aufsicht mehr, das vernachlässigte Geschäft kam herab, verfiel, die Kunden hatten sich verloren, die Gesellen verlaufen. Zur Zeit eröffnete auch der Gevatter Schmied ein Wirtshaus, der Nachbar Töpfer auch eins, der Schuster einen Schnapsschank, der Buchbinder gar ein Kaffeehaus. War's da oder dort leer in der Stube, so gieng einer zum anderen, um „ihm ein Viertel abzukaufen" oder ein „Stamperl Kratzer" oder ein „Tasserl Schwarzen", der zur Virginia-Cigarre allemal gut schmeckt. — Soll ich nun erzählen, wie es kam, dass sie nach wenigen Jahren abgewirtschaftet hatten, zuerst der Tischler und dann die anderen? — Schlechte Zeiten! jammerten sie. Mittlerweile hatten sich im Dorfe aber zwei Fremde niedergelassen, einer aus Böhmen, der andere aus Galizien, die gründeten Gewerbe, waren nüchtern und fleißig, nahmen überall ihren Vortheil wahr und spürten nichts von schlechten Zeiten.

Wie dieses eine Beispiel erzählt, so geht es hundertfach her in unseren Landen, in den Städten sowohl, wie in Märkten und Dörfern. Ein heißer Zorn überkommt mich manchmal über die Verarmung der Leute, über die Verödung der Geister, über das wirtschaftliche und politische Phrasengeschrei! Denn die Hauptursache des Elendes, wo liegt sie? — Ich weiß eine Ortschaft, in der sich ein fremder Krämer niederließ, so arm anfangs, dass er die Miete seines Ladens mit schlechter Ware bezahlen musste. Aber das wurde bald besser. Er eröffnete einen kleinen Schank mit süßem Wein und billigem Wein und süffigem Liqueur. Er hatte nichts dabei, so wohlfeil war das Gesüff; dazu schenkte er seinen Gästen und Kunden Credit, — da musste er doch wohl zugrunde gehen. Meint ihr? Er hütete sich nur vor dem einen, er trank selber nicht, er war klug und spann seine Fäden. Nach wenigen Jahren war er ein wohlhabender Mann, nach längerer Zeit war er der Besitzer des ganzen

Dorfes. Von dem einen Schuldner hatte er das Kalb genommen, von dem anderen die Kuh, von dem dritten die Wiese, von dem vierten die Felder, von dem fünften den Wald — von allen schließlich die Häuser. Bei dem „billigen“ Gesüff vertrunken hatten die Lumpen ihr Besitzthum! Der einzige Dorfschneider war noch da. Der war anspruchslos, arbeitsam und sparsam geblieben, nahm sich dann aber das Unglück seiner Dorfgenossen und des Heimatsortes, der in die Hände eines Fremden kam, sosehr zu Herzen, dass er aus Desparation ebenfalls anfieng — zu trinken.

Und dieses Trinken aus Verzagtheit war begründet, das konnte man völlig verstehen, und wenn ihr sagt: Ich trinke, weil mich nichts mehr freut, weil ich an allem verzweifeln muss, weil ich ein Ende machen will! so muss ich schweigend zur Seite stehen und denken: Von diesem Standpunkte aus ist's in Ordnung. Andere Lebensüberdrüssige ertränken sich im Wasser, ihr im Wein oder in einer anderen Lache. Dann aber ändert euer Denken, klagt nicht über Katzenjammer und schlechte Zeiten, lasst euch knechten von dem schlauen Nüchternen und werdet bald möglichst so blöde, dass ihr euch nicht wundert und nicht schämt.

Wenn es der wahrhaftig bis zu Schande und Spott heruntergekommenen Menschheit Ernst ist mit ihrer ferneren Existenz, so werden, wie jetzt schon im klugen Amerika, so auch in Europa, Regenten und Gesetzgeber erstehen, die die Erzeugung aller geistigen Getränke, sofern dieselben nicht medicinischen Zwecken dienen, kurzer Hand verbieten. Ohne Volksabstimmung, denn das Volk stimmt sich nur zu gerne selber ins Verderben, sondern kraft des persönlichen Herrscherwillens, der da klar sieht, was allen Menschen ohne Ausnahme frommt. Es wird wegen Abschaffung der Spirituosen weder die Geselligkeit aufhören, noch die Freude, noch die Begeisterung. Wenn es einmal nicht mehr möglich sein wird, sich künstliche Räusche anzutrinken, dann wird sich die natürliche Begeisterung wieder einfinden, die weiße leuchtende Flamme, die so lange von der blauen erstickt worden ist. Dann mag man den Spiritus noch zu dem einen Zwecke verwenden, nämlich um, als lehrreiche Curiosität für die Zukunft, im Spiritus jenes Volk aufzubewahren, das sich zutode gesoffen hat.

Peter Rosegger.

Die bildende Kunst im schwäbischen Bauernhause.

Bei dem Bauernhause des baierischen Mittelschwaben, von dem die folgende Schilderung handeln soll, ist das Eigenthümliche alter, volksthümlicher Bauart fast vollständig verschwunden. Feuersbrünste und Windstöße haben unter den etwa noch erhaltenen gewaltig aufgeräumt — sie woren ja ohnehin nicht für die Ewigkeit gebaut — und die behördlichen Verordnungen haben seit Jahrzehnten dafür gesorgt, dass die alte schwäbische Bauart, der Riegelholz-Bau sammt Stroh- oder auch Schindeldach, verdrängt wurde durch die neuen Bauten, die wohl recht fest und feuersicher sein mögen, dafür aber recht einfältig und langweilig sind, zumal man die Leute zwingt, die Baulinie aufs strengste einzuhalten, als ob das Schnurgerade und Ebenmäßige und Ausgezirkelte das Schöne wäre. Die neuen Häuser sind alle aus Ziegelsteinen gebaut und mit Ziegelplatten gedeckt. Meist haben sie zwei Stockwerke; nur die Häuschen der sogenannten Hintergütler, kleiner Leute und mancher Dorfhandwerker sind einstöckig, sowie die Pfründehäuschen, welche die Wohnungen der alten Leute bergen, wenn sie „die Heimat" — so heißt man hierzulande sehr sinnig das Familienhaus — an den ältesten Sohn übergeben haben. Bei den größeren Bauern, deren aber alle Jahre weniger werden, obgleich es ganz große in diesem Landstrich gar nicht gibt, stehen Scheuern neben den Wohnhäusern, bei den mittleren und kleinen hat alles unter einem Dache Raum: Mensch und Vieh, Futter und Treid.

Das neuere Bauernhaus kehrt seine Giebelseite der Straße zu. Die alten bieten, die einen ihre vordere Langseite, die anderen gar ihre kahle Kehrseite zur Ansicht, wieder andere stehen halbschief und in der Quere da, wie eben der Bauplatz war oder die Ansicht des Bauherrn, mitunter auch sein Eigensinn oder seine Bequemlichkeit. Betreten wir nun so ein Haus, strahlend in weißer Tünche — denn so will es die Landessitte, die den rohen Ziegelstein, und glänzte er noch so schön, gerade noch gut genug für eine Schindhütte hält —, betreten wir so ein Haus, wobei es gleichgiltig ist, ob der Giebel oder die Langseite nach der Straße sieht, so ist es fein nothwendig, dass wir die Schuhe abstreifen am birkenen Besen, der an der Hausthüre lehnt, und dann erst noch einmal recht an

der Blahe, die gezogen ist den ganzen Hausgang bis zur Küchenthüre und sich auch breitet über den Fußboden der großen Wohnstube, der „Stube“ glattweg. Denn die schwäbischen Bäuerinnen sind reinlich, zwar nicht alle, aber doch die meisten; zwar nicht immer, aber doch zeitweise; und sie würden uns wohl gar ein wenig „zünden“, wenn wir die genannte Prodecur nicht möglichst sichtlich und hörbar vorgenommen hätten. Da stehen wir nun an der weiten Thüre und schreiten hinein auf den langen Hausflur, der die ganze Tiefe des Hauses durchzieht. Da hängt wohl allerlei Werkzeug und Geschirr: Holz- und Baum-Sägen, der große Birnbaumschüttler, Bohrer und Schnitzer, Ochsenkummet und Schlittengeröll, Fuhrmannsgeißeln und Seile, Kreuzhauen, Axte und Beile. „Jägdelt“ der Bauer, so hängt wohl auch eine alte Flinte mit grünem Bande an einem Nagel, wenn sie nicht in der Stube hinter dem Ofen platzgefunden hat. Bei reicheren Leuten steht wohl auch ein geschnitztes Vesperbild in der Ecke, zuweilen mit einem Betstuhl versehen und am Samstag bekränzt und beleuchtet.

Die erste Thüre rechts oder links, je nachdem, führt uns zur gemeinsamen Wohn- und Essstube, dem größten Raum des Hauses, dem jedoch meist genau die über ihr ligende „Kammer“, das Schlafgemach der bäuerlichen Eheleute entspricht. Es braucht nicht gerade Winter zu sein, wenn wir die Stube etwa stark geheizt finden sollten, denn der Milch wegen, die in einem eigenen, in der Ecke stehenden Schranke aufbewahrt wird, muss oft bis in den Sommer hinein etwas geheizt werden, oder es ist ein krankes Kind im Hause, oder — sonst eine Ausrede für die unausrottbare Vorliebe für Ofenwärme vorhanden. Ein großer gusseiserner Ofen mit blechernem Aufsatz ist der Spender dieser Gaben. So ein Ofen hält oft mehrere Generationen aus. Springt einmal eine Platte, so wird sie beim Schmied oder Schlosser mit viel Sorgfalt und Zeitaufwand „gebunden“ und hält dann wieder ein paar Jahrzehnte. Der blecherne Aufsatz natürlich mit dem Bratrohre und dem unentbehrlichen Wasserschiffchen muss öfter erneuert werden, denn es „spielt“ eben doch viel und starkes Feuer in ihm, und zu stark ist das Blech nicht. Es gibt ganz schlichte Aufsätze, etwa in Form eines französischen Daches, aber auch kunstreiche geschweifte und gebogene, und mit gusseisernen Zierrathen daran, etwa Ochsen, oder Pferden, oder einer Spinnerin, oder einem Ackersmann, manchmal aber auch mythologische Gestalten, wie der Gießer sie eben gerade gegossen und der Eisenhändler geschickt hat. Unter dem warmen Ofen ist die Schüssel für Katze und Hund, die hier auch zusammen ihr Verdauungsschläfchen machen, wenn gerade Landfrieden ist. Hinter dem Ofen befindet sich meist ein mit Seegras, Stroh und Spreu gefülltes Kanapee, die „Gautsche“ genannt, auf der man sich sitzend und liegend wärmt und wieder wärmt. Um den Ofen zieht sich eine Galerie von

hölzernen Stangen; hier hängen meist nasse Schürzen, Strümpfe, Schuhe, Halstücher, vielleicht auch der eine oder andere Rock und Spenser, zuweilen auch eine Schweinsblase, die zum Geldsack ausgedörrt wird. Über dem Ofen befindet sich eine etwa einen Quadratfuß große Öffnung in der jetzt zumeist gemauerten und ungetäferten Decke, bestimmt, die Wärme in die „vordere Kammer“ abzuleiten, die selten heizbar und noch seltener geheizt ist.

Vom Milchschranke aus zieht sich bis zu dem in der vorderen Ecke stehenden Tische eine nahe an die Wand gerückte lange Bank, ebenso vom Tische aus die andere Wand hinab. Sessel finden sich selten, höchstens Holzstühle, darunter wohl auch ein alter Dreibeiner, wie man sie in den Gastwirtschaften fast ausschließlich hat. Vielleicht steht auch noch außer der alten Gautsche ein besseres Kanapee mit ledernem Überzug in der Stube. Meist sind Thürstock und Thüre, Fensterstock und Fensterrahmen, Tisch und Bänke und alles, was sonst noch zum Hausrath zählt, unangestrichen gelassen; nur reichere Leute, die mit der Zeit gehen, lassen ihn anstreichen. Ebenso sind die Wände weißgetüncht, ohne Tapete oder Holzverschalung; so alle Halbjahre „weißt“ oder „kalkt“ man die Stube aus; manchmal soll es auch ein ganzes Jahr und länger anstehen, bis der Maurer-Jörg oder -Hans über die zum „Rauchhäusle“ gewordene Stube gehen darf.

Auf dem Milchkasten thront ein Aufsatz, so dass das Ganze ungefähr aussieht wie ein Buffet. In diesem Aufsatz sind offene Fächer. Hier werden die gewöhnlichen Gebetbüchlein aufbewahrt, die man gern in Miniatur-Ausgaben hat, Rechnungen, Zeitungsblätter, wohl auch ein Kartenspiel für die Winterabende, Medicingläser, Igenöl, Brandsalben und anderes aus dem Hausarzneischatze, in dem namentlich die „Geister“ eine große Rolle spielen, als da sind: Carmelitergeist, Hoffmann'sche Tropfen, Marienbalsam, Riesow'sche Lebens-Essenz u. s. w. All das Genannte hatte übrigens früher seinen Platz in dem in die Wand eingelassenen, verschließbaren Wandkästchen, das allmählich seltener geworden zu sein scheint. In diesem befand sich früher auch Goffine und Legende, Tabak und Pfeife und allerlei kleines Geräthe und Werkzeug, mitunter auch der Kalender, der aber doch meistens außerhalb angebracht war. In wenigen Häusern ist Tinte und Feder zu haben, und es ist schon vorgekommen, in etwas früheren Zeiten allerdings, dass die Leute mit der Brühe von rothen Rüben geschrieben haben. In den an den Wänden hinlaufenden Bänken, sowie oft an der Gautsche sind Schubladen angebracht; hier werden unter anderem die Werktagskleider aufbewahrt und das werktägige Häusel-(Spiel-)Zeug der Kinder. An der Säule der Bank hieng der Schuhlöffel; er wird nicht mehr dort hängen, seit man moderne „Stiefelchen“ kauft. An der Stubenthüre hängt das Handtuch, die „Hand-

zwehle". An dem Thürgerüst ist der Weihbrunnenkessel befestigt, der übrigens an keinem für Wohnzwecke bestimmten Gemache fehlt.

Ein besonderes Vergnügen zeigen die jungen Mädchen und Bäuerinnen dieser Gegenden an Topfblumen. Da sind innen und außen alle Fenster von allerlei Blumenwerk eingerahmt, ja, oft verbarricadiert, und nicht selten sind mächtige Blumenständer voll von diesen schmucken Lieblingen. Es zieht wohl auch ein Epheustock seine Ranken von Fenster zu Fenster und an den weißen Wänden hin, obwohl die bloße Blattpflanze nicht gerade besonders beliebt ist beim bäuerlichen Geschmack. Der Epheustock steht wohl auf einem Aufsätzchen in der vorderen Tischecke, „Herrgotts-Ecke" gemeiniglich genannt, weil hier das meist sehr schlechtgeschnitzte Bild des Gekreuzigten aufgehangen ist. Fast stereotyp ist es, dass daneben rechts und links ein leidender Christus und eine schmerzhafte Muttergottes, oder ein Jesuskind, die Erdkugel in der Hand haltend, und Johannes der Täufer als Kind mit dem Lamme in Kupferstich oder billigem und schlechtem Ölfarbendruck angebracht ist. Sartori, ein gelehrter (aber mit Vorsicht aufzunehmender) Reisebeschreiber des vorigen Jahrhunderts, erzählt, dass man in Kärnten damals städtische und bäuerische Herrgottbilder unterschieden habe. Etwas ähnliches ist auch vom baierischen Schwaben zu vermelden: man unterscheidet das peinlich, ob das Bild des Gekreuzigten das Haupt nach der linken oder nach der rechten Seite neigt; in einem Falle ist es ein „lutherischer", im anderen Falle ein „katholischer Herrgott".

Noch etwas ist in der Herrgotts-Ecke, etwas ganz Merkwürdiges: nämlich der „heilige Geist" schwebt in einer Gestalt, die an eine Taube erinnern könnte, über ihr, und zwar in ziemlich vielen Bauernhäusern. Heutzutage wird er meist aus Fichtenholzspänen künstlich zusammengesetzt oder einfacher aus Papier gestaltet. Früher war er wohl auch aus Tuchlappen zusammengesetzt, und vor sechzig Jahren gab es einen armen Schneider, der sich mit Massenanfertigung von solchen Figuren befasste, die zwar wohl nahe an der Grenze der Profanierung des Heiligen stehen mögen, vom Volke aber als altüberkommenes Heiligthum betrachtet wurden. Die Figuren aber machte besagter Schneider aus buntfarbigem Papier; dann befestigte er einen Kleiderhaken an der Decke, durch die eine Schnur lief, die einerseits an die Figur, anderseits an der Stubenthüre befestigt war, so dass die Figur beim Auf- und Zumachen der Thüre auf- und niederschwebte — ein merkwürdiges Volksalterthum.

Die Bilder an den Stubenwänden sind nicht eben zahlreich. Sehr populär sind cyklische Darstellungen der Legende der heiligen Genoveva in sechs bis acht Bildern oder die Geschichte von Mazeppa, meist in roh colorierten Bildern von Wentzel in Wissembourg. Jene uralten, früher so beliebten Darstellungen der zehn Lebensalter, der verschiedenen Stände findet man nur noch in ganz alten Häusern und meistens auch nur bei

ganz alten Leuten. Nicht ganz selten ist eine mit Tusch säuberlichst gezeichnete Ansicht des Anwesens mit den Grundstücken; namentlich in Wirtshäusern, Einödhöfen, Ziegeleien und Mühlen findet man sie häufig. Auch die Photographie des Dorfes kann man zuweilen aufgehängt finden.

Wie man sich täuschen kann! Vor fünfzig Jahren schrieb B. Auerbach: „Wäre die Kunst der Porträtierung auch ganz allgemein, man würde in den getäferten Bauernstuben doch nicht leicht Porträts finden. Man erscheint sich hier nicht so wichtig, um für sich und andere das Bild der Persönlichkeit festzuhalten". Heute spielt das Porträt, insbesondere das durch die Photographie ermöglichte, eine große Rolle in der Bauernstube, überall, auch im bairischen Schwaben. Das Album hat sich immer noch nicht so recht eingebürgert, aber an den Wänden hängen die Photographien in mehr oder minder großer Zahl, je nachdem man viel oder wenig Freunde und Verwandte hat. Wie bettelt man nicht den Kaplan und den Pfarrer oder den Schullehrer um ein Bild an! Die nehmen sich dann wohl meist recht „herrisch" aus neben den gräslich verunglückten anderen Bildern, die irgend ein fahrender Künstler aufgenommen hat. Ein merkwürdiger Geschmack ist der, auch die Bilder wildfremder Persönlichkeiten neben den anderen aufzuhängen: es hängen viele Photographien von Leuten in der Stube, die man auf Jahrmärkten sammt dem Wahrsagezettel gekauft oder „gezogen" hat. So streben sie auch nach allen Plakaten, und von den Farbendruckbildchen, die eine Zeit lang in den Surrogat-Kaffeepäckchen sich befanden, sind manche Wände bunt gemacht worden.

Als Andenken an die erste Communion oder an die Firmung hängen in einfachen Rähmchen Darstellungen vom letzten Abendmahl und von der Ausgießung des heiligen Geistes an der Wand. Der Entlassungsschein aus dem Heeresverband, „Abschied" genannt, fehlt nicht, wenn der Hausvater Soldat gewesen ist; stolz hängt er da in Glas und Rahmen. Ein Spiegel fehlt natürlich heutzutage nicht. Noch weniger die Uhr, die meist eine der einfachsten Schwarzwälderuhren ist. Doch hat sich neuestens auch vereinzelt der Regulator eingebürgert, den man früher kaum in Pfarrhöfen sehen konnte. Nicht ganz selten findet man Schwämme, namentlich von alten Buchenstämmen, sorgsam getrocknet, schön geformt und hübsch wirkend, an den Wänden; Porzellanfigürchen, auch wohl ein geschnitztes Schäflein oder ein Hirsch stehen darauf.

Die „vordere Kammer" liegt eine Treppe hoch über der allgemeinen Stube. Auch hier ist höchst selten tapeziert oder „ausgemalt"; die weiße Tünche begleitet Bauer und Bäuerin auch ins Bett. Die alte, breite Himmelbettstatt ist fast ganz verschwunden, meistens sind zwei Bettladen nebeneinander gestellt, sogenannte „Einseele". Über den Betten hängt gewöhnlich ein einfaches Kreuz, zuweilen ihm zur Seite im Ölfarbendruck ein Ecce homo und eine Mater dolorosa. Von anderen Bildern

bemerken wir etwa den Papst, wobei man sich meist mit dem vorletzten begnügt, irgend einen der Landesväter, meist auch nicht gerade den unmittelbar herrschenden, und ganz selten einen der drei Kaiser sammt Bismarck und Moltke. In älteren Häusern kann man wohl gar einen der Napoleone aufgehangen sehen, oder den Garibaldi, oder die spanische Isabella. Nun muss man aber nicht etwa den falschen Schluss ziehen, derlei Leute seien „französisch“ gesinnt, oder gar revolutionär und rechte Reichsfeinde: sie hängen eben auf, was sie haben, und würden manchen anderen auch aufhängen, wenn sie ihn nur hätten und wenn das „Einglasenlassen“ nur nicht so theuer wäre. Schon deshalb sind die Ölfarbendruckbilder beliebter, weil sie nicht Glas, noch Rahmen brauchen. Sie gefallen aber auch mit ihrer schreienden Mache und ihrem groben Farbenspiel besser, als etwa so ein Kupferstich, den man als Prämie bekommen hat, wenn man auf eine Zeitschrift abonnierte oder gar als ein Holzschnitt, für den man nicht das geringste Verständnis hat.

Selbstverständlich fehlt auch der vorderen Kammer das Crucifix in der „Herrgottsecke“ nicht. Und auf der Commode, dem „Fußnetkasten“, steht nicht ganz selten in kleinem Glaskästchen ein wächsernes Christuskind mit Goldflitter, oder ein Osterlamm, oder seit neuestem eine Lourdes-Statue. Ab und zu hat sich auch ein Engelskopf, eine Engelsfigur, ein geschnitztes Heiligenbild in diese Räume verirrt, eingesteigert bei Verlassenschaften aus Pfarrhöfen, oder bei Kirchen-Restaurationen mit Recht oder Unrecht erworben.

Früher trugen die Bettstätten, die Schränke und Kästen nicht nur der Eheleute Namen, wenigstens die Anfangsbuchstaben derselben, sondern wohl gar Jahr und Tag der Geburt und Hochzeit. Nicht selten auch stand der süße Namen Jesu eingezeichnet darauf oder ein anderes heiliges und heiligendes Zeichen. Derlei ist aber seit geraumer Zeit abgegangen, wenn auch noch nicht so lange wie der Drudenfuß, das Pentagramma an der Kinderwiege. Jedenfalls aber so lange, seit der Bauer ein Wetterglas aufgehangen hat am Fenster und seit die Bäuerin ihr schönstes Silbergehänge und ihr goldgespitztes Halstuch an den Juden verkauft hat.

Außer den zwei Kleiderkästen und dem „Fußnetkasten“, befindet sich noch ein Glaskasten in der Kammer. In demselben befinden sich die porzellanenen Teller — denn für gewöhnlich bedient man sich irdener oder gar keiner —, bunte Kaffeetassen mit Inschriften, allerlei sonstige Porzellansachen, theils bloßer Zierrat, theils zum etwaigen Gebrauch bestimmt, die guten, silberbeschlagenen Gebetbücher, die dann schon etwas größer sein dürfen, als die „minder guten“, die Ringe, die silbernen Rosenkränze, der Wachsstock, künstliche Blumen und dergleichen. Vor diesem Glasschrank und zu ihrem Wäschekasten führt die Bäuerin den weiblichen Gast, auf dass er sich wundere und sich dünche. Hier ist ihr

Hauptstolz. Ihrer Mutter und Schwiegermutter war noch die tuchgehüllte Truhe der höchste Stolz. Welches wird ihrer Söhne und Tochter größte Hoffart sein?

In den anderen Räumen des Bauernhauses ist nicht viel von Bildwerk, Schmuck und Zier zu schauen. Höchstens hat die Tochter des Hauses einige Tafeln und Figuren aufgestellt, oder die eine und andere Magd schmückt ihren Schrank mit allerlei aufgepapptem und aufgehangenem Bildwerk, meist billigem Marktkram. Kahle Wände, ein Bett, ein Schrank, das ist meist alles, was in den anderen Kammern dem Auge sich bietet. Höchst selten, dass ein altes Bild verloren dahängt, aus alter Zeit stammend und nur eben aufgehangen, damit es aufgeräumt sei und nicht ganz zum alten Gerümpel geworfen werde. Nicht das Gelass des einzelnen, sondern die Kammer der Eheleute und die gemeinsame Stube sind im Bauernhause die Stätte des bescheidenen Prunks und der naiven Kunst und wiederum nicht im Bauernhause und nicht im Schulpalast, sondern in der Kirche ist für den Bauern das Museum und die hohe Schule aller seiner künstlerischen Bedürfnisse und Fähigkeiten. („Köln. V.-Ztg.“)

Sommerfrische.

Spaziergänge in der Heimat vom Herausgeber.

Im Frühsommer 1896 habe ich mir Brillen Nummer acht gekauft und laut pries ich den Erfinder der Augengläser, der mir nun noch einmal einen klaren Blick in die Welt gab — so laut pries ich ihn, dass mir um die Ecke her eine Stimme antwortete: O, du Kurzsichtiger! Wären die Brillen nicht erfunden, so wärest du nicht kurzsichtig! — Möglich. Heil aber dem, der das, was er nahm, wieder geben kann. Ich wollte in diesem Sommer endlich wieder einmal ein scharfes Sehen halten. Aufs Hören verlege ich mich nicht mehr in dieser Welt. Man hört nichts Gutes, das Schönste sagen sie, was man hören könne, sei eine Oper von Richard Wagner, und schon eine solche thut meinen Ohren weh. Was aber durch das Auge eingeht in meines Herzens bescheidenes Hüttlein, sei es nun ein Künstlerwerk, oder ein gutes Menschengesicht oder ein thaufrischer Rosenstrauch, oder das Sonnenglitzern des Bächleins auf dem Waldanger — das bringt mir die reinsten Freuden heim. Die Schönheit der Landschaft, das ist mein Himmel auf Erden, und das Auge ist der Schlüssel dazu. Es werde Licht! Dieses Wort war Seine größte Schöpferthat, und ein allerdings etwas kümmerlicher Reflex davon waren meine Brillen Nummer acht.

Nicht zu scharf waren sie, ich sah durch dieselben wie durch Öl. Die Berge des Oberlandes waren wieder so klar gezeichnet, so frisch gemalt wie einst, als ich jung noch war. Aber siehe, es griffen doch auch die anderen Sinne wieder aus, im Vereine mit dem Sehen. Anfangs durchzog ich die Wiesen mit dem duftenden Heu und mit den rauschenden Bächen, die theils unter Weiden und Haselbüschen murmelten, theils im freien Sonnenschein funkelten, wenn nicht die schwülen Wolkenburgen aufstiegen. Am Steinhaufen krochen im Buschwerk barfüßige Kinder umher und pflückten Himbeeren, vor der Mühle saßen auf schmalen Stühlen die Knechte und dängelten ihre Sensen, und am Hange wucherte hohes Gekräute, prangten die weißen Schlüsselblumen, die rothen Kleeblüten, der gelbe Arnika, die blauen Glockenblumen, die lichten Schleier der Vergissmeinnichte — ihr Blühen war wie ein heiteres Lachen und sie hörten nicht das Klingen der Sensen und sie rochen nicht das welkende Heu von der Nachbarswiese und sie wussten nicht, was ihrer wartete.

Dann gieng ich an den Hängen der Berge hin, wo zwischen schattigen Schachen und lichten reifenden Feldern die Bauernhöfe stehen. Durch Schluchten, in denen Erlgebüsch und Vogelbeersträucher wuchern, sind sie von einander abgegrenzt. Hohe Stege führen über Wässer, die zwischen dem Gesteine herabplätschern und hüpfen. Steinige Hohlwege führen zu den Häusern hinan, oder schmale Fußsteige durch die hohen Halme des Kornfeldes entlang, das im leichten Lüftchen silberig hinwogt, wie die weichen Wellen eines Sees. Die rosigen Sterne der Rade, die Gluten der Mohnblüte und die tiefblauen Flammen der Kornblumen leuchten auf goldigem Grunde. Neben den taubengrauen Schindeldächern der Gehöfte stehen die dunkelgrünen Kirschbäume; an manchen ist eine lange Leiter gelehnt, auf einer derselben steht der Bauer, pflückt schwarzglänzende Wildkirschen in eine aufgebundene Schürze. Diese süße Ernte wird in Wasser gekocht und zum Abendmahl mitsammt der Suppe und den Körnern gegessen. Auf dem Anger treiben sich Schweine herum, naschen an Dingen, an denen nur Naturalisten Geschmack finden können, und reiben sich an Zaunpfählen. Vom Haldwege herab, steil, über braunen, lockeren Schiefer, kommt, geführt von der Glockenkuh, die Herde, und hinterdrein knallt der Halterbub mit der Peitsche. Aus dem Rauchfange steigt das bläuliche Wölklein, auf dem Söller steht die Bäuerin, steckt zwei Finger in den Mund und macht einen gellenden Pfiff nach den Mähdern und Schnittern; aus dem blauenden Thale herauf steigt, wie Zithersaitenklingen, der Klang der Abendglocken, über den hohen Bergen legen sich Nebel nieder, oder es geht der rothe feuchte Vollmond auf. Manches Jauchzen noch eines jungen Burschen, den ein sechzehnstündiges Tagewerk nicht hat müde machen können — dann Friede der Nacht.

Ein anderesmal fuhr ich auf leichtem Steirerwäglein durch die kühlen Wälder der Alpsteigstraße hinan in die Waldheimat, wo man aber thatsächlich vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht. Zurück gieng ich über den Höllkogel, auf dessen Steingrund einst ein Heidentempel gestanden ist, den finsteren Waldhang hinab in den Trabachgraben, oder durch die Schluchten des Freßnitzgrabens hinaus, stundenlang in der Wildnis, am rauschenden Bache entlang. Saß an einem Uferstein und schaute in das Gischten, Quirlen und Wallen, bis meine Brillen vor dem aufsteigenden Wasserstaub undurchsichtig geworden waren. Dann pflückte ich am Felswändlein wilde Rosen für einen lieben Menschen daheim. Dann äsete ich an der Quelle Waldkresse und gieng neuerfrischt fürbaß, bis sachte das breite Thal sich aufthat und in der Ferne das blauende Ungethüm der Hohen Veitsch hinter waldigem Bergrücken aufragte.

An einem Sonntagsmorgen zog ich mit meinen Burschen und Mägdlein aus, auf der Eisenbahn bis Mitterdorf und dann südlich den Berg hinan, den „langen Brand", den „Zellerweg", immer durch Wald und über grüne Blößen bis zu den Anhöhen der Stangelalpe. Über den Hochgebirgen der Rax, der Veitsch, des Schwaben wanden sich finstere Wolkenmassen ineinander, Nebel und Regenschauer sanken nieder an den Wänden. In den Bäumen unseres Weges rauschte der Wind und über den Wipfeln wechselten flüchtige Wolkenschatten und Sonnenschein. Aus tiefem Thale klangen leise die Glocken des Sonntagsgottesdienstes, den wir unter Gottes Himmel abhielten. Über die Almen her schritten Halterknaben, den Hut voller Steinnelken und Arnika, die Kehle voller Jodeln und Juchezer. An ferneren Blößen waren mitten im Grünen schneeweiße Steine, aber sie bewegten sich sachte und wurden zu wohlgemuthen Öchslein. Wir setzten uns unter dem Schutze einer verknorpelten Fichte ins weiche Federgras und hielten Mahlzeit im Angesichte des Hochlantsch, des Grazer Schöckels, des Rabenwaldes, des Teufelssteins, des Hohen Wechsels, des Stuhleckes und des oberen Mürzthales, aus dessen Tiefen nun kein Klang und kein Pfiff mehr heraufdringen konnte. Wir sahen gleichzeitig zwei Tage: im Süden und Osten einen lichtsonnigen, im Norden und Westen einen trüben, regnerischen. Fortwährend war der Wind bestrebt, aus den brauenden Gewittern der fernen Hochgebirge uns Nebelfetzen und Regensträhne zuzuschleudern, mehrmals strichen die grauen Wolkenflocken an den zerzausten und verdorrten Fichtengruppen vorüber und wälzten sich über den Almboden hin, aber im nächsten Augenblicke flogen sie wieder in die Höhe, und die Sonne schaute dem müßigen Spiele lachend zu.

Auf einem Hochanger, wo die Wasserscheide ist zwischen der Fresen und dem Stanzbach, in schöner Runde umstanden von buschigem Jungholz, steht ein Kreuzbild. Hier führt ein nur mehr wenig begangener

Wallfahrtsweg vorüber. Die Mariazellerpilger aus dem Hienzenland, aus Ungarn sehen auf diesen Höhen zum erstenmal die weite Felsenkrone des Hochgebirges, von welcher der noch ferne Wallfahrtsort umfriedet ist. Vor diesem Kreuze knien die Müden, die Kinder der Hügelgelände und der Ebenen, mit Bangen, ob es ihnen gelingen werde, jene blauenden Hochwälle zu übersteigen. Nach drei oder vier Tagen kehren sie zurück, knien wieder vor diesem Kreuzbilde in freudigem Dank. Es ist ihnen gelungen — mitten im Wildlande der Gemsen haben sie die Gnadenmutter gefunden, von der sie nun getröstet heimwärts kehren. —

Den Rückweg haben wir über das Granegg gemacht, wieder durch unendliche Wälder. Auf hohem Horste pfiff der Geier, drüben im Dickicht bellte das Reh, unten im Graben heulte die Wildtaube und hinten am Weg brüllte mein Knabe, er habe Hunger und Durst. -- Durch die Waldlichtung, aus tieferen Matten herauf, schimmerte das Schindeldach des Jagdhauses, dort kann man sicherlich Milch und Brot bekommen, wenn nicht gar noch Begehrenswerteres. Das Haus lachte uns mit seinen hellen Fenstern aus der Ferne so treuherzig entgegen. Als wir zu ihm hinabkamen, loderte nahe am Hause zwischen Eschbäumen ein Feuer auf. Ein Bund Stroh wurde verbrannt. Darauf war vor ein par Stunden noch ein Mensch gelegen, der nun im Hause auf einem langen Laden lag. Aus der Küche hörten wir ein halb verhaltenes Weinen, da vergieng uns freilich der Gedanke an Essen und Trinken, wir meldeten uns nicht an, sondern wanderten weiter den Schlangenweg hinab in den Fresснitzgraben und ins Mürzthal.

Die Sache im Jagdhause verhielt sich aber, wie uns später gesteckt wurde, nicht so, wie wir aus dem Verbrennen des Strohes geschlossen hatten. Auf dem Strohbunde war schon den ganzen Vormittag der Halter Stoffel gelegen mit der faulen Haut und hatte seine Kühe dem Zufall überlassen. Als nachher zu Mittag diese Kühe nicht heimkamen mit der Milch, war der Jäger so sehr erbost, dass er das Lager des Faulenzers in Brand steckte. Darob schluchzte die Magd in der Vorstellung, dass der Junge leicht hätte mit verbrennen können, dieser aber war träge vom rauchenden Stroh gestiegen, war ins Haus getorkelt und hatte sich dort auf die lange Bank gelegt. —

Kurze Zeit nach dieser Waldalmpartie machten wir eine Wagenfahrt von Mürzzuschlag aus durch das Fröschnitzthal und über den Pfaffenpass ins Jackelland, wo aus Waldwildnissen die Feistritz kommt und an den Gestaden von Rettenegg, Ratten und Birkfeld noch uraltes Bauernthum bespült. Das war ein frischer, sonniger Tag, so wie jener, an dem ich von der Eisenbahnstation Breitenstein am Semmering aus den wonnigen Spaziergang machte über die Berghöhe hin ins Preinthal, eines der schönsten Alpenthäler, die vor unserer Thür liegen. Aber da

gibt es leider kein uraltes Bauernthum mehr, da gibt es lauter Sommerfrischvillen, Wirtshäuser und Herrensitze. Auf einem Bäckerwäglein trachtete ich so rasch als möglich wieder dem Bahnhof in Paierbach zu, in der Absicht, dann wieder einmal zu kommen, wenn die Herbststürme das Thal ausgefegt haben würden.

Dann kam der Annentag und da wollten meine Annen höher hinaus. Von Mürzzuschlag mit einem Wäglein die Mürz entlang. Bei Kapellen ist man schon im Gebiete der Felsen. Unser Weg führte ins Altenbergerthal, dessen hintere Gegend die Lieblichkeit eines echt steierischen Almthales mit der Wildheit der Hochwände ganz entzückend vereint. Zur Linken die kahlen aber grünen Steilhänge der Schneealpe und des Ameisbühels mit den weißen Felsriffen, zur Rechten die wüsten Hochmassen der Rax mit dem vorspringenden Kegel des Gamseckgupfes. Wenn Reisende, die von Mürzzuschlag nach Neuberg und weiter fahren, an Kapellen ahnungslos vorüber -- wenn sie wüssten, was hier, ein Stündlein vom Bahnhof — für ein herrliches Thal sich aufthut! An Großartigkeit überragt das Altenbergerthal jenes beim Todten Weib bei weitem; an malerischen Reizen übertrifft es jeden Punkt der Mariazellerstraße, nicht ausgenommen die Frein und Seewiesen. — Unsere Pferde hatten weiter keinen touristischen Ehrgeiz, begnügten sich recht gerne mit der achthundertfünfzig Meter-Höhe des Thales und meinten, wenn wir noch höhere Ehren einheimsen wollten, so müssten wir schon zu Fuß gehen den steilen Waldweg hinauf zum Nasskam und weiter rechts. Nun taxiere ich meine Naturfreuden zwar nicht nach Metern, lieber aber als im Thale ist es mir doch auf der Höhe bei der reinen leichten Luft, bei den wohlriechenden Alpenblumen und bei der Fernsicht.

Vom Joche des Nasskam stiegen wir beileibe nicht hinab in das Wienerstadtgebiet von Nasswald, denn Kohlröschenduft mit eau de cologne vermengt ist mir zuwider. Wir giengen den Kamm entlang gegen die zerrissenen Hänge der Rax und waren nach einer halben Stunde vor der neuen, von dem alpinen Verein „Die Gamsecker“ in Wien erbauten Gamseckhütte, die versteckt zwischen Bäumen und Felsen auf einem Hochanger steht. An die Thüre dieser Hütte hatte jemand das Sprüchlein geschrieben:

„Die Gamseckerleut', ih sag's,
Die hab'n es gar wohl bestellt:
Das schönste Platzl an der Rax,
Das beste Wasser der Welt.“

Das Sprüchlein ist weniger poetisch als wahr, umgekehrt wäre es schlimmer. Einige „Gamsecker“ waren in der Hütte eben anwesend, die bedauerten, das vorräthige Bier schon ausgetrunken zu haben. Das war ein wahres Glück, sonst hätten wir den köstlichen Quell wahrscheinlich

niemals kennen gelernt, der vor der Hütte unten aus der Erde sprudelt. Ich habe nie Durst, außer in Fieberhitze, aber hier trank ich in einer halben Stunde mehr Wasser, als sonst in einem halben Jahre; ich hätte nie geglaubt, dass es ein Trinkwasser gibt, das nicht bloß zum Durstlöschen dient, sondern auch zu einem leckerigen Genussmittel. Das Wunderbrünnlein liegt an 1300 Meter hoch und sein Abfluss fällt durch einen ungeheueren Kamin nieder ins Thal. Die Gamseckhütte liegt über diesem senkrechten, aber durch ein Wändlein verdeckten Abgrund am Fuße des hohen Gupf. Ein kleines Stündlein Steigen zwischen Gestein und Alpenrosen empor, und wir standen auf diesem Gupf. Der Ausblick ist nicht weit, aber groß. Die Kolosse der Rax und der Schneealpe in ihren Gliederungen, die Züge des Stuhleck und der Fischbacheralpen, das reizende Thal von Altenberg und ein enger Ausblick in die Nasswaldergegend, das ist alles — aber es ist pure Alpenwelt, aufwärts und abwärts. Ein paar Tage früher waren auf der Rax zwei Wiener Touristen abgestürzt, wir fanden ihre Namen noch im Fremdenbuche der Gamseckhütte: „Moritz Meier. Franz Straßer. 21. Juli 1896. Schönes Wetter." Wenige Stunden nach dieser Niederschrift lagen sie im furchtbaren Gewände des Höllenthals bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert. Vor Zeiten hat man die Gegend bei Frein, in welcher einst ein Weib beim Edelweißpflücken abgestürzt war, zum „Todten Weib" getauft. Wollte man heute jede Stelle, wo einer abgestürzt, zum „Todten Mann" nennen, auf der Rax gäbe es mehr „Todte Männer", als lebendige. Ist die Bergfexerei erst einmal aus der Mode gekommen und sieht man die Gebirgswelt wieder mit Unbefangenheit an, dann wird die Rax das Todtengebirge genannt werden, reich geschmückt mit Schauersagen zum Gruseln künftiger Geschlechter. — Auf der grünen Spitze des Gupf sind wir lange gelegen, umweht vom süßen Dufte des Kohlröschens, badend im warmen Sonnenschein, der, von leichten Wölklein umsäumt, sommerlich wohlig über der Bergwelt lag. Zwei Schritte von uns wäre der Tod gewesen, hätten wir — etwa um den grausen Abgrund ins Thal zu erspähen — unseren Fuß auf das glatte Federgras des abschüssigen Rasens gesetzt.

Dieser ganz unmittelbaren Himmelfahrt thalwärts zogen wir vor den mühevolleren Abstieg auf zwei Beinen und einem Stock. Zwei Stunden später blickten wir von Kapellen aus zurück auf den Gupf, der im Hintergrunde des Thales zwischen der Rax und der Schneealpe wie ein spitzer Schober aufragt in den Himmel.

Ein anderesmal rollte der Wagen durch den langen Veitschgraben, wo jetzt ein großes Magnesitgewerke die ganze Natur in einen rostbraunen Schleier hüllt. Aber in Rad, wo das Thal in zwei Gabeln endet, ist wieder alles rein. Wir stiegen vom Wirtshause die Anhöhe empor, die

sich zwischen den beiden Thalgabeln vorschiebt. Wir kamen zur Bretterkapelle mit dem uralten Crucifix, die schon vor vierzig Jahren genau so schief gestanden war wie heute, und die heute wie damals jedem Andächtigen tausend Tage Ablass verheißt, der das Crucifix küsst. Wie oft war ich einst mit meinem Vater diesen Weg gegangen über den hohen Berg nach Mariazell. Mein Vater hatte allemal mit der ganzen Inbrunst des Glaubens die durchstochenen Füße des Heilandes geküsst und mich emporgehoben zur gleichen Verrichtung und Erwerbung des Ablasses der Sünden. Heute habe ich sicherlich hundertmal mehr Sünden, als damals das dumme Knäblein, aber niemand hebt mich mehr empor, ich wäre ja selber groß genug, aber mir ist ums Herz, als könnten die Sünden nicht so leichthin durch den Kuss eines Crucifixes getilgt werden.

Wir giengen weiter über Matten hin, durch steile, dunkle, steinige und nasse Waldwege bergwärts. Meine Kinder waren stets voraus und trugen meinen Plaid, meinen Mantel, meinen Rock, so dass ich ohne jegliche Last in Hemdärmeln sachte anstieg, langsam einen Fuß vor den anderen setzend, den kurzen Stock lässig als dritten Fuß benützend. Nie laufen, nie stehen bleiben, kein Wort sprechen, nicht viel umherschauen, so kommt man am besten hinauf. Und es ist ein wahrer Genuss, so zu steigen. Das Gefühl der Schwere und der Trägheit vergeht in der ersten halben Stunde, dann wird man immer frischer, und nach dreistündiger Wanderung fühlt man sich weniger müde, als am Anfang.

Wohin wollten wir denn aber? Nach langer Zeit, als die Wälder zurückgeblieben waren und vor uns auf grüner Alm die Schallerhütten lagen, ließen wir den Weg nach Mariazell sich links herüberschlängeln über den Rothsohlpass, wir stiegen rechts an gegen den Berg, der steil wie ein Dach, kahl und felsig, eine ungeheuere, blauende Wucht, vor uns aufragte. Die Hohe Veitsch. Und da hinauf stiegen wir. Der Neuling wird ohnmächtig, wenn man ihm sagt, dass er da hinauf müsse. Ich ward immer frischer, je höher wir stiegen. Es waren die abendlichen Stunden, die heiße Sonne war uns auf das Solideste verdeckt, erstens durch den gewaltigen Berg, zweitens durch bleischwere Wolken, die hinten heraufstiegen. Das südliche Gelände zu unseren Füßen war ein mattes Grau in Grau. Den nahen steilen Rauschkogel umtanzten schon die Nebel, und bald flogen sie auch von den Kämmen der Veitsch herab, uns entgegen. Noch zeigte sich an einer der vorspringenden Zinnen, zu der wir schon hinaufkamen, am Pfahl eine Tafel. Die Gedenktafel an den Hauswart des Touristenhauses, der vor zwei Jahren an dieser Stelle, wie die Inschrift besagt: bei sonst heiterem Himmel vom Blitze erschlagen wurde. Dann sahen wir auch schon das Touristenhaus dort stehen zwischen weißen Steinen und dunklem Knieholz. Es ist ein bescheidenes Haus mit einer Gaststube, die gleichzeitig die Küche und die Schlafstellen der Hausbewohner

in sich birgt, und einem Dachraum mit etwa acht Betten. Aber man ist sehr froh, ein solches Asyl zu finden auf hohem Berge, wenn die Nacht einfällt, und bei schneidend kalten Winden die Nebel kreisen. Ein Nachtmahl aus Brot, Eierspeise, Käse und Milch ist mehr, als wir uns verdienten den bequemen Schlangenweg hinauf. In der Nacht schloss ich kein Auge, freute mich nur an dem Schlummer der Meinigen und harrte dem Morgen entgegen mit seinem goldenen Frühroth und seinem Sonnenaufgang. Anstatt dessen aber kam nur ein wässeriges Grau, das langweilig zum Fensterlein hereinblasste, und die südlichen Gelände lagen immer noch in jener matten Verschwommenheit da wie gestern. Als wir dann zur Kuppe hinanstiegen, sahen wir gar nichts mehr, waren mitten im treibenden Nebel, der uns das Gewand feucht machte und die Augengläser mit feinen Tröpflein belegte. Aber unsere Fexerei war doch so groß, dass wir auf dem höchsten Punkte der Hohen Veitsch stehen wollten, 1982 Meter über dem Mittelländischen Meere. Ein frisches Mädel hatten wir mit, das stieg noch um einen Meter höher, als der Berg hoch war, denn das kletterte an der Säule hinan, die ganz oben steht. Aber es kam trotzdem nicht über den Nebel hinaus. Wir sahen keine Höhe und keinen Abgrund, sahen nur die Steine und das Alpenmoos zu unseren Füßen — und dann sind wir wohlgemuth wieder herabgestiegen zum Hause, und endlich auch zu Thale. Es war eine Menge Vergnügen mit dabei trotz alledem. Wir kannten das Panorama dieses Berges übrigens ja alle aus früherer Zeit. Und vor vielen, vielen Jahren ist's gewesen, da war noch kein Touristenhaus auf der Veitsch und auch kein Tourist, nur der Jäger und der Hirte. Ritt so ein barfüßiger Halterbub auf der höchsten Schneide des Berges und ließ ein Bein gegen die Mürzthalergegend niederschlänkern und das andere gegen das Mariazellerthal, und schaute mit blinzelnden Augen der großen, rothen Sonne zu, die hinter dem Hochschwabengebirge niedersank. Ein so stolzes Reitpferd habe ich seither nicht wieder gehabt.

Kleine Laube.

Aphorismen.

Von Ernst Gnad.

Der Trank der Eitelkeit schmeckt berauschend auch aus dem gemeinsten Gefäß.

* * *

Die Äußerungen des *Verstandes* sind auch demjenigen klar, der sie nicht theilt, aber die Äußerungen und Regungen des *Herzens* versteht nur *der* recht, der sie mitempfinden kann.

* * *

Wenn eine gefallsüchtige Frau in auffälliger Weise mit einem wirklichen oder vermeintlichen Liebhaber einen Bruch veranlasst, so ist das gleichbedeutend mit einem öffentlichen Aviso an das P. T. Publicum, dass eine leerstehende Wohnung zu beziehen ist.

* * *

Wer auf der Erde wandelt, kann seine Fußsohlen nicht vom Staube rein halten.

* * *

Man sagt gemeiniglich, dass man ein Gut erst verlieren muss, um seinen wahren Wert zu schätzen: öfter aber ist es umgekehrt, und der Verlust eines Gutes erst belehrt uns über dessen ephemeren Wert.

* * *

Dass am leuchtendsten die Berge
Bei der Sonne Scheidekuss:
Dass am heißesten die Liebe,
Wenn man von ihr lassen muss!

* * *

Nur der genießt des eignen Daseins Kreis,
Der enger ihn zu ziehen sucht:
Der Baum, der zu viel Blüten trägt
Gibt selten auch die reichste Frucht!

* * *

Digitized by Google

Die wahre Liebenswürdigkeit zeigt sich nicht nur in dem, was sie selbst gibt, sondern noch weit mehr in dem, was sie bei anderen hervorruft: sie gleicht der Sonne, in deren Strahlen alle Gegenstände erleuchtet und in ihren schönsten Farben sichtbar gemacht werden.

* * *

Jeder Rückzug auf überwundene Lebensphasen führt zur Enttäuschung oder Vereinsamung.

* * *

Wer nicht selbst an die Triebräder des Lebens thätige Hand anlegt, dem kommt es leicht wie eine geheimnisvolle Maschine vor, deren Zusammensetzung er sich nicht zurechtlegen kann.

* * *

Kaum ist der Mensch geboren, so erscheint schon auf seiner Stirne mit Flammenschrift das Urtheil geschrieben: „Du bist des Todes schuldig!"

* * *

Zur Leichtlebigkeit kann man nicht dressiert werden, wenn man nicht dazu veranlagt ist. Wenn jemand einen Klumpfuß besitzt, so ist es natürlich, dass ihm das Tanzen kein Vergnügen macht.

* * *

Grundsätze schätzen wie gemeiniglich nur dann, wenn sie durch die Erfahrung an uns selbst in Fällen bestätigt werden, wo wir ihnen untreu geworden sind.

* * *

Viele besitzen das Talent, gute Freunde zu *haben*, doch nur wenige das, gute Freunde zu *sein*.

* * *

Ist ein Übel unser Leben,
Warum wird es uns gegeben?
Ist's als Gut uns zugekommen,
Warum wird es uns genommen?

* * *

Durch Edelmuth auf gemeine Seelen wirken zu wollen, heißt Düngerhaufen mit goldenen Mistgabeln bearbeiten.

* * *

Die Seele der Menschen, die mit der Noth des täglichen Lebens kämpfen, ist die Armuth. Und ihr wollt sie zu höheren Zwecken bilden?

* * *

Die Seele mancher Menschen ist wie ein Sumpf. Du magst das Kostbarste hineinwerfen, und er wirft nichts zurück, als schmutzige Jauche.

* * *

Auch die sogenannten edlen Empfindungen der Menschen darf man nicht immer nach ihrem reinen Goldgehalt prüfen; es ist wie bei den Münzen zur Legierung auch gewöhnlich unedleres Metall beigemischt.

Stimmungsbilder.

Von Anton Renk.

Nacht.

Schwarze Fichten. Drüber hin
Wolkenfetzen: Sturmesboten,
Und der Mond schaut bleich und starr
Wie das Antlitz eines Todten.

Nacht des Zweifels, Nacht der Angst....
Bang beginnt das Herz zu klopfen,
Und aus meinem Liederkelch
Fallen schwere, schwere Tropfen.....

* * *

Kirchtag...

Und Kirchtag ist. Der Böller kracht,
Die Jungfern sind im grünen Kranz:
Ich geh' zum grauen Kar empor;
Die drunten haben Spiel und Tanz!

Der Abend sinkt. Ich bin allein;
Es ist verhallt der letzte Schrei:
Ich bin ein Mensch, den niemand mag,
Es kommt der Sturm — 's ist einerlei...

Die Luft ist rauh. Gewitterwind
Dem Fels die Nebelkronen flicht....
Der Herrgott löscht mit dunkler Hand
Am Himmel aus das letzte Licht.

* * *

Im Kar.

Block auf Block im weiten Kar.
Keine Blumen — keine Stimmen. —
Abendschatten dunkelblau
In den Felsenwänden klimmen.

Sonne sinkt an dem Gezack
Eines fernen Felsenzarges
Und der Himmel lastet schwer
Wie der Deckel eines Sarges.

Starr wie die Gerechtigkeit
Niederblickt auf Schuld und Fehler,
Schaut die Schöpfung finster her
Und um Hilfe schreit die Seele....

Opfer der Touristik.

Vor einiger Zeit ist der Auszug eines Aufsatzes über den Dämon „Alpinismus" durch die Zeitungen geflattert, den ich im Heimgarten XIX, Seite 119, veröffentlicht habe. Dieser Aufsatz geht ziemlich scharf gegen die Bergfexerei los, aber er ist noch viel zu milde. Ich rede hier nicht von jenem Gedenthum, das in die Alpen geht, um Karten zu spielen, in Alpenhotels mit Flunk und Flitter zu prunken, Trüffelpasteten und Champagner zu vertilgen, oder um künstliche Seen herzurichten und Wasserfälle mit elektrischem Lichte zu beleuchten. Ich rede hier von dem frivolen Unwesen nicht, das immer kecker Besitz ergreift von den Alpen und ihren Bewohnern. Mein heutiger Ruf ist ein zorniger Hilferuf. — Von Jahr zu Jahr mehren sich die Opfer des Bergsportes. Wenn unsere Söhne in einen Feldzug ziehen, so braucht man ihnen kaum mit größerer Bangigkeit nachzublicken, als wenn sie sich in jugendlichem Übermuth auf eine Hochgebirgspartie begeben. Im unbekannten Hochgebirge ohne Führer klettern, das ist schneidig! Ich aber sage, das ist dumm, ihr jungen Herren! Dumm und schlecht. Dieweilen ihr den zweifelhaften Genuss einer tollen Renommisterei habt, haben euere Angehörigen daheim Tag und Nacht die Qualen der Angst, die ihr verlachet! Ihr begebt euch in Gefahr, das geschieht gewiss nicht zur moralischen Stärkung oder aus Bescheidenheit, als ob euer Leben, das ihr so leichtsinnig aufs Spiel setzt,

eben nicht viel wert wäre; es geschieht vielmehr aus Hochmuth, als ob ihr so stark und geschickt wäret, dass euch gar nichts geschehen könnte. Und dabei vergeht im Sommer kaum ein Tag, da man nicht von im Hochgebirge verirrten, erfrorenen, abgestürzten Leuten hört, zumeist jungen Leuten, die nicht aus Naturfreude auf die Berge steigen, denn dazu könnte man ja die guten und sicheren Pfade wählen, wie sie überall zu finden sind; die vielmehr aus Prahlsucht die gefährlichsten Touren unternehmen, um in die Zeitung zu kommen, von sich reden zu machen oder damit ein neuentdeckter Weg, ein von ihnen das erstemal erstiegener Gipfel gar ihren Namen führe! — Liebe Leute, derlei Heldenthaten bedeuten gar nichts. Wollet ihr schon euere Kraft, eueren Muth erproben, ein großes Werk vollbringen, so lasset euch anwerben für wissenschaftliche Expeditionen ins Innere von Afrika, nach dem Nordpol oder gar nach dem Südpol, wofür Nansen jetzt muthige Männer sucht. Dort gibt's auch Eis- und Klettertouren, dort gibt's genug Gipfel, auf denen vor euch noch niemand war. Dann kriegt ihr eueren Platz in der Weltgeschichte, ohne dass ihr erst die Visitkarte in einer leeren Weinflasche auf einer für das Wohl der Menschheit gleichgiltigen Alpenspitze zu hinterlegen brauchet. Oder die jungen Löwen sollten zu den Feuerwehren gehen, zu Rettungsgesellschaften, zu allen Gelegenheiten, wo es gilt, zum Heile der Allgemeinheit gegen die wilde Natur anzukämpfen, das gibt auch Gelegenheit, den Muth zu üben und Mannbares zu leisten. — Mit Leuten, die im Sport zugrunde gehen, hat man nicht sehr viel Mitleid, es ist einmal so. Anders aber, wenn einer wirklich aus heißer Liebe zur Natur und ihren Geheimnissen ins Gebirge geht und verunglückt — das ist tragisch und groß.

Aber der wahnwitzige Sport! An den Särgen seiner Opfer gibt es Ärger statt Trauer.

Man hat gemeint, die Veröffentlichung von touristischen Unglücksfällen würde abschreckend wirken, im Gegentheil, das macht neugierig, spornt an, es mit der gefährlichen Stelle neuerdings zu versuchen, bis neuerdings ein Malheur geschieht. Dafür kommt man aber in die Zeitung und dafür, dass eine Woche lang von einem gesprochen wird, kann man schon seine gesunden Glieder riskieren. — Dumme Jungen! Und doch so unschuldig, dass ich sie weinend küssen möchte, wenn sie starr und verstümmelt, in Kiefernreiser gebunden, herabgebracht werden vom Hochgebirge. Sie sind die arglosen Opfer eines sinnlosen Sportes, der ins Gewissenlose ausartet vor den Augen einer gleichgiltig bedauernden oder gar Beifall gebenden Welt. —

Man thäte besser, sportliche Unglücksfälle nicht an die große Glocke zu hängen; die Leute sollten wissen, dass nach einem, der für nichts und wieder nichts, nur aus Prahlsucht sein Leben verspielt, kein Hahn kräht. Die Alpenvereine sollten Mittel finden, um unerfahrenen Leuten aller Art Bravourtouren möglichst zu verleiden, diese zu brandmarken. — Oder soll im Angesichte der zahllosen Unglücksfälle gewartet werden, bis der Staat eingreift? Der Staat, wenn er sich bewusst wird, dass er auch in den Alpen für die Sicherheit des Lebens zu sorgen hat, wird brutal eingreifen: er hat Mittel genug, wenn es ihm zu arg wird, das Touristenwesen zu beschränken, zu ersticken! Und damit wäre wieder einmal das Kind mit dem Bade ausgegossen. Es gibt nichts Herrlicheres, es gibt nichts für das im Culturstaube schrumpfende Menschenherz Erfrischenderes und Erhebenderes, als die Natur der Alpen. Wer ihr mit Ehrfurcht naht, den segnet sie, wer frevlerisch mit ihr anbindet, den vernichtet sie. Auch die Wissenschaft hat auf diesem Gebiete hohe Ziele. Sobald aber der Alpinismus zum blöden, nichtsnutzigen Sporte herabgedrückt wird, wird es Zeit sein, die heiligen Thore der Alpen zu schließen, sowie man den Kindern das Beschreiten von Stegen verbietet, die kein Geländer haben.

R.

Todtentanz aus den Alpen.

Gesammelte Grabschriften von Ludwig v. Hörmann.[1])

Ich bin ein außerehlich Kind,
Die auf der Welt verachtet sind,
Der liebe Gott richt's ein,
Im Himmel kann ich ein Engel sein.
Friedhof zu Altenmarkt, Kärnten.

* * *

Den vierten Tag Märzen 1604 Jahr
Charitas oder Lieb uns drei gebar:
Drei Christinas, drei Schwestern, drei Gottesgab',
Die zumal beschloss ein Leib, jetzt beschließt ein Grab.
In einer Stund sind wir geboren
Und lebten und starben zugleich
Und fuhren von Lieb zu Lieb ins Himmelreich.
Klein-Kirche zu Georgenberg.
(Grabsteine der Drillinge des Dr. Hippolyt Guarinoni.)

* * *

s' Moidele [2]) ist nicht todt, sie schlaft nur.
Grabstein des Töchterchens von Dr. v. Zallinger-Stillendorf. Bozen.

* * *

Allhier ruht der unschuldige Jüngling Josef Pidner, welcher im 55. Jahre seines Alters am 27. Jänner 1869 gestorben. Bitte Gott für uns!
Telfes Frdhf.

* * *

Ausgelegen, ausgewegen
Muss Alles werden, nach dem Tod
Folgt Straf oder Gnad hingegen,
Wie es find' dein Aug' o Gott.

Wann die Schmidin mit dem Eisen
Ihrer Schuld beschwert dein Wag,
Wolltest ihr dein Gnad erweisen
An dem strengen Urtheilstag.

Also seufzet zu dem rechten Richter die allda begrabene Frau Katharinä Auswägerin geborene Schmidin. Nonnberg, Friedhof.

* * *

Der Glückin wünsche Glück dazu,
Daß sie genießt die ewige Ruh. 1724.
Salzburg, St. Peter-Hauptkirche.

* * *

Denkmal des Niklas und Veronika Wallner Bauers Leibe in Jagles Gut [3]).
Wir waren so genand
Der Himmel ist unser Vaterland
Die Erde unser Liegerstatt
Worin uns Gott erschaffen hat.
Heiligenblut.

* * *

---

[1]) Entnommen dessen: „Grabschriften und Marterlen. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1896). Diese neue Folge des verdienstlichen Sammlers Ludwig von Hörmann enthält wieder eine große Reihe origineller Inschriften aus dem unerschöflichen Gebiete. Die Red.

[2]) Mariechen.

[3]) Jagl, Verkleinerungsform von Jakob.

Auf meinem Grabstein wirst du, meine Gattin! lesen,
Daſs ich dir jedesmal aufrichtig treu bin gewesen,
Eröffne dann mein Grab und sieh' den Moder an,
Der weder mit der Zung noch Lefzen sprechen kann,
Und frag: Bist du es wohl, den meine Seele liebt?
So schwör ich, daſs es dir das Echo gibt. Telfs.

* * *

Hier unter diesem Leichenstein
Ging dieser Mann zur Prüfung ein,
Er wartet auf die ewige Ruh',
Er drückt' erst ein, dann beide Augen zu.
Friedh. v. St. Leonhard in Graz.

* * *

Hier liegt und ruht begraben
Ein Mann, dem Ehr gebührt,
Von seinen Kindern und Gattin
Und auch von allen Menschen geliebt.
Er starb zwar bis in Pfronten
Weil er in Krankheits-Qual
Im Schattwaldbad vermuthen
Die Gsundheit hoffend klar.
Alleyn es war vorbei
Er endete sein Leben
Nachmittag um $^3/_4$ auf Drey
Hat er den Geist aufgeben.
Zu stetem Andenken gewidmet
Von seiner Gattin und 6 Kindern.
Kaufbeuren.

* * *

Kaspar, es heiſst sterben in kurzer Zeit,
Mach dich auf den Tod bereit!
Tod, ich habe Weib und Kind,
Die dann ganz verlassen sind!
Kaspar es ist ganz gleich
Sind sie arm oder reich!
Tod, o lasse mir doch Zeit,
Bis ich mein Vieh auf die Alpe treib'!
Nein Caspar, deine Lebenszeit ist aus
Du muſst jetzt fort von Kuh und Haus!
Tod, jetzt willige ich ein,
Es wird so Gottes Wille sein!
Oberau. (Wildschönau.)

* * *

Christ, Arzt und Schütze lang
Er fest aufs Zentrum zielt
Viel Kränze auch errang
Und nun das „Best" erhielt.
Genrebildchen für Josef Stricker, in Freudenthal bei Mieming (Oberinnthal).

* * *

Allhier ruhet der in Gott selig verschiedene Herr Franciscus Mosel welcher des alhiesigen Raths Mit-glied weß auch durch etlich zwanzig Jahr Kirchen-Probst gewesen; .... Ein grosser Schizens-Freund, auch deren Meister gewesen, muſste er doch endlichen selbst im 71sten Jahr seines alters dem grausamen Todt zu einer Zihl-Scheiben dienen; welcher ihn auch den 19ten obris (November) im Jahr unsers Heyls 1771 auf das Centrum getroffen und hirmit den Pöller seines Lebens abgebrannt hat. der Allmächtige Belohner Alles Guten gebe ihm die Kron der ewigen Freuden, welche sich dieser mitleidige Samaritan durch seine Tugend, Frömmigkeit und große Allmosen unverwelklich geflochten hat.
Grabstein an der Kirchenmauer zu Loosdorf, Oberösterreich.

* * *

Ruhestätte der ehrengeachtn Frau Maria Bürgstein † 1872.
Sie leistet während ihrem 21jährigen Hebammendienst den glücklichsten Beystand.
Reich und arm — es war ihr jede gleich,
Gegen jede war sie zart und liebreich,
Drum liebten ihre Nachbarn innig sie
Auch den ihren starb sie viel zu früh.
St. Peterfriedhof in Salzburg.

* * *

Sein sanfter Predigt-Tonn
That weit und breit erschallen
Zugleich vor Gottes Thronn
Und seinen Schäflein allen.

Wenn ihr an Pfarr denct
An lieben Vater Schöch,
Er an euch Einder denct
Und bittet Gott in der Höch.

Nofels an der Kirche links der „Grabstein des hochgelehrten Herrn Johann Gebhard Schöch, gebürtig von Götzis, Pfarrer allhier von 1800—1822".

* * *

Hier liegt der Gottverehrer,
Der Vorstand der Schul' als Lehrer;
Er begann seine Laufbahn als Aushauer
Und war sechs Jahre Fürg'schauer.

Er wirkte dann mit Rath und That
Und ischt auch gsessen im großen Rath.
Jetzt sitzt er nun verklärt in Himmelslichter,
Der gewesene Friedensrichter.

Auf einem Friedhofe des Aargauer Freiamtes.

* * *

Ich war ein Dienstbot vom rechten Kern,
wo ich diente war ich gern,
Arbeit, Treue, Fleiß geht überal
recht glücklich durch das Erdenthal.

In 46 langen Dienstesjahren
In allen nur 2 Schaffer [1]) waren
Da rief mich Gott so plötzlich fort
Und hoff von ihm den Himmel dort.

Telfs.

* * *

Hier ruht Martin Fercher unverdrossen
Hat 72 Bären geschossen
Und dabei sein Leben beschlossen.

Friedhof zu Paternion (Kärnten).

* * *

Komm mein lieber Kamerad
Reich mir nochmals deine Hand
Wir stunden oft in größter Gefahr
Zu streiten für das Vaterland.
Behüt dich Gott mein lieber Heinrich

Ich werd mein Leben Schließen
Thue mir nochmals meine
Eltern, Geschwistern und Freunde grüßen.
Alle Bekannten seit meiner eingedenkt
Und ein Vaterunser schenkt.

1850 in Verona verstorben Gregor Waßner — St. Gilgen.

* * *

Seins vatt(ers) vat(er), Sein
Anher ist gewest eanns Uberacher Ritt(er).
Seins vatt(ers) mutt(er) sein Anfraw ist gewest ein Ekkerin.
Sein mutt(er) vatt(er) sein en [2]) is
gewest ein Stockbar ner Ritt(er).
Sein Mutt(er) mutt(er) sein andel [3]) ist gewest ein Spanin.

Salzburg, St. Peterfriedhof, Margarethenkapelle.

* * *

---

[1]) Herr, Oberknecht.
[2]) Großvater.
[3]) Großmutter.

Froh gelebt, kein'n Scherz verdorben,
Viel geplagt und Nichts erworben.
Viele Freunde wenig Geld
War sein Loos auf dieser Welt.

Doch wenn einmal eingetroffen
Was wir Christen alle hoffen,
Wird auch er in fernen Welten
Als ein lieber Freund uns gelten.

Ernst Walch † 1878, gewidmet von seinen Freunden.
St. Peterfriedhof in Salzburg.

* * *

Viel genossen — viel gelitten
Und das Glück lag in der Mitten.
Viel empfunden, nichts erworben,
Froh gelebt und leicht gestorben —
Fragt nicht nach der Zahl der Jahre,

Kein Kalender ist die Bahre
Und der Mensch im Leichentuch
Bleibt ein zugeklapptes Buch. —
Darum Wand'rer, zieh doch weiter,
Denn Verwesung stimmt nicht heiter.

Grabschrift des Dichters Ferdinand Sauter am Hernalser Friedhof, von ihm selbst verfaßt.

Ein Landsitz.

Wenn man von Krieglach aus gegen Osten hin an der Reichsstraße wandert, so fällt an der rechten Seite eine langgestreckte Baumpartie auf, die sich südlich ins Land hineinzieht. Ein unscheinbares Thor führt zwischen Buschwerk hinein und einen Sandweg entlang. Die landschaftliche Stimmung ist fast plötzlich eine düstere geworden, träumend streift man über thaufeuchte Wiesengründe hin, die mit Birken-, Lärchen- und Kieferngruppen bewachsen sind und sich links in die Dunkelheit üppiger Fichtenbestände verlieren. Hie und da blauen links zwischen Gestämme die östlichen Alpenhöhen des Mürzthales durch, während rechts unser Auge auf junge Waldanpflanzungen fällt. An einer Linde vorüber streift unser Weg über die frischgrüne Au bis zu einer Stelle, wo rechts von ihm ein Fußsteig abzweigt, der zwischen Flieder- und Haselnussgebüsche sachte bergwärts steigt. Die Würze der kühlen Luft ist köstlich. Man kommt zu einem Birkenwäldchen, vor welchem sich eine Ruhebank befindet, von der man einen großen Theil des Wildparkes überschauen kann. Weiter hin stößt der Fußsteig wieder zum Kiesweg, der sich neben Fichten, Ameishaufen und Wildstrupp heranzieht, vorüber an zwei besonders auffallenden, stattlichen Lärchen, die ihre Kronen hoch über alles andere Gewipfel gegen Himmel erheben.

Man kommt zu einem breiten beschotterten Platz, und hier ist die Wegscheide. Der eine Weg biegt scharf ab gegen den nahen Holzpavillon, der fast verborgen in einer Kastaniengruppe steht. Der Weg zur Linken zieht sich in die östlichen Partien an Lärchen und Birken vorüber, entlang einer dunklen Hecke gegen das große Einfahrtsthor hinter dem Herrenhause. Der Weg rechts führt in die oberen Gegenden des Wildparkes. Vor uns erhebt sich die Nordfront des Herrenhauses mit ihrer glänzenden Fensterreihe, im Vordergrunde von einem blühenden Rosenhaine besäumt. Wenn wir den Weg nach rechts wählen, am Herrenhause entlang, so öffnet sich uns über grüne Matten hin eine Fernsicht auf den Ort Krieglach und auf den Hohen Gölk, der sich steil und dunkel im Hintergrunde erhebt. Wir hören das Rauschen eines Wasserfalles. Wir stehen still und horchen. Es ist der sprudelnde Quell einer Wasserleitung, wir stehen am Forum. Hier die Freitreppe zur Pforte des Herrenhauses, hier der Tummelplatz mit allerlei wirtschaftlichen Vorrichtungen. Unter dem Schatten einer Linde Tisch mit Rundbank, daneben ein Brunnenwerk aus der Vorzeit. — Wir wenden uns etwas gegen Südwesten, eine kurze Strecke thalwärts, dann in südlicher Richtung gerade aus. Rechts grüne, blühende Matten mit jungen Baum-

pflanzungen, links junges Heckengebüsch, welches die Flächen eines Nutzgartens nur halb verdeckt. Der Weg steigt wieder leicht an, immer gegen Süden in der Richtung des Gebirges hin. Auf dieser ganzen Strecke genießt man die Aussicht ins weite Land, anfangs nach Westen, später auch nach Osten hin. Vor unseren Augen taucht ein leuchtender Holzbau auf, genannt das „Almhaus", dem wir zuwandern, um an der kunstvoll durchbrochenen Veranda emporzusteigen zum Eingange. Sollten wir diesen verschlossen finden, da ein einsiedlerischer Sonderling drin wohnt, so biegen wir rechts um die Ecke, an jungen Fichtenbeständen vorüber, und gelangen nach kurzem zum idyllischen Gartenhause, das unter einem uralten Apfelbaum hingeschmiegt ruht. Wenden wir unsere Schritte zwischen diesen Gebäuden durch gegen Osten, so erschließt sich plötzlich vor unseren Augen ein grüner Plan, von Kieswegen durchzogen. Von hier aus kann man auch die Grenzlinie erblicken, die die Besitzung im Süden und Osten abschließt. Stundenlang kann man sich ergehen in diesen Anlagen. . . .

Wem gehört der herrliche Besitz? Der herrliche Besitz gehört einem Poeten, der ihn soeben wahrheitsgetreu beschrieben hat. Er vergaß in vorstehender Beschreibung nur zu sagen, dass das Flächenmaß dieses Wildparkes, mit allem was drin und drauf steht, nicht ganz ein Joch beträgt, welches er vor Jahren selber bepflanzt hat, dass der Bäume, die da angedeutet, kaum mehr als sechzig Stämme sind, welche vom Dorfe und fremden Feldern begrenzt werden, dass das Brunnenwerk aus der Vorzeit nichts als ein gewöhnlicher Pumpbrunnen ist, den er einst graben ließ, dass das „Herrenhaus" nur von einem vorübergehenden Witzbolde so genannt wurde, in der That aber das bescheidene Sommerhaus ist, welches der Poet vor neunzehn Jahren sich erbaut hat, und endlich, dass das „Almhaus" ein Blockhäuschen ist, welches den Familienrest beherbergen soll, der im ersteren Hause nicht mehr Platz findet.

Dieses alles hat der Poet vergessen zu sagen, das übrige stimmt genau, besonders das frische Grün, die würzige Luft und die herrliche Aussicht auf den Ort und auf den Hohen Gölk, die selbst Rothschild, wenn er hier einen Palast gebaut hätte, nicht besser haben könnte.

Da sieht man wieder einmal, wie es diese Herren Dichter machen; das, was sie sagen, ist oft nur schön durch das, was sie verschweigen. Und im Grunde können sie nichts dafür, dass der Leser unwillkürlich so fleißig mitdichtet. Übrigens mag der Leser sich den flüchtig skizzierten Landsitz noch so großartig gedacht haben, der Thatsache kommt er schwerlich nahe. Die Landgüter und Schlösser des Poeten liegen im Reiche seiner Phantasie, und während er sich auf seinem wirklichen Erdenraum von 1500 Geviertklaftern stundenlang ergeht, durchstreift er im Geiste Besitzthümer, die alle Maße übersteigen, die vom Neide der Mitmenschen selten, vom Steuerboten niemals heimgesucht werden.

Nein, das letztere will ich nicht gesagt haben. Das wäre ja gerade, als ob man sich selbst denuncieren wollte! Wie leicht könnte der Finanzminister auf schlechte Gedanken kommen! Warum den größten Luxus, die Phantasie, nicht besteuern? Sie wird zwar besteuert, sobald sie sich in Druckschwärze oder sonst wie öffentlich zeigt. Aber die egoistische Phantasie, in der jemand allein für sich und ganz heimlich schwelgt, die geht frei aus, die gibt zwar Gott, was Gottes ist, aber nicht dem Staate, was des Staates ist. Ein Millionär zahlt Tausende von Steuern, und recht ist's. Der Phantast übertrumpft den Millionär an Reichthum und Genuss bei weitem, und den läßt das Steueramt laufen wie einen Landstreicher. Ist das in Ordnung? ... So könnte ein vernünftiger Finanzmann denken. Und bums — wären morgen auch die Luftschlösser besteuert. R.

Bücher.

Die Deutschen Österreichs! Hundert Studienblätter deutscher Künstler. Auf Veranlassung und unter Mitwirkung des Münchener „Hilfsausschusses für Cilli“ herausgegeben unter künstlerischer Leitung von Franz von Defregger zu Gunsten des deutschen Studentenheims und des deutschen Vereinshauses in Cilli. (München. J. F. Lehmann. 1896.)

Diese künstlerische Erscheinung — ich nenne sie für uns Steirer die bedeutsamste und erfreulichste des ganzen Jahres. Selten genug, dass die Reichsdeutschen sich um unsere politische Lage kümmern; sie bedauern uns, haben manche scharfe Rüge, die wir verdienen, manchen guten Rath, den wir nicht ausführen können — weiter nichts. Nun kommt aus Baiern, der Urheimat deutscher Steirer, ein anderes Zeichen. Ein Zeichen, wie sehr sie dort an uns denken, um unser Geschick besorgt sind und bereit, uns moralisch zu stärken. Das obgenannte Album ist ein Brudergruß, wie er treuer und inniger nicht gedacht werden kann. Die bedeutendsten deutschen Künstler haben sich unter Meister Defregger vereint zu den hundert Studienblättern, deren erste Serie vor kurzem erschienen ist. Nebst den herrlichen Ansichten der Stadt Cilli und aus den Sulzbacher Alpen, bringt dieses Heft ausgezeichnete Bilder von Lindenschmit, Erdtelt, Kaufmann, Gretz, Behrendt, Knaus, Hans Meyer, Becker-Gundahl, Schumann, Blätterbauer, Brandstetter und Heinrich Gogarten. Es sind entzückende Bilder darunter. Kein Geringerer, als Professor Max Haushofer liefert dazu den Text. Angeregt hat das Werk, wie überhaupt den Hilfsausschuß für Cilli, in München unser wackerer, junger Landsmann Heinrich Wastian, der mit unermüdlicher Mühe und heiliger Begeisterung für die nationale Sache der Deutschen in Steiermark kämpft. Es handelt sich hier durchaus nicht um das schöne Cilli allein, das für sich schon eines Ringens wert ist, es handelt sich auch nicht sosehr um politische Principien, es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger, als um die deutsche Cultur, das deutsche Leben, als um den Bestand der Deutschen in Steiermark. Wo die Gefahr heute noch nicht droht, dort kann sie morgen drohen, drum Einigkeit und Hilfsbereitschaft für jene Stammesgenossen, die heute schon bedroht sind. Das große Künstlerwerk aus München ist ein ernster Mahnruf für die, so daheim sorglos schlafen! R.

Über das Schnaderhüpfel. Eine Freundin von mir, die immer in der Stadt wohnt und das Landleben nur vom Hörensagen kennt, hatte auch vom Schnaderhüpfel gehört und dann über dasselbe im zoologischen Lehrbuche nachgeschlagen. Sie hatte sich unter Schnaderhüpfel nämlich ein Vöglein vorgestellt, welches auf Baumwipfeln, in Stauden, auf Zaunpfählen, Hausgiebeln und Fensterbrettlein umherhüpft und schnattert. Diese Auffassung ist gar nicht übel, ein lebendiges natürliches Wesen ist es jedenfalls, das Schnaderhüpfel, hat doch Hans Grasberger eine „Naturgeschichte des Schnaderhüpfels“ geschrieben. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.) Der Verfasser nennt zwar seine Schrift auch eine literarische Studie, so wie er sie eine ethnographische oder philologische Studie hätte nennen können. Diese Studie behandelt das landläufige Vierzeilige so ziemlich von allen Seiten, und so viel über diesen Gegenstand schon geschrieben worden sein mag, gründlicher, verständnisvoller und feiner, als durch Grasbergers Feder, ist es sicher noch nie geschehen. Ich glaube, es ist die vollendetste Arbeit über das Schnaderhüpfel überhaupt. Sie betrachtet diese Art Volksdichtung vom historischen, ethnologischen, ethymologischen und literarischen Standpunkte aus. Sie vergleicht das Schnaderhüpfel mit verwandten Dichtungsarten deutscher und fremder Zunge und führt gelegentlich die schönsten Beispiele an. Nur hat sich nach meiner Meinung der Verfasser nach einer charakteristischen Seite des Schnaderhüpfels hin eine etwas zu große Discretion auferlegt, um die wissenschaftliche Aufgabe complet zu machen. Für den Familienlesetisch wird eine Studie über das Schnaderhüpfel ja so wie so nicht geschrieben. Hauptsache bei Grasbergers fleißiger und eleganter Arbeit ist das gründliche Verständnis, das vollkommene Eindringen in den Gegenstand, bei dem ihm nicht bloß seine Vertrautheit mit dem Volke der Alpen, sondern auch eine umfassende Kenntnis der Literatur und ihrer Formen zustatten kommt. Kurz, wer über das lose Vöglein Schnaderhüpfel etwas Gediegenes und Liebenswürdiges lesen will, der lange nach Grasbergers Büchlein. R.

Humoresken und Phantasien. Von Max Kalbeck. (Wien. Literarische Gesellschaft. 1896.)

Man hält nicht viel von Erzählungen und Lebens- oder Phantasiebildern, die sich selbst als Humoresken ankündigen. Der echte Humor, heißt es, sei sich seiner nicht bewusst.

Nun gibt es aber verschiedene Humore und wohl auch solche, die es selbst recht gut wissen, dass sie humoristisch sind und sein wollen. Auch unter diesen findet sich eine edle Sorte, die weit über dem lediglich Komischen steht und die aus Gemüth und Witz trefflich gemischt ist. Bei Kalbecks Humoresken habe ich sehr viel lachen müssen, manchmal auch mit stark klopfendem Herzen, und wer mir bei dem einen oder anderen Stückchen ins Auge geblickt hätte, der würde wahrscheinlich Heines Definition des Humors citiert haben. Und so warm, wie Kalbecks Humor sein kann, so packend können seine Phantasien wirken. Es ist ein liebenswürdiges Buch, von dem in manchem Leser mehr hängen bleiben dürfte, als eine momentane Stimmung. Der „Heimgarten" will aus dem Buche seinen Lesern nächstens „die Hosen des Andreas Hofer" bieten. Man ist ja so froh, wenn aus dem furchtbaren Ernste der Hoferliteratur einmal ein drolliges Schnurrchen hervordringt, und der derbe Ledergeruch desselben wird unsere Pietät für den herrlichen Volkshelden nicht schmälern. M.

Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen. Eine Gedankenlese aus den Werken John Ruskins. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. (Straßburg. J. H. Ed. Heitz.)

Beim Lesen dieses Büchleins wird man ganz wehmüthig gestimmt. Es geschieht in Wirklichkeit alles so ganz anders, wie es hier geplant ist. Geplant voller Adel und praktischer Weisheit. Unsere Geschäftswelt ist im allgemeinen klug, aber nicht weise. Man ist zu kleinlich egoistisch, um ein Werk und einen Reichthum und ein Glück im großen und dauernden Stile begründen zu können. Das Buch wendet sich an den Arbeitgeber, den Arbeiter, den Kaufmann und regt zu vielem Nachdenken an. R.

Österreichischer Arbeiterkalender für das Jahr 1897. Herausgegeben im Auftrage der Parteivertretung der österreichischen Socialdemokratie. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Unter allen gegenwärtigen Parteien ist entschieden die socialdemokratische die, welche das meiste Interesse einer christlichen Bevölkerung verdient. Die Socialdemokraten haben positive Pläne und wissen, was sie wollen. Durch sie strebt aus dem Volke eine frische, thatenstarke Cultur empor, die doch mindestens so viel Anrecht auf menschliche Sympathie hat, als das, was gegenwärtig noch herrscht und uns so tief in die Patsche gebracht hat. Wer die Zeitungen und Schriften der Socialdemokraten liest, der wird sich auch bald überzeugen, dass diese Partei zwar schneidig und herbe ihre Rechte verlangt, dass sie aber nicht so gefährlich ist, wie ihre mächtigen und rücksichtslosen Gegnerschaften sie schildern. Der vorliegende Arbeiterkalender ist ein Volksbuch, das wir der Empfehlung wert halten. Es bringt nebst dem vollständigen Kalendarium eine gedrängte Jahresrückschau mit allem für die Partei Interessanten, gut redigierte geschichtliche Gedenktafeln, inhaltsreiche Gedichte und Erzählungen, wirtschaftliche, politische Aufsätze u. s. w. Ein ernster, sittlicher, zielbewusster Zug geht durch das Jahrbuch, welches mit vielen Bildern geschmückt ist. Besonders zu erwähnen das Titelbild „Mammon und sein Sklave" von Sascha Schneider mit dem dazugehörigen Gedichte von Gustav Hoffer. Auch das Gedicht „Neujahr" von Edmund Wengraf kündet den zornigen und hohen Idealismus, der diese Partei beseelt. M.

Versöhnung! Alle hochherzigen, friedliebenden Menschen sollen aufmerksam gemacht sein auf eine neue Zeitschrift, welche der Menschenfreund M. von Egidy, der deutsche Tolstoi, in Berlin herausgibt. Dieselbe nennt sich „Versöhnung". Diese Monatsschrift tritt für die Befreiung des einzelnen vom Banne innerer Unwahrhaftigkeit und für eine Erneuerung unseres Gesammtlebens ein, wie sich dasselbe aus den neu gewonnenen Grundanschauungen heraus gestalten soll: Persönlichkeitsbewusstsein, Zusammengehörigkeitsbewusstsein. Egidy selbst behandelt die Zeit- und Tagesfragen im Lichte dieser Grundanschauungen; daneben werden den Lesern selbständige Abhandlungen anderer geboten; die Versöhnung ist außerdem ein Berichterstatter über das Fortschreiten der für unsere Entwickelung bedeutsamsten Einzelbestrebungen: Gesundheit, Volkswirthschaft, Schule, Frauen, Friede, Kunst.

Es ist keineswegs Voraussetzung, dass jeder, der die „Versöhnung" liest, von vornherein mit allen dort ausgesprochenen Anschauungen und Bestrebungen einverstanden ist. Wem es ernst ist mit seiner Liebe zum deutschen Volke, der gehört unter das Versöhnungsbanner. V.

Nansens Nordpolfahrt. Dieses bei G. Freytag und Berndt in Wien erschienenen Kärtchen gibt die Route Nansens, sowie die der wichtigsten anderen, bisher unternommene Nordpol-Expeditionen, einen erläuternden Text dazu aus der bewährten Feder des bekannten Geographen Prof. Dr. Friedrich Umlauft, ferner als wertvollen künstlerischen Schmuck das Porträt Nansens und eine Abbildung des „Fram". V.

Büchereinlauf:

Sommermärchen. Ein lyrisches Schauspiel von Heinz Julius Tomaseth. (Wien. Karl Konegen. 1896.)

Über das älplerische Volkslied und wie man es findet. Von Dr. J. Pommer. (Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines.)

A Hopfenkranzel. Lustige Dialectgedichte aus Deutsch-Böhmen von Max Glaser. (Leipzig. August Schulze. 1896.)

Wider den Türken. Sechs Gedichte für Armenien und Kreta von Hugo Koester. (Saarbrücken. Selbstverlag.)

Johannes Medde. Eine literarische Studie von Albert Steck. (Hamburg. Hermann Grüning. 1896.)

Die Menschenbildung. Von Fr. Max Bergfeld. (Mühlau, Bezirk Leipzig, 1893. Bergfeld.)

Die schlechten Zeilen, deren Ursachen und Weg zur Besserung, oder: Was wir wollen und was wir sollen. Von Alois Fr. Riedl. (Engelsberg. 1896. Im Verlage des Verfassers.)

Die Sonnenwärme-Theorie. Von Moriz Schnitzer. Ein Beitrag zur Erklärung der Entstehung und Entwickelung der Erde, Pflanzen, Thiere und Menschen, sowie die Begründung der Naturheilkunde und des Vegetarismus durch die Gesetze der Natur. (Reichenberg. Verlag der „Wohlfahrt".)

Haase'scher Landwirtschaftlicher und Flachsbaukalender für das Jahr 1897. Redigiert von C. M. Hergel. (Prag. A. Haase.)

Bericht über die allgemeine Versammlung steirischer Lehrer und Lehrerinnen am 26. Mai 1896 in Graz. (Graz. 1896. Albert Horvatek.)

Postkarten des „Heimgarten".

Dr. J. W., Wien: Sie wollen mich ins Parlament hineinwählen. Ich danke Ihnen schön. Es ist ein stolzes Gefühl, in keinerlei hohem Rathe je gesessen zu sein. Ich wollte nie ein Stück des Ganzen sein, sondern lieber ein Ganzes selbst, und wenn es auch noch so klein ist. Ich habe in mir selbst mehr Parlament, als mir lieb ist — eine Rechte, eine Linke, ein Centrum, die sich häufig genug bekämpfen. Glücklich jeder, der an dem großen, öffentlichen, oft so unsauber geführten Streit nicht theilnehmen muss. R.

G. L., Goslar: Lesen Sie in der angeregten Frage den lichtvollen Aufsatz „Atheismus und Ethik" in den „Grenzboten" 1896, Nr. 55. Sie finden darin das im „Allerlei Menschlichen" Gesagte und von Ihnen Bezweifelte neuerdings bestätigt.

* **Die Religion muss dem Volke erhalten bleiben.** So sagen die hohen Herrschaften. Was thun sie aber selbst, um ihre Achtung vor der Religion zu bezeugen und mit gutem Beispiele voranzugehen? Die evangelische Kronprinzessin von Griechenland trat zum griechisch-orthodoxen Glauben über. Die evangelische Prinzessin von Hessen wurde griechisch-orthodox, um die Krone Russlands anzunehmen. Der römisch-katholische Fürst Ferdinand von Bulgarien ließ seinen Sohn griechisch-orthodox taufen, damit dieser sich als Fürst von Bulgarien behaupten könne. Die griechisch-orthodoxe Prinzessin von Montenegro wird römisch-katholisch, damit sie Königin von Italien werden kann. „Dorfbote."

F. O., Graz: Dankbarkeit? Lassen wir das. Ich war immer gedrückt, wenn ich mit Dank überhäuft wurde für etwas, das die Dankenden erst missverstehen mussten, bis es für sie brauchbar wurde. Aber glücklich hätte ich mich gefühlt als Gläubiger der Mitmenschen, der schmunzelnd einen großen Conto mit zu Grabe trägt, welcher ihm nicht bezahlt werden kann.

H. G. M., Verlagsbuchhändler, Leipzig: Ihre sachliche Äußerung über unseren Aufsatz, betreffend das geschäftliche Verhältnis zwischen Autor und Verleger (Heimgarten, zehnter Jahrgang, Seite 921) sehr willkommen.

K. W., Graz: Gehalt nachempfunden. Form nicht genügend.

K., Prag: „Als Erhalter von Weib und Kind und ohne Privatmittel wollen Sie den Bahndienst niederlegen, um das Schriftstellerfach zu ergreifen." Und die neue „Carriere" beginnen Sie mit — lyrischen Gedichten! — Wahrlich, Sie scheinen erst gestern vom Himmel gefallen zu sein. Und morgen werden Sie aus den Wolken fallen.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Der selbstlose Rochus Freudensprung.

Von **Josef Wichner.**

Es ist nicht zu sagen, wie selbstlos die Leute von Schönwies sind. Es ist das ein Alpendorf, das die Städter gar gerne heimsuchen, um, der rauchigen Fabriksschlotluft ledig, ihre Lungen in wohligem Athmen mit würziger Waldluft zu füllen, um wiederum einmal einen natürlichen Wasserfall zu sehen, um eigenhändig Blumen zu brocken, um zehnmal höher hinauf zu steigen, als bis zum Helme der Stadtkirchthürme, und . . . um manchmal ebenso tief hinabzufallen, dieweil einer so am sichersten in die Zeitungen kommt.

Und die Schönwieser sind in der Cultur noch nicht so weit vorgeschritten, dass sie jeden Fremdling ohne alle Umstände unter die Geldpresse legen und zudrehen, bis der letzte blutige Heller herausgequetscht ist, sondern sie haben ein Einsehen und wissen, dass auch die Städter, etliche Ausnahmen abgerechnet, das Geld nicht gestohlen haben, dass sie's in ihrer Art auch schwer verdienen müssen und dass sie leider kein Wünschhütlein besitzen, wie weiland Fortunatus, noch einen unerschöpflichen Beutel, wie der reiche und doch unselige Peter Schlemihl.

Und also bekommt der Sommerfrischler in Schönwies zwar nicht gerade viele Bequemlichkeiten und auch nicht eine vierseitige Speisekarte „vor'm Suppenessen", aber dafür kostet's auch nicht viel, und das ist auch ein Trost; ja die Leute sind dort so selbstlos, dass sie nicht einmal ein noch so freundlich angebotenes Geschenk oder eine Verehrung annehmen, wo doch ansonst nach dem Sprichworte kein Mensch einem geschenkten Gaul ins Maul zu schauen pflegt.

Davon wüsste das ehrwürdige Stadtfräulein Eulalia Humpelmayer kein übles Stücklein zu erzählen. Maßen aber selbiges Fräulein, ganz gegen Gewohnheit seines Geschlechtes und gegen Deutung seines Namens in diesem Punkte gar schweigsam ist, so will ich, ganz gegen Gewohnheit meines Geschlechtes, als eine echte Plaudertasche ans Licht ziehen, was mir der Spatzenwirt von Schönwies angesichts einer ganzen Wirtsstube voll Gäste unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hat.

Es hatte sich, so erzählte mir der Wirt, besagtes Fräulein, das nach dem Taufbuche fünfundfünfzig, nach eigenem Geständnisse aber erst fünfunddreißig Lenze durch die Blumen geschritten war, mit den Stadtherren dermaßen verfeindet, dass es den offenbar noch bedeutenden Rest seines Lebens auf dem unverdorbenen Lande zuzubringen gedachte und sich deswegen bis auf weiteres beim Birkenhofer eingemietet hatte.

Aus einzelnen 'in verdrießlicher Stimmung hingeworfenen Worten war zu entnehmen, dass das Fräulein, so doch als einzige Tochter von seinen vor Jahren geschiedenen Eltern ein nicht unbeträchtliches Vermögen ererbt und also auf einen Mann sozusagen ein Anrecht hatte, den Stadtherren weniger deshalb zürnte, weil es keiner unternommen, das Blümlein in sein Haus zu verpflanzen, sondern vielmehr deshalb, weil es keiner übers Herz gebracht hatte, ihm auch nur einen Heiratsantrag zu machen.

Auf den Ehestand, der gar oft ein Wehestand sei, hätte Fräulein Eulalia, wie es wiederholt versicherte, wohl noch verzichtet, aber die Seligkeit, so von oben herab mit würdevoller Geringschätzung einen Korb auszutheilen, diese Seligkeit hätte es, wenn auch nur ein einzigmal im Leben, gar zu gerne verkostet.

Die wenig artigen Stadtherren aber, die hatten dem Landfrieden nicht getraut, sie hatten dem Fräulein in der sicherlich unbegründeten Furcht, es möchte, so man ihm den kleinen Finger reiche, doch die ganze Hand wollen, nicht einmal die Genugthuung gegönnt, die in einem gespendeten Korbe liegt, und das eben sei es gewesen, was Fräulein Eulalia so verbittert habe, dass es der Stadt und allen ihren H e r r-lichkeiten den Rücken kehrte.

Nunmehr wohnte das Fräulein in einem ziemlich geräumigen Zimmer beim Birkenhofer und wandte . . . einstweilen . . . seine Liebe

zweien Hunderln zu, dem Bauxerl und dem Kracherl, die auch schon manche Lenze gesehen haben mochten und die es an zwei zierlich geflochtenen Seidenschnüren durch Feld und Au führte, indes ein geflecktes Kätzchen auf seiner rechten Schulter saß, träumend gegen die Sonne blinzelte und behaglich schnurrte.

Auch den Blumen des Feldes war das Fräulein nicht abhold, und in den Fenstern seiner Kemenate blühte und verwelkte manch ein Strauß holdseliger Glockenblumen, unschuldiger Maßliebchen, treuherziger Vergissmeinnicht und bangender Bittergräser, und wäre das alles recht schön gewesen, wenn nur das Fräulein, obschon es, wie oben erwähnt wurde, eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen die Ehe zu heucheln suchte, in seiner Naturfreudigkeit nicht allen Ernstes damit umgegangen wäre, anstatt der übercultivierten und blasierten Stadtherren in Schönwies einen Naturmenschen zu kapern, der das Glück einer lebenslänglichen Verbindung mit ihm und . . . bei musterhaftem Verhalten . . . das Glück der Gütergemeinschaft besser zu schätzen wüsste!

Mein Gott, es können nicht einmal alle Männer, geschweige denn alle Mädchen heiraten, und also ist's durchaus keine Schande und in Anbetracht so mancher unglücklicher Ehen oft auch kein Unglück, so eine sitzen bleibt, am wenigsten dann, wenn sie gelernt hat, sich das tägliche Brot in ehrlicher Arbeit zu verdienen, oder wenn sie wohlig warm auf dem elterlichen Nachlasse sitzt und, was das Weibes ureigenstes Wesen ist, sich dem Wohlthun widmet und ihre Liebe der leidenden Menschheit schenkt!

Eine alte Jungfrau, die in stiller Ergebung die Einsamkeit erträgt, die fremde Kinder nährt und lehrt, als seien es ihre eigenen, die der leiblichen und geistigen Armut mit Rath und That beispringt, die ihr Herz in inniger, das heißt werkthätiger Frömmigkeit Gott weiht, ist so verehrungswürdig, dass sich ihr der Spott nie und nimmer nahen soll!

Eine alte Jungfer dagegen, in deren Herzen bereits Hunde und Katzen wohnen, die ihre Haare und ihre Zähne um theueres Geld gekauft hat und trotzdem auf Eroberungen ausgeht und nur zum heiligen Ehevermittler Antonius betet, die verdient schon, dass wir über sie lächeln, und also muss es sich auch die Eulalia Humpelmayer gefallen lassen, dass ich vor aller Welt erzähle, wie es ihr bei der Bräutigamwerbung in Schönwies ergangen ist.

Da die Schönwieser in ihrer Art schüchtern und schwerfällig waren und sich nicht getrauten, so eine „noblige Fräuln“ ohne weiters anzusprechen (der boshafte Spatzenwirt meinte, es sei niemandem eingefallen, eine alte Ruine zu erstürmen), so schritt Fräulein Eulalia selber zum Angriffe, und wo immer sie in Feld und Wald einen einsamen Mann erblickte, von dem die Sage gieng, er sei noch nicht ins Joch der Ehe

gespannt, den verwickelte sie in ein Gespräch und spähte ängstlich nach irgend einem Anzeichen der mählich erwachenden Zuneigung.

Und so einer durch des Fräuleins leutselige Ansprache und Theilnahme an seinen Lebensgeschicken halbwegs aufthaute, dann gieng die verjüngte Eulalia beglückt in ihre Kammer und fragte die Maßliebchen, mit verschämtem Erröthen die weißen Blättlein abzupfend, um ein süßes Geheimnis und träumte von einer schönen Zukunft, von ... einem Altweibersommer, und suchte den guten Mann wieder und wieder auf und sprach zu ihm als zu einem alten Bekannten und Freunde, bis ... nun bis er spürte, von woher der Wind wehte, und ... bis er grob wurde und so der Geschichte ein Ende machte, bevor Eulalia in die Lage kam ... einen Korb auszutheilen.

Nur einer hielt lange stand, und das war der Roches, des Birkenhofers Ochsenknecht, ein ehr- und tugendsamer, aber nicht mehr ganz junger Jüngling, der sich durch des Fräuleins höfliche Anrede „Herr Kutscher!“ ebenso geschmeichelt fühlte, wie etwa ein Canalräumer, den man Bergingenieur oder Bergwerksinspector nennt.

Mit diesem Titel hatte Fräulein Eulalia beim Roches einen Stein im Brette, und dem Fräulein hinwiederum hüpfte das Herz im Leibe, als es herausgebracht hatte, es führe der Roches vom Vater und Großvater her den seltenen, aber unendlich poetischen Namen „Freudensprung“ ... ach! ... wie göttlich, wenn aus der Eulalia Humpelmayer sich plötzlich eine Eulalia Freudensprung entpuppen würde!

Leider verhielt sich auch der Roches in seiner Schüchternheit und Ahnungslosigkeit mehr passiv. Er lachte zwar allweil mit dem ganzen Gesichte, so oft das Fräulein mit den zwei Hundegreisen und dem gefleckten Kätzchen über den Rain schritt, um ihn als den Herrn Kutscher zu begrüßen und ihm beim Ackern zuzuschauen, er saß an Feierabenden und Sonntagsnachmittagen stundenlang neben ihr auf der Holzbank unterm Hollerbusch und verpaffte den schlechten Tabak, dass alle Mücken nießen mußten und, sich die Augen reibend, das Weite suchten, er lauschte ihren Erzählungen von der Verderbtheit der Großstadt mit weit geöffnetem Munde, er stemmte die Ellbogen auf die Knie und hielt das gedankenschwere Haupt mit beiden Hohlhänden und nickte wohl ein wenig, wenn Eulalia so recht vernünftig vom Heiraten sprach und alle alternden Junggesellen bedauerte, aber ... er blieb stumm wie ein Fisch oder er sagte höchstens auf einmal und ganz unvermittelt:

„Jetz' geh' i' fuattern ... d' Ochsen müessen a' ihr Sach hab'n!“

Aber ... einmal musste es zu einer Entscheidung kommen, und das Geschick war dem Fräulein günstig, wenn es sich auch in Gestalt eines scheuen Pferdes nahte.

Eines Abends saß Eulalia am Fuße des grünen Hügels, allwo sie ein bescheiden Häuslein zu bauen und an der Seite ihres Gatten, des Ökonomen Rochus Freudensprung, ein idyllisches Leben zu führen gedachte, auf einer Bank im Schatten einer weitastigen, blätterreichen Ulme.

Die beiden Hündlein, das Bauxerl und das Kracherl, saßen neben ihr und ließen die rothen Zünglein weit heraushängen und athmeten schwer und in schnellen Stößen, die Mitzikatz spann auf des Fräuleins Schoß und das Fräulein las . . . in Rückerts „Liebesfrühling“ . . . ein Stillleben, wie sich's ein Maler nicht schöner wünschen könnte.

Und im reifen Klee stand der Roches Freudensprung und mähte mit mächtigem Schwunge, dass die Schwaden zusehends wuchsen und lange Schlangen wurden. Er rückte nach jedem sausenden Hiebe mit dem linken Fuße einen Schritt vor und zog den rechten nach, rein als ob er tanzen wollte, er griff bisweilen nach dem Wetzsteine und fuhr über die blitzende Sense, dass es wie Silberglocken läutete, und . . . Eulalia las dazu:

„Liebster, zürne nicht dem Fragen,
Liebster, liebst du mich?
Musst mir immer wieder sagen:
Ja, ich liebe dich!“

Da ward auf einmal ein schreckliches Getrampel, und des Spatzenwirts Schimmel, der zuvor auf einer Wiese friedsam geweidet hatte, kam mit erhobenem Haupte und flatternden Kammhaaren mitten durch die Felder dahergerast. Die Nüstern schnoben, der Schweif peitschte die Lenden, die gerötheten Augen rollten in den Höhlen . . . warum musste sich's auch so eine verherte Hummel oder Hornis einbilden, ein Nasenloch des sonst gutmüthigen Thieres zu ihrem Neste machen zu wollen, und warum musste sie die gerechte Abwehr mit ihrem giftigen Stiche vergelten!

Und das geängstigte Thier flog, ohne die Folgen zu bedenken, gerade auf das entsetzte Fräulein zu, das sich in der Verzweiflung auf die Bank gestellt hatte, unter jedem Arme ein Hündlein krampfhaft festhielt und aus Leibeskräften um Hilfe schrie.

Nun . . . der Rückert und die Katze hatten sich selbst zu helfen gewusst. Der Rückert war unter die Bank gekollert, wohin das Pferd doch wohl nicht kriechen, und die Katze war auf die Ulme geklettert, wohin das Pferd doch wohl nicht nachklettern konnte, und also brauchte der Roches nur mehr das Fräulein mit dem Bauxerl und dem Kracherl zu schützen.

Und das that er auch, indem er sich dem Schimmel muthig in den Weg stellte, ihm tief in die Nüstern griff und ihn so zum Stehen brachte. Und indem er, die durch den Stich entstandene Schwellung bemerkend, die Schnauze mit kühlender, feuchter Erde bedeckte, beruhigte er

das Thier vollends, also dass es, des Schmerzes ledig, wieder der Wiese zutrabte, um auch den Magen zu beruhigen.

Jetzt aber kannte die Dankbarkeit der Eulalia keine Grenzen mehr. Sie ließ die quitschenden und kläffenden Hündlein zu Boden fallen, flog förmlich auf den tapferen Mann zu, breitete die Arme aus und rief:

„Wie soll ich Ihnen danken, womit vergelten, mein Retter, mein . . . ach . . . mich selbst will ich Ihnen . . . will ich dir schenken . . . nimm mein Herz, meine Hand, mein Vermögen . . . mein Alles!“

Jetzt aber . . . fieng auch der Roches an, zu begreifen . . . . wenigstens wurde sein Gesicht, den Schwaden ähnlich, die er gemäht hatte, immer länger, und der Mund gieng weit auf, obschon er nicht gewillt war, das Fräulein zu verschlucken.

Und nun zeigte sich die Selbstlosigkeit der Leute von Schönwies in dem Prachtexemplare Roches Freudensprung aufs glänzendste; denn, anstatt . . . . einen Freudensprung zu thun und den Lohn seiner beherzten That entgegenzunehmen, beutelte er den Kopf und sagte:

„Ah na, gnä' Fräuln, so schmutzig ist der Roches nit, dass er sich für ein gutes Werk thät' 'zahlen lassen! Und alsdann ist mir ein Vergeltsgott oder, wenn's Fräuln schon nit anders thun, a Sechserl auf'n Tabak völli gnue, und Sie können Ihna getrost wieder z'sammpacken und mithamnehme . . . und viel hab' i' eh nit 'than, 's Roſs hätt' si' eh g'schreckt, wenn's in d' Nähne wär komme!“

Und der Roches mähte weiter!

Und das Fräulein . . . tröst's Gott, und erlös' es Gott, und geb' er ihm die Kraft, zu entsagen, wo nichts mehr zu holen ist . . . Amen!“

Die Löwenwirtin.

Eine Geschichte aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

Der Wirt „zum goldenen Löwen“ hätte schon lange heiraten können, aber er hatte es nicht nöthig. Er hatte drei resche, umsichtige Schwestern, die ihm Wirtschaft und Gasthaus in Ordnung hielten, und er hatte eine kleine Kellnerin, die an seinen Kleidern die Knöpfe festnähte, wenn etwelche losgesprungen waren.

Als der Julian zehn Jahre so hausgehalten hatte, zeigte es sich, dass über dem Einfahrtsthore der goldene Löwe schäbig zu werden begann, so dass hie und da die güldenen Mähnen und Pranken sich entfärbten und das nackte Holz hervorgrinste. Der Maueranwurf wollte stellenweise

ein wenig bröckeln, und auch die Wirtschaftsgebäude huben schon an, malerisch zu werden. Da hatte es der Wirt „zum weißen Lamm“ in Walleschbach besser, der stand nicht an der großen Heeresstraße, nicht im Wettstreit mit dem „Hirschen“ und dem „Adler“ und dem „Elefanten“ und anderen Ungethümen, der brauchte sein Lamm an der Wand gar nicht zu vergolden, sondern konnte in seinem Bauerndorfe ohne viel äußeren Glanz sachte seine Truhe füllen.

Mein lieber goldener Löwe, wie macht man solche Truhen auf?

Solche Truhen, sage ich dir, macht man auf mit einem absunderlichen Dietrich, mit dem Bräutigamsstecken. Denn der Lammwirt hat ein erwachsenes Töchterlein, welchem es allenfalls im breiten Thal an der Straße, wo die hohen Herren fahren und reiten, besser gefiele, als im Bergwirtshaus, wo des Sonntags polternde Bauern fast die Stubenwände auseinandersprengen und an den Werktagen unter den stillen Tischen die Mäuse tanzen. Übrigens verlangt es der Lammwirt auch gar nicht, dass sein liebes Nanderl „in der Hinter“ sollte verbleiben müssen und hat ihm deshalb vor etlichen Jahren drinn in der Stadt ein wenig „Bildung lernen“ lassen. Nun gehörte das Nanderl zu solchen Mädeln, die nie ungebildet und nie gebildet sind, sondern immer gesittig und natürlich, bescheiden und klug. Den Zechgästen nach ihrer Weise die Zeit vertreiben helfen, das that das Nanderl nur dann, wenn es sein musste; ja selbst, wenn lustige Bauernburschen johlten und das Mädel zum Mitsingen oder zum Fingerhäkeln einluden, saß es lieber in seinem Stübel und betreute das Linnenzeug des Hauses.

Julian! Ist dir noch nichts eingefallen? Kann es eine Passendere geben?

Gott, da kann ich mir den Kuppelpelz nicht mehr verdienen. Am nächsten Montag ist schon die Hochzeit des Julian mit der Nandel. Woher nehme ich jetzt die Talente, um dieses Fest zu schildern! Die Thüren und Fenster des Löwenwirtshauses waren mit Grünzeug geschmückt. Unter den Musikanten waren zwei Tuttenbläser und zwei Trommler und zwei Tschinellenschlager. Der Bräutigam hatte eine Seidenbutte auf dem Kopf und einen schwarzen Schwalbenschwanz am Leibe, wie sie die Kellner tragen in den großen Hotels, die er sich nun ja zum Vorbild nehmen will. Den Schnurrbart hatte er sich gestern wegschneiden lassen, den Backenbart lockerte er auf, so sehen die vornehmen Hoteliers aus. Seine Schwestern — nun muss ich aber ausschnaufen.

Seine Schwestern alle drei, im Alter von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren, waren kaum auseinander zu kennen, besonders von hinten. Jede glitt im taubengrauen Seidenkleid rauschend einher, jede hatte am Halse eine rosenrothe Bandschleife und über der Stirn „geschneckerltes“ Lockenhaar. Aber nicht so, als wäre hier ein kostspieliger Aufwand entfaltet, die Schwestern hatten sich alles selber gemacht, sie

waren sehr häuslich und versäumten die Einnahme von manchem Gulden, dieweilen sie sich besannen, ob sie den Kreuzer ausgeben sollten. Um freimüthig zu sein, der Bruder hätte schon vor einem Jahr gern geheiratet, wenn er nicht auf das Fertigwerden des schwesterlichen Hochzeitsstaates hätte warten müssen. Unter allen Hochzeitern die Unauffälligste war die Braut. Sie hatte ein einfaches weißes Kleid an, schier ein wenig bäuerlich geschnitten, und ein Rosmarinkränzlein auf dem braunen Haar. Der Rosmarin ist so gewachsen, dass er manchmal wie ein Dornenkrönlein spielt, aber unter demselben machte das Nanderl ein munteres Gesichtl, das fast zu pausbackig gerundet und zu frisch geröthet war, um in den fürnehmen Hochzeitszug hinein zu passen. Die Schwestern bemutterten ihre nagelneue Schwägerin ein wenig, banden ihr die blaue Halsschleife sorgsam, schoben ihr das Kränzlein zurecht, und die eine tuschelte ihr zu, ein bisschen, ein ganz klein bisschen mehr gerade halten sollt' sie sich, damit die Leute nicht glaubten, sie hätte einen Höcker.

Einen Tag nach der Hochzeit weinte die Nandel ihrem Manne das erste Anliegen vor. Ob es denn wahr wäre, dass er ein buckliges Weib habe?

„O Schatzerl!" lachte der Julian. „Wie soll ich denn wissen, ob das Frauerl buckelig ist. Ich schau es ja nicht von hinten an!"

Die junge Frau griff nun emsig in die Wirtschaft ein, aber es zeigte sich, dass dies gar nicht nöthig war. In der Küche waltete Schwester Agatha, in den Stallungen führte Schwester Burga die Oberaufsicht, und das Gastzimmer war Bereich der jüngeren Schwester Marianne, die Zither spielen und gar schön singen konnte. Diese Schwestern machten sie auch darauf aufmerksam, dass der Sparherd anders gefeuert werde, als eine offene Kochstelle in der Bauernhütte, dass in einer Großwirtschaft der Wein hergerichtet werden müsse, nicht ihn gleich von der Pipe rinnen lassen, wie er vom Weinbauern kommt! Und die Gläser wäscht man auch anders, und die Teller stellt man auch nicht so dienstleutshaft auf den Tisch hin, und überhaupt . . .

Beim „überhaupt" brachen sie allemal ab, die Schwestern, zuckten die Achseln und murmelten einander unverständliche Worte zu.

Da klagte es eines Tages die Nandel ihrem Mann: „Du Julian, mir scheint, meine Schwägerinnen sind nicht zufrieden mit mir!" Er beruhigte sie, jetzt sei ihr halt noch alles neu, da wäre es nicht zu verlangen. Die Schwestern thäten es gewiss nicht schlecht meinen, aber man könne es doch nicht verlangen, dass, nachdem dieselben ihm so lange die Wirtschaft hatten führen helfen, sie jetzt auf einmal in den Winkel geschoben werden sollen.

„Mein Gott", flüsterte die Nandel vor sich hin, „ich jemand in den Winkel schieben!"

Eines Tages passierte es, dass ihr beim Auftragen des Essgeschirres ein blaublumiger Porzellanteller durchrutschte und in Scherben fiel. Da schlugen die Schwestern ihre Hände zusammen, sechs Hände zugleich, und riefen gellend aus: „Mar and Josef! Jetzt ist der schöne Teller futsch! Muss denn alles hin sein? Wenn das so fort geht mit der Ungeschicktheit, wirst du den Bruder bald um Haus und Hof gebracht haben. Wer schon nichts zubringt, der sollt' wenigstens auf die alten Sachen acht geben!"

So, jetzt hatte sie's. Zu wenig Aussteuer hatte sie ins Löwenwirtshaus gebracht. Sie that aber, als verstehe sie den Vorwurf nicht, schwieg, und sammelte auf dem Fletz die Scherben.

So regierten die Schwestern im Hause, waren emsig und munter mit den Gästen: mit den gewöhnlicheren Leuten schäkerten sie, die vornehmeren bedienten sie mit ausgesuchter Höflichkeit. Und die Nandel saß am Ofen bei ihrem Nähkorb, und die Gäste wussten es kaum, dass sie die Hausfrau war. Einmal waren zwei Radreiter eingekehrt, die machten sich um die junge züchtige Nähterin zu schaffen. Sie gefiel ihnen, und einer wollte ihr unter das Kinn greifen. Die Nandel nahm ihren Korb und gieng zur Thür hinaus.

„Und das will eine Wirtin sein!" zischelte eine Schwester der anderen zu. „Na, ich dank'. Da möchten die Gäste wohl vor Langweil' umkommen, wenn sie nicht etwa vorher verhungern und verdursten. Armer Bruder!"

Die Nandel merkte was und dachte: Es ist wahr, eine Wirtin muss Spass verstehen, das gehört zum Geschäft. Und bei nächster Gelegenheit setzte sie sich zum Herrentisch und lächelte den Gästen freundlich zu und ließ sich's gefallen, als ihr ein junger Bengel den Cigarettenrauch ins Gesicht blies, und ließ es sich gefallen, als ihrer zwei Bursche anzügliche Vierzeilige sangen; als einer seinen Arm um ihre Mitte legte und seinen Schnurrbart an ihrer Wange reiben wollte, schob sie ihn nur zurück und blieb sitzen.

„Hast es gesehen!" tuschelte die Marianne der Burga zu. „Wie sich die benimmt! Die wachst sich auf was Sauberes hinaus. Da werden wir noch schöne Sachen erleben. Armer Bruder!"

„Armer Bruder!" flüsterte die Burga.

„Armer Bruder!" hauchte die Agatha.

Und schon am nächsten Abende, als der Julian von einer kleinen Geschäftsreise nach Hause gekommen war und in ihre Kammer trat, sprach er kurz und scharf: „Ich muss dir sagen, Nandel, es ist mir lieber, wenn du in Zukunft nicht mehr im Gastzimmer sitzest. Wenn du dich schon nirgends schicken kannst, so überlass' es meinen Schwestern und steh' ihnen nicht vor den Füßen herum. Ich sag' dir's ein für allemal!"

Sie schaute ihn mit großen Augen an und schwieg. Er gieng hinaus und schlug hinter sich heftig die Thüre zu.

Von nun an sah man die junge Löwenwirtin nicht mehr in den Wirtszimmern. Sie blieb den ganzen Tag in ihrer Kammer oder saß in der dunklen Hinterstube bei dem datterigen Greise. Ihre Wangen waren nicht mehr so rund und roth wie oben im Bauerndorf, jetzt sah sie schon interessanter aus. Sie war leidend, erschöpft und musste sich manchmal auf die Bank hinlegen. Dann wusch sie sich mit kaltem Wasser das Gesicht, um die Schrift wegzulöschen, die der Kummer darauf geschrieben hatte.

„Sie liegt schon wieder auf der faulen Haut", sagte die eine Schwester zur anderen. „Nicht einmal das Salz zur Suppe verdient sie sich. Eine schöne Hausfrau, das! Und wenn er mit der Stallatern' hätte gesucht, der Bruder, eine Schlechtere hätte er nicht finden mögen."

Eines Tages kamm der Lammwirt aus Walleschbach, setzte sich in die vordere Gaststube, „Schwemm'" geheißen, schaute rund herum und fragte endlich, ob denn die Frau Wirtin nicht da wäre?

„Ach, die ist alleweil krank", antwortete Fräulein Marianne.

„Mein Nanderl krank? Davon weiß ich ja nichts. Was fehlt denn?"

„Da muss sie der Vater schon selber fragen, wir wissen's nicht."

Er gieng hinauf in ihre Kammer. Sie that einen Freudenschrei und sprang ihm an die Brust.

„Kind, krank bist du? — Ja so, ja so. Kann mir's schon denken. Na, dafür habt ihr Weiber ja die größere Geduld. Wir hätten sie nicht, wir Männer. Ist recht, ist recht. — Und wie geht's dir denn sonst? Wohl soweit gut, weil du gar nichts von dir hören lasst."

Sie schluchzte in ihre Schürze, nickte nur ein paarmal mit dem Kopf — gut gienge es ihr.

So ist der Lammwirt recht beruhigt wieder heimgegangen.

Und so blieb es. Die Schlüssel der Vorrathskammern hatte die Agathe in Verwahrung, die Kellerschlüssel klingelten am Schürzenband der Burga, und das lederne Geldtäschchen mit der Silberschließe hieng am Gürtel der Marianna. Der Julian besorgte die Wirtschaftspolitik des Äußeren; diese vier Personen stimmten in größter Eintracht zusammen, und so hatte die Nandel freilich wohl Zeit, auf ihrer Holzbank zu ruhen oder mit dem Nähkorbe in der dunklen Hinterstube zu hocken neben dem Alten.

Im Löwenwirtshaus war nämlich noch wer, an den die Welt und selbst die Nachbarschaft nimmer dachte, weil er schon jahrelang nicht mehr hervorkommen konnte aus seiner Stube. Er kauerte stets am Bettstufen, hielt die dürren Hände im Schoß gefaltet und starrte mit seinen

blöden Wasseräuglein ins Leere. Manchmal griff er langsam nach einem Hollerzweig, der neben ihm lag, um sich die zudringlichen Fliegen abzuwehren. Aber er fächelte dort hin, wo sie nicht waren. Sie saßen an seiner Stirn und sogen. Sein weißer Bart umwucherte das kleine Runzelgesicht. Das war der alte Löwenwirt, der Großvater des Julian und der Schwestern. Er hatte einst viel und laut gesprochen in der Wirtsstube, jetzt sagte er nichts mehr, als „ja", wenn er angesprochen wurde. Lange Jahre hatte er im Siechthum auf das Sterben gewartet. Es war nicht gekommen, und der Greis sitzt immer noch da an dem Bettstufen und wartet — aber auf was er wartet, das hat er vergessen.

Wohl auch seiner mochte zeitweilig vergessen worden sein, wenn in der Wirtschaft die Geschäfte drängten, oder wenn es in den Gastzimmern lustig hergieng bei Musik und Gesang. Dann war einmal ein junges Weib zu ihm hinaufgekommen, das hatte gesagt, es sei seine Tochter, die Frau des Julian. Da hatte er sie angeschaut und leise „ja" gesagt.

Seitdem kam sie oft zu ihm. Sie war es, die ihm das tägliche Essen brachte von der Küche, die seiner wartete und die dann stundenlang bei ihm saß und nähte. Sie war es, die ihm den Bart stutzte, die ihm den langen fadenscheinigen Rock anzog des Morgens, die ihn wie ein Kind ins Bett legte des Abends. War sie nicht bei ihm, so wurde er unruhig, suchte sich an einen anderen Platz zu rücken, was aber nicht gehen wollte, schaute fragend nach etwas herum. Und wenn sie eintrat und sagte: „Vater, da bin ich ja wieder", so murmelte er zufrieden: ja. Manchmal tastete er nach ihrer Hand und streichelte sie ein wenig und einmal ward er an ihrer Seite über alle Maßen gesprächig, denn anstatt seines einsilbigen „Ja" sagte er fast röchelnd: „Ich bin wohl froh."

Bisweilen kam eine der Schwestern noch hinauf in die hintere Stube, um nachzuschauen, ob die ungeschickte Person den alten Großvater doch nicht etwa verkommen lasse. Der Greis starrte sie an wie eine Fremde, tastete nach der Hand seiner Nandel und streichelte sie ein wenig.

Da schossen die Schwestern im Hause umher und raunten sich zu: „Ekelhaft! Sie geht ihm nicht von der Falte. Sie wird wissen warum, die Schleicherin, die ekelhafte!"

Dann war's an einem der nächsten Tage, dass die Nandel für den Alten frische Kleider herrichten wollte und den Kasten versperrt fand. Sie kam zur Schwester Burga und bat um den Schlüssel.

„Was für einen Schlüssel?" fragte diese.

„Zu Großvaters Kasten."

„Zu Großvaters Kasten?" redete die Agatha drein, die gerade von der Speichertreppe herabstieg. „Was geht denn dich unseres Großvaters Kasten an?"

„Er braucht Wäsche“, sagte die Nandel.

„Das soll er nur uns selber sagen.“

„Ihr geht ja nicht hinauf zu ihm“, setzte die junge Löwenwirtin mit leiser Stimme bei, „ihr lasst ihn allein.“

„So!“ riefen die beiden Schwestern zugleich. „Wir lassen ihn allein! Und das wirst du wohl herumlügen in der Nachbarschaft.“

„Lügen thu' ich nicht!“ sagte die Nandel und hub an zu zittern an allen Gliedern.

„Lügen tragt eh nicht viel“, versetzte die Burga.

„Erbschleichen tragt mehr!“ rief die Marianna zur Zimmerthür heraus.

Die Nandel wankte vor die Thür. Dort setzte sie sich auf einen Pfosten und that einen tiefen Athemzug.

Die Marianna lugte zum Fenster hinaus, zu den Schwestern flüsternd: „Und wie sie sich wieder verstellt! Wenn man sie so anschaut, meint man rein, sie kommt nieder!“

Da kicherten sie mit einander.

An demselben Abend konnte es die Nandel kaum erwarten, bis ihr Mann heimkam vom Marktflecken, wo eine Weinlicitation gewesen war. Sie gieng ihm schon entgegen auf der Straße, ein springender Wind wirbelte den Staub auf.

„Bist aber nicht gescheit, Nandel, dass du jetzt so herumgehst“, so redete er sie an.

Sie reichte ihm nicht die Hand entgegen wie sonst.

„Julian“, sagte sie fast heiser, „bis heute habe ich mich mit keinem Worte beklagt darüber, was mir in diesem Haus widerfährt. Heute haben sie mich beschimpft und verläumdet. Eine Lügnerin und Erbschleicherin hättest du zum Weib . . . .“

„Dass ihr Frauenzimmer doch immer zu eng habt miteinander!“ rief er unmuthig aus.

„Bös' reden, das kann ich nicht“, sagte sie mit einer seltsamen Ruhe. „Jetzt kommt's darauf an, Julian, ob du deine Schwestern willst im Haus behalten, oder mich.“

„Ich denke, das Löwenwirtshaus wird für alle Platz haben“, sagte er mit strengem Nachdruck. „Es wird wohl nicht dein Ernst sein, dass deinetwegen meine armen Schwestern fortmüssten von ihrem Heimatshaus. Es müsste nur sein, dass du das Geld herschaffen wolltest, um ihnen ihre Antheile auszuzahlen.“

Und darauf hat sie gesagt: „Geld hab' ich keins, und so weiß ich freilich wohl, was sein muss.“

Sie haben weiter nichts mehr miteinander geredet am selbigen Abend. Am nächsten Morgen war ihre Kammer leer.

„Die ist gut weg", sagte die Agatha.

„Zu ihrem Vater ist sie heimgegangen in die Schmollhütte", sagte die Burga.

Der Julian wollte sie suchen gehen.

„Sei nicht kindisch, Bruder", sagte die Marianne, „sie wird schon selber wieder kommen."

Dem Löwenwirt ließ es aber doch keine Ruhe. Einestheils war er aufgebracht über das Weib, das ihn mit solchem Davonlaufen in Schand und Spott bringen konnte; anderstheils erwog er ihren Zustand. — Am Nachmittag gieng er hinauf nach Walleschbach. Der Lammwirt hielt ihm die Hand entgegen: „Gott grüß' dich, Schwieger! Wie geht's daheim? Oder bringst schon was Neues?" Da wusste der Julian, dass sie nicht da war. Nach Hause gekommen, gieng er in die Hinterstube. Da war eine betäubende Schwüle. Der Greis kauerte im Bettwinkel, er war halb entblößt. Der Rand des Suppentopfes war voll lahmer Fliegen, er war nicht berührt worden. Der Alte schaute mit blöden Augen auf die Thür und bewegte die trockenen Lippen.

„Großvater!" schrie ihm der Julian laut ins Ohr, „ist heute die Nandel nicht da gewesen?"

Der Greis begann zu wimmern wie ein kleines Kind.

Die älteste der Schwestern meinte, man müsse doch in den umliegenden Häusern nachfragen, damit die Leute nicht sagen könnten, man lasse sie laufen, die Halbverrückte.

In der Abenddämmerung kehrte ein Wegmacher zu, und er wisse nicht, was am Hammerteich drüben die Leute machten. Es stünden Leute am Wasser.

Die Schwestern wurden blass, eine wie die andere.

Der Julian riss seinen Hut vom Wandnagel. Da trat zur Thür der Gärber Pankraz ein. „Na, na, wohin willst denn in solchem Schwang?" sagte er überlaut. „Löwenwirt, jetzt musst ein Eichtl stillstehen und zuhören, was ich dir sagen will."

Der Julian stand wie fest in den Boden gewachsen, die Adern an seinem Halse schwollen an, seine Lippen wurden wie Lehm, seine Augen schimmerten wie Glas.

„Wirt", sagte der Gerbermeister. „In deinem Wald oben kannst du jetzt eine Kirche bauen lassen. Hirtenknaben haben ein Bildnis gefunden. Die Muttergottes mit dem Christkind. Musst wohl gleich hinauf." . . .

Und so war das Ereignis. Am selben Nachmittage waren zwei junge Hirten in den Waldschlag gegangen, um Heidelbeeren zu pflücken. Und wie sie zu den Rindenhüfeln kommen, wie solche die Holzknechte aus den Rinden geschälter Baumstämme hüttchenartig zum Trocknen aufstellen, hören die Knaben aus einem solchen Hüttchen her das Schreien eines

kleinen Kindes. Sie laufen zum Kohlenbrenner hinab und erzählen, daſs es gespenstern thäte oben bei den Hüfeln. Der Köhler sagt, er glaube nicht dran, besprengt sich mit Weihwasser, und geht hinauf. Und unter den Rinden hat er sie gefunden — Mutter und Kind.

In der folgenden Nacht ist's etwas laut gewesen im Löwenwirtshaus an der Straße. Der Arzt und der Geistliche waren da, aber nicht als Gäste beim Glase Bier. Die Schwestern schossen umher mit Wärmlappen, Windeln und gekochtem Thee. Sie redeten nicht, nur die Marianna that manchmal einen Stoßseufzer: „Mein Gott, erbarme dich unser!“

Einige Tage später lag die Nandel sehr behaglich in ihrem Bette und bat den Julian, er möchte sich endlich einmal schlafen legen, und es könnte derweil eine der Schwägerin bei ihr sein.

Die Älteste kam, aber an der Thür blieb sie unschlüssig stehen und wollte nicht ins Zimmer. Da hielt die Nandel ihr eine Hand entgegen: „Grüß dich Gott, Agatha. Gelt, du und deine Schwestern, ihr seid auf mich nicht bös? Thut's mir verzeihen, all drei, wenn ich was Ungutes hab' gethan . . .“

Und nach dieser Stunde wieder zwei Tage, da ist sie gelegen, schlank und flach in einem engen Sarge. Neben ihr zu Häupten ist der Greis gekauert und hat sachte datternd mit dem Hollerzweig gefächelt, daſs die Fliegen nicht sollten sitzen auf ihrem weißen Antlitze. Und als die Schwestern kamen, laut weinend und klagend sich anschickten, niederzuknien vor der Bahre, da hat der alte Großvater mit dem Hollerzweig gegen ihre Köpfe gefächelt, als ob er sie verscheuchen wollte von diesem stillen Menschenbilde.

Und als der Julian vor der Wiege seines mutterlosen Kindes niedergebeugt stand, da hörte man im Hintergrunde schluchzend: „Armer Bruder!“

Seither ist manches Jahr verflossen. Aber das bin ich schuldig, noch zu sagen: das Töchterlein des Löwenwirts gedeiht und blüht, und kein Kind hat eine bessere Mutter, als jung Nanderl an ihren Muhmen Agatha, Burga und Marianna. Eine dreifache Mutter voller Treue und Güte. Der Tod hat sie aufgeweckt . . . .

Die Hosen des Andreas Hofer.

Eine Humoreske von **Max Kalbeck.**[1])

Zu den vielen historischen Problemen, über welche ich niemals nachgedacht habe, gehörte bis vor kurzem die verfängliche Frage nach Standort und Beschaffenheit der Hosen des tirolischen Freiheitshelden Andreas Hofer. Wenn mir ein Professor der Geschichte damit ins Gesicht gesprungen wäre, hätte ich beschämt gestehen müssen, dass selbst in meinen eigensinnigsten Grübeleien der Gedanke an jenes interessante Kleidungsstück durchaus keine Rolle spielte. Wohl erinnerte ich mich, mit Wehmuth und Bewunderung die Hosenträger Hofers betrachtet zu haben, welche neben dem Degen und der Büchse des Sandwirtes im Ferdinandeum zu Innsbruck aufbewahrt werden. Aber durch den Anblick jener theueren Reliquien vollkommen beruhigt und zufriedengestellt, hatte ich nicht den mindesten Forschungstrieb empfunden, die übrige Garderobe des Helden auszukundschaften und der so naheliegende geniale Einfall, dass die Hosenträger mit zwingender Logik auf das Vorhandensein von Hosen hinwiesen, war mir in meiner dumpfen Beschränktheit nicht gekommen. Deshalb hielt ich es für eine persönliche Aufmerksamkeit und einen beherzigenswerten Wink des Schicksals, als der inzwischen verstorbene Wiener Bildhauer Heinrich N a t t e r mit meinem Freunde Anton E d l i n g e r in Meran bei mir eintrat und mich aufforderte, an einer wissenschaftlichen Expedition theilzunehmen, welche uns auf geradem Wege in das unerforschte Innere der Hofer'schen Beinkleider geleiten sollte.

Natter hatte damals gerade den Auftrag erhalten, das große in Erzguss auszuführende Denkmal zu schaffen, welches das Kaiserjäger-Regiment und die Innsbrucker Bürgerschaft dem „Blutzeugen Tirols“ auf dem Berge Isel errichtet hat. Der Künstler hat seinem Helden die Fahne in die linke Hand gedrückt und lässt ihn mit der Rechten gebieterisch auf die Stadt weisen, als ob er seine Leute zum Ausfall gegen den Feind hinuntercommandiere. Das kräftige und lebensvolle Modell des Standbildes sollte bei seiner Ausstellung in Innsbruck den hauptstädtischen Kunstkennern hinreichend Gelegenheit geben, eine nicht immer parteilose und gerechte

---

[1]) Aus „Humoresken und Phantasien“ von Max Kalbeck. Wien. Literarische Gesellschaft. 1896.

Kritik zu üben, und in einem der vielen, vom heiligen Geiste direct inspirierten tirolischen Winkelblätter war der schwerwiegende Zweifel ausgesprochen zu lesen, ob derselbe Bildner, welcher den ketzerischen Schweizern das prächtige Zwingli-Monument gesetzt hat, für berufen anzusehen sei, auch den strenggläubigen Tirolern einen frommen Hofer auf den Berg Isel zu setzen? Denn die orthodoxe Stumpfnase des Tirolers wird von einem ganz anderen Spiritus regiert als das skeptische Schnüffelorgan des Schweizers, und es ist ein großer Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Bronze. Auch die Adjustierung des Natter'schen Modells vom Gürtel abwärts bot willkommenen Anlass zu grimmiger Entrüstung und herzzerreißender Klage. Entsprach doch die allzu moderne und gleichgiltige Behandlung der Beine nicht völlig der gepriesenen vorväterlichen Einfalt, Strenge und Reinheit der Sitten, welche in nichts sich deutlicher erweist als in der leitenden Grundidee und Structur von Hosen, Strümpfen und Stiefeln aus dem heiligen Jahre 1809! Natter erkannte die Berechtigung dieser und ähnlicher Vorwürfe dankbar an, obwohl er auf die Darstellungen seiner Vorgänger, vor allem auf den Hofer Defreggers sich hätte berufen können, und da er als geborener Vinstgauer seinen engeren Landsleuten zu einem in jeder Art rechtschaffenen, möglichst authentischen Nationalhelden verhelfen wollte, blieb ihm nichts weiter übrig, als den Rucksack über die breiten Schultern und den Stecken in die nervige Faust zu nehmen, um guter Dinge in die Heimat Andreas Hofers zu wallfahrten.

Das Passeier Thal ist unter den größeren Gebirgsthälern, welche bei Meran einmünden, das unwirtlichste und ärmste. In seiner ganzen Länge von dem reißenden Wildbache der Passer durchströmt, die im Laufe weniger Wegstunden mehr als tausend Fuß gegen die Etsch herabfällt, und auch der Breite nach an vielen Stellen fast völlig von dem steinigen Bette des tückischen Gewässers ausgefüllt, bietet das vermuhrte, mit Geröll besäete und von den Fluten zerrissene Land nur spärlichen Raum für den Ackerbauer und dessen Ansiedlungen. Die Passeirer haben sich vor den Verwüstungen des Baches auf die Berglehnen seines rechten Ufers in die Höhe gezogen, treiben dort, in einzelne Gehöfte zerstreut, Viehzucht und Holzhandel und kümmern sich weder um ihre eigene Berühmtheit, noch um die Wohlfahrt wissbegieriger Fremder, welche auf den elendesten Wegen über Stock und Stein zu ihnen hinaufkeuchen müssen. Eine Fahrstraße gab es und gibt es auch heute noch nicht; wer zum Sandwirt will, kann sich nur auf seine eigenen Füße verlassen und hat die bange Wahl zwischen dem mit Hindernissen gepflasterten Saumpfade, der an der Zenoburg vorbei über Griffian nach Saltaus führt, und einem schmalen Wasserleitungswege, welcher sich an den Abhängen von Schönna in verwegenen Windungen zur Passer hinabschlängelt.

Dort kann man die Beine, hier den Hals brechen, — wir zogen mit einem Anfluge romantischer Schwärmerei die letztere Eventualität vor und pilgerten einer hinter dem anderen in den grauen Morgen hinein.

Es war gut, dass es die Nacht vorher geregnet hatte, denn wir hätten sonst wahrscheinlich unter der heißen Sonne des Südens arg gelitten; aber es war nicht gut, dass es am Tage weiterregnete, denn wir wurden trotz unserer wetterfesten Mäntel schon nach einer Stunde bis auf die Haut durchnässt, und nur die Hoffnung auf den Wind, der uns die scharfen Tropfen ins Gesicht blies, trieb uns zum Weitergehen an. Edlinger, der als wohlunterrichteter Journalist diesen Wind zu kennen behauptete, prophezeite das schönste Wetter und bekräftigte seine Verheißung mit überzeugenden Juchezern; Natter, welcher zu tief von seiner künstlerischen Aufgabe durchdrungen war, um zu merken, dass ihm das Wasser in die Stiefel lief, sang abwechselnd „Zu Mantua in Banden" und „Als der Sandwirt von Passeier", wobei er einen angenehmen, „in der Mittellage etwas verschleierten Bass" entwickelte, und meine Wenigkeit suchte sich mit dem menschenfreundlichen Gedanken, wie gut ein solcher Regen einem armen Wüstenreisenden thäte, zu trösten und zu erwärmen. Die einsam gelegene Hütte eines Wasserwächters bot uns für einige Minuten Obdach. Ihr Einlieger kam vom Oberboden auf der Leiter herabgeklettert und betrachtete uns mit jenem Gleichmuthe, welcher den vielerfahrenen Mann von Welt kennzeichnet. Es kommen doch sonderbare Existenzen da droben in den Bergen vor, von deren Beschaffenheit ein städtischer Thalbewohner sich kaum eine Vorstellung machen kann! Dieser Einschichtige, ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, hockt Tag und Nacht in seinem Heu, ohne sich um die übrige Menschheit zu kümmern, die sich auch um ihn nicht kümmert. Sein Amt ist, darauf zu achten, dass das zur Befruchtung der Wiesen über den Berg geleitete Wasser ungefährdet fortfließe. Vor seiner Hütte, die nur einen einzigen bewohnbaren Raum von etwa vier Schuhen im Geviert enthält, befindet sich ein kleines Rad, welches einen hölzernen Hammer in Bewegung setzt, — man glaubt ein Kinderspielwerk vor sich zu sehen. Der einsame Wächter hört den monotonen Schlag des Hammers nicht mehr, der in kurzen Zwischenräumen auf ein Stückchen Eisenblech fällt, so wenig wie der Müller das Klappern der Räder hört; aber er vernimmt die Stille, welche eintritt, sobald der Hammer seine gleichmäßige Bewegung unterbricht, und sie schreckt ihn aus dem tiefsten Schlaf empor. Dann eilt er hinaus, um zu untersuchen, an welcher Stelle die Leitung Schaden genommen und das Hindernis zu beseitigen. So gehen ihm Monde und Jahre vorbei, bis einmal der Hammer im Herzen den Dienst versagt, und ein anderer den stillen Mann von seinem Posten ablöst. Auf unsere Frage nach den Aussichten der Witterung gab der Wasserwächter die

des delphischen Orakels würdige Antwort: „Der Wind wär' schon gut, wenn er der rechte wär'." Er war aber nicht der rechte, und es goss nach wie vor in Strömen unendlichen Wassers vom Himmel hernieder, was es konnte.

Im Zöllnerhause von Saltaus gab es nicht nur zähen, geräucherten Speck und unverfälschten, sauern Bergwein, sondern auch ein paar genagelte rindslederne Weiberschuhe, in welchen die Urahne der Zöllnerin mit den Riesen zum Tanze gegangen sein mochte. Ich tauschte seelenvergnügt meine städtischen Stiefletten dafür ein, und wir wateten neugestärkt auf unergründlichen Kothpfaden unserem Ziele zu, immer dem stark angeschwollenen Wildbache zur Seite, der seine schmutzig-braunen Wogen mit gelbem Gischt wuthschäumend uns entgegenwälzte. Kein Juchezer mehr ließ sich hören, und auch der angenehme Bass war verstummt; dafür wurden von Zeit zu Zeit unterschiedliche, kräftige Flüche laut, die indessen niemand etwas halfen, so wenig wie mir die rindsledernen Fußkähne. Die Widerstandsfähigkeit derselben war allerdings über jeden Zweifel erhaben, aber das feindselige Element, welches von unten und an den Seiten nichts mehr ausrichten konnte, drang jetzt von oben bei den Knöcheln ein. Unter Umständen wäre es gewiss ein Vergnügen gewesen, mit den Füßen im Wasser zu plätschern, aber die beiden nachgiebigen Bottiche rieben mir die Gelenke wund und erschwerten durch ihr zwanzigpfündiges Gewicht mein irdisches Fortkommen sehr beträchtlich, wie sie andererseits eine so treue Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden bewiesen, dass ich etlichemale Gefahr lief, definitiv stecken zu bleiben. Ich wünschte die Schuhe der Zöllnerin sammt den Hosen des Andreas Hofer zu allen Teufeln.

Nach einem etwa sechsstündigen Marsche langten wir auf dem Sande an und sahen schon von weitem das alte, buntbemalte Merkzeichen des Gasthauses, die von grünem Laub umkränzte Krone, einladend uns entgegenwinken. Der Sandhof steht hart an der Straße, ein alterthümliches einstöckiges Gebäude mit steinbeschwertem Dache, das von drei breitästigen Pappeln traulich beschattet wird; er trägt die Nummer 146 und ehrt das Andenken seines ehemaligen Eigenthümers mit einer schlichten Tafel, auf welcher zu lesen steht: „Andreas Hofers Geburts- und Wohnhaus 1767—1809." Ein geräumiger laubenartiger Vorplatz, zu welchem mehrere Stufen hinaufführen, fordert mit Tisch und Mauerbänken den Wanderer zu Einkehr und Rast auf. An warmen Sommerabenden mag dort gut sein zu sitzen und hinauszuschauen auf den munteren Bach und die ragenden Bergeshöhen, wenn die Sonne durch das zitternde Blättergewirr blinzelt und das dunkle Roth in der bauchigen Flasche zu purpurener Glut entzündet. Rechts und links von der Eingangsthür liegen zwei ansehnliche dreifensterige Eckzimmer, welche von

jeher den zusprechenden Gästen zum Aufenthalt gedient haben mögen. Hinter dem Vorsaal unter der Treppe verlieren sich weitläufige Kellereien, Vorraths- und Küchenräume in geheimnisvolles Dunkel, alle massiv gemauert und gothisch überwölbt. Im oberen Stockwerke befinden sich die Wohnstuben der Familie — und da stehen wir auch endlich vor dem gläsernen Wandkasten, in welchem die alten, berühmten, sehnsüchtig erwarteten ledernen Hosen des Sandwirtes hängen! Wären wir von dem trübseligen Wetter nicht mit Blindheit geschlagen worden, sondern hätten wir die Begeisterung, in welcher wir am Morgen ausrückten, fleißig mit Gesang und Getränk angeschürt, dass sie nicht auf dem langen, trostlosen Wege verdampfte, so würde ohne Zweifel irgend ein Wunder geschehen sein. Vielleicht hätten die Hosen im Schreine magisch zu leuchten begonnen oder wären beim Herannahen des Künstlers, der ihnen seine Verehrung darbrachte, in ein freudiges geisterhaftes Schlottern gerathen. So aber gieng der erhabene Augenblick, in welchem Heinrich Natter, der berufene Schöpfer des Hofer-Denkmales, seine Meisterhand nach dem heiligen Kleidungsstücke ausstreckte, ohne sichtbare Weihe vorüber. Nur das silberne, fröhliche Kinderlachen, mit welchem die rothwangige, blonde Marie Haller, das reizende Urenkelstöchterlein des theueren Helden, den denkwürdigen kunstgeschichtlichen Act begleitete, machte sich angenehm bemerkbar, und versetzte die Anwesenden in eine behagliche Stimmung.

Wir haben uns die Hosen von vorn und hinten besehen und dabei die belangreiche, culturhistorisch außerordentlich wichtige Entdeckung gemacht, dass die Passeirer im Anfange des Jahrhunderts von den Neuerungen und Bequemlichkeiten, welche mit einem vollständig abzuknöpfenden, viereckig ausgeschnittenen Vorderlatze verbunden sind, noch nichts wussten, sondern in ihren natürlichen Berufsgeschäften, Leibes- und Lebensgewohnheiten sich auf „Halbluck“ gesetzt sahen. Diese, näher nicht zu beschreibende Einrichtung hat zwar allerlei Unbequemlichkeiten und Übelstände zur Folge, gibt aber dafür den Hosen einen Anstrich von Einfachheit, Strenge und Pflichtgefühl, die sich bis zur stoischen Zurückhaltung und selbstvergessener Opferfreudigkeit des Helden steigern lassen. In diesen Hosen, sagt man sich, kann ein Heros füglich nichts anderes thun, als siegen oder fallen, und wenn der schwarze, breite, mit Pfauenfederstielen gestickte Ledergurt nebst den grünen, in einen römischen Fünfer auslaufenden Tragbändern, sich daran schließen, so bekommt das Ganze ein antikes Gepräge von monumentaler Schlichtheit und Größe, welches den Schneider zwar zur Verzweiflung bringt, den Künstler aber zu freieren Regionen des Schauens und Schaffens hinaufträgt.

Erschüttert von dem niegeahnten Gesehenen, fanden wir das Gleichgewicht unserer Seele erst wieder, als wir beim Strobl in St. Leon-

hard Forellen und Brathühner aßen und Glühwein dazu tranken. Heinrich Natter beschloss, an einem der nächsten Tage über den Jaufen nach Sterzing und von da nach Wien in sein Atelier zu gehen, wo er mit dem Idealbilde seines echten Hofers wohlbehalten angekommen ist. Wir wanderten nach Meran zurück im fürchterlichsten Wetter, welches die ganze Gegend außer Rand und Band brachte, Berge versetzte, Hügel hinfallen ließ und die Ströme entfesselte. Als wir auf einem schwanken, regenglatten Brett über den letzten rasenden Bach hinwegbalancierten, der uns von Schönna trennte, machte ich die Bemerkung, dass mir das Hemd doch näher am Leibe sitzt als die Hosen des Andreas Hofer.

Ein Hausbüchlein.

Geschildert von **Sophie von Khuenberg.**

Zwei Reihen vor mir, in der überfüllten, kleinen Dorfkirche, saß der alte Schaumberger und betete angelegentlich. Blatt um Blatt des alten, vergriffenen Gebetbuches wandte er langsam um mit den hartgearbeiteten Fingern, und hier und dort bog er eine Ecke ein, um die Stelle zu kennzeichnen, die er für besonders merkenswert hielt. Die heilige Messe nahm ihren gewohnten Lauf, von weichen Orgeltönen und Gesang begleitet. Der Herr Pfarrer bestieg die Kanzel und predigte. Nachher verlas er allerlei Wissenswertes von zu erwartenden Processionen, von bevorstehender Beichte der Schulkinder, von dem Hochamte, das der Ebenhofer „zu Ehren seiner verstorbenen Eltern, zu Ehren der Freundschaft und für gute Meinung" halten läſst am kommenden Sonntag. Dann wurde das Vaterunser gebetet und ein Stückchen Litanei, und endlich begann sich die kleine Kirche zu leeren. Der alte Schaumberger hatte die ganze Zeit über sein Gebetbuch krampfhaft festgehalten. Nun fuhr er sich über seinen graugelockten Kopf, nahm den vielzernützten Lodenhut zur Hand und schritt hinaus in die sommerwarme Helle des grünen Kirchenplatzes, der einstmals Kirchhof gewesen und nun ein beliebter Spielplatz der Kinder ist. Das Buch barg er sorgfältig in seiner verschossenen Joppe.

Denselben Abend noch sucht' ich ihn auf in seinem wirtlichen Gehöft, das breitspurig die Straßen trennt, die nach der Raxen und nach Altenberg führen und verkostete ein Glas von seinem Besten. „Is a Weiberwein", sagt er schmunzelnd, wenn man die angenehme Süßigkeit preist. Er ist ein Schlauberger, der alte Schaumberger, einer der In-

telligenten seines Standes, der in der Welt herumgekommen ist und sich über alles seine Gedanken macht. Und er weiß auch ganz gut, wie die Städter auf bäuerisch Wesen erpicht sind, wie's ihnen gefällt, wenn er sich so als echter Bauer gehabt und sein unverfälschtes Steirisch hören läßt. Gut und echt sieht er aus in seinen Lederhosen, die Hosenträger über dem weißen Hemd geknöpft, derbe Bundschuhe unter den grünen Stutzen. Und dann plaudert er von Jagd und Alm, Wetter und Weltlauf in seiner pfiffig gutmüthigen Weise und schmunzelt erfreut, wenn man seinen Wein lobt.

Muſs ein gutes Buch sein, in das der alte Schaumberger so vertieft war, dachte ich. Und ich befragt' ihn drum.

„Ah ja", meinte er wichtig, „des is a gar an alt's, merkwürdig's Büchl, — i woaß gar neama, wia i dazua kemman bin, aber stengan prächtige Sachn da drein, wissans, net lauta Gebeta, so allerhand Rathschläg halt, — muaß a grundgscheita Mann gwesn sein, der des a so zamdicht hat. — A hochwürdener Herr is er gwesn, der selbige."

Und er brachte mir's gefällig herbei. „Kinnan S' es scho ghaltn a paar Täg, wann S' es interessieren thuat", sagte er mit seiner langsam betonenden Stimme und legte mir das Buch auf den Tisch hin. Freudig nahm ich's mit, warf mich ins grüne Bergmoos, unter ragenden Baumwipfeln und begann darin zu blättern. . . .

Dem Druck, dem Stil, der Orthographie nach scheint es aus dem achtzehnten Jahrhundert zu stammen. In schlichtem Ledereinband, mit eingepreſstem Kreuz, 268 Seiten stark, vergilbt, zerlesen, so präsentiert sich dies „Haus-Büchlein, worinnen unterschiedliche, sowohl geistliche, als weltliche Haus-Mittel, sonderlich, wie sich ein Haus-Vater gegen den Nächsten und gegen sich selbsten, wie auch in seinen Haus-Geschäften verhalten solle." Pater Odilo Schreger, Benedictiner in dem befreyten Kloster Ensdorf, hat es „zu der Ehre Gottes und zum Nutzen der Haus-Väter getreulich zusammengetragen." Verlegt ist das Büchlein bei Lorenz Ignaz Milde in Mariazell.

Zu Anfang, nach einer kleinen Vorrede des Autors, worin er seine Freude über den Erfolg seines „Reis-Büchleins" für Handwerksburschen ausspricht, kommen die einzelnen Monate mit genauem Verzeichnis der Namen und biographischen Anmerkungen über die betreffenden Heiligen.

Neunzehn stattliche Capitel füllen das Buch. Ein zwanzigstes scheint im Lauf der Zeit losgetrennt und in Verlust gerathen zu sein.

Im ersten Capitel: „Wie sich ein Haus-Vater insgemein aufführen soll", werden dem Pater familias religiöse und sittliche Lehren mit auf den Weg gegeben. „Im Reden sei behutsam, denn viel Reden geschiehet selten ohne Sünd'! Im Zorn übereile dich nicht, sondern, wenn du merkest, es steiget dir die Gall auf, halte das Maul zu, denn in dem

Zorn redet man selten was Gescheides." Als Thierfreund erweist sich Pater Odilo, indem er seinen Hausvater ermahnt: „Bewahre dich vor Zorn über das Vieh. Mein, was verstehet wol das Vieh deine Fluch- und Scheld-Wort?" Er warnt ihn vor Kartenspiel, Unmäßigkeit, Habsucht und allem Leichtsinn. „Das Karten-, Würfel- und andere Geld-fressende Spiele fliehe, so du immer kannst; denn wer dem Spielen einmal ergeben, wird sich so bald ins Haus-Wesen nicht schicken können. Zu deme gewinnest du, so wirst du von deinen Mitspielern beneidet und gehasset; verspielest du, so bist du traurig, der Beutel wird leer, das Gewissen schwer, Weib und Kind betrübt." Dann folgen die Messgebete, Litaneien und sonstige fromme Sprüche.

Das zweite Capitel: „Wie sich ein Haus-Vater gegen seinem Ehe-Weib erzeigen soll", strotzt von vorzüglichen, dem realen Leben entnommenen Wahrheiten und von einer milden, einsichtsvollen Weisheit, wie nur ein echter Priester sie erwerben kann in seiner objectiven beobachtenden Stellung als Seelsorger und Mensch. Auch ein gesunder Humor steckt in manchen dieser guten Lehren: „Beim Tag kauf ein Weib und ein Tuch, sonst kaufst dir große Reu und Fluch." Diesen alten Spruch setzt er voran und er folgert allerlei daraus.

„Befleiße dich, dass du deines Eheweibs Gegenliebe erhaltest, und durch Bescheidenheit unterhaltest", räth er dem Haus-Vater. Und ferner: „Wann dir die Gall wider sie aufsteiget, schaue den Ring an, welchen du ihr im Beisein des Priesters an den Finger gestecket hast. Denn dadurch hast du versprochen, dass du sie wollest treu und herzlich lieben." Jene sehr verbreitete Species von Männern, die vor anderen Leuten mit Grobheit gegen ihre Frauen prahlen, mögen folgende Ermahnung beherzigen: „Sehr ungereimt ist, in Gegenwart der Leute einander ausfilzen, ganze Platzregen der Spitznamen auf einander ausspeyen, das macht dich und deine Hausfrau verdächtig und verächtlich. Wann du etwas wider sie hast, so erwarte eine bessere Gelegenheit."

Und den Geizigen ermahnt er: „Du sollest vorm Weib nichts versperren, als wann sie eine Magd wäre. Entgegen soll das Weib dem Mann nichts abtragen oder sonst verhausen."

Im dritten Capitel: „Wie sich ein Haus-Vater gegen seine Kinder verhalten soll", gibt Pater Odilo vorzügliche Rathschläge, wie man kleine und heranwachsende Kinder mit gutem Erfolge erzieht. Er ist dagegen, dass „kleine Kinder bey der Mutter im Beth liegen, weilen sie bald können ersticket werden". Ebenso eifert er gegen Ammengewäsch, das in dem Kinde Furcht und Aberglauben erweckt. „Gib fleißig acht, dass sie von Jugend auf zur Frömmigkeit, Höflichkeit und Sauberkeit gewöhnet werden. Daher sollest du ihnen mit einem guten Exempel vorgehen, sonst wirst du wenig ausrichten." „Wann das Kind unrecht thut, ermahne es

mit guten Worten, ehe du selbes straffest; denn mit guten Worten richt man oft mehreres aus, als mit Schlägen: wann die gute Ermahnung nichts verfanget, so brauche die Ruthen; zwinge es, dass es sein Fehler bekenne und sich der Straf schuldig gebe. Gibe nicht nach, bis es seinen Kopf breche. Du sollest aber mit der Ruthen strafen und nicht mit Fäusten zum Kopf schlagen, mit Füßen treten, oder alle Teufel auf den Hals wünschen."

Nach den Kindern kommt das Gesinde dran, und auch hier erweist sich der Priester als tüchtiger Menschenkenner. In diesem Capitel vier: „Wie sich ein Haus-Vater gegen seinen Ehehalten erzeigen soll", erschöpft er in wenigen trefflichen Worten die ganze „Dienstbotenfrage", die freilich zu seiner Zeit noch in den Windeln lag und leichter zu lösen war, denn da gab es ja zum Glück noch keine socialdemokratischen Hetzer, die jedem dienenden Geist den Floh der Unzufriedenheit ins Ohr setzen.

Aber dennoch räth schon Pater Odilo: „Frage bei ihren vorigen Herren und Frauen nach, ob sie keine Umstürzer, Flucher und Schelter abtragen oder Vollsaufer sind, denn, wo böse Leute seynd, da kann weder Glück noch Segen seyn. Hast du aber fromme, fleißige und treue Ehehalten, so behalte sie und verwechsle sie nicht; es kommt selten was Besseres nach."

„Den Liedlohn gieb ihnen treulich und zu rechter Zeit, außer du siehest, dass sie ihren Lohn mit Sauffen und Spielen verschwenden, oder dass sie selbsten ihr Geld wieder aufzuheben bitten."

„Siehest du, dass sie die ausgesetzte Arbeit verabsäumen, ermahne sie erstlich mit guten Worten, geben sie nichts darauf, so brauche einen Ernst, denn gar zu fromm zu seyn, wird ausgelachet, und scheinet ein gar sanftmüthiger Befehl eine halbe Bitt und Freystellung zu seyn, ob sie es thun wollen, oder nicht."

Nun kommen die Nachbarn an die Reihe. Auch auf diesem Feld zeigt sich der fromme Autor als ein erfahrener Psychologe, warnt vor Unfrieden, Klatschereien, Hoffart und Theilnahmslosigkeit und sagt unter anderem: „Dienstwilligkeit ziehet die Gemüther an sich, wie der Magnet das Eisen." „Siehest du, dass dein Nachbar ein ärgerlich Leben führet, ermahne ihn mit guten Worten. Man ermahnt einen, der ein kothiges Gesicht hat, dass er sich wasche; warum nicht auch, wenn einer eine kothige Seel' hat?"

Nach diesem ethischen Theil des Büchleins kommt der praktische an die Reihe. Voll Sachkenntnis, Verstand und in mustergiltiger, knapper Klarheit werden Haushaltungsgeschäfte, Ackerbau, Viehzucht, Bienenzucht, ferner was ein Hausvater von den Fischen, von Thierarzneien, Baumpflege 2c. wissen soll, hier dargelegt, und auch dem einfachsten Landmann wird durch die schlichte Ausdrucksweise dies alles leicht fasslich erscheinen.

Für jeden Monat des Jahres gibt Pater Odilo bestimmte landwirtschaftliche Anleitungen. So räth er im Januar: „Weil sich jezo die Pferde hären, so sollest du sie desto besser warten, die Hühner, damit sie bald legen, füttern mit Malz, oder geröstetem Haber.“ Im Februar: „Drei Täg vor oder nach dem neuen Mond beschneide die Bäume, stecke Kern in die Baum-Schul und umsetze im letzen Viertel die jungen Bäume.“ Im Martio räth er energisch: „Anjetzo lasse Hopfen einlegen, bearbeiten und beschneiden. Die Weinreben sollest du aufziehen nach Verkündigung Mariä, wann es klar am Himmel ist.“ Im April: „Anjetzo sollest die Schaaf waschen und um Exaudi, oder auch wohl eher, die Wolle abnehmen lassen. Wann du die Teiche im vorigen Monat nicht alle besetzet hast, so ist nun Zeit zur Besetzung, dann in diesem Monat fangen die Fische an, zu wachsen.“ Im Majo: „Das Rindvieh lass nicht früher auf die Weid, bis die Sonne sich schon merklich erhöhet; vorhero aber gib ihnen im Stall einen Schnitten Butterbrod.“ Im Junio: „Auf die Bien-Schwärme habe fleißig acht; denn diese in diesem Monat haltet man für die beste; sonderlich nach Pfingsten.“ Für Julio und Augusto räth er allerlei Sorgfalt für Samen, junges Vieh und Fische. „Jetzt setze keine Hühner mehr an. Die Eyer, so lang bleiben sollen, lege in Kleyen, Aschen, Spreye oder Korn.“ Im September „sollst du Korn, Waizen und Wintergersten anbauen“, im October „die Obstbäume umhacken und mit Schweinmist dungen“; im November räth er zu allerlei Jagd, zur Fällung des Bauholzes, zur Reinigung der Kamine und im December endlich gibt er eine Fülle von beherzigenswerten Winken wider die Kälte, zur Schonung der Bäume, zum Gedeihen der Schweine rc.

Nun folgt eine Art von Kalender mit originellen meteorologischen Bauernregeln: „März-Staub ist über Gold und Silber. Wann das Wetter am Palmsonntag nicht schön ist, bedeutet es ein böses Jahr. Heller Pankrazi-Tag verheißet viel guten Wein. Wann es am Tag Johannis-Enthauptung regnet, so sollen die Nüsse verderben u. s. w. Dann erklärt er genau, „wann alle Monat die Sonn auf- und untergehet“ und dann ertheilt er „Einige Regeln, seine Gesundheit zu erhalten.“ Nachdem er die verschiedenen Temperamente geschildert, gibt er an, welche Lebensweise für diesen und jenen Menschen tauge, und es ist ganz erstaunlich, wie dieser Pater Odilo in allem erfahren ist und mit wie viel Einsicht und gesundem Menschenverstand er seine Erfahrungen sammelt und weitergibt. Da gibt es eine „Lebensordnung für Leute, die stark arbeiten müssen“, worin er unter anderem folgende Weisungen ertheilt: „Es giebt zwar etliche, wenige Beyspiele von Fressern und Saufern, die ein ziemliches Alter erreicht haben, aber ungleich mehrere Menschen von schwacher Zusammensetzung können dagegen angeführet werden, welche durch eine mäß'ge Lebensart ein hohes Alter erreicht haben.“

Pater Odilo hat den wackeren Pfarrer Kneipp vorgeahnt, wenigstens in einigen Stücken. Er ist gegen Thee, Kaffee, Chocolade, er ist auch gegen alles Zuviel an Wein und Bier, er verdammt den Brantwein, diesen wahren Mörder des Menschengeschlechtes, er empfiehlt Honig, Fruchtsäfte, Gemüse und spricht sich gegen die gewürzten Speisen aus. Nur in puncto Wasser verhält er sich eher ablehnend. Er empfiehlt es als Getränk, aber von Waschungen, Wickeln, Bädern, diesen so unschätzbaren Errungenschaften des modernen „Gesund-Brunnens" sagt er nichts. Das ist auch das einzige fast, das man dem guten Pater Odilo verargen könnte. Im übrigen ist er ein äußerst verständiger Mann. Vom physischen macht er dazwischen wieder Ausfälle auf das psychische Gebiet. „Freßmahlzeiten und Saufgesellschaften sind Beweise der größten Feindschaft und Raserey. In beiden findet man Gift." „Obschon der Zorn zu den unangenehmen Leidenschaften gehört, so nutzet er doch zuweilen der Gesundheit und gibt ihr einen neuen Trieb. In trägen Körpern kann er eine Arzney sein, sowie das Lachen." „Zu langer Schlaf machet träg und dumm bei Erwachsenen." „Man gewöhne sich in gesunden Tagen unter leichten und dünnen Bettdecken zu schlafen, indem die dicken Federsäcke nur Hitze, Schweiß und Mattigkeit machen."

„Man gewöhne seine Kinder, alles zu essen: doch zwinge man sie auch nicht mit Gewalt, indem es wirklich einige giebt, die nicht alles essen können." Pater Odilo ist auch gegen das Rauchen, weil „dieses betäubende Kraut unsere Körper vertrocknet und ausmergelt, welches magere Personen am meisten erfahren. Auch leidet das Gedächtnis und alle Nerven dadurch Schaden". „Wenn Kopf und Sinne gearbeitet haben, so ist die Ruhe ihnen ebenso dienlich, als dem übrigen, durch die Arbeit ermüdeten Körper."

Vom Menschen geht er nun wieder zu den Thieren über, und wir finden „Roß-Arzney", „Ochsen- und Kühe-Arzney", „Schafs-Arzney" — für alle möglichen Krankheitsfälle. Ob sie das Richtige treffen, weiß ich nicht, aber ich vermuthe es, da Pater Odilo ja in den meisten Dingen treffsicher zu Werke geht. Dann kommt noch allerlei über Bienen- und Fischzucht, die er sich sehr angelegen sein läßt. Einiges, was er da vom „abschneiden der Brut-bienen-Köpfe", sagt, ist mir nicht ganz klar, aber die Beurtheilung bleibe einem echten Imker überlassen.

In „Fischerey-Sachen" scheint Pater Odilo ein Fachmann gewesen zu sein, und er verbreitet sich auch mit einer gewissen Vorliebe über diesen Gegenstand.

Überaus köstlich sind die „Allerhand Haus-Kunsten, dem Haus-Vater sehr dienlich". Wie man „Bier klar und frisch erhält", „Flachs wie Seiden machet", „Unreine stinkende Weine verbessert", „Dintenfleck und Fettfleck aus Kleidern" bringt, Fliegen, Flöhe, Wanzen vertreibt, Rebhühner und Krebse fangt und noch mancherlei sonst findet sich in diesem Abschnitt.

Und dann — als wenn Pater Odilo sich plötzlich erinnerte, dass dies Büchlein doch vornehmlich als Gebetbuch gelten solle, — kommt das religiöse Princip wieder zum Durchbruch. Ein „kleiner, historischer Catechismus, in sich haltend die Geschichte der hl. Schrift", belehrt in knappster Form über das alte und neue Testament. Daran schließen sich „Nothwendige Glaubensfragen für einen jeden chatholischen Christen", diese sind in Fragen und Antworten abgefasst und zuweilen von einer köstlichen Bündigkeit, die allerdings nicht immer Hand in Hand mit der Logik geht.

Dann kommen ein paar Abschnitte, die nicht ganz frei von einer gewissen selbstverständlichen Tendenz und von einer Art von religiösem Chauvinismus sind. Diese Capitel heißen: „Was einen katholischen Christen in seiner Religion standhaftig machen soll", „Sichere Schluss-Reden für die katholische Religion", „Was kann und soll einen ehrlichen Menschen von der Lutherischen Lehr' abschrecken." Es lag eben noch im Geiste seiner Zeit, einzig in der evangelischen Religion alles Übel zu finden und einen so großen Unterschied zwischen Christen und Christen zu machen. Heutzutage, glaube ich, wird ein so tiefer Hass sich nicht mehr einwurzeln können, und wenn auch viele einzelne sich in einander nicht schicken mögen, die weitaus größere Zahl der Menschen wird diesen mehr in äußerlichen Dingen liegenden Unterschied nicht mehr gelten lassen.

Wahrhaft erquickend dagegen berührt der „Haus-Tröster, worin sich ein trostloser Haus-Vater trösten kann". Da hat Pater Odilo wieder seine ganze, herzhafte Gottesfurcht und echt christliche Milde aufgeboten, um seinem Haus-Vater trübe und schwere Stunden tragen zu helfen. So sagt er, von Christi Leiden sprechend: „Betrachte, was er leide; nämlich unerhörte Pein, Angst, Schmach. Ja, er wurde also zerfleischet, dass aus seinem heil. Leib viele Tausende Blutstropfen geflossen. Und du klagest, wann dir das geringste Übel widerfahret? Ach, schäme dich!" Und diesem ernsten, biblischen Trost läst er im nächsten und letzten Capitel den heiteren, weltlichen Trost: „worin sich ein melancholischer Haus-Vater belustigen kann", folgen. Er reiht in demselben allerlei komische Weisheiten und Narrheiten aneinander, eine Art von altmodischen „Ein- und Ausfällen", die zuweilen ganz ernsthaft, meist aber spasshaft klingen. In allen aber steckt ein guter Kern. Hier einige Proben: „Was ist auf der Welt das Verhassteste? Die Wahrheit: denn wer die Wahrheit geiget, dem wird mit dem Fidelbogen ums Maul geschlagen." „Wer seynd die priviligirten Lügner? Die Kalender- und Zeitungmacher." „Protagoras wurde gefragt, warum er seinem größten Feind seine Tochter zur Ehe gäbe; sagte er: Ich kann ja meinem Feinde kein größeres Übel anthun, als wenn ich ihm ein Weib gieb!" „Wie vertreibet der Deutsche die Melancholey? Antwort: Mit Trinken. Dahero sagt man: der Spanier verweint sie, der Franzos versingt sie, der Italiener verschläft sie, der Deutsche vertrinkt sie."

Und dicht an diesen lehrhaften Humor schmiegen sich historisch-geographische Mittheilungen. Ein rechtes Kunterbunt von allerlei Wissenswertem und allerlei Launigem. Er muss ein origineller Herr gewesen sein, der Pater Odilo, und er muss einen scharfen Blick gehabt haben für das ihn umgebende Leben und Treiben seiner Mitmenschen. Das beweisen prächtig die beiden Aussprüche, die als letzte hierhergesetzt seien: „Was für Gutthaten machen Feindschaft? 1. Geld leihen, 2. zur Heyrat helfen, 3. Bürgschaft, 4. Vormundschaft.“ „Was macht ein unruhiges Haushalten? 1. Das Weib, wann's regieren will, 2. Ungerathene Kinder, 3. Ein stutziger Diener, 4. Anlauf der Befreundten.“

Der Rest des originellen Büchleins fehlt leider. Bei einer Mittheilung über „Christoforo Columbo“ bricht er plötzlich ab und man ist fast betrübt darüber. Wer weiß, was auf den herausgerissenen Blättern gestanden hat. Sicherlich nichts Einfältiges.

Und unwillkürlich, während ich das Hausbüchlein langsam zuklappe und vor mich hinträume in das sonnendurchglänzte Waldesgrün, stelle ich mir den Pater Odilo vor. Er ist groß, breit, mit einem wohlwollenden, etwas spöttischen Lächeln um den vollen Mund, und klugblickenden Augen, die zwischen den buschigen Brauen hervor in die Hütten der Bauern, in die Herzen der Menschen blicken. Er geht viel unter die Leute, er spricht mit ihnen über dies und jenes, er hört, urtheilt, gibt dort und da einen guten Rath. Er liebt die Kinder und schenkt ihnen zuweilen einen rothen Apfel oder ein paar Pflaumen aus dem Klostergarten. Er ist fromm aus Überzeugung, ein wenig streng zuweilen, weil sein Beruf es fordert. Er ist ein Menschenfreund, immer bereit zu helfen, wo es noth thut. Er ist kein Schlemmer und kein Ascet. Er geht den geraden, goldenen Weg der Mitte. Er vergisst nicht, dass er ein Priester ist, aber er vergisst auch nicht, dass er ein Mensch ist.

Und ich sehe ihn in seiner schattigen Laube sitzen, etwas abseits von den anderen Brüdern, einen dicken Pack von gelblichen, papierenen Blättern vor sich auf dem Tische, emsig mit dem Gänsekiel Buchstaben an Buchstaben reihend. Zuweilen lächelt er, zuweilen hebt er den Kopf und lauscht in die Ferne hinaus, in die wundervolle, fromme Stille des Gartens, dann schreibt er weiter. . .

Und ich meine förmlich die volle, etwas große, ringlose Hand zu sehen, die Blatt um Blatt beschrieben beiseite legt, ich meine das Kratzen des Federkiels zu hören und mir ist, als müsst' ich über den sandigen Kies des alten Gartens dahinschreiten bis zur Laube und ihn grüßen: Gelobt sei Jesus Christus. Und ich höre seine volle, warme Stimme, die mir antwortet: In Ewigkeit Amen.

Neue Lieder.

Von Carmen Sylva.

Der Herbst.

Es schüttelt der Herbst die Gaben
Weithin ins Land hinaus,
Sein ganzes, reiches Haben,
Den leuchtenden Farbenstrauß,

Den gibt er mit vollen Händen
Und greift dann wieder hinein,
Sein Schenken will nicht enden,
Er schreitet über den Rhein.

Er schaukelt über die Gauen
An Sommerfäden entlang,
Er schlüpft und kost durch den rauhen
Moosstein am Bacheshang.

Er tanzt auf den jungen Halmen
Und wälzt sich im Flutgewell,
Verhüllt sich im Nebelqualmen,
Der übermüth'ge Gesell.

Er hat so goldbraune Locken,
Als fing er die Sonne darin,
Er schmückt sich mit Sonnenflocken,
Mit thaudemant'nem Gespinn.

Hat alle zum Tanz geladen,
Die Blätter vom ganzen Wald,
Die Düfte von allen Gestaden,
Schalmeit mit Windesgewalt.

Und ist so launig und springig,
Wie's Füllen, das Sonnenkind,
So spielerisch ist es, so singig,
Wie Waldbach und Sturmeswind.

Doch trägt ein Geheimnis, ein schweres,
Er schweigend um Augen und Mund,
Er weiß dass dem Wildfang ein leeres,
Verödetes Heim wird, zur Stund.

Er weiß von dem laublosen Baume,
Von Frost und Schneesturm und Eis, —
Doch sagt er's nicht einmal im Traume
Dass er vom Sterben weiß.

* * *

Die alte Wirtin in Rengsdorf.

Ach! nun kommt ihr endlich! und ich weine!
Denn mir starb die Tochter! Ja, es zittert
Noch mein Mann seit Weihnacht! Ganz verwittert
Sind wir; denn sie war so schön, die Kleine,
Und so gut! Sie sagte: „Küß mich, meine
Mutter, noch ist nicht dein Herz erbittert,
Wenn ich sterbe, dir die Welt zersplittert!"

Und sie strich mir, — denn sie hatte feine
Hände, — zart noch über Schläfen, Wangen —
Sterben! — nein, nicht sterben! — Fünfzig Kränze
Wurden meinem Kind aufs Grab gehangen!
Aber seht! Der Augen Lichtgeglänze,
Ihre sanfte Güte ohne Grenze
Sind im Grab — ins Grab sind sie gegangen.

* * *

Der Gottesdiener.

Plötzlich, im Wald von Angstschweiß übergossen,
Sank ich vom Pferd aufs Knie, und im Gebet
Fühlt' ich von sich'rer Ruhe mich umweht,
Die dunkle Nacht ward heiter, lichtdurchflossen.

Nach zwanzig Jahren in Australien fleht
Ein Mörder ums Viaticum. Es schossen
Die Augen ihm hervor; voll Scham verdrossen
Rief er: „Kennt ihr mich nicht, da ihr mich seht?

„Ich sah dich nie!" — „O wohl! im Walde zielten
Auf dich wir lauernd, ich und die Begleiter,
Du knietest betend, Mondeslichter spielten." —

„Du schossest nicht und ließest frei mich weiter?"
„Wie konnt' ich, Herr! Denn Euch zur Seite hielten,
In leuchtendem Gewand zwei Schimmelreiter!"

* * *

Müde.

Die große Sängerin nahm im Geleite
Den Geigerwunderknaben übers Meer; —
Hinreißend im Concert erkrankt' er schwer.
Man trägt das Kind hinaus, und ihm zur Seite

Berathen bang die Aerzte hin und her,
Mit Heimweh, Genius überdruss im Streite,
Wie man dem Liebling Linderung bereite.
Er rollt das heiße Köpfchen hin und her,

Begehrt die ferne Mutter, Deutschland traum-
Umflort, verlangt die Geige, lauscht, beginnt
Zu stimmen, doch die Saite springt, die kaum

Berührt. Er läßt sie fallen, kniet geschwind
Im Bett: „O bitte, lieber Gott! mach Raum
Im Himmel für ein armes, müdes Kind!"

* * *

Das letzte Abendmahl.

Sie hielt die Hand mir fest, da letzte Speise
Ich geben wollte. Ihre Kinder standen
Schon alle fünf ums Lager. Doch es fanden
Die bangen Augen zwei nicht in dem Kreise.

„O bitte, harret, Herr!" Die Leiden wanden
Die schwache Kraft ihr aus. Doch immer leise
Rief sie die Fernen zu der dunkeln Reise.
Man flüsterte: „Die sind in Himmellanden!"

Der Athem stockte, fahle Schatten stahlen
Sich um die Schläfen, und der Tod war nah;
Noch suchte murmelnd sie mit ihren fahlen,

Blauweißen Lippen. Doch auf einmal sah
Ihr Antlitz ich glückselig, himmlisch strahlen:
„Gebt mir das Abendmahl! nun sind sie da!"

Von Hamerlings Aufenthalt im Süden.

Mittheilungen von Dr. **Michael Maria Rabenlechner.**

Nichts lag dem Universitätsstudenten Hamerling ferner, als ein sogenanntes Brotstudium. Der Dichter gesteht es selbst in den „Stationen", und ein Blick in seinen Lectionskatalog (den sogenannten Index), der uns vorliegt, beweist es zur Genüge. Es ist wohl interessant, die Collegien, die Hamerling belegte, in chronologischer Reihenfolge zu hören. Hamerling besuchte von 1850—1852/3 folgende Vorlesungen: Allgemeine Anatomie bei Hyrtl, Mineralogie bei Zippe, Grammatik des Sanskrit bei Boller, Descriptive Anatomie bei Hyrtl, Anatomie und Physiologie der Pflanzen bei Unger, Sanskrit-Chrestomathie bei Boller, Chemie bei Redtenbacher, Topographische Anatomie bei Hyrtl, Geschichte des Mittelalters bei Grauert, Griechische Literaturgeschichte bei Bonitz, Sanskrit-Chrestomathie (zweiter Curs) bei Boller, Hauptpunkte der griechischen Syntax bei Bonitz, Aristoteles' „Organon" bei

Bonitz, Geschichte der griechisch-römischen Philosophie bei Grysar, Encyklopädie und Geschichte der Philosophie bei Grysar, Sanskrit-Chrestomathie (dritter Curs) bei Boller, Vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen bei Boller, Geschichte und künstliche Entwickelung der griechischen Tragödie und Erläuterung der „Antigone“ des Sophokles bei Redwitz[1]), Griechische Antiquitäten bei Bonitz, Metrische Übungen bei Bonitz, Erklärung Sakuntalas bei Boller, Lateinische Übungen bei Grysar. — Wie man aus dieser Collegientitelreihe erkennen kann, nützte Hamerling, der sich in die philosophische Facultät inscribieren ließ, die akademische Lernfreiheit wacker aus, suchte er doch eben nur auf der Hochschule seinem allgemeinen Wissensdrange zu genügen, eine allgemeine Bildung zu erwerben, die Grundlage für späteres dichterisches Schaffen. Wundern mag man sich nur, dass er keine germanistischen Vorlesungen besuchte, zumal damals ein Karajan docierte. Allein privatim und auf der Hof- und Universitätsbibliothek betrieb er das Studium der deutschen Sprache, sowie auch daselbst das der Physik und Chemie.

Also kein anderes Lebensziel als das eines Dichters!

Allein die Prosa des Lebens zerstörte vorerst mit rauher Hand das Traumgebilde einer Poetenzukunft.

Nach Jahren einer bitteren, an Entbehrungen überreichen Kindheit und Jugend sah er sich genöthigt, die auf der Hochschule erworbenen Kenntnisse vorderhand in geldbringender Weise zu verwerten.

In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre bestand in Österreich ein übergroßer Mangel an Candidaten für das Mittelschullehramt, gerade so, wie eben gegenwärtig wieder, nur dass die Ursache dieser Kalamität damals eine andere war als heute. Damals war's die nach 1848 ins Leben getretene Reform und Vermehrung der Gymnasien, die eine Anzahl neuer Lehrstellen ins Leben rief; heute ist der Grund die elende, schier dorfschulmeisterliche Entlohnung akademisch gebildeter Männer. . . . Aber wie heute, war man auch damals froh, überhaupt nur junge Leute zu finden, welche sich dem schweren, dornenreichen Mittelschullehrberufe zu widmen gesonnen waren, und wie heute, sah man sich gezwungen, diese jungen Leute als Supplenten ungeprüft docieren zu

[1]) Der Dichter Oskar von Redwitz wurde 1852 auf Drängen hoher adeliger Kreise vom Unterrichtsminister Thun als Literaturprofessor nach Wien berufen. Der Dichter der „Amaranth“ sollte mitwirken, die revolutionäre Jugend zu „belehren“. Aber der Dichter der „Amaranth“ konnte nur ein Semester lang lesen — dann fand er keine Hörer mehr. Sang- und klanglos ist er von Wien verschwunden. Den Hamerlingforscher interessiert obiges Colleg darum, weil Redwitz' Vorlesungen Robert Hamerling veranlassten, selbständige Studien über die griechische Tragödie anzustellen. Und das Resultat dieser durch Redwitz veranlassten Studien legte unser Dichter nieder in einer Abhandlung „Grundideen der griechischen Tragödie“, die als Programmaufsatz des Grazer Gymnasiums 1854 erschien.

lassen, und ihnen das schwierige Staatsexamen nur bei definitiver Anstellung zur Bedingung zu machen.

Am k. k. Theresianischen Gymnasium in Wien bedurfte man zu Beginn des Schuljahres 1852/3 plötzlich eines Philologielehrers. Der Director wandte sich bittend an Bonitz. Unser Poet, der gerade in den zwei vorhergehenden Semestern sich als Mitglied des philologischen Seminars fleißig bethätigt hatte und Bonitz' Liebling war, wurde von diesem als der tüchtigste Seminarist vorgeschlagen. „Der Noth gehorchend, nicht dem eig'nen Triebe", acceptierte Hamerling und lehrte vom September 1852 an am Theresianum in der vierten und fünften Classe die griechische und deutsche Sprache. April 1853 wurde er ans Wiener akademische Gymnasium versetzt, wo er Griechisch in der fünften und sechsten Classe docierte. Die Feriенmonate 1853 brachte er als Instructor eines jungen Gräfleins Terlago in Unter-St. Veit bei Wien zu und September desselben Jahres wurde er — noch immer ungeprüft — ans Grazer akademische Gymnasium berufen. Hier lehrte er 1853/54 Latein und Griechisch in der achten Classe und Griechisch im siebenten Jahrgange. Während dieses Jahres entschloss er sich, um seine materielle Lage durch eine definitive Anstellung dauernd zu verbessern, zur Ablegung der Lehramtsprüfung. Juli 1854 — er selbst hatte kurz vorher als Matura-Examinator aus Latein und Griechisch fungiert — fuhr er nach Wien, um sich daselbst den officiellen Befähigungsnachweis zu holen, Latein, Griechisch und Deutsch lehren zu können. Am 25. Juli fand die Prüfung statt. Und nun höre man: Aus Latein und Griechisch wurde der Lehramtscandidat Robert Hamerling mit bestem Erfolge geprüft und fürs ganze Gymnasium approbiert; aus **deutscher** Sprache ist der sprachgewaltigste Dichter schier unseres ganzen Jahrhunderts buchstäblich **durchgefallen.** Der Prüfungscommissär für deutsche Sprachwissenschaft war der Wiener k. k. Universitätsprofessor Hahn. Die Wiener Universität hat die Arkadengänge ihres Inneren zu einer Walhalla für ihre berühmten Mitglieder geschaffen. Wir vermissen unter den Marmorbildern obigen Germanisten und empfehlen der alma mater Rudolphina, rasch das Versäumte nachzuholen. Professor Hahn und sein College Stein[1]) — — die Metropole der Wissenschaft, wird diese beiden doch nicht etwa unwürdig erkennen wollen der Ehre einer — — „Aushauung" . . .

Mit dem Prüfungszeugnisse in der Tasche — die Prüfung aus „Deutsch" hat er niemals wiederholt, es genügte die Approbation aus Latein und Griechisch — begab sich Hamerling zurück nach Graz. Am Gymnasium in Cilli, einer Anstalt dritter Gehaltsclasse, war eine Philologiestelle frei. Hamerling wurde für Cilli ernannt, doch „für die Dauer

---

[1]) Vergl. über diesen in meinem Artikel „Aus Hamerlings Gymnasialzeit" („Heimgarten", XX. Jahrgang, Seite 754).

des laufenden Jahres mit Verwendung am Grazer Gymnasium". Kurze Zeit darauf bedurfte man in Pest an einem Gymnasium erster Gehaltsclasse eines Philologen. Hamerling entschloss sich, um diese Stelle zu petieren, verfasste sein Gesuch und übergab es seinem Chef, dem Director des Grazer akademischen Gymnasiums P. Kaltenbrunner, einem würdigen Priester des Stiftes Admont. Nach einigen Monaten ward die Stelle besetzt — aber nicht durch Hamerling. Als er hierüber seinen Director interpellierte, erinnerte sich dieser plötzlich, dass er das Gesuch zwar einbegleitet, aber weiterzubefördern — vergessen habe. Große Bestürzung darob auf beiden Seiten, vorab auf der unseres Poeten, der damals noch nicht zu ahnen vermochte, welches schwere Missgeschick durch die Vergesslichkeit seines Vorgesetzten ihm erspart worden war, ihm, dem Deutschen jeder Zoll, der wenige Jahre später aus der uncivilisierbaren Mongolenhälfte der Monarchie unter gleicher Lebensgefahr vertrieben worden wäre, wie alle charaktervollen deutschen Beamten Ungarns, unter diesen auch sein Jugendfreund Anton Bruckner.

Zufällig war damals am k. k. (deutschen) Gymnasium in Triest eine Philologenstelle zu besetzen; um diese sich zu bewerben, eiferte ihn sein Director an, er werde das Gesuch diesmal aufs glänzendste befürworten und nicht vergessen, weiterzusenden. Hamerling that's — that's mit Erfolg — er wurde definitiver Gymnasiallehrer in Triest: — „nicht im Magyarenlande . . . war der rechte Ort für den Poeten, nein, der rechte Ort für ihn war vorläufig im Süden, an der blauen Adria, an der Schwelle Italiens, in der bewegten Hafenstadt, wo ihn ein Meerhorizont, und das will sagen ein Welthorizont umgab."

Es kann natürlich keineswegs unsere Aufgabe sein, im Folgenden auf wenigen Blättern eine Geschichte von Hamerlings Aufenthalt im Süden zu liefern. Das soll — will's Gott — im dritten Bande unserer Biographie geschehen. Doch hoffen wir, dass einige lose Mittheilungen der Hamerling-Gemeinde unter den „Heimgarten"-Lesern nicht unwillkommen sein dürften.

Hamerling weilte von April 1855 bis Juli 1865 in Triest.

Das k. k. Gymnasium — wir gebrauchen die Bezeichnung „k. k.", um eine Verwechslung mit dem (italienischen) Communalgymnasium zu verhindern — war lange Zeit hinter der Piazza Lipsia (schier unmittelbar hinter dem Molo Giuseppina) untergebracht.

Als Hamerling nach Triest gekommen war, nahm er und seine Mutter, die ja seine stete Begleiterin gewesen, Quartier in einer kleinen Wohnung in der der Piazza Lipsia nahe gelegenen Via Cavana, einer „engen, käseduftigen" Gasse, die auch gegenwärtig noch immer in recht üblem

Ruse steht. Hamerling hatte die Wohnung der Billigkeit halber und auch in Unkenntnis der Verhältnisse gewählt, verließ sie aber begreiflicherweise in nicht ferner Zeit und zog in die Via S. Spiridione und schließlich in die Via S. Catterina — eine Gasse, die jedem Deutschen ehrwürdig sein muss, denn im Hause Nummer zwei, in einem Kämmerlein im ersten Stock, entstand in der Zeit vom 6. Januar bis 14. April 1865 „Ahasver in Rom".

Hamerlings Thätigkeit als Gymnasiallehrer hat bereits auf Grund der in den Triester Gymnasialjahresberichten 1856—1866 enthaltenen Mittheilungen und der im Archive des Unterrichtsministeriums in Wien hinterlegten Acten treffsichere Darstellung erfahren durch den auch als Goetheforscher rühmlichst bekannten Rudolf von Payer im fünften Jahrgange des Jahrbuches der Grillparzergesellschaft (Seite 290—316). Höchstens dass man in dem Essay etwas über Hamerlings Auftreten in der Schule zu hören vermisst, über sein Verhältnis zu den Schülern, über seine Art zu lehren u. s. w. Eine kleine derartige Ergänzung wird darum nicht unwillkommen sein. Ein Schüler unseres Poeten berichtet:[1])

„Anfangs 1858 kam ich an das Triester Gymnasium als Schüler der sechsten Classe. Als Classenlehrer und zugleich Lehrer für Griechisch und Deutsch fungierte Robert Hamerling. Seine markante äußere Erscheinung, seine Sprechweise, selbst der Klang und die Färbung seiner Stimme: alles dies ist mir noch in der lebhaftesten Erinnerung geblieben. Sieht man von dem kleinen Bärtchen, welches sich der heimgegangene vaterländische Dichter seither beigelegt hatte, und der Altersfarbe der Kopfhaare ab, — so war Robert Hamerling an seinem Sterbetage ganz derselbe geblieben, der er einunddreißig Jahre früher war: dasselbe lange, hagere, bartlose Gesicht mit der gelblichen, auf Kränklichkeit hindeutenden Hautfarbe, den scharfgeschnittenen Zügen und der charakteristischen, edelgeformten schmalen langen Nase, dazu die lang in den Nacken fallenden, in der Mitte gescheitelten Haare, welche uns Schülern einen unversieglichen Gegenstand mehrweniger gelungener Witze abgeben mussten: Kurz, Robert Hamerling ist nie gealtert — er war vielleicht nie jung gewesen — und wir Gymnasiasten, die ihn täglich zwei bis drei Stunden vor uns sahen, zerbrachen uns oft die Köpfe über sein mögliches Alter; das Minimum kam der Wahrheit ziemlich nahe. Auch seine Sprechweise, die Stimme, das äußerliche Auftreten und Benehmen ließen ihn älter erscheinen, als er war. Eine mittelgroße, sehr hagere Gestalt mit enger Brust und nach vorn gezogenen Schultern, stets dunkel und meist etwas nachlässig gekleidet, in seinen Bewegungen langsam, mit den Anzeichen steter Ermüdung, trug er uns im Griechischen aus Homers ‚Iliade' vor;

[1]) Vergl. „Deutsches Volksblatt" (Wien) 17. Juli 1889, Seite 5.

er scheint ein guter Linguist gewesen zu sein; er war imstande, uns über einen Absatz zwei bis drei Lehrstunden Vortrag zu halten, sprachliche, geographische, ethnographische Erläuterungen gebend, für seine achtzehn Schüler förmliche Mußestunden, da Robert Hamerling in seiner langsam gemessenen Sprechweise, die Worte ziemlich in die Länge ziehend, ganz in dem Gegenstand der Rede aufzugehen schien und das Treiben seiner Zuhörer in der Regel gar nicht beachtete; wenn es einer von uns gar zu bunt trieb und die Aufmerksamkeit des Vortragenden denn doch endlich auf sich lenkte, war die einzige Monitur ein kurzes, ruhiges: ‚Aber N.! schämen Sie sich!' — Kam dann nach mehreren aufeinanderfolgenden Vortragsstunden eine Prüfungsstunde, so fürchtete sich erst keiner von uns, seit ich da war. Ich war nämlich von einem Gymnasium gekommen, an welchem die Anforderungen an das Wissen und Können der Schüler ein Mehrfaches dessen bildete, was in Triest verlangt wurde. . . . ich saß in der zweiten Bank und soufflierte dem vor mir in der Prüfungsbank Sitzenden, was das Zeug hielt. Hamerling sah und hörte nichts; apathisch, möchte ich sagen, examinierte er, falsche oder ungenügende Antworten sofort selbst richtig und vollständig beantwortend. Im Deutschen lasen wir sonderbarerweise, was aber vielleicht für Hamerlings Geistesrichtung sehr bezeichnend sein dürfte, durch volle fünf Monate Bruchstücke aus Wielands ‚Oberon' analysierend, scandierend, als schriftliche Aufgabe das Gelesene in Prosa wiedergebend; dies war monatelang unsere deutsche Stunde (für mich, der ich dem formvollendeten, inhaltreichen Vortrage Professor Alois Eggers über deutsche Literatur und deren Geschichte und Entwickelung vordem mit begeistertem Interesse gefolgt war, eine etwas monotone Beschäftigung), dem sehr niederen Niveau der Ausbildung seiner Schüler entsprechend. In der Classification übte er die größte Nachsicht, schätzte aber vorkommendes Wissen sehr hoch; ja, anläßlich eines vom Director zu Gunsten der beiden hochgeborenen, erbgesessenen Primaten beabsichtigten schreienden Unrechtes apostrophierte er den Betroffenen, ehe dieser hiervon noch Kenntnis hatte, mit den Worten: ‚Ich kann nichts dafür, ich habe mich dagegen vergeblich gesträubt' . . . Wir Schüler betrachteten Hamerlings Gehaben stets für das eines Sonderlings; dass hinter dieser edlen Denkerstirne und unter der eigenthümlichen Haartracht die höchsten dichterischen Ideale nach Geltung und Ausdruck rangen, war uns natürlich unbekannt und wäre uns wahrscheinlich auch — unfasslich gewesen."

Ein anderer Schüler theilt uns persönlich ergänzend mit, dass die Unruhe im Unterrichtszimmer während Hamerlings Lehrstunden sich oft so arg gestaltete, dass ein vor der geschlossenen Thüre des Lehrzimmers Stehender anzunehmen völlig berechtigt gewesen wäre, es sei kein Professor in der Classe anwesend. Und selbst den Haupträdelsführern in der Unruhe-

stiftung gegenüber brachte es Hamerling nicht übers Herz, mit Strenge vorzugehen. Er konnte eben auch als Lehrer das milde weiche Gemüth nicht verläugnen, wie er ja auch als Censor die Güte selbst gewesen: — ein „Ungenügend" bei Professor Hamerling gehörte in der That zu den Weltwundern.

Hamerling war sich übrigens selbst völlig bewusst, dass er zum Lehrer der Jugend nicht geboren war. „. . . mir fehlte die richtige pädagogische Gabe, die Disciplin, genauer gesagt, die Ruhe während der Unterrichtsstunden immer aufrecht zu erhalten . . . Meine Schüler . . fürchteten mich zu wenig. Und so stand ich trotz Ermahnungen und rührendem Zuspruch dem unbezähmbaren jugendlichen Muthwillen, der Schwatzhaftigkeit und Beweglichkeit des Knabenalters oft rathlos und schutzlos gegenüber." [1])

Hier möge uns eine kleine, nicht eigentlich zum Gegenstande gehörige Einschaltung gestattet sein.

Einige Jahre vor des Dichters Tode wandte sich anlässlich eines Lehrerfestes in Wien das Comité an Hamerling um einen Beitrag für die Festkneipzeitung: — der Dichter möge eine — womöglich humoristische — Erinnerung aus seiner Lehramtsthätigkeit zur Verfügung stellen. Hamerling sandte auf einem Octavblatte folgende zwei Erinnerungen, von denen freilich nur die erste ins Triester Gymnasium reicht:

„Ein Schüler war als Thäter eines muthwilligen Streiches entdeckt und bestraft worden. Nach einiger Zeit traf ihn der Verdacht, das Gleiche wieder verbrochen zu haben. Er läugnete standhaft. Der Director selbst kam in die Classe und forderte den Knaben auf, die Wahrheit zu gestehen. Der Schuldbewusste schwieg. ‚Können Sie Ihr Ehrenwort geben', rief der Director zuletzt in gehobenem Tone, ‚dass die Sache seit dem letztenmal nicht wieder geschehen ist?' — Das konnte der Knabe mit gutem Gewissen — und die Angelegenheit war abgethan. Seit dem letztenmal war die Sache wirklich nicht wieder geschehen."

„In T. war ich einmal mit anderen von einem älteren freundlichen Collegen zu Tische geladen. Wir fanden uns ein, der College stellte uns seine Kinder vor und wies mit besonderer Vaterfreude auf ein Knäblein hin, dessen Talente er nicht genug rühmen konnte. Bei Tische fuhr er fort, von dem Knaben zu sprechen, wie klug und wissbegierig er sei und einen durch seine vernünftigen Fragen oft förmlich

[1]) Hamerling hat aber sein Lehramt trotz der Untauglichkeit zu diesem Berufe mit allem Ernste und aller Treue versehen, so dass er ohne Anmaßung von sich sagen durfte, dass er die beste Kraft seiner reifen Jahre in der Ausübung des Triester Lehramtes zugesetzt. — Man braucht z. B. nur die (in seinem Nachlasse sich noch vorfindenden) Kataloge seiner Schüler zu betrachten und zu sehen, wie minutiös und genau sie angelegt. Da finden sich die Rubriken: Grammatik, Auctores, Hausarbeiten, Schularbeiten, Vortrag, Auffassung, Wiedergebung des Gelesenen, mündlicher Ausdruck, Memorieren u. s. w.

in Erstaunen setze. Zuletzt kam doch ein anderes Thema aufs Tapet; aber während einer kleinen Gesprächspause warf das besagte Knäblein plötzlich die Frage an seinen Vater dazwischen: ‚Du, Papa, gibt es auch eine Sache, die vierundzwanzig Ecken hat?‘ — Da hatten wir nun selbst einen Beweis von der Wissbegier des Kleinen und empfanden gebürenden Respect davor.“

Unser Dichter bezog in seiner amtlichen Stellung in Triest anfänglich einen Gehalt von ungefähr neunhundert Gulden. Das war für einen k. k. Professor wenig, und hievon musste er und seine Mutter standesgemäß leben. Zum Glück bot ihm die Bekanntschaft mit A. F. C. Pipitz, dem Redacteur der „Triester Zeitung“, reichlichen Ersatz. A. Pipitz, der mit dem jungen Gymnasiallehrer persönlich bekannt worden war und in ihm den außergewöhnlich ästhetisch gebildeten Mann rasch erkannt hatte, veranlasste ihn, Berichte für sein Blatt über Theater, Concerte, Schaustellungen u. s. w. zu liefern. War auch das durch diese Berichterstattung erworbene Honorar keine bedeutende Einnahmsquelle (Hamerling erhielt per Druckzeile 3 — schreibe d r e i Kreuzer), so bildete doch der f r e i e Genuss alles dessen, was Triest in theatralischer, musikalischer, überhaupt künstlerischer Beziehung bot, für unseren Poeten eine Förderung von unschätzbarer Bedeutung.

An anderem Orte werden wir uns mit Hamerlings Triester Zeitungskunstberichten eingehend zu beschäftigen haben — hier wollen wir nur e i n ganz besonderes Referat — weil selbes eben von allgemeinerem Interesse — hervorheben. Es betrifft das kritische Verhältnis, in welchem Hamerling zu — — J o s e f i n e G a l l m e y e r stand.[1]) Josefine Gallmeyer absolvierte Mai 1865 in Triest ein längeres Gastspiel, theils im „Teatro filodrammatico“, theils im „Teatro L’Armonia“. In der Nummer vom 8. Mai 1865 nun berichtet die „Triester Zeitung“ über das erste Auftreten der Gallmeyer — sie eröffnete ihr Gastspiel als „Leichte Person“ — wie folgt: „Nur flüchtig vermögen wir das im Guten, wie im Schlimmen interessante Wesen der Gastin nach einmaligem Auftreten derselben zu skizzieren. Elegante, durchaus nicht ungefällige Erscheinung und Haltung, bis ins kleinste berechnet, lebhaftes Auge, klare scharfe Stimme, die mit Virtuosität die Pfeile einer diabolischen Ironie schleudert, aber auch deutsch-gemüthliche Herzenstöne kokett dazwischen wirft; pikanter Coupletvortrag; im Spiel und Gesang Züge von hinreißender Naturwahrheit und eine Gabe, scharfe Lichter aufzusetzen, welcher nur die eines H e i n e auf dem Gebiete der Poesie analog ist. Vor allem ein eminent parodistisches Talent. . . Mit der Durchführung eines einheitlichen Charakters nimmt es das Fräulein weniger genau. Salondame

---

[1]) Vergl. „Neues Wiener Tagblatt“ vom 16. Juli 1893.

und Wäschermädchen, Pariser und Lerchenfelder Elemente gibt sie mit Wort, Miene und Geste in fast unvermittelter Mischung. Feine geniale Züge, dazwischen nachlässige, matte, verunglückte Impromptus in schlechtem Wiener Vorstadtgeschmack. Die Frivolität lauert immer im Hintergrunde, zuweilen steckt die ‚Cancantänzerin' die feine Kralle aus den Sammtpfötchen der tugendhaften Rolle. Summa Summarum: Ein großes Talent, aber modificiert durch den Einfluss einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Publicums. Fräulein Gallmeyer ist nicht bloß ein weiblicher, sie ist auch ein potenzierter Nestroy; sie ist die verkörperte Selbstironie des Zeitalters; sie ist im höchsten Grade zeitgemäß, und wir wundern uns, dass sie nicht noch berühmter ist." Zum zweitenmale trat Josefine Gallmeyer in der Parodie von E. Mautners Eglantine „Elegante Tini" vor das Triester Publicum. Sie gefiel in dieser Rolle dem Kritiker Hamerling ebensowenig wie bei ihrem dritten Auftreten im „Goldonkel". Im Referate über letzteres Stück theilt Hamerling auch einige Coulissengeheimnisse ohne Umschweife dem Publicum mit. So z. B. dass sich die Pepi mit dem Orchester gezankt und darob allen Ernstes dem Dirigenten während des Spiels Pomeranzen an den Kopf habe werfen wollen. Dazu das Extemporieren, und dies noch oft dazu frivoler Art — sowie gewisse Derbheiten während des Spiels — das Kokettieren mit dem Publicum — — — alles das zusammen flößte unserem Kritiker schier Entsetzen ein. Gemach aber gewöhnte sich doch unser Poet an das Spiel der damals erst fünfundzwanzigjährigen Soubrette, und als sie in „Margarethl und Fäustling" wahrhaft eine Glanzleistung bot, hatte Hamerling „das Vergnügen sagen zu können, dass sie diesmal bei ihrer Rolle blieb". Einige Tage später nach Aufführung der „Wiener G'schichten" wird neuerdings constatiert: „Fräulein Gallmeyer war wieder recht interessant in ihrer Art und hatte im Spiel sehr glückliche Momente". Über ihr Benefice am 6. Mai im „Teatro L'Armonia" — Gallmeyer hatte Friedrich Kaisers „Localsängerin und Postillon" gewählt — erfahren wir, „dass ihr auch einige große Blumenbouquets überreicht wurden, welche sie schon durch die anerkennenswerte Nachgiebigkeit verdiente, mit welcher sie gegenwärtig in einigen Beziehungen sich dem Geschmacke des hiesigen Publicums accomodiert hat". Und im Referate über die Abschiedsvorstellung am 18. Mai wiederholt sich die befriedigende Anerkennung, dass „Fräulein Gallmeyer gezeigt habe, dass sie gegen die Rathschläge der Kritik nicht taub ist und dem Geschmacke des Publicums Rechnung zu tragen keineswegs verschmäht . . . die Schuld liegt also nur am Publicum und an der Kritik, unter deren Zucht Fräulein Gallmeyer bisher gestanden, wenn sie aus einer bloß die Neugier verlockenden Specialität nicht längst das geworden ist, was sie ihrer Anlage nach hätte werden können: eine wahre Künstlerin".

Kaum vermochte unseren Poeten etwas mehr zu entrüsten, als eine oberflächliche, leichtsinnige Kritik. Die peinliche Gewissenhaftigkeit, mit der er bei seinen Referaten verfuhr — schon die mitgetheilte Beurtheilung der Gallmeyer allein wird dies zur Genüge zu beweisen imstande sein — läſst uns dies wohl begreifen.

Kurze Zeit, nachdem Hamerling nach Triest gekommen war und daselbst sein Lehramt begonnen hatte, brach — Sommer 1855 — in der Hafenstadt die Cholera asiatica aus. In diese Zeit des Wüthens der Seuche fiel der Beginn jenes furchtbaren Darmleidens, das unseren Poeten bis zu seinem Tode mit grausamster Hartnäckigkeit verfolgte und schließlich — in Verbindung mit einem Nierenkrebs — sein Ende herbeiführte.

Schon in Triest hat unser Poet viel gelitten. Wahrhafte Göttergeschenke schienen ihm darum die Stunden, da er zur Sommerszeit schmerzlos seine Abendspaziergänge unternehmen konnte — entweder nur einen Gang über den Corso auf den Molo San Carlo vorbei an den Cafés der Riva unmittelbar am feuchtduftigen Meeresstrande, oder zur fächerschillernden Promenade von San Andrea, oder in die kaiserlichen Gärten von Miramar, oder zu den poetischen Reizen des Boschetto. Freilich am liebsten dorthin, wo dem sehnenden Herzen so recht gegönnt war, platonischen Schönheitscult zu üben. . . . .

Wiederholt hinderte der leidende Zustand unseren Dichter an der Erfüllung seiner Berufsthätigkeit. Einmal sogar ein halbes Jahr hindurch. Ein siecher Mann, verbrachte er diese Zeit (October 1856 bis April des folgenden Jahres) in Venedig.

Mit Beginn der Schulferien — September 1856 — hatte er sich nämlich nach Venedig begeben, daselbst die zweimonatliche Erholungszeit zu verbringen. Als er aber zu Beginn des November wieder sein Lehramt antreten sollte, hatte sich sein Befinden derart verschlimmert, daſs es ihm unmöglich war, nach Triest zurückzukehren. Er muſste um Urlaub ansuchen, der ihm auch fürs ganze Semester gewährt wurde.

Aber diese Periode der Zurückgezogenheit von den drückenden Geschäften des Berufes, diese Periode unfreiwilliger Muße war segensreich für den Poeten.

Die Glut der ehrwürdigen Dogenstadt, die es Shakespeares Muse so herrlich angethan, die Lord Byron schöpferisch entflammt und Goethe begeistert, sie sollte auch die Eisesrinde auf Robert Hamerlings Quell zum Schmelzen bringen, die Eisesrinde, die trübe Jugend und ein harter Beruf schufen: in Venedig schrieb unser Poet sein erstes größeres Werk, das hohe Lied der Schönheit und der Liebe, „Venus im Exil".

Unser Poet wohnte damals in Venedig in nächster Nähe der Piazza, in der Calle larga a San Marco, bei einer Familie, deren Oberhaupt

er schlechthin nur Gevatter Francesco nannte, da er diesem ein Büblein bei San Marco aus der Taufe hob. Er verkehrte aber nicht gerade viel mit seinen Mietsleuten; schier menschenschen bewohnte er ein separiertes Cabinet. Ein treuer Freund allerdings wohnte in diesem Zimmerchen mit ihm beisammen: ein niedliches liebes Eichhörnchen, dasselbe Eichhörnchen, dessen Geschichte er in einem Hymnus so herrlich besungen.

Schrieb nun unser Poet „Venus im Exil“ in Venedig nieder, so empfieng er freilich die Anregung zu diesem Werke nicht erst in der Lagunenstadt — die Idee zur Dichtung reicht in seine Jünglingszeit zurück, zurück in sein siebzehntes Lebensjahr, in dem er durch ein — freilich unvollendet gebliebenes — Märchen „Atlantis“ die Ideen der Schönheit und der Liebe zu verherrlichen gedachte. Der Vorspruch der „Venus im Exil“ — er ist dasselbe Motto, das der Dichter zehn Jahre vorher bereits seinem Atlantismärchen vorangesetzt:

Zieh hin, ein heiliger Bote,
Und sing in freudigen Tönen
Vom tagenden Morgenrothe,
Vom kommenden Reiche des Schönen.

Immerhin aber scheint es ein bedeutungsvoller Umstand, dass Robert Hamerling, den Apostel der Schönheit, sein erstes großes Werk die Muse zu schreiben hieß in der aphroditengleich schaumgeborenen Stätte der Schönheit im Süden.

Noch bleibt uns eine dritte Hamerlingstätte auf südlicher Erde zu nennen übrig, eine Stätte, in der geweilt zu haben, sich unser Poet oft und ungetrübt freudig erinnerte. Es ist das friaulische Städtchen Pordenone. In den Sommerferien 1864 weilte Hamerling in ihm eine Woche. Er hat die Reize dieses Ortes geschildert in seinem friaulischen Reisebild. Aber der achttägige Aufenthalt im reichbebüschten, quellsprudelnden Pordenone lebte in unseres Poeten Gedächtnis nicht bloß ob des schönheitsblühenden Bezirks: —

Ich kenn' ein Weib, Minona, du
. . . du hast
Mit schrankenloser Liebe gewacht
Über dem Haupte des Müden, Gebroch'nen
. . . O habe Dank! Solange ich denke, bleibt unvergessen
Die einzig schöne Stille, die hier
Uns winkte, bleibt unvergessen,
Die traute freundliche Rast,
Die hier uns keiner verbitterte . . .

— — — Was für unseren Poeten der Aufenthalt im Süden bedeutete — klingendes Zeugnis hievon geben fürwahr seine Lieder.

Drunten im Süden, auf San Marcos Piazza in stiller Nacht bei süßem Vollmondsduft und mildem Scirocco ist es aus unseres Poeten Brust gedrungen:

Blüht Herrlicheres auf irdischen Au'n,
Erhab'neres in himmlischen Höh'n,
Als Schönheit? . . .
. . . Mir hat sie die Seele berauscht,
Das Herz mir umstrickt mit goldichtem Netz,
Ihr Sclave bin ich.
Zukunftspropheten,
Welt-Heilsapostel,
Scheltet mich nicht,
Zeihet mich nicht der Thatlosigkeit:
Der Schönheit Evangelium sei Eins
Mit dem der Zukunft.

Die Jungen.

Etwas von Sturm und Drang.

Von Dr. **M. Spanier.**[1])

Wenn ich es versuche, den modernen Sturm und Drang mit dem alten zu vergleichen, so denke ich bei diesem hauptsächlich an den des vorigen Jahrhunderts; denn die culturellen und literarischen Bedingungen, die der Gährungsepoche des sechzehnten Jahrhunderts zugrunde lagen, sind doch derartig verschieden, dass ein eingehender Vergleich wenig Lohnendes böte. Auch zwischen der Moderne — ich gebrauche dieses zwar unschöne, aber bequeme Wort Hermann Bahrs — und der Vorperiode des Classicismus gibt es der Unterschiede die Menge, und mir soll es gewiss nicht einfallen, unsere heutige Literatur nur als einen Abklatsch des alten Sturm und Drangs zu erklären. Aber der Ähnlichkeiten sind doch so mannigfache, und manche treibende Motive in den beiden literarischen Epochen sind so gleichartig, dass es nicht unangebracht ist, hier Parallelen zu ziehen.

Trotz der nationalen Tendenz des Sturm und Drangs hat er doch stets fremde Einflüsse auf sich wirken lassen, und es ist merkwürdig, dass gerade die stärksten Antriebe aus dem Volke kamen, dem man sich am wenigsten geistesverwandt fühlte. Aus Frankreich kam der Ruf: Zurück zur Natur! Im vorigen Jahrhundert war es Rousseau, dessen Naturevangelium in Deutschland die glühendsten Apostel fand. Aus all der Verzärtelung, dem Formenwesen, der ungesunden Cultur strebte man zurück zur schlichten Einfalt freier ungezwungener Menschlichkeit. Ein inniges Naturgefühl erwachte. Die echte und wirkliche Natur sollte den Künstler zum Schaffen begeistern. „Fort mit der sogenannten schönen Natur!“ schallte es aus den Kreisen der Stürmer und Dränger, „fort mit der Verzärtelung, Frivolität statt der wahren Natur, derben Gewalt,

[1]) Diesen Aufsatz, der sehr viel Treffliches sagt, entnehmen wir in Nebensächlichem etwas gekürzt der „Kritik“, wo er unter dem Titel „Vom alten und modernen Sturm und Drang“ erschienen ist. Die Red.

Sinnlichkeit.“ Es war die Natur, die man in Shakespeare, dem großen Vorbilde der Stürmer und Dränger, bewunderte. Der junge Goethe, d. i. der Goethe bis etwa ums Jahr 1775, bis in die Weimarer Zeit, den ich häufig citieren werde, sagt in seiner herrlichen Shakespeare-Rede: „Die meisten von den Herren stoßen auch besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur! Natur! nichts so Natur als Shakespeares Menschen. — Was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urtheilen. Wo sollten wir sie herkennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an anderen sehen. Ich schäme mich oft vor Shakespeare, denn es kommt manchmal vor, dass ich beim ersten Blicke denke, das hätt' ich anders gemacht! Hintendrein erkenn' ich, dass ich ein armer Sünder bin, dass aus Shakespeare die Natur weissagt, und dass meine Menschen Seifenblasen sind, von Romangrillen aufgetrieben.“ Schon im letzten Leipziger Jahr hatte Goethe „Copierung der Natur“ für die erste Pflicht eines dramatischen Schriftstellers gehalten, wie er denn auch von der „Laune des Verliebten“ äußert, das Stück sei sorgfältig nach der Natur copiert. Man erinnert sich jener schönen Stelle, wo Werther erzählt, wie er am heißen Sommertage auf dem stillen Marktplatz den Jungen zeichnet, der auf sein Schwesterchen achtet, und wie er dann findet, dass er eine wohlgeordnete, sehr interessante Zeichnung verfertigt hatte, ohne das mindeste von dem Seinen hinzuzuthun. „Das bestärkte mich in meinem Vorsatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler.“

Auch der moderne Naturalismus hat seinen stärksten Anstoß aus Frankreich erhalten. Emile Zola hat ihn durch Wort und Werk mächtig verkündet. Nur geht er diesmal nicht so sehr von socialen und politischen Tendenzen aus, als von wissenschaftlichen. Die darwinistische Weltanschauung hat ihn gezeitigt. Es gilt, alles was ist, als ein Gewordenes zu betrachten. Man will die feinen Fäden aufdecken, die das Gegenwärtige an das Vergangene knüpfen durch Vererbung, und die das Gegenwärtige in Beziehung stellen und bestimmt werden lassen durch die umgebende Gegenwart, durch das Milieu. Das große Wort Spinozas soll beherzigt werden: Nicht verlachen, nicht bejammern, nicht verachten, sondern verstehen! Daher die Objectivität der neuen Kunst. Alles, was zur Sache gehört, soll gesagt werden. Hier gilt kein Verschweigen und Vertuschen. Wenn es erforderlich ist, muss auch das Schmutzigste und Gemeinste aufgedeckt werden. Aber es soll gezeigt werden, wie es ist; nicht in rosenrother Beleuchtung, sondern mit seinen natürlichen Schatten. Und was ist die Kunst nach Zola? Ein Stück Natur durch ein Temperament gesehen. So viel Aufsehen diese Erklärung auch gemacht hat, neu ist sie nicht. Schon der alte Sturm und Drang kennt sie. Herder

meint, dass der Dichter die Natur, die doch schon so oft dargestellt sei, immer wieder nachbilden dürfe, weil jeder wahrnehmende Mensch seinen Gegenstand eigen schildern könne, als ob er noch nie geschildert wäre, „denn er schaut ihn mit seinem Auge an, und je treuer er sich selbst bleibt, desto eigenthümlicher wird er zusammensetzen und schildern, er haucht dem Werke seinen Genius ein, dass es seinen Ton tönet." Und noch deutlicher schreibt Goethe 1774 darüber an Jacobi: „Was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, das ist die Reproduction der Welt um mich (also Natur) durch die innere Welt (also Temperament), die alles packt, verbindet, umschafft, knetet und in eigener Form und Manier wieder hinstellt, ein Geheimnis, das ich freilich nicht offenbaren will den Gaffern und Schwätzern." Natur und Temperament — das Wichtigste ist aber das Verhältnis, in dem beide Factoren zu einander stehen sollen. Eine solche oft künstliche Zurückdrängung des Temperaments, wie sie einige unserer consequenten Naturalisten erstreben, wird im alten Sturm und Drang nicht gefordert. Eine solche kalte, nüchterne, äußere Objectivität ist auch nur erklärlich durch ihren Gegensatz zu dem Extrem der künstlichen Zurückdrängung echter Natur in der voraufgegangenen Literaturperiode. Wir wollen in der Kunst die Natur nicht als Natur, sondern die Natur, wie sie in innerlicher Wahrhaftigkeit in der Seele des individuell schaffenden Künstlers lebt. Nicht nur Menzel und Liebermann, sondern auch Böcklin und Klinger sind für uns moderne Meister. Ich führe hier eine Äußerung Zolas an, die ihm mancher nicht zutrauen wird: „Ich zolle meine tiefste Bewunderung den wahrhaft individuellen Werken, denjenigen, die wie auf einen Wurf aus machtvoller Hand hervorgiengen und nur aus dieser hervorgehen konnten ... Was ich in einem Bild vor allen Dingen suche, ist ein Mensch, nicht eine Abbildung. Das Wort „realistisch" hat für mich gar nichts zu bedeuten, denn ich erkläre, dass ich die Wirklichkeit dem individuellen Temperamente unterordne. Schafft wahr, und ihr habt meinen Beifall, schafft insbesondere individuell und lebendig, und ihr habt meine Bewunderung." Hier ist also die Forderung der individuellen Wahrhaftigkeit, wie sie jeder Kunst eigen sein muss, mit aller Schärfe ausgesprochen.

Über die Entstehung des Kunstwerkes hegt der alte und moderne Sturm und Drang dieselbe Ansicht. Das Kunstwerk ist — um es kurz zu sagen — ein Organismus, es ist ein Stück Natur. Es muss mit innerer Nothwendigkeit aus der Seele des Künstlers geboren werden. Ein Erlebtes wirkt mit solcher Macht auf des Dichters Gemüth, nimmt solchen Raum in seinem Bewusstsein ein, erwächst in des Schaffenden Seele zu solcher Selbständigkeit, dass es sich objectiviert, und ausgestoßen werden muss. Ästhetische und philosophische Gelehrsamkeit, verstandesmäßige Reflexion ist diesem Werdeprocess mehr hinderlich als förderlich. Aus

dem Hirtenstande wurden oft Propheten und Poeten erweckt. Eine Fülle unbewusster Kräfte muss in dem Dichter wirken. Daher in jenem herrlichen Briefe des jungen Goethe an Herder der Vorwurf, den er seinem „Götz“ (in der ersten Bearbeitung) und Lessings „Emilia Galotti“ macht: „Es ist alles nur gedacht. Mit halbweg Menschenverstand kann man das Warum von jeder Scene, von jedem Wort, möcht' ich sagen, auffinden. Darum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist, und meinem ebensowenig. Wenn mir im Grunde der Seele nicht noch so vieles ahndete, manchmal nur aufschwebte, dass ich hoffen könnte, wenn Schönheit und Größe sich mehr in Dein Gefühl webt, wirst Du Großes und Schönes thun, reden und schreiben, ohne dass Du's weißt warum.“

Das Genie ist selbstherrlich. Es will keinen Gesetzen, nur sich selbst gehorchen. Denn es steht unter dem Banne der Natur, der alliebenden Mutter, die die Blume des Feldes und den starken, weitschattigen Baum wachsen läſst. Daher der Hass gegen alle Regeln. „O, meine Freunde“, heißt es im „Werther“, „warum der Strom des Genies so selten ausbricht? so selten in hohen Fluten hereinbraust und euere staunende Seele erschüttert? Lieben Freunde, da wohnen die gelassenen Kerls auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zugrunde gehen würden und die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen . . . Alle Regel, man rede, was man wolle, wird das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck desselben zerstören.“ Auch für die Poetik des Sturm und Drangs gilt es, wenn Schiller Karl Moor sagen läſst: „Da verrammeln sie sich mit Conventionen, das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre; das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse aus.“

Nichts darf sich zwischen den Dichter und sein Dichten drängen. Auch mit dem Hinweis auf die großen Alten soll man ihn verschonen. So verschieden die Zeiten sind, so verschieden ist auch der Geschmack, jede Zeit hat ihre eigenen literarischen Ideale. „O, das verwünschte Wort ‚classisch‘“, ruft der junge Herder aus, „es hat den Ausdruck vom Gedanken und den Gedanken von der ihn erzeugenden Gelegenheit gesondert, dies Wort hat manches Genie unter einem Schutt von Worten vergraben, seinen Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken gemacht, es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen.“ Und Goethe: „Der Genius will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröthe, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigenen Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsalter bearbeiten, bis er stark und behend wie ein Löwe des Gebirges auseilt auf Raub.“

Im Anfang war die That, das ist das Losungswort des Genies.

Und wenn es dem Genius nicht vergönnt ist, in weltumgestaltenden Thaten dem Drang seiner Seele Luft zu machen, so bleibt ihm doch als seine einzige Freude das Schaffen auf eigenstem Gebiete. Aber auch nur das Schaffen und Bilden gilt ihm, nicht das Gerede über das Geschaffene. Alles Theoretisieren und Ästhetisieren ist ihm zuwider. Das wachende Auge des literarischen Gesetzes, die Kritik, kommt im Sturm und Drang schlecht weg. Wie kann man dem, was mit Naturgewalt geworden ist, mit allerhand Begriffen und Regeln, die von anderen Werken abgezogen sind, nahekommen? Nur fühlend und genießend hat man sich dem Kunstwerk gegenüber zu verhalten, alle Gelehrsamkeit hindert nur an der Aufnahme des Schönen. „Schöpfungsvolle Künstler und gefühlvolle Kenner“ (Goethe) verlangt der Sturm und Drang. Daher will der junge Goethe auch „lieber von einem Mädchen, als von einem Kritiker gerichtet werden“. Und auch mit dem Mädchen ist nichts anzufangen, wenn es sich nicht sein schlichtes Naturgefühl bewahrt hat. „Sie hat zu viel gelesen“, urtheilt Goethe von einer Leipziger Schönen, „und da ist Hopfen und Malz verloren.“ In Klingers Drama „Das leidende Weib“ meint Franz, dass ein System bauen, der nächste Weg zum Narren zu werden sei. „Lasst mir meinen Shakespeare und Homer. Wir bleiben zusammen bis in den Tod. (Er stellt sich vor einen Kopf des Laokoon und drauf vors Brustbild der Venus.) Mein Laokoon, was hast auch du schon leiden müssen. Jeder Bube schwatzt von dir, und große Leute reden, warum du den Mund aufthust!“

Immer wieder zeigen Goethe, Lenz und Klinger an Beispielen, wie der Kriticus im Gegensatz zum Poeten sich verhält, bei der Betrachtung des Schönen, mag nun die Rede sein von einem schönen Weibe, von einer herrlichen Gegend oder von einem Werke der Kunst. Der eine nörgelt, der andere wird erbaut. Hier will ich einmal wieder einen Modernen anführen. Franz Held läßt den Dichter und den Recensenten in der Blütenpracht des Frühlings sich ergehen.

Der Dichter: Die Sonne rief hinab: erwache!
Und alles Dasein sprengt die Frohn.
Der Kritiker: Schön, schön. Nur ist die ganze Sache
Eintönig, ohne Variation.
Der Dichter: Ein Fächeln ist's des Paradieses
Der gold'nen Knospen traumhaft Weh'n.
Der Kritiker: Schön, schön. Doch hat man alles dieses
In früh'ren Jahren schon geseh'n.
Der Dichter: Nestvögel schlüpfen gleich den Elfen,
Die Nachtigall ahnt Wonnestunden.
Der Kritiker: Schön, schön, doch kann ich mir nicht helfen.
Sie singt ein bißchen anempfunden. — — —

Und am Schlusse der Dichter:

Ah, rings welch kindlich gütiger Segen,
Ich fühle mich in brausenden Strömen.

Der Kritiker: Nun, ein gewisses Gestaltungsvermögen
Will ich dem Frühling ja nicht nehmen.
Nimmt Autor Lenz mein Urtheil wahr,
Bleibt nüchtern, thut nicht wie besoffen,
So lässt sich wohl im Januar
Ersprießliches von ihm erhoffen.

In ähnlicher Weise wird bei den alten Stürmern dem Kritiker der Wunsch unterschoben, dass der Adler der Taube gleiche oder der Löwe wie ein Hahn schreie. Der Kritiker hat eben kein Verständnis für eine machtvoll sich offenbarende Individualität, er versteht das Originalgenie nicht zu schätzen. Seinen classischen Ausdruck hat die Verachtung des Kritikers, von dem ein Moderner sagt: er sei der Mann, der manches weiß und gar nichts kann — beim jungen Goethe gefunden:

Da hatt' ich einen Kerl zu Gast —
Er war mir eben nicht zur Last —
Ich hatt' so mein gewöhnlich Essen,
Hatt' sich der Mensch pumpsatt gefressen
Zum Nachtisch, was ich gespeichert hatt'.
Und kaum ist mir der Kerl so satt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Über mein Essen zu räsonnieren.
Die Supp' hätt' können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firner der Wein —
Der Tausend Sackerment!
Schlagt ihn todt, den Hund! Es ist ein Recensent!

Wie die Stürmer und Dränger übers Publicum denken, ist nach dem Gesagten leicht zu errathen. Mit den stärksten Worten entschädigt man sich für die Anfechtungen, die nun einmal jede junge Literatur zu dulden hat. Es gilt, die Ansprüche des Publicums vollständig zu ignorieren, denn „der beste Dichter artet aus, wenn er bei seiner Composition ans Publicum denkt" (Goethe), denn das Trivialste und Schwächste findet hier immer die beste Aufnahme.

Die hoheitsvolle Souveränität des schaffenden Künstlers, seine Verachtung gegenüber dem Volke der Leser kann wohl kaum stärker zum Ausdruck kommen, als wenn der junge Goethe in einem Briefe an Kestner das schwätzende Publicum kurzweg „eine Herde Schweine" nennt.

Der Dichter darf überhaupt keine äußeren Rücksichten nehmen, er hat gehorsam zu sein dem Gotte, der in ihm lebt. Das Kunstwerk wird nach den ihm immanenten Gesetzen. Ebensowenig, wie es eine socialdemokratische oder conservative oder nationalliberale Kunst gibt, ebensowenig gibt es eine moralische. Die Kunst mag moralisch wirken; indem sie die Seele verfeinert, wird sie auch dem Willen bessere Antriebe geben, aber wenn sie darauf ausgeht, moralisch zu sein und zu bilden, wird sie sich selbst untreu werden, moralische Didaktik, aber nicht Kunst sein.

Ein Moderner, Otto Julius Bierbaum, sagt in einem Überschriftreim:

Kunst und Moral, —
Wer Wasser in den Wein gießt, macht ihn schal.

Dazu kommt, dass die Stürmer und Dränger allem moralischen Pharisäerthum aufs schärfste sich entgegensetzen. Jede sich kraftvoll äußernde Individualität hat ihr Recht. Eine starke echte Regung menschlicher Natur darf nicht unterdrückt werden. Die Kraft wird verherrlicht, mögen ihre Thaten auch mit der Philistermoral collidieren. Das schönste Ziel ist der ganze, echte Kerl, ein Herkules-Prometheus, die biologische Vollkommenheit menschlicher Natur, der Übermensch, mag er auch die Vielzuvielen zertreten, den Pöbel, über den der junge Goethe einmal Ariostens Wort citiert: Wert des Todes vor der Geburt! Im „Hamlet", der auf die Genieperiode stark gewirkt hat, heißt's: „An sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu." Ein verblüffend modernes Wort! Jenseits von Gut und Böse liegt dem Sturm und Drang das Handeln des Kraftgenies, und so kann es kommen, dass in ihm die Verachtung der schwächlichen Philistermoral, der Hass gegen das nur äußerliche Sittlichsein umschlägt in die Verherrlichung des Verbrechens. Schiller schreibt einmal über einen Menschen, den er kennen gelernt hat: „Er wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder in der Idee noch in der Wirklichkeit erheben, und das ist schlimm. Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat." Und im „Götz" sagt das dämonische Kraftweib Adelheid, in das sich Goethe nach eigenem Geständniß immer mehr verliebte, zu Weislingen: „Du bist von jeher der Elenden einer gewesen, die weder zum Bösen noch zum Guten einige Kraft haben." Der Typus des großen Verbrechers — ich erinnere hier nur an die ersten Dramen Schillers, wird ein Lieblingstypus des Sturm und Drangs. Lieber ein großer Verbrecher, als ein kleiner Philister! Jede That wird entschuldigt, wenn sie nur aus einer großen Seele geboren wird. Man wird durch meine Andeutungen schon erinnert sein an einen modernen Philosophen, an Friedrich Nietzsche, den echten Philosophen des Sturm und Drangs. Er ist der moderne Magus, mit dem alten kann er von sich sagen: „Wahrheiten, Grundsätzen, Systemen bin ich nicht gewachsen, Brocken, Fragmente, Grillen, Einfälle." Hat er nicht mit dem Räthselvollen, Dunklen und daneben auch durch die glühende Schönheit seiner Sprache, durch die Verherrlichung der Kraft und den siegenden Optimismus seiner Lehre die Begeisterung des jungen Deutschland für sich erweckt? Mächtig sein Einfluss auf die Moderne, von Hermann Conradi bis zu dem jüngsten Georg Hirschfeld tönt er aus den Werken hervor. Immer wieder wird man auch beim alten Sturm und Drang an ihn erinnert. Wie ganz nach Nietzsche klingt es, wenn im „Götz" Frau Elisabeth Maria gegenüber äußert: „Die Wohlthätigkeit ist eine edle Tugend, aber sie ist nur das Vorrecht starker Seelen", und sie fügt dem ein gar derbes Wort über die Leute hinzu, die aus Weichheit wohlthun, immer wohlthun müssen.

Aber der Vorwurf, der der Sturm- und Drangliteratur gemacht wird, dass sie unmoralisch sei, entspringt meistens aus anderen Gründen. An die Gegenwart wendet sich jede junge frische Literatur. Sie will der Gesellschaft den Spiegel vorhalten, sie schafft das sociale Drama. In dem Hass gegen alles Conventionelle, gegen alles Scheinwesen, gegen die gesellschaftliche Heuchelei wird sie auch mit der Fackel der Wahrheit hineinleuchten in ein Gebiet, von dem man trotz seiner Wichtigkeit am liebsten nicht redet, in das sexuelle. Freilich mit solcher Keckheit wie die alten Stürmer Lenz, Klinger und Wagner, die auch das Anstößigste auf die Bühne gestellt haben, sind die modernen nicht verfahren. Aber auf nicht dramatischem Gebiete haben sie wohl den gleichen Wagemuth gezeigt. Dass sie das sexuelle Problem tiefer aufgefasst haben, daraus kann man ihnen gewiss keinen Vorwurf machen. Dass sie auch das Eheproblem nicht umgehen, das mit der veränderten socialen und intellectuellen Bedeutung der Frau naturgemäß neue Seiten aufweist, ist verdienstvoll. Aber unangenehm berührt bei manchen unserer Modernen ein Ausklügeln erotischer Probleme, als ob man Beispiele für eine Psychopathia sexualis geben wollte, wobei dann gerade nicht die Kraft jugendlichen Sturm und Drangs, sondern ein seniles Raffinement sich zeigt.

Auf dem Gebiete der Novelle und theilweise auch der Lyrik kann man manchen der Modernen den Vorwurf der Frivolität nicht ersparen. Wenn da die kleinen Histörchen immer wieder dasselbe Thema — das galante Abenteuer — behandeln, so wird uns, obgleich oft ein drolliger Humor und viel Kunst der Darstellung aufgewandt wird, schließlich das pikante Einerlei auf die Dauer langweilig, denn wir können es kaum als eine befriedigende Abwechslung empfinden, wenn neben dem Helden einmal die Balletdame, ein andermal die Confectioneuse und ein drittesmal die Unschuld vom Lande auftritt. Diese Bücher, deren jugendliche Autoren das ganze Weh und Ach dieser Welt aus der Enge ihrer Nachtcaféweltanschauung curieren möchten, werden auch den Vertretern einer freieren Moral widerwärtig sein. Das ist schon nicht mehr die erwünschte Literatur für Männer, sondern für Lebemänner. Mich erinnert diese Sorte von „Dichtungen", zu deren Charakteristik auch der lockende Titel auf dem gelben Umschlag des Buches gehört, an die Schwankdichtungen des sechzehnten Jahrhunderts, an die Nachtbüchlein, Rastbüchlein, Wegkürzer, Katzipori ꝛc. Nur hatten die alten Erzähler der drolligen Schwänke nicht den Glauben, dass sie mit ihren Werken die Literatur förderten, und es klingt wenigstens biedermännisch offen und ehrlich, wenn z. B. Valentin Schumann im zweiten Theil des „Nachtbüchleins" ausdrücklich versichert, dass er fünf grober und unflätiger Bossen aufgenommen habe, da ein „Ginaffe" ihn angelogen, er habe im ersten Theile die groben Bossen verblümt.

Ganz unangenehm werden wir berührt, wenn uns der Autor ausdrücklich versichert, dass er das alles wirklich erlebt habe. In der Vorrede seiner Gedichtsammlung „Drei Weiber" sagt Wilhelm Arent: „Drei Weiber, lieber Leser, leibhaftige Gestalten von Fleisch und Blut, durch Reim und Rhythmus in den Raum dieses Buches gebannt. Es sind Skizzen nach lebendem Modell, Asphaltblumen aus dem Sinnenvulcan der Großstadt, welche dem Dichter in mancher Schäferstunde gesessen und welche er im Marmor, resp. Thon oder Lehm seiner Dichtung plastisch zu verewigen getrachtet hat. Thanosia, die bleiche, blonde Dänin mit dem mystischen, räthselsüßen Todeslächeln um die blutleeren Lippen, Satanella, die dunkle, glutäugige Purpurrose des Südens 2c. 2c. Man ergänzt unwillkürlich: Bitte, meine Herren, treten Sie näher. Ist das nicht ganz der Ton des Marktschreiers, der uns für seine Unglücksdarstellungen auf Wachstuch interessieren will, wenn er versichert, dass das alles leibhaftig und wirklich so geschehen sei?

Beim alten Sturm und Drang beschränkte sich die literarische Bethätigung der Damen, besonders der Freundinnen und Verwandten der Dichter, auf ein gewisses herzlich mitfühlendes Interesse. Hie und da wird auch der Wunsch laut, dass man doch auch alles gern mitmachen möchte, was die Freunde oder den Bruder vergnügt. In ihren entzückend unorthographisch geschriebenen Briefen spricht z. B. Agnes Klinger den Wunsch aus: „Wär' ich doch ein Mann, denn wir Mädchen sind so Ehlende Geschäft!" Uns fehlt es heute nicht an der schriftstellerisch activen Thätigkeit der Damen. Und dabei ist charakteristisch, dass besonders von ihnen mit keckem Muthe das sexuelle Gebiet berührt wird — ich nenne von deutschen weiblichen Modernen hier nur die begabten Ernst Rosmer, Maria Janitschek, Adine Gemberg und Fanny Gröger. Wir empfangen dabei oft den Eindruck, als ob man in der Ungeniertheit und künstlerisch geschlechtslosen Objectivität noch männlicher sein wolle als der Mann, woran man dann eben gerade wieder das Weib erkennen kann. Ernst Rosmers „Wir Drei" ist in dieser Hinsicht ein echtes Sturm- und Drangstück. Es ist voll der stärksten Derbheiten, der burschikosesten Ungeniertheit. Das harmloseste, aber doch recht bezeichnende Dictum ist vielleicht das, wenn sie ihre Heldin zu einem Manne sagen lässt: „Waren Sie hübsch! Und anständig! Sie sahen aus, als hätten Sie noch nie ein Stubenmädchen auf der dunkeln Treppe geküsst."

Der Vorwurf der Immoralität trifft aber häufig den Sturm und Drang noch aus äußerlichen Gründen. Es ist der Geniestil, der vielen nicht fein, nicht anständig, also unmoralisch, unsittlich scheint.

Der Sturm und Drang will, wenn er Menschen darstellt, sie auch menschlich individuell sprechen lassen, Gedanke und Gefühl sollen unmittelbar auch den Ausdruck des Gedankens und Gefühls bestimmen.

Man muss daher, um ein Wort Luthers zu gebrauchen, den Leuten aufs Maul sehen, wie sie reden. Reinhold Lenz gibt den Rath, man solle in die Häuser unserer sogenannten gemeinen Leute gehen, die Natur auf dem Punkte der Leidenschaft ertappen und ihr da Ausdrücke abstehlen, die weder in der Grammatik noch im Wörterbuch stehen. Sehr bezeichnend ist es, wenn in Rosmers „Wir Drei" die Künstlerin Sascha zu ihrem Collegen Richard sagt: „Um die Begriffe bekümmere ich mich nicht. Mit den Dingen hab ich's zu thun, mit den Menschen. Was für Ohrläppchen einer hat, und wie er Au schreit, wenn er sich in den Finger schneidet oder ins Herz. So sollten Sie es auch machen. Ihre letzte Novelle wimmelt von Unnatürlichkeiten."

Ich habe bereits Goethes Urtheil über seinen „Götz", dass vieles darin „nur gedacht" sei, angeführt. Die Sprache des Lebens, und nicht ausgedachte Sentenzen möchte er geben. In der ersten Bearbeitung des „Götz" sagte der Reichsknecht über den Tod seines im Sumpfe versteckten Kameraden: „So lauert der Tod auf den Feigen und reißt ihn in ein unrühmlich Grab." Das ändert Goethe ein Jahr später. Da sagte der Reichsknecht, ohne Pathos, viel natürlicher: „Bist doch crepiert, du Memme!"

Man will eine Katze eine Katze nennen, vorausgesetzt, dass es nicht noch ein derberes Wort dafür gibt. Denn das ist dieser Literaturströmung Eigenheit, dass sie die stärksten Ausdrücke liebt. „Seid nicht grob, wie die Genies sonst pflegen", sagt Kilian Brustfleck, der den Hanswurst schulmeistert. Im Briefstil zeigt sich bei Goethe zuerst das Bestreben, so sprachlich aufrichtig wie möglich zu sein. Gellert wollte auch schon Briefe natürlich geschrieben wissen, aber wo er etwa gesagt hätte: Ich trank des süßen Weins so viel, dass ich berauscht bin", schreibt der junge Goethe aus Leipzig nach Frankfurt: „Ich bin besoffen wie eine Bestie." Diesen derben Ton findet man dann in fast allen Jugenddichtungen Goethes seit der Straßburger Zeit. Nirgends war er so sehr am Platze als im „Götz von Berlichingen". Jene berühmte, wenig respectvolle Aufforderung Götzens, die er aus seiner belagerten Burg dem feindlichen Hauptmann künden läſst, macht bei den Goetheanern geradezu Schule. Goethe war sich selbstverständlich bewusst, dass viele Seelen an diesen Natürlichkeiten Anstoß nahmen. Er schreibt Merck bei Übersendung des Götz: „Und allen Perrückeurs und Fratzen Und allen literarischen Katzen Und Räthen, Schreibern, Maidels, Kindern Und wissenschaftlich schönen Sündern Sei trotz und Hohn gesprochen hier Und Hass und Ärger für und für." Seinem Freunde Gotter, der den „Götz" zur Aufführung bringen wollte, schreibt er in köstlichen Knittelversen diplomatischer. Da heißt's u. a.:

„Und bring, da hast du meinen Dank,
Mich vor die Weiblein ohn Gestank,
Musst all die garst'gen Wörter lindern . . ."

worüber er ihm dann im einzelnen drollige Anweisungen gibt. Als Goethe später zu einer anderen Kunstanschauung gelangt war, hat er selbst manches dieser Art aus dem „Werther“ und dem „Faust“ ausgemerzt. Ein Beispiel mag genügen. Ein Lieblingswort des Sturm und Drangs ist Kerl. Bei Maler Müller finde ich sogar für Männlichkeit einmal das Wort Kerlschaft. In der ersten Ausgabe des „Werther“, in der er doch das Entzücken der Welt wurde, ist das Wort sehr häufig. „Schafft mir die Kerls vom Hals, die sagen, ich sollte mich resignieren.“ In der Bearbeitung, in der man den „Werther“ nun in Goethes Werken findet, heißt es jetzt: „Schafft mir diese Strohmänner vom Halse.“ Am Strome des Genies wohnten früher gelassene Kerls — ich habe die Stelle schon citiert — jetzt sind es gelassene Herren. „Die guten Kerls von Pfarrers“ an einer anderen Stelle werden nun geziemend als „ehrliche Geistliche“ tituliert. Man hat das Gefühl, dass besonders im Werther durch diese Änderungen zuweilen der Ton an Frische und Unmittelbarkeit eine kleine Einbuße erleidet.

In der berechtigten Reaction gegen sprachliche Prüderie schlagen die jungen Geister mit den derbsten Worten drein. „Kein leicht unfertig Wort wird von der Welt vertheidigt. Doch thut das Niedrigste, und sie wird nie beleidigt“, lässt Goethe Hanswurst sagen. Auch die strenge Sachlichkeit, die man erstrebt, der Hass gegen alle verblassten und verbrauchten Redensarten erfordert die originelle Frische des Ausdrucks, die man aller bloß äußerlichen Correctheit vorzieht. Otto Erich Hartleben meint: „Die Sprache, die des Wortes Wert nicht kennt . . . die Sprache, der das Blut der Sinne schwand, und deren Blässe Schminke nur verdeckt — ins Grab mit ihr, sie hat zu lang gelebt, bringt sie den Schinderknechten auf den Acker, den Oberlehrern und den Professoren.“

Einfach und natürlich wie das Wort soll auch der Satz sein. Alle mit kluger Überlegung ausgeputzten und aufgestellten Perioden werden verschmäht. Man wird in dieser Vorliebe für den kürzesten Satz oft recht manierirt, und verjagt, im Grunde genommen, eine Künstelei mit einer anderen. Ich erinnere nur an Arno Holz' magere Versgebäude. Ein so feiner Stilist wie Hermann Bahr weiß freilich oft mit diesen abgehackten Sätzen seine Wirkung zu machen, aber unnatürlich ist diese natürliche Schreibart trotz alledem. Ich gebe eine Probe aus einer seiner Novellen:

„Ich wohne bei einer dicken Frau. Sie könnte jünger sein. Sie ist die Witwe eines pensionierten Majors. Sie schnupft, liebt das Lotto und fürchtet sich vor Räubern. Die Thür ist immer doppelt gesperrt und verriegelt. Wer nach mir fragt, wird erst lange peinlich verhört, ob es nicht etwa ein heimlicher Mörder ist. Sie möchte, dass nur Damen zu mir kämen. Ich möchte das auch. Sie glaubt, die sind

nicht so gefährlich. Ich glaube das nicht. Übrigens, wenn sie nicht gerade an Mord und Todschlag denkt, ist sie ganz gemüthlich. Sie sorgt für einen sehr. Sie scheut keine Opfer. Sie liest sogar meine Werke." Wenn Goethe Weislingen, der sich unter den Qualen der Vergiftung windet, in solchen kurzathmigen Sätzen sprechen lässt, so sieht freilich jeder den Grund ein. Aber wer behaglich eine Geschichte erzählt, wird kaum so reden.

Will man wirklich die lebendige Sprache, wie sie das Volk spricht, so wird man auch den Dialect nicht verschmähen dürfen. Schon Haman fordert ihn in der eindringlichsten Weise. Herder ruft aus: „Lasset uns idiotistische Schriftsteller, eigenthümlich für unser Volk und unsere Sprache sein; ob wir classisch sind, mag die Nachwelt ausmachen." Die Sprache in den Jugendwerken Goethes hat den Reiz mundartlicher Anklänge. Maler Müllers „Gelo" und „Genovefa" hat, dem Ort der schönen Sage angemessen, rheinfränkische Dialectbestandtheile, die in dem Stück auftretenden Mörder sprechen hunsrückisch. Der Straßburger Dialect wird in Lenzens „Soldaten" und in Wagners „Kindermörderin" von einigen dienenden Personen angewandt, wobei allerdings zu beachten ist, dass in einigen Fällen die Sprachmengung eine komische Wirkung erzielen soll. Unsere Modernen haben nun vom Dialect reichen, oft allzureichen Gebrauch gemacht. Man wird von vornherein behaupten dürfen, der Dialect sollte nur da angewandt werden, wo er zur Charakteristik nothwendig, oder doch ungemein förderlich ist. In allen Fällen aber dürfte es genügen, der Sprache die betreffende dialectische Färbung zu geben. Es ist doch wohl eine Verirrung, wenn man mit einer Genauigkeit, die fast der wissenschaftlich phonetischen Lautbezeichnung nahe kommt, die Mundart fixiert, als ob man das Bedürfnis in sich fühlte, den Dialectforschern späterer Jahrhunderte förderlichen Arbeitsstoff zu liefern. Dass viele der Herren gerade den Dialect ihrer Heimat anwenden, mag für sie recht bequem sein, aber man kann auch dem sprachlich gebildetsten Deutschen nicht zumuthen, dass er sämmtliche deutsche Mundarten beherrsche. Der Leserkreis solcher Dichtungen wird also naturgemäß ein beschränkter sein müssen. „Die Weber" sind bis jetzt in sechzehn Auflagen erschienen, „De Waber" haben es nur bis zur zweiten gebracht. Als ganz ungesunden Doctrinarismus aber muss man's ansehen, wenn nun gar bei einem historischen Stoffe der Dialect der alten Zeit angewandt werden soll. Danach müsste die Jungfrau von Orleans nur altfranzösisch reden und Wilhelm Tell das schwyzer Dütsch des vierzehnten Jahrhunderts. Dann aber ist es gerathen, dass jeder Dichter sich einen oder mehrere Professoren der Philologie und der Geschichte zum privaten Gebrauch hält, damit er wenigstens die gröbsten Schnitzer vermeidet, besser aber noch wäre es, wenn er sich mit diesen wissenschaftlichen Dramen nur an ein Publicum wendete, das nur aus solchen Gelehrten besteht.

Auch in anderen Stücken haben viele Modernen den Fehler begangen, dass sie unsere Illusionsfähigkeit unterschätzen, ich erinnere nur an die einseitige Verurtheilung der Jambendramen, an die vollständige Verwerfung des Monologs. Ein genialer Künstler gibt selbst dem kalten Marmor so viel Leben, dass uns der Mangel der Farbe wahrlich nicht stört.

Die mannigfachsten Übereinstimmungen der alten und modernen Sturm- und Drangperiode finden ihren wichtigsten Erklärungsgrund in einer persönlichen Eigenschaft der Dichter. Sie sind immer die Jungen. Die Jugend ist ihr köstlichstes Gut. So empfinden sie am stärksten den Widerwillen gegen alles Veraltete, Vertrocknete, Abgestorbene. Sie haben nicht nur die Überzeugung, dass ein neuer Weg eingeschlagen werden muss, sondern auch den Muth, ihn zu betreten, mag er auch noch so schwierig sein. Denn die Bequemlichkeit ist ein Laster des Alters. Sie stehen in der Maienblüte ihrer Sinne und Leidenschaften. Gar nicht tief genug können sie mit ihren frischen Sinnen eindringen in die Natur. Unter unseren Modernen sind ja einige Originale, die solch geschärfte Sinne und Nerven haben, dass sie die Geräusche und bunten Gefühle sehen, dass sie die Farben hören, riechen und schmecken. Freilich muss man hier häufig das ehrliche Streben, in die Dinge einzudringen, scheiden von einer krankhaften und schwächlichen Originalitätssucht. Das bloße Sehen genügt nicht. „Dreingreifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft. „Ich finde“, schreibt Goethe 1772 an Herder, „dass jeder Künstler, solange seine Hände nicht plastisch arbeiten, nichts ist.“ In dem Streben nach plastischer Darstellung sucht man nach den schärfsten Mitteln der Charakteristik, die individuell gesprochene Sprache will man geben, auf die Naturtöne der Leidenschaft will man lauschen.

Man kann auch nicht stark genug empfinden. In einem Privatbriefe schreibt Klinger von sich: „Mich zerreißen Leidenschaften . . . jeden anderen müsste es niederschmeißen . . . ich möchte jeden Augenblick das Menschengeschlecht und alles, was wimmelt und lebt, dem Chaos zu fressen geben und mich nachstürzen.“ So wie hier, wird dann auch oft die Darstellung der Leidenschaft ins übertrieben Pathetische, in Kraftkhuberei und Gewaltpaukerei verfallen.

Nichts darf sich den freien Regungen menschlicher Natur entgegenstellen, alle äußeren Schranken müssen sinken. „Wer kann den Bund zweier Herzen lösen, oder die Töne eines Accords auseinanderreißen? Das Rechten der Sinnlichkeit verkündet der Sturm und Drang bis zur völligen Emancipation des Fleisches, bis zur Freigeisterei der Leidenschaft. Jede junge Literatur wird die Behandlung sexueller Probleme nicht umgehen. Wenn aber bei unseren Modernsten oft bis zum Überdruss das Liebesabenteuer dargestellt wird, so kann man sich des Eindrucks nicht

erwehren, daſs diese Themata für viele Autoren eben noch den starken Reiz der Neuheit haben. Der Freiheitsdrang der Jugend kämpft an gegen alles Conventionelle. Natürlich will man sich geben. Die Gefühle und Leidenschaften selbst sollen auf den Leser oder Hörer wirken, nicht die erkünstelte Darstellung derselben. Die Jugend zerbricht die Form, um auf den Kern der Sache zu kommen. Als Reaction gegen jede Schönfärberei des Ausdrucks liebt sie es, die Sache bei dem rechten Namen zu nennen. Wenn man die Sturm- und Drangperiode die Flegeljahre der deutschen Bildung genannt hat, so liegt hier hauptsächlich das tertium comparationis. Von allen Rücksichten weiß man sich frei, wie das Wort aus dem Herzen kommt, so soll es stehen bleiben; denn ein Originalgenie wird immer Originelles hervorbringen. Die Feile des nüchternen Verstandes ist verachtet. Besonders die Prosasprache bekommt dadurch eine gewisse nonchalante Natürlichkeit, in der man sich z. B. alle möglichen Zwischenbemerkungen gestattet, wie etwa in lebhafter mündlicher Rede.

Das freie, ungehemmte, natürliche Schaffen ist der Stolz der Jugend. Die in der Vollkraft der Productivität Stehenden sehen mit Verachtung herab auf alle Nichtskönner, auf Kritik und Publicum. An einem Sonntagnachmittag hatte der junge Goethe bei einer Flasche guten Burgunders in einem Sitzen jene köstliche Farce „Götter, Helden und Wieland“ geschrieben. Es war jene Zeit, wo die poetischen Gestalten, die in ihm aufstiegen, ihn kaum zur Ruhe kommen ließen. „Herr, schaff mir Raum in meiner engen Brust!“ möchte er einmal mit Mose im Koran ausrufen. Er erzählt 1828 Eckermann: „Ich hatte in meinem Leben eine Zeit, wo ich täglich einen gedruckten Bogen von mir fordern konnte, und es gelang mir mit Leichtigkeit. Meine „Geschwister“ habe ich in drei Tagen geschrieben, meinen „Clavigo“, wie Sie wissen, in acht. Jetzt soll ich dergleichen wohl bleiben lassen.“

Fragen wir uns, was gibt den Werken des Sturm und Drangs jenes Frische und Fesselnde, was gibt ihnen, auch wenn sie die abstraktesten Themata behandeln, jene sinnliche und concrete Gestaltung? Doch wohl nur die Jugend der Dichter, in denen noch das Herz heiß schlägt und der Sinn scharf und muthig ist. Denn wie das Kind die Züge seiner Eltern trägt, so bleibt an dem Kunstwerk etwas haften von der Intensität der Empfindung in der Seele des schaffenden Künstlers, jener geheimnisvolle Stimmungsgehalt, der unsichtbar wirkt wie die Gottheit.

Otto Ernst sagt in seinen Aphorismen: „Die Muse der Poesie ist nun einmal ein Weib, sie hält es mit den Jungen. Treue bewahrt sie nur den wenigen Alten, die jung bleiben. „Classische Ruhe“, „schönes Maßhalten“, „vornehme Kunstreife“ — all die Euphemismen sind ja an sich sehr gut, aber sie verschlagen nichts gegen die Langeweile.“

Aber so redet ja ein Moderner. Der spricht am Ende pro domo. Und so führe ich als classischen Zeugen noch einmal den alten Goethe an, der als Neunundsiebzigjähriger zu Eckermann sagte: „Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der Productivität im Bunde finden. Man muss jung sein, um große Dinge zu thun." Und die reife Weisheit des Alters verräth es, wenn Goethe den Jungen empfiehlt, ideelle Themata zu behandeln, denn sie können mit ihrer Sinnlichkeit das Ideale des Stoffes durchdringen und beleben, für die Alten aber hält er es rathsam, solche zu wählen, wo eine gewisse Sinnlichkeit bereits im Stoffe liegt. Spielhagen und besonders Fontane scheinen den Rath zu beherzigen, möchten es auch unsere Modernsten thun, die man immer daran erinnern muss, dass Goethe in der Zeit seiner kraftgenialen Derbheiten nicht nur den „Götz" und „Werther" und die herrlichen Liebeslieder, sondern auch das Unvergänglichste am „Faust" gedichtet hat.

Natürlich fehlt es unseren Modernen nicht an unberufenen Talenten und Halbtalenten, Stürmern und Dränglern, die durch allerhand Excentricitäten, durch übertreibende Anwendung moderner Kunstmittel, überhaupt durch einen erheuchelten Originalitätsdrang den Mangel ihres Könnens zu verdecken suchen. Aber die Spreu ist vom Weizen zu scheiden. Merkwürdigerweise sagt der Breslauer Professor Koch in seiner Literaturgeschichte, nachdem er Namen wie Hauptmann, Sudermann, Ebner-Eschenbach, Liliencron a. a. genannt hat „ob sie den Anfang einer neuen lebensvollen Kunstentwickelung oder nur den Niedergang der alten anzeigen, läßt sich heute noch nicht entscheiden". Da hat der Herr Professor wohl mit weiser Vorsicht, aber nicht mit vorausschauender Weisheit geurtheilt. Wir aber sehen überall ein frisches Leben emporwachsen. Schon ist der gährende Most verbraust, und es war uns verstattet, schon manchen guten Trunk klaren Weines zu thun, klaren deutschen Weines. Bei den traurigen Zuständen des Reiches im vorigen Jahrhundert suchten die edelsten Geister, nachdem sie sich aus der Gährungsperiode herausgearbeitet hatten, ihre Zuflucht in einer idealen Ferne und schufen so die herrliche hellenische Renaissance in unserer classischen Dichtung. Unsere moderne Literatur wird deutsch sein. Denn nachdem das Vaterland machtvoll dasteht in seiner Einigung, kann das Sehnen des Sturm und Drangs nach einer nationalen Literatur erfüllt werden.

Man komme uns nicht mit der hämischen Frage, ob etwa Hauptmann der Goethe und Sudermann der Schiller der Zukunft sei. Wir wissen, dass die Natur sich nicht wiederholt. Aber wir sind glücklich, wenn sie uns Dichter gibt, die den starken Pulsschlag der Zeit vernehmen, die sich nicht in feiger Schwäche in ein erträumtes Nebelland

als der Dichtung Heimat flüchten, die uns Werke schenken, die nicht nur die Oberfläche unseres Geistes berühren, sondern die uns in dem, was wir als das Wesentlichste und Tiefste in uns fühlen, mächtig ergreifen und erschüttern. Schon hat diese Moderne in weiten Kreisen wieder die Lust geweckt an zeitgenössischer Kunst, schon sind die Reihen ihrer Gegner mächtig gelichtet, und so wird sie durch gute Werke zum Siege kommen, denn ihr ist eigen, was immer zum Siege führt: der unerschütterliche Glaube an ihre Ideale und die Kraft der Jugend. — —

Eine Reise in Tirol.

Tagebuchblätter vom Herausgeber.

Was gibt es Herrlicheres, als so eine Alpenreise dahin durch Nacht und Nebel? Die Nacht, wenn sie lange währt, wird endlich grau, genau wie der Mensch im selben Falle, die Felsenschründe der Schlucht bekommen Bewegung, der Wildbach wühlt in der Tiefe, aus der schwarzen Nacht ist eine graue geworden. Dichter Nebel. Es ist kein Scherz, das vom Dichter Nebel. Er dichtet, verdichtet den Dunst zu Tropfen, und sein wunderschönes Gedicht heißt: Regen. — Vom Dachvorsprunge des Waggons fielen Tropfen, als der Zug aus der Station Bischofshofen rollte, die Salzach aufwärts. Bei Sanct Johann im Pongau gieng der Nebel in Fetzen, und diese flogen wie graue Drachen an den dunklen Berghängen dahin, um sich hoch oben in Wolken zu sammeln und das wunderschöne Gedicht zu machen. Aber die aufgehende Sonne hatte nicht den schläferigen, wässerigen Glanz wie in vorhergegangenen Tagen der Überschwemmung; mit goldglühendem Schein prangte sie hoch an den Felsenkämmen, während die rostschwarzen Ballen und Bänke der Nebel ränkespinnend in den Schluchten umherkrochen, sich hier und dort zu regelrechten Niederschlägen sammelnd, um schon im nächsten Augenblicke wieder zerrissen zu werden, so dass der blaue Himmel blinkte. An den steilen, hohen Bergen waren die Schichten gut zu beobachten; unten standen die Hänge in dem schattengesättigten Blau einer feuchten Klarheit, dann kam die an den Bergen klebende, rostbraune, unheimlich plastische Nebelbank, darüber sichtbar hohes Gewände mit einzelnen Sonnenflecken. Noch höher eine leichtere rosige Nebelschichte und darüber hinaus die klaren Spitzen der Berge. An den Bergrunsen giengen weiße Bänder der Wasserfälle nieder. Der wuchtige Wasserfall der Gasteiner Ache, die bei Lend wild aus der Schlucht brandet, überdonnerte das Rollen des Eisenbahnzuges. Bei Bruck leuchteten durch das Fuscherthal heraus zwischen tiefliegenden finsteren Nebelballen die weißen Ferner der

Glocknergruppe. Dann gieng's bei Zell den See entlang. In Saalfelden war die Schlacht entschieden, die Steinberge standen klar in der Morgensonne.

Wohin die Reise? Nach Innsbruck in die schöne Stadt. Dort war für den Nachmittag dieses Tages eine Zusammenkunft verabredet mit meinem Sohne Sepp, der von seiner Wallfahrt kam aus Bayreuth. Bei Hochfilzen ist die Wasserscheide und die Grenze zwischen Salzburg und Tirol. Der Zug glitt munter ins heilige Land hinein, aber die Freude dauerte nicht lange. Zu St. Johann in Tirol begrüßte der Schaffner die Reisenden mit dem Ruf: „Alles aussteigen! Der Zug geht nicht weiter, das Hochwasser hat die Bahn zerstört."

Es war sieben Uhr morgens. Der Ort lag mit seinen weißen Kirchthürmen und flachdachigen stattlichen Häusern still auf den grünen Matten, hinten ragten die wilden Wände des Kaisergebirges auf. Und da stand ich nun. Ich war aber von der nächtlichen Fahrt zu gut ausgerastet, um lange stehen zu bleiben, eilte zum Posthause und fragte höflich an, ob ein Wäglein zu haben wäre nach Wörgl. Fürs erste wurde ich angeknurrt, wieso man bei der Post Wägen suche? Fürs zweite gab man zu verstehen, heute sei überhaupt kein Wagen zu haben in St. Johann. Wie weit zu Fuß nach Wörgl zur Südbahnstation? Zehn Stunden. — Dazu war ich trotz der langen Fahrt doch zu wenig ausgerastet. Vor dem Posthause stand ein schlanker Herr, wie es schien, ein Schicksalsgenosse. Er wollte auch hinüber, hatte aber bereits von mehreren Seiten unwirsche Abfertigung erfahren und stand nun da voll rührender Resignation. Beim nächsten Wirte erfuhr ich, warum heute in St. Johann kein Wagen zu haben. In der Nachbarschaft war großer Pferdemarkt, und dort hatten sie alle Rösser zusammengetrieben. Besser kann man's ja nicht mehr treffen. Für Geld und gute Worte ließ sich der Wirt mit düsterer Störrigkeit endlich herbei, sein Pferd vom Markte holen zu lassen, und so konnte ich nach kurzer Zeit den Leidensgenossen am Thore des Posthauses einladen, unter Halbpart mit mir zu fahren. Es war Dr. Zsigmondy, Bruder des verdienstvollen Hochtouristen Zsigmondy, der vor zehn Jahren in der Dauphiné verunglückt ist. Es ergab sich ein angenehmes Plaudern auf dem klappernden Einspännerwäglein. Mein Genosse war Professor der Mathematik in Wien, wir waren unterwegs lebhaft bestrebt, zwischen Mathematik und Poesie ein leidliches Compromiss herzustellen, was aber nicht recht gelingen wollte. Endlich gewann letztere über beide die Herrschaft durch die großartigen Gewalten des Gebirges, das zur Rechten auf uns niederstarrte. Wir hatten nicht den Weg genommen entlang des Wassers und der zerstörten Eisenbahn, sondern fuhren am Fuße des Kaisergebirges dahin im schönen weilerreichen Thale von Ellmau und Söll. Nach drei Stunden kamen wir

an der Hohen Salve vorbei, hinab zur Hofgartner-Ache, wo uns nun auch die Zerstörung vor Augen lag. Jetzt war es uns sehr begreiflich, warum der Eisenbahnzug nicht fuhr, die Schienen hiengen lange Strecken in der Luft, das Wasser hatte den Unterbau hinausgeschwemmt ins Innthal. Viele hunderte von Arbeitern waren emsig wie Ameisen beschäftigt, die Rösslein und Wäglein von St. Johann baldmöglichst überflüssig zu machen. Von Wörgl an gieng's wieder auf Eisen, um drei Uhr war ich in Innsbruck, der schönen Stadt.

Aus alter Anhänglichkeit Einkehr beim „Goldenen Stern" am Inn. Dort gibt's viele Schwarzröcke, aber keinen Schwarzfrack; freundliche Kellnerinnen versorgen uns mit gutem Hirschbraten und ausgezeichnetem Tiroler Wein, und mit den Tiroler Landgeistlichen, die hier gerne einkehren, gibt's muntere, urwüchsige Unterhaltung. Einer von ihnen entlarvte mich als den Verfasser des Tiroler Romans „Peter Mayr" und drohte mit dem Finger: „Se Steirer Se! Verschieben die Tiroler Berg und kehren unsere Landschg'schicht um wie einen alten Strumpf. Aber guat ischt's, mit den Leuten wird's seine Richtigkeit haben, und das ischt die Hauptsach." Dieses Wort von einem Tiroler hat mir umso wohler gethan, als ich einige Tage vorher den Aufsatz eines flachländischen Mittelschulprofessors gelesen, in welchem stand, dass der Roman „Peter Mayr" vollständig misslungen sei, weil der Verfasser sich zu wenig strenge an die Historie gehalten habe. Sollen Poeten Geschichtswerke schreiben? Die Poesie kann erst geschichtlich werden, bis die Geschichte poetisch geworden sein wird. Das sollte doch jeder Ästhetiker wissen. — Mein erster Gang in Innsbruck war hinaus zum Berge Isel, wo das neue Denkmal Hofers steht. Zu massig gedrungen, sagen sie, sei die Figur. Ich fand das nicht, ich dachte nur an den Löwen, an die Verkörperung des Tirolervolkes. — Von Andreas Hofer lebt heute halb Innsbruck. Er hat sein Volk erhöht, er gab ihm den Ruhmesglanz, nun nährt er noch die Wirte, in deren Häusern sein Bildnis hängt, und die Kunsthändler, die seine Bilder verkaufen, und die Buchhändler, die seine Geschichte verschleißen. Welch Segen um einen großen Mann!

Vom Berge Isel stieg ich hinab in das Panorama (welches in der zur Zeit tagenden Sportausstellung stand), um die Aussicht — vom Berge Isel zu schauen. Es ist die größte Kühnheit der Kunst, an Ort und Stelle mit der Natur concurrieren zu wollen. Dem Manne, der das Panorama „Die Schlacht auf dem Berge Isel" gemalt hat, ist's gelungen. Das Schlachtenbild als solches mit dem Gemetzel, den Feuersbrünsten, den zahlreichen Gruppen aus diesem einzigen Volkskampfe, macht auf den Beschauer einen tiefen Eindruck, aber in den Menschengestalten ist die Vollkommenheit der Panoramenmalerei noch nicht erreicht. Die Figuren geben sich im Verhältnisse zu riesenhaft, das ist mir noch in jedem

Panorama aufgefallen. Unübertrefflich aber ist in diesem Panorama von Innsbruck das Landschaftsbild — das unvergleichliche Landschaftsbild, wie so großartig, malerisch und freundlich zugleich es kaum eine andere Stadt der Welt aufzuweisen hat. Als ob mir jemand das Herz kitzelte, so musste ich lachen und immer wieder auflachen vor Entzücken, als ich den Rundblick that auf Innsbruck, sein Thal und seine Bergriesen. Nach Westen gegen Landeck hin düstere Gewitterschwüle, weit unten das Kaisergebirge in Alpenglühen. Von einem dieser Punkte bis zum anderen zwanzig Meilen! Von allen Rundgemälden, die ich je gesehen, ist dieses weitaus das schönste. Als ich ins Freie trat, stand dasselbe Landschaftsbild in Natur um mich da — und die Natur hat den Eindruck der Kunst nicht erreicht. Ein ungeheuerer Erfolg! Da sah ich erst, was an den Lichteffecten gelegen ist. — Dann dachte ich: Warum haben wir so etwas nicht auch in Graz? Die Türken vor Graz, vom Schlossberge aus gesehen, das gäbe einen großen historischen Stoff und ein herrliches Naturbild. Die weltgeschichtliche That der Ostmärker, Deutschland, das westliche Europa vor den Türken beschützt zu haben, sie wäre wohl einer Erinnerung wert.

Mein junger Wallfahrer hatte die Begeisterung von Bayreuth noch in sich, und er übertrug die Schönheiten Tirols in lautere Musik. Bei mir liegt der Sinn für Kunstgenuss im Auge, bei ihm im Ohr, er empfand die Schönheit des Achensees, den wir am nächsten Morgen von Jenbach aus mit der Zahnrad-Bergbahn besuchten, gleichsam in Klängen. Da ist über tausend Meter hoch oben im Felsgebirge ein großer See, über den der Dampfer eine ganze Stunde lang fährt, am Ufer Waldlehnen, steile Wände, Ortschaften und Gasthöfe, die überfüllt sind mit Reichsdeutschen und Engländern — das ist der Achensee, der vielbesungene. Ein kühler Wind strich nieder von den Schneemulden der Berge, aber der grüne Wasserspiegel ließ sich nicht in die Scherben der schäumenden Wogen schlagen, wie ich's von Herzen gern gehabt hätte, sondern trug uns auf glatter Fläche fast langweilig von einem Ende zum anderen. Das Schiff war bekränzt und beflaggt, im ganzen Lande knallten Böller. Der Geburtstag des Kaisers! An diesem Tage lässt Tirol alle Fahnen lachen und das Pulver jauchzen! — Das Schiff soll voller Leute gewesen sein, sagte Sepp, gedrückt sollen wir uns haben. Mag sein, ich war ganz Auge für die Landschaft. Die Berge waren wild und wüst wie seit Urzeiten, aber die Augen der Reisenden haben seit vielen Jahren — so empfand ich's fast — den Wildhauch der Natur schon zum Theile weggeleckt. Die großartigste Landschaft hört für mich auf, berückend zu sein, sobald sie Corso der Welt geworden ist.

Am anderen Tage suchten wir ländlichere Wege, auf denen man nicht nur städtische Allerweltsnomaden, sondern auch Landleute, Tiroler findet. Ein ungeriffelter Tirolerwirt ist mir immer noch lieber, als ein

geleckter Städter, der sich das Haar parfümiert, dabei den Wert der Landschaft nur nach dem Metermaße schätzt und auf die Einheimischen mit Geringschätzung blickt, trotzdem er ihnen den Bissen Brot aus der Hand essen muss.

Auf ins Zillerthal! Schon am Tage vorher hatte ich in Jenbach zwei Plätze auf dem Postwagen bestellt nach Zell am Ziller. Nun mit dem Morgenzuge von Innsbruck gekommen, belegte ich rasch die zwei bestellten Plätze des bereitstehenden Postwagens mit Plaid und Stock, um noch am Bahnhofe eilig eine Sendung zu besorgen. Zum gefüllten Wagen zurückgekommen, finden wir auch unsere Plätze besetzt. Ein schwarzbärtiger Herr mit Sippe hat sich auf unserem Plaid bequem gemacht. Ich reclamierte lebhaft mein Recht, der Kutscher hatte wahrscheinlich einen Händedruck bekommen, wollte nichts hören, hieb in die Pferde, und so fuhr die Postkutsche vor unseren Augen davon. — Solche Situationen halte ich immer für ein Unglück. Hier nicht so sehr, weil nun ein sieben Stunden langer Fußmarsch auf heißer, staubiger Straße in Aussicht stand, als vielmehr, weil ein Unrecht geschehen war. Jedes Unrecht, das uns von Menschen zugefügt wird, ist geeignet, uns trotzig, menschenfeindlich und herbe zu machen. Ich hätte nun zwar vom Postmeister einen besonderen Wagen verlangen können, das würde eine Menge Auseinandersetzungen und Umständlichkeiten gekostet, vielleicht Grobheiten gesetzt haben, und schließlich bleibt man der Brutalität gegenüber doch der Schwächere. Wir verzichteten auf die löbliche Post und suchten eine eigene Fahrgelegenheit. Da wiederholte sich's auch hier, in ganz Jenbach kein Wagen. So fuhren wir mit dem nächsten Zuge weiter bis zur Haltestelle Zillerthal, ließen uns dort über den Inn rudern nach dem Dorfe Strass, wo mit Leichtigkeit ein prächtiges Fahrzeuglein aufgetrieben wurde. Flink trabte der Schimmel die Straße entlang und unser junger Fuhrmann trillerte: „Zillerthal, du bist mein' Freud!" Das breite Thal ist mit malerischen Ortschaften, Höfen und Hütten besetzt, jeder Bau mit dem flachen, steinbeschwerten Schindeldache, auf den Häusern die Glockenthürmchen, in den Wänden eine stattliche Reihe von hellen Fenstern, Wohlhabenheit zeigend. Die Kirchen mit den bekannten spitzen Thürmen. Die Leute in Tiroler Tracht, aufgeweckt und freundlich, sagten uns ihr heimliches „Grüß Gott!" Die Berge an beiden Seiten hoch hinan mit grünen Feldern und Wiesen belegt, mit Höfen und Heuhütten besäet, höher hinauf Wald, noch höher Almen, die sich von Kuppe zu Kuppe ziehen. Aus dem fernen Hintergrunde blauten und blinkten uns einige Riesen der Zillerthaler Alpen entgegen. — Plötzlich sahen wir auf der Straße den schwarzbärtigen Herrn mit der Sippe, der sich unsere Plätze auf dem Postwagen angeeignet. Den hatte die Nemesis erreicht. Wie wir später erfuhren, hatte die mitfahrende Reisegesellschaft ihre Entrüstung über den Gewaltstreich so unumwunden ausgesprochen,

dass der Herr heftige Neigung bekam, den Postwagen zu verlassen. Später holten wir auf unserem flotten Wäglein den schwerfälligen Rumpelkasten selbst ein, und trotzdem wir von Jenbach eine ganze Stunde später abgefahren, kamen wir um anderthalb Stunden früher nach Zell als der Postwagen, so dass das Unrecht reichlich geschlichtet war. Vor dem Wirtshause in Zell nahm ein ruppiger und struppiger Hausknecht unsere Sachen aus dem Wagen, später entwickelte sich aus demselben Hausknecht der Grandseigneur eines echten Tiroler Postwirtes, der behäbig und würdevoll durch seine Stube schreitet, mit strengem Blick die Bedienung überwacht, kurz und einsilbig die Gäste grüßt und sich dann wieder zurückzieht. Die Zimmer und Söller waren auch hier von Touristen aus dem Reiche besetzt, welche weiter nach Maierhofen und ins Hochgebirge wanderten. Das Volksleben dieser Hochthäler dreht sich im Sommer größtentheils um die Fremden, so ist selbstverständlich Urwüchsigkeit und unmittelbare Natürlichkeit selten mehr zu finden, so sehr sie von manchem auch gesucht wird, dass er ein Gegengewicht habe gegen die unendliche Misere, „Welt“ genannt.

Wir stiegen nicht zu den Fernern hinan, sondern bogen östlich ab gegen die weiten grünen Almen des Gerlospasses. Vier Stunden bis zu dem Hirtendorfe Gerlos hinein, sagten sie, aber das sind Holzknechtstunden. Der Gebirgler rechnet bergan nicht mehr, als bergab oder thalaus, er klaftert überall seinen weiten, gleichmäßigen Schritt; nur glaube ich bemerkt zu haben, dass der Tiroler schneller schreitet als der Steirer, der sich alleweil „Zeit lasst“. Wir sind länger als fünf Stunden gegangen. Als wir von Zell aus steil, an der Kirche Maria-Rast vorüber, den mit cyklopischen Steinplatten gepflasterten Weg emporstiegen in der Sonnenhitze, da sagte keiner ein Wort. Zwischen den Platten rann das Wasser, über unsere Körper rann es auch. Ein anderer ließe sich gut bezahlen, um solche Wege zu gehen, wir gaben noch was drauf, gerade soviel, als die Reise kostete. Wie viel Kraft und Geld opfert der moderne Mensch dem Götzen „Gebirge“! Und dieser steht nicht einen Augenblick an, den Menschen gelegentlich durch einen rollenden Stein zu zermalmen, durch eine Lawine zu verschütten, durch ein Wildwasser in den Abgrund zu werfen, oder durch einen anderen Zufall zu vernichten. Auf diesem Wege über den Gerlos waren mehr als ein Dutzend Wildgräben und Lahnenbrüche zu übersetzen, die das jüngste Hochwasser gerissen hatte. Über mehrere bauten Holzknechte bereits schwindelnde Nothbrücken, andere mussten mit einiger Noth so überschritten werden, dass man von Stein zu Stein sprang, die da aus dem immer noch wüthenden Wildwasser hervorragten. Von der Gerloswand und von der Königsleiten herab hatten sich die grausen Fluten gestürzt in die stundenlange Schlucht, wo die Gerlos als mächtiger Alpenstrom dahinbrandet. Nach vierstün-

diger Wanderung waren wir so hoch zu Berge gestiegen, dass wir — in das Thal kamen. Die Kenner dieser Gegend werden wissen, wie das gemeint ist. Im Hochalpenthale, auf waldigem Parkweg schritten wir dahin am Wasser, das bei dem Weiler Gmünd überbrückt wird. Wald und grüne Almen ringsum, die Hirtenhäuser stets im stattlichen Tiroler Stil. Wenige kümmerliche Felder und Gärten, das Korn ist noch grün wie Gras — im hohen August. Wir sind 1300 Meter hoch; ringsum stehen die glatten Zweitausender und ein wenig im Hintergrunde die starren Massen zu 3300 und 3500 Metern — dort steigen die wüsten Felsthürme des Zillerkogels, der Reichenspitze auf, sie sind beschneit, und der Schnee deckt ihr Eis.

Es war ein milder, ruhiger Abend, nur manchmal von harmonischem Geschelle der Herden oder dem Grunzen zuthunlicher Schweine unterbrochen. Almer kehrten mit feierlicher Würde in ihre Hütten heim. Mitten auf einem wüsten Schuttfelde kauerte ein Mütterlein und betete den Abendsegen, denn vom Hochthale heraus wehte der Schall eines Aveglöckleins. Als wir ins Dörfchen Gerlos einzogen, war es schon dunkel, einer der rückwärts aufragenden Felsberge stand in purem Golde.

In Kammerlanders Gasthause kehrten wir ein und fanden Touristen. Ob aus Süd oder Nord, man schließt sich bald aneinander, man erzählt, man wird heiter bei Eierspeise und Tiroler Wein, aber bald mahnt das hohe Birg: Gehet zur Rast!

Auf dieser Reise habe ich sonst über allzugroße Freundlichkeit der Tiroler Wirte nicht zu klagen gehabt. Mancher stellte sich fast unwirsch über die vielen Fremden und schnarrte diesen oder jenen kurz ab. Man sagte, die Überschwemmung hätte sie unmuthig gemacht. Auch hier im Hochthale war die Überschwemmung gewesen und hatte zerstört, was zu zerstören war; das hatte die Wirtsleute zu Gerlos nicht gehindert, den Fremden mit jener warmen Zutraulichkeit zu beherbergen, mit jener umsichtigen Fürsorge zu verpflegen, die den Älplern sonst eigen ist. Mit einem fast innigen „Grüß Gott!“ und „Glückliche Reise!“ begleiteten sie uns am nächsten Frühmorgen zur Thür hinaus und blickten uns lange nach, ob wir wohl den richtigen Weg einschlügen oder wie es mit unserem Gehwerk stünde.

Ich hatte, wie das auf Reisen bei mir so oft vorkommt, in der Nacht kein Auge geschlossen. Die Aufregung der vorhergegangenen Tage, die Anstrengungen der langen Fahrten und Fußtouren, das Glücksbewusstsein, wieder einmal im Hochgebirge wandern zu können, all das zusammen hatte mich erschöpft, hatte in der Nacht Asthmaanwandlungen gebracht. Diese waren allerdings durch mein gottgesegnetes Mittel, den Rauch des Stramoniumkrautes, glücklich gedämpft worden, der Schlaf aber war nicht gekommen, müde und erschöpft musste ich bei Sonnen-

aufgang die Fußreise fortsetzen. Es war ein klarer, kühler Morgen, die Luft so würzig, so leicht, das Herz so wonnig und die Beine zitternd. Langsam und wortlos gieng ich voraus durch das blauschattige Hochthal hinein, neben der brausenden Gerlos, und auf den Höhen lachte die Sonne. Nach fast zweistündiger Wanderung waren wir auf einem völlig abgeschlossenen Almboden, auf welchem scheckige Herden weideten. Hirten hatten sie eben aus dem Pfränger getrieben und jagten die Rinder nun munter auseinander, dass sie sich zerstreuten auf den Matten. Zur Rechten öffnete sich das Schönachthal, aus welchem die Gerlos herauskommt, herab von den Eiswüsten der Reichenspitze und der wilden Gerlos, die nun ihre leuchtenden Schilde entfalteten vor unseren Augen. Hier stand ich still, hier war der schönste Punkt der ganzen Strecke. Wir waren nun auch an der Grenze von Tirol, und der Berg, der jetzt überstiegen werden musste, stand schon im Pinzgau.

Den Anstieg beginnend, fühlte ich in höherem Grade die Erschöpfung, die Beine zitterten bei jedem Schritte und jedes geringe Stolpern im Gestein brachte mich dem Zusammenbrechen nahe. Nach Krimmel war es noch zwei Stunden. — Zage nicht, ich bin bei dir! hörte ich leise sagen. Nicht mein Sepp war's, ein anderer war's, der mir Zuversicht gab, der mich noch nie verlassen hat, wenn meine Kraft unzulänglich war. — Hinter uns kam eine lebende Gruppe nach. Ein Pferd, auf diesem saß eine Dame, hinterher gieng ihr Gemahl. Ein junges Ehepaar aus Berlin war's, mit dem wir schon in Gerlos bekannt geworden. Nun rief die Dame mir mit munterer Stimme zu, ob ich mich nicht auf ihr Pferd setzen wolle, sie möchte gerne ihre Beine ein wenig üben und das Joch zu Fuß übersteigen. Ich wagte anfangs die große Güte gar nicht anzunehmen, sie machten aber nicht viele Worte, hoben mich aufs Pferd, und wie ritterlich einer, der nur gewohnt ist, einen zahmen Pegasus zu reiten, sich auf hohem Rosse ausnimmt, das mögen die erzählen, so kichernd hinter mir hergiengen. Der Pinzgauer Gaul hatte einen breiteren Rücken, als die Schneide der hohen Veitsch, auf der ich vor vielen Jahren regelrecht geritten war, und das rechte Bein gen Mariazell, das linke gen das Mürzthal hinabgestreckt hatte. Hier hockte ich gar demüthig auf dem Damensattel und hielt mich an der Mähne des Pferdes fest, um nicht zu Boden zu gleiten. Bei diesem Ritte begriff ich auch, weshalb die Ritter und Herren auf andere Leute immer von oben herabschauen — man kann gar nicht anders, selbst wenn man ein geliehenes Pferd reitet. — Nach einer halben Stunde waren wir oben, und oben stand ein Wirtshaus. Diesen hohen Übergang nennt man die Platte, es ist ein Hochsattel, ein schöner flacher Almboden. Es ist die Wasserscheide zwischen dem Gebiete des Ziller und der Salzach. Zwischen glatten Almhöhen blicken wir noch einmal zurück ins Zillerthal und seine

blauen Berge. Nach einer guten, lustigen Stärkung im Wirtshause gieng's wieder -- und zwar auch bei mir auf Schusters Rappen — frisch vorwärts über die blumigen Matten. Der wilde Gerlos zeigt uns nur ungern seine Schroffen und Ferner herab, wer sie sehen will, der soll hinansteigen; hingegen rollt sich im Südosten der mächtige Tauernzug auf mit der Gletscherwelt des Hochvenedigers und des Großglockners, die freilich hier kaum gesehen werden kann. Gerade vor uns liegt in gewaltiger Wildheit das Krimmlerachenthal; es kommt von der weißen Venedigergruppe herab und senkt sich im Vordergrunde auf steilem terrassenförmigem Hang in den hintersten Winkel des Salzachthales nieder. Über diesen Hang stürzt in drei riesigen Absätzen die Ache herab, und das sind die weltberühmten Krimmler Wasserfälle. Es ist der größte Wasserfall in den deutschen Alpen, von überwältigender Mächtigkeit. Sein dreifacher Fall beträgt gegen 400 Meter! Als wir von der Platte den Schlangensteig niederstiegen ins Salzachthal gegen Krimmel, hatten wir die Wasserfälle gerade vor uns. Langsam wie weiße Tücher sinken die Wuchten nieder, trotz der Entfernung von mindestens einer Stunde hört man das dumpfe Donnern. — Nach einem im ganzen zehnstündigen Marsch in Krimmel angelangt, fiel ich im Gasthause „zur Post" sofort mit Hut und Stiefeln aufs Bett, auf welchem ich zwei Stunden lang unbeweglich liegen blieb. Dann erst war ich fähig, die Mittagssuppe zu mir zu nehmen. Gegen Abend stellte der Wirt mir ein Pferd und ich ritt in die Thalenge zu den Wasserfällen. An den steilen Lehnen wollte ich hinaufsteigen bis zum obersten. Aber das gieng heute platterdings nicht mehr; nur bis zur Regenkanzel kamen wir, wo man den ersten Fall zu Füßen hat. Wie ein Wetterguss flogen die Staubwolken an, schon im ersten Augenblick waren wir nass über und über. Das Wasser stürzt scheinbar wie eine trockene weiße Masse in die Tiefe, an den seitigen Wänden zerschellend, so dass die Wolken weit auffliegen. Um den Kern des fast senkrechten Falles bildet sich fortwährend ein Schleiermantel, dessen Spitzen wie Raketen in die Tiefe pfeifen. Der Fall schlägt in den untersten Tümpel, wonach er ohne viel Schäumen, Quirlen und Kreisen sofort im mächtigen Bache ruhig weiterfließt. Als der größte unserer Wasserfälle enttäuscht er ein wenig; obwohl nach langer Regenzeit, waren seine stürzenden Massen manchmal ein wenig durchsichtig. Sein Getöse ist in der Nähe kein Donnern, sondern ein starkes Rauschen, bei dem sich's noch plaudern lässt. — Fortwährend begegneten uns Leute, die an den Wasserfällen hinauf- und herabstiegen. Wir kehrten um gegen das Dorf Krimmel, das in diesem entlegenen Hochthale so friedlich daliegt. Vom Achenthale herab kamen die Stöße eines warmen Windes, auf dem Boden zuckten die Halme. Der Himmel umzog sich mit Grau, aus welchem wässerige Wolkenballen hervortraten.

Am Abend eine Asthmacigarette, darauf ein sechs Stunden langer, ununterbrochener Schlaf, und am nächsten Morgen fühlte ich Kraft und Muth zu einer Hochpartie auf den Venediger. — Der Himmel sprach, ich sollte es bleiben lassen und that ein wenig tröpfeln. Und dann begann die neun Stunden lange Wagenfahrt durch das endlose Salzachthal. Die Berliner waren mit uns, gemeinsam, mit unversiegbarem Humor ertrugen wir die Freuden und Leiden. Der Postwagenverkehr war der Wasserschäden wegen unterbrochen. Die erste Strecke wurde auf einem flachen Leiterwagen zurückgelegt. Über brückenlose Wildbäche und Schutthalden sprangen und stolperten wir zu Fuß, während der Leiterwagen im Wasser unsere Sachen verlor, Schirme und Stöcke, welche auf der Salzach wahrscheinlich unter weniger Umständen thalwärts kamen, als wir auf den Rädern. Von Neukirchen wurden wir in einem engen Postkobel weitergebracht bis Mittersill, wo ein etwas bequemerer Wagen uns aufnahm. Bei Bramberg war auf einer Brücke unser Kobel mit einem entgegenkommenden Wagen so scharf ineinandergefahren, dass mehrere Insassen Gefahr liefen, hinaus und in das Wasser geschleudert zu werden. Der stumpfsinnige Gleichmuth des Kutschers bot zur Aufregung der Reisenden einen wunderlichen Contrast. Ich saß stets oben beim Kutscher, um die Gegend zu betrachten. Ein breites, einförmiges Thal, dünnbevölkert, reich an Wässern. Links zahme Bergzüge mit Wald und Almkuppen, rechts der wilde Zug der Tauern mit seinen zahlreichen Querthälern, aus deren Hintergrunde uns oft die Gletscher grüßten. So leuchteten aus dem oberen Sulzbachthal die Hohe Schlieferspitze, aus dem unteren Sulzbachthal der Großvenediger, aus dem Harbachthal der schroffe Kratzenberg, aus dem Amerthal der weiße Landeggkogel, aus dem Stubachthal die Hohe Riffel, aus dem Kapprunthal -- nein, nun war die Langmuth des Himmels zu Ende. Er hatte seine grauen Mäntel lange genug emporgehalten, die Herrlichkeiten des Großglockners verhüllte er tief herab mit Nebel und Regen. — Und bei gießendem Regen kamen wir an in Zell am See, wo putzige Großstädter ihren Sommer- und Tummelplatz haben. Am nächsten Tage wollten wir ins Kapprunthal marschieren, welches als das schönste aller Ostalpenthäler berufen ist. Da wir aber hörten, dass der große Wasserfall dort mit elektrischem Lichte beleuchtet wird und in den Wirtshäusern befrackte Kellner wuchern, haben wir unsere Absicht aufgegeben. Wir waren bisher zufrieden gewesen mit gemüthlichen Kellnerinnen, deren Tracht und Sitte mit der Landschaft harmonierten, wir waren zufrieden gewesen, wenn auf schöne Wasserfälle das Sonnen- oder das Mondlicht fiel, wie es unser Herrgott angeordnet seit Erschaffung der Welt; wenn die klugen Menschen noch ein Übriges thun und die hohe Alpennatur allzuschön machen wollen, dann — fahren wir nach Hause.

Ein Weihnachtsgruß.

Von **Peter Rosegger.**

Über der Waldlandschaft liegt eine starre, blasse Winternacht. Am Himmel steht der Mond, aber der Schnee auf den Fichtenbäumen flimmert nicht, denn der Mond und die Sterne sind durch eine matte Wolkenschicht verdeckt. In solcher Dämmerung sind die Höhenrücken und die Thäler und Schluchten nur unbestimmt zu sehen, hier ragen die schwarzen Zacken der Bäume schärfer auf, weiterhin verschwimmen die Umrisse der Berge und Bäume theils im Äther, theils im Schleier eines sachte beginnendes Schneiens.

Durch diese Nacht zittert ein Klingen. Es kommt von allen Seiten her, es ist, als ob die Schneeflocken in der Luft klängen. Es steigt von den Thälern herauf, wo Dörfer und Kirchen stehen, es sind die Glocken der heiligen Weihnacht.

Dort unter knorrigen Schirmtannen steht im Frieden des Waldes eine Hütte. Aus dem niedrigen Fensterlein fällt noch ein Lichtschein wie eine rothe Tafel auf den Schnee hinaus. Drinnen am Tische sitzen zwei Menschen, aber nicht beisammen, sondern der eine dem anderen gegenüber, wie sie vom Nachtmahle her eben sitzen geblieben sind. Seit Stunden sitzen sie da und sagen sich — einmal leiser, einmal lauter — gegenseitig alles Harte, Trotzige und Feindselige, das ihnen einfällt. Denn ein Ehepaar ist es, das sich erwählt hat, um sich einander mit Liebe, Geduld und Nachsicht das Leben tragen zu helfen. Keines hätte es besser treffen können mit seiner Wahl, denn jedes ist unschuldig und fehlerlos und legt alle Schuld und Fehler auf das andere. Was an Makel ist am anderen, was im Hauswesen fehl gieng, was an den Kindern Schlimmes ist, was sonst Unangenehmes vorfiel — war es heute, war es vor Jahren, — alles wird herbeigeholt und hin und hergeschleudert über den Tisch, nicht wie Spielbälle, sondern wie Steine, und eins sucht das Herz des anderen scharf zu treffen; von Falschheit und Untreue ist die Rede, und von anderlei schönen Dingen, wie sie der Katechismus in den „sieben Hauptsünden", in den „sechs Sünden im heiligen Geist", und in den „vier himmelschreienden Sünden" zur freien Wahl in Erinnerung bringt. Der Mann läßt mit Vorliebe seinen höhnenden

Trotz spielen, fährt nur manchmal brausend auf, um dann wieder in die finstere Ruhe zu versinken. Die Gattin gibt sich heftig und rasch aus, und ist sie mit ihren Vorwürfen zu Rande, so beginnt sie wieder von vorne, dass es in der That zu hören ist, als nähme das Sündenregister des Ehemannes gar kein Ende. Sie zittert vor Wuth, oder sie schluchzt, wie es eben zum Texte passt. Endlich haben sie sich so tief in das Elend hineinraisonniert, dass sie den Tag verfluchen, an dem sie sich das erstemal gesehen, verfluchen ihre Ehe und alles Liebe und Gute, das sie sich gegenseitig angethan, verfluchen ihr ganzes Leben und segnen nichts, als das Grab, in das eines vom Anderen gestoßen zu werden vorgibt. — Die Unschlittkerze ist durch den eisernen Schraubenleuchter hineingebrannt, ohne dass sie eines emporgeschraubt hätte. Endlich verlischt das Licht, und der Rest des Dochtes verglüht. Die zwei Leute — die niemand haben auf der weiten Welt, als sich gegenseitig — fahren nun im Finstern fort, sich mit bitteren Vorwürfen zu quälen, bis die Müdigkeit ihre Leidenschaft betäubt und sie seufzend in den Schlummer sinken.

Draußen klingen fort und fort die Weihnachtsglocken leise und lieblich über das Gewipfel der Bäume hin. Ich bin ausgegangen, einen Christbaum zu suchen, aber in diesem Walde nehme ich ihn nicht. —

In einem stattlichen Herrenhause desselben Thales — doch lassen wir das, senken wir auf die Bilder des Weltunfriedens den Schleier dieser Nacht. Wenn wir unseren grünen Weihnachtsbaum in jenem Walde, in jenem Lande holen wollten, wo der Friede ist, den die Engel verkündigten, wir müssten darauf verzichten.

Und dennoch — welch eine wunderbare Erscheinung an diesem Tage! Wenn eines Tages am Himmel zwei Sonnen stehen, so ist das Wunder nicht größer, als jenes, das sich am Weihnachtsfeste vollzieht. Das ist ein Tag, an welchem von all den eigennützigen Menschen keiner an sich, jeder an andere denkt. Einer den anderen mit Freuden zu überraschen, mit Gaben zu überhäufen, das ist das Ziel dieses Tages. Es ist kalter Winter, keinen friert, denn die Herzen sind warm. Es gibt heimliche Arbeit Tag und Nacht, keiner ermüdet, keinen hungert, die Liebe zum Mitmenschen stärkt und sättigt. Es ist, als ob die Naturgesetze andere wären, und fast bangt man um das Gleichgewicht der Welt, da so plötzlich alles in Freude ist, da so plötzlich die Allgewalt der Charitas herrscht. Wenn ich am Morgen des Weihnachtsabends aufwache und mein Auge auf den Christbaum fällt, der in Erwartung der nahen Jubelstunde still auf dem weißgedeckten Tische steht, da werden mir die Augen feucht. O Weihnachtsfest, das du die Herzen der Menschen erweckest und mit himmlischem Maienhauch die Erde zum Heiligthum wandelst, sei gegrüßt! Sei gegrüßt, du göttliches, du unbegreifliches Weihnachtsfest!

Der heilige Abend und der Christtag! Zwei Tage haben wir im Jahre, an welchen die Liebe herrscht, die vor nahezu zweitausend Jahren der Heiland geoffenbaret hat. Wenn jedes neue Jahrtausend auch nur einen Tag der selbstlosen Liebe in das Jahr dazu legte, so brauchten wir nur mehr dreihundertdreiundsechzigtausend Jahre, bis die Erde — wenn sie so lange das Leben hat — ein Himmelreich ist.

Übrigens, wenn manche Leute das, was sie für den „Himmel" thun, ohne dass die Mitmenschen davon einen Vortheil haben, für diese Welt und ihre Bewohner üben wollten, wir kämen noch um ein Bedeutendes früher zum heißersehnten Reiche Gottes auf Erden. — Der größte Fehler aber und das größte Hindernis für eine bessere Zukunft ist, dass die meisten Leute so pessimistisch sind und an den göttlichen Keim im Menschen nachgerade aus Princip nicht glauben wollen. Mit Behagen wälzen sie sich in ihrem Thierbewusstsein, das Thier hat ja keine Pflichten, kein Gewissen, thut, was ihm augenblicklich am besten taugt, und betrachtet als einzige moralische Aufgabe die, sich nicht erwischen zu lassen. Das ist hübsch bequem. Aber es wird ihnen nichts helfen. Besser wird's doch, das ist gar nicht zu verhindern; nur ob es langsamer oder rascher geht, das ist Sache der Menschen.

Heute hört man Stimmen, das Abhauen von jungen Bäumchen zu sogenannten „Christbäumen" sei wirtschaftlich zu verwerfen, man solle nur bedenken, welch ein Capital in solch jungem Waldwuchse vernichtet werde. Natürlich, das Capital, dem opfern wir alles, Ehre, Frieden, Gewissen, warum nicht auch das sinnigste und innigste Festzeichen der Familie, das höchste, reinste Glück unserer Kinder — den grünen Weihnachtsbaum! Kein Baum im deutschen Walde wird so hoch verwertet, als das Wipfelchen, das wir auf unseren Weihnachtstisch stellen, aber — es trägt kein Geld ein. Für Geld verkaufen wir alles. Jener alte, gichtbrüchige Geizhals wurde von einem Zauberer gefragt, ob er nicht sein jämmerliches Alter gegen blühende Jugend vertauschen wolle. Ja, wenn er sein Geld mitbekäme in die Jugend, meinte der Greis. Das eben nicht, sagte der Zauberer, Geld sei eine Sache des Alters; der Jugend Reichthum sei Gesundheit, Frohsinn, Zuversicht, Liebe. — Wenn ich, sagte nun der Geizhals, mein Geld nicht mitnehmen darf in die Jugend, dann danke ich! — starb und verdarb bei seinem Gelde.

Der seelensiechen, gichtbrüchigen Menschheit von heute möchte es wohl auch so ergehen, wie dem in glückloser Selbstsucht vertrockneten Geizhals, wenn nicht endlich der Genius der Jugend, die Macht des Ideales und der Hang nach dem reinen Glücke des Herzens doch siegen müsste.

Ihr kennt die Geschichte, wie der arme Gregor hinausgieng in den Wald, um für seine lieben Kinder ein Christbäumchen zu holen. Dabei

ergriff ihn der Förster und ließ ihn als einen Dieb und Waldfrevler sofort in den Arrest stecken. Das bürgerliche Gesetzbuch sagt, der Förster hätte recht gethan. Nun tragen wir freilich noch ein anderes Gesetzbuch in unserem Herzen, das spricht hier den Geklagten frei und klagt den Kläger an. Das ist mir schon ein Verdächtiger, der immer nur aufs bürgerliche Gesetzbuch schaut. Als ich einst in jungen Jahren aus dem Waldhause in die Fremde gieng, unwissend und unerfahren, nahm mich meine Mutter an der Hand und sagte: „Peter, wenn du einmal einem anderen etwas thun willst und weißt nicht, ob's recht oder unrecht ist, so mache auf ein Vaterunser lang die Augen zu und denk', du wärest der andere." — Da habt ihr das Evangelium, den Katechismus und das bürgerliche Gesetzbuch in wenigen Worten beisammen.

Ihr Gesetzgeber, Prediger und Lehrer, ihr Künstler, Dichter und Zeitungsschreiber, alle, die ihr zum Volke redet, ein gemeinsames Ideal müsst ihr schaffen helfen, anstatt es zu gefährden. Wo das menschenverbindende Ideal fehlt, da befehden sich Kinder und Eltern, Diener und Herrschaft, es befehden einander die Stände, die Nationen, die Rassen, und unsere entwickelte Cultur, die dem Frieden und Wohlwollen dienen sollte, wird die raffinierte Schürerin unendlichen Haders und Krieges. Dabei lösen wir vor lauter Klügeln und Spitzfindigkeit uns zu Schemen auf, oder erstarren zur rohen Materie, deren ganzer Idealismus im Courszettel besteht.

Und ihr hochweisen Herren, die ihr euer Wissen und gelehrtes Wähnen ins Volk schleudert und damit alles auszurichten, zu ersetzen vermeint, ich sage euch das: Wo Glaube und Hoffnung nicht ist, da kann auch die Liebe nicht sein.

Bange wird mir oft, wenn ich das unheimliche Treiben unserer Zeit, die grauenhafte Verwirrung unserer Geister betrachte. Aber die eine Zuversicht habe ich: Wenn die Menschheit im skeptisch-frivolen Greise sich verliert, im schuldlosen Kinde wird sie sich wieder finden, im treuherzigen Gemüthe, in der Wahrhaftigkeit und Zuversicht, in der Natürlichkeit und kindlichen Freude.

Ostern ist das Fest der Macht, Pfingsten das der Schönheit, Weihnacht das der Liebe. Und darin erkenne ich an diesem Feste das göttliche Liebevolle, dass es uns zurückführt zur Kindschaft. Werdet wie die Kinder, und das Himmelreich ist euer! Dieser Ausspruch hat heute noch erhöhtere Bedeutung, als vor eintausendachthundert Jahren. Damals sang auch jemand: Friede den Menschen! Das hören wir seitdem jedes Jahr und sagen es so oft, dass wir nichts mehr dabei denken. Wer die jagenden, hastenden, ruhelos sich betäubenden, hassenden, verzweifelnden Kinder der Welt betrachtet, deren Evangelium und Lebenszweck im „Kampf

ums Dasein" besteht, der wird ahnen, welch ein Weihnachtsgeschenk der heilige Christ uns zugedacht hat in der friedenssüßen Kindheit des Menschensohnes.

Finden denn die Weihnachtsglocken nimmer Harmonie in unserer Seele? Heute ausgelassene Freude, morgen wieder Lieblosigkeit. Wäre denn die Treue, das herzliche Anschließen des Menschen an den Menschen nicht selbstverständlich auf dieser Welt, wo die Elemente jede Stunde tausend Waffen gegen uns bereithalten? Wahrlich, es ist nicht klug, sich Feinde zu schaffen unter den Brüdern und hohlen Phantomen nachzujagen und Herzen zu verwunden die kurze Zeit, da wir das Sonnenlicht schauen über den Gräbern. Die Lichter heute am Weihnachtsbaum, sie brennen genau so feierlich, ernst und still, wie jene dereinst an der Todtenbahre! —

Der Eine und der Andere.

Der Eine spricht:

Wüst ist die Welt; es rasselt rings von der Maschinen Stampf und Stoß,
Das Zweimalzweiistviere ließ graugrimmig alle Teufel los,
Mit Rechenfingern knöchern dürr und Augen allen Lebens leer
Schwirrt Thüren ein und Thüren aus das lustverlassene Larvenheer.
Die Nützlichkeit sitzt auf dem Thron, die Göttin, die Geschäfte macht,
Ihr erst Gebot heißt: Raffe zu! Ihr erst Verbot: Weh' dem, der lacht!
Ein Wollsack ist, darauf sie sitzt, ihr Bannerstamm ein Riesenschlot,
Von dem der Rauch als Fahne weht, der Rußgiftrauch der reichen Noth.
Das schwarze Zeichen schlingt sich fest in alles Leben drosselnd ein,
Und keine Farbe siehst du mehr und nicht der Sonne lichten Schein.

Der Andere spricht:

Ich sehe alles, was du siehst, und sehe doch: es ist nicht wahr!
Lass nur den Ruß dir nicht ins Herz, so siehst du auch das Heute klar.
Sie schwingt den Hammer, diese Zeit, und ihre Seele, die ist schnell,
Doch hinter ihrem grauen Dunst, da liegt das Leben glüh und hell.
Kriech nur nicht in der Niederung! Steig auf die Höh'n und blicke weit!
Noch ringt sie mühsam und gebückt, doch richtet sie sich auf, die Zeit.
Und sie empfindet, was ihr noth, und dass sie sich vergebens quält,
Wenn ihrem lauten Werkgedröhn das Weihelicht der Schönheit fehlt.
Dann wirft sie um den Wollsackthron und richtet neue Götter sich
Und feiert ihre Neugeburt mit hohen Festen königlich.
Sei unverzagt und glaube stark! Glaub' und schaffe! Jede That
Aus frohem Herzen ist ein Korn, ein goldenes, für der Zukunft Saat.

Otto Julius Bierbaum.

Kleine Laube.

In der Waldkapelle.

Im Gotteshaus steht eine Schar
Bemalter Holzfiguren,
Man sieht vom Fuße bis zum Haar
An ihnen Flammenspuren.

Ein Künstler Schein des Lebens lieh
Den armen Sündersippen,
Im Fegefeuer schmachten sie,
Es dürsten ihre Lippen.

Die bleichen Stirnen leuchten grell
Von starrem Schmerz umdüstert —
Beim Kirchlein plätschert Well' um Well',
Der Bach vom Wald umflüstert.

Da kommt ein Knab' und schöpft daraus,
Will laben die Gequälten,
Die Märtyrer im Gotteshaus,
Die von der Glut Umschwälten.

Taucht seinen Finger tief hinein,
Besprengt die Holzgestalten:
„Herrgott! erlös sie aus der Pein,
Lass deine Güte walten!"

Als ich dem Liebsten hab' erzählt,
Was ich im Wald gesehen,
Sprach er: „Auch ich bin glutumschwält,
Lass über mich ergehen

Aus deinem Herzen hold und rein,
Von deinem Mund, dem süßen,
Zu lindern meine Liebespein,
Wohl eine Flut von Küssen.

H. v. d. Rhön.

Franz Tiefenbacher.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Der Mann, den diese Zeilen heute grüßen, wird verwundert aufblicken und sagen: „Wieso denn! Um mich haben zeitlebens sich Literaten nicht viel gekümmert." — Das mag wohl richtig sein, denn er sang hübsch abseits von der Vogelcolonie im deutschen Dichterwald. Er sang munter für sich, und doch horchte seinem Lied mancher Wanderer. Und mancher trug es weiter, und (war er ein Sangeskundiger), verlieh ihm die Flügeln der Melodie, so dass es als Volkslied durch die Lande flog. Auch unser Heimgarten hat bisweilen ein Gedichtchen von unserem vaterländischen Dichter Franz Tiefenbacher veröffentlichen können, das formenzart und warm dem Leser sich nicht bloß in die Ohren, sondern auch ins Gemüt schmiegte.

Franz Tiefenbacher wurde geboren zu Prellenkirchen am 6. December 1826, vollendet also jetzt sein siebzigstes Lebensjahr. Er gehört wohl zu denjenigen, die innerlich mehr erleben, als äußerlich, deren Innenleben eben ein starkes, schöpferisches ist, und die sich eine ideale Welt bauen, falls für sie die reale zu wünschen übrig läßt. Was verschlägts dem schlichten Beamten der steirischen Stadt Cilli, wenn er verborgen dahinlebt ohne besonderen Glanz des Glückes, ohne viel Ehren der Welt, wenn er hochgeachtet von seinen Mitbürgern der Besitzer eines reinen Gemütes und poetischer Fähigkeiten ist, die eine unzerstörbare Welt für sich bilden! Tiefenbacher veröffentlichte unter anderen die Gedichtsammlungen; „Im Rauschen der Eichen", „Sprache des Herzens", dann Dichtungen; „Im Banne der Schönheit", „Der letzte Babenberg", „Schwester Clara" u. s. w. Es versteht sich von selbst, dass dieser Poet der alten Dichterschule angehört, doch machen seine Lieder nie den Eindruck des nachgeahmten, nachempfundenen; sie entspringen stets unmittelbar der Stimmung, zumeist schlicht und wohlgemuth, manchmal auch trauernd, aber nie sentimental. Solche liebenswürdige Erscheinungen werden in der Literatur in dem Maße seltener, als dem deutschen Volke der Sinn für harmlose, warme Poesie abhanden kommt, als dieses Volk sich in literarische Absonderlichkeiten versteigt, die nicht rein menschlich wirken, sondern nur darum, weil sie sensationell sind. Solch bedauerlicher Richtung steht unser Poet an der Sann völlig fern — sein Lied ist ein Athmen des Menschenherzens und in diesem ist er jung geblieben noch mit siebzig Jahren. Der Mensch, den die Götter lieben, ist nicht so, wie der Vogel, der nur im Lenze singt, er weiß auch noch im Nachsommer und Herbst ein innig Lied, einen jauchzenden Sang, der uns froh daran gemahnt, dass trotz des Reifes auf den Matten und auf dem Haar, eine ewige Jugend blüht.

Und dieses göttliche Blühen des Herzens, unserem Dichter sei es noch lange beschieden, zu seiner und anderer Freude! Rosegger.

Das Gespenst auf der Straße.

Das ist ein Kreuz, zwischen den Fußgehern und den Radfahrern. Für zwei Parteien wird sonst die Welt zu enge, und hier soll für sie die Straße weit genug sein! Die Fußgeher und die Radfahrer sind nicht bloß verschiedene Parteien, sie sind verschiedene Wesen. Die einen kriechen, die anderen fliegen. Der Käfer und die Libelle. Nur Schade, dass diese Libelle für ihren pfeilschnellen Flug doch noch eines handbreiten Streifens Scholle bedarf von der Straße, die der Fußgeher gerodet und gebaut hat, die der Fußgeher erhält und bewacht. Der Fußgeher ist der älteste Bürger der Straße, dann kam der Reiter, dann kam der Fuhrmann; ohne einige Befehdung gieng es nicht ab, der Fußgeher wurde etwas an den Rand gedrängt, aber auf diesem Bürgersteige fühlte er sich sicher, und die reitenden und fahrenden Herren zollten ihre Mauten.

Da kam der Radfahrer gesaust, plötzlich und unvermittelt. Weder Straße noch Gesetz waren auf ihn vorbereitet, er zahlte keine Maut und keine Steuer, aber kühnlich eignete er sich die Fahrbahn an und den Reitweg und den Steig des Fußgehers. Der letztere war ihm am liebsten; er brauchte mit seiner Schelle nur zu klingeln, so sprang der Fußgeher zur Seite und blickte mit Bewunderung der Libelle nach. Ein einziges Bäuerlein war, das den ersten Radfahrer, den es sah, für einen verrückt gewordenen Scheerenschleifer hielt — der Frevler wurde niedergerannt. Auch mancherlei anderes wurde niedergerannt, Ziegen, Kinder, alte Weiblein, Enten, Hunde; die Schuld war an ihnen, sie waren nicht ausgewichen, oder zu langsam und ungeschickt.

Manche dieser Geschöpfe verloren vor Schreck den Kopf, rannten mitten in die Gefahr hinein, und das eherne Rad des Geschickes rollte über sie dahin. Man hat die Radfahrer verpflichtet, rechtzeitig das Signal zu geben, aber das Gesetz hat die Tauben nicht streng genug verhalten, zu hören. Diese Eigensinnigen lassen sich lieber über den Haufen rennen, als dass sie das Signal beachteten! Was kann der arme Radfahrer dafür, wenn Passanten schwerhörig sind! Und was kann er dafür, wenn im Straßenlärm sein bescheidenes Klingeln nicht aufkommt! Da soll man doch lieber den lästigen Straßenlärm abschaffen oder den Fußgehern andere Wege bauen, wenn ihnen der moderne öffentliche Radverkehr zu gefährlich dünkt! — Bei Spital am Semmering geschah es vor kurzem, dass ein Radfahrer einen Pintscher niederschoss, der ihm unters Rad laufen wollte. Zwei Frauen mit einigen Kindern, die in Begleitung ihres Hündleins arglos des Weges gegangen, begehrten lebhaft auf, da feuerte der heldenhafte Radritter auch nach ihnen einen Schuss ab und sauste mit wilden Schimpfworten davon. Man hat bemerkt, dass die Radfahrer so manchmal von Landbewohnern und auch anderen „attaquiert" wurden. Ich entschuldige das nicht, aber ich begreife es. Da mag auch ein psychisches Moment dabei sein, das bisher nicht beachtet wurde. Ich gehe gewiss gern ruhig meiner Wege und weiche bereitwillig jedem Fußgänger aus, geschweige jedem Wagen und Radfahrer. Und doch ist es mir bei solchen manchmal schon ums Zuschlagen gewesen. Der Schreck! Da macht man harmlos seinen Erholungsspaziergang, und ganz plötzlich huscht in nächster Nähe lautlos so ein Gespenst vorüber, den Rock streifend. Der Schreck zuckt einem durch die Nerven, unwillkürlich hebt sich der Arm wie zu einer Gegenwehr und wahrlich nicht milde ist das Wort, das man dem vorbeifliegenden Fremdling zuruft: „Warum kein Signal! Fort aus dem Fußweg!" Und wenn der Herr im Gefühle seiner fliegenden Sicherheit noch rohe, oder höhnische Bemerkungen zurückschleudert, anstatt sich zu entschuldigen, so sind im Augenblick alle Anlässe zu einer Schlägerei gegeben, bis auf den einen, allerdings wichtigsten, dass man den Kerl nicht erwischt. Eines Tages sah ich, wie so ein aufs Rad geflochtener Bursche einen alten Mann niederstieß, dass dieser sein weißes Haupt an einen Stein schlug und liegen blieb. Der Radler spannte alle Kräfte an, um rasch dem Schauplatz zu entkommen, aber indem er zurückschaute, ob er nicht verfolgt würde, benützte das tückische Rad den freien Moment, um ihn in den Straßengraben zu werfen. Solange er oben gesessen, hatte er noch höhnisch gegrinst, als er sich nun aber von mehreren Bauern umgeben in der Wasserlache liegen sah, wurde er überaus demüthig und fand es nun ganz selbstverständlich, dass er sich um den alten Mann kümmere und den Unfall nach Möglichkeit entschädige. Eine so prompte Nemesis kommt aber selten vor. Beim Fußgeher ist es der plötzliche Schreck, der aufregt, beim Radfahrer das Gefühl der Fluchtsicherheit, das ihn keck und grob macht, und so sind die Conflicte erklärlich genug.

Das Radfahren, sei es nun zu praktischen Zwecken oder zur Erholung, ist eine schöne Sache, und der „Heimgarten" hat mehrmals seine Freude darüber geäußert. Aber das Radfahren steht heute in Gefahr, vom Sport zutode gesündigt zu werden. Der Sport hat die edelsten Dinge in Misscredit gebracht, das Reiten, das Jagen wilder Thiere, das Bergsteigen u. s. w., er wird's auch mit dem Radfahren zuwege bringen. Es ist der Fernhunger schon lächerlich genug, die Gier, die möglichst größten Entfernungen in möglichst kurzer Zeit zu durchschneiden ohne weiteren Zweck. Und die Sucht jedes einzelnen, in dieser windigen Leistung es dem anderen zuvorzuthun, ohne dass dabei das geringste brauchbare Resultat herauskommt, ist geradezu komisch. Ich will hier nicht jenen Wettstreit angreifen, der eine Sache ausbildet, eine Erfindung vervollkommt und der gerade auch das Zweirad rasch zur großen Vollendung gebracht hat. Doch gar so viele unserer fernhungerigen Luftschnapper

führen ihre, wenn auch nicht gerade halsbrecherischen, so doch lungenlähmenden Touren nur darum aus, um sich dann prahlen zu können. Und auf diesem Triumphzug sind sie imstande, alles zu zermalmen, was ihnen zufällig in den Weg läuft oder ruhig auf dem Wege dahinschreitet.

Soviel manche versuchte Radfahrer-Rechtfertigung errathen läßt, bilden sich diese Reiter ein, mindestens so viel, oder sogar ein wenig mehr Anrecht an der Straße zu haben, als andere. Dem entgegen besteht eine ganz schüchterne Meinung, als wäre es doch vielleicht gerade ein bisschen umgekehrt der Fall, als wären die Radfahrer auf unseren Straßen bislang fast noch mehr Gast als Hausherr. Sie werden sich allerdings das Heimatsrecht auf den öffentlichen Wegen sehr bald vollends erworben haben, und ich gönne es ihnen von Herzen. Indes, wenn heute thatsächlich noch das Sichbequemen als Gast am Platze ist, die Rücksicht auf andere wird zu allen Zeiten auch vom Radfahrer verlangt werden dürfen. Der Radfahrer als Mitbürger der Straße wird sich anpassen müssen. Er wird seinen Antheil an der Straße nicht missbrauchen. Er wird unter allen Umständen das rechtzeitige Signal geben, aber das wird noch nicht genug sein. Wer taub ist, hat nicht die Pflicht, das Signal zu hören, und wer es hört, hat auf seinem Bürgersteige erst noch immer nicht die Pflicht, auszuweichen. Wem darum zu thun ist, rasch weiter zu kommen, andere zu überflügeln, der muss sich schon aufs Lavieren verlegen; mit dem Anrempeln und Niederstoßen kann man wohl auch an ein Ziel kommen, aber nicht gerade ans gewünschte.

Die Erscheinung des Radfahrers ist unserer Generation ohnehin noch unheimlich, ich hörte sie öfter als einmal das Gespenst der Straße nennen. Wenn auch noch die Unzukömmlichkeiten und Rücksichtslosigkeiten dazukommen, wenn mancher ungezogene Junge auf dem Rad seiner brutalen Laune nach Herzenslust freien Lauf lassen zu dürfen glaubt — dann wird er sich sehr schwer die Sympathie der Bevölkerung erwerben, auf die er doch schließlich mehr oder weniger angewiesen ist. — Nun, das wird besser werden. Gegenwärtig ist die Radfahrerei noch in ihren Flegeljahren. Die Radfahrervereine werden ihre Mitglieder erziehen, ihre Bestrebungen adeln, den Mitmenschen anpassen, und die nächsten Geschlechter werden überzeugt sein, dass das Radfahren kein windiger Sport ist, sondern eine herrliche Erfindung voll des Nützlichen und Angenehmen.

Aber nicht durch Sportdummheiten oder Flegelhaftigkeiten verderben! Es wäre zu schade! R.

Vom Luxus der Reichen.

Im Werke: „Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen“ (aus dem Englischen des John Ruskin, übersetzt von Jakob Feis) lesen wir Folgendes:

Man nimmt gewöhnlich an, es sei zum Vortheil einer Nation, Bedürfnisse zu erfinden. Aber es ist Thatsache, dass der wahre Vortheil darin besteht, sie zu vermindern — mit so wenig Bedürfnissen als möglich zu leben.

Dies sollte in der Lebensführung eines jeden Reichen die erste Aufgabe sein. „Mein Herr“, sollte frühzeitig sein Lehrer zu ihm sagen, „Sie nehmen einen Platz in der Gesellschaft ein — es mag Ihr Unglück sein, doch müssen Sie sich der Prüfung unterwerfen, dass Sie wahrscheinlich Ihr ganzes Leben lang von der Arbeit anderer unterhalten werden. Sie müssen für niemanden Schuhe machen, aber jemand wird für Sie viele machen müssen. Sie müssen für niemand graben, aber jemand wird für Sie an jedem heißen Sommertag graben müssen. Sie müssen keine Häuser bauen und keine Kleider machen, aber manche schwielige Hand wird Lehm kneten und mancher Ellbogen wird sich beim Nähen krümmen müssen, um Ihren Körper warm zu halten und ihn zu verschönern. Denken Sie allzeit daran, was auch Sie

und Ihre Leistungen wert sein mögen. Nicht nur, dass Sie diese Leute beschäftigen, Sie treten auch auf sie. Es muss sein; Sie haben Ihre Stellung und jene Leute ihre; aber seien Sie behutsam, dass Sie auf sie so leicht als möglich und auf nur so wenige als möglich treten. Nahrung, Kleidung und Behausung, deren Sie zur Gesundheit und zum Frieden rechtlich bedürfen, mögen Sie sich getrost nehmen. Lassen Sie sich angelegen sein, dass Sie das Schlichteste, dessen Sie sich bedienen können, nehmen — dass Sie nichts verschwenden oder nichts aus Eitelkeit tragen — und dass Sie niemanden, der Sie mit nutzlosem Luxus versieht, beschäftigen."

Dies ist die erste christliche oder menschliche Wirtschaftslehre; und glaube mir, mein Freund, es ist eine gesunde Lehre, die Geister des Himmels und der Erde würden bei einer Abstimmung ihre Stimmen nicht vorenthalten, welche Ansichten auch die Manchester-Schule oder irgend eine andere hinsichtlich „Angebot und Nachfrage" hegen mag. Frage nach dem, was du verdienst, und man wird — zu deinem Heil — es dir anbieten. Frage nach dem, was du nicht verdienst, und man wird dir etwas anbieten, wonach du nicht fragtest und was du, wie die Natur wahrnimmt, — ganz und gar gegen dein Heil — verdienst. Dies ist das Gesetz deines Daseins, und wenn du es nicht zum Gesetz deines Willens machst, um genau so viel schlimmer für dich und alle, die von dir abhängen.

Doch merke, dieses Gesetz verbietet keinen Luxus, der in seiner Herstellung die Menschen nicht erniedrigt. Paul Veronese mag, wenn du willst, deine Decke für dich malen oder Benvenuto Gefäße für dich machen. Aber du darfst keine hundert Taucher beschäftigen, um Perlen zur Übernähung deiner Ärmel zu finden. Und je nachdem du den Unterschied zwischen diesen zwei Dienstleistungen einsiehst, ergibt es sich, ob du ein gebildeter Mensch oder ein Barbar bist. Wenn du Sclaven hältst, um dich mit Kleidern zu versehen — deinen Wanst zu füllen — deiner Trägheit oder deinem Stolze zu fröhnen — dann bist du ein Barbar. Wenn du Dienstleute hältst, um deren Wohl du es dir angelegen sein läst, die dich mit dem versehen, dessen du wirklich bedarfst — dann bist du ein civilisierter Mensch — ein Mensch, der Anspruch erheben kann auf bürgerliche Rechte.

Allerunterthänigste Kriecherei.

In dem Jahresbericht eines österreichischen Gymnasiums wird über einen Besuch des Directors beim Erzherzog berichtet. Wir wenden uns mit der Frage an die Lehrer der deutschen Sprache, ob der dabei angewandte Stil der Jugend als Muster empfohlen werden kann. Der Bericht lautet:

„Am 28. September 1894 wurde der Director von seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Karl Ludwig Allerhuldvollst zur Audienz zugelassen, um den unterthänigsten und ehrerbietigsten Dank für die Allergnädigste Entgegennahme des X. Gymnasialjahresberichtes gehorsamst zu unterbreiten. Seine kaiserliche und königliche Hoheit geruhten den ehrfurchtsvollsten Dank in gnädigster Weise entgegenzunehmen, den Director eingehend über die Entwickelung und alle Verhältnisse der Schule huldvollst zu befragen und zu dem dermalen erreichten Zustande des Gymnasiums zu beglückwünschen und endlich Höchstseinen gelegentlichen gnädigsten Besuch der Lehranstalt huldreichst in Aussicht zu stellen. Am Ende der über eine Viertelstunde währenden Audienz geruhten Seine kaiserliche und königliche Hoheit dem Director gnädigst die Hand zu reichen und die huldvollste Versicherung Höchstseiner weitern wohlwollenden Gewogenheit auszusprechen."

Ein Mann, der sich so tief neigt, dass der Hintere höher steht als der Kopf, mag gleich seine Arme als — Vorderfüße verwenden. R.

Bücher.

Gestalten des Glaubens. Von Adalbert Svoboda. (Leipzig. L. G. Naumann. 1896.)

Wenn dieses groß angelegte Werk, wovon soeben der erste Band erschienen ist, „Geschichte der Religionen" sich betitelte, so würde der Titel viel und beziehungsweise Richtiges sagen. Aber er würde immer noch nicht sagen, dass es das Lebenswerk eines originellen Denkers ist, eines Denkers, der, frei von hergebrachten Vorurtheilen, kühn und stark seine einsamen Wege geht. Es kommt bei philosophischen Werken ja nicht darauf an, dass man stets mit allen ihren Theilen einverstanden sei, sondern vielmehr darauf, dass sie neue Gedankenbahnen eröffnen und uns Erlösung suchen lehren in der Erkenntnis und in der werkthätigen Liebe. Auch Svobodas Buch ist eine solche Gedankenbahn, voll Anregungen und Schönheiten. Es ist ein Vergnügen, darin zu lesen. Der Stil, ob er nun in ruhigem Ernst einherschreitet, oder in heiterem Humor, in scharfem Sarkasmus sich spielt, oder in den herben Ton der Entrüstung ausbricht — er ist klar, fein, und bisweilen von sprachgewaltigster Wirkung. Der Inhalt handelt von den Glaubensgestalten der Völker, ihren poetischen Werken und ihren religiösen Irrthümern. Die Capitel „Wie Mythen entstehen", „Thiere in der Geschichte des Glaubens", „Der Erlösungsgedanke", „Warum an Paradiese geglaubt wird", „Götter sollen helfen und nützen", „Wie die Theologie rechnet", „Himmelsleute in Charaktermasken" sind glänzende Essays für sich. Welch eine Fülle von überraschenden Gedanken und Beispielen aus allen Zeiten und Ländern! Trotz der großen Gelehrsamkeit, die im Werke sich offenbart, sind die „Gestalten des Glaubens" nicht die Schrift eines Buchgelehrten, dafür ist das Werk zu persönlich gehalten, ein heißes Herz wogt durch seine Blätter. Wie es einerseits erbarmungslos manches zerstört, worauf arme Seelen ihre Seligkeit gebaut, so ist es andererseits ein hohes Lied des Wohlwollens und der Liebe zu allen Wesen. In diesem Sinne ist es — der Verfasser möge verzeihen — ein gottinniges Werk. Wenn es Menschen gibt, die den Inbegriff alles Guten, Großen und Vollkommenen der Bequemlichkeit wegen in das Wort „Gott" zusammenfassen, diesen Begriff aus Sinnlichkeitsbedürfnis in eine Gestalt bringen und diese Gestalt dann mit der Essenz ihres eigenen Wesens beseelen, so stehen solche Menschen thatsächlich dem vergeistigten und schönheitsgläubigen Gemüthe des Verfassers der „Gestalten des Glaubens" sehr nahe. Dieser Hochdenker weiß selbst am besten, dass die meisten Menschen von Natur aus nicht wissenschaftlich, sondern vielmehr künstlerisch veranlagt sind, daher nicht abstrakt denken können, sondern für ihren Gebrauch die Begriffe erst in Gestalten übersetzen müssen. Und schließlich, sei es ein leidenschaftliches Glauben oder ein leidenschaftliches Zweifeln, es kommt auf eins hinaus, es ist Sehnsucht nach dem Wahren und Guten. Ich glaube an Gott und freue mich, dass er Atheisten erschaffen hat, die im Grunde so tiefreligiös und edel sind, als der Verfasser der „Gestalten des Glaubens" es ist.

Das vornehme, schön ausgestattete Buch weiht der Verfasser dem Andenken seiner verstorbenen Frau, die er am Eingange des Werkes in schlichter, inniger Weise grüßt. R.

Zum Zeitvertreib. Roman von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. Ludwig Staackmann. 1897.)

Von Spielhagen sagt man manchmal, dass er zu den „schablonenhaften" Schriftstellern gehöre. So heißt's nach dreißig Jahren von jedem, der Schule gemacht. Übrigens kenne ich ja nichts schablonenhafteres als das Leben, die Wirklichkeit — als die Gesellschaft, aus der dieser starke Erzähler gewöhnlich seine Stoffe nimmt. Die sogenannte „gute Gesellschaft" kommt in diesem Roman allerdings wieder einmal schlecht weg. Der Mittelpunkt des famosen Kreises ist eine Kokette, wie sie vielleicht besser, feiner nie geschildert worden ist. Diese aristokratische Salondame, die sich in ihrer Ehe grenzenlos langweilt und es versteht, zum Zeitvertreib einen Gymnasialprofessor seiner Familie zu entfremden und an sich zu locken. Als ihr auch dieses Spiel mit einem leidenschaftlichen Herzen langweilig wird, will sie den Professor hochmüthig von sich schieben; mittlerweile hat ihr Gemahl davon Wind bekommen. Natürlich Duell, bei dem der Professor fällt — als Opfer einer Salondirne.

Der Held des Romans, Gymnasialprofessor Albrecht Winter, dünkt mich weniger aus dem Leben, als aus der Phantasie des idealistischen Dichters zu stammen. Man begreift nicht, wie der Mensch diesem Weibe nachlaufen kann: er verläßt Weib und Kind, Pflicht und Beruf, läuft der Kokette nach und weiß nicht warum. Denn elementare sinnliche Leidenschaft, sie ist nicht vorhanden. Sein Liebeszustand ist ein durchaus krankhafter, dem Leser ist die Sache

nicht recht begreiflich, und er findet keine richtige Theilnahme für den Mann, der gegebenen Falles so ganz und gar keiner ist. Umso sympathischer ist uns sein Weib, die Frau Professorin — in ihrer Tüchtigkeit, Hausbackenheit und phrasenloser Treue, das gerade Gegentheil der Verführerin. Auch die Charakterzeichnung anderer Personen, die mehr oder weniger in die Haupthandlung eingreifen, sind in wenigen Strichen klar und plastisch gezeichnet, das schale Leben der Geld- und Geburtsaristokratie ist mit entzückender Ironie dargestellt. Das größte Interesse concentriert sich auf die aristokratische Kokette. Aber der Schluss? — Nachdem diese Schlange einen Menschen in den Tod gehetzt, eine Familie zerstört hat, nachdem die Witwe des Ermordeten den grauenhaften Fluch auf sie geschleudert, kniet sie vor das Sofa hin und — weint. Sollen das Reuethränen sein? Nein, dafür ist dieser Charakter zu meisterhaft geschildert worden, als dass man zum Schluss an die Thränen glauben könnte. Und doch ist eine erschütternde Wahrheit in dieser Thräne. — Spielhagens neuester Roman wird das größte Interesse erwecken. R.

Ludwig Anzengrubers gesammelte Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in sechzig Lieferungen, alle vierzehn Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Anzengruber hat sich durch seine Werke für alle Zeiten einen hervorragenden Platz unter den deutschen Dichtern gesichert, und seine Schriften verdienen es mit in erster Reihe, die weiteste Verbreitung in allen Kreisen zu finden. Er ist ebenso groß als Erzähler wie als Bühnerdichter, seine Bilder aus dem Volksleben sind volle Wahrheit in markiger Ausführung — Erzeugnisse eines echten künstlerischen Realismus, die gleichzeitig zu Kopf und Herz sprechen, mögen sie als Volksstücke wie „Der Pfarrer von Kirchfeld“, „Der Meineidbauer“, „Der G'wissenswurm“, „Das vierte Gebot“ ausgeführt sein, oder uns als Romane und Erzählungen wie „Der Sternsteinhof“, „Der Schandfleck“ und die prächtigen „Dorfgänge“ und „Kalendergeschichten“ dargeboten werden.

So erwirbt sich die Verlagshandlung wieder einmal ein wahres Verdienst um die Verbreitung guter Literatur, wenn sie Anzengrubers Werke durch eine wohlfeile und bequem zu beziehende Lieferungs-Ausgabe den weitesten Kreisen zugänglich macht. V.

Bozener Märchen und Mären von Hans Hoffmann. (Leipzig. G. A. Liebeskind. 1896.)

Nicht leicht gibt es etwas Anmuthigeres, als diese Märchen. Und nicht sobald etwas Genialeres. In der Formkunst Gottfried Keller in der Phantasiekraft Hoffmann der andere, der Ernst Theodor Amadeus, in der Erfindung und dem Gehalte — er selbst — der Verfasser Hans Hoffmann. Das Weinmärchen „Wasser“. Welch ein herzübersprudelnder Humor! Ein junger Ehemann macht zu Bozen die Bekanntschaft mit Walther von der Vogelweide, der mit ihm über Heinrich Heine plaudert, dann von seinem Postamente herabsteigt, ihn in die Zauberkeller des Rosengartens führt, zu Laurins Schätzen, um dort die Urwurzel aller deutschen Heldensage zu finden, den Trunk. Die Heldenkämpfe der Deutschen bedeuten nichts anderes, als den ewigen Riesenkampf dieser Nation mit dem — Durste! Endlich führt Walther seinen im Weine lüstern gewordenen Schützling zum schönsten Weibe der Erde, als welches der junge Ehemann, wieder nüchtern geworden, das seine erkennt. Damit ist der Inhalt des Märchens noch lange nicht erschöpft. Der Leser möge ihn nur selber auskosten, er ist süß, wie Magdalenerer, und er berauscht wie dieser. Und die Empfindung des Rauschtaumels ist wohl auch nie besser geschildert worden, als in dem Weinmärchen „Wasser“. Von deutscher Gemüthstiefe und ethischer Größe ist das Märchen „Der Irrtrank“, in welchem die Liebe eines Werbers dadurch erprobt wird, dass ihm die schöne Geliebte in ihrer zukünftigen Gestalt — als alte Frau erscheint. Die Mär „Todtenhochzeit“ schildert das Versäumen eines Lebensglückes und den Humor des Verzweifelnden in genialbizarrer Weise. Die „Leiden des jungen Plattners“ sind ein fein humoristisches Gegenbild zu den „Leiden des jungen Werthers“. Die Krone der Sammlung ist das Märchen „Die heilige Kümmernis“. Ein junges Mädchen, dessen große Schönheit nachgerade eine Kalamität zu werden beginnt, weil sie allen den Kopf verdreht, das Mädchen selbst aber hochmüthig zu machen droht. Nun legt sich die Mutter Gottes ins Mittel und will das Mädchen auf dessen Bitte hässlich machen. Aber sie kann's nicht, alles, woran die Mutter Gottes Hand anlegt, wird nur noch schöner. Aber die Demuth und die Reinheit erwirkt sie dem Mädchen, und so wandelt dieses fortan wie eine körperlose Selige durch den Rest des Lebens.

Auf mich, der ich sonst kein Freund moderner Märchendichtung bin, haben diese Märchen nahezu wie eine Offenbarung gewirkt. R.

Psyche. Neue Gedichte von Sophie von Khuenberg. (Hamburg. Konrad Kloß. 1897.)

Dem Leser des Büchleins fällt vor allem ein: diese Dichterin ist zu wenig bekannt! Wäre noch jenes Interesse wach, welches der Lyrik, dieser innersten Seele der Dichtung,

gebürte, Sophie von Khuenberg müsste heute als eine der allerersten Vertreterinnen derselben in deutschen Landen gelten. Wem stehen für Glück und Leid solche Töne zu Gebote! Diese Poesien sind nicht bloß empfunden — denn tief und poetisch empfinden, das kann bald wer — sie sind gestaltet mit jener Kunst und Meisterschaft, die den Poeten erst — zum Dichter macht. Die Lieder über Liebe, Familien- und Mutterglück singen das in schöner, krystallener Klarheit, was die Dichterin und wir anderen empfinden. Nichts Neues wird da hineingetragen ins Menschenherz, aber das ewige Schicksal, wie es uns jeder Tag zur Lust oder zur Verdammnis waltet, die gottbegnadete Sängerin hebt es zur erlösenden Verklärung. „Es lügt das Elend, und das Glück spricht wahr!" Mit diesem schönen Rufe bekennt sich die Dichterin jauchzend zu den hochgemuthen Glückgläubigen. — Gleichgestimmte Menschen mögen die Sammlung nur erst lesen, um mit mir gleicher Meinung zu sein. R.

Mutter. Eine Erzählung von G. von Berlepsch. (Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing.)

Dieses schöne Buch hier, das die Verfasserin so bescheiden eine Erzählung nennt, steht in seiner künstlerischen Bedeutung über so manchem ein- oder mehrbändigen Roman. Denn nicht auf den Umfang, nicht auf die Breitspurigkeit der Darstellung, auch nicht auf die Masse des gebotenen Stoffes kommt es zunächst an, sondern einzig darauf, ob sein Inhalt bedeutend, wahr und echt menschlich empfunden ist und ob uns dieser Inhalt in fesselnder und klarer Form geboten wird.

Goswina von Berlepsch, die Tochter des bekannten Alpenschriftstellers, und die Schwester des bewährten Münchener Malers, hat schon so manche reizvolle Erzählung geschrieben. Aber das Beste, das wir von ihr gelesen haben, ist diese einfache und eben deshalb so ergreifende, stille Tragödie einer Mutter. Diese Mutter, die ihr ganzes Selbst dem Wohle des einzigen Sohnes unterordnet, die nur in ihm und für ihn lebt, sie muss es dann, nach ungezählten Liebesopfern, die sie ihm gebracht, erleben, dass der Sohn, der sich aus den kleinlichen Verhältnissen zu einer geachteten Lebensstellung emporgerungen und eine reiche, verwöhnte, freidenkende Frau heimführt, sich der Heimat, der philiströsen Lebensgewohnheiten seiner einfachen Mutter und seiner edlen Schwester schämt, dass er sie fernzuhalten sucht von seinem vornehmen Haushalt, in welchem ihre schlichte Einfalt nur unliebsam auffallen könnte. Und als ihm ein Sohn geboren wird, da verschweigt er der Harrenden, die in Vorbereitungen für das zu erwartende Tauffest schwelgt, den Tag der Taufe. Die arme alte Frau erleidet einen kleinen Schlaganfall und geht allmählich an den Folgen dieser fortgesetzten, stillen Kränkung zugrunde. Spät, sehr spät, als sein eigenes Kind ihm stirbt, da taucht erst das Bewusstsein seiner untilgbaren Schuld voll und ganz in ihm auf. Mit einem schönen Mollaccord schließt das seelenvolle Buch, das, wie nicht bald ein anderes, mich ergriffen und zu Thränen gerührt hat.

An dieser Erzählung ist nichts „Mache", sondern alles unmittelbar aus dem Herzen heraus empfunden, dem Leben abgelauscht und mit aller Feinheit eines vornehmen Geistes geschildert.

Es ist eines jener seltenen Bücher, die man mit dem Gedanken aus der Hand legt: Das möcht' ich geschrieben haben! S. v. K.

Der Gotthard. Von Karl Spitteler.) (Frauenfeld. J. Huber. 1897.)

Der Gotthardreisende — ob er nun mit Eisenbahn, zu Wagen fährt oder zu Fuße geht, könnte keinen besseren Gesellschafter finden, als dieses Buch. Es führt und erläutert nicht im Ciceronestil Bädekers, es plaudert in der Art eines geistvollen Mannes, der die Strecken aus persönlicher Erfahrung genau kennt, über alle Eigenthümlichkeiten von Land und Leuten Bescheid weiß, der das Klima so gut wie die Lichteffecte, das Wetter so gut wie die Geschichte berücksichtigt, der noch dazu eine Menge neuer Standpunkte aufstellt, und alles mit dem liebenswürdigsten Humor. Ich habe das Werk daheim in meiner Stube gelesen und auf der beiliegenden Karte die Reise gemacht — mit großem Genuss, habe gehört und geschaut, und mir ist nun, als hätte ich die Reise durch und über den Gotthard wirklich gemacht, den wichtigsten Pass der Alpen überschritten von Luzern bis zum Lago maggiore, von Nord- nach Südeuropa. R.

Sachsenspiegel. Altes und Neues aus dem Sachsenlande in Geschichten und Lebensbildern. Ein Volksbuch von Franz Blankmeister. (Dresden. Franz Sturm & Comp. 1897.)

Ich glaube, für ein Volksbuch gibt es kaum eine bessere Empfehlung, als wenn man von ihm sagen kann, es erinnere an Peter Hebels Schatzkästlein. Auch bei diesem Buche trifft das zu, besonders was die Art des Erzählens und die Tendenz angeht. Wären nur auch die Stoffe der einzelnen Erzählungen von der Erfindungsgabe eines Josef Wichner. Übrigens sind es dem Eindrucke nach fast lauter wahre Geschichten aus dem Leben, und der sächsischen Historien — der Tendenz nach für junge Leser und das schlichte Landvolk anzurathen. M.

Frauenrechte — Frauenpflichten. Von Frau Isa v. d. Lütt. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Während bisher immer nur für die Frauen gefordert und von Frauenrechten gesprochen wurde, taucht hier eine ganz andere Anschauung auf. Es heißt hier: Rechte erstehen nur aus Pflichten. So stellt die Verfasserin in wirklich großem, freiem Denken eine Reihe socialer Pflichten der Frau auf, eine Art „Wehrpflicht" — aber nicht „in Höschen und Hut"! Ihre Aufstellungen entspringen einem so warmen und nach Gerechtigkeit strebenden Gefühl, sind so durchdrungen von der schönsten Frauenzierde, dem Mitleid, dass die logische Schärfe, mit der alle bisher erhobenen Forderungen zurückgewiesen oder als gerecht begründet und mit der Aufstellung von Frauenpflichten ausgeglichen werden, fast überraschend wirkt. Der beißende Spott, der hin und wieder gegen die „Herren Männer" durchdringt, die witzigen Auslassungen gegen die in Typen und Classen getheilten weiblichen und männlichen Gegner billiger Forderungen, das rücksichtslose Wahrheitsstreben, mit der die Schuld der Frau am eigenen Elend, ja deren Antheil am socialen, am Socialdemokratismus, hingestellt sind, machen das Schriftchen selbst für die der Sache gleichgiltig Gegenüberstehenden zu einem des Interesses werten. V.

Erlebtes und Erdachtes. Von J. v. Brun(-Barnow).

In ihrer neuesten Gabe bringt die Erzählerin zwei Novellen: „Wenn der Frühling auf die Berge steigt" und „Strandgut", die namentlich bei der Damenwelt großen Beifall finden werden und sich auch besonders zur Lectüre für junge Mädchen eignen. Die Heldinnen beider Erzählungen sind junge Mädchen, die eine entführt uns zu einer fröhlichen Schweizer Reise in der uns Land und Leute im Rahmen einer launigen Handlung lebhaft geschildert werden. Die andere führt uns an das Meer, auf eine der fashionabeln Nordseeinseln, zu der sie als „Strandgut" gelangt ist. — Als Gemeindekind wächst die heimatlose Waise dort auf zu einer herrlichen Mädchenblüte. In der Sehnsucht nach Elternliebe aber siecht sie dahin, bis ein wechselreiches Geschick sie einer glücklichen und glänzenden Zukunft entgegenführt. V.

Ich, der Träumer. Von Ernst Altkirch. (Berlin. Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1896).

Solche Geschichten schießen jetzt wie Pilze aus dem schlammigen Boden des Schriftthums. Für die einen sind sie giftig, für die Anderen nahrhaft. Märchenartiges vermengt mit naturalistischen Bordellscenen. Erotik wird gedichtet und gepredigt, mit einem wahren Missionseifer, als gälte es, das drohende Aussterben der Menschheit zu verhindern. Ich glaube, so gar groß wäre diese Gefahr bis lange noch nicht, aber das ist wahr — gelesen werden solche Büchlein gerne. Freiherr von Liliencron, der Altkirchs Werkchen mit einem Vorworte versieht, deutet den tieferen Sinn der Novelle „Meine Phantasia": der Kampf des Ideals mit der Sinnlichkeit, Schlussaccord: gerettet! Das zweite Bildchen: „Susanna im Bade", hat viel Symbolik in dem mürrischen Tugendwächter, dem täppischen, philiströsen Stier. Mir am besten gefällt die frische fröhliche Einleitung „Ich". M.

Ungedrucktes aus dem Goethe-Kreise von Dr. Gustav Ad. Müller. (München. Seitz & Schauer. 1896.)

Für Freunde Goethes und seiner literarischen Zeitgenossen ein interessantes Buch. Es enthält Briefe, beziehungsweise Facsimiles von Goethe, Karl August, Zacharias Werner, Johanna Schopenhauer, Eckermann, J. G. und Fr. Jacobi, Lavater, Vulpius und andere. V.

Hübners geographisch-statistische Tabellen. (Ausgabe 1896. Frankfurt a. M. Heinrich Keller.)

So ist es schier unglaublich, was für eine Unsumme von Daten in den schmalen, dreiundneunzig Seiten dieses Büchleins steckt: Das ist nur möglich durch eine in vielen Auflagen erprobte und immer wieder mit Sorgfalt verbesserte Eintheilung des überreichen Materials. Dabei ist das Ganze so übersichtlich, trotz der vielen Ziffern und Abbreviaturen alles so auf den ersten Blick verständlich, dass man sich mit Vergnügen der „Tabellen" bedient, um sich in einer ganzen Reihe von Fragen daraus Belehrung zu holen. — Die Einleitung gibt Erläuterungen und zieht, indem es einzelne wichtige Zahlengruppierungen sprechen macht, manche interessante Consequenzen.

Ein besonderes Interesse erhält der neue Jahrgang dadurch, dass in demselben bereits die Ergebnisse der Volkszählung im Deutschen Reiche vom 2. December 1895 eingestellt sind. V.

Büchereinlauf.

Martin Greifs gesammelte Werke in drei Bänden. Dritter Band. (Leipzig. K. F. Amelangs Verlag. 1896.)

Ausklang. Zwei Novellen von Otto von Leitgeb. (Leipzig. H. Haessel. 1896.)

Kindergeschichten von Paul Victor. (Berlin. Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1896.)

Die Waisenknaben Erzählung von Peter Rümly. (Berlin. A. Frantz.)

Heinrich von Brabant, das Kind von Hessen. Historische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert von H. Brand. (Stuttgart. Paul Neff.)

Germanias Sagenborn. Mären und Sagen für das deutsche Haus von E. Engelmann. Mit vielen Bildern. (Stuttgart. Paul Neff.)

Vom Bayerwalde. Fünf culturgeschichtliche Erzählungen von Karl von Reinhardstöttner. (Regensburg. W. Wunderling. 1897.)

Allgemeine National-Bibliothek. (Wien. C. Daberkow.)

Sylvanus. Eine Novelle aus den Abruzzen des Domenico Ciampoli. Deutsch von Robert Hamerling.

Die Nibelungen. Ein deutsches Trauerspiel von Friedrich Hebbel.

Zwei Novellen von Ferdinand Kürnberger.

Geheime Kunst. Lustspiel in einem Aufzug von Theodor Pollmann. (Cleve. 1896.)

Des Herzogs Tod. Lustspiel in einem Act von Albert Mozer. (Karlsruhe. Braun'sche Hofbuchhandlung.)

Huttens erste Tage. Schauspiel von Julius Riffert. (Leipzig. Walther Fiedler. 1896.)

Die Nachtviole. Ein Sonnwendsang von Elsa Kolb. (Leipzig. Friedrich Fleischer. 1896.)

Marko Dubrović. Erzählende Dichtung von A. Freiin von Reyer. (Graz. Hans Wagner. 1897.)

Ein Lied von der Menschheit. Hymne von Stephan Milow. (Heidelberg. G. Weiß. 1896.)

Poggfred. Kunterbuntes Epos in zwölf Cantussen von Detlev von Liliencron. (Berlin. Schuster und Loeffler. 1896.)

X-Strahlen. Gedicht von Ottilie Bibus. Des „Tagebuches" bedeutend vermehrte dritte Auflage. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Aus ungleichen Tagen. Neue Gedichte von S. Fritz. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1896.)

Lieder sind wir. Von Hans Probst. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1896.)

Liederbuch für Gesellschafts- und Familienkreise. Volkslieder und volksthümliche Lieder von Rudolf Palme. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Humor und Gefühl. Gedichte in steierischer Mundart von Hans Vischner. (Knittelfeld. J. Ach. 1896.)

Volksdichtungen in oberösterreichischer Mundart von Josef Deutl. (Linz a. d. Donau. E. Mareis.)

Nicht rasten und nicht rosten! Jahrbuch des Scheffelbundes für 1896. Geleitet von Oskar Pach. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1896.)

Über Lesen und Bildung Von Anton Schönbach. Fünfte, stark erweiterte Auflage. (Siebentes bis neuntes Tausend.) Graz. Leuschner & Lubensky. 1897.

Massimo d'Azeglio. Sein Leben und Wirken als Künstler, Patriot und Staatsmann. Von Elfred Lill von Lilienbach. (Graz. Franz Pechel. 1896.)

Siebenbürgen. Eine Darstellung des Landes und der Leute von Rudolf Bergner. (Leipzig. H. Bruckner.)

Österreichisches Post-Stammbuch. Von D. C. M. Schranka. (Wien. Brüder Mändl. 1896.)

Der illustrierte Thierfreund. Praktischer und liebevoller Rathgeber für alle Thierzüchter in deutscher Zunge und solche, die es werden wollen. Reich und gut illustriertes Organ für Bestrebungen des Thierschutzes, der Jagd, sowie für den An- und Verkauf von Haus-, Nutz- und anderen Thieren. Herausgeber: Rudolf Bergner, Graz, Körblergasse 40.

Die Vivisection vom naturwissenschaftlichen, medicinischen und sittlichen Standpunkte aus beurtheilt. Von Prof. Dr. Paul Förster. Zweite Auflage. (Berlin S. Wilhelm Möller.)

Frauenfrage und Socialdemokratie. Von Lily Braun-Gizycki. (Berlin. 1896. Buchhandlung „Vorwärts".)

Wo und wie soll man Wettersäulen bauen? Von Wilh. Lambrecht. (Göttingen. Vandenhoeck. St. Ruprecht.)

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte von Constance von Franken. 4. Auflage. (Leipzig. Max Hesse.)

Katechismus der Tanzkunst von Margitta Roséri. (Leipzig. Max Hesse.)

Grundsätze zur Aneignung einer brauchbaren Handschrift. Für das praktische Leben aufgestellt von Karl Töpfer. (Oldenburg. Schulze'sche Hof-Buchdruckerei.)

Illustrierter österreichischer Volkskalender 1897. Redigiert von F. Arnim. (Moriz Perles. Wien.)

Grazer Schreibkalender für das Gemeinjahr 1897. Mit Illustrationen. Hundertdreizehnter Jahrgang. (Graz. Leykam.)

Deutscher Nationalkalender für das gemeine Jahr 1897. Herausgegeben vom Bunde der Deutschen in Böhmen. (Prag.)

Trewendts Volkskalender für 1897. Dreiundfünfzigster Jahrgang. (Breslau. Eduard Trewendt.)

Kalender für 1897 zum Besten der Anstalt für erwachsene Blinde in St. Petersburg.

Deutsche Mundarten. Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl. Erstes Heft. (Wien. Karl Fromme. 1896.)

Der Eigene. Erscheint zweimal monatlich. (Berlin. Adolf Brands Verlag.)

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte, herausgegeben von Dr. August Sauer. (Wien. K. u. k. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung Karl Fromme.)

Die Opfer der Industrie und der Unfallversicherungs-Anstalten. Eine Darlegung, wie die Arbeiter von den Anstalten benachtheiligt werden, und wie sie sich dagegen wehren können. Von August Chvála. (Wien. 1896. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Deutscher Bühnen-Spielplan 1896. September (Leipzig. Breitkopf und Härtel.)

Postkarten des „Heimgarten".

Dr. J. O., Braunschweig: „Wahrheit über alles"? Gehen Sie doch! Wer hat den Menschen nur den Floh ins Ohr gesetzt, die „Wahrheit" suchen zu müssen, während unsere Natur ein immerwährender Schrei nach dem Glücke ist? Die menschliche Wissenschaft hätte nach meiner Meinung als Weitseherin nur das zu suchen, was unserer materiellen oder seelischen Existenz zu ihrem Gedeihen und Behagen irgendwie nützlich ist, und sie hätte die Pflicht, möglichst im vorhinein alle Erscheinungen und Ideen fernzuhalten, die unserem Wohlbefinden schaden könnten.

J. K., Heilbronn: Lesen Sie Max Haushofers Aufsatz „Die Unzufriedenheit der Culturwelt als Charakterzug des Zeitgeistes" in Westermanns illustrierten deutschen Monatsheften, October 1896. Dieser Artikel, gleich ausgezeichnet an edler Gesinnung wie in der Form, begründet unsere fraglichen Auseinandersetzungen im „Heimgarten" vollkommen.

G. W., Salzburg: Besser können Sie sich über das Volkslied, und wie es gesammelt wird, kaum unterrichten, als wenn Sie in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins den Aufsatz „Über das alpine Volkslied, und wie man es findet" von Dr. Josef Pommer lesen. Dieser sachliche, persönlichen Erfahrungen entstammende Artikel bietet eine Menge neuer Gesichtspunkte und interessanter Einzelnheiten. Auch ein Separatabdruck desselben ist zu haben.

W. A. Wien: Erinnern Sie an eine Bemerkung Chamberlains: In einem der heiligen Bücher der Chinesen lesen wir: „Die Musik bringt die Eintracht unter die Menschen und bewirkt, dass sie einander nicht widersprechen und sich nicht streiten." Dieser weise Spruch bezieht sich wohl speciell auf die Musik der Chinesen; denn bei uns Europäern war die Muse Polyhymnia stets eine Kriegsgöttin. In der Beurtheilung anderer Künste konnten zwei Männer einander widersprechen und dennoch gute Freunde bleiben, aber verschiedene Meinungen über Musik erzeugen platterdings persönliche Todfeindschaft. — Also Vorsicht!

Verehrerin, Hohenelbe: „Martin, der Mann". Der Stoff des genannten Romans ist durchaus tragisch, denn er basiert auf einem Morde, folglich zum Schluss kein Hochzeitsreigen.

L. M., Wien: Sinnig, aber der Gedanke schon zu oft behandelt, auch zu sentimental. Es offenbart sich in der Probe keine Ursprünglichkeit.

W. S., Rudolfz: Bedauern, doch keinen Gebrauch machen zu können. Dem sonst gutgedachten Aufsatz mangelt jenes literarische Gepräge, das für einen allgemeinen Leserkreis nöthig ist. Für eine Fachschrift aber geeignet.

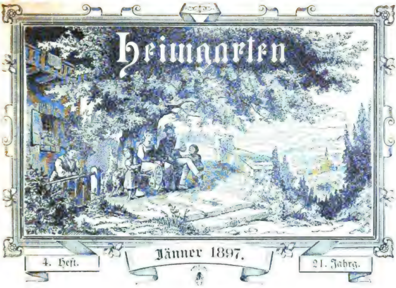
„Sechsjährige Abnehmerin": Die Ruine steht bei Kammern, am Fuße des Reiting; an sie knüpft sich eine hübsche Sage, die wir gelegentlich mittheilen werden.

M. Z., Graz: O wie naiv! Anonyme Briefe lesen wir nicht.

J. H., Bonn: Bewusster Druckfehler im Roman „Das ewige Licht" wird bei dem Druck der demnächst erscheinenden dritten Auflage corrigiert werden.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Der Fischer im Olymp.

Eine Sondergestalt von **Peter Rosegger.**

Dort, wo der Wildgarten des Schlosses an die Landstraße stößt, neben dem Einfahrtsthor, steht eine Steingruppe von Ungehörigkeiten aus der griechischen Mythologie. Die größten Auswüchse der Phantasie sind schon wiederholt durch Steinwürfe weggeschlagen worden, allein der Schlossherr steift sich auf das alte Herkommen und lässt die verwundeten Arme, Beine und Nasen allemal wieder herstellen.

Unter dieser alten weltmunteren Sandsteingruppe nun saß ein Bettelmann. Er saß jahrelang dort, immer nur an sonnigen Tagen, er saß auf dem Sockel, er saß sogar manchmal der einen Göttin auf dem Schoß und lehnte sich rückwärts an den schönen Busen, der allerdings nicht ganz so zart war, als der Künstler ihm mit kundigem Meißel den Anschein gegeben. Der Bettelmann trug stets ein weites blaues Beinkleid und einen gelben Pelzmantel, wie man sie bei ungarischen Schafhirten sieht, ferner hatte er ein grellrothes Tuch um das Haupt gewunden, ähnlich wie die Türken ihren Turban tragen; die Füße hielt der Mann in braune Lappen gewickelt und mit grünen

Digitized by Google

Bändern umwunden. Das Gesicht war nicht fahl und nicht mager, war vielmehr rosig und rundlich und hatte zwei ungleiche Augen. Das eine offen und gutmüthig ausblickend, das andere halb zusammengekniffen mit manchmal zuckenden Wimpern, hinter welchen sich allerlei Schelmerei zu verstecken schien. Zur Zeit, als ich den Mann das erstemal sah, mochte er etwa fünfzig Jahre jung sein. Ja, es war eine Jugend und Frische in ihm, die Straßenbettler, wenn sie thatsächlich ein wenig davon haben, sonst nicht hervorzukehren, vielmehr zu verstecken pflegen.

Da er hoch auf dem Sockel der Götter saß, so hatte er an einer langen Stange ein Binsenkörblein, das er dem Wanderer entgegenhielt, ähnlich wie der Fischer seinen Angelstab niedersenkt. Gab es nichts, so zog er seine Angel ruhig wieder ein, lehnte sich an die Götter und wartete. Witzige Leute nannten ihn den Fischer im Olymp. Ich, der wöchentlich ein paarmal des Weges zu gehen hatte, warf ihm fast allemal einen Pfennig in das Körblein, nicht etwa weil dieser Bettelmann so erbarmungswürdig aussah, als vielmehr weil er stets ein so heiteres Gesicht machte. Manchmal aber, wenn das bartlose Rundgesicht gar zu heiter und aufgeweckt dreinsah, dachte ich: Na, schenk lieber du mir! und gieng zugeknöpft vorüber.

Man wunderte sich, dass dem Manne die Polizei gelassen zusah, allein diese hatte diesmal Humor und meinte, fischen sei nicht betteln und es möge sich erst der beschweren, dem der Fluss gehöre. Der sickernde Fluss der Wanderer aber gehörte Gott dem Herrn, und der lässt alle Fischer und alle Wilderer gewähren. Auch der Schlossherr fand nichts einzuwenden gegen eine Gestalt, die den Eingang in seinen Park so wunderlich schmückte. Er war ein Freund heiterer Gesichter und sagte, ein so glücklich munteres Antlitz gäbe es in seinem ganzen Schlosse nicht. Auch er warf dem Fischer manche kleine Münze in das Binsenkörbchen. Anfangs soll ein hoher Herr mit theilnahmsvoller Geberde mehrmals einen Thaler hineingelegt, damit aber den Bettelmann erzürnt haben. Er lasse sich nichts schenken! sagte der Fischer, zertheilte die große Münze in mehrere kleine und spendete sie den — Armen.

Bei schlechtem Wetter war er nicht vorhanden. Die liebe Sonne genoss er mit den Olympischen gemeinsam, in Sturm und Regen ließ er sie allein stehen mit ihren verrenkten nackten Gliedern. Es fragte auch weiter niemand nach ihm, oder vielmehr, ich horchte nicht danach aus. Mir aber — es ist seltsam genug! Gieng ich auch, wenn er oben saß, fast gleichgiltig vorüber, wenn er nicht oben saß, war mir geradezu bang um ihn. Dem Wege fehlte der Sonnenschein des Bettlerangesichts. Er wird doch nicht krank sein? Wo er nur wohnt? Was ihn doch verhindern mag, dass er heute nicht fischt? Was mag der Mann nur eigentlich früher gewesen sein, ehe er sich in den Olymp versetzte? Man sprach

einmal davon, dass er in der Stadt Häuser besäße; das glaubte ich nicht, denn dann hätte er die Thaler eingesteckt. — Demnächst war er doch wieder da mit seinem gelben Schafspelz und seinem rothen Turban, und kein Engländer kann geduldiger am Bache angeln, als da oben der Bettler auf die kleinen Almosen wartete. Ein paarmal wollte ich ihn ansprechen; in dem Augenblick, als mein Fuß über den Straßengraben stieg, neigte er sich seithin, und sein Gesicht nahm einen unguten Ausdruck an. Da ließ ich ihn einsam sitzen auf seinem Thron und gieng den kümmerlichen Geschäften des Tages nach.

Nun war es eines Tages, dass vor mir ein barfüßiger Handwerksbursch die Straße dahinpatschte und unterwegs in der hohlen Hand mißmuthig die Münzen besah, die er an dem Tage erfochten haben mochte. Eine schien dabei zu sein, die ihm nicht gefiel; war es nun ein schweizerischer Pfennig, der hier zu Lande ungiltig ist, oder war es ein messingener Hosenknopf, der ebenfalls ungiltig ist, ich weiß es nicht. Ich sah nur, wie der Handwerksbursch, als er zur Stelle kam, wo an der Steingruppe der Fischer saß, diesem zwar nichts in das Körblein warf, hingegen aber die Münze in die Luft schleuderte, dem Bettler zu. Der wollte die metallene Mücke abfangen, glitschte dabei aus und fiel in den Straßengraben herab.

Ich eilte hinzu, um ihn aufzuheben, er wartete aber nicht auf mich, erhob sich gelassen und murmelte: „Das härteste Bett wäre es nicht“, (denn es war weicher Lehm und langes Gras im Graben). „Und so kurz, wie die Bauernbetten ist es auch nicht.“ (Denn der Straßengraben war viele Meilen lang.)

„Warum Ihr nur nicht liegen geblieben seid in dem guten Bett!“ sagte ich laut, um eine Anrede zu haben, und machte dabei mein Gesicht lachen, dass er sah, es wäre nicht bös gemeint.

„Warum?“ fragte er entgegen, „weil es noch zu früh ist zum Schlafengehen. Muss ja erst den Gruß und Kuss aufsuchen, den mir der Herr Vagabund zugeworfen hat.“

Und er begann auf dem Boden umherzulugen, rechts und links und vorn und hinten, und das Geldstück war nirgends. Als er wieder hinanstieg zu den Himmlischen, rief er plötzlich: „Aha, jetzt hebt die auch an!“ denn der schweizerische Pfennig lag auf dem Schoß der sitzenden Aphrodite. Dann hub er hell an zu lachen: „Der soll nur liegen bleiben drin, das ist ein Falscher! O Schand und Spott!“

Ich wollte den angeknüpften Verkehr nicht sogleich wieder abgebrochen wissen, daher bat ich den Bettelmann, dass er mir den Schweizerischen schenke.

„Wenn du ihn selber herausnehmen willst!“ antwortete er mit komischer Miene und drückte fast beide Augen zu. „Ich hab' jetzt nicht

16*

Zeit, ich muss lachen. Ich muss lachen über des Vagabunden guten Witz, ha ha ha!"

„Wenn ich auch so herzlich lachen könnt'!" war meine Bemerkung, denn jetzt wollte ich um jeden Preis mit ihm anbinden.

„Kannst nicht?" sagte er und hub an, mit seinen kurzen Fingern unter meinem Kinn herumzukrabbeln, „da muss man dich halt kitzeln — lach, lach, lach!"

Da lachte ich wirklich, sagte aber: „Lasset das. So ein Lachen thut weh."

„Du bist gewiss einer von solchen, denen das Flennen lustiger ist als das Lachen!"

„Wenigstens wäre jenes eher am Platz, als dieses. Wie es zugeht in der Welt."

„Wie geht es denn zu?" fragte er, dieweilen er sich wieder auf seinen Sitz schwang, die Stange mit dem Binsenkörblein zur Hand nahm und über die Straße hinausblickte.

„Ihr seht es doch!" sprach ich, den falschen Pfennig betupfend, „falsch im kleinen, falsch im großen, alles falsch, alles Betrug."

„Mich betrügt keiner", antwortete er, machte die Augen auf und schaute so kühl über mich hinweg, als ob ich Luft wäre.

„Ich wollt' Euch um etwas gebeten haben", so wand ich jetzt ein.

„Gebeten? du bitten? du mich?" Sein Gesicht leuchtete auf wie Werg, an das man mit Zündflämmchen gefahren.

„Ich wollt' Euch gebeten haben um ein Stück Brot."

Nun schaute er mich forschend an. Mein Stadtherrengewand, das keinen Flicken und keinen Riss hatte, wollte ihm nicht recht stimmen zu dieser Bitte. Dass ich eigentlich nur um ein Stück geistigen Brotes bat, um ein warmes Menschenwort, um einen Funken seines heiteren Wesens, er konnte das freilich nicht wissen.

Sein Antlitz war ernst geworden, und völlig gedämpft sagte er: „Wenn du Hunger hast, dann ist's freilich nicht zum Lachen. Auch nicht zum Weinen. Dann ist's zum Essen. Schau! dass du so spät daherkommst! Vor einer Stunde hätte ich noch einen Apfel und eine Traube gehabt. Ich trage mir des Morgens mein Essen allemal im Körblein mit hieher. Jetzt müssen wir was anderes suchen gehen. Aber es ist nicht weit."

„Wohin denn?"

„Nach Hause."

Umso besser, dachte ich. Meine Obliegenheit war an diesem Tage vollzogen, ich hatte Zeit, auf Abenteuer auszugehen. Man kennt ja das, mit diesen Professionsbettlern! In Paris war einer, der dreißig Jahre lang mit verkrüppeltem Leib und in armseligen Lumpen an der Pforte

von Notre Dame saß. Abends nach Hause gekommen, zogen ihm täglich livrierte Diener die Saloneleganz an und dann gieng's mit lustigen Freunden und Freundinnen zur Tafel, bei der man mit Champagner anfieng und aufhörte mit was weiß ich. — Zu Madrid in Spanien soll es sogar eine Actiengesellschaft auf Bettler geben. Die Krüppel, Cretins und Aussätzigen sind Capital und Production zugleich. Sie werden im Volke zusammengekauft, entsprechend auf günstige Plätze vertheilt, der Impresario leitet die Geschäfte, nimmt des Abends die Einnahme in Empfang, und führt sie wohlverbucht an die Hauptcasse ab, während die Bettler in ihren Pensionen standesgemäß verpflegt werden.

Derlei ist mir eingefallen, als ich dem Manne folgte, der, in seinem langen Pelz, über der Achsel die Stange, hastig vor mir hinlief, dem Dorfe zu. Er war viel kleiner, als er auf seinem Stammsitze aussah, seine in Lappen gewickelten Füße huschten lautlos dahin. Den Dorfleuten, die uns, ohne zu grüßen oder gegrüßt zu werden, begegneten, schien er eine gewohnte Erscheinung zu sein, um so verwundeter betrachteten sie mich, der hinter dem gelben Pelz neugierig dreinlief. Durch einen großen Bauernhof gieng der Weg, hinaus in einen Obstgarten, dort zwischen Busch und Baum stand die Klause. Ursprünglich mochte sie als Hüterhaus gedient haben, jetzt war sie die Wohnung meines Götterlieblings. Im Stübchen ein Tisch, ein Stuhl, ein Kasten, ein Ofen, ein schmales kurzes Bett, ein Buch und ein Kerzenleuchter. Durch ein helles Fenster strömte Licht auf diese Herrlichkeiten.

Sogleich öffnete mein Gastherr den Kasten, begann mit schneeweißen Linnen den Tisch zu decken, einen kleinen zierlichen Kübel mit Butter, einen Laib Brot und ein Salzfäßchen herzurichten.

Ich fiel ihm in den Arm: „Nein, mein Lieber, so ist es nicht gemeint. Ihr habt, wie ich sehe, hier die Bibel, und da drin steht's, dass der Mensch nicht allein vom Brote lebt, sondern auch vom Worte. Ihr sollet mir zuerst hübsch verzeihen, dass ich falsch, wie die Welt schon einmal ist, mich an Euch gemacht habe und sollet mir dann etwas sagen."

„Aber essen wirst du doch etwas!" rief er besorgt.

„Ich sehe Euch nämlich schon seit Jahr und Tag an der Straße sitzen und Almosen heischen;" begann ich.

„Da siehst du ganz richtig", antwortete er.

„Und nun möchte ich gerne wissen — nein, es wird doch nicht gehen. Ihr werdet böse sein, — und Euch beleidigen? Nein."

„Du mich beleidigen?!" fragte er mit langgezogenem Tone und blickte mich dabei mitleidig, aber sehr überlegen, mit halbem Auge an. „Du armer Narr!"

„Nun gut. Ich möchte nämlich gerne wissen, warum Ihr bettelt."

„Warum ich —? Ha ha ha? — warum ich bettle?“ fuhr er lustig drein. „Sage mir doch, warum du Luft schöpfest! Sage es mir doch!“

„Ihr seid gesund und stark wie einer. Ihr habet da ein gutes Brot, man sieht ihm's an, dass es Euch schmeckt. Aber würde es nicht noch besser schmecken, wenn Ihr es Euch verdient hättet? — Mit arbeiten —“

Jetzt trat er ein paar Schritte zurück, zog über der Brust seinen Pelz zusammen, legte die Arme drüber, schaute mich mit seinem munteren Gesicht herzlich mitleidig an und sprach: „Jetzt hast es gesagt. Jetzt hast es gesagt, das große Wort. Und wenn die sieben Weltweisen sieben Jahre lang dran studiert hätten — besser hätten sie es auch nicht sagen können. — Arbeiten!“

„Na ich meine nur . . .“

„Arbeiten!“ rief er aus, und seine Züge verzogen sich wie im Schmerze. „Aber Freund, arbeiten thut ja weh! Schwitzen! Pfui Teufel! Schau her, das steht auch in diesem Buche: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dir dein Brot verdienen, weil du gesündigt hast!“

„Nun, da habt Ihr es.“

„Ich habe aber nicht gesündigt!“ rief er frisch und munter aus. „Ganz unschuldigerweise bin ich auf die Welt gekommen, hab's nicht betreiben und nicht hindern können. Zu Leid hab' ich auch niemandem etwas gethan, außer dass ich meiner Kindsfrau in den Finger gebissen haben soll, weil sie mir statt der rechtmäßigen Muttermilch Kuhmilch in den Mund schmuggeln wollte. Denn ich glaube schon mit Zähnen geboren worden zu sein. Und da soll man kein Naturrecht haben aufs Essen? da soll man sich ein solches Recht erst durch allerlei Anstrengungen erwerben müssen? Thu mir den Gefallen, Kindskopf, und glaube das nicht.“

„Ihr zieht es also vor, andere für Euch arbeiten zu lassen.“

„Jetzt wirst du bitter, mein Freund“, sagte er gutmüthig. „Und das taugt wieder nicht. Ärger ist kein kleineres Unrecht, als Arbeit. Ich will niemanden verleiten, und ich habe all meiner Tage keinem Menschen befohlen, für mich zu arbeiten. Siehst du es denn nicht? die ganze Welt ist voller Thiere, alle sind frisch und munter, und kein einziges ist so dumm wie der Mensch, und arbeitet. Arbeiten die Menschen für sie? Lasse diese zweibeinigen Herrschaften nur erst aussterben, dann arbeitet niemand mehr, und die Welt wird doch voll Leben sein.“

Als ich in das Häuschen getreten, hatte ich nicht gedacht, in wenigen Minuten hier vor einem hohen Herrn zu stehen. Nun sah ich's, das war einer. Das war einmal ein anderer, als die gewöhnlichen sind. Um ein Stück Brot war ich gekommen. Er gab ein großes. Ob es auch nahrhaft war, das sollte sich zeigen. Im ersten Augenblick fühlte

ich mich schier betäubt. Wie? das Thier arbeitet nicht und lebt doch? Und glücklicher als der Mensch, gerechter, schuldloser?

Es ist naturgemäß, nicht zu arbeiten.

Diesen Gedanken hatte ich noch nie gedacht.

Während ich noch befangen war, begannen sie heranzukommen. Zuerst die krabbelnde Ameise: „Es ist nicht wahr! Wir arbeiten.“ — Dann die summende Biene: „Verleumdung! Wir arbeiten!“ Dann der Biber, die Spinne, die Vögel, die Schlangen und andere in langen Reihen, und alle riefen pfeifend, piepsend, gröhlend, knurrend, bellend, krähend: „Wir arbeiten! Wir arbeiten!“

Ich sagte es dem Bettler. Er lächelte freundlich und sprach: „Mein viellieber Gast! das weiß ich ja, dass der Maulwurf wühlt. Aber denke an, zwischen Arbeit und Arbeit ist eine breite Straße. Bin ich ein Müßiggänger? Nein, ich bin ein Bettler. Ich gehe aus, um zu sammeln. Ich strecke meinen Stab aus, um Gaben in Empfang zu nehmen, ich trage sie nach Hause, die Münzen setze ich in Lebensmittel um, die Lebensmittel bereite ich zu, bewahre sie auf, achte dass sie nicht verderben. Ist das Arbeit? Nein, es ist Thätigkeit. So bethätigt sich freilich auch das Thier. — Aber ich mache keine Arbeit, die anderen zugute kommt, solchen, die nicht arbeiten, die faulenzend in Prunk und Hochmuth das genießen, was andere erworben. So arbeite ich nicht.“

„Das ist eben eine menschliche Erfindung“, sagte ich.

„Nein, eine teuflische!“ rief er. Da war er ganz erregt.

„Thätigkeit und Arbeit, den Unterschied kennt man,“ sagte ich. „Pflügen und Säen ist Arbeit, ernten ist nur Thätigkeit. Ihr, lieber Bettelmann, habt Euch für die letztere entschieden.“

„Und das ist das Richtige!“ fiel er ein. „Nicht arbeiten, nur sammeln. Die Natur, wenn sie gesund ist, produciert mühelos ihre Früchte aus sich selbst. Arbeit ist Sünde gegen die Natur. Tödte mich, wenn's nicht wahr ist.“

„Ich tödte Euch nicht“, darauf meine Entgegnung, „denn Ihr müsset mir vorerst noch Antwort geben, Ihr wollet also nicht für andere arbeiten?“

„Nein.“

„Aber andere sollen für Euch arbeiten?“

„Schaf Gottes, wer sagt denn das?“ rief er aus. „Ich sammle ja nur Brosamen. Sie geben mir doch nur das in den Korb, was sie zu viel haben, was sie verstreuen wollen. Sie thun's nicht aus Barmherzigkeit, sie thun's, weil ihr Überfluss in ihnen das Bedürfnis gezeitigt hat, Abfälle zu haben, armen Creaturen manchmal etliche Brocken hinzuwerfen. Sie sollen nur geben. Dankbar müssen sie sein, dass sie geben dürfen.“

„Wie kann man bei so hartem Urtheil über die Menschen ein so heiteres Auge haben?“ fragte ich ihn.

„Junger Freund“, antwortete er, „das kann man, wenn man fertig ist. — Glaubst du, dass meine Mutter mich als Bettler geboren hat? Meine Wiege war der Reichthum, lieber Mensch! — Das was ich heute bin, habe ich selbst aus mir gemacht!“ Im stolzen Tone des Emporkömmlings waren diese Worte gesprochen. „Aber viel braucht's, bis man es so weit bringt!“ fuhr er fort. „Viele Jahre lang, o meine schönste Lebenszeit, habe ich mich vom Besitz knechten lassen. Man glaubt sein Leben zu schmücken, und man belastet es nur. Die tausenderlei Dinge und Dingelchen, die an den Reichen sich kletten — ein abscheulicher Ballast! Man kann nicht weiter, man kann nicht hinan, man ist ein Sclave und trägt die schwere Kette nur deshalb mit Gier, weil sie von Gold ist, und ist ein durch und durch lumpiger Lump. — Du hast gewiss Bekanntschaft mit reichen Leuten. Nun also. Ich war auch so einer. Betrachte ihr dummes Leben, und du hast das meine vor Augen. Aber endlich, als mir übel war aus- und inwendig, gerade schon auf dem Punkt, wo die Besseren sich zu tödten pflegen, erwachte in mir der Egoismus. Hol's der Teufel! dachte ich, und schmiss den ganzen Krempel von mir. Es war eine wanstige Ledertasche.“ —

Als er nicht weiter sprach, fragte ich: „Was war mit dieser Ledertasche?“

„Ins Wasser hab' ich sie geworfen.“

— Man spricht auch bildlich so, aber bildlich war's nicht gemeint. Eine Stunde unterhalb der großen Stadt, in den Auen. Genau hat er den Platz bezeichnet, wo er seine Papiere, im Werte von mehr als einer Million Gulden, in die Donau geworfen hat.

„Ihr seid nicht klug!“ rief ich erschrocken.

Er klopfte mir auf die Achsel: „Das muss ich besser wissen.“

„Das mag ja sehr philosophisch sein, aber gut ist es nicht.“ Also mein überlegener Einwand. „Ein guter Mensch hätte das Vermögen, anstatt ins Wasser zu werfen, einem Armen geschenkt.“

„Der wäre davon ja reich geworden, du Tropf!“ rief der Bettler. „Ich habe mir ohnehin nachher Vorwürfe gemacht. Wie leicht konnte die Ledertasche aufgefangen werden und in Menschenhände kommen. Gift wirft man nicht ins Wasser.“

„Ihr hättet das Vermögen ja an tausend Arme vertheilen können.“

„Du hast leicht reden“, entgegnete er darauf. „Du bist sicherlich nicht aufgewachsen unter der Thorheit der Million. Wäre ich damals schon weise gewesen, so hätte mir das Geld nichts angehabt. Ich habe nur gesehen, dass das Geld mein Unglück ist, so habe ich gemeint, es müsste auch das Unglück anderer sein. Und ob's nicht denn

doch so ist, sage es, Mensch, den ich nicht kenne! Ich kenne dich nicht, ich liebe dich nur, weil du doch hungrig bist, nicht? Nun siehe. Glaubst du nicht auch, daß dir geschenktes Geld zuwider ist? dass es dich verwüstet? dass dich nur der Besitz freut, den du dir selber erworben hast?"

„Und so spricht ein Mann, der an der Straße sitzt und bettelt?"

Er blinzelte mit dem einen Auge, drückte das andere zu und sprach: „Das verstehst du nicht. Die Pfennige, die ich bekomme, sind ehrlich erworben. Halte ich doch die Stange hinaus! Sage ich doch mein Vergeltsgott dafür! Der Thaler, wenn er in den Korb fiele, wäre geschenkt. Ich lebe von Pfennigen, begleiche meinen Wohnungszins, nähre mich, kleide mich, bin niemandes Herr, niemandes Knecht, und stärker wie der König."

„Das wäre!"

„Ja, das ist" fuhr er lustig fort. „Der König hat ein großes Heer und muss immer noch fürchten, dass ihm der Feind etwas wegnimmt. Mir kann niemand was wegnehmen."

Ich langte wie raubend nach der Butterkübel.

„Ha ha ha, sie gehört dem Hausherrn!" lachte er, „sie ist noch nicht bezahlt. Und deswegen, Freund, muss ich wieder ans Tagwerk." Er langte seinen Korbstab vom Winkel.

Ich hielt ihm die Hand hin: „Hat mich gefreut, endlich einmal die Bekanntschaft eines Glücklichen gemacht zu haben."

Er wendete sich rasch um, als ob der, zu dem ich sprach, hinter ihm stünde.

„Ein Glücklicher — wo?" fragte er wie verblüfft. „Solltest du mich —? Ja ja, es geht mir soweit gut, aber glücklich bin ich nicht. Du siehst es ja." Er deutete auf seine Lagerstätte. „Viel zu kurz. Ich bin fünf Schuh lang, und der Trog vier. Was kannst machen? Bei den Bauern findet man's nicht anders. Man grübelt nicht weiter, klappt sich zusammen und gut ist's."

Ich sah es wohl ein. Auf sechs Schuh langen Erdenraum hat sogar der Todte Anspruch, und dieser Lebendige besaß ein Drittel weniger. Er hätte vielleicht nur das Fußbrett ausstoßen müssen . . . .

So nahe ist mancher Mensch seinem vollkommenen Glücke. Aber er erreicht es nicht. —

Als wir selbander die Straße dahingiengen, begegnete uns der Schlossherr, er fuhr vierspännig und grüßte den Bettelmann mit einer leichten Handbewegung. Dieser dankte „von oben herab". Dann blieb er stehen, schaute ihm nach, schüttelte den Kopf und murmelte: „Armer Bruder! Der Krebs hat sechs Beine, und du hast achtzehn. Wenn dir eins bricht!"

„Sagt Ihr auch zu dem Du?" meine Frage.

„Ha ha ha! das ist der erste gewesen, den ich geduzt. Zu den Eltern hat man damals Sie gesagt. Welsche Narrheit. Aber die Geschwister untereinander . . . . immer Du.“

Er war zur Stelle. Ohne weiteres kletterte er mit guter Übung an den steinernen Statuen empor, setzte sich in den Schoß der Aphrodite und streckte den Stab mit dem Binsenkörbchen aus — nach mir.

Ich reichte dem Bruder des Schlossherrn zwei Pfennige und schritt nachdenklich meines Weges.

Mutter und Sohn.

Novelle von **Anna Plothow.**

„Nu, seht nur, wie der Bach geschwollen ist!“ sagte die kleine Emma bedenklich und schüttelte den dicken Blondzopf.

„Nun können wir nicht hinüber, bekommen kein Mittagessen und gar nichts“, meinte weinerlich der schiefe Hannes und setzte sich am Bachrand nieder, als wollte er warten, bis das Wasser abgelaufen sei. Der dritte und größte der drei kleinen Schulgänger, ein hübscher, braunlockiger Junge von ungefähr elf Jahren, brach bei dem Anblick der Zagheit seiner Kameraden in lautes Lachen aus.

„Seht, so wird's gemacht“, rief er lustig, nahm einen Anlauf und sprang mit einem gewaltigen Satz von einem hochgelegenen Bachufer zum anderen. Drüben schwenkte er lachend seine Mütze. „Adje, kommt bald nach! Ich laufe indessen voraus und esse dir deine Klöße auf, Hannes!“ Verschwunden war er und ließ die beiden Kameraden hilflos zurück.

Der kleine blasse Hannes mit der schiefen Schulter brach jetzt in lautes Schluchzen aus — dies gab dem Mädchen, das sein rosiges Gesichtchen auch schon zum Weinen verzogen hatte, den verlornen Muth zurück. Mit jener mütterlichen Besorgnis, die schon im kleinen Mädchen steckt, fasste es des Knaben Hand.

„Sei nur still, Hannes, wir kommen schon hinüber. Weißt doch, was wir heut' in der Schule gelernt haben:

„Ein guter Engel immerdar
Hilft allen Kindern in Gefahr.“

„Komm nur, ich geh' voran, halte dich immer dicht hinter mir. So, musst dich nicht fürchten!“

Sie zog ihn an der Hand fort, zum Wasser hinab. Der Bach war von den Regengüssen der letzten Tage stark angeschwollen, das von den

Bergen kommende Hochwasser hatte noch seit dem Morgen seinen Wasserstand um ein Bedeutendes erhöht, die in seinem Bett liegenden großen Steine, die sonst an dieser Stelle eine natürliche Brücke bildeten, über die man trockenen Fußes hinüberkam, waren nun vom Wasser überspült.

Die kleine Emma bückte sich und zog hastig Schuhe und Strümpfe aus, der barfüßige Hannes konnte sich diese Mühe sparen. Nun watete sie tapfer drauf los, aber als sie in die Mitte kam, wo die Strömung schneller gieng, wurde ihr ein wenig schwindelig. Sie wandte sich nach dem Gefährten — richtig stand er noch am Ufer auf dem ersten Stein.

Sofort gieng die Kleine vorsichtig zurück, hieß den Hannes, sich an ihrem Wollrock festhalten und brachte ihn glücklich bis zum anderen Ufer. Dort musste er sich an einem Weidenzweig anhalten. Sie selbst sprang geschmeidig wie eine Katze das Ufer hinan, stemmte die kleinen Füße fest gegen eine Baumwurzel, hielt sich mit der linken Hand an einen Baumast und zog mit der Rechten den Gefährten zu sich hinauf. „So, da sind wir!"

Der Hannes schüttelte sich, als sei er pudelnass geworden und rannte schleunigst ohne Gruß und Dank davon — er bangte um sein Mittagmahl.

Das kleine Mädchen setzte sich nieder und zog bedächtig ihre Schuhe wieder an. Da sprang mit Geschrei der dritte Gefährte aus dem Gebüsch.

„Hättest uns auch helfen können, Robert", sagte die Kleine ernsthaft verweisend. Der Junge lachte.

„Ich habe hier nur gelauert, ob ihr ins Wasser fallen werdet, dann hätte ich euch herausgefischt!" entgegnete er prahlerisch.

„Geh nur", sagte die Kleine, „du bist bös!" Er blieb aber nun dicht an ihrer Seite, nur als von weitem im Thalgrund einige Häuser sichtbar wurden, sprang er wieder fort ins Gebüsch. Nach einer kleinen Weile kam er mit einer Gerte zurück, die er sausend durch die Luft hieb.

„Falls uns des Schäfers bissiger Hund anbellt, vor dem du dich immer fürchtest!" sagte er erklärend.

Die Waffe war unnöthig, der Schäfer hatte heute nicht ausgetrieben. Der grüne Thalgrund lag friedlich da im Glanz der Mittagsonne, umrahmt von den dunkeln Tannenwäldern, über die sich in der Ferne die blauen Kuppen der Berge thürmten. Der Bach, der mit seinem wilden Lauf die Kinder vorher so geängstigt hatte, schlängelte sich nun breit und träge durch die Wiesen, in seinen glatten Wellen die Uferweiden spiegelnd und hie und da eine Gruppe schwarzer Tannen, die verstreut in den Wiesen standen, gleichsam Vorposten der alles ringsum beherrschenden Wälder.

Die Kinder wanderten schweigend den Weg hinab, an dem ein Wegweiser seinen Arm ausstreckte mit der Inschrift: „Zur Zeche".

Die zwei Dutzend Lehmhütten, die hier im Wiesengrunde traulich beisammen lagen, wurden fast ausschließlich von Bergleuten bewohnt. Ein Steinhaus nur war darunter, es hatte ein Blumengärtchen vor der Thür, das mit einem zierlichen Staket umzäunt war. Da hinein schritt Robert, dort wohnte sein Vater, der Oberheuer Leonhart.

Emma trat in das gegenüberliegende Haus. Es sah trotz seines Strohdaches stattlich aus und hatte einen großen Garten, der mit sauber gepflegten Gemüsebeeten bestellt war.

Dorthin eilte Emma, denn sie wusste dort ihren Vater am sichersten zu finden.

Sein Garten war sein Steckenpferd, dem er jede freie Stunde widmete. In zierlichen Reihen standen die Kohlköpfe und Gemüsestauden, auf buchsbaumumhegten Beeten blühten bunte Blumen, die Gartenwege waren von Himbeer- und Stachelbeerhecken eingefasst und am sonnigen Hausgiebel reifte windgeschützt feines Spalierobst.

Überall, wohin man blickte, war Ordnung und Gedeihen, sah man die Spuren sorgsamer Pflege. Auch heute schritt der alte Bergmann, gebückt unter der Last zweier großer, bis an den Rand gefüllter Gießkannen, den Mittelweg hinab. Wie er den jungen sprossenden Kohl ansah, gieng ein zufriedenes Lächeln über sein graues, gleichsam versteinertes Gesicht, um welches das lange Haar in silbergrauen Strähnen hieng.

Sein Töchterchen lief ihm mit frohem Gruße entgegen und er setzte die Kanne ab — aber nicht, um ihr die Hand zu reichen, sondern um einige Raupen von den Salatstauden zu nehmen.

„Schau, wie du die Erdbeerranken zertrittst", sagte er an Stelle eines Grußes, „immer wild, Emma, immer unachtsam!"

Die gescholtene Kleine schlich betrübt beiseite. Der alte Mann wandte sich wieder seinen Pflanzen zu; während er sorgfältig Unkraut ausrodete, dachte er nicht daran, daß sein Kind aufwuchs wie eine wilde Blume unter Sonnenschein und Regen. Emma lief ins Haus und suchte die Base Christel auf, die am Herde zwischen den Töpfen wirtschaftete, denn eine Hausfrau gab es hier nicht. Emma war seit drei Jahren mutterlos. Die Alte stieß das Kind unfreundlich zurück.

„Zu mir kommst immer zuletzt!" sagte sie mürrisch.

Emma setzte sich still in einen Winkel; als sich die alte Hauskatze an ihre Füße schmiegte, bückte sie sich und streichelte das Thier.

Ihr kleines Herz verlangte so heiß nach Liebe. Als sie später die weiße Ziege im Stalle molk, küsste sie das Zicklein, und ihren Blumen draußen im Garten gab sie Kosenamen. Sie sollten nur recht schön blühen, abgepflückt würden sie nicht werden, gewiss nicht, aber mit den Wurzeln ausgraben wollte sie die schönsten und auf der Mutter Grab pflanzen, da

durften sie bei ihr sein, bei der lieben Theuren. Zu ihr kam das liebe Mütterlein nur nachts im Traume und herzte und küsste sie wie ehedem.

Sie senkte betrübt das Köpfchen. Da stieg eine Lerche zu ihren Füßen auf und verschwand in den Lüften. Das kleine Mädchen schaute hinauf in das tiefe Blau des Himmels. Ach, wer auch so fliegen könnte bis gerade in den Himmel hinein in Mütterleins Schoß. Sie seufzte tief, ihr kleines Herz war schwer von Trauer und unbegehrter Zärtlichkeit.

Einen freundlicheren Empfang hatte der schiefe Hannes. Seine Mutter wohnte im letzten Hause unten am Bach. Seit ihr Mann im Bergwerk verunglückt war, wohnte sie mit ihrem Kind in der dürftigen Hütte und flocht aus Weiden Körbe für den Förderschacht. Sie hieng an ihrem Jungen mit leidenschaftlicher Liebe. Als kleiner Knabe hatte er einen bösen Fall aus der Wiege gethan, nun war er schief gewachsen. Aber das störte das Auge der Mutter nicht, sie fand sogar ein Gutes dabei. War er schief, so brauchte er nicht in den dunklen Schacht hinab, wie sein Vater, er konnte am Sonnenlicht bleiben und die Korbmacherei würde ihn auch ernähren. Vorläufig sollte er recht viel essen und stark werden. Wollte er nicht wachsen, so war es nicht ihre Schuld; sie pflegte ihn wie sie konnte. Sie sparte sich das Brot vom Munde ab und buk für ihn Kuchen aus dem Mehl.

Auch heute hatte sie ihm Eierkuchen gebacken. Aber während er sich's schmecken ließ, fiel ihm die Spielgefährtin ein, die keine liebevolle Mutter hatte und nie so gute Sachen bekam. War es eine Regung des Mitleids oder der Angst vor der unbegriffenen Rechenaufgabe: er fasste einen heldenmüthigen Entschluss und sparte einen Kuchen für sie. Des Nachmittags lief er hin und rief ihren Namen durch den Zaun, denn die Christel gestattete fremden Kindern nicht den Eintritt ins Haus. Emma, die im Garten Unkraut jätete, kam auf des Hannes Ruf an die Hecke. „Weil du doch gerne Kuchen issest!“ rief er und warf ihr den säuberlich in Papier gewickelten Kuchen über die Hecke zu. „Und dann kannst du mir auch sagen, wie die Rechenaufgabe gemacht wird.“

Emma rechnete geduldig mit dem begriffsschwachen Jungen und zeigte ihm an abgerissenen Blättern das Addieren und Subtrahieren.

Als er endlich begriffen hatte und fort war, trug sie den Kuchen der Christel hin.

„Nun, willst du dich einschmeicheln“, sagte die Alte misstrauisch. Da sie aber eben Kaffee trank, kam ihr der Kuchen sehr gelegen, sie verzehrte ihn bis auf den letzten Brocken.

Vom Hänfling hatte der Lehrer den Kindern in der Naturgeschichtsstunde erzählt — wie hübsch er singe, wie er schön bunt gefärbt sei und wie allerliebst seine Eier aussähen: matt grünlich braun, mit feinen schwarzen Punkten. Und er fügte wie immer, wenn er von den Vögeln

sprach, die Mahnung an die Kinder hinzu: die Vogelnester hübsch in Ruhe zu lassen und den Frieden der trauten Waldsänger nicht zu stören. „Bedenkt“, sagte er, „wie schmerzlich es euern Eltern sein würde, wenn sie abends heim kämen und fänden, dass euch Räuber entführt hätten. Auch der Vogel liebt seine Jungen innig!“

Wandte sich Lehrer Christoph mit solchen Ermahnungen an die Herzen seiner Schüler, so hatte seine leise, oft trocken hüstelnde Stimme einen bewegten, eindringlichen Klang, und seine grauen Augen blickten ernst und liebevoll, so dass keins der jungen Herzen zögerte, im Stillen einen Schwur darauf abzulegen, seinen Worten gehorsam zu sein. Aber in Gedanken beschäftigten sie sich mit dem bunten Vogel, und auf dem langen Nachhauseweg achteten die drei Kinder von der Zeche eifrig darauf, ob ihnen ein Hänfling begegne.

Emma war's, die zuerst einen erblickte; sie rief es den Knaben zu, die am Weg nach Käfern suchten.

„Wo, wo?“ riefen die Jungen.

„Er flog dort ins Gebüsch hinein“, sagte Emma. „Seht, dort kommt der zweite. Sie müssen da ihr Nest haben!“ meinte Robert und drang hastig in das Buchengehölz. Hannes folgte, Emma blieb mit klopfendem Herzen mitten auf dem Wege stehen.

Bald tauchte Roberts Gesicht wieder zwischen den Blättern auf. „So komm doch, wenn du es sehen willst!“ rief er ungeduldig.

Emma schlich vorsichtig näher. Ein Nest anschauen, das war doch wohl kein Unrecht? Ihr Auge folgte dem ausgestreckten Arm des Jungen — es musste sich erst an das Dunkel gewöhnen — aber dann unterschied sie in dem Blättergewirr ein zierliches Nestchen, aus dem fünf Eier leuchteten.

„Wie wunderhübsch“, sagte sie leise, „aber nun kommt, dass wir die Vögel nicht stören!“

„Ein Ei nehme ich mir mit!“ sagte Robert, „das merkt die Alte nicht, und ich habe noch keins in meiner Sammlung.“

„Und ich will auch eines!“ sagte Hannes und langte gierig ins Nest. „Meiner Mutter bring ich's.“

Emma war empört.

„Diebe, Räuber seid ihr!“ rief sie entrüstet. „Habt ihr schon vergessen, was uns der Lehrer gesagt hat: heißt das, die Vögel in Frieden lassen?“

„Dummes Mädel!“ entgegnete Robert ärgerlich, „der Lehrer hat gut reden, er hat ja selbst eine Eiersammlung, wo hat er die her? He? Selbst werden ihm die Vögel nicht die Eier in seinen Glaskasten getragen haben!“

Gegen diese Behauptung wußte Emma nichts einzuwenden, aber sie beruhigte sich noch nicht.

„Thu's doch aus Gutsein!" bat sie schmeichelnd und legte ihre weiche Kinderhand auf seinen Arm. „Denk nur an den Kummer der Vögel, wenn sie wiederkommen und die Eier vermissen!"

„Du bist doch einfältig, Emma! So ein Vogel kann gar nicht zählen — und am Ende — sie legen ja alle Tage neue — das weißt du doch von deinen Hennen. Das Ei habe ich und behalt ich, basta."

Er schlenderte ihre Hand ab und lief rasch davon; Hannes rannte hinterher. Die kleine Emma stand wie erstarrt mitten auf dem Wege — sie hatte den Jungen die Vögel gezeigt, sie war schuld an dem begangenen Frevel — mit dieser Erkenntnis kam ihr das Weinen an, langsam und traurig schlich sie nach Hause. — Es war Abend. Emma lag in ihrem weichen, sauberen Bettchen mit den roth und weiß gewürfelten Bezügen, die ihre Mutter noch gesponnen hatte; aber sie fand keine Ruhe in ihrem warmen Nest, ihre Gedanken waren bei den Hänflingen.

Jetzt sind sie heimgekommen, dachte sie, nun suchen sie ihre Eier, nun klagen sie und verwünschen die Räuber, und der liebe Gott hört's — — — Eine heiße Angst ergriff sie, ihr Herz pochte laut, sie sprang aus dem Bett. Ein Entschluss war ihr plötzlich gekommen, und sie eilte, ihn auszuführen: die Vögel sollten ihre Eier zurückhaben.

Niemand hinderte sie bei ihrem Vorhaben, niemand sollte darum wissen. Der Vater hatte Nachtschicht im Bergwerk, die Christel war in die Thalmühle zum Besuch gegangen, um einen Geburtstag feiern zu helfen — vor Nacht kam sie nicht heim.

Emma legte eilig ihre Kleider an und lief hinaus auf die Dorfstraße. Draußen war noch die dämmerige Helle des Frühlingsabends, sie sah noch deutlich die Fensterscheiben am Bachhäusel blicken. Rasch eilte sie hinab und trat mit einem freundlichen „guten Abend" in die Stube.

Der schiefe Hannes, dem das Schlafen gleich nach dem Essen kam, lag schon im Bett, aber die Korbmacherin saß noch bei ihrer Arbeit am Fenster.

„Wo kommst du denn so spät her?" fragte sie verwundert.

„Ich wollt' den Hannes nur was fragen wegen der Schule", meinte Emma entschlossen.

„Du", sagte sie zu dem Jungen, der sie aus dem Bett schläfrig anblinzelte, „haben wir nicht zu morgen das siebente Gebot auf? Weißt du, wie es geht, Hannes?"

„Du sollst nicht stehlen!" sagte der Junge gähnend.

„Und meinst nicht, Hannes, dass es uns der Herr Lehrer wieder auslegen wird und uns fragen, weißt schon was, Hannes? Was wirst du dann antworten?"

Der Junge schwieg.

„Aber Kinder“, sagte die Korbmacherin verwundert, „ihr seid mir doch gar zu arg erpicht aufs Lernen, noch bei nachtschlafender Zeit so was reden, da muss ich Einspruch thun — geh heim, Emma, es wird schon ganz finster!“

Sie gieng hinaus, um ihre Lampe anzuzünden.

„Gib mir das Ei, Hannes, ich bring's den Vögeln zurück, dann kannst du antworten, du habest nicht gestohlen. Ich schenke dir morgen Radieschen dafür. Gib schnell!“

Sie sprach in fliegender Hast; ihre Wangen glühten.

„Auf dem Ofensimms liegt es!“ meinte der Hannes kleinlaut. „Wenn du's hintragen willst — Radieschen ess' ich gern, bring recht viel!“

Emma versprach's und war mit ihrem Schatze aus der Thür, noch ehe die Mutter mit der brennenden Lampe hereinkam.

Draußen legte sie das Ei in ein Körbchen, das sie vorsorglich mitgebracht hatte. Jetzt freilich kam das Schwierigste, zögernd trat sie in das Steinhaus. Die Leonharts waren stolze Leute, die das kleine Mädchen nicht viel beachteten. Der Vater stand im Hofe und schnitt mit der Säge Buchenholz entzwei, Robert musste die Scheite wegtragen. Er that, als bemerke er die Spielgefährtin nicht, sie musste ihn erst wiederholt beim Namen rufen.

Endlich kam er.

„Was soll's?“ fragte er kurz.

„Ich möchte dich bitten, dass du mir deine Eiersammlung zeigst“, erwiderte die Kleine.

„Jetzt am Abend? Da ist's ja finster in meiner Kammer, komm morgen.“

„Nein, heut' möcht' ich sie sehen, ich möchte das Hänflingsei anschauen, dass ich morgen in der Schule genau weiß, wie es aussieht.

Robert pfiff leise vor sich hin.

„Das kriegst du nicht!“

„Und wenn ich dich recht schön bitte, Robert? Der Hannes hat seins auch zurückgegeben. Dem habe ich auch dafür Radieschen versprochen, die hast du freilich selbst im Garten, und du magst sie nicht einmal. Aber wenn die süßen gelben Pflaumen an meinem Baum reif sind, da bring' ich sie dir alle —“

Robert lachte verächtlich.

„Behalte deine Pflaumen, ich lasse mir nichts abschachern!“

„Und wenn der Lehrer dich morgen fragt, ob du die Vogeleier genommen, was willst du antworten?“

„Die Wahrheit!“ entgegnete er stolz.

Sie ließ trübselig das Köpfchen hängen — zwei große Thränen stahlen sich aus den blauen Augen und rollten langsam über ihre Wangen.

Er sah in ihr traurig erregtes Gesichtchen und sprang eilig davon. „Dass du mir nur Ruhe lässt“, sagte er heftig, als er wiederkam, und drückte ihr das Ei in die Hand.

„Ich danke dir, guter Robert“, rief sie freudig, „schlaf wohl!“

Er beachtete ihren Gruß nicht, wandte ihr stumm den Rücken und trug wieder Holzscheite beiseite.

Inzwischen war es nun wirklich dunkel geworden, der Mond gieng erst spät auf, und nur die Sterne leuchteten auf des Kindes einsamen Weg. Als Emma an den Bach kam, rauschte das Wasser unheimlich laut, wie sie es nie am Tage gehört hatte, bebend gieng sie hinüber. Drüben im Walde umfieng sie tiefes Dunkel, sie musste scharf umherspähen, um die Stelle wiederzufinden, die sie sich zum Glück genau gemerkt hatte — bei den drei Birken war es gewesen, von der die mittelste vom Sturm abgebrochen war. Im Gebüsch drinnen war es völlig Nacht, man konnte da nicht die Hand vor Augen sehen — aber daran hatte sie gedacht und eine kleine Laterne mitgebracht, deren Licht sie nun anzündete. Wie sie damit in die Büsche leuchtete, flog allerlei erschrecktes Nachtgethier gegen die Flamme an — Käfer und Nachtschmetterlinge, und sogar eine aufgescheuchte Fledermaus.

Vor Schreck schrie die Kleine laut auf, aber sie bezwang sich gleich wieder, fasste die Laterne fester und leuchtete von neuem ins Gebüsch.

„Wer ein gutes Gewissen hat, braucht sich nicht zu fürchten!“ hatte ihr nun todtes Mütterchen oftmals gesagt; daran dachte sie. Da sie das Nest nicht fand, lief sie wieder zum Weg zurück und leuchtete auf die Erde, um ihre Fußspuren vom Morgen zu finden.

„Hallo, Kind, was machst du da?“ fragte plötzlich eine tiefe Stimme.

Jetzt ließ sie wirklich ihre Leuchte fallen und schlug die Hände ängstlich vors Gesicht.

„Fürchte dich nicht“, sagte die Stimme sanfter, „ich thue dir nichts Böses. Ich bin's, der Pfarrer“.

Er hob die Laterne auf, deren Licht durch den Fall nicht erloschen war und leuchtete ihr ins Gesicht.

„Wer bist du eigentlich?“

„Emma Kull von der Zeche.“

Sie sagte es mit bebender Stimme.

„Und was thust du nächtlicherweise hier im Walde?“

Sie schwieg und drückte das Körbchen mit Eiern fest gegen ihre Brust. Was hätte sie dem strengen Herrn sagen sollen?

Er nahm ihr Schweigen für Schuld, entriss ihr fast heftig den Korb und schaute neugierig hinein.

„Was, Mädchen", rief er erzürnt, „bist du so eine, die den Vögeln nächtlicherweile die Eier stiehlt? Schämst du dich nicht vor Gott und Menschen?"

In der höchsten Noth fand die Kleine die Sprache wieder.

„Ich — ich wollte ja den Vögeln die Eier zurückbringen —" stammelte sie.

Der geistliche Herr schaute etwas milder drein.

„Nun, wenigstens regt sich dein Gewissen. Aber warum thatest du erst so Böses? Suche jetzt das Nest!"

In ihrer Angst fand sie es nun wirklich, die Hänflinge umflatterten kreischend das Gezweig, aber sie erhob sich auf die Zehen und legte schnell und geschickt die Eier an die alte Stelle. Der Pfarrer hatte ihr dazu geleuchtet. „Nun mach, dass du heimkommst", sagte er streng, „morgen in der Schule sprechen wir weiter davon!"

Langsam gieng Emma den Weg zurück; die Furcht vor dem kommenden Tag lag ihr wie Blei in den Gliedern. Nun würden die Gefährten sie hassen, denn sie war ja schuld, dass die Sache ruchbar geworden.

Als sie im Bett lag, war plötzlich ihre Angst verschwunden. Die Hänflinge haben ihre Eier wieder und sind nicht mehr betrübt, mit diesem glücklichen Gedanken schlief sie ein.

Nicht wie sonst im schnellen Flug eilten dem Mädchen am nächsten Tag die Schulstunden vorüber — bleiern, langsam schlichen sie dahin. Ihre Augen leuchteten nicht fröhlich auf, wenn der Lehrer eine Frage that; nicht wie sonst hob sie kecklich den Finger. Blass und still saß sie über ihr Buch gebückt. Einmal schielte sie zum Hannes hinüber, sie beneidete ihn fast, wie er so harmlos seine Schiefertafel bekritzelte. Robert war heut' gar nicht zur Schule gekommen, sein Vater hatte ihn einen Botengang geschickt. Darüber war sie froh.

Als nun aber Stunde um Stunde vergieng, ohne dass etwas Besonderes geschah, und der Lehrer sie freundlich wie immer anredete, verlor sich ihre Angst allmählich, und sie meinte, der Pfarrer habe sie nur mit leerer Drohung schrecken wollen. Da plötzlich — es war schon gegen das Ende der letzten Stunde — trat er zur Thür herein und begann sogleich ein Examen über den Katechismus.

Bei den Knaben bekam er gute Antworten, weniger bei den Mädchen. Nun wurde Emma aufgerufen. Sie wusste alles und sagte es ohne Stocken auf: die zehn Gebote wie die Hauptstücke.

„Du hast brav gelernt", meinte der Pfarrer. Über des Lehrers Gesicht flog ein Schimmer freudigen Stolzes.

„Das glaub' ich wohl", sagte er leise, „sie ist auch die beste."

„Nicht im Betragen!" erwiderte der Pfarrer laut. „Ich traf sie gestern Nacht bei dem Vogelnest im Walde, ihr Gewissen schlug, sie brachte

gestohlene Eier zurück. Aber der Diebstahl an sich ist schwere Sünde und muss bestraft werden, auch wenn der Dieb das unrechte Gut zurückgibt. Welche Strafe steht darauf, Herr Lehrer?" Der Lehrer erblasste, die Stube drehte sich um ihn, das — das musste er an seinem Liebling erleben!

Er blickte sie an — aber sie schlug den Blick zu Boden. Bleich und zitternd stand sie da und ihr Aussehen schien Bestätigung ihrer Schuld.

„Dort in der Ecke knie nieder!" befahl er mit heiserer Stimme. „Nach Schluss der Schule bleibst du hier und schreibst das siebente Gebot fünfzigmal ab." Emma erhob sich wankend und kniete im Winkel nieder. Sie schlug die Hände vors Gesicht, aber sie weinte nicht, sie betete. Nicht ein auswendiggelerntes Gebet war's, sondern ein Anruf an ihr liebes, todtes Mütterlein, sie möge dem lieben Gott sagen, dass sie unschuldig leide —

Der Pfarrer examinierte weiter, aber er erhielt nur zerstreute Antworten, die Kinder waren unruhig, einige blickten mit Schadenfreude, die meisten mit Theilnahme auf die bestrafte Kameradin.

Als die Schule vorüber und die Classe leer war, kniete Emma noch immer im Winkel; ihre Knie schmerzten, doch sie wagte nicht, aufzustehen. Da hörte sie Schritte hinter sich.

„Steh auf", sagte der Lehrer ernst.

Sie erhob sich.

„Nun sieh mich an!"

Langsam erhob Emma den Blick und sah den Lehrer mit ihren klaren unschuldigen Augen an.

„Wie war's doch", fragte er, „in der finsteren Nacht traf dich der Herr Pfarrer im Walde?"

Sie nickte nur.

„Da brachtest du die Eier zurück. Wann hattest du sie genommen?"

Sie senkte den Blick und schwieg.

„Kind", sagte er eindringlicher, „sag mir doch die Wahrheit, mir, deinem väterlichen Freunde!"

Sie sah ihn mit bittendem Blick an und schwieg.

Nun dämmerte ihm eine Ahnung der Wahrheit.

„Du hattest sie nicht selbst genommen, sondern andere? Sprich, war es so?" fragte er hastig.

„Bitte, fragen Sie mich nicht, Herr Christoph, ich will ja gerne die Strafe leiden", sagte sie demüthig und sah ihn noch flehender an als vorher.

Dem weichherzigen Manne wurde das Auge feucht, eine Thräne fiel auf des Kindes Stirn. Da löste sich auch die Erstarrung in ihrem Busen, laut aufschluchzend sank Emma an des Lehrers Brust. Er ließ

die Kleine sich ruhig ausweinen, dann küsste er sie leise auf die heiße Stirn und sagte sanft:

„Geh heim, Emma, Gott weiß es und ich nun auch, du bist unschuldig!" — —

Am anderen Tag kam Robert zu ihr. Er gieng stracks ins Haus und in die Stube hinein, er kehrte sich nicht an der Christel Verbot. Er schritt auf Emma zu, die am Tisch saß, und reichte ihr die Hand.

„Du bist ein braver Kerl", sagte er hastig, „das will ich dir gedenken. Wenn du groß bist, heirat' ich dich!"

Damit gieng er wieder hinaus.

Jahre waren vergangen. Der Hannes war in einem benachbarten Dorfe bei einem Korbmacher in der Lehre, um das Gewerbe richtig zu erlernen — der Robert lernte in der Kreisstadt die Schlosserei in einer großen Maschinenbauwerkstatt. Sein Vater wollte hoch hinaus mit ihm — was Besseres sollte er werden, Maschinenbauer womöglich.

Auch Emma war hoch und schlank herangewachsen. Sie saß nun unter den Confirmanden, die der Herr Pfarrer in der Christenlehre unterwies.

Sie hatte noch immer den offenen, treuherzigen Blick, das freundliche Wesen und das schnelle Antworten. Der Pfarrer erkannte sie wieder. Die alte Geschichte fiel ihm ein, aber wie es so geht, die Erweisung ihrer Unschuld, die ihm damals der Lehrer mitgetheilt, hatte er vergessen, die Erinnerung an den Vorfall war ihm geblieben.

„Du bist doch die mit dem Vogelnest?" fragte er sie am ersten Tage, als sie ihren Namen nannte.

Sie ward glühend roth und nickte stumm. Der Pfarrer nahm sich vor, auf dieses Gemüth, in dem nach seiner Meinung so böse Triebe schlummerten, besonders zu wirken; wenn er seine Ermahnungen, seine Sittenlehren den Kindern vortrug, sah er Emma dabei durchdringend an.

Jedesmal begegnete er dem Blick des Mädchens, der aufmerksam forschend an seinem Munde hieng.

Er sprach von der Liebe Gottes zu den Menschen, die so groß ist, dass er seinen Sohn für sie zum Opfer gab — er sprach von Christus, der seine Brüder so heiß liebte, dass er nur für sie lebte, litt und starb — er sprach von frommen Menschen, die den Fußtapfen des Heilandes folgten und sich selbst verleugneten im Dienste der anderen —

Immer sah er die Augen des Mädchens auf sich gerichtet, immer las er denselben heißen Wunsch darin — nur lieben dürfen, nur sich aufopfern dürfen. —

Und es reizte ihn, den strengen, glaubensstarken Mann, die Flamme, die er dort aufzucken sah, anzufachen zu hellem Brande. Er wies ihr den Weg, den sie wandeln müsse, und sie folgte willig. Ein wechselseitiges

Verhältnis bildete sich zwischen ihnen — aber es war nicht kindliches Vertrauen, das sie zu diesem Manne zog, wie einst zu dem lieben, sanften Lehrer — sie fürchtete ihn und gehorchte ihm — er war ihr Herr und Meister. Und als die anderen nach der Confirmation mit frischen, fröhlichen Herzen in das sonnige Leben hinaustraten, brennend vor Ungeduld, es mit vollen Zügen zu genießen, gieng sie still und in sich gekehrt zu dem Pfarrer und fragte ihn demüthig: „Was soll ich thun, um eine Christin zu sein?“

„Demüthige dich vor Gott, denke nie an dich selber, sorge für die Kranken und Elenden!“ entgegnete er.

Sie gieng hin und that nach seinen Worten. Sie führte jetzt dem Vater die Wirtschaft, da die Christel zu ihrer Verwandschaft zurückgekehrt war, und sie hielt das Hauswesen musterhaft in Ordnung. Aber, wenn an lauen Sommerabenden die Jugend singend das Dorf entlang zog, war sie nicht dabei, und wenn am Wintersonntag im Dorfkrug getanzt wurde und alles sich lustig nach der Fiedel drehte, war sie nicht darunter. Zu den Hütten der Siechen und Kranken wanderte sie in ihren Freistunden, oder sie saß daheim und nähte Kleider für die Blößen der Armut. Ihr Vater ließ sie ruhig gewähren. Er hatte das mürrisch verschlossene Wesen wie ehedem, er pflanzte seine Rüben und begoss seinen Kohl und kümmerte sich nicht um Emmas Thun und Treiben.

„Sie ist gut, sie ist anders wie die anderen!“ sagten die Alten.

„Sie ist zu gut, schade, dass sie anders ist wie die anderen“, sagten die Jungen.

„Mir ist sie g'rad' gut genug!“ meinte lachend der Robert.

Er war seit einem Jahr wieder daheim. Ein schöner Bursch war er geworden und ein tüchtiger dazu. Maschinenbauer, das hatte ihm nicht genügt, selber wollte er das Stahlross meistern können, das mit dem Sturmwind um die Wette läuft. Von unten herauf diente er sich: erst Kohlenschipper, dann Heizer, noch einmal auf die Schulbank — ein gut bestandenes Examen, und nun fuhr er schon aushilfsweise, bald hoffte er als Locomotivführer fest angestellt zu werden.

Kein Wunder, dass dem hübschen frischen Burschen alle Mädchen nachschauten — er bändelte mit allen an und — nahm keine. Auf dem Tanzboden trieb er seinen Jugendübermuth aus und in tollen Gelagen mit lustigen Kumpanen, im Ringen und Faustkampf gieng die überschüssige Kraft drauf.

„Gottlos“ nannte die Emma sein Treiben, als sie davon erfuhr.

Aber sie ward noch mehr entsetzt, als er am Sonntag auf dem Kirchweg an sie herantrat, ohne weiters den Arm um ihre Taille schlang und, sie keck anschauend, sagte:

„Nun ist's so weit, Emma, dass ich eine Hausfrau brauche, gestern habe ich meine Anstellung erhalten. Dazu passt mir niemand als du, du weißt, schon als kleiner Bursch hab' ich versprochen, dich zu heiraten, wenn du groß genug wärst. Groß genug bist du mir jetzt, und schön genug auch, schlag ein, dann stellen wir uns gleich dem Pfarrer als Brautpaar vor!" Sie versuchte sich loszumachen, er aber zog sie nur fester an sich und küsste sie heiß auf Mund und Wange.

Da stieß sie ihn zurück, dass er taumelte. „Nie und nimmer nehm' ich dich, gottlosen Menschen!" rief sie heftig und rannte davon.

Die Scene hatte Zeugen gehabt, bald sprach sie sich auf der Zeche und in der Stadt umher. Alle, die jungen Mädchen voran, verdammten Emma.

Da sähe man, wohin der Hochmuth führe! Was sie denn wolle? Etwa auf einen Prinzen warten?

Nun, der Robert würde jetzt schon einsehen, dass es andere gäbe und bessere! Die Emma saß still zu Hause und weinte, der Robert aber sah nichts ein, nicht einmal, warum sie ihn abgewiesen. Er gieng finster und mürrisch umher, mied die Mädchen und den Tanzboden, aber suchte desto häufiger die Zechkumpane auf.

Nur eine lobte der Emma Betragen — des schiefen Hannes Mutter war es. Das Mädchen saß bei ihr und pflegte sie, denn sie lag an ihrer letzten Krankheit darnieder.

„Hast recht, Emma", sagte sie, „dass du nicht nach Schönheit und Gestalt siehst und den stolzen Burschen verschmähst. Meinen Hannes nimm, der hat ein gutes Herz und ich würde beruhigt sterben, wüsst' ich, dass du ihn betreust!"

Der Hannes mit dem guten Herzen schnarchte fürchterlich in der Kammer nebenan, und der Emma brannte noch Roberts Kuss auf der Wange.

Sie wolle dem Hannes eine Schwester sein, mehr könne sie nicht versprechen, erwiderte sie der Alten.

Wer weiß, wie lange sie noch gegen einander getrotzt hätten, wenn nicht ein Unfall dazwischen gekommen wäre.

Wenn man von manchen Menschen sagt, dass sie mit einem Fuß im Grabe stehen, so gilt es von den Locomotivführern, dass sie täglich mit beiden drin stehen. Auch Robert musste Lehrgeld zahlen. Er bemerkte es rechtzeitig, als er in den Bahnhof einfuhr, dass die Weiche falsch gestellt sei und auf einen abfahrtbereiten Personenzug leite. Er bremste und fuhr auf einen todten Strang, so ward der Zusammenstoß vermieden, nur die Maschine rannte hart gegen einen Prellpfahl, er wurde hinuntergeschleudert und blieb bewusstlos liegen — mit gebrochenem Bein brachten sie ihn nach Hause. Da war nun großer Jammer im Hause

seiner Eltern; die Leonharts hielten alles von dem einzigen Sohn. Der Vater war schon lange siech und saß im Lehnstuhl, die Frau wusste sich mit den beiden Kranken nicht zu helfen. In ihrer Noth holte sie Emma herbei, die Nachbarstochter, die sie sonst hochmüthig zu übersehen pflegte. Emma kam, und von ihrem sanften Wesen gieng Beruhigung und Hoffnung aus. Sie tröstete die Alten und pflegte den Jungen, ihre Hand war lind und geschickt.

Bald waren die Eltern ihres Lobes voll, Robert schwieg und blickte mürrisch zur Wand. Aber allmählich, wie die Besserung vorschritt, wurden seine Blicke freier und heiterer, sie folgten des Mädchens lichter Gestalt und ihrem emsigen Walten. Hatte sie mit dem Kranken zu thun und musste ihn anschauen, so trafen sich wohl ihre Blicke. Aber aus dem seinen sprach nicht mehr Keckheit und Trotz, nur sanfte, flehende Bitte: Dieser Sprache hatte Emma nicht widerstehen gelernt — sie blickte verwirrt zur Seite. Je mehr Roberts Genesung vorschritt, je seltener kam sie, endlich blieb sie ganz aus.

Und wieder war's an einem Sonntag, da hörte sie holpernde Schritte im Vorraum. Sie blickte zur Thür hinaus und sah den Nachbarssohn, der, auf zwei Krücken gestützt, zu ihr kam. Rasch schob sie ihm einen Stuhl hin, er aber blieb am Tische stehen.

„Ich komme nur, um dir zu danken, Emma", sagte er ernst, „du hast viel Gutes an mir gethan. Und dann bitt' ich dich, dass du mir nicht mehr zürnst, wegen damals — —

Ich war dumm, dass ich meinte, du würdest mir zufallen, wie der reife Apfel vom Baum. Nun bitt' ich dich gar demüthig: habe mich ein bisschen lieb, denn ich kann nicht mehr von dir lassen, und auch meine Eltern mögen dich nicht missen. Ich weiß wohl, ich verdiene dich nicht, ich bin nun ein Krüppel, den du nicht lieb haben kannst — aber thu's den Eltern zulieb! Dein Vater kann ja auch zu uns ziehen, das Haus ist groß genug —"

Ja freilich, anderen etwas zuliebe thun, das konnte sie nicht verweigern und musste sie gleich drum den Burschen heiraten, den sie von Kind an im Herzen trug.

So wurde sie Roberts Weib; in dem vornehmen Steinhaus wohnte sie nun als liebliche Hausfrau. (Schluss folgt.)

Der Vetter vom Lande.

Eine unheimliche Begebenheit, erzählt von einem Augenzeugen.

Mein Nachbar, der Oberbuchhalter Ellwurf, hatte einen Vetter bekommen.

Ellwurf war einst jahrelang Diurnist gewesen mit 9 Gulden Gehalt im Monat, und stand da ohne Freund und Verwandten. Dann war er Schreiber mit 32 Gulden geworden, hatte trotzdem keinen Verwandten. Dann ward er Buchhalter mit 70 Gulden und einer Frau, aber Verwandten hatte er noch immer keinen. Endlich wurde er Oberbuchhalter mit 2600 fl. Jahresgehalt, und siehe, es war ein Vetter da. Man konnte nicht sagen, dass er vom Himmel gefallen sei, denn er war schon gegen fünfzig Jahre alt und seit dreißig Jahren Mastviehhändler im Murthale. Aber es war ein überaus freundlicher Vetter, wie er jetzt auf einmal in der Thür stand, die Arme ausbreitete und dem Oberbuchhalter zurief: „Friedel! Friedel! Kennst du mich denn nicht mehr? der Oheim Isidor! deines seligen Vaters Bruder!“ — Auch seine Gestalt war erfreulich. Sie war nicht groß von Ansehen, jedoch aber behangen mit einer großen Ledertasche, in welcher ein ganzer Schweinsschinken stak; sie hatte über der Achsel einen Korb hangen mit Eiern und Krapfen. „Weil ich doch nicht ganz mit leeren Händen kommen mag zu meinem lieben Friedel, den ich halt gar nicht vergessen kann. Als Wickelkind hab' ich dich einmal über das Breitfeld hinausgetragen, weißt du noch? Wenn er jetzt schon zu mir nicht kommt, so musst du wohl einmal zu ihm gehen, hab' ich mir gedacht. Geht dir gut, hab' ich gehört. Hast es weit gebracht, sakermentisch weit! Über zweitausend das Jahr, sagen sie! Donnersbub, so viel tragt's bei mir nimmer. Aber schön hast es da! Sauber ist's bei dir. Hast ja auch eine Frau, höre ich. Darf ich sie gleich sehen? Da hab' ich was für sie. So große Eier machen sie nicht in der Stadt! Kosten mich auch fünf Kreuzer, das Paar! Na na, nicht so! Euch kosten sie nichts. Und nachher da — ein Schinken! Da wird er einmal schmausen dabei, mein Friedel! Bauernschinken! Im Rauchfang geselcht! In der ganzen Grazerstadt findest keinen, wie den. Ich hätt' ihn gestern im Postwirtshaus zu Leoben verkaufen können, um fünf

Gulden! Oha! sag' ich, hab ich gesagt, der wird nix verkauft, der gehört meinem Neffen, dem Herrn Oberbuchhalter zu Graz. — Ein paar Tage bleib' ich bei euch. Ei ja, das wohl. Verlassen thu' ich meine Verwandten nicht. Wer kommt denn da? Ist das die deinige? deine Frau? Eine saggrische Gredl! Grüß Gott, Frau Mahm! der Vetter Isidor! Kennst mich nicht? Bissel ein Recht musst mir doch noch lassen an deinem Mann, verstehst! Wie du noch in Abrahams Schnappsack bist gewesen, hab' ich ihn schon auf den Händen getragen über das Breitfeld hinaus. Nichts Kleines noch? Na, wird schon kommen. Du, Frauerl! Geh schau einmal, was dir der alte Vetter mitbringt!"

Das alles fast in einem Athem, so dass weder der Oberbuchhalter noch seine Frau ein Wort dazwischen schieben konnten. Sie hätten auch nicht recht gewusst, was da zu sagen war. Ziemlich gelassen führten sie die Bescherung in den „Salon". Das war das größte, schönste, kostspieligste Zimmer, welches unser Ehepaar leer stehen ließ, während es sich mit ein paar engen, dunklen, hofseitigen Kammern zum Wohnen bediente. Aber das verlangt die Sitte so. Ein Salon, natürlich! da werden wöchentlich ein paar fremde Leute hineingeführt auf ein halb Stündlein Gewäsch. Die näheren Bekannten hocken sich erst noch in eine Hofkammer hinein, wo es sich eigentlich noch gemüthlicher tratschen lässt. Doch, was rede ich denn da über meinen lieben Nachbar, den Oberbuchhalter Ellwurf! das ist ja nicht bei ihm allein so, das ist auch bei uns so, das ist fast überall so, wo es gescheite Leute gibt. — Also hinein mit dem Vetter in den Salon. Freilich wohl warf die Hausfrau einen verzweifelten Blick auf sein Schuhwerk, aber der Blick änderte dran nichts, da hätte ein mächtiger Borstenbesen bessere Dienste geleistet.

Alsdann am Abend. Da schickte der Oberbuchhalter ein Brieflein zu mir, ich möchte ihm zu Hilfe kommen. Es sei ein ungeahnter Vetter vom Lande eingetroffen und mit dem wisse er nichts anzufangen. Ich möchte doch zum Nachtmahl hinüberkommen.

Ein Vetter vom Lande? Mit dem wird doch noch fertig zu werden sein. Ich gieng hinüber, wurde dem Gaste vorgestellt als ein Freund des Hauses, worauf er meine Hand packte, sie derb drückte und laut rief: „Schön! Schön! Aber was Sie für ein Handerl haben, ein weiches! Sind Sie auch ein Buchhalter? Nicht? Kein Buchhalter? Na, wenn's nit anders ist. Alle Leute können halt nicht Buchhalter sein", entschuldigte er nachsichtsvoll. Doch gieng seine Wärme gegen mich augenblicklich zurück, steigerte sich aber beim zweiten Glase Wein zu ungeahnter Höhe. Den Neffen umarmte er, den habe er ja einmal auf den Händen getragen, über das Breitfeld hinaus. Mich sprach er mit du an. „Wenn'st auch kein Buchhalter bist. Hast halt ein anderes Geschäft. Auch recht, auch recht. Geh'n thut's dir gut, das sieht man. Aber schau — meiner

lieben Schwägerin, oder Mahm, oder was sie ist, der muss ich doch ein Bussel geben!" denn die Frau Oberbuchhalterin war eben hereingekommen mit dem Schinkenaufschnitt. — „Ein Bussel krieg' ich vom Vetter!" lachte das muntere Frauchen, „na, da muss ich mir doch vorher den Mund abwischen gehen!" eilte in die Küche zurück und kam nicht mehr herein.

Der Vetter sprach seinem Schinken mit Macht zu. „Wohl wohl", sagte er während des Essens. „Hab' mir's gleich gedacht, dass er euch schmecken wird. So guten Schunken gibt's nur auf der Bäuerei. Da thun sie ihn im Rauchfang selchen. Die Stadtfleischhacker selchen ihn mit Schalider (Salpeter), da ist er nicht gut. Aber Wein habt's einen guten. Was er etwan kostet, die Maß?"

Aus der Küche brachte die Magd Kalbsbraten mit Salat und hernach Käse mit Backwerk herein. Der Vetter bedauerte, nicht auch einen Schafkäse mitgebracht zu haben. „Der beste Kas ist der Schafkas!" erklärte er. Und dabei trank er und trank.

Sein Gesicht war während des Essens, Trinkens und Plauderns leuchtend roth geworden. Es war rundlich, wohl rasiert, hatte ein Birnnäschen und kleine Äuglein, die bei jedem Wort vielsagend blinzelten, als wäre es etwas gar Anzügliches, Deutsames. Schließlich wollte er mit mir Sackuhr tauschen, die seine sei viel größer und schwerer und nur wöchentlich einmal zum Aufziehen. Das rückwärtige Blatt sei echt Schildkrotschale, der Reifen von Silber, Altsilber, nicht Neusilber, und er hätte schon gutes Angebot gehabt für diese Uhr. — Ob sie auch verlässlich gienge? fragte der Oberbuchhalter.

„Mein Gott!" entgegnete der Vetter überlegen, „da gibt man sie halt dem Uhrmacher." Der Zeiger stand thatsächlich auf halb sieben, statt auf zehn Uhr. Trotzdem nahm der Vetter die Zeit wahr und traf Anstalt, seine große rußige Pfeife zu stopfen. Der Oberbuchhalter wollte es mit einer Cubacigarre verhindern, was ihm aber nicht gelang.

„So so, a Cigarl!" sagte der Vetter und nahm sie in die Faust wie einen Spatenstiel. „Da derspare ich meinen eigenen Tabak. Vergelt's Gott! Warts, Bürschlein, das machen wir so!" Er zerbrach die Cigarre mit den Fingern, stopfte sie in seine Pfeife und begann sie dergestalt bedächtig zu rauchen. Der Hausherr öffnete bald ein Fenster, da fand aber der Vetter, es stinke herein. Als der Oberbuchhalter bereits auf eine Gelegenheit zu sinnen begann, die Tafel aufzuheben, klatschte der Vetter plötzlich in die Hände: Wisst's was, Leut', jetzt wär' ein Schnaps gut! Was? du hast nit einmal einen Schnaps im Haus, Oberbuchhalter? Na wart', da hast, schick' einen kleinen Buben!" Aus seinem ledernen Geldbeutel nestelte er einen Zwanziger hervor, da gestand der Buchhalter, er hätte nicht bloß keinen Schnaps im Hause, sondern auch keinen kleinen Buben.

„Seids Pfründner!“ knurrte der Vetter gutmüthig. „Das muss ich schon sagen, leben thun wir auf dem Lande besser, als die Stadtleut'!“

Ziemlich auffallend fragte mich der Oberbuchhalter, wie viel Uhr ich hätte? Es zeigte sich die eilfte Stunde, und nun hob der Vetter seinen fetten Zeigefinger und die falben Augenbrauen: „Gelt, dass du einen schlechten Brader hast! Auf der meinen ist's erst erst halb sieben — nache der könnten wir noch lang' gemüthlich beisammsitzen!“

Um gut und angenehm auseinanderzukommen belachten wir den Witz und dann wurde der Vetter in sein Zimmer gebracht. Es war der Salon. Frau Ellwurf that ein Übriges zu Ehren des Gastes, sie überdeckte die großblumigen Möbel mit weißen Leintüchern und über den Parquetboden breitete sie einen Teppich, der sonst draußen im Vorzimmer lag.

„Jetzt sollt' ich halt mein Federbett dahaben!“ sagte der Vetter, während er das Lager befühlte, das zwar aus Matratze, Einsatz und einer rothseidenen Decke bestand, aber allerdings keine Eiderdunen aufwies.

„Schlaf recht wohl, Onkel!“ verabschiedete ihn der Oberbuchhalter, „die Kleider leg auf einen Sessel vor die Thür hinaus.“

„Gestohlen wird nichts, gelt?“ ließ er fallen, that zur Vorsicht aber Geldbeutel und Brieftasche aus den Säcken, doch wurden die Schätze wohl erst an sicherem Orte geborgen, als wir aus dem Zimmer waren und er die Thür hinter uns verriegelt hatte.

Der eine Tag war überstanden. Nun aber der andere? — Ich war morgens mitten im Rasieren, als die Köchin des Herrn Ellwurf — ohne anzuklopfen — in das Zimmer stürzte: der gnädige Herr lasse bitten, geschwind möchte ich kommen! — Ich beeilte mich noch, die linke Wange der rechten gleichzumachen, da war auch schon Oberbuchhalters Stubenmädchen vorhanden: Es sei die höchste Zeit! Beim Vetter wäre etwas nicht richtig! Sie müsse sogleich weiter zum Arzt und zum Geistlichen.

Als ich hinüberkam, stand die Thür in das Zimmer des Vetters weit offen. Am Bette stand rathlos der Herr Ellwurf im Schlafrock, während seine Frau eine Decke um die andere über den armen Vetter breitete. Denn dieser schüttelte und klapperte vor Frost, dass es ihn im Bett auf- und niederschnellte wie einen Ballen. Das Gesicht fahl, eingefallen, verzerrt und greisenhaft, die Augenlider halb zugesunken, so ächzte und stöhnte er. Jetzt erhob er sich, beugte sich über die große Waschschüssel, die sie ihm ans Bett gestellt hatten mit Wasser, dass er sich laben könne; ein wilder Krampf krümmte seinen Körper, und dann fiel er wieder aufs Lager zurück. Die Pulse sprangen wild.

Der hat Gift im Leibe! war mein erster Gedanke, und der Oberbuchhalter starrte mich fragend an. Er wie sie schienen meine Meinung

zu errathen, und so lief die Frau nun in die Küche um Kuhmilch, die in solchen Fällen so heilsam sein soll.

„Machts ein End!“ stöhnte der Kranke in Todesnoth, rang die Hände und rieb sich mit den Fäusten Brust und Bauch, „lassts mich nit so verdammt leiden. Oh dieses Übel! Und dieser rasende Kopfschmerz! Was denn, was denn? Es soll ja — alles euch gehören, wem denn sonst?“ —

Ob er etwa Papier und Feder wünsche? fragte ihn der Oberbuchhalter.

„Oh sterben! sterben!“ wimmerte der Vetter unter Zähneklappern, „sterben thut so viel weh! so viel weh!“ und ächzte zum Erbarmen.

„So weit wird's ja wohl nicht sein um Gotteswillen!“ tröstete die Frau, „gleich wird der Doctor kommen, gleich wird er da sein. Nachher wird's schon besser werden.“

Dem Sterbenden gab es plötzlich einen Riss. Dann schlug er das Auge weit auf, es war halb gebrochen, er starrte auf den Oberbuchhalter — ein Blick voll unendlichen Vorwurfs.

„Dieses Haus! dieses unglückselige Haus!“ stöhnte er, immerwährend von heftigstem Fieber hin und hergeschleudert.

„Wenn du einen Wunsch solltest haben, lieber, guter Vetter“, sprach der Oberbuchhalter und hielt ihm Papier und Bleistift vor. „Nein, nicht so, was glaubst du denn von uns! Ich meine nur, falls du aus der Apotheke etwas haben wolltest. Der Arzt muss ja übrigens jeden Augenblick da sein.“

„Du — hu hu!“ gröhlte der Vergehende, sich halb gegen den Buchhalter aufrichtend, unheimlich wie ein Gespenst. Die Fäuste reckte er bebend gegen Himmel, und dann krümmte er sich wieder auf dem Bette wie eine Raupe.

Das Stubenmädchen kündete an der Thür: „Der Herr Doctor!“ Der Arzt trat ein, that einen raschen Blick auf den Kranken, ob es nicht schon zu spät sei. In wenigen fliegenden Worten theilte die Hausfrau ihm die Krankengeschichte mit, während er begann, den Schwerleidenden zu untersuchen. Zuerst fühlte er ihm den Puls, dann prüfte er den Hitzegrad, hernach behorchte er die Brust, soweit es bei dem Fieberschütteln möglich war, den kalten Schweiß wischte er ihm mit einem weißen Tuch von der Stirn, dann hob er mit den Fingernägeln die Augenklappen und prüfte sie genau. Dann richtete sich der Doctor empor und heftete einen durchdringenden Blick auf den Oberbuchhalter.

„Wie nur auf einmal so was sein kann!“ murmelte dieser, selber schier gebrochen.

„Es ist etwas vorgegangen!“ sagte der Doctor mit leiser Stimme.

„Mein Gott, was soll denn vorgegangen sein?“ jammerte Herr Ellwurf. „Er kam vom Lande herein, erst gestern. Wir haben den Abend noch so gemüthlich mitsammen zugebracht.“

„Er war noch so frisch und munter!“ bestätigte die Frau. „Noch soviel gelacht haben die Herren.“

Der Doctor winkte mit der Hand ab, sie sollten es gutsein lassen, und stellte dann an den Kranken ein paar Fragen, die dieser unter Krämpfen und Stöhnen halb ohnmächtig vor Schmerzen beantwortete. Der Doctor winkte den Herrn Ellwurf ins andere Zimmer; als sie dort waren, lehnte er die Thür halb zu, stellte sich nahe vor dem Oberbuchhalter hin und murmelte: „Erschrecken Sie nicht, Herr Ellwurf! die Diagnose stellt sich — ich dürfte mich kaum irren.“ —

„Steht es wirklich schlecht, Doctor?“

„Dieser Zustand“, fuhr der Arzt kopfschüttelnd fort, „hat ganz verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Katzenjammer. — Gewiss. Na, mit keinem gewöhnlichen, das versteht sich. Der Mann mag vielleicht über die Gewohnheit zugesprochen haben. Es ist ein großer Kater, mein lieber Herr!“

In diesem Augenblick hörte man vom Krankenzimmer her das Geräusch einer Eruption. Als ich ins Zimmer trat, war alles vorüber, die Frau und die Mägde lebhaft beschäftigt, Ordnung zu machen. Der Vetter lag zurückgesunken in das Kissen, die wachsfalben Hände über der Brust; er bewegte sich nicht mehr. Wenige Augenblicke später hub er an, mit größter Behaglichkeit zu schnarchen.

Der Doctor schmunzelte und sprach: „Jetzt lassen Sie ihn ein paar Stunden schlafen. Später bereiten Sie ihm einen Rostbraten mit Knödeln, denn er wird Hunger haben.“

Im Stiegenhause klang ein Glöcklein, das Stubenmädchen an der Thür meldete Seine Hochwürden.

Wie der Oberbuchhalter sich mit dem geistlichen Herrn auseinandergesetzt hat, das weiß ich nicht. Ich hörte nur noch, wie draußen jemand sagte: „Man merkt es wohl Herr Ellwurf, dass Sie lange Zeit Diurnist gewesen sind. Sie haben keine Erfahrung.“ R.

Gedichte.

Von **Sophie von Khuenberg.**[1])

Denk ihn dir todt!

Wenn tiefstes Leid ein Mensch dir angethan
Und du gemeint, es niemals zu verwinden,
Denk' ihn dir todt! Dann erst wirst du empfinden,
Dass aller Schmerz und Hass nichts war als Wahn.

Dann wird, einlenkend, deiner Wehmuth Kahn
Zurück den Weg zur Bucht der Liebe finden,
Aus letzten Blumen wirst du schweigend binden
Ein Kränzlein ihm, und schweigend nimmt er's an. —

Denk ihn dir todt! Dann wird dein Groll zu Thränen,
Dein heißer Trotz — er wandelt sich in Reue
Und wo noch Stolz und Gram zu kämpfen wähnen,

Da hebt sich siegreich — mitleidsvolle Treue!
Versöhnung siehst du lächelnd niederschweben,
Aus Todesahnung blüht dir neues Leben!

* * *

Bekenntnis.

Du fragst, was ich am meisten liebe? Kinder! —
Und dann? Ach, Pferde, Hunde, Lämmer, Rinder,

Und Löw' und Tiger, Hirsche und Gazellen.
Der Vögel Scharen, lustige Forellen.

Und Meeresflut und kühle Hochwaldslüfte
Und ungezählter Blumen süße Düfte! — —

Am wenigsten, ich muss es offen sagen,
Kann ich mit meinesgleichen mich vertragen.

Denn selten find' ich Menschen, wie's mich freute,
Meist sind es Menschen nicht, — es sind nur Leute!

Ihr Herz ist Hirn, ihr Hirn ein Sklav' der Zeit,
Ihr Streben: Geld, ihr Sinnen: Eitelkeit.

Ihr Blick ist trüb, armselig ist ihr Mut
Vertrocknet ihr Gemüth und krank ihr Blut.

Nicht fähig sind sie einer großen Liebe,
Nur dumpf beherrscht von ihrem Sinnentriebe.

Und wollt' ich, ach nach solcher Neigung trachten,
Weißt Gott! ich müsste selber mich verachten!

Drum halt ich mich an euch, ihr Kleinen, Reinen,
Die alles glauben und die nichts verneinen.

Die Mensch noch sind in aller Unschuldskraft
Und voll des Gottes, der das Gute schafft! —

Die Thiere lieb' ich, die als Dulder tragen
Und treu und hilfreich sind an allen Tagen.

Den Bergwald schmücken und die Thäler zieren,
Die wiehern, bellen, flöten, locken, girren,

Gefangen hinter Stäben schmerzlich träumen
Von sonniger Wüste, blauen Himmelsräumen.

Sie alle, die uns willenlos ergeben,
Hinopfern schweigend, Kraft und Stolz und Leben! —

Und dich, Natur, du unvergängliche Schöne,
Wie lieb' ich dich! Es rauscht, wie Orgeltöne

Der Sturm hin durch die Wälder, und am Meere
Da fühl' ich recht der Menschheit ganze Leere,

Die wie ein Nichts zerflattert rasch vergessen,
Wenn ich an deiner Größe sie gemessen!

---

[1]) Aus „Psyche“. (Hamburg. Konrad Kloß. 1896.)

Und spräch' zu mir ein Gott: das Glück sei dein!
So wie du möchtest — soll dein Leben sein!

Dann wählt' ich mir ein Schloss am Bergesrand
Mit weitem Ausblick über Meer und Land,

Und was da rennt und flattert, weidet, schnellt,
In lustiger Freundschaft hätt' ich mir's gesellt!

Und Kinderlein, altkluge, lieblich-dumme,
Viel Plappermäuler und noch reizend stumme.

Die wollt' ich herzen, lehren, führen, pflegen,
Von Blumen rings umblüht auf allen Wegen. — —

Beschiede Gott mir solche Lebenswende,
Da wär' ich glücklich, glücklich ohne Ende!

* * *

Mutterglück.

Ach, was mein Junge für Beine hat
Und was für rosige Fersen —
Besingen möcht' ich ihn ganz und gar
Mit meinen prächtigsten Versen.

Doch daraus macht sich der Schalk nicht viel,
Er kennt viel süßere Gaben.
Am liebsten möcht er tagaus, tagein
An Chocolade sich laben!

Doch weiß ich noch eins, das ihn beglückt:
Wenn meine Arme ihn haschen
Und tanzend ihn drehen im lustigen Kreis —
Das geht ihm noch übers Naschen.

Und Münchener Bogen, Schock schwere Noth —
Die liest er und kann noch nicht lesen!
Auswendig sagt er's am Schnürchen her,
Ist kaum drei Jahr' erst gewesen!

Und wollt ihr 'nen strammen Soldaten seh'n —
Habt acht: er steht wie gedrechselt,
Was gilt's, man hätt' ihn bei einem Haar
Mit einem Gardisten verwechselt!

Doch glaubt ihr, dass er nicht schmeicheln kann? —
Ich sag' euch, er schnurrt wie ein Kätzchen —
Und lächelnd flüchtet die Strenge sich
Vor seinen lieblichen Mätzchen.

Ach, und ein Herzlein hat mein Jung
Von tapferem, fröhlichem Schlage
Und wer es mir jemals traurig macht,
Den hass' ich all meine Tage!

Drum merk' es dir' Schwiegertöchterlein
Du liebliches, tief drin im Teiche,
Kommst du zur Welt und gewinnst dir einst
Dies Herz, das goldene, weiche,

Dann hüt' es und lieb' es und sei ihm treu
Mit deinem tiefsten Empfinden,
So weit du auch suchst auf dieser Welt,
Wirst du kein besseres finden!

* * *

Erklärung.

Was eine Mutter ist, will ich euch sagen:
Ein Name nur für alle Erdenplagen,

Ein Ding, so unfrei, als ihr's denken könnt,
Das sich nicht Schlaf, nicht Ruh, nicht Freude gönnt.

Ihr Kind ist alles — Weltlauf und Geschick,
Sein Lächeln ist ihr Lohn, Befehl sein Blick.

Lass betteln sie — es wird ihr froh genügen,
Schläft nur ihr Kind mit linden Athemzügen.

Doch wird es krank und fiebert seine Stirn,
Dann siecht ihr Herz, und Wahnwitz fasst ihr Hirn.

Und hat sie es gesund und lachend wieder,
So fällt sie betend auf die Knie nieder.

Und jauchzt und stammelt, weiß sich kaum zu fassen,
Kann nichts beginnen, kann nicht grollen, hassen,

Weiß nur das eine, dass es froh genesen
Und taucht in Seligkeit ihr tiefstes Wesen!

Lasst untreu sein den Mann, verkehrt die Welt,
Nehmt Schönheit ihr und Ruhm und Gut und Geld,

Versagt ihr alles, was ihr Herz begehrt,
Lasst nur ihr Kindlein hold und unversehrt,

Sie wird es dankbar drücken an die Brust
Und jubelnd preisen ihres Daseins Lust!

Neue Kunde über Lenau.

Anton Schlossar hat uns ein Buch vermittelt, das im allgemeinen von großem Interesse und für die Lenaubiographie von besonderer Wichtigkeit ist.[1]) Da finden wir fürs erste eine beträchtliche Anzahl Lenau'scher Briefe, deren Wert nicht allein darin besteht, dass sie bisher noch nicht veröffentlicht wurden. Sie wären wertvoll, auch wenn sie nicht Lenau oder ein anderer Berühmter geschrieben hätte. Fürs zweite ist die von des Dichters Freundin Emilie von Reinbeck aufgeschriebene Krankengeschichte Lenaus ein wahres Kleinod. So schlicht, so kar, so sachlich wird hier des unglücklichen Dichters Geschick dargestellt, dass es auf den Leser direct wie ein Erlebnis wirkt. Fleißige Commentare des Herausgebers greifen zu Anfang und zum Schlusse erklärend ein, und ein großes Facsimile Lenaus ist willkommene Beigabe.

In diesen Briefen wollen wir ein bisschen blättern. Lenau gieng im Jahre 1832 nach Amerika, wo er sich sogar ein Stück Landes erwarb, mit dem er später, als er wieder in Österreich lebte, allerdings nichts anzufangen wusste. Bei den jämmerlichen Zuständen in der Heimat, unter denen Lenau besonders von der Censur schwer zu leiden hatte, hätte er gewiss in der neuen Welt seine Hütte aufgeschlagen. Aber dort war es auch nicht einladend, wie ein Brief des Dichters vom März 1833 darthut:

„Wie mir Amerika gefällt? — Fürs erste: rauhes Klima. Heute ist der 5. März, und ich sitze am Kamin; draußen liegt fußtiefer Schnee, und ich habe ein Loch im Kopf, das ich mir gestern bei einem tüchtigen Schlittenumwurf gefallen habe. Die Wege der Freiheit sind sehr rauh; das Loch im Kopf aber ist sehr gut; ich glaube, durch dieses Loch werden die letzten Gedanken an ein weiteres Herumreisen (eigentlich Herumrasen), um glückliche Menschen und überhaupt besseres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopf hinausfahren. Wie aus dem geöffneten Bierkruge die fixe Luft, so machen sich aus meinem geöffneten Kopfe die fixen Ideen los.

Fürs zweite: rauhe Menschen. Ihre Rauheit ist aber nicht die Rauheit wilder kräftiger Naturen, nein, es ist eine zahme, und darum doppelt widerlich. Büffon hat recht, dass in Amerika Menschen und Thiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter

[1]) Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck 1832—1844, nebst Emilie von Reinbecks Aufzeichnungen über Lenaus Erkrankung, nach den großentheils ungedruckten Originalen. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1896.)

herabkommen. Ich habe hier noch keinen muthigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur ist hier entsetzlich matt. Hier gibt es, wie Sie wissen, keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Sangvögel. Dies scheint mir ein poetischer Fluch zu sein, der auf dem Lande liegt, und von tiefer Bedeutung. Der Natur wird hier nie so wohl ums Herz, oder so weh, dass sie singen müsste. Sie hat kein Gemüth und keine Phantasie, und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben. Es ist was recht Trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Besonders haben die eingewanderten Deutschen einen fatalen Eindruck auf mich gemacht. Wenn sie einige Jahre hier gewesen, hat sich alles Feuer, das sie aus der Heimat herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen sie selbst. ‚In Deutschland war ich ein ganz anderer Kerl — sagte einer — da würde ich jeden hinter die Ohren geschlagen haben, der mir das geboten hätte —‘ rc. —. Die schlimmste Frucht der üblen Verhältnisse in Deutschland ist meiner Überzeugung nach die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrängten Menschen herüber, und den letzten himmlischen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen sie hin für ein Stück Brot. Anfangs dünkt ihnen das fremde (furchtbar fremde) Land unerträglich, und sie werden ergriffen von einem heftigen Heimweh. Aber wie bald ist dieses Heimweh verloren! Ich muss eilen über Hals und Kopf hinaus, hinaus, sonst verlier' ich das meinige auch noch. Hier sind tückische Lüfte, schleichender Tod. In dem großen Nebellande Amerika werden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblutet sich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika habe. Doch ich weiß es.“

Andere Briefstellen Niembsch von Strehlenaus geben den Stolz des gebürtigen Ungarn wieder: „Sie sagen, ich wolle gleichsam einen Mäcenas im Grafen Alexander suchen. Nein, nicht so. Ich brauche keinen Mäcen, das ganze deutsche Volk ist mir zum Mäcen nicht genug. Mäcen ist Gnadenherr, und das Wort Gnade hat ein Schuft erfunden.“

Gerne weilte Lenau in Steiermark, aus Neuberg und Aussee datieren mehrere Briefe. Er spricht über die Alpen, die Naturschönheiten und über das schlechte Wetter wie ein moderner Tourist. Über einen Ausflug zum Todten Weib schrieb er am 20. September 1834: „Er fiel gut aus! Dreißig Personen, ein lustiges, harmloses Völklein war meine Gesellschaft. So heiter es übrigens dabei zugieng, mir wurde doch etwas leer und bang dabei zu Muthe.“ Es ist der ideale Geist, der sich einsam fühlt unter der Banalität der Leute. Auch die steirischen Tänze, die er sosehr geliebt und so schön besungen, hatten für ihn ihren Reiz verloren. Gemsjagden, zu denen er geladen wurde, hatten anfangs ihrer Beschwerden wegen für ihn Anziehungskraft. Vom blutigen Vergnügen, schöne, harmlose Thiere zu morden, schrieb er wenig. Am 15. August 1835 schrieb er nach Stuttgart:

„Meine Reise in Steiermark war ganz herrlich. Ich habe mehrere Höhen bestiegen, darunter die Schneealpe bei Neuberg 6000, und der Hochschwab, den ich seines Namens wegen gewählt hatte, an 8000 Fuß über dem Meere ist. Da hab' ich in einem Felsenthal ein Jägerhaus gefunden, wo ich gerne länger geblieben wäre. Das Thal heißt die Vorhölle. Rings herum von sehr hohen Bergen eingeschlossen, ist es der ernsteste Winkel der Erde, den ich kenne. Wenn Horaz von seiner Lieblinsgegend sagt: jener Winkel lacht mir vor allen auf Erden, so sag' ich von der meinigen: jener Winkel trauert mir vor allen und ist mir darum der liebste. O, wären Sie

bei mir gewesen, dann hätten Sie mir malen müssen. Abends neun Uhr kam ich auf meiner Fußwanderung in Begleitung eines heftigen Gewitters in die Vorhölle. Die Natur schien alle ihre Schrecken zusammenzunehmen, um sich in ihrer würdigsten Gestalt zu zeigen. Die Blitze gossen sich wie Ströme auf die steilen, grauen Kalkfelsen herab, der Donner, der Sturmwind, der sich in den Klippen wie in einer Riesentuba verfieng und nicht brauste, sondern eigentlich klang, das Rauschen des Wassers und das von Zeit zu Zeit ertönende Geschrei einer Eule, das alles drang die ganze Nacht auf mich ein und erhielt mich in der Spannung eines schauerlichen Entzückens. Ich werde diese Nacht noch einmal in einem Gedichte schildern. Das war in jenem Jägerhaus. Diesem gerade gegenüber steht eine senkrechte Felsenmauer, auf der ich, während ich vor dem Hause mein Frühstück aß und rauchte, die lieben Gemsen herumklettern sah. Drei Tage darauf bestieg ich den Hochschwab. An sieben Stunden dauerte das Aufsteigen, welches mir aber durch die herrliche Luft und Aussicht, durch den Anblick vieler Gemsen, die mir im Klettern mit bestem Beispiel vorangiengen und deren ich hundertfünfunddreißig zählte, und durch die Gesellschaft zweier Jäger zu einem höchst ergötzlichen Spaziergang gemacht wurde. Das Nähere oder Weitere dieser Reise mündlich. Nur noch das bemerke ich, dass diese Gebirgsreise meine Gesundheit wunderbar gestärkt hat, namentlich meinen Magen dergestalt, dass ich neulich in Penzing bei einer Tafel von dreißig Personen fast der stärkste Esser war."

Die Wiener Literaturkreise gefielen ihm damals so wenig, als sie ihm vielleicht später gefallen haben würden. Vom 5. October 1834 schreibt er:

— „Das Treiben der hiesigen Literatoren ist höchst unerquicklich und anwidernd. Das feindet sich an, das beneidet sich wechselseitig um jeden Bissen Ruhm und sucht sich solchen vom Maule wegzuschnappen. Diese Menschen, wenige abgerechnet, kommen mir vor, als hätten sie, eine Diebsbande, ein par Fetzen Reputation gestohlen, um welche sie sich nun mit Gezänke herumbalgen. Widerlich, sehr widerlich! Ich möchte hier keinen Almanach herausgeben. Einige Auftritte unter den hiesigen Schöngeistern, wobei es, wie man mir erzählte, zu Stockschlägen gekommen ist, haben mich dermaßen abgestoßen, dass ich statt aller literarischen Conversation hier lieber nach meiner alten Geige greife."

Am 21. October schrieb er über die Recensenten: „Ich habe viel zu wenig Respect vor diesen Herren, als dass sie mich genieren könnten." — Aber lieber Mensch, so etwas sagt man doch nicht!

Gewaltig schwärmte Lenau für die Musik, besonders für Beethoven: „Da will ich mein Herz recht durchstürmen lassen von dem göttlichen Beethoven, der auf mich wirkt, wie kein Geist auf Erden." Gelegentlich eines Concertes des Geigenspielers Artot, der ihn entzückte, schrieb er am 27. März 1835:

„War auch das Spiel dieses außerordentlichen Virtuosen groß und herrlich und namentlich sein Adagio wahrhaft bezaubernd, so musste er dennoch die Kränkung erfahren, dass der größere Theil des Publicums noch während seiner letzten Variationen aufbrach. Sehr ärgerlich und grundphilisterhaft ist diese erbärmliche Besorgnis des Publicums um seine Mäntel, während es in eine Welt versetzt sein sollte, wo man keine Mäntel mehr braucht. Hätte doch der Künstler allen Störern zugleich seine Geige an den Kopf schlagen können! Doch nein, an diesen Felsen sollte das edle Saitenspiel nicht zerschellen! Einen Blick aber warf Artot auf die Barbaren herab, so zürnend und verachtungsmächtig, dass es mir in der Seele wohlthat; aber nur

einen. Von diesem Augenblicke klang sein Adagio noch viel leidenschaftlicher und tiefer, es klang wie ein schmerzliches Fortflüchten aus dem Kreise dieser Rohen und Kalten und wie ein Ausweinen in den Armen seines Genius."

Man sieht, das Philisterium bleibt sich immer gleich. Auch heute, wenn einer solchem Publicum die Violine an den Schädel schmeißen wollte, wäre es schade um — die Geige.

Auf das Bitterste beklagte sich der Dichter über die österreichische Censur, die mit den unsterblichen Geistesschätzen der großen Männer des Reiches allerdings ganz abscheulich wirtschaftete — schon damals unbegreiflich für die draußen im glücklicheren Schwaben, wo sich trotz des Hohenasperg die herrlichen Geister doch immer noch freier und geachteter erheben durften. Lenau schrieb am 11. September 1838: „Ein Hund in Schwaben hat mehr Achtung für mich, als ein Polizeipräsident in Österreich." Und am 23. November:

„Liebste Emilie!

Hätte ich Ihnen was Angenehmes zu schreiben gehabt, ich würde Ihnen längst geschrieben haben. So aber war mein Leben seit meinem letzten Briefe ein beständiger Ärger. Die verfluchten Vexationen der hiesigen Censurbehörde haben selbst jetzt noch immer kein Ende finden können. Von Zeit zu Zeit empfängt mich, wenn ich nach Haus komme, eine auf meinem Tisch liegende Vorladung zu irgend einem Verhöre. Die Verhöre sind nun endlich geschlossen, aber mein Urtheil ist mir noch nicht gesprochen werden. Nachdem ich in vielen und bis zum Tod langweiligen Verhören, durch genaueste Angabe meines Aufenthaltes vom Mutterleibe an bis zur traurigen Gegenwart nachgewiesen hatte, dass ich durch keinen ununterbrochenen zehnjährigen Aufenthalt in Österreich zum österreichisch-deutschen Staatsbürger nationalisiert, sondern noch immer als Ungar zu betrachten sei und folglich unter die österreichisch-deutschen Censurgesetze nicht gestellt werden könne, erklärt zwar der hiesige Magistrat, bei welchem die Verhandlungen stattgefunden, er sei nicht competent, in meiner Sache ein Urtheil zu fällen, dagegen aber wurde mir eine alte Verordnung, ein ungarisches Hofkanzleidekret vorgelegt (vom Jahre 1798), nach welchem es auch jedem Ungar verboten ist, ohne vorläufig erhaltene Censurbewilligung irgend etwas im Auslande drucken zu lassen. Ich wusste bis dahin bloß, dass für das Königreich Ungarn keine verfassungsmäßig sanktionierte Censurgesetze bestehen. Das Vorhandensein jenes unseligen Hofdecrets war mir aber völlig unbekannt geblieben. Stellen Sie sich meinen Ärger vor, so aus dem österreichischen Regen in die ungarische Traufe gerathen zu sein, und so viel Müh und Galle und Katzbalgerei aufgewendet zu haben, um endlich diesen Tausch zu stande zu bringen. Ich erwarte jetzt mein Urtheil; bin übrigens fest entschlossen, eine Geldstrafe, falls eine solche über mich verhängt werden sollte, nicht zu zahlen, sondern den Scandal auf seinen Gipfel dadurch zu treiben, dass ich mich einsperren lasse. Die Herren sollen sich ganz brandmarken.

Wenn ich bedenke, dass solche meine Erwerbnisse die österreichische Censur nicht passiert haben, meine schönsten Lebensfreuden folglich auf illegalen Wegen von mir erbeutet sind, so muss ich jenes feindliche Gesetz auch aus diesem Grunde und doppelt hassen. Und doch gebürt mein Hass noch immer viel weniger dem Gesetze selbst, als denjenigen legalisierten Bestien, die das Gesetz auf eine so niederträchtige Art handhaben, dass kein österreichischer Dichter die literarische Ehre seines Vaterlandes befördern kann, ohne dass er dessen Gesetze verachtet. In der Interpretation der österreichischen Censurgesetze ist nirgends die Spur einer herz- oder vernunftbegabten Menschennatur

zu finden, sondern überall nur boshaft gierige, alles geistige Leben benagende Fresswerkzeuge, und unsere Censoren stellen im Gegensatze der pflanzen- und fleischfressenden Thiere die Classe der geistfressenden Thiere dar, eine abscheuliche, monströse Classe!"

Unseren jungen Reactionären würde es nicht schaden, wenn sie manchmal einen Blick zurückwürfen auf die vormärzliche Zeit in Österreich, der sie so arglos wieder zusteuern! — Wie man der hochmögenden monströsen Classe der „geistfressenden Thiere" damals dennoch Nasen drehte, das zeigt folgende Darstellung in einem Schreiben Lenaus vom 5. December 1839:

„Zur Erlangung eines Passes ist es nämlich nothwendig, dass ich früher mich nach Ungarn begebe, wenigstens einige Wochen daselbst wohne, sodann als Ungar mit einem Comitatspasse nach Wien reise, in Wien sodann mit Beilegung des ungarischen Comitatspasses bei der ungarischen Hofkanzlei um einen Pass ins Ausland einkomme, das heißt um einen ungarischen Hofkanzleipass. Diesen langen Umweg anzutreten, ist mir bis jetzt nicht möglich gewesen. Vielleicht muss ich ihn auch nicht machen. Gf. Alexander sagte mir, er werde im Falle einer Erkrankung seines ersten Obristen — ein Fall, der bei der Kränklichkeit dieses Mannes leicht eintreten könnte — nach Esslingen reisen, noch im Laufe dieses Winters, wenn es so käme; dabei trug er mir gütigst an, mich mitzunehmen. Ohne alle Weitläufigkeiten könnte ich solchenfalls im Gefolge Alexanders nach Schwaben geschmuggelt werden, und meine Feinde in Wien hätten unterdessen Muße, sich weidlich über das d e n n o ch, oder wie mein Freund Schloißnigg sagte: das j e d e n n o ch zu ärgern und ach, umsonst!

Am 14. März 1840 stieß er die Klage aus: „Die Maßregeln unserer Censur werden immer drückender; die Brutalität der Aristokratie immer frecher. Gott sei's geklagt! —"

Drollig schildert der Dichter einen Ausseer Salinenhüttenmeister:

„Hier lernt' ich den bewussten Baron von Feuchtersleben kennen. Seine Gestalt ist von einer kolossalen Hässlichkeit bei zwerghafter Winzigkeit. Einen Theil des Ausseer Gebirgs trägt er auf seinem Rücken, seine unverhältnismäßig langen und dürren Beine gleichen zwei Alpenstöcken[1]), sein gelbbraunes Gesicht hat eine gewisse höchst possierliche mulattenhafte Schnauzenhaftigkeit, so dass trotz dem Respect, den seine Stellung als Hüttenmeister dem hiesigen Volke einflößt, bei seinem Vorüberwandeln sich doch über alle Gesichter ein unbezwingbares Lächeln verbreitet. Dabei ist der Mann sehr witzig und stets bei bester Laune, und mir durch sein ganzes Wesen eine Quelle unaufhörlichen Genusses. Mein Lachen über ihn wird oft durch das Lachgewieher, womit er einfällt, bis zu schmerzhaften Krämpfen gesteigert. So giengen wir neulich abends an einer Gipsfuhr vorüber, und er griff in seinem Amtseifer, wie er sagte, in das Gipsmehl hinein, wischte sich aber die Hand nicht ab. „Ich will warten", sagte er, „bis mir ein hübsches Mädel begegnet, dass ich mir meine Hand auf eine angenehme Art abwischen kann." Das ist ungeheuer komisch. Er ist sehr verliebt, was zu hundert Possen führt. An meinem Hiersein hat er eine rührende Freude."

„Madame Steiermark war sehr schön und freundlich gegen mich und lud mich ein, wieder zu kommen. Feuchtersleben wirkte abermals bedeutend auf mein Lachzeug. Eine so gewaltige Hässlichkeit bleibt ewig neu und kann sich nie abnützen. Es ist was Frisches darin, ich sehe sie gerne."

[1]) Die seltsamerweise unter dem Berge spazieren. [Anmerkung Lenaus.]

„Und Aussee ist und bleibt mein Liebling.“

Mit Anastasius Grün war Lenau bekanntlich innig befreundet, nach einem Auftritte aber, bei welchem Graf Auersperg seinen „aristokratischen Hochmuth“ gezeigt haben soll, war und blieb Lenau gegen ihn abgekühlt. Über Grüns Dichtungen sagt er:

„Auch seine Muse hat das Hetärenlos der politischen Muse überhaupt: schnell und ohne wahre Liebe genossen, bald und ohne Dank vergessen zu werden. Der Augenblick ist immer treulos, der unsere zumal ein Wüstling und nicht würdig, dass man sich ihm in die Arme werfe, was auch die Herren über unsere Zeit für schöne und hochpreisende Delirien absingen mögen.“

Das könnte sich wohl auch heute mancher Dichter gesagt sein lassen. Lenau hasste alles Liebäugeln nach oben und verübelte es manchem Poeten, der den Fürsten und Herren Loblieder sang. Am 18. November 1843 schrieb er:

„Der Erzherzog Karl hat mich nicht eingeladen, wie Sie zu wünschen scheinen. Mir ist es so lieber. Besser, wenn meine Berührung mit einem Fürsten bloß eine poetische bleibt.“

Von kleinen persönlichen Zügen Lenaus merkte ich mir unter anderen an, dass er sich seinen kranken Zahn nicht wollte ziehen lassen, „wenn dem Schmerz das alte Nest genommen ist, so macht er sich ein neues. Auch bin ich schon von den Zeiten meiner Studien her kein Freund vom Wurzelausziehen“.

Von Ärzten hatte er keine außerordentliche Meinung. So hielt er nichts von stethoskopischen Brustuntersuchungen, „auch hier hört der Horcher an der Wand oft seine eigene Schand“.

Einmal nach einer Mahlzeit hatte es ihn unangenehm berührt, dass man ihm zum Anzünden einer Cigarre aus Versehen eine Todtenkerze gereicht hatte.

Mehr und mehr begab sich der sensitiver werdende Dichter im Lauf der Jahre der Einsamkeit. Am 5. October 1843 schrieb er:

„Die Geselligkeit, es muss wiederholt werden, ist ein Laster, von dem ich mich immer mehr säubere und herstelle, ein Geist und Leib abschwächendes Laster.“

„Meine Behauptung über die Geselligkeit als ein Laster nehme ich, wenn sie anders in dem von mir ausdrücklich beschränkten Sinne genommen wird, keineswegs zurück. Leute, die zu geistigem Producieren da sind, müssen das Consumieren anderen überlassen; wer die Welt gestalten helfen will, muss darauf verzichten, sie zu genießen. Ein förderndes Gespräch mit einem geistigen Freunde rechne ich nicht zur Geselligkeit.“

Sein Gemüth wurde trüber und trüber, trotzdem leuchtet überall die Innigkeit eines liebreichen Herzens durch, besonders gegen die Frau Emilie von Reinbeck, die ihm so viel gewesen ist. Emilie, die Gattin des Hofrathes Georg von Reinbeck in Stuttgart, war selber eine tiefe, künstlerisch veranlagte Natur. Sie scheint das Seelenleben unseres Dichters am besten verstanden zu haben. Alljährlich hatte Lenau die Familie von Reinbeck in Stuttgart besucht für längere Zeit. In Schwaben verlobte er sich 1844

mit Fräulein Marie Behrends, da scheinen mancherlei Wiener Beziehungen höchst störend und erregend eingegriffen zu haben, ein Hauptanstoß zum Wahnsinne des ohnehin nervösen und schwermüthigen Dichters. Der erste Wahnsinnsausbruch hat sich im Hause Reinbecks ereignet. Frau Emilie hat den Vorgang und die schrecklichen Scenen aufgeschrieben, den Dichter mit großer Objectivität gezeichnet und dieser Theil erhöht ganz außerordentlich den Wert des Buches, das kein Leser ohne tiefe Rührung aus der Hand legen wird. R.

Die Spielhölle.

Ein teuflisches Bild aus der göttlichen Riviera.

Der herrliche Palast dort auf dem Felsen an der Riviera! Er ist reif für die Bomben der Anarchisten. Es ist die abscheuliche, fluchbeladene Spielhölle von Monaco, wo das Laster frecher als irgendwo seine Orgien feiert.

„Monaco und seine Spielhölle!" nennt sich eine hochinteressante Schrift von Rudolf Bergner (Graz, Körblergasse 40), in welcher wir die Einrichtung und das Treiben, sowie die Opfer dieser Anstalt kennen lernen. Der Verfasser erzählt zum Theil aus persönlicher Erfahrung, wie man dort Spieler wird, erzählt von den Einnahmen der Spielbank, erzählt von der Vergangenheit und Zukunft der sauberen „Gesellschaft der Meerbäder", wie die moderne Räubercompagnie sich bezeichnet, die mit ihrer Spielbank jährlich zwischen zwanzig bis vierzig Millionen Franken einheimst!

Der Verfasser gibt eine Beschreibung der wunderbaren gottgesegneten Rivieralandschaft und deren Curleben und bietet endlich einige Novellen, deren Stoff sich dem Gegenstande anschließen. In Abbildungen sehen wir das „Casino" (die Spielhölle) von Monaco, das Innere des Spielsaales, die Roulette u. s. w., sogar die Eintrittskarte hat der Verfasser seinem Buche beigelegt.

Wir unterlassen es nicht, aus der Fülle des Interessanten einige Seiten dieses Buches mitzutheilen, denn es frommt nicht allein, das Gute der Welt, sondern auch das Niederträchtige kennen zu lernen, damit man letzteres um so glühender hasse und damit, so viel an jedem einzelnen ist, das Elende bis in seinen letzten Winkel verfolgt und endlich ausgerottet werde.

Hunderte, so erzählt der Verfasser, sind dem Banne des Goldsaales von Monte-Carlo zum Opfer gefallen. Habe ich doch selbst zahlreiche solcher beklagenswerten Menschen kennen gelernt. Da war ein Nord-

deutscher, dessen Wiege an der Ostsee gestanden. Er spielte, gewann, verlor. Eines Tages gewann er dreihundertfünfundneunzig Francs. Er wollte vierhundert Francs gewinnen und sich dann entfernen. Er konnte das letzte Fünf-Francsstück nicht erobern. In seinem Eigensinn harrte er aus, bis er zehntausend Francs verspielt hatte, zwei Tage später erkrankte er am Nervenfieber und starb.

Unauslöschlich steht vor meinem Geiste das Bild eines jungen Dresdeners, der, zum Gewinn von viertausend Franken beglückwünscht, tonlos erwiderte: „Ich habe aber auch bereits das Erbtheil meiner Großeltern hierhergebracht, das meiner Mutter folgen lassen und spiele jetzt auf mein letztes Haus los. Zurück kann ich nicht mehr, ich schmachte im Netze meiner Leidenschaften und sehe dieses Netz sich zusammenziehen." — Ein wohlbeleibter Russe mit stierem Blicke erschien jeden Abend am Roulettetisch und verlor regelmäßig einen Stoß Banknoten, den ihm seine Frau reichte, dieselbe Dame, welche sich darüber allerdings entsetzte, aber nicht die Kraft besaß, dem Pfuhle zu entsteigen. Bei meiner Abreise hatte der Mann mehrere Millionen eingebüßt, noch eine war ihm geblieben. Welche Macht aber der Spielteufel über eine arme Menschenseele zu gewinnen vermag, das zeigte deutlich eine alte Herzogin. Die Greisin konnte nie einschlafen, ohne vorher Roulette gespielt zu haben. Infolge dessen richtete man in ihrem Palais ein Zimmer nach dem Vorbilde von Monte-Carlo ein. Einer ihrer Beamten versah die Rolle des Croupiers, sie selbst mit ihrer Dienerschaft nahm Platz und spielte einige Stunden. Der Vortheil war ein großer, denn das Geld blieb in ihrem eigenen Hause.

Von den entsetzlichen Folgen des Spieles zeugen die vielen zertrümmerten Existenzen, unter denen sich neben zahlreichen Spaniern, Italienern und Franzosen auch Leute germanischer Abstammung befinden. Ich kannte eine deutsche Dame, welche mit ihrem Bruder mehrere hunderttausend Mark in einigen Jahren verspielte und zuletzt ihre Garderobestücke versetzte, um ab und zu ein Silberstück auf dem grünen Tische niederlegen zu können. Ich habe niemals nach dem Abschlusse der unaufhaltbaren, entsetzlichen Katastrophe geforscht, bin jedoch überzeugt, dass beide Geschwister nicht mehr unter den Lebenden weilen.

Das Ende solcher Unglücklichen ist bekannt. Entweder händigt man ihnen eines Tages im Bureau der Bank das Reisegeld dritter Classe nach ihrer Heimat ein, oder sie greifen zum Revolver, falls sie nicht einen Sprung ins Meer vorziehen. Jährlich dürften zwischen zwanzig und dreißig Selbstmörder die Opfer der Spielhölle bilden, selbstverständlich sorgt die Direction dafür, dass über Herkunft und Ende der Unglücklichen möglichst wenig in die Öffentlichkeit dringt. Ganz verhindern kann sie es indessen nicht. Erschütternd war die Erzählung einer Russin. Sie

berichtete mir einst auf der sonnenstrahldurchfluteten Promenade des Anglais in Nizza, dass sie neben einem livländischen Edelmann gewohnt habe. Es sei ein stattlicher, schöner Mann gewesen voll Bonhomie und Geist. Allmählich habe sie eine Veränderung an ihm wahrgenommen. Er habe die Gesellschaft gemieden, der Blick seiner Augen sei ernst, dann gestört gewesen. Sie habe ihn im Spielsaale beobachtet und gesehen, dass er große Summen verloren. Nachts sei er unruhig in seinem Zimmer auf- und abgegangen, und eines Abends habe sie durch die Thürspalte wahrgenommen, wie er lange Schriftstücke verfasst — die letzten Grüße an seine Familienangehörigen! Am nächsten Tage hätte er nur noch mit geringen Summen gespielt, plötzlich sei er ihren Blicken entschwunden gewesen, dann habe sie eine Detonation in einem Nebenraume gehört, sie sei dorthin gestürzt, Casino-Diener hätten in einer Decke einen Körper davongetragen und auf ihre angstvollen Fragen kalt entgegnet: „Geben Sie Platz, Madame, es ist nichts." — „Aber ihr tragt einen Leichnam. Ich kenne ihn." — „Non, Madame, c'est un mouton." —

Ich sehe mich jetzt veranlasst, ein gewichtiges Wort auszusprechen und mit aller Entschiedenheit gegen Tausende, Hunderttausende, ja gegen Millionen Stellung zu nehmen. Wie urtheilt der biedere deutsche Gelehrte inmitten seines Studierzimmers über Monte-Carlo? Wie spricht die biedere deutsche Hausfrau, der sittenstrenge Landpfarrer, der fleißige Handwerker, der Redacteur an seinem mit Arbeiten überhäuften Tisch, der strengblickende Richter, der erleuchtete Volksmann, der für Freiheit und Gleichheit eintretende Socialist, der Philosoph, der Minister, der Fürst über die Spielhölle? Sie alle sind zumeist schnell mit ihrem Urtheil fertig, finden es vielleicht gar seltsam, dass man über diese Art der Corruption unserer Gesellschaft so viele Worte macht. Sie alle rufen aus: „Recht geschieht denen, so dort hingehen und unterliegen. Es sind ja doch nur die Nichtsthuer, nur die morallosen Reichen, deren Leben ein elegantes Sterben ist. Besser schon, sie gehen zugrunde, als dass sie ihren Mitmenschen zur Last fallen. Ich gehe ja doch nicht dorthin, und gehe ich hin, so spiele ich nicht."

Solche Reden sind Pharisäerreden. Sie sind lächerlich, sie sind falsch, thöricht, einseitig, sie schließen in sich die Sünde ein. Ganz unleugbar ist es, dass ein großes Contingent der Spieler von den Hochstaplern, von den Bankerottiers, von den Taschenspielern, von dem Auswurfe der oberen Zehntausend, von abgewirtschafteten Edelleuten und von verworfenen Frauen gestellt wird. Allein ebenso unleugbar bleibt es, dass auch manch wertvolles Menschenkind hier elend zugrunde gegangen ist. Nur wer mit der Riviera nicht flüchtig, sondern durch jahrelanges Studium vertraut geworden ist, der kann das beurtheilen. Ahnungslos betritt der Tourist

den Ort, er wünscht nur zwei Stunden daselbst zu verweilen. Er spielt, will sein verlorenes Geld der Bank wieder entreißen und bleibt.

Eines Tages kam ein schönes Paar in den Spielsaal, ein Hochzeitspaar. Ich erfuhr von Bekannten, er sei preußischer Artillerieofficier. Das Pärchen glich den unschuldigen Vöglein, die in den Rachen der Schlange schlüpften. Sie reisten nicht weiter, das Spiel fesselte sie mehr, als das Herumziehen aus einem Ort in den anderen, aus einem Hotel in das nächste. Er spielte Roulette, verlor dreitausend Francs, fand aber zum Entsetzen seiner zweifelnden, jungen, blühenden Gattin ein System, ließ sich demzufolge zunächst zehntausend Mark, dann weitere Summen aus der Heimat kommen und schied nach Wochen als Bettler mit seiner trostlosen Gattin. Beiden, noch vor kurzem jugendfrisch und glücklich, winkte eine düstere, reuevolle Zukunft. —

Nicht jeder ist zudem so glücklich wie der Capitän eines amerikanischen Kriegsschiffes, dass er sein Geld auf dem Zwangswege zurückfordern kann. Der Mann ankerte mit seiner Corvette im Hafen und verspielte im Trente et Quarante fünfundzwanzigtausend Francs Regierungsgelder. Ein deutscher, ideal beanlagter College hätte sich an seiner Stelle wahrscheinlich der Schande halber expediert. Nicht so der praktische Yankee. Er ließ alles klar zum Gefecht machen und zeigte der Gesellschaft der Seebäder an, wenn er bis drei Uhr nachmittags nicht sein Geld wieder habe, würde er das Casino zusammenschießen lassen. Die Direction sehnte sich nicht danach, die Treffsicherheit des amerikanischen Seesoldaten zu erproben, sie sandte vor der bestimmten Stunde fünfundzwanzigtausend Francs, und unser Capitän verließ schmunzelnd den Ort des Schreckens.

Wer nun aber behauptet, es handele sich nur um die eleganten Fremden, um die wohlhabenden Hochzeitspärchen, die für das Gerupftwerden kein Mitleid verdienen, denen halte ich die Thatsache vor, dass die Bevölkerung der ganzen Riviera von dem giftigen Athem des Lindwurms gepeinigt wird. Der Kaufmann zu Genua, der Industrielle von Marseille, der Beamte von Nizza, sie alle, alle schmachten ja in dem Banne dieses Molochs, der ihren geraden Sinn verdirbt, der ihre Seele unstet macht, der ihre Nachtruhe raubt, der sie dazu verleitet, unehrlich in Handel und Wandel zu sein. Ein sehr geachteter, allgemein beliebter Arzt in Nizza, tüchtig in seinem Berufe, wurde von der Spielleidenschaft ergriffen. Eines Tages kehrte er in seine Behausung zurück — er war vor wenigen Stunden ein Bettler geworden. Seine Gattin war abwesend. Bei ihrer Rückkehr fand sie ihren Mann als Leiche vor. Er hatte sich vergiftet und die zwei Kinder mit in den Tod genommen! — Nicht jedes Drama endet so entsetzensvoll. Ich traf eine Dame aus Marseille, eine Fabrikantensgattin. Sie wollte die missliche Lage ihres Mannes

verbessern, kam mit vierundzwanzigtausend Francs nach Monte-Carlo, setzte Maximum, sah in ihrer Hand sechsundneunzigtausend Francs vereinigt, vertraute dem Glücke, verlor alles und fuhr mit dem leeren Portemonnaie und thränenüberströmt zu ihrem in Marseille gebliebenen Gatten zurück. Und wie die Wohlhabenden Italiens und Frankreichs ihr Geld im Casino lassen, so auch die kleinen Leute. Sonntags eilen sie nach Monte-Carlo, füllen die Säle, die Cassen der Bank und kehren mit leeren Taschen zurück, um nächsten Sonntag wieder ihr Erworbenes zu opfern. Soll man hier auch von Nichtsthuern sprechen, deren Leben ein elegantes Sterben ist? Es wäre doch zu einfältig, wollte man auch in solchen Fällen jene abgedroschenen Phrasen auftischen.

Der Schluss aber ist leicht zu ziehen. Er ist eine einzige große, laute und ungestüme Verurtheilung der Spielhölle. Sie ist ein mittelalterlicher Brauch im modernen Gewande. Fort mit ihr! —

„Monte-Carlo, du Schlange im Paradies der Riviera, die du mit deinem giftigen Odem das Glück von unzähligen Familien geraubt hast, du solltest endlich das werden, zu dem dich die Natur bestimmt und mit allen nur denkbaren Gaben versehen hat: ein ausschließlich den Kranken und Leidenden gewidmeter Platz.“ So habe ich bereits vor zehn Jahren geschrieben und gerufen. Damals währte der Contract mit der Casino-Gesellschaft noch ein Jahrzehnt. Mehrere hundert Millionen Francs sind in diesem Jahrzehnt erbeutet worden. Man hat zehnmal von diesem Sündengelde in großmüthigster Weise dem erlauchten Fürsten aus dem Geschlechte der Grimaldis einen herrlichen Tribut entrichtet, zehnmal der Geistlichkeit des Zwergstaates mit klingendem Gelde gehuldigt, zehnmal alle Schulen des Landes besoldet, zehnmal für die Monasger die Steuern beglichen, zehnmal der für ein Jahr beträchtlichen Zahl der Ausgeraubten das Reisegeld in die Heimat gewährt, zehnmal zwei Dutzend Unglücklicher in den Tod getrieben und zehnmal an die Zeitungen von Marseille bis Genua das sündhafte Bestechungsgeld abgeführt.

Damals hoffte man, Europa würde in nicht allzu ferner Zeit um eine Curiosität ärmer sein. Aus zuverlässigster Quelle verlautete, Fürst Albert von Monaco sei fest entschlossen, den bald ablaufenden Vertrag mit der Direction der Spielbank unerneuert zu lassen und diese dadurch zum Auszug aus seinem in wenig Stunden zu durchwandernden Reiche zu zwingen. Für die Verhältnisse des letzteren wäre ein solcher Entschluss von tiefgreifendster Wirkung gewesen. Als vor Jahrzehnten der Unwille gegen die Spielbanken sich zu regen begann und in Deutschland den Croupiers der Boden zu heiß wurde, wandte sich der berühmte, besser berüchtigte Bankhalter Blanc an den Fürsten Karl III. von Monaco, um Aufnahme für sich und die „Seinen“ an den paradiesischen Gestaden des Mittelmeeres bittend. Da Monsieur Blanc es jederzeit, wenn es

sein Vortheil erheischte, vortrefflich verstand, mit dem leichtgewonnenen schnöden Metall zu klimpern, so wurde er gar bald mit dem Liliputanerfürsten einig. Fürst Karl sah seine bisherige Bagatellrente plötzlich auf einige Millionen erhöht, und die Monagasger fühlten sich mit einemmale sehr behaglich und sahen die Fleischtöpfe Egyptens vor sich.

Seit jenen Tagen hat die Roulette ungestört an der Riviera ihr Wesen getrieben, Millionen jährlich in die Casse des Monsieur Blanc und seiner Nachfolger escamotierend und Millionen von angstvollen Seufzern und bitteren Thränen hervorrufend. Die Wanderungen zu den bethörenden Goldquellen in zauberhafter Gegend mehrten sich beständig, behaglich schmunzelnd sah Monsieur Blanc sein Einkommen steigen. Und er war dankbar! Um alle etwaigen Betrachtungen der Mitglieder des Hauses Grimaldi über die Berechtigung oder Nichtberechtigung eines Souverains, sich von einer vielgehassten und vielgeschmähten Spielgesellschaft aushalten zu lassen, auf die einfachste Weise zu erledigen, verwendete er einen Theil des jährlich erworbenen, ungeheuern Mammons, um sich auf den Wohlthäter des Fürstenthums hinauszuspielen. Keiner der zehntausend Unterthanen des „Reiches" hatte fortan Steuern zu entrichten, die Straßen hielt der moderne Krösus im Stand, die Schulen und die Geistlichen ließ er leben, in allen Stadt- und Staatsangelegenheiten öffnete er seine edle Hand und last not least: der Fürst empfieng gleichfalls pünktlich seinen aus Millionen bestehenden Theil. Um die privaten Klagen und Verwünschungen der armen im Goldpalaste Bethörten kümmerte sich Blanc der Große nicht, da sein Herz zu Kieselstein verhärtet war, wohl aber dünkten ihn die in den Rivierastädten erscheinenden Zeitungen bemitleidenswert, ihre Berichte über Spielverluste, Verzweiflungsthaten und Selbstmorde hielt er für überflüssige literarische Plage. Er griff zum zweitenmale in die Taschen und leitete den goldenen Strom zu zahlreichen Redactionstischen. Der Rest war das Schweigen der Rivierapresse, und dieses Schweigen herrscht noch heute von Genua bis Marseille.

Der lange Jahre regierende Karl III. hat sich in seinem sclavischen Verhältnisse sehr behaglich gefühlt und sich keineswegs um die Hochachtung der civilisierten Menschheit gekümmert. Man sollte meinen, sein ihm auf dem Throne gefolgter Sohn Albert müsse anderer Ansicht sein. Er besitzt einen klaren, auf die Wissenschaft gerichteten Blick, wofür seine vorzüglichen Untersuchungen der Tiefenbewohnerschaft des Mittelmeeres hinlänglich zeugen, er verfügt aber auch über die nöthigen Mittel, um weitere, unlautere Bereicherungen entbehren zu können. Der verblichene Fürst hat seine Cassen gefüllt hinterlassen, der jetzige hat durch seine Ende 1889 erfolgte Vermählung mit der verwitweten steinreichen Herzogin Richelieu, geborenen Heine-Embden, sich eine hübsche Privateinnahme gesichert, welche

es ihm ermöglicht, die verlockenden Erhöhungsofferten des Spielgefälles dankend zurückzuweisen.

In Fürst Albert hat sich jedoch die Welt ganz gründlich getäuscht. In süßestem Hoffnungstaumel behauptete man, die mit der Verbannung bedrohte Roulette sei auf der Suche nach einer neuen Heimat begriffen und wünsche ein anderes Duodezfürstenthum zu entdecken, in welchem sie ihre grünen Tische aufschlagen könnte, um die getreue, ihrem Banne verfallene Schar der Blinden ungestört abzuschlachten. Man sprach davon, dass die Direction der Meerbäder, wie sich nun einmal die Familie des als siebenzigfachen Millionärs verblichenen Blanc und einige Compagnons zu nennen belieben, den regierenden Fürsten von Liechtenstein um gastfreundliche Aufnahme in den Alpen ersucht hätte. Das stille Vaduz sei das Ideal jener Leute, der dortigen biederen Bevölkerung schlüge ihr allumfassendes Herz entgegen, die Straßen des Ländchens sollten durch sie verbessert, die Heeresmacht — sie dürfte sich noch immer auf zweiundsiebzig Mann belaufen — erhalten, alle Steuern in großmüthiger Weise beglichen werden, der regierende Fürst zehn Millionen Francs empfangen. So der Mietslohn, den die saubere Gesellschaft gesonnen sei, dem deutschen Fürstenthum zu entrichten. Allein die Verlockungen, so glänzend sie sein mögen, sind schroff von dem deutschen Fürsten zurückgewiesen worden.

Welche Verblendung des Liechtensteiner Fürsten! Die Bank ist ja doch klug und rücksichtsvoll. Sie hat das Gesetz erlassen, dass kein Monasger spielen darf — natürlich, verlöre einer Haus und Hof, würde man die ganzen dreizehntausend Monasger auf dem Halse haben — sie hätten also auch den fürstlichen Liechtensteinern den Zulass verboten und nur die Tiroler und Vorarlberger ausgeraubt.

Und nun kommt die Kunde, dass der Fürst Albert von Monaco die Concession um fünfzig Jahre — es heißt sogar bis 1963 — verlängert hat. Glückliche Bank, sie hat also nicht nöthig, nach dem kalten Liechtenstein auszuwandern, sie bleibt im Lande, wo die Citronen und Orangen blühen! Arme Tiroler, arme Vorarlberger! Wollt ihr euer Geld loswerden, so müsst ihr noch fünfzig Jahre in die Riviera reisen! Seliges Monaco, deine Bewohner, deine Schulen, deine Geistlichkeit haben nur die Taschen aufzumachen, und die ehrenwerteste Diebesgesellschaft der Welt wird sie dir füllen. Deinem Fürsten und deiner Fürstin jedoch muss man fluchen. Der Fürst wird seine Tiefseeuntersuchungen fortsetzen, Madame Heine kann ihr Geld zählen, aber die Verachtung der Ernstdenkenden wird auf ihnen lasten.

Ein Localpatriot.

Gedenkblatt von Dr. **Emil Ertl.**

Mitte November 1896 ist im Grazer Centralfriedhofe ein Mann zur ewigen Ruhe bestattet worden, dessen Name mit so manchem Guten, Nützlichen und Schönen dauernd verknüpft bleibt, das er in seiner Heimat, insbesondere in Graz, während eines langen, rastlosen Lebens geschaffen hat, der aber auch als Persönlichkeit, in seiner ehrenwerten, etwas wunderlichen Eigenart, in den Herzen seiner Landsleute fortzuleben verdient, soweit es eben unsere eilende Zeit gestattet. Dass der Mann vor etwa sechzig Jahren als unbemittelter Handlungsgehilfe aus Untersteiermark, wo er zuhause war, nach Graz kam, dass er als redlicher und umsichtiger Geschäftsmann es bald zu einem behaglichen Wohlständchen brachte und sich sogar zum vierfach verstockten Hausherrn aufschwang, beweist eigentlich nichts, als dass die Wirtschaftsordnung früherer Jahrzehnte dem Fleißigen und Strebsamen leichtere und raschere Erfolge ermöglichte, als dies heute der Fall ist. Dass aber Johann Kleinoscheg, so hieß der Mann, von dem ich rede, sein selbsterworbenes Vermögen und den wohlverdienten Ruhestand nicht dazu benützte, sich gütlich zu thun, sondern beides, sein Geld und seine Zeit, ja sein ganzes Thun und Denken bis ins höchste Lebensalter in den Dienst der Allgemeinheit stellte; dass er in selbstlosester Weise erfüllt war von dem heißen Streben, seine Mitbürger in seiner Weise zu beglücken, den Schönheiten und Vorzügen seines Heimatlandes vor aller Welt Anerkennung zu verschaffen; und dass eine Reihe seiner Vorschläge und Pläne, so unausführbar sie auch manchmal schienen, und so mächtig die Gegnerschaft war, die sich ihnen anfangs entgegenstemmte, thatsächlich verwirklicht wurden und heute Tausenden von Menschen zum Segen und zur Freude gereichen — das alles beweist, dass bei allem Streberthum, aller Parteiwirtschaft, allem Bureaukratismus, aller Schläfrigkeit und Mattherzigkeit, die unser öffentliches Leben entwerten, verknöchern, versumpfen, dennoch ein Keim edlen Gemeinsinns in unserem Volksstamme schlummert, den wir vielleicht öfter hervorlocken und zur Entfaltung bringen könnten, wenn wir nur so recht von Herzen daran glaubten.

Man nennt Johann Kleinoscheg als Begründer einer Schule, die der steirischen Geschäftswelt von großem Nutzen ist, und der zahlreiche, im praktischen Leben stehende Männer ihre Ausbildung verdanken, der Grazer Handelsakademie. Eines der größten Geldinstitute unseres Landes, die Steiermärkische Escomptebank, zählt ihn gleichfalls zu ihren Gründern. Wer etwa vierzig Jahre zurückdenkt, erinnert sich, dass er es war, der im Vereine mit einigen anderen wackeren Grazer Bürgern die Lehmpfütze, die heute den Namen Hilmteich führt, nebst den umliegenden Lehmgründen auf eigene Gefahr käuflich erwarb, zu einem Park und Vergnügungsort umgestaltete und später zum Selbstkostenpreis der Gemeinde Graz überließ. An der Hilmwarte, dem schmucken Aussichtsthurme nächst Graz, der den herrlichsten Blick auf die Stadt und weit ins grüne Bergland hinein bietet, verkündet eine Marmortafel, Johann Kleinoscheg habe sie „erdacht und ermöglicht“. Die Schlossbergbahn, welche heute zahlreichen Einheimischen und Fremden, deren Zeit beschränkt ist, ein rasches Erreichen der Schlossberghöhe ermöglicht, verdankt ihr Dasein wesentlich ihm, und es ist nur die Frage, ob eine stilvolle Verbauung des Plateaus, wie er sie plante und mit bedeutendem Aufwand an Arbeit und Kosten im Bilde darstellen ließ, bei dem in Graz herrschenden Mangel an wirklich geschmackvollen und luftigen Speisesälen und Gasträumen dem heutigen Zustande nicht vorzuziehen wäre. Über den Fremdenverkehr mag man denken, wie man will; sicher ist, dass er heute eine mächtige Hilfsquelle für ein Land werden kann, das so viele Schönheiten und so wenig Unternehmungsgeist besitzt, wie die Steiermark. Von diesem Gesichtspunkte aus setzte sich auch Kleinoscheg dafür ein. Das gesellige Leben von Graz verdankt ihm einen gewissen Aufschwung durch die Wiederbelebung der im Absterben begriffenen „Ressource“. Und dass er auch ein Herz für die Kunst hatte, beweist sein opferwilliges Eintreten für die Landes-Zeichen-Akademie, von welchem jüngst die Grazer Blätter Erwähnung thaten. So ließe sich noch manches aufzählen, das er gewirkt und vollendet, vieles, das er gewollt und erstrebt hat.

Johann Kleinoscheg war ein Agitationstalent ersten Ranges; er scheute keinen Weg, keine Mühe, wenn es galt, seine Mitbürger für eines seiner Projecte zu gewinnen. Auch die schroffste Zurückweisung empfand er nicht als persönliche Demüthigung, oder ließ es sich wenigstens nicht merken. Die Sache, für die er jeweilig eintrat, stand ihm so hoch, dass er sich den Luxus allzugroßer Empfindlichkeit nicht gestatten mochte. Es war nicht gerade leicht, ihn loszuwerden. Auf jedes Argument war er gefasst, hielt er ein wohlbedachtes Gegenargument in Bereitschaft. Man sah sich bald in die Enge getrieben, entwaffnet, und rückte, da es nun einmal nicht anders gieng, mit einem Beitrag heraus. Man

fühlte sich diesem Manne nicht gewachsen, weder seiner Beharrlichkeit, noch seiner Sachkenntnis. Denn alles, was er anpackte, hatte er gründlich studiert. So war er z. B. ein wohlorientierter Fachmann für Aussichtsthürme. Es giebt wohl kaum irgend eine Aussichtswarte, sei es in Österreich, oder am Rhein, oder sonst irgendwo, deren Anlage oder Bauart, Financierung, Besuchsstatistik und sonstige Verhältnisse er nicht im Kopfe hatte. In seiner Wohnung besaß er eine ansehnliche Sammlung von Abbildungen solcher Warten und wusste an den Mängeln der übrigen die Vorzüge der Hilmwarte glänzend zu demonstrieren.

Im Gespräch über seine Lieblingsideen war er schier unerschöpflich. Man musste viel Zeit haben, um so lange auszuhalten, bis er nur annähernd ausgesprochen hatte, was ihm auf dem Herzen lag. Man fühlte sich schließlich gleichsam hypnotisiert und nickte zu allem ein zustimmendes „Ja". Wie viele seiner Freunde und Bekannten machten deshalb, wenn sie ihn durch die Herrengasse einherkommen sahen, bei aller Wertschätzung für seine Person einen großen Bogen, um ihm auszuweichen! Nicht wenig mag hiezu auch seine Agitationslust für Kaltwassercuren und Naturheilverfahren beigetragen haben. Er selbst fühlte sich gesund und frisch bei diesem Regime und wollte das zweifellos große Glück körperlicher Rüstigkeit, das er auf seine naturgemäße Lebensweise zurückführte, auch anderen zuwenden. Stundenlang konnte er einem zureden, einen Naturarzt zurathe zu ziehen. Und wenn man ihm einwarf: „Aber ich bin ja vollkommen gesund!", so lächelte er milde und sagte: „Eben deshalb müssen Sie trachten, nicht krank zu werden!"

Als ich Johann Kleinoscheg kennen lernte, war er bereits ein hoher Siebziger. Ich hatte damals, zu einem gemeinsamen Zweck mit ihm verbündet, die schönste Gelegenheit, einen Mann in ihm schätzen zu lernen, der das Herz auf dem rechten Flecke hat. Jedenfalls trug sein Alter dazu bei, mich manche seiner Eigenschaften leichter ertragen zu lassen, durch welche andere, die ihn schon lange kannten, abgeschreckt worden waren. Von einem Fünfziger erträgt man es vielleicht nicht, sich einen ganzen Abend lang bei Bier und Beefsteak über eine neue, wunderbare Construction für öffentliche Anstandsorte unterhalten zu lassen. Von einem Siebziger lässt man sich so etwas oder ähnliches, wenn auch mit leisem Lächeln, schon eher gefallen. Die ewige Melodie der Kneipp'schen Curen ermüdeten zwar auch mich, aber ich ließ sie jedenfalls gefasster über mich ergehen als andere, die dasselbe Thema aus demselben Munde vielleicht schon vor zehn Jahren mit derselben Weitschweifigkeit hatten erörtern hören.

Schließlich waren das nur Äußerlichkeiten, und wer wird am Äußerlichen haften! Ich blickte gern in diese wasserhellen Augen, aus denen ein wenig List und Klugheit, aber auch eine rührende Herzenseinfalt für jeden abzulesen war, der lesen konnte und wollte. Ich freute mich, wenn

ich (einige freie Zeit vorausgesetzt) dem mäßig beleibten alten Herrn begegnete, der mit einem gewissen Anflug jugendlicher Eleganz gekleidet war, im Sommer einen feschen „Girardi", ein wenig gegen das linke Ohr gerückt, im Winter einen feinen Cylinder oder einen flachkrämpigen „Stösser" trug und Damen gegenüber gern seine altmodische Galanterie spielen ließ. Ein Hauch körperlicher Frische gieng von ihm aus, den er dadurch zu erhalten wusste, dass er zu jeder Jahreszeit morgens ins kalte Wasser stieg, und seine geistige Rührsamkeit stählte er durch ein fröhliches Untertauchen und Baden in Plänen und Projecten, wodurch er die Gedanken von seinen persönlichen Interessen ablenkte und die Sorgen und Mühsale des Alters leichter ertrug, als die meisten anderen Menschen.

Achtzig Jahre ist er alt geworden, in seinem Herzen aber ein Jüngling geblieben.

Das kostbarste Gut der Jugend, einen unbeugsamen Optimismus, hat er sich bis ins hohe Greisenalter erhalten. Auf dem Gebiete, das er zum Arbeitsfelde für seinen rastlosen Thätigkeitstrieb erwählt hatte, die Verschönerung, Ausgestaltung und Berühmtmachung unserer Stadt, hielt er seine kühnsten Pläne für ausführbar. Er glaubte an Graz, er glaubte an den Gemeinsinn, die Warmherzigkeit seiner Mitbürger, und dieser Glaube machte ihn stark. Diesem Glauben sind in erster Linie seine zahlreichen Erfolge zuzuschreiben. Diesem Glauben in erster Linie; denn Geld gibt es genug in Graz, das eine zweckmäßige oder heitere Verwendung sucht, und auch an „Anregungen" fehlt es nicht, wie dieses oder jenes zu machen wäre. Aber an müßigen alten Herren fehlt es, deren Glaube stark genug wäre, das humoristisch gefärbte Martyrium auf sich zu nehmen, welches für einen begeisterten Kämpfer gegen Stagnation und Bequemlichkeit in localpatriotischem Rahmen fast unvermeidlich ist.

Auch dem alten Johann Kleinoscheg ist dieses Martyrium nicht erspart geblieben. Viele haben über ihn gelacht und dieses oder jenes seiner allzu weitgehenden Projecte für eine kleine senile Verrücktheit erklärt. Und in der That grenzten manche seiner Wünsche ans Komische, wie etwa die zahlreichen Aussichtswarten, durch welche, wenn es nach ihm gegangen wäre, dem Hügelland nächst Graz das Aussehen eines gespickten Hasenbratens verliehen worden wäre. Aber muss man nicht vieles wollen und alles für möglich halten, um wenigstens etwas zu erreichen, zu verwirklichen? Die That ist immer und überall ein überlebendes Enkelchen von vielen verstorbenen Gedankenkindern. Und dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür ist in Graz, der Stadt der „Anregungen", der Stadt der sanft entschlummerten Theater-Enquete, der ungebauten Markthallen und anderer frommen Wünsche, reichlich vorgesorgt. Hätte uns die Hilmwarte vielleicht einer gebaut, der nach gut österreichischem

Grundsatz von vorneherein „bei uns“ so etwas für unmöglich gehalten hätte? Hätte eine „Commission“ oder ein „Comité“ jemals eine solche Initiative ergriffen? Nein, ein Einzelner musste den Anfang machen, und zwar eine Persönlichkeit, eine von dem Glauben an die Sache und an die Menschen erfüllte Persönlichkeit, wie bei allem, was jemals Nützliches oder Schönes zustande gekommen ist.

Und wenn nun die durch einen solchen Glauben angeregte Phantasie sich manchmal in allzukühnen Purzelbäumen überschlug, so hätten wir nicht lachen sollen — höchstens lächeln. Lächeln mit einer Thräne im Auge, denn die letzte Ursache solcher Purzelbäume ist eben doch der Glaube, der Glaube, der uns fehlt, uns deutschen Österreichern allen, der unerschütterliche Glaube an uns selbst, an die Stärke unserer Sache, an die Möglichkeit unseres materiellen und geistigen Aufschwunges, an die Kraft, Verläslichkeit und Ausdauer unserer näheren und ferneren Landsleute. Das Kleinste ist in dieser Welt der Wirklichkeiten immer ein Abbild des Großen, und um auf einem eng begrenzten Gebiete Erfolge zu erzielen, braucht es ungefähr dieselben Eigenschaften, wie jene, welche nöthig sind, um ins Weitere zu wirken. Wären wir nur alle so glaubensstarke Localpatrioten, wie Johann Kleinoscheg es war, wir wären bessere Deutsch-Österreicher überhaupt, lebendigere Glieder am Leibe unseres Volkes. Fänden wir nur Lust und Muße neben unseren persönlichen Sorgen, jeder in seinem Kreise, dem ihm zunächst liegenden Gebiete, an die Allgemeinheit zu denken und für sie zu wirken, so wie er es that, es stünde manches anders in unserer Stadt, in unserem Lande. Hätten wir nur alle statt unseres tiefgewurzelten Indifferentismus ein Zehntel jener Wärme und jener Selbstlosigkeit in uns, die ihn beseelten, nur ein Hundertstel seines Glaubens an das, was wir gerade treiben, die leise Entmuthigung, die wie ein feiner Herbstnebel auf unserem ganzen öffentlichen und theilweise auch auf unserem privaten, materiellen und geistigen Leben und Thun lastet, wäre mit einemmale zerrissen, und die freudige Sonne des Erfolges leuchtete, auf welchem Felde immer wir uns bethätigen, über unserer Arbeit.

Solcherlei Gedanken wurden unlängst in mir lebendig, als ich von der Grazer Sackstraße hinweggieng, von dem bekannten hochaufsteigenden Hause, von welchem Johann Kleinoscheg soeben seine letzte Reise angetreten hatte, in einem sechsspännigen gläsernen Wagen, gefolgt von wahren Lasten von Blumen. Ich überdachte, was ich von der geschäftlichen und öffentlichen Thätigkeit des Mannes theils berichten gehört, theils selbst mit angesehen hatte. Ich erinnerte mich, dass in der Vorrede eines der ersten Bücher Peter Roseggers der Name des Verewigten dankbar genannt wird unter jenen Männern, welche dem jungen Poeten die Mittel zu seiner Ausbildung gewährten und dadurch die äußeren

Bedingungen für das spätere Gelingen seiner Mission erfüllten; auch ein Blatt, das nicht welken wird im Kranze des Todten! — Und als ich auf meinem Wege an einem Café vorüberkam, in dem ich hie und da eine Nachmittagsstunde zu verbringen pflege, fiel mir ein, dass ich an diesem Orte zum letztenmale mit dem Hingeschiedenen gesprochen hatte, und eingedenk der Umstände, unter denen es geschehen war, konnte ich ein Lächeln nicht unterdrücken, trotz der ernsten Stimmung, in der ich mich befand.

Es war im Frühling des Jahres, als ich, eben im Begriffe, mich aus jenem Café zu entfernen, Herrn Johann Kleinoscheg erblickte, der die Billards entlang strich. Er war sonst kein Besucher dieses Locales und machte den Eindruck eines Menschen, der einen Bekannten sucht, aber nicht findet. — „Himmel, dachte ich, das gilt mir!" — Der Wille ist ja stark, aber das Fleisch ist schwach! Und jedermann, der es erfahren hat, weiß es, mit welchem Geschick Johann Kleinoscheg einem das Geld für seine gemeinnützigen Zwecke aus der Tasche ziehen konnte. Warum sollte nun gerade ich bluten? Es gibt so viele wohlhabende, ja reiche Leute in Graz! Und die Regulierung der Staatsbeamtengehalte hängt noch immer in der Luft! So schoss es mir durch den Sinn, und — schnöde! schnöde! — mit instinctiver Geschicklichkeit schlug ich mich seitwärts in die Büsche.

Ich wähnte mich gerettet. Aber wie schlecht kannte ich meinen Johann Kleinoscheg! Des anderen Tages, als ich um die gewohnte Stunde ins Café kam, saß der silberhaarige Greis bereits da, an demselben Tischchen, an dem ich zu sitzen, dem Platze gegenüber, den ich einzunehmen pflegte, und lächelte mir vergnügt entgegen. Da gab es kein Entrinnen mehr.

Eine Weile lang that er ganz unschuldig. Dann lenkte er das Gespräch auf meine literarische Thätigkeit. (Wieviel wird mich das kosten? seufzte ich im Stillen.) Er stellte sich ziemlich informiert und plätscherte mit scheinbarem Behagen in diesem Fahrwasser, obzwar ich merken konnte, dass er jeden Augenblick Gefahr lief, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Da übermannte mich das Mitleid. Ich machte ihm die Sache leicht und fragte ihn geradezu, welchem Ziele er zur Zeit seine Thätigkeit widme? Er griff mit beiden Händen nach dem zugeworfenen Rettungsseil und nannte einen gemeinnützigen Verein, in welchem er gerade eine große „Action" vorbereitete. Ob ich denn schon Mitglied sei? Ob ich denn schon mein Scherflein beigetragen hätte?

Da hatte ich's nun! Natürlich wurde ich Mitglied und zahlte meinen Beitrag.

Um welchen Verein es sich damals handelte, ist mir nicht mehr erinnerlich, da ich längst die Übersicht über meine Mitgliedschaften verloren habe. Aber irgendwie zum Guten werden meine armen paar Gulden

schon verwendet worden sein, da Johann Kleinoscheg darum warb. Und mir gereicht es heute zur Genugthuung, dass ich dem warmherzigen alten Herrn, als ich ihn zum letztenmale sah, noch eine kleine Freude bereitet habe.

Er war vielleicht kein überragender Geist, aber er war eine Individualität. „An den eigenen Gedanken zu glauben; zu glauben, dass, was für uns im Innersten unserer Seele wahr ist, wahr sein muss für alle Welt, das ist Genius", sagt Emerson. „Nein, das ist Charakter", möchte ich lieber sagen. Und wo wir auf einen solchen treffen, sollten wir uns, auch wenn er das Gegentheil von dem thäte, was wir für richtig halten, tief verneigen.

Eine Bergbesteigung in den Tauern.

Aus dem Tagebuch des Herausgebers.

Das ist schon ein kreuzfideles Reisen, auf den steierischen Landesbahnen! Wie plaudert es sich unterwegs bequem und gemüthlich mit biederen Landleuten, die neben der Bahn einherwandeln! Einen Schock Schnaderhüpfeln habe ich mir bei solcher Gelegenheit einmal vorsingen lassen von einer frischen Almerin, die mit Futterkorb und Rechen neben dem Zuge gieng, während ich bequem im Coupé saß und die munteren Liedlein ins Notizbuch schrieb. Für Fremde, die sich auf Volksstudien verlegen, sind solche Einrichtungen von großem Werte. Und dann erst die Wirtshäuser! Jeder Bahnhof ein Wirtshaus, jeder „Stationschef" ein Gastwirt! So oft der Zug halten mag, steht vor der Coupéthür ein gedeckter Tisch, an dem sich Zugführer, Schaffner und Passagier mit aller Gemächlichkeit laben können. Haben wir gegessen und getrunken, dann richten wir uns wieder langsam her zur Weiterfahrt bis zur nächsten Restauration. Die Fahrpreise sind auch billig, denn die Landesbahn will den Steirern sparen helfen. Und jener Westfäle war ein Philister! Der behauptete nämlich, dass ein solches Sparsystem mit Wirtshauseinfassung von der steierischen Landschaft eine schlechte Speculation sei. Wenn eine jüdische Privatgesellschaft auf solche Weise den Leuten das Geld aus dem Sacke locke, so würde der steierische Landtag wahrscheinlich antisemitisch-sittliche Anwandlungen bekommen und derlei Einrichtungen verbieten. Den Steirern dürfe man wahrlich nicht noch mehr Gelegenheit zum Trinken geben, als sie ohnehin haben, am wenigsten dürfe es die Landesverwaltung selbst sein, die das Volk in seinem Hauptlaster noch bestärke! — So der Westfäle, der alte Zopf!

Auf der Murthalerbahn ist's auch so, aber wir kamen glücklich nach Mauterndorf. In einer Fahrstrecke von vier Stunden fünfzehn Bahnhofrestaurationen. Die Mauterndorfer sagen, manchmal komme der Zug prächtig illuminiert an. Die Passagiere der Fahrt bestanden diesmal hauptsächlich aus italienischen Arbeitern, die an den Bahnhofbrunnen Wasser tranken, aus sparsamen Bäuerlein, die ihre Zehrung im Sack hatten, und aus Poeten, die sich mit Nektar und Ambrosia nähren — so fluchten die Wirte und meinten, es verlohne sich nicht mehr, Stationschef zu sein!

Im Mauterndorfer Gasthofe „zur Post" hat endlich auch der Poet seinen weltlichen Sinn einbekannt und sich die irdische Gottesgabe trefflich schmecken lassen. Dort vereinigt sich die alte heimliche Art des Gasthoflebens mit neueren Anforderungen und man würde sich behaglich fühlen zur längeren Rast, wenn nicht die gewaltigen Tauernherrlichkeiten, die so nahe sind, wie Magnete zögen, bis man in einem der wasserreichen Engthäler oder auf einer eisumsponnenen Bergspitze hockt. Uns war vorher noch ein interessanter Besuch im Schlosse Mauterndorf gegönnt. Dieses Schloss war einst ein Sommersitz der Salzburger Erzbischöfe gewesen, die so viele Denkmale ihrer Reichthümer, ihres feinen Geschmackes und ihrer Grausamkeit hinterlassen haben. Seit langer Zeit war Mauterndorf Ruine, bis eines Tages ein Berliner kam, das Schloss ankaufte und dasselbe nun ganz im Sinne seiner ursprünglichen Gestalt restaurieren läſst. Die Pietät, womit das geschieht, ist rührend, der historische Geist, in dem die Restaurierung vor sich geht, bewundernswert, und in wenigen Jahren wird im schönen Lungau eine besondere Merkwürdigkeit zu sehen sein — eine Burg, vollkommen hergestellt und eingerichtet im Stile früherer Jahrhunderte. Ob den Reisenden die Sehenswürdigkeit ohne weiteres gezeigt werden wird, weiß ich nicht, uns hat der Besitzer die aus alten Mauern neu erstehende Ritterburg in allen ihren Einzelnheiten aufgethan und erklärt, wir schritten durch die Herrengemächer des sechzehnten Jahrhunderts, fühlten die Fittiche des trotzigen Geistes, der gegen das Lutherthum stritt. Und zu den Fensternischen klang der Pfiff der Bahn herein, der Bahn mit den Eisenschienen, die jemand die mathematischen Gleichungsstriche der Geschichte nennt.

Als der heitere Sommertag — wie es deren im Sommer 1896 wenige gab — sich ein wenig gekühlt hatte und hoch in der Himmelsbläue die leichten Wölklein standen, rollten wir auf gutem Wagen die herrliche Straße entlang, deren Vorfahrin von den Römern gebaut worden war, als sie die alte Welt gesprengt und die Alpen durchbrochen hatten. Jene Herren sahen bei ihrem Tauernübergang andere Ziele als wir von heute, wenn wir auf dem tischglatten Straßenbande dahingleiten — plangend nach dem Kaffee im Gasthause der Tweng, nach dem Bier in

Obertauern und darauf hin, dass wir mit Kosten und Schnaufen einen hohen Berg besteigen aus keinem anderen Grunde, als um auf einmal recht viele andere Berge zu sehen. Wie würden die praktischen Römer lachen über ein Geschlecht, das die Länder bloß sehen, nicht erobern will! Die alten Weltplünderer wussten eben nichts davon, dass auch der freie Genuss der unbegrenzten Naturschönheit eine Welteroberung ist.

Eine Fahrt über diesen Radstädter-Tauern habe ich im neunzehnten Heimgartenjahrgang, Seite 949 beschrieben. Noch schöner war es diesmal. Als wir zur Passhöhe kamen, wo in aller Höheneinsamkeit der kleine, ewigkeitsstille Friedhof liegt, gieng die Sonne in voller Klarheit nieder über den Zacken der Ennsthalerriffe, und vor uns in satter Bläue thürmte sich das wüste Gewände der Seekarspitze. Meine Genossin hatte einen kaum hörbaren Seufzer gethan, denn am nächsten Tage wollten wir dort oben stehen auf der hohen schaurigen Zacke. Jede der umliegenden Kuppen und Wände, keine war unter 2000 Meter, aber jede stand ehrfurchtsvoll zurück vor der einen, der die Hochgegend beherrschenden Spitze. Als wir uns im alten Hospiz auf dem Tauern der Nachtherberge versichert hatten, liefen unsere Beine rasch noch eine nahe Höhe hinan, um wenigstens das herrliche Hochthal mit den umstehenden Bergriesen noch genauer zu sehen, falls am nächsten Tage der Himmel einfiele und den Tauern bedecke mit seinen feuchten Nebeln.

Ich war so sehr erregt, dass ich die Nacht über wohl das Auge schloss, aber hinter demselben trotzdem alles sah, was der vergangene Tag gebracht hatte und der künftige bringen sollte. Zehn Stunden Rast auf kaltem, feuchtem Bette, und keinen Augenblick Schlaf. Am Morgen noch in frostiger Dämmerung war das erste, dass ich einen Touristen die Welt Gottes kritisieren hörte. Das meiste hierum fand er langweilig, nur einiges war an dieser Tauernwelt im ganzen hübsch, hatte aber im einzelnen seine Mängel und Nachtheile, die Wege waren nass, die Seen schmutzig, die Gasthäuser ließen — im Vergleiche mit denen der Schweiz — sehr viel zu wünschen übrig. Und die Bergaufstiege hier seien nicht pikant, seien zahm bis zur Dummheit. Während meines Ankleidens raisonnierte er im Nebenzimmer beständig so herum, dann trat ich ihn an: „Draußen in Radstadt geht um drei Uhr neununddreißig Minuten der Eilzug nach der Schweiz." Wer die Alpennatur so theuer erkaufen muss, als ich, mit großen körperlichen Anstrengungen, mit Schlaflosigkeit, mit mancherlei Ungemach, das ein professioneller Bergläufer nicht kennt, der weiß die Schönheiten besser zu schätzen. Jeder Fels, jeder Wasserfall, jeder Zirmstrauch, jede Matte, jede Gemse, jede Eidechse, alles was Natur, ist unbeschreiblich schön; jedes geringschätzige Wort ist eine Gotteslästerung.

Das Hospiz auf dem Tauern liegt 1648 Meter über dem Meere. Im Mai, wenn draußen in den Thälern schon die Ähren aus den

Halmen schießen, donnern in diesen Bergen noch die Schneelawinen. Kein Baum steht schützend vor dem alten Menschenbau, dessen meterdicke Mauern das Innere nicht zu schützen vermögen vor Zug und Nässe, wenn draußen die Stürme brausen und Regen und Eis an die Wände schleudern. In hohen Steinstufen steigt man zur Sommerszeit hinauf zum Eingangsthore, zu welchem man im Winter eben so hoch und höher von der Schneestraße niedersteigen muss. Im Sommer klingt viermal des Tages das Posthorn auf dieser einzigen Straße zwischen Kärnten und Salzburg. Aber die Reisenden hüllen sich fröstelnd in ihre Mäntel, wenn der Wind den Schnee an die rauchenden Pferde wirft, die den schweren Wagen emporziehen in die Region der Gemsen. Und am nächsten Tage ist es doch wieder grün auf den Almen, und von den Felshängen gleiten schwer und langsam die Wasserfälle, an denen dieses Gebirge so reich ist.

Als die Sonne aufgieng, verließen wir, ich und meine Lebensgenossin, das Alpenhaus. Von Südwesten stiegen wir den Bergstock an. Vor uns gieng der Führer, ein alter, gemüthlicher Mann, der im Rucksack die Mäntel und Nahrungsmittel trug, und mit dem Alpstock sachte anstieg. Auch wir hatten lange Stöcke in der Hand, die in den Steinen klangen, während wir schweigend und andächtig bergwärts stiegen. Das kurze Gras der Matten war voller Blümlein; in tieferen Lagen wucherte der Alpenrosenstrauch so üppig, wie auf den Heiden des Vorlandes das Heidekraut. Weiter oben kurzstengelige Enzianen mit den bitteren Wurzeln. Noch weiter oben alles kahl. An schattigen Stellen lag Reif.

Zuerst war es quer über eine Wiese hinangegangen, dann über einen Stangenzaun, dann an einer Sennerei vorüber, und an grasenden Kühen, die weiß-roth gefleckt sind. Der Boden war sumpfig, in den von Rindern getretenen Löchern stand Wasser. Wo ein Stein war, da setzten wir darauf unseren Fuß, wo ein fester Rasen war, da nützten wir ihn auch, wo nichts war, da plumsten wir in den schwarzerdigen Sumpf. Nach einer Weile zog sich der Fußsteig steil an den trockenen Hang hinauf gegen die kahle Kuppe, genannt das Seekareck. Meine Genossin fragte nicht ohne Beklommenheit, ob wir zu dieser Höhe hinauf müssten. Der Führer meinte, da oben hätten wir nichts zu thun, verschwieg aber, dass wir eine viel höhere Spitze zu erklimmen haben würden. Wir sahen sie noch nicht. Wir umgiengen den Bergrücken nach links, da that sich der erste große Blick auf in die blauende Felsenwelt, über deren Zinnen aus weiter Ferne schneeweiße Punkte und Streifen herüberblinkten. Über einem Sattel des Seekareckes bogen wir wieder nach rechts auf eine Hochebene ein, die mit schwarzen Zirnbüschen und grauen Felsklötzen bedeckt war. Dazwischen Wassertümpel, sogenannte Gebirgsaugen von trichterartiger Tiefe. Hier keine Matte mehr, lauter Steingerölle. Ein

weites Kar war vor uns. Dort drüben ein größerer See, auf dessen Fläche der Südwind spielte, der auch uns lau umfächelte. Der Grünwaldsee, dem nichts so sehr fehlt, als der grüne Wald, der hier oben ein Märchen ist. Oder sollte es doch einmal grünen Wald gegeben haben auf diesen Höhen? Im Gegentheil, man spricht ja von einer Gletscherzeit, die da gewesen, und die abgeschliffenen Steine auf der Oberfläche wie in der Tiefe geben Zeugnis davon. Und ein einziger Lahnbruch enthüllt oft mehr Vergangenheit als manches große geologische Werk.

Wir waren auf einer Höhe von 2000 Metern, gleich jener der Rax in Steiermark.

Hinter dem Kare mit dem See erhob sich über die angrenzenden Bergrücken, aus diesen emporgewachsen, ein wüster Felskegel. Rauh, rissig, zackig — ein finsterer Unhold, der in den Himmel aufstand. In Schründen lag Schnee. Und das war die Seekarspitze. Meine Frau musste immer wieder stehen bleiben und Athem schöpfen. Ich begann mir heimlich Vorwürfe zu machen, sie in diese Hochwildnis mit heraufgeschleppt zu haben. Unsere Füße berührten nur mehr Stein und Stein. Der Steig war kenntlich durch lange Stäbe, die von Strecke zu Strecke im Gerölle standen. Der Führer untersuchte jedes dieser Wahrzeichen, ob es wohl feststehe und nicht umfalle. Nachdem wir eine Stunde über solchen groben Schuttboden stellenweise steil angestiegen waren, öffnete sich hoch oben ein zweites Kar mit einem zweiten See. Der war kleiner als der unten. Er war von nördlichen Winden durch den Gebirgskamm geschützt, lag ganz der Sonne ausgesetzt und hatte eine dicke Eisscholle. Sie war noch vom vorigen Winter her, und wir hatten den 10. September! Der See schien nur wenige Fuß tiefer zu liegen, als unser Steig, ich stieg entgegen dem Willen des Führers hinab, um die Dicke des Eises zu prüfen, musste aber an zwanzig Minuten zur Tiefe klettern, bis ich am Ufer war. So täuscht der Blick in unbekannter Gegend, und ich hatte meine Neugierde um die Eisdecke mit einer Stunde Zeitverlust zu büßen. Mittlerweile hatte sich meine liebe Genossin ein wenig ausgeruht und wir konnten unseren Aufstieg fortsetzen. An steiler Lehne kamen wir zur Scharte hinauf, die den Bergzug des Seekareckes mit der Seekarspitze verbindet. Jenseits der Bergkante war der schauerliche klüftige Abgrund nach Norden in das schwarze Kar. Hier öffnet sich auch der Blick in die nördliche Bergwelt, voll überwältigender Pracht. Von diesem Punkte wollten wir nicht weichen, aber der Führer erinnerte uns, dass wir noch eine Stunde zu steigen hätten und machte aufmerksam auf Nebelflocken, die dort und da an den Bergen hiengen. So wagten wir uns an den steilen Felskegel, der unserem Auge noch immer keine Möglichkeit zeigte, wie ein Mensch ohne Flügel da hinaufkommen könne. Aber der Steig fand sich zwischen den Felsriffen, in Schuttmulden und

neben Kaminen empor. Nur wenige Stellen, an welchen ein unvorsichtiger Tritt verhängnisvoll werden konnte, im ganzen gieng es gefahrlos, ja verhältnismäßig ohne Beschwerde hinan. Der Blick zurück in die Tiefe der Scharte, in das schwarze Kar, konnte wohl schwindelig machen, aber die Felsblöcke, die uns hier überall umgaben, die fast in der Luft zu hängen schienen und doch seit Ewigkeit so fest gegründet waren, hätten jeden Sturz verhindert. An drei Stunden waren wir gestiegen vom Hospiz herauf. Noch galt es, unter ein paar Überhängen durchzuklettern, ein vereistes Schneeband zu überqueren, über einige Steinblöcke zu kriechen, und wir waren oben. So plötzlich waren wir oben, dass ein Doppelschrei der Überraschung ausgestoßen wurde.

In meiner Jugend hatte ich Berggipfel bestiegen, ohne zu fragen, wie hoch. Heute, im Zeitalter der Touristik, interessierte es mich zu wissen, dass wir zur Stunde 2348 Meter hoch standen, höher als jeder Berg, den ich seit einem Vierteljahrhundert bestiegen. Meine Seele jauchzte ein Gebet: Ehre sei Gott in der Höhe! —

Zwei Erscheinungen fielen uns vor allem auf: Im Norden ein über Almenzüge jäh und wüst in den Himmel emporspringender Felsstock, „nahe zum Greifen". Im Westen fern ein mit weißem Tuche zugedecktes Gebirge. Das erstere ist der Dachstein, das letztere der Großglockner. Im übrigen hunderte von Gipfeln, Kuppen, Thürmen, Hörnern nach allen Seiten hin. Zwei große Alpenzüge beherrscht unser Auge: die Centralalpen, auf deren Hauptkette, den Tauern, wir stehen, und die nördlichen Kalkalpen. Dazwischen das Ennsthal, von dessen zahlreichen Ortschaften das einzige Radstadt unbedeckt von den Vorbergen zu uns herauflacht. Über die Tauernkette nach Osten vermag unser Auge den Rivalen des Dachsteins, den Hochgolling, nicht zu überfliegen. Gegen Süden decken die Gamskarspitze, das Weißeneck und andere den Fernblick ins Lungau und nach Kärnten. Gegen Westen aber ragen aus unübersehbarem steinernem Gewirre die wilden Herrlichkeiten des Mosermandls, des Rothorns, des Ankogels, der Hochalpenspitze mit ihren leuchtenden Eisfeldern. Und weiter hin die Gletscherwelt des Großglockners, zu der unser Auge immer wieder auffliegt. Einzelne Flächen glänzten wie eitel Silber. Von dem Kalkalpenzug im Norden überblickt man in langer Reihe den Grimming, das Todte Gebirge, die Dachsteingruppe in Steiermark, das Tännen- und Hagengebirge, die Lofererberge in Salzburg und das Kaisergebirge in Tirol. Zwischen dem Hochtauernzug und den Kalkalpen in Westen sieht man über die Schmittnerhöhe und die Zillerthaler-Alpen hinaus ins Herz von Tirol. — Zu unseren Füßen in der Tiefe breiten sich grüne Almen mit Zirmbeständen, zahlreiche kleine Seen, dann der Tauernpass mit dem weißen Straßenbändlein. Die Wölklein, die man vom Thale aus hoch im Firmamente sieht, hier

fransten sie sich stellenweise nieder an und zwischen den Bergspitzen, strichen an Hängen hin und lösten sich wieder auf, um dann neuerdings in einer Mulde zu erscheinen. Unruhig war dieses Nebelspiel an dem sonst sonnigen Tage, auf unserer Spitze regte sich kaum ein Lüftchen. Die Seekarspitze gupft sich in wirr übereinandergelagerten Steinblöcken thurmartig auf, und ganz oben auf diesem ungeheueren Steinhaufen legten wir uns hin und stärkten uns mit Brot und Wein. Der Führer kauerte sich hierauf zwischen zwei schwarze Blöcke ein und begann zu schlafen. Wir saßen zwei Stunden lang da und schauten das Alpenpanorama, wie wir ein großartigeres unser Lebtag nicht gesehen haben. Die näheren Spitzen und Kuppen, die gestern von der Straße aus als Riesenberge in den Himmel hineingestanden waren, lagen jetzt wie Hügel da unten, man sah allen auf die Kappe, in ihre Hintergründe, und sie imponierten nicht mehr. Die Herren in näherer Runde waren und blieben der Hochgolling und der Dachstein, während im Westen einzig die Hochalpenspitze und der Glockner regierten.

Mittag war vorüber, als wir unser gutes altes Murmelthier weckten, um den Abstieg zu beginnen. Zwei Stunden später stapften wir tief unten über den Sumpfboden wieder dem Hospize zu, von wo uns ein rasend schneller Wagen in weiteren zwei Stunden nach Radstadt brachte. Unter Regen, Blitz und Donner zogen wir in das freundliche Ennsstädtlein ein. Nach dem Gewitter auf einem kühlen Abendspaziergang blickten wir noch einmal in das Hochthal der Taurach, aus dem wir herabgekommen. Es lag voller Nebel. Über demselben, ganz im Hintergrund, ragte eine dunkle, scharfe Pyramide auf — die Seekarspitze. R.

's Reidpferd, dos ka Rofs is.

In da steirischn Gmoansproch.

Bin amol af an kloan Pferdl über d Olm gridn. Untawegn durchn Wold auffi wink ih an Hulzknecht zur, er möcht sa guat sei und mei Rösl a wenk holdn, ih müad in Sodl festa schnoln.

„Rösl!“ moant da Hulzknecht, „nau, wiast willst, oba noch mein Dakenna is dos ka Rösl.“

„Wos den?“ frog ih.

„An Esel“, sogg er.

„Meintswegn, sa hold ma holt in Esel.“

Weider obn, wiar ih auffikim za da Schwoaghüttn, ruaf ih d Schwoagerin on, sie kunt ihr a Staffel in Himel baun, wans in an Schaffel a Wossa bracht, mein Esel war durſti.

„Esel", locht d Schwoagerin. „Wo hoſtn dan? Ih gſiach koan Esel. Dos is jo doh wul a Rösſl, ſa viel mih zimpp."

„Gut", ſog ih, „biſt a gſcheits Weib. Und s Rösſl loſſad dih holt bittn um a Schlückel Woſſa."

Nochha, wia ma trunkn hobn, reid ih weider und geht's mar in Kopf um. D Schwoagerin is freilih a gſcheits Weib, ober as is ah da Hulzknecht nit dum. Er is Vorknecht, kent in grean Bam, wiar er in Wold ſteht, ſchon in Klockn mitn Hamerl, ob er einwendi friſch is oda morb — der wird doh ah an Esel und a Roſs ausanonda kena. s Thier tropp gonz guatmüati vorwärts, ſtrompſt imeramol mitn Fuaß, hebb hoch ſein groſſn Kopf und pfnauſt — gonz wiar a feurigs Pferd. Nochha buckts as ſih hinter an Stoan und friſst a Diſtl und ſchreit: J a! — dos zoagg ſih wieder af an Esel. Es is unguat, recht unguat iss, wan da Menſch obn ſitzt und woaß nit, af wos er reidt.

Und wia ma hiaz an older Olmholda nochkimbb und mih onſchreit: „Nau, Peda, wo hoſt dan du däs Varreckerl gfundn?"

„Ba die Stoanbrecher untn hon ih's ausglichn", ſog ih. „Oba woaßt, ih bin a wenk in Wigl-Wogl. Unſeroana muaſs ollszviel in Büachln umanondaſchmeckn, nochha woaß ma nix. Du biſt a Holda, du kenſt dih aus ban Viech. Geh, ſog mar af dei Gwiſſn, is däs Thier do, af den ih ſa topfer daherreid — iss a Roſs oder an Esel?"

Er geht amol um und um her, ſchauts on und ſogg: „Roſs is däs koans."

„Nau, ſar iss holt doh an Esel!"

„Esel is's ah koana", moant da Holda gonz gmüatlih.

„Jo zan Teuxl eini, af wos reid ih dan nochha?"

„Af an Maulthier!" locht da Holda.

„Dos woaß ih gleihwul, daß ih af an Maulthier reid, weil an iads Viech a Maul hot!" gib ih zrugg, weils mih ſcha giftt hot. „Moanſt epper, ih kens nit, daſs däs a Mauleſel is!"

„Ka Mauleſel is's nit!" locht da Holda, ſa dum locht er auſſa, daſs mih zimbb, ih muaſs eahm a Fünffingakraut um die Papn ſchmiern.

„Geh, wanſt ſcha ſa gſcheidt biſt", loſs ih n drauf on, „ſa ſog mas holt juſt amol, wos do für an Untaſchied is zwiſchn an Maulthier und an Mauleſel! He! Gelt, hiaz vaſchloggs da d Red!"

„Va wegn a ſo an Viech vaſchloggs ma d Red ſcha long nit", gibb er Ontwort. „Woaßt, dos is a ſo, do kimbbs af die Vawondtſchoft on. Js da Voder an Esel und d Muader a Roſs, ſa hoaßt s Kind: Maulthier. Js da Voder a Roſs und d Muader an Esel —"

„— Geh hör mar auf mit deini grobn Redn“, sog ih, „von Eltern redt ma mit Ochtung, ollimol —“

„— nau, sar is s Kind a Maulesel“, gibb er drauf, „und däs is der Untaschied.“

Hiaz bin ih still gwen und hon nochdenkt. A vadonkt vazwickti Gschicht dos! Und sie wird n o u h vazwickta.

„Du weltweiser Olmjodl du“, sog ih zan Holda. „Wia hoaßst s Kind dan nochha, wan da Voder a Maulesel is, oda d Muader a Maulthier. Oder da Voder a Maulthier, und d Muader a Maulesel? he!“

Schaut mih der Oldi aweil on und sogg schön stad: „Mei Mensch, däs gibbs nit.“

„Däs gibbs nit? Wa nit schlecht!“

„A Maulthier und a Maulesel kriagn koani Kinda, nit a so und nit a so. Se kriagn koani. Konst dih valossn, Peda.“

„Jo wegn worum?“ frog ih in Holda, der ma mit seina Gscheidtheit scha stoanzwider is worn. „Wegn worum sul a Maulesel koani Jungen kriagn?“

„Weil er an Hosn daschlogn hot“, sogg da Holda.

„Wos?“

„Weil er an Hosn daschlogn hot. In der Orchn Noahs, woaßt as dan nit? — Nit? — Na, sa lous zua.“ Und daweil er stad nebn meina dahergeht und mei Ross oder mein Esel, oda mei Maulthier oda mein Maulesel ban Zaum führt, dazählt er a Neuigkeit von der Erschoffung der Welt. „Schon in Poradeis“, hebb er on, „wo sih olli Viecha noh guat mitanond vatrogn hobn, hot däs Schindviach, da Maulesel, mit seini Hinterschinkn ollaweil ausgschlogn, amol rechts und nochha wieda denggs. Do is da Godvoda mit da Gaschtn keman und hot gsogg: Du Maulesel, ih wia da gleih wos onders zoagn, wanst koan Fried willst gebn. In Poradeis kon ih koa Feindsaligkeit brauchn, vastehst? Noh o a n m o l moch mar an Wachla mitn Schinkn, und ih nim da s größti Glück weck, däs s gibb af meiner jungen Welt! Hiaz konst da s denkn, wia dos in Holbesel gschreckt hot und er is daweil possabl vatragla worn. — Ober aftn späda, wia vor da Sindflut da Noah alli Thier in sein Orchn zsomgfongg hot, do iss akrat in Maulesel zerst zeng worn. Er hebb wieder on mit sein oldn Brauch, pfnaust und beißt und schlogg mitn Hinterschinkn aus, hiaz rechts und hiaz denggs — und trifft an Hosn, und da Hos is maustodt. — Host as nit gsechn, siachst as nit ah — steht da Godvoda ba da Thür: Holbesel, wos hon ih gsogg in Poradeis? Han, wos hon ih gsogg? Ih hon ollahond wildi Thier banond, in Löwn und in Bärn und in Greifn und in Tiger. Oba du bist der ersti gwen, der ongfongg hot mitn Beissn und Schlogn. Siagst as, wiar er hiaz doligg, der ormi Hos? — Jo, zupfn na ban

Leffeln, hilft nix meh. Nix, go nix meh. — Und woaßt, wen st daschlogn host in Hosn do? Deini Kinda. Ewi sulst koans kriagn, Holbesel, und mit dir sul d Reih ollamol aufhörn — zan a Strof, weil st as s Schlogn host aufbrocht! — A sou, Peder, und hiaz woaßt as."

Jo, ees lochts üba den Holda sei Mahr. Mir is go nit zan lochn gwen. Da Holbesel hot ma just nit dabormbb. Owa wer ondra hot ma dabormbb. — Wia mar obn gwen sein hoch afn Bergspitz, und wia d Welt do untn sa weit und broat doligg, schön frisch und liacht wiar a Poradeis — do steig ih owa va mein Maulthier oder Maulesel oda wos — und schau aussi. Aus n Thol auffa, wo a Kircherl steht, kimpp a Läutn.

„Wos thoans dan go sa trauri läutn af der schön Welt?" frog ih mein Holda.

„Für n Honsirgl läutns", sogg er.

„Da jung Bursch? Der vula Lust und Lebn is gwen?"

„Für den läutns die Todtngloggn."

„Sas und Josef, da Honsirgl? Und wos is dan den übafohrn?"

„Afn Feld is er bliebn", sogg da Holder, „afn Schlochtfeld."

Do bin ih hinter an grossn Stoan umigschlichn, hon mih niedagsetzt, hon mitn Händn mei Gsicht vadeckt und hon ma denkt: Wan da Godvoda schon a Thier, däs Schlogn hot aufbrocht, mit Unfruchtborkeit stroft — wegnwos hot er nit gleih ah in Kain a so gstroft, der in erstn Bruadermord hot begonga?

Der König der Zeit.

Da sitzt er auf dem Throne,
Ein frostiger Pedant,
Der Götze des Jahrhunderts,
Der klügelnde Verstand.
Und die Fanfaren schmettern
Und jede Kehle gellt:
Heil ihm, dem stolzen König,
Der wissensstolzen Welt.

Doch abseits von dem Throne
Da steht ein Mütterlein
Und blickt zur Erde nieder
In herber, tiefer Pein.
Und ach! gar manche Thräne
Aus seinem Auge glüht:
Das ist das rauh' verstoß'ne,
Das duldende Gemüth.

Max Heinzel.

Kleine Laube.

Das Weihnachtsingen.

Die Bergeinsamkeit bringt an dem Menschen eine ganz andere Art geistigen Lebens hervor, als etwa das bevölkerte Thal, durch welches Eisenbahnen ziehen, oder vollends wie die Großstadt. Eine aus der Einsamkeit hervorgegangene geistige Welt ist aber dunkler als die andere, ist blutwärmer und beständiger. Sie ist auch künstlerischer. Sie lebt in Gestalten, dramatischen Vorgängen und in Stimmungen. Jedoch im Laufe der Zeit entflieht daraus der Geist, die ursprüngliche Idee, und oft fast allein zurückbleibt die Form, die trotz ihrer Inhaltslosigkeit Jahrhunderte lang weiter geschleppt wird, die sich nicht an Menschen bindet, wohl aber an die Scholle.

So ist es mit vielen Volkssitten, anfangs waren die meisten religiösen Ursprunges, und heute zeigt uns eine starre Form nichts, als versteinertes Heidenthum. Nur jene Volksgebräuche, die im Christenthum sich verjüngt, die dem modernen Menschen und seinen gesellschaftlichen Verhältnissen sich angeschlossen hatten, bleiben auch im Geiste lebendig, und diese Sitten sind es, die Poesie in das herbe Dasein des Volkes tragen. Solche Gebräuche sind stets enge verbunden mit den religiösen Festen. Am reichsten hierin ist das Weihnachtsfest, das wie keines sonst dazu angethan, die seligen Geister der Nächstenliebe und des Wohlthuns aufzuwecken.

So kommt in manchen Alpengegenden das Weihnachtsingen vor. In den wohlhabenden Häusern und Großhöfen schwelgen sie bei ihren Christmahlen; am heiligen Abende ist ein fettes, am Christtage ist ein großes, mit oft mehr als einem Dutzend Gerichten, am Neujahrstage ist wieder ein üppiges, am Dreikönigsabende sind drei große Mahle nebeneinander. Bei diesem dreifachen Festmahle sind in der östlichen Steiermark zur Zeit meiner Jugend noch neun verschiedene „Koch“ (Breigerichte) aufgetragen und verzehrt worden. Da hatten sich die Leute so voll gegessen, dass sie sich hernach gar nicht aufs Stroh legen konnten, die ersteren mussten sich, wie man sagte, mit Hilfe der noch Stehenden niederlassen, und der letzte mit Hilfe der langen Ofengabel.

Und während die in den wohlhabenden Höfen so schwelgten, hatten die in den armen Hütten oft kaum das Nöthige. Aber da strich kein socialdemokratischer Wind wie heute. Zwar versammelten sich die Armen und giengen in Rotten zu den

reichen Höfen und heischten Brot. Aber wie liebenswürdig! Sie begehrten es nicht mit herben Worten oder gar mit Drohungen, sie ersangen es sich. Die Kinder der Armen, die gute Stimmen hatten, standen zusammen. Sie giengen hin, stellten sich auf vor der Thür des großen Hofes und sangen hell ein inniges, oft auch gemüthlich heiteres Lied vom lieben Christkindlein, oder einen launigen Glückwunsch zum neuen Jahre, in welchem sie den Bewohnern des Hofes alles Gute und Angenehme willig waren: dem Hausvater einen guldenen Tisch und auf jedem Eck einen gebratenen Fisch, und in der Mitten ein Glasel Wein, das soll dem braven Hausvater zur Gesundheit sein. — Der Hausmutter ein junges Christkindel in der diamantenen Wiegen und ein Federbett, wo sie mit dem Kindel kann liegen und mit den Federlein in den Himmel kann fliegen. — Der Haustochter einen Bräutigam mit brinnrothen Hosen, und in jedem Säckel eine Ducatendosen. — Dem jungen Haussohn eine resche Braut, die brav auf ihn schaut und auf Gott vertraut. — Den anderen mitsammen, „die mir nit nennen, wird Gott der Herr im Himmel derkennen, das wünschen wir all mit Hall und Schall zum Christkindeltag und zum neuen Jahr!“

In manchem Thale treiben sie es noch heute zu den Weihnachtsfesten. — Und weil die Kinderschar in vielen Gegenden auch die „heiligen drei Könige“ bei sich hat, zu welchen die drei Geschicktesten verkleidet werden, und weil sie auf langer Stange einen Stern vor sich hertragen, so werden sie auch Sternsinger genannt. Das sieht sich oft gar glänzend an, wenn die Wintersonne daraufscheint. Mit guldenen Kronen rücken die hungerigen und frierenden Kleinen heran unter dem Sterne. Und es ist ein guter Stern, unter dem sie heute wandeln. Aus jedem Fenster des reichen Hauses schauen ein paar Köpfe heraus, wohlgefällig den Aufzug betrachtend, die frischen Stimmlein hörend, und die Glückwünsche als gute Vorbedeutung für das kommende Jahr freundlich aufnehmend. An der Thür aber erscheint die Bäuerin und winkt, die kleinen Sänger und Sängerinnen möchten nur hineinkommen in die warme Stube, wo alles in Wohlgefallen ihrer harrt und wo das Hausbüblein in der Wiege begehrend seine Händchen ausstreckt nach der unerhörten Pracht.

In der warmen Stube geht es auch sonst gar nicht übel her, da gibt es Fleischknödeln mit Speckkraut, Schmalzkoch mit Weinberln, Krapfen mit Honig. Und ein großer blumiger Krug ist vorhanden, aus dessen Schnabel jedes einmal trinken darf. Nach dem Trunke wischen sie sich mit dem Handrücken den Mund ab und die Äuglein leuchten: Das ist gut gewesen!

Dann ziehen sie zum nächsten Hofe, vor dem sie wieder ihren Sang thun, bei dem sie wieder ins Haus geladen und bewirtet werden. Und was sie endlich nicht mehr essen können, das wird ihnen in Bündlein gepackt, damit auch den Alten, die in den Hütten zurückgeblieben sind, an diesen Tagen Heil widerfahre.

Wenn in der Gegend ein Haus steht, das nicht in Ehren ist, so gehen die Weihnachtsänger an demselben vorüber und singen nicht. Und dieses stille Kindergericht wird manchmal schwer empfunden, und nichts Schlimmeres kann einem Hofe nachgesagt werden, als: Dem weichen die Weihnachtsinger aus! — Hingegen fühlt jedes ehrenhafte Haus die glückselige Stund', wenn es das göttliche Kind bewirten kann, welches da bei ihm eingekehrt ist in Gestalt der Armen! Und gesegnet, dreimal gesegnet eine Sitte, in welcher die christliche Nächstenliebe verklärend auf die sociale Frage fällt! Versöhnt mit ihrem Schicksale, weil sich sattgegessen, kehren die Armen zurück in ihre Hütten, und die „heiligen drei Könige“ bergen Stern, Reichsapfel, Purpurmantel und Flitterkronen wieder in der Rumpelkammer, wo die Spinnen bald ihre Schleier weben über vergangene Herrlichkeit. Rosegger.

Den Modernen.

Ich höre soviel vom „modernen Menschen“ reden;
Sogar in Versen.
Freunde, mir scheint: das ist
Vom Übel.
Redet mir, wenn ihr ihn kennt, vom Menschen
Der Zukunft;
Redet mir, wenn er euch Leben hat,
Vom Menschen der Vergangenheit;
Redet mir meinethalben vom Menschen
Von heute;
Aber den „modernen Menschen“, — meine Freunde,
Seid gut und stört uns nicht das bisschen Freude,
Das wir am Dichterischen dann und wann
Noch haben. —
Den „modernen Menschen“
Lasst draußen.
Lasst ihn draußen, Freunde!
Lasst ihn in den Zeitungen,
Die seine Windeln und Hemden sind,
Lasst ihn in den Romanen,
Die wie die Drahtwalzen sind,
Vor denen der Kehricht der großen Städte nachts
In Staub und Stank sich wälzt,
Aber lasst ihn nicht in eure Verse,
In denen die Seele eures Landes, euer Edelstes,
Die Sprache,
Singen soll.
Und was ich euch noch sagen wollte!
Bildet euch doch nicht ein, dass es für einen Dichter
Ein großes Ding wäre, modern zu sein.
Für einen Commis ist es ein großes Ding,
Modern zu sein.
Für eine Dame, die keine Frau und kein Mädchen,
Sondern bloß eine Dame ist,
Ist es ein großes Ding,
Modern zu sein.
Aber ein großes Ding für einen Dichter ist:
Die Schönheit lieben,
Ist:
Froher sein, als die dumpfe Zeit,
Ist:
Feiner sein, als die plumpe Zeit,
Ist:
Reiner und doch nicht ärmer sein als die rußige Zeit.
Aber das Größeste von allem ist:
Euch selbst zu schaffen als ein Bild
Des Menschen
Eurer Zeit,
Doch ohne das Jämmerliche,
Das nicht wert ist,
In goldenen Pokalen der Zukunft
Gebracht zu werden.

Otto Julius Bierbaum.

Der Waldbauernbub in der Stadt.

Ein biographischer Nachtrag.

Am 28. October 1858 saß der Waldbauernbub im Kaffeehause „zum Helm“ am Murplatz zu Graz, saß am gesprenkelten Marmortischlein und zählte die Bestandtheile seines Kaffeegeschirres — zwei Porzellantassen mit Deckeln, eine Schale, ein Zuckerschälchen, ein Löffel, ein Glas, ein Teller, im ganzen neun Stück zu den paar löffelvoll Kaffee. Daheim gab es nichts als eine einzige Schale, aber unvergleichlich mehr Kaffee. — So saß er denn da den ganzen Vormittag, schaute wohl auch durch die Spiegelscheibe auf das Straßengewirre hinaus in den feuchten Nebel und wartete auf den Bischof.

Ein Krieglacher Bürgersmann, der in Geschäften nach Graz gereist, hatte den kleinen Waldbauernbuben mitgenommen, um ihn dem Bischof Ottokar Maria Grafen Attems vorzustellen, damit der hohe Herr das wunderliche Bübel vielleicht in sein Seminar aufnehme. So war der Bürgersmann nun gegangen, um den Bischof zu suchen. Gegen Mittag kam er ins Kaffeehaus zurück mit dem betrübenden Bericht, der Herr Bischof sei gar nicht in Graz, sei in Untersteier bei der Weinlese und der Kaplan habe gesagt, das Seminar sei schon voll, da habe kein Waldbauernbub mehr Platz, und wenn er auch noch so klein wäre. — Während hernach der Geschäftsmann seine Gänge und Einkäufe machte, versuchte es der Bub mit dem berühmten Schlossberg. Kam aber kaum bis zur Hälfte hinauf; da sah man nur Land und Berge. Solche konnte der Kleine daheim auch haben und noch größere, er kehrte daher wieder um. Aber in den engen, lärmenden Gassen der Stadt wurde ihm auch unheimlich, da gieng er in eine Kirche, wo Gottesdienst war und wartete auf den

Abend. In der Nacht fuhren sie auf der Eisenbahn wieder gen Krieglach, und der Waldbauernbub meinte, auf dieser misslungenen Stadtreise Graz das erste- und das letztemal gesehen zu haben.

Aber nach reichlich sechs Jahren, im Februar 1865, kam er wieder, kam als Studentl, als mägerlich angehendes Stadtherrlein. Die ersten paar Nächte war er Gast eines Schriftsetzerlehrlings beim braven Schuster Brunner in der Sackstraße, dann schossen gute Stadtmenschen für das bäuerliche Figürlein Geld zusammen und er nahm in der Wickenburggasse ein Zimmer auf. Ein rechtes Herrenzimmer, die Wände mit Blümlein bemalt, der glatte Fußboden mit Wachs gewichst, die Thür mit zwei weißen Flügeln und so groß, dass man schier ein ganzes Waldbauernhäusel durch dieselbe hätte hineinschieben können. Drinnen glänzende Nussbaumkästen, aber der dumme Bub hatte nichts hineinzuthun, denn sein Kleiderschragen war er selber und die Rocktaschen waren seine Vorrathskammern. Dieses Zimmer hatte er von einem alten Finanzrath gemietet und hier konnte man nicht sagen, dass guter Rath theuer ist, denn der gute Finanzrath überließ den Raum mitsammt allem Zugehör, später auch mit Kost und Verpflegung, dem Waldbuben um ein gar Leidliches. Doch musste das Studentl dem alten Herrn dafür auch Gefälligkeiten erweisen. Dieser hatte nämlich Stiefel und Beinkleider, die er selbst nicht mehr trug, die er aber auch noch nicht verderben lassen wollte. Der Bub war so gut, sie ihm umsonst abzunehmen und an seine langen Beine zu streifen, was dem spindelhaften Bürschel gleich das richtige Ansehen gab. Die Brust war schmal, das Gesichtel blass, das Haar mit Wasser hübsch geglättet, nach rückwärts gekämmt — und das richtige Bettelstudentlein war fertig.

In dieser Wohnung ist der Waldbauernbub mit Unterbrechungen acht Jahre lang geblieben. Eine Unterbrechung war gleich nach dem ersten Jahre. Da hatte er nämlich ein zärtlich geliebtes Hausherrnsöhnlein in der Salzamtsgasse täglich in die Schule zu begleiten und ihm die Hausaufgaben machen zu helfen. Dafür überließ ihm der Hausherr ein Dachkämmerlein um denselben Preis, als das Zimmer beim Finanzrath gekostet. Allein der Bub ersparte an Heizmaterial, denn die Kammer hatte keinen Ofen, und er ersparte an Kleidern, denn vor Kälte kroch er in jenen Decembertagen schon um fünf Uhr unter die Decke und betrieb seine Studien als Handelsakademiker zwar in behaglicher Bettwärme, aber bei frierenden Fingern, die das Buch hielten, und bei frierender Nase, die sich in alle kaufmännische und andere Weltweisheit zu stecken begann. Das eigentliche Übel dieser Tage bestand aber darin, dass das Instructorlein des Hausherrnsohnes gemeiniglich noch weniger konnte, als der Schüler. So dachte sich der Bub, das thut's nit, stieg nach vierzehn Tagen herab von der dunklen Dachkammer und kehrte wieder ein beim alten guten Finanzrath, Wickenburggasse, heute Nr. 5, ersten Stock!

Die zweite Unterbrechung dieser Stätte war eine längere, sie währte vom Herbst 1866 bis Sommer 1869. In dieser Zeit lebte der Bub im Privatinstitute des Handelsakademie-Directors Dawidowsky, der ihn zu seinem Leibsecretär erhoben und gleichzeitig ihn den Zöglingen, den Kaufherrnsöhnen aus aller Herren Länder, als Muster des Fleißes, der Bedürfnislosigkeit und Verträglichkeit aufgestellt hatte. Dieser Beruf war ehrend, allein dem Buben wollte es anfangs gar nicht gefallen in dem lärmenden Schießstattgebäude, wo unten fortwährend die Schüsse knallten und oben die Rangen johlten und polterten. Das fromme Musterl kauerte sich in seinen Studierwinkel, studierte aber nicht, sondern hatte leise blutendes Heimweh nach dem stillen Zimmer beim Finanzrath. Ohne Prüfung, wie der Bub 1865 in die Akademie als „Hospitant" aufgenommen worden, so wurde er 1869 entlassen. Er war geprüft genug. Doch bekam er ein Zeugnis, in welchem seine literarischen Kenntnisse und poetischen

Anlagen in so glänzendes Licht gestellt wurden, dass kein Kaufmann es wagte, diesen Handelsbeflissenen ins Geschäft zu nehmen. Also kehrte der Bub zurück zum Finanzrath und hub ernstlich an zu dichten. Jetzt geschah ein Wunder. Er bekam für sein Gedichtetes so viel Geld, dass er nachgerade davon leben konnte, ja, es langte noch für weite Wanderungen in den Alpen und für zwei große Reisen, die er in den nächsten Jahren machte, die eine nach Deutschland, Holland und in die Schweiz, die andere nach Italien.

Mittlerweile hatte der Waldbauernbub sich so herausgemacht, dass ein Stadtfräulein sich in ihn verliebte. Er verstand aber in solchen Dingen keinen Spaß, sondern heiratete sie vom Fleck weg. Sie hatte es eigentlich auch nicht anders gemeint. Nun ade, du guter Finanzrath mit deinem traulichen Zimmer! Nun wird es noch viel traulicher, und zwar in der Sackstraße Nr. 31, ersten Stock. Dort an der rauschenden Mur, du mein lieber, armer Waldbauernbub, dort bist du eigentlich erst zum Menschen geboren und mit dem Schmerze getauft worden.

Sechs Jahre später ein anderes Bild. Eine Wohnung in der Elisabethstraße. Ein neues Heim, eine ankeimende Familie, eine junge Frau, die er — nach dem Unglück wieder halbwegs zu sich gekommen — aus einem obersteierischen Bergschlosse sich hervorgeholt hatte. Denn diesem vertrakten Waldbauernbuben war kein Thurm zu hoch und kein Burgfräulein zu stolz; aber ich glaube, er warb weniger mit begehrlichen Worten, als mit traumhaft schwärmerischem Blicke. — Schon im nächsten Jahre wurde Umzug nöthig in die größere Wohnung, Burggasse Nr. 12, dritten Stock, wo der Mann mit dem ewigen Waldbauernbubenherzen im freundlichen Ausblick aufs Grüne, im zufriedenen Einblick auf den Kreis der Seinen, in Dichten und Arbeiten dreizehn Jahre lang ein gehaltvolles Leben geführt hat. Wie sehr er in dieser Zeit auch mit Krankheit, mit einem drohenden Siechthum zu kämpfen gehabt und wohl auch mit manch tieferem Leide — es war doch die gute, fruchtbare Zeit.

Dann hat er manchmal sein Ränzel geschnürt und ist auf Wanderschaft gegangen. Nach der Elle hat er denen draußen den Steirerloden seiner Dichtungen vorgemessen und gelegentlich mancherlei, was ihm gegen den Strich gieng, tüchtig niedergebügelt. — Im übrigen hat er sich um die vornehme Welt nie viel gekümmert. In die geistig schöpferischen Kreise der Stadt war er allmählich eingeheimt, in den Salon niemals. Abgestandenes Leben.

Auch Waldbauernbuben, wenn sie lange leben, werden endlich fünfzig Jahre alt. Um solche Zeit hatte der unsere viel Ehr und Zier über sich ergehen lassen müssen. Das hat er frohgemuth — gleichwohl insgeheim ein wenig bangend — ertragen. Mittlerweile gebot die wachsende Familie eine noch größere Wohnung, und eine solche fand sich in der Parkstraße Nr. 11. — Nun, Waldbauernbub, hast Du vor deinen Fenstern wieder den Wald, den Stadtpark, den Schlossberg — nichts als Wald.

Den Schlossberg, der dir dazumal, an deinem ersten Grazertage, zu hoch gewesen, du hast ihn seither bis zu seinem platten Gipfel erstiegen, hast hinabgeblickt auf die weit sich ausbreitende Stadt, wo du deine Menschen, dein Leben gefunden, hast hingeschaut ringsum auf die liebe Steiermark, in die du, kleiner Knirps, allmählich hineingewachsen bist, wie in einen großen grünen Rock. — Dort unten in der Grabenstraße, siehst du das stattliche Gebäude mit den beiden Giebeln? Es ist das bischöfliche Seminar. Wenn damals der Bischof nicht in der Weinlese geweilt hätte und wenn das Seminar nicht schon voll gewesen wäre — stündest du heute auch da auf der Höhe des Schlossberges, als der Freieste im Land?

Neige dein Haupt in dankbarer Demuth.. — Als vor fünfundzwanzig Jahren deine Mutter starb, da war dir die Waldheimat versunken. Vor wenigen Monden

ist dein Vater gestorben, so wird dir auch die Weltheimat allgemach fremder werden. Als altes Kind wirst du mitten im großen Graz unter schattigen Bäumen wieder in der Waldheimat sein, damit dein Lebensring sich schließe wie ein Kranz aus Fichtenreisern.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dieser Rückblick ist gethan wegen einigen Lesern, die immer noch mehr wissen möchten. Ich weiß aber selbst nicht mehr, oder mag es nicht sagen.

Äußerlich ist das Stadtleben des Waldbauernbuben einfach verlaufen. Was aber die inneren Erlebnisse und geheimen Abenteuer angeht, so verrathe ich im Vertrauen, dass er ein neues Buch in der Lade hat, in welchem wundersviel zu lesen steht, wie es ihm bei den Stadtleuten ergangen ist. R.

Poetenwinkel.

Sonnenlieder.

Tief der Waldstrom donnert in den Klüften
Und er sucht, wo er sich Weg erzwinge,
Droben Sonne. — Sonne! In den Lüften
Lieben sich zwei freie Schmetterlinge.

Sommerglück, es spannt sich durch die Tannen
Ein Gewirre deiner gold'nen Fäden . . . .
Kann der Seele Heiligstes nicht bannen,
Denn den Herrn der Lieder hör' ich reden.

Sonnenvoll die Berge liegen
Und die Firne leuchten hell,
Alle Angst des bangen Lebens
Spült hinweg des Lichtes Quell.

Auf, durch wilde Felsenklüfte,
Wo nur mehr die Gemse geht! . . .
Höhensehnsucht! – Höhensehnsucht. –
Jeder Schritt wird zum Gebet.

Bin dem Lärm der Stadt entflohen,
Auf die Firnen blank und klar,
Wo der Morgensonne Lohen
Noch einmal so wunderbar,
Wo der Felsen, Schöpfung zeugend,
In Vergangenheit versenkt,
Und der Himmel, niederbeugend,
Alles dicht ins Herz mir lenkt.

Nun die letzten Firnenstufen! —
Hoch ob allem Angstrevier
Kann ich tief beseligt rufen:
Nichts als Licht ist über mir!
Eine tiefe fromme Weise
Harft mir durch die Seele lind,
Und das Herz schlägt leise, leise,
Wie das Herz von einem Kind.

Anton Renk.

* * *

Wanderlust.

1.

Erglüht das Herz in froher Lust,
Sich die Gedanken reisen
Zur frischen, freien Wanderlust,
Um durch die Welt zu streifen.

Wo es dem Wand'rer dann gefällt,
Wird kurze Rast gehalten,
Er hat sich ja kein Ziel gestellt,
Der Zufall soll nur walten.

Und wenn das Aug' sich satt geseh'n,
An Feldern und an Auen,
Muss wohl es wieder vorwärts geh'n,
Um neuen Reiz zu schauen.

So von Gefilde zu Gefild
Treibt rastlos es ihn weiter,
Dabei entwickelt Bild an Bild
In seinem Geist sich heiter.

2.

Steht am Wege wo ein Krug,
Der dem Müden winket,
Kann's nicht schaden, denkt er klug,
Wenn man eins hier trinket.

Und des Wirtes Töchterlein
Eilet zu dem Fasse,
Schenkt behende ihm dann ein
Von dem edlen Nasse.

Durch den kühlen Rebensaft
Neu gestärkt die Glieder,
Nimmt er auf mit frischer Kraft
Seine Wand'rung wieder.

3.

Und so geht's mit frohem Muth
Schon von frühem Morgen,
Trotzend Sturm und Sonnenglut.
Ohne Furcht und Sorgen.

Flink geht seinem Weg er nach
Durch Gestrüpp und Zweige,
Droht ihm auch manch Ungemach,
Zeigt er sich nicht feige.

Heute da und morgen dort,
Fühlt er sich zufrieden,
Gutes Wort am rechten Ort
Ist ihm ja beschieden.

Stimmt ihn die Erinn'rung weich.
Dann erst will er enden
Und sich an Erfahrung reich
Nach der Heimat wenden.

Franz Tiefenbacher.

* * *

Der Steinbaukasten.

Viel Jahre schon spielt meiner Kinder Schar
Mit diesem lieben, alten Steinbaukasten.
Erst war's ein wildes Kramen nur und Tasten,
Nun bau'n sie wie Dommeisterlein fürwahr!

Der Dom zu Köln ist das? – Bis auf ein Haar! –
Wie baut ihr ohne Fuhrwerk, Kalk und Lasten! –
Dass man nicht euer Kunstwerk darf betasten,
Das kümmert nicht euch, ist's auch wunderbar.

O Kindesseele, lieb und hold und treu,
Wie baust und hoffst du immerdar aufs neu,
Wie leicht ist es, die Mahlzeit dir zu würzen,

Dieweil wir sehen schon mit lautem Schall,
Betrübt viel Jahr vor ihrem frühen Fall,
Die azurblauen, stolzen Kuppeln stürzen.

Edmund Stubenrauch.

* * *

Im Restaurant.

Er schwur bei allem, was ihm heilig sei,
Der armen Gläubigen die ew'ge Treue.
Nun ist sein Lieben eben schon vorbei,
Und sie ist da, die Qual und Pein der Reue.

Der Treubruch fällt ihm schwer, dem Ehrenmann,
Und sie erträgt geduldig seine Schrullen.
Da blitzt es freudig in ihm auf: „Ich kann,
Was man Gewissen nennt, in Schlummer lullen!

Bei allem, was mir heilig, schwur ich ihr
Die ew'ge Treue. Doch was ist mir heilig? —
Nichts — nichts!" — In Ruh bei seinem Glase Bier
Schreibt er, was längst schon stilisiert, nun eilig.

Franz Floth.

* * *

Gottes-Geschöpf.

Als einst beim Gottesdienste
An einem Feiertag
Das Volk in tiefer Andacht
Auf seinen Knien lag,

Da flog durchs Kirchenfenster
Ein frohes Vöglein ein
Und schwebte durch die Halle
Hin zu dem Kerzenschein.

Und hell erklang sein Zwitschern,
Ein trauter Jubelruf:
„Mein Vater, schau, ich komme
Zu dir, der mich erschuf!"

Wie klang da rein die Orgel,
Das Weihlied auf dem Chor,
Und aller Augen hoben
Zur Decke sich empor;

Auf aller Mienen spielte,
Ein Lächeln weich und lieb,
Als just ob dem Altare
Das Vöglein schweben blieb.

„Gott, du hast es erschaffen,
Du Vater bist ihm gut,
Du Herr, in dessen Schutzhand
Das kleinste Wesen ruht!"

Rosalia Fischer.

Ein Compagnie-Lustspiel.

(Ort der Handlung: Ein Kaffeehaus. — Zeit: Geisterstunde. — Personen: Ein jüngerer Dramatiker und ein älterer Dramatiker.)

Der Ältere: Nun gut, ich will ein Stück mit Ihnen schreiben. Ich fördere gern junge Talente. . .

Der Jüngere (verbeugt sich).

Der Ältere: Aber ich mache Sie aufmerksam, Sie werden sehr fleißig sein müssen, mir fällt jetzt nicht mehr so viel ein, wie einst.

Der Jüngere: Das weiß ich, ich habe ja Ihre letzten Stücke gesehen. Sie können sich auf mich verlassen, ich bin jung, die Muse hat mich auf die Stirne geküsst.

Der Ältere: Wenn's nur kein Abschiedskuss war.

Der Jüngere (lacht demonstrativ).

Der Ältere: Haben Sie schon über eine Handlung nachgedacht?

Der Jüngere: Sie wollen mich foppen? Wozu brauchen wir eine Handlung? Das Publicum fühlt sich viel wohler bei einem Sammelsurium von zusammenhanglosen Episoden; man kommt doch ins Theater, um sich zu erholen von den Misèren des Tages.

Der Ältere: Bei Ihrer Jugend hätte ich Ihnen so reife Ansichten gar nicht zugetraut. . . . Kellner, einen Cognac — zur Anregung; wenn ich trinke, fällt mir immer etwas ein.

Der Jüngere: Da sollten Sie aus dem Delirium tremens nicht herauskommen.

Der Ältere: Sparen, sparen, junger Mann! bei jedem Witz, den ich höre, und der nicht auf die Bühne zu bringen ist, werde ich nervös; hier im Kaffeehaus habe ich überhaupt nicht die nöthige Sammlung.

Der Jüngere: Ah, Sie haben sie zu Hause . . . die nöthige Sammlung.

Der Ältere: Nur keine Anspielungen . . . . in meinen vorgeschrittenen Jahren ist die Eitelkeit zu leicht verletzt. Also, bitte, wie denken Sie sich die einzelnen Figuren?

Der Jüngere: In erster Reihe bin ich für den Pantoffelhelden. Der wirkt immer. Ist auch für den Darsteller sehr leicht, er hat nicht viel zu studieren. Und die Frauen applaudieren sich die Hände wund. Auf die Frauen muss man speculieren.

Der Ältere: Sie haben gesunden Menschenverstand. Haben Sie irgend eine Nuance für die Figur?

Der Jüngere: Warten Sie einmal (greift sich an die Stirne). Ja . . . da hab' ich etwas ganz Besonderes. Im ersten Act, knapp vor dem Actschluss, verkleidet er sich als „Frau“ — da liegt doch Symbolik drinn.

Der Ältere: Ein Garderobenscherz, bravo!

Der Jüngere: Strengen Sie Ihre Kehle nur nicht mit Bravorufen an, Sie werden noch staunen über mich. Und im zweiten Act erhebt sich dieser Mann gegen seine Frau, er wird plötzlich selbständig.

Der Ältere (mit Betonung): Er „ermannt“ sich. (Überlegen): Notieren Sie, bitte, diesen Geistesblitz.

Der Jüngere: Ich merke mir alles, ich habe ein famoses Gedächtnis. Also, wie gesagt, er hält seiner Frau eine große Tirade, auf die muss Applaus kommen, weil, wenn ein Schauspieler schreit, man schon aus Dankbarkeit Beifall klatscht. . . .

Der Ältere: Ein wertvoller Beitrag zur Psychologie des Publicums. Aber, lieber Freund, es ist ein wenig unwahrscheinlich, dass der Mensch sich von einem Act zum anderen so radical ändert.

Der Jüngere: Ich erkenne Sie nicht. Unwahrscheinlich? Gibt's das im Lustspiel? Da herrschen nicht die Gesetze der bürgerlichen Welt, da sagt man einer alten Jungfer Sottisen ins Gesicht, da erzählt man seinem Diener die intimsten Familiengeheimnisse, da kommen Verwandte plötzlich aus den entlegensten Welttheilen zurück . . . .

Der Ältere: Bitte, nicht persönlich werden.

Der Jüngere: Bei Gott, jetzt hab' ich wirklich nicht Sie gemeint. Der gute Mann wird im Zwischenact, während das Publicum sich im Buffet erholt, ein anderer. Das gehört doch zu den alltäglichsten Gewohnheiten der Bühnenleute.

Der Ältere: Lassen Sie den belehrenden Ton. Weiter. Was haben Sie noch?

Der Jüngere: Einen lustigen Beruf. Sie sehen, ich denke an das Wichtigste. Der Held unseres Schwankes ist Besitzer eines Flohtheaters. Das ist doch komisch?

Der Ältere: Ich sage nichts, als Kellner, einen Cognac. Da fällt mir nämlich mehr ein.

Der Jüngere (lacht demonstrativ): Flohtheater. Das gibt Gelegenheit zu einer Serie köstlicher Späße. Zum Beispiel: Er macht, wie seine Mitglieder, große Sprünge. Was, das ist fürs Zwerchfell! Und können Sie mir vielleicht vorwerfen, dass das nicht trivial genug ist? Haha, ich überlege meine Einfälle von allen Seiten.

Der Ältere: Lassen Sie sich umarmen, Collaborator meiner Seele.

Der Jüngere: Sie sollen noch Freuden an mir erleben. Da ist mir eine besonders originelle Figur aufgestoßen: eine Naive, die nießt.

Der Ältere (springt erregt auf): Großartig, das war man bisher nur bei Männern gewohnt. Wie muss das erst bei einem jungen naiven Mädchen wirken! Mensch, Sie desavouieren ja den alten Akiba!

Der Jüngere: Das ist ein Haupteffect in der Liebesscene; er stottert, das ist ja eine ganz natürliche Bühnenkrankheit, und sie nießt. Sie nießt! Ein grandioses Duo, das Publicum wird sich wälzen.

Der Ältere: In der That, Sie haben einen scharfen Blick für Bühnenwirkungen!

Der Jüngere: Hören Sie weiter. Eine Figur gebraucht eine ständige Redensart: „Das ist so, aber es könnte auch anders sein.“ Ist das nicht komisch?

Der Ältere: Und einmal gebraucht sie sie an unrechter Stelle. Das wirkt dann großartig.

Der Jüngere: Natürlich, das hab' ich für den zweiten Actschluss aufgespart.

Der Ältere: Und wie steht es mit dem Sentimentalen?

Der Jüngere: Einfach grandios. Die Naive spielt im zweiten Act ein stimmungsvolles Lied, und der jugendliche Liebhaber steht dabei und flüstert ihr Kalauer zu. Dann erst „finden" sie sich!

Der Ältere: Sehr gut. Das Lied werden wir sie auf der Ziehharmonika spielen lassen, das war schon lange nicht da. Kellner, einen Cognac!

Der Jüngere: Acceptiert. Dann noch eine Sensation! Eine Episodenfigur spricht Dialect, rathen Sie welchen?

Der Ältere: Das ist doch kein Räthsel. Böhmisch oder ungarisch.

Der Jüngere: Nein, Volapük. Die Leute werden den Lachkrampf kriegen.

Der Ältere: Mensch, Sie verschwenden ja Ihre Einfälle. Wollen Sie mit einem Stück unsterblich werden? Und sagen Sie, wie steht es mit dem Dialogwitz?

Der Jüngere: Der Hauptheld hat dreißig Pointen, die Naive hat zwanzig Witze, die komische Alte zehn Wortverdrehungen, der —

Der Ältere: Na, ich sehe, Sie haben die Eintheilung richtig getroffen. Und noch das Wichtigste. Wie viel Paare gibt es zum Schlusse?

Der Jüngere: Drei effective Paare stehen auf der Bühne, und zwei alte Junggesellen sind vollständig bekehrt; bei denen bleibt auch die sichere Perspective, dass sie sich für die Folge ihre Knöpfe nicht selber annähen. Ich werde doch, mein verehrter Freund, nicht an die Hauptaufgabe des Schwankes vergessen, an die Heiratsvermittlung. Erlauben Sie mir, die Bühne ist eine pädagogische Anstat. Deshalb gehen doch die Frauen ins Theater, es schmeichelt ihnen, dass sich auch da alles um sie dreht.

Der Ältere: Sie sind ein Prachtkerl und Psycholog, Sie dürfen mich umarmen.

Der Jüngere: Ich werde von diesem Rechte nach dem Erfolge Gebrauch machen. Sie dürften noch oft Gelegenheit haben, mich zu solchen Zärtlichkeiten zu ermuntern, mir fällt nämlich beim Schreiben sehr viel ein. Ich hab' ja viel gesehen.

Der Ältere: Und, sagen Sie einmal, was soll denn eigentlich der Titel des Stückes sein?

Der Jüngere: „Alles dagewesen!"

Der Ältere: Glänzend, dabei lässt sich so viel denken. Und die Kritik hat Gelegenheit zu geistreichen, malitiösen Bemerkungen. Kellner, einen Cognac. Wenn wir den Vorschuss kriegen, trinken wir Bruderschaft.

Der Jüngere (geschmeichelt): Je früher wir Bruderschaft trinken, desto angenehmer soll es mir sein.

Der Ältere: Kellner, zahlen . . . Und nun leben Sie wohl, theurer Freund.

Der Jüngere (drückt ihm herzlich die Hand): Noch etwas: Wir reichen das Stück anonym ein, so macht man sich am sichersten einen Namen.

Der Ältere (sieht ihn respectvoll vom Scheitel bis zur Sohle an): Collega, Sie kennen sogar die Technik des Erfolges.

„Presse." A. E.

Sonntagsfreuden eines Radfahrers.

Eine Zuschrift.

Herr Heimgartenmann!

Du hast in deiner Zeitschrift schon ein paarmal recht schön über uns „Radler" geschrieben, dass es mich wundert, wie du uns im vorigen Heft verriffelt hast. Wo wir eh so arm sind. Wo wir eh so viel aushalten müssen. Sollst dich nur selber einmal aufs Rad spannen. Du wirst schon sehen! Du wirst gern wieder herabsteigen, wenn du schnell genug bist. Anfangs kommt einem das Fallen allemal zuvor. Aber davon möchte man noch nichts sagen, unser liebes Sonntagsvergnügen schaut anders aus. — Wenn ich besser sehen und schlechter hören möchte! Schöne Sprücheln kann man hören, wenn man auf dem Rad sitzt. Diese Bauern sind wie der Teuxel, so witzig!

Das war vor einigen Wochen, als ich eines schönen Sonntagsmorgens hinausritt über Maria-Trost in die östliche Steiermark. Schon bei St. Johann hörte ich ein paar Bauern, auf mich deutend: „Heint sein d Norrn wieder amol oll auskema. Burt scha wieder a so a gschmoaßna Lufttreta daher! He, wouhin, narischa Scheerenschleisa?"

Und ein anderer: „Der gibb du kan Ontwort, der hot um a Radl z'viel."

In der Nähe des Fasslwirts rief bei meinem Anblick ein Bauernbursche aus: „Jessas, den schauts on, der hot seini Harn ohg'schraust!"

Und weiter, bei Algersdorf, ein alter Hüttler: „Teuxl, do is in Grazern a Radl durchgongan und is oana henkn bliebn drauf."

Bei Weiz etliche Bauern über mich: „Du, der sohrt zan Leimsiada, seini Knochn vakaffn."

„Holt's n Othn ein, Buabn, dass n nit umblost's!"

Vor mir ritt der dicke Bäcker aus der Vorstadt dahin, über den hörte ich die Bauernburschen sagen: „Wan der bis af d Nocht fohrt, so bleibb ba der Hitz grod nar a Fettbotzn über!"

Einige Kinder riefen: „Velocipee, 's ondri wisst's eh!"

Als ich weiter hin bergan ritt, meinte einer: „Der thuat Luft schnoppn, wia da Fisch ohni Wossa." Und beim Abwärtsreiten: „An Lita zohl ih, wan sih der d Nosn bricht!"

Bei Anger rief mir ein Straßenwirt zu: „Einkehrn, s Rösl is dursti! Oda hot da Kutscha d Schwindsucht in Sock?"

In der Nähe von Kogelhof scheuten sich vor mir ein paar Zugochsen am Karren. Da sagte der Fuhrmann: „Sar ouft meini Ouchsn wos Saudumms sechn, schreckn sie sih."

Als bei Birkfeld sich ein Pferd scheute, schrie der Kutscher: „Dumms Luada! Der plogg sih jo eh für enk Rösser!"

Im Pöllauerthale fiel den Bauernburschen meine Radfahrerkluft auf. „In da Stodt muss s Gwond theuer sein", bemerkte einer, „weil d Stodthern hiaz holbnockad umanondfohrn." Und ein Zweiter: „Gehn mar ohsomeln, dass mar an Guldn zsombringen, aft kaffn mar eahm a Pfoad."

So gieng es fort bis Kaindorf, bis Gleisdorf, dort setzte ich mich gerne in den Eisenbahnzug.

Wenn wir Männer auf unseren Ausflügen schon derart begrüßt werden, so kann man sich denken, wie es den Radfahrerinnen geht. Ich hörte es selbst, wie man von einer dicken Dame, die auf dem Pneumatikreifenrad ritt, sagte: „Hoi ho, a Plunzn reidt af a Leberwurscht!" Dann als der Wind ihre Kleider blähte: „Passts auf, hiaz wirds gleih in d Luft fliagn, sie blebat scha!"

Das ist so der steierische Bauernwitz. Hinter dem Semmering drüben sind sie nicht so witzig, aber — schlagfertiger. Der Radfahrer in Steiermark soll seine Ohren daheim lassen, der Radfahrer in Niederösterreich seinen Buckel. Zwischen Gloggnitz und Neunkirchen schleuderte mir einer von der Kugelbahn her die Kugel ins Rad, ich stürzte, mit wildem Halloh eilte ein Rudel von Burschen auf mich zu und machte Anstalten, den „Radlgeist" durchzubläuen. Sofort riss ich meine Brieftasche aus dem Sack: „Da, da habt es, mein Geld! — „Wos!" schrie einer lachend, „glaub'n Sie, dass mir Sölchene san!" Und verzogen sich. Die List gelungen, die Burschen beschämt, ich ritt weiter.

So viel des Nützlichen und Schönen, mein lieber Heimgärtner, damit du weißt, dass auch wir Radfahrer nicht auf Rosen gebettet sind, außer wir stürzen und fallen in den Straßengraben auf blühenden Klee oder in die Dornhecken.

Gehorsamer Diener!
Sch.

Sylvester.

Sylvestergläser klingen,
Sylvesteruhren schlagen,
Und zu mitternächtiger Stunde
Hör' ich laute Kreise tagen.
Essen, trinken, spielen, scherzen,
Ohne Liebe, ohne Reue
Taumeln sie von Jahr zu Jahre,
Und vom Alten in das Neue.
Ob auch ich dabei bin? Nein.
Lasset mich mit mir allein.

Einsam in der Scheidestunde
Will ich Glücks und Leids gedenken,
Muss ich doch ein Stück von meinem
Leben in die Grube senken,
Muß ich doch mein wundes Herze
In die fremde Zukunft tragen,
Darum kann ich nimmer scherzen,
Wenn der Uhren Hämmer schlagen.
Diese Weihestund' ist mein.
Lasset mich mit mir allein. R.

Bücher.

Ausklang. Zwei Novellen von Otto von Leitgeb. Das junge Österreich regt sich. So lange man ein geistreiches Reporterthum nach Zolas Muster für den Gipfel der Kunst hielt, waren die jungen Kräfte unseres beweglichen, gemüthvollen und schönheitslüsternen Volksstammes lahm gelegt. Was dem Geist der Zeit entsprach, war ihnen wider die Natur. Und sich durchzusetzen, dazu waren sie, wie wir alle von jeher, zu weich. Nun, da eine Renaissance des Poetischen vernehmlich an die Thür klopft, ist die richtige Zeit gekommen für die heißen Herzen des jungen Österreich. Das Literatenthum beginnt dem Künstlerthum zu weichen. Apollinisch glänzend oder dionysisch trunken wendet der Dichter sich wieder an den eng begrenzten Kreis. Die ganze Fülle, die in der süddeutschen Natur steckt, steht im Begriffe, sich zu entfalten. Die Namen Schnitzler, Hoffmannsthal, vor allen aber Peter Altenberg tragen schon mehr in sich als berechtigte Hoffnungen. Auch Otto von Leitgeb, von dem uns die beiden Novellen „Schwester Brigitte" und „Ein Geigenlied" vorliegen, ist ein Österreicher. Auch er hat sich, solange er dem harten Naturstudium nachgieng, nicht finden können, obgleich ihm unter den Novellen, in denen er sich von der damals modernen Strömung treiben ließ, manche hübsche Leistung gelungen ist. Nach dieser Leibl-Manier gieng er zu einer weit geschmackvolleren leichten und ganz modernen Pastell-Manier über, ein wenig verschwommen, aber vielsagend und graziös. In der Zeitschrift „Romanwelt" erinnern wir uns, einige Arbeiten dieser Periode gelesen zu haben. Die beiden Novellen des vorliegenden Bändchens „Ausklang" sind sozusagen in der Fritz Kaulbach-Manier geschrieben. Es ist guter alter Stil, etwas zierlicher und weniger pedantisch, als es ganz

schulmäßig wäre, aber nicht sprühend, nicht hinreißend, nicht verzückt, nicht nervös genug, um sich dem oben genannten hoffnungsreichen Österreicherthum anzuschließen. Wenn dieser Stil das Letzte ist, das höhere Dritte, das sich aus zwei Gegensätzen entwickelt, so darf Leitgeb mit der Zeit auf ein breites Publicum hoffen. Die seltene Zartheit des Empfindens, das stille und etwas schwermüthige Weben im Poetischen, wie es in der „Brigitte", der Grütznerische Humor, wie er im „Geigenlied" zum Ausdruck kommt, ist überdies nicht nur für das Lesepublicum erfreulich, sondern auch für den Kunstfreund. Aber das Höchste erreichen und gewinnen wird eine jüngere Kraft nur auf neuen Anstiegen. Man kann aus schon abgeschnittenen Blumen einen schönen Kranz binden. Aber das Herz klopft einem doch nur, wenn eine Knospe sich entfaltet, die noch am Stocke steht. Und sogar das arme Samenkorn, das eben erst in die Erde gelegt wird, und von dem niemand weiß, ob es etwas Brauchbares bringen werde, ist interessant und in seiner Räthselhaftigkeit merkwürdig. Leitgebs Novellen sind Rosen, voll erblüht, schön entwickelt, voll Duft und Reiz und Schönheit, aber von einem alten Stocke geschnitten, von dem wir, ohne große Seher zu sein, voraussagen können, dass er nicht mehr lang blühen wird. E. E.

„Opfer der Zeit." Schauspiel in vier Aufzügen von Franz Wolff. (Dresden, Leipzig und Wien. E. Piersons Verlag.)

Es ist ein Zug der Zeit, dieses Streben aller Dichter und Schriftsteller nach dem Lorbeer des Dramatikers. Das stille, freudige Bewusstsein, das den Lyriker, den Novellisten erfüllt, wenn er sich irgendwo und irgendwann von einem verständnisvollen Zeitgenossen gelesen und gewürdigt weiß, es hat mit einemmale einem lebhafteren Drang nach Anerkennung platzgemacht. Der Schriftsteller will zu vielen sprechen, zu vielen auf einmal, und er will von vielen zugleich verstanden und beurtheilt werden.

Es ist auch nicht einzig das. Unser modernes sociales Leben häuft sozusagen dramatische Stoffe aufeinander, die Dichter brauchen nur hinzugehen und sie aufzulesen.

Und noch ein drittes ist daran schuld. Gedichte und Erzählungen, Romane ziehen ihre weiten Kreise, aber langsam, unsichtbar fast für das Auge des nachspähenden Dichters. Thut er aber einen gewaltigen dramatischen Wurf, so hat er den unmittelbaren, sieghaften Beweis seines Könnens. Er heimst den Lohn nicht in verstreuten Blüten der Anerkennung ein, er pflückt sich an einem einzigen Abend einen ganzen Strauß und saugt seine sehnende Seele voll mit dem betäubenden Duft des Ruhmes! Und er verdient mit einem einzigen Stück dann mehr, als mit zwanzig Romanbänden.

Daher kommt es, dass moderne Schriftsteller sich mit Vorliebe dramatisch bethätigen. Jeder von ihnen träumt von einem solchen Abend, der leider nur so selten einem unter ihnen — und nicht immer dem Würdigsten — beschieden ist. Denn auf dramatischem Gebiete mehr, als auf irgend einem anderen, ist der Dichter abhängig von Mode, Parteigunst, Laune des Publicums und last not least von dem guten Willen der Schauspieler.

Viele hundert Stücke werden alljährlich an großen Bühnen eingereicht, und das meiste davon bleibt ewig ungespielt, ja selbst ungelesen. Man beschäftigt sich jetzt viel mit dem Gedanken, eine Bühne zu schaffen, auf welcher jedes halbwegs mögliche Stück aufgeführt werden soll, denn man kann den Werth, den dramatischen Wert eines Stückes, doch nur dann voll ermessen, wenn man es von der Bühne herab auf sich wirken lässt. Eine solche Bühne wäre freilich ein Elysium für alle nach Aufführung ihrer Werke schmachtenden Autoren.

Franz Wolff, der als Lyriker und Novellist einen guten Namen hat in der modernen Gilde der Wiener Schriftsteller, hat sich nun auch unter die Dramatiker begeben. Sein Schauspiel: „Opfer der Zeit" ist echt modern gedacht. Großcapital, Fabriksleben, Arbeiterforderungen und Streberthum geben den Grundton. Auch die moderne Frau, die über Pflichten und Rechte die freiesten Anschauungen hat, fehlt nicht darin und bildet einen scharfen Gegensatz zu der streng rechtlich denkendenden Tochter des gewissenlosen Fabrikanten, die in der Liebe zu ihrem Kinde den besten Trost für ein verfehltes Dasein findet und in sein Herz „den Glauben an die Heiligkeit des Lebens" pflanzen will.

Das Stück zeigt unverkennbar den Einfluss von Björnstjerne Björnson und hat den Vorzug der bewussten Klarheit, die den erwählten Stoff scharf beleuchtet, ohne deshalb allzu grelle Farben aufzutragen. Von dem eigentlichen Inhalt wollen wir lieber nichts verrathen, — möge das Schauspiel für sich selbst, von den Brettern herab sprechen.

Der Dialog ist gut, klar, stellenweise von lebendigem Colorit. E. Pierson, der unermüdlich thätige Verleger, zu dessen Fahne so viele österreichische Autoren schwören, hat das Schauspiel Wolffs in der üblichen hübschen Ausstattung erscheinen lassen, und es ist nur zu wünschen, dass Autor und Verleger recht bald einen vollen Erfolg verzeichnen können. S. v. K.

Barbara Blomberg. Historischer Roman von Georg Ebers. Zwei Bände. Stuttgart. (Deutsche Verlags-Anstalt.)

Ein bedeutsames Stück deutscher Vergangenheit führt Georg Ebers mit diesem seinem neuen Roman herauf. In seiner meisterhaften Weise, welche ungemein wirkungsvoll die geschichtlichen Persönlichkeiten und die historisch verbürgten Ereignisse mit den Gestalten einer frei schaffenden Phantasie vereinigt, behandelt der Dichter jene Wirren und Kämpfe, die bald nach dem Tode Martin Luthers die deutschen Lande in zwei Parteien spalteten. Dann klingt der handlungsreiche Roman in der Lehre aus: nicht in Ruhm und Ehre, in äußerer Pracht, sondern im Besitz innerer Güter ruht das wahre Glück. Einen besonderen Reiz erhält der Roman durch die große Reihe historischer Persönlichkeiten, und ein hoher Vorzug ist ferner die Darstellung des höfischen und bürgerlichen Lebens. V.

Abenteuer eines Blaustrümpfchens. Von Paul Heyse. Mit Illustrationen von C. Zopf. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Die geharnischten Vertreterinnen der Frauenfrage werden es beklagen, dass Paul Heyse, der Frauenkenner, bisher immer nur Fragen des Frauenherzens in sein Bereich zog. Er scheint diesen Mangel auch selbst erkannt zu haben, denn im „Blaustrümpfchen" führt er nun die moderne Erscheinung des strebenden, Kunst und Leben heißhungrig begehrenden Mädchens vor. Immerhin kommt für die „Vorkämpferinnen" wenig dabei heraus, denn unter den Händen wird diesem Liebling der Grazien die Strebende zum herzigen beseligenden Weib, die ihre Rechte namentlich in den Herzen der Leser mehr spielend als streitend erringt. Mit köstlicher Frische und prächtigem Humor führt uns der Dichter mit ihr durch allerhand Zustände der Münchener Bohème hindurch, es riecht sehr stark nach Ölfarbe und Tabak, und die zierliche Filigranarbeit ist doch ein getreues Bild der Kunststadt München. V.

Künstlerroman. Von F. W. Hackländer. Illustriert von A. Langhammer. Drei Bände. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Ganz offen sei es gestanden: nicht ohne ein Gefühl furchtsamer Scheu gieng der Kritiker an die Lectüre. Wird Enttäuschung sich einstellen? Nein, und dreimal nein! Ich las den Roman mit wachsendem Interesse und stets sich steigernder Spannung, wie einst in den goldenen Tagen, da das Herz noch jung war. Hackländer gehört zu den wenigen Romanschriftstellern, die nie veralten. Warum? Weil er wirkliches Leben und wirkliche Menschen schilderte bei seiner außerordentlichen Welt- und Lebenskenntnis und seiner scharfen Beobachtungsgabe, die durch den glücklichsten Humor noch verklärt wurde. V.

Zur Neujahrszeit im Pfarrhause von Nöddebo von Nicolai. Von Henrik Scharling. (Dresden. Gerhard Kühtmann. 1896.)

Der Erzähler ist ein junger Student aus Kopenhagen, noch Fuchs, der seine Weihnachtsferien mit seinen beiden älteren Brüdern, einem Studiosus juris — der Erzähler nennt ihn corpus juris — und einem Candidaten der Theologie, nur der „Alte" genannt, im Pfarrhause zu Nöddebo in der mit zwei lieblichen Töchtern ausgestatteten Predigerfamilie zubringt. Der junge Mann ist verliebt, aber er weiß nicht recht, in wen? oder vielmehr in jede anmuthige Jungfrau, und quält sich mit Sorgen um seine Verlobung, da er eine von den beiden Pfarrerstöchtern als Gattin heimzuführen entschlossen ist — nicht wissend, dass beide schon von seinen eigenen Brüdern als Bräute erwählt sind. V.

Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung von August Sperl. Zwei Bände. (München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.)

In das Böhmenland führt uns der Dichter, in das Land mit seinen unergründlichen Wäldern und ragenden Burgen, in seine hundertthürmige Hauptstadt, auf sein majestätisches Königsschloss. Zu einem zweisprachigen, in erbittertem Kampfe, der ja in unseren Tagen noch nicht ausgetragen ist, lebenden Volke führt er uns. Er schildert den Untergang des mächtigen Böhmenkönigs Ottokar und das Emporwachsen des Hauses Habsburg und auf diesem Hintergrunde das Glück und das tragische Ende des sagenumwobenen Witigonen Zawisch und seiner Brüder aus dem deutschen Dynastengeschlechte der Herren von der Krummenau.

Das Buch mit seiner charakteristischen Verbindung von Realismus und Idealismus wird den fesseln, der es zum erstenmale liest. V.

Höhere Töchter. Humoresken aus dem Schulleben. Von Elit Felson. Mit Illustrationen. (Breslau. Franz Goerlich.)

Die Verfasserin schildert in fünf einzelnen, selbständigen Erzählungen Scenen voll jugendlichen Übermuthes aus dem Leben der „Höheren Töchter". Elit Felson schöpft hierbei aus ihrem eigenen, verflossenen Backfischleben. K.

Massimo d'Azeglio. Sein Leben und Wirken als Künstler, Patriot und Staatsmann. (Graz. Fr. Pechel.)

Massimos Leben war der Kampf des nach freier Entfaltung ringenden Genius gegen feindliche Mächte. Als Kind entzieht er sich den versumpfenden Einflüssen einer clericalen Erziehung, als Jüngling rettet er sich selbständig aus dem Banne eines ihn dem Untergange zuführenden wüsten Sinnenrausches, erringt sich dann, aller materiellen Hindernisse zu Trotz, durch eiserne Beharrlichkeit den, seine Nation mit Stolz erfüllenden Ruhm eines ausgezeichneten Malers, der nur deshalb sich nicht den Ersten anreihen konnte, weil ihn eine höhere Bestimmung aus seiner Künstlerlaufbahn riss. Die Zeit der Erhebung des italienischen Volkes für seine Unabhängigkeit fand ihn, als den durch das Vertrauen seiner Mitbürger berufenen Führer. Aus dem Künstler, der er seiner Natur nach war und blieb, erstand plötzlich ein politischer Agent, eine Erscheinung, wie sie in der modernen Geschichte einzig dasteht, aber zur Zeit der Renaissance, der er in vielen Beziehungen nahe stand, nicht ungewöhnlich war. Nachdem er am oberitalischen Kriegsschauplatze sein Blut vergossen, übernahm er die ihm vom König übetragene Mission, das Staatsschiff von dem durch äußere und innere Feinde drohenden Untergange zu retten, was ihm auch trotz aller von der revolutionäeen Partei bereiteten Hindernisse in glänzender Weise gelang. Als Staatsmann war ihm weder die große Staatskunst, noch die Energie eines Bismarck oder Cavour eigen. In einem Punkte aber übertraf er sie: in der Gewissenhaftigkeit bei Wahl der anzuwendenden Hilfsmittel, sowie in der Loyalität einer auf sittlichen Grundsätzen basierten Politik. Er gehörte nicht zu jenen, welche die Unvereinbarkeit von Moral und Politik behaupten und in dem Erfolge den einzig giltigen Maßstab anerkennen; daher begreift es sich, dass er den gefangen genommenen Garibaldi vor ein Kriegsgericht stellen wollte, und dass er aus dem Cabinete schied, als Cavour für die Annexion Roms und Neapels durch gewaltsamen Überfall eintrat.

Alle seine Publicationen athmen den Geist der unerschütterlichen Gerechtigkeit und sind der Ausfluss jenes Grundsatzes: dass das einzige untrügliche Kriterium für den Wert menschlichen Handelns — das Wohl der Menschheit sei. A. L.

Lebenserinnerungen von Jakob von Falk. (Leipzig. Georg Heinrich Mayer 1897.)

Schon im allgemeinen ein höchst lesenswertes, für Österreich besonders interessantes Werk. Was das österreichische Museum für Kunst und Industrie, was im weiteren das Kunstgewerbe in Wien und in Österreich diesem Manne zu verdanken hat, wird nicht vergessen werden dürfen. Der Verfasser selbst geht bescheiden flüchtig darüber hinweg, hingegen erzählt er in schlichter Weise eingehender von seinen Lebensschicksalen und Reisen, ganz besonders zu erwähnen den lichtvollen Abschnitt „Von den Ausstellungen", in welchem Charakteristiken und Vergleiche der Weltausstellungen geboten werden. Das vornehm ausgestattete Buch enthält ein gutes Bild des Verfassers. M.

Schillers Frauengestalten von Julius Burggraf. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Auf Grund eingehender Quellenstudien behandelt der Verfasser hier ein Thema, das bis dahin weder nach der einen, noch nach der anderen Seite hin eine Bearbeitung gefunden hat. Er stellt zunächst das Leben des Dichters, das in seinem gewaltigen Reichthum und in seiner ganzen Charakterschönheit an dem Auge des Lesers vorüberzieht, unter die Beleuchtung der Frage, welchen Einfluss das weibliche Element auf sein Denken und Dichten ausgeübt hat. Das Werk, das den Anspruch erheben darf, der Literaturgeschichte und der wissenschaftlichen Erkenntnis zu dienen, verdient namentlich auch in Frauenkreisen Verbreitung. Die Ausstattung ist sehr gediegen und der Einband sehr zierlich. V.

Aus großer Zeit. Kleine Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870/71. Verfasst von Heinrich von Selbitz, Moritz von Berg und vielen anderen Mitkämpfern. Zusammengestellt und herausgegeben von Heinrich von Selbitz. (Ansbach. Max Eichinger.)

Dieses vornehm ausgestattete große Sammelwerk bietet eine Unzahl von Geschichtchen, Anekdoten, Erinnerungen, Gedichten aller Art aus der Zeit jenes Krieges. Mancherlei Abenteuer werden erzählt, alle Stimmungen des Kriegslebens finden Ausdruck, das einemal trefflich und künstlerisch, das anderemal schlicht und nüchtern. Manches ist hier verbucht aus jener merkwürdigen Zeit, das bisher nicht bekannt war und dem Geschichtsforscher willkommene Anhaltspunkte geben kann. M.

Fridtjof Nansen. Eine Festschrift zur Rückkehr Dr. Nansens von der Nordpol-Expedition. Hievon erschien soeben die deutsche Ausgabe im Commissions-Verlag K. F. Köhler, Leipzig.

Die Schrift bietet eine übersichtliche Darstellung der Nordpol-Expedition, eine

kurze Biographie der sämmtlichen Theilnehmer, Interessantes über Nansens Kinderjahre und Familie &c.

Die Karte der Polar-Region, sowie ein Portrait Nansens und „Fram im Packeise“ von Otto Sinding sind vorzüglich ausgeführt. V.

Nansens heldenmüthige That, durch die er der Wissenschaft mehr geleistet hat, als je vorher für die Erforschung des Nordpols geschehen war, kann man erst würdigen, wenn man sein Werk „**In Nacht und Eis**“ (Leipzig. F. A. Brockhaus) zur Hand nimmt. V.

Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen. Eine psychologische Studie von J. E. Poritzky. (Berlin. Karl Dunker. 1896.)

Dieses Schriftchen will den Heinrich Heine auch für solche retten, die ihn nicht „verstehen“. Wir fürchten aber, dass er für solche trotz dieser anmuthigen Darstellungen verloren bleiben wird. Wenn ein Dichter erst einen Commentar braucht, dann ist es immerhin schon schlimm. Verstehen! Warum sollte man Heine nicht verstehen, wenn man ihn liest? Er ist deutlich genug. Doch ob er auch jedem sympathisch ist? Wer kann dafür? Weder der Dichter, noch der Leser. Es gibt genug Poeten, die, ohne dass sie's verdienen, vom Publicum abgelehnt werden. Kein Mensch kümmert sich drum. Weshalb will man gerade den Heine der Menschheit fast mit Gewalt octroyieren? M.

Gedichte Friedrich Rückerts in neuer Auswahl. 24. Auflage. Mit einem Lebensabriss und dem Bildnis des Dichters. (Frankfurt am Main. F. D. Sauerländer. 1897.)

Einer besonderen Empfehlung bedarf ja Rückert nicht; je mehr man sich in seine Dichtungen vertieft, desto mehr lernt man ihn, den deutschen Meister der Dichtkunst, den geläuterten Lebensphilosophen, den begeisterten Sänger von Liebe, Heimat, Vaterland und Natur, schätzen und lieben. V.

X-Strahlen. Gedichte von Ottilie Bibus. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

X-Strahlen! Ein kühner Titel, aber nicht zu viel gesagt für diese Gedanken- und Gemüthsblitze, die den Menschen, den eigenen und den fremden, tiefer schauen, als man es in der Lyrik sonst gewohnt werden muss. Diese Sammlung enthält auf Seite 61 auch jenes Gedicht, von dem Hamerling zum Heimgartenmann, der es gebracht, einst sagte: Wer das gedichtet, der weiß, wie uns Poeten ums Herz ist. Dieser Dichter ist gewiss selbst ein Poet.

Das stimmt. M.

Pegasusritt durch die Schweiz von Alfred Beetschen. Der Schweizer Autor hat dem Humor und der Satire die Zügel schießen lassen, während Illustrator E. Buffetti die Stationen des Pegasus-Rittes auf jeder Seite des originellen Büchleins durch seinen Künstlerstift aufs trefflichste markiert hat. Muth, Übermuth und Wehmuth spielen sich in Beetschens leichten flüssigen Gesängen. (Müller & Trüb, Aarau.) V.

Humor und Gefühl. Gedichte in obersteierischer Mundart von Hans Vischner. (Knittelfeld. J. Ach. 1896.)

Freunden einer harmlosen und anspruchslosen Volksdichtung kann dieses Büchlein empfohlen werden. Im Titel selbst ist der Geist der kleinen Sammlung charakterisiert. M.

Die soeben erschienene Serie der **Bibliothek der Gesammtliteratur** (Halle. Otto Hendel) legt aufs neue Beweis dafür ab, wie der Verlag unablässig dafür sorgt, dass in Wahrheit diese Sammlung das Wertvollste und Bedeutendste, was die Literatur aller Völker bietet, in sich vereinigt. Das erste neue Bändchen bringt eine Anzahl Novellen von Jules Lemaître, ferner Schillers kleine prosaische Schriften. Hochwillkommen wird vielen der folgende Band sein, der Kleinere Schriften von Jakob Grimm, Akademiereden, in sorgfältiger Auswahl bringt. Seine Selbstbiographie, die Reden auf Lachmann, Schiller und Wilhelm Grimm, über das Alter und über den Ursprung der Sprache — so viele Stücke, so viele Perlen. Der Zauber, den Jacob Grimms Genius allüberall ausübt, weht uns auch aus diesem Buch entgegen, und wird es jedem Leser lieb und wert machen. — Lettische Volkslieder und Mythen, von Victor von Andrejanoff bearbeitet und ins Deutsche übersetzt. — Eine literarische Curiosität bringt Aminta, ein Schäferbild von Torquato Tasso, übersetzt von Alfred Öhlke. Der stattliche Schlussband der Serie bringt endlich eine Reihe mit besonderem Geschmack ausgewählter „Märchen aus Tausend und eine Nacht“. Diese Kinder des Orients mit ihrem schimmernden Reiz und ihrer glänzenden Phantasie sind nicht nur für die Jugend eine willkommene Lectüre, auch der reife Leser ergötzt und unterhält sich an ihnen immer wieder aufs neue. V.

Ungarischer Dichterwald. Poesien, ausgewählt und im Versmaße der Originale übersetzt von Irene H. Cserhalmi. Mit vielen Porträts und Facsimiles und einem Vorwort von Georg Ebers. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der prächtig ausgestattete Band wird um so freudiger begrüßt werden, als er uns zum erstenmal einen vollständigen Überblick gewährt über die reichen poetischen Schätze einer Literatur, von der uns bisher nur wenige Dichter und von diesen zum Theil nur einzelne Werke durch Verdeutschungen näher gebracht worden sind. Die Sammlung vermögen wir nicht treffender zu charakterisieren, als es Georg Ebers in dem Vorwort thut, das er zu dem Band geschrieben. Darin heißt es: „Unter der ihr sowohl vertrauten Literatur ihres Volkes wählte die ungarische Poetin und Schriftstellerin Irene H. Cserhalmi das Beste, um es in das Gewand unserer Sprache zu kleiden. Dabei gelang es ihr, die Gedanken und Gefühle des ungarischen Poeten so wiederzugeben, dass sie auf deutsch fasslich und wirkungsvoll zum Ausdruck gelangen. Die Anthologie umfasst Dichtungen jeder Art. Neben etlichen schlichten Proben der Volkspoesie finden sich einige tiefsinnige, gedankenvolle Musterstücke der modernen Kunstpoesie. Mancher Strophe von erschütterndem Ernst folgen andere heitern und ergötzlichen Inhalts. So gewinnen wir mit dieser Anthologie ein Spiegelbild des Lebens und Fühlens der ungarischen Nation. V.

Launen. Neue Sammlung ausgewählter Skizzen von Eduard Pötzl. Illustriert von Theo Zasche. (Wien. Robert Mohr. 1897.)

Wenn von Pötzl ein Büchlein erscheint, bedeutet das für den Leser allemal ein paar anmuthige Stündchen. Diese neue Sammlung steht nicht zurück von anderen desselben Verfassers, die wir wiederholt zu schätzen Gelegenheit gehabt haben. Sie enthält Stückchen, die zu den allerbesten „Launen" dieses Verfassers gehören, und das will was sagen. M.

„Wiener Stadtgänge" von Johannes Ziegler. Mit einem Vorworte von Ed. Pötzl. Illustriert von Koloman Moser. (Wien. Robert Mohr. 1897.)

Ursprünglich, behaglich und voll feinen Humors schildert uns Johannes Ziegler Eindrücke, die er beim Durchwandern der Straßen Wiens empfangen hat. In anscheinend kunstloser, und doch den Gipfel künstlerischer Darstellung erreichender Weise nimmt er den Leser gefangen, lässt er ihn mit seinen Augen sehen, mit seinem Herzen empfinden. Ein Optimist in seiner liebenswürdigen Auffassung alles Seienden, gewinnt er dem Gegenstande, in den er sich vertieft, immer seine sympathischeste Seite ab und die Charakteristik, die Pötzl in der Vorrede von Ziegler entwirft, wird diesem Zuge in der Natur des bei uns heimisch gewordenen Nordländers vollauf gerecht. Koloman Moser bewährt sich in den Illustrationen als geistvoller Zeichner. V.

Studien und Kritiken. Von Alfred Freih. v. Berger. (Wien. Literarische Gesellschaft).

Das Buch will nicht eine äußerliche Zusammenstellung von Aufsätzen bieten, wie sie zufällige Gelegenheiten angeregt haben, sondern eine ausgebildete einheitliche Kunstanschauung soll dargestellt und mitgetheilt werden. Lebensgang und Entwickelung des Verfassers brachte es mit sich, dass die dramatische Kunst in dem Buche breiten Raum einnimmt. Namentlich über die Schauspielkunst und deren Beziehungen zum poetischen Schaffen sucht der Verfasser Aufschlüsse zu geben und moderne Bühnenerfahrungen zur Lösung literarischer Probleme anzuwenden. V.

Über Sprachverständnis. Ein Beitrag zur Reform des deutschen Sprachunterrichtes von Hans Trunk. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1895.)

Diese schön geschriebene, nicht bloß für Lehrer überaus zweckmäßige, sondern für alle Sprachfreunde höchst anregende Schrift kann auf das Wärmste empfohlen werden. Wir kommen noch darauf zurück. M.

Aus Thier- und Menschenleben nennt eine junge Künstlerin, Käthi Schönberger, 25 Federzeichnungen (Wien und Leipzig. Verlag von Ludwig Schönberger), die recht lustig-menschliche Scenen in Thierfiguren darstellen. Possierlich ist die als Titelblatt gewählte Zeichnung der „niesende Esel", die Situation ist drollig und die Darstellung flott und leicht.

Leykam'sche Kalender. (Graz. Verlag „Leykam".) Die Verlagshandlung bringt wieder eine große Reihe von Kalendern, welche, dem Bedürfnis der verschiedenen Bevölkerungskreise umsichtig Rechnung tragend, sich sowohl durch schöne gediegene Ausstattung wie durch billige Preise vortheilhaft auszeichnen und daher mit Recht besonders gerne gekauft werden. Davon erscheint der „Grazer Schreibkalender" schon im 113. Jahrgange und ist in der That ein Familien-Hausbuch mit einer reichen Auswahl von Aufsätzen zur Belehrung und Orientierung des Staatsbürgers, Geschäftsmannes und Ökonomen, sowie für

Handel und Industrie. Wertvolle Erzählungen, Gedichte und Aufsätze lieferten u. a. Rosegger, Ferdinand Ebhart, M. v. Markovics, Ferd. Schifkorn, Dr. Franz Mayer, Nandl Werchota, und der Director der Ackerbauschule in Grottenhof, Julius Hansel. Außer dem colorierten Titelbilde enthält der Kalender noch eine Fülle von Textillustrationen. Von den beliebten Blockkalendern sind Wochen-Notiz-Block-Kalender mit vollständigem Kalendarium, Ziehungstagen, Coupon-, Stempel-, Post- und Telegraphen-Tarife zum Aufhängen wie Stellen eingerichtet, und der kleinere „Wand-Block-Kalender“ mit schönem Farbendruck-Wandtheil wegen seiner eleganten Ausstattung hervorragend. Der „Elegante Taschenkalender“ präsentiert sich im Leinenbande mit Goldschnitt voll seinem Namen entsprechend. „Leykams Brieftaschenkalender“, „Grazer Taschenkalender“, gebunden mit Schuber, die so praktischen, reizend ausgestatteten „Portemonnaie-Kalender“, mit Goldschnitt und je einer Photographie, broschiert, in geprägtem Metallband und in Lederband, „Blattkalender“, aufgezogen zum Aufstellen, „Wandkalender“, aufgezogen, große und kleine Ausgabe, sind nicht minder beliebt und verbreitet. Der altehrwürdige „Neue Bauernkalender“ (Mandelkalender) mit seinen naiven Tagesmarken, von Rosegger in seinem prächtigen Buche „Die Älpler in ihren Wald- und Dorfgestalten“ durch eine liebenswürdige Abhandlung auch dem Interesse und der Würdigung der Städter erschlossen, findet noch immer seinen Weg bis in die einsamste Holzknechthütte Steiermarks und Kärntens. V.

Frommes Kalender. An der Spitze steht „Vogls Volks-Kalender“, welcher heuer seinen 53. Jahrgang erreicht hat. „Frommes Wiener Auskunfts-Kalender“ ist ein unentbehrliches Nachschlage- und Vormerkbuch für Geschäft und Haus und für die Ämter geworden. „Neuester Sechzehn Kreuzer Schreib-Kalender“, „Frommes Täglicher Einschreib-Kalender“ für Comptoir, Geschäft und Haus u. s. w. Kurz, für alle Kalenderbedürfnisse ist gesorgt. Das neue Jahr ist nach allen Richtungen hin verbucht. Gut Heil! M.

Literarischer Abreiß-Kalender für 1897. (Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. Berlin.)

Jedes Blatt eine brauchbare Notiz, ein gutes Sprüchlein oder Gedicht; die meisten Blätter enthalten Bildnisse meist lebender Autoren. Eine prächtige, literarisch anregende Idee. Nur schade, dass diese Kalenderblätter so stark mit Reclamzeug durchsetzt sind. M.

Die Zeitschrift für Literaturgeschichte „Euphorion“, die seit Jahren von dem Prager Professor Dr. August Sauer herausgegeben wird, erscheint von jetzt ab in dem Verlage von Karl Fromme in Wien. Eine Reihe wertvoller Aufsätze über literargeschichtliche Stoffe aus vier Jahrhunderten eröffnet das Heft. Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich.

Büchereinlauf.

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Bis zur fünften Lieferung erschienen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.)

Mesmerismus. – Alles fließt. Zwei Novellen von Friedrich Spielhagen. Zweite Auflage. (Leipzig. L. Staackmann. 1897.)

Die Bacchantin. Roman in zwei Bänden von Ludwig Ganghofer. Illustriert von A. F. Seligmann. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1897.)

Bergluft. Hochlandsgeschichten von Ludwig Ganghofer. Zweite Auflage. Illustriert von Hugo Engl. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Die Althofleute. Ein Sommerroman von Ludwig Hevesi. Illustriert von Wilhelm Schulz. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Einsam und arm. Von Bertha von Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte von Bertha von Suttner. Volksausgabe. (Dresden. E. Pierson. 1896.)

Die Rose von Hildesheim. Roman von Konrad Alberti. (Berlin. Verein für deutsches Schriftthum.)

Menschen untereinander. Von Hermann Heiberg. (Leipzig. Gustav Fock.)

Die Fahrt nach der alten Urkunde. Geschichten und Bilder aus dem Leben eines deutschböhmischen Emigrantengeschlechtes von August Sperl. (München. C. H. Beck.)

Aus unserer Zeit. Geschichten von Hermine Villinger. Illustriert von Curt Liebich. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

W. Heimburgs Illustrierte Romane und Novellen. Neue Folge. Vollständig in 35 Lieferungen. (Leipzig. Ernst Keils Nachfolger.)

Die silbernen Glocken von Mörlenbach und die Falschmünzer im Weschnitzthale. Volksroman von Georg Schäfer. (Stuttgart. Hobbing & Büchle. 1896.)

Kürschners Bücherschatz. (Berlin. Hermann Hillger. 1896.)

Das Jochkreuz. Erzählung von Arthur Achleitner.

Am Ibenstein. Roman von B. Renz.

Die Tragödie. Roman von A. Freiherr von Perfall.

Weltflüchtig. Roman von Rudolf Elche.

Die graue Mauer. Roman von F. v. Kapff-Essenther.

Juvenes dum sumus! Von Lothar Schmidt. (Breslau. L. Frankenstein. 1896.)

Jenseits des Oceans. Nach Paul Bourget übersetzt von Lothar Schmidt und Otto Dammann. (Breslau. L. Frankenstein. 1896.)

Goethes Leben und Werke von G. H. Lewes. Autorisierte Übersetzung. 17. Auflage. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Wider die eheliche Pflicht. Neue eingehende Forderungen und Vorschläge zu Gunsten der Frau von Karl Th. Schulz. (Berlin. Hugo Steinitz. 1897.)

Laterna magica. Allerlei bunte Lebensbilder von Helene v. Götzendorff-Grabowski. (Wiesbaden. Heinrich Lützenkirchen. 1896.)

Höhen und Tiefen. Erzählende Dichtungen von Stephan Milow. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Johannes Wedde. Eine literarische Studie von Albert Steck. (Hamburg. Hermann Grüning. 1896.)

Aus unserem Vaterlande. Landschafts- und Sittenbilder, Geschichten und Sagen aus Österreich-Ungarn. (Wien. Verlag „St. Norbertus". 1896.)

Altwiener Geschichten und Figuren. Von Albrecht Graf Wickenburg. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1896.)

Sonnenblumen. Herausgegeben von Karl Henkell. (Zürich. Karl Henkell. 1897.)

Unter den Buchen von Saßnitz. Ein Sommerfestspiel in fünf Aufzüg n von Ernst Wachler. (Berlin. Richard Heinrich. 1897.)

Gedichte von Karl von Arnswaldt. (Göttingen. Lüder Horstmann. 1897.)

Gedichte von Emanuel Geibel. Aus dem Nachlasse. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1896.)

Hymnen von Adolf Pichler. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1897.)

Vom Nordpol zum Südpol. Von A. Ramzasch. (Glarus und Leipzig. Schweizer Verlagsanstalt, B. Vogel.)

Adam und Eva. Eine Wiener Künstlergeschichte von Hans Grasberger. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.)

Im Verlage E. Pierson, Dresden, erschienen:

Marthas Tagebuch. Nach dem Roman „Die Waffen nieder" von Bertha von Suttner für die reifere Jugend bearbeitet von Hedwig Gräfin Pötting.

Vom kleinen Rudi. Von Balduin Groller. Zweite Auflage.

Miniaturen. Novelletten von M. Popper.

Ein Königsidyll. Lustspiel in drei Aufzügen von Rudolf Lothar.

Demetrius. Trauerspiel in fünf Acten nach Schillers Entwurf von A. Weimar.

Adolf Sonnenthal. Eine Künstlerlaufbahn von Ludwig Eisenberg. Mit einem Vorwort von Ludwig Speidl.

Liebesstürme. Aus den Papieren eines vielgenannten Malers von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). (Dresden. Hellmuth Henklers Verlag.)

Jugendschriften von Franz Czelansky. Vier Bändchen. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn.)

A. Jessens **Volks- und Jugendbibliothek.** Bändchen Nr. 106–110. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn.)

Lies und Lene. Die Schwestern von Max und Moriz Eine Buschiade für Groß und Klein in sieben Streichen von Hulda von Levetzow. Illustriert von F. Maddalena. (Hamburg. G. Fritzsche.)

Christ. Andersens: **Die Prinzessin und der Schweinehirt.** Illustriert von Heinrich Lefler. (Wien. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.)

Allerlei Geschichten für kleine Leser von Felix von Stenglin. (Berlin. Deutsche Schriftstellergenossenschaft.)

Der Sternkreuzorden. Eine Monographie von Else Kastner-Michalitschka. (Wien. Böhmens deutsche Poesie und Kunst. 1896.)

Das rothe Einmaleins, oder: So leben wir. Ein sociales Bilderbuch von Ernst Berner. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung. 1896.)

Deutsche Worte über deutsches Trinken. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. (München. J. F. Lehmann. 1896.)

Hygiene des Auges. Ursachen, Verhütung und Heilung von Augenkrankheiten. Populärwissenschaftlich dargestellt von Dr. Adolf Wittner. Herausgegeben vom Wiener Volksbildungsverein. (Wien. Georg Szelinski. 1897.)

Steierisches Tanz-Album für Pianoforte. Zwölfter Jahrgang. (Graz. Franz Pechel.)

Die Sprache des neuen bürgerlichen Gesetzbuches. Von Julius Erler. (Verlag des Allgemeinen deutschen Sprachvereins Jähns & Ernst in Berlin. 1896.)

Homöopathischer Kalender für 1897. Herausgegeben von der homöopathischen Centralapotheke Dr. Willmar Schwabe in Leipzig.

Jugendheimat. Jahrbuch für die Jugend zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde von Hermine Proschko. (Wien. Verlagshandlung „St. Norbertus".)

365 Bilder aus Österreich-Ungarn mit geschichtlichen und geographischen Notizen. Lauterburgs illustrierter Blockkalender für Österreich-Ungarn. (Wien. J. G. König & Ebhardt.)

Deutschkalender für das Jahr 1897. Im Auftrage des Deutschbundes herausgegeben von August Engels. (Berlin.)

Rohrers Kalender-Handbuch 1897. Ausgabe für Österreich-Ungarn. (Brünn. M. Rohrer.)

Postkarten des „Heimgarten".

F. H. A., Wien: Sie gehören zu jenen Literaten, die allzu heftig um den Erfolg werben. Das taugt nicht. Der Erfolg darf sich nicht für unentbehrlich halten, sonst wird er unverschämt. Wer für ihn gleichgiltig ist und seine Karte auf andere Werte setzt, dem naht er oft von selbst.

M. O. H., Wien: Ihre Besprechung jenes jungen Autors darf strenge bis zur Rücksichtslosigkeit sein, doch athmet sie zu sehr persönliche Mißgunst und Neid. Am liebsten möchten Sie das Buch zerfetzen, sagen Sie, wir hingegen meinen fast, am liebsten möchten Sie es — selbst geschrieben haben.

K. V., Graz: Abgeblitzt! Semite war Noe freilich keiner, wohl aber der Vater eines solchen. Jedoch nach Moses (und eine andere Quelle haben wir in dieser Sache nicht) war Noe ein Patriarch des auserwählten Volkes und ein Anbeter Jehovas, an Rasse und Religion was also —? Hamerling hat sogar den Kain einen Juden sein lassen, indem er aus ihm Ahasver, den ewigen Juden, macht.

J. W., Salzburg: Um das Buch zu kaufen, müssten Sie nicht weniger als dreißig Krügel Bier opfern, und das ist viel verlangt. Vielleicht gibt der Wirt ausnahmsweise einmal Freiexemplare. Wenn ja, dann sind auch wir bereit dazu.

* Vor einiger Zeit wurde ein Aufsatz über Traumbücher aus dem „Heimgarten", 8. Jahrgang, Seite 191, in die „Niederösterreichischen Volksbildungsblätter" abgedruckt. Dieser gegen betreffenden Aberglauben wetternde Aufsatz hat aber jemandem die Zähne wässern gemacht nach — den egyptischen Fleischtöpfen, und erhielt der Redacteur folgende Karte:

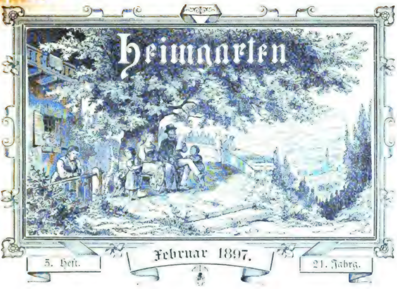
„Ich ersuche Sie, wenn Sie mir den Preiscourant von dem egyptischen Traumbuch von anno 1100 und von dem zweiten egyptischen Traumbuch vom König Pharao schicken möchten. Hochachtungsvoll
Jakob Gießauer,
in Pulverwerk Felixdorf, Niederösterreich."

Das ist doch lehrreich! Aber weniger fürs Volk, als für die — Volksbildner.

C. K., Wien: Anzengrubers „Schandfleck" finden Sie in der Volksausgabe der Werke Anzengrubers (Stuttgart. Cotta). — Vom Roman „Gottsucher" existieren bisher unseres Wissens nicht zwölf, sondern acht Auflagen.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Wie der Karl zum Kappel kam.

Eine Jugendgeschichte von **Hans Malser.**

Karl war ein gescheites Köpfel, aber es fehlte ihm etwas daran. In den Sommermonaten kam manchmal ein munteres Studentel in die Gegend, ein junges Vetterlein des Herrn Pfarrers. Der feine, schlanke und gar aufgeweckte Knabe hatte es dem kleinen Karl angethan und dieser blickte allemal mit weit aufgespannten leuchtenden Augen hin, wenn der Student des Weges kam. Mit ihm Bekanntschaft machen, sich mit ihm in ein Gespräch einlassen über die Stadt und das Seminar und die Bücher, oder selbst über das Spielkartenbüschel, das der zukünftige Bischof heimlich, aber doch für manchen sichtbar, im Sacke trug, so weit kam es nicht. Es war auch nicht das. Der Student trug auf dem Haupt ein schwarzes Tuchkäppchen mit einem Lederschilde, der sich so fein um die Stirn bog und so schwarz glänzend war, wie lauteres Pechöl. Und dieses Käppchen war's, nach dem Karls Sinnen und Träumen gieng bei Tag und Nacht. Als er mehrmals aus dem Schlafe aufgeschrien hatte: „Das Kappel! Das Kappel will ich haben!" fragte ihn seine Mutter, was er denn meine? Und hat er ihr's gestanden, so ein schwarzes

Digitized by Google

Studentenkäppchen mit einem Glanzschildlein möchte er auf dem Kopfe haben. Das kam der guten Frau wie eine Offenbarung angeflogen.

Sie war eine überlegsame Person. Sie hatte zwar immer vermeint, ihr Söhnlein für das große Landgut zu erziehen, das seit ihres Mannes Tod völlig herrenlos war und nicht recht vorwärts gehen wollte. Nun hatte sich aber im Knaben manch ein Zeichen eingestellt, als ob er nicht zum Landwirte geboren wäre, sondern für was Besseres. Und solch ein Zeichen war auch das wieder, den Karl verlangte es nach einem Studentenkappel! Er konnte schon recht haben. Dieses zarte Rundköpflein mit dem weißen Gesicht und den wundergescheiten Gedanken manchmal — sie glaubt's schon, dass es nicht für einen groben Lodenhut oder für eine wulstige Zipfelmütze geeignet ist, dass ein fesches Studentenkappel besser drauf sitzen könnte!

Ist also die Frau zum Pfarrer gegangen und hat ihm mitgetheilt, den Karl wolle sie studieren lassen.

„Den Karl?“ rief der Pfarrer etwas überrascht aus, „hat er doch einen so guten Kopf?“

„Der Kopf wird's thun, Hochwürden, der Kopf wird's thun“, antwortete die Frau und meinte bei sich, das Kappel müsste sich halt nach dem Kopfe richten. Als der Pfarrer merkte, dass der Wunsch des Knaben auf die Kappe gieng, versuchte er gleich ein Erziehungsmittel daraus zu machen. Und als demnächst die Mutter den Karl brachte, dass dieser sich artig verabschiede von dem geistlichen Herrn, bevor er ins Seminar zog, um selber einer zu werden, legte der Pfarrer ihm die Hand aufs Haupt, drehte es so, dass das weiße Gesichtlein ihm zugekehrt war und sagte geflissentlich laut: „Also, geh nur in Gottesnamen, Kind! Sei brav und fleißig, und wenn du aufs Jahr ein gutes Zeugnis mitheimbringst, dann soll dir deine Mutter ein sauberes Kappel kaufen, wie es die Studenten haben.“

Da wurden Karls Augen ein wenig glotzend, und das weiße Rundgesicht ein wenig länglich. Hatte er doch geglaubt, das Kappel käme sogleich. Aber der Pfarrer stieß die Mutter heimlich mit dem Ellbogen und sie hat ihn, obschon mit schwerem Herzen, verstehen müssen. Das schwarze Kappel dürfen nur fleißige und tüchtige Studenten tragen, und zwar erst im zweiten Jahrgang. — Und so hat der arme Karl noch mit seinem Filzhut in die Studie gehen müssen.

Als nun das Jahr vorüber war, kam er mit dem Zeugnisse heim. Der Pfarrer putzte lange an seinen Augengläsern herum, bis er es vornahm, gleichsam, er sei nicht gar neugierig darauf, was drinnen stehe. Dann las er es murmelnd durch, sagte „hm hm“ und faltete es langsam zusammen. „Mein Junge“, sagte er, „das Kappel kriegst du dies Jahr noch nicht.“

Die Frau Gutsbesitzerin war etwas sehr betroffen. Hat er doch sonst einen so guten Kopf! Dieses zarte Gesichtel, diese klugen Äuglein! Dieses weiche, sauber nach rückwärts gekämte Haar! Wenn das kein Studentenköpfel ist!

„Es dürfte halt doch keins sein, Frau Mutter", sprach der Pfarrer. „Und offen gesagt, deswegen fällt der Himmel nicht ein. Es muss ja nicht alles auf die Lateinschul'. Es gibt auch noch andere Wege ins Himmelreich, und angenehmere. Landwirtschaftsschule zum Beispiel."

„Bauer nicht, das nicht!" unterbrach ihn die Frau.

„Oder Gewerbeschule. Wenn er schon zum Landwirte gar keine Lust hat! Weiß der Kuckuck, warum der schönste und gesündeste Stand so verachtet ist, heutzutag'! — Na, wenn der Schlingel halt nicht will, nu denn was anderes. Ein guter Tischler, ein geschickter Schlosser. Lebt wie ein Graf gegen so einen armen Kaplan. Nu, oder Pfarrer! Ist schon gut, Frau, die Bäume wachsen auch bei dem nicht in den Himmel. Oder er soll die Maschinenschule machen, da kann man viel mit der Hand studieren, nicht alles mit dem Kopf, macht sich für ein Landbübel vielleicht besser. Kann Ingenieur werden, Baumeister, Eisenbahnbeamter."

Beim Eisenbahnbeamten machte der Karl einen Zucker. Die Eisenbahnbeamten haben auch Kappeln!

Im nächsten Jahre trat er in die Realschule ein. Dort studierte er drei Jahre lang. Im ersten gieng er noch mit dem Filzhut um, im zweiten trug er so eine Art Holzmütze mit Tuchschild, der zum Hinaufschlagen war. Auch eine schöne Auerhahnfeder stak darauf, aber das Kappel war's immer noch nicht. Im dritten Jahr saß auf dem Rundgesicht, auf welchem schon ein bisschen Haarflaum wuchs, ein steifes graues Hütlein, das oben mitten in der Scheibe ein kleines rundes Loch hatte, damit die überschüssige Gescheitheit verdunsten konnte. Das Loch musste aber um ein Weniges zu groß sein. Es verdunstete zu viel. Das Zeugnis des dritten Jahres war gar säuberlich und unverknittert, weil noch wenig vorgezeigt, in die Hand des Oheims gelangt, der eine große Kunstmühle besaß. Als dieser Mann Einsicht ins Papier nahm, rief er schmerzvoll, als ob ihm der Mühlstein einen Finger zerquetscht hätte, aus: „Aber Karl! Aber Karl!" Sonst sagte er nichts, doch das war mehr als genug gewesen. Erst am nächsten Tage machte er dem Burschen den Vorschlag, die Realschule aufzugeben, bevor sie ihn aufgab, und Müllerjunge zu werden.

Müllerjunge? Wo man Säcke tragen muss wie ein Esel — über und über bestaubt vom Stiefel bis zum Kappel! Er will ein schwarzes Kappel haben, und kein weißes. Nein, Müllerjunge nicht. — Seine Frau Mutter that manchmal ein heimliches Seufzerlein darüber, dass es auf der Welt schon gar so ungerecht hergienge. Die Herrenkinder, die sind

alleweil obenan, und so einen guten Jungen vom Lande wollen sie halt nicht aufkommen lassen.

Saß eines Tages ein alter verabschiedeter Soldat im Hof der Gutsbesitzerin und kaute an einem erbettelten Stück Brot. Weil er in den Küchentöpfen aber auch Fleisch brodeln hörte, so begann er vor der Frau den stattlich heranwachsenden Studenten zu loben. Es sei eine wahre Freude, das frische Blut anzuschauen und das gescheite Gesichtel dazu!

„Ja — das gescheite Gesichtel! Freilich!“ seufzte die Frau und ließ dem alten Mann einen Teller Sauerkraut heraustragen.

Er aß es nicht gleich, sondern fuhr bedachtsam fort zu sprechen: „Dass aber schon alles studieren will, heutzutag'! Ist's nicht schad' um die frischen Kerle, dass sie in den Schreibstuben vertrocknen und verrumpfen sollen? Euer Karl! Wie der Bursch' dasteht! Der hat Mark und Bein für einen General-Feldmarschall, müsset Ihr wissen!“

„Kathi!“ schmetterte die Frau in die Küche hinein, „was soll er denn mit dem Kraut allein machen? So gib ihm doch auch ein Stück Fleisch heraus!“

Es kam ein hübsch großes Stück, es kam ein Teller mit Messer und Gabel dazu. Und während der alte Haudegen die guten Sächelchen sich zurecht machte und den Schnurrbartbusch hinaufbog, wie der Bauer zur Ernte das Stadlthor aufmacht, redete er weiter: „Wenn der mein wär', der Karl! Kunnt ja eh sein, dass er mein wär'! Warum nicht! Zu den Soldaten mit ihm! In etlichen Jahren ist er Hauptmann, oder noch was drüber. Nachher sollen sie nur kommen, die Russen. Wenn wir solche Kerle haben! He, Kleiner!“ rief er, wie um die Hausecke. „Ist kein Kleiner da? Dass er mir einen Krug Wasser bringe! So oft mir Sauerkraut und Russen in den Mund kommen, gibt's allemal einen höllischen Durst.“

Kleiner war allerdings keiner da. Aber die Hauswirtin nahm den rasselnden Schlüsselbund und einen Krug und gieng in den Keller. — Wein ist zwar kein Wasser, schmunzelte der Alte, aber es macht nichts! — Wie genügsam doch die alten Soldaten sind!

Der Karl aber, als er von diesem lehrreichen Gespräche vernommen hatte, der sann weidlich darüber nach und da fiel es ihm ein: Hauptmann! Das wäre gar nicht übel. Der Hauptmann hat ja auch ein Kappel.

Bei dem stellungspflichtigen Alter hatte es sich gar leicht gefügt, und der Karl war Soldat. Er war es drei Jahre lang. Er trug die graue Mütze, manchmal auch den Tschako mit der funkelnden Rose, aber zum Kappel kam er nicht. Mark und Bein mochten wohl taugen für einen General-Feldmarschall, der Kopf hingegen taugte wieder besser für einen Feldwebel. Nach drei Jahren wurde der Feldwebel gesund entlassen und

reiste heimzu, wo leider mittlerweile die Frau Mutter mit der Wirtschaft ziemlich fertig geworden war. Unterwegs, in einem Dorfe, fiel sein Blick zum Fenster eines niedlichen Häuschens hinein, und da sah er etwas, das auf einmal die selige Stimmung der Jugend in ihm wachrief. Ein paar emsige Schuhmacher mit aufgestreiften Hemdärmlingen hantierten drin, der eine schnitt das Leder zu, der andere klöpfelte mit dem Hammer die Zwecke ein. Und auf dem Kopf —

Der Karl stieß einen leisen Juhschrei aus, ihm war, als habe er nun Zweck und Ziel gefunden.

Wenige Wochen nachher sehen wir den Karl in einer Schusterwerkstätte als stattlichen Lehrling — auf dem Haupte das schwarze Kappel mit dem glänzenden Schildlein.

Möge jeder den Beruf, für den er taugt, so sicher finden, wie der Karl endlich für seinen Kopf das richtige Kappel gefunden hat!

Mutter und Sohn.

Novelle von **Anna Plothow.**

(Schluss.)

Roberts Glück drängte auch den schiefen Hannes zu einem Entschluss. Warum er's nicht auch so gut haben sollte als andere Leute? fragte er.

Schließlich fand sich eine, die ihm Antwort gab. Die Hausierernani war's, die mit ihrem Packen jahraus jahrein in den Harzdörfern handeln gieng. Bei einem argen Gewitter suchte sie Unterkunft im Bachhäuschen, da wurde sie mit dem Hannes vertraut und bald darauf heiratete er sie. An Schönheit hatten sie beide kein großes Heiratsgut, denn er war immer noch schief und blöde — sie hatte triefende Augen, einen kropfigen Hals und einen keifenden Mund.

So hatte er nun seinen Haussegen und sein Hauskreuz; aber er hatte es wie die anderen. Sogar Kinder stellten sich mit der Zeit ein — aber sei es, dass ihnen des Vaters blödes Gesicht, oder der Mutter Keifen oder der Aufenthalt in der feuchten Hütte nicht gefiel — sie machten sich immer bald wieder davon und starben. Darüber wurde der arme Hannes fast schwermüthig. Mehr Glück hatte Emma mit ihren Kindern. Zuerst kam ein prächtiger Krauskopf, der des Vaters Augen hatte, dann ein zartes blondes Mädchen, und zuletzt ein blondes Brüderchen. Die Leute auf der Zeche wollten gesehen haben, dass der Storch es an dem Tage

besonders eilig habe, denn sie hörten ihn auch auf der Bachhütte klappern — schließlich kam es heraus, dass er da auch einen Buben gebracht habe.

Frau Emma saß in ihrem jungen Mutterglück frisch und blühend wie je im Baumgarten am Hause. Ihr jüngstes Kind, das jetzt gerade vier Wochen alt war, schlummerte in ihren Armen, die beiden älteren spielten zu ihren Füßen, und die Linde schneite ihre Blüten auf die liebliche Familie herab. Da trat ein Mensch durchs Gartenthor — schmutzig, verwildert, schweißtriefend. Er rannte den Weg hinab und warf sich vor die Füße der Frau.

„Hilf, hilf uns, Emma, du kannst es! Alle deine Kinder leben und gedeihen, unsere frisst der blasse Tod. Meine Frau weiß wohl nicht recht mit den Kleinen umzugehen, auch das Jüngste stirbt. Hilf uns, hilf uns!“

Frau Emma hob mitleidig den armen, wimmernden Menschen vom Boden auf. „Komm zu dir, Hannes“, sagte sie milde. Gott schenkt die Kinder und nimmt sie uns wieder. Wir haben sie nur geliehen.“

„Aber deine leben!“ stieß er wild heraus. „Hilf mir!“

Ich habe einst seiner Mutter gelobt, ihm eine Schwester zu sein — dachte Emma. Sie rief eine alte Magd und übergab ihr das schlafende Kind, ihre Schwiegermutter bat sie, auf die andern obacht zu geben, dann gieng sie mit dem verzweifelten Menschen.

Emma war an den Anblick von Noth und Elend gewöhnt — aber was sie in der Bachhütte sah, machte sie doch schaudern.

Die große niedrige Wohnstube, die des Hannes Mutter so sauber gehalten, bot einen wüsten, schmutzigen Anblick. Auf dem ärmlichen Lager im Winkel lag das Weib krank und gleichgiltig, und das kleine Bündel im Korb neben ihr, war das wirklich ein menschliches Wesen?

Emma nahm das Kind auf den Schoß und wickelte es aus seinen Hüllen — ein jammervolles Geschöpf kam da zum Vorschein — mit dürren, spinnbeinigen Gliedern, mit gelber, schrumpflicher Haut. Die Augen und die bläulich gefärbten Lippen hielt es fest geschlossen — es glich einer Leiche, nur an den röchelnden Athemzügen bemerkte man den schwach glimmenden Lebensfunken. Emma hüllte das kranke Körperchen vorsichtig ein und brachte es in eine bequeme Lage — das Kind öffnete zum erstenmal die Augen und schaute sie mit einem schmerzlichen Blick an, mit jenem ernsten Ausdruck, der dem Alter um Jahre vorausgeeilt scheint.

„Solche Kinder werden nicht alt, sie sehen schon ins Jenseits“, meint der Volksmund. Auf dem Tisch stand ein Gefäß mit Kuhmilch, Emma scheuchte die Fliegen hinweg, mischte einen Löffel voll mit warmem Wasser und versuchte, dem Kinde Nahrung einzuflößen. Es verweigerte mit zugekniffenen Lippen die Annahme.

„So ist's schon seit gestern, es nimmt nichts mehr.“

Der Hannes heulte laut auf, das kranke Weib stöhnte.

Frau Emma war aufgestanden, sie hatte einen festen Entschluss gefasst.

„Ich nehme das Kind mit mir, wenn Ihr wollt. Ich will versuchen, es am Leben zu erhalten."

Die Eltern erhoben keinen Einspruch, dem Hannes schien es nun schon gerettet. Frau Emma ordnete noch an, wie er sein krankes Weib pflegen sollte, dann schritt sie mit dem todtkranken Kind beladen wieder ihrem Hause zu.

Als ihr Gatte am Abend nach Hause kam, hatte sie das Kind bereits gebadet und reinlich gekleidet. Auch Labung war ihm geworden, denn es hatte getrunken, als sie es mit dem eigenen Knäblein an die Mutterbrust genommen. Nun schlummerte der kleine Fremdling im sauberen Bettchen.

„Was hast du mir da für einen jungen Kuckuck ins Nest gesetzt?" fragte Robert. Der Ton sollte scherzhaft sein, klang aber gereizt.

Frau Emma legte besänftigend die Hand auf ihres Gatten Schulter.

„Gott hat uns so reich gesegnet, lieber Mann, unsere drei Kinder blühen in Gesundheit. Dem armen Hannes raubt der Tod seine einzige Lebensfreude, sein Weib versteht kein Kind aufzubringen. Vergönne mir's, dass ich versuche, den kleinen, herzigen Burschen da am Leben zu erhalten. Es ist mir keine große Mühe, denn ich habe mehr als genug Nahrung für zwei."

Sie sah ihn an mit dem innigen Blick ihrer tiefen blauen Augen, dem er so schwer widerstehen mochte.

Er erhob sich; noch war sein Blick ernst, mit dem er die Gestalt seines Weibes umfasste. Da stand sie vor ihm so schön und voll erblüht, hoheitsvoll in der Würde ihrer Mutterschaft, und doch das Haupt nun in demüthiger Bitte geneigt.

Eine freudige Rührung kam über den Mann, er zog die Frau in seine Arme und flüsterte: „Du Starke, du Schöne, du bist wie der Ölbaum, der rings von Segen trieft, nimmer kannst du dir genug thun im Lieben. So nimm denn das fremde Kind auch noch zu eigen, aber vergiss nicht über all den Kindern mich, deinen Mann!" Sie sah ihn an mit einem langen Blick voll Zärtlichkeit und Liebe — die Antwort musste ihm genügen.

So blieb das fremde Knäblein im Hause. Anfangs erholte es sich langsam, aber bald gedieh es mehr und mehr, und zuletzt zeigte es sich besonders aufgeweckt und entwickelungsfähig. Es lernte zeitig einige Worte sprechen und lief an Emmas Hand dem ersten Jahr entgegen. Auch dann behielt es Emma noch einen ganzen Monat bei sich — erst als der Tag sich jährte, an dem sie den kleinen Burschen zu sich genommen, entschloss sie sich, ihn den Eltern zurückzubringen.

Emmo war ein sehr hübscher, freilich überaus zarter Knabe. Den seltenen Namen trug er seiner Pflegemutter und Pathin zu Ehren — der Hannes hatte es so gewünscht. Der Pfarrer hatte erst einige Schwierigkeiten erhoben, weil es kein christlicher Name sei — schließlich ließ er den Einwand des Lehrers gelten, dass dieser Name in alten Zeiten im Harzgau gebräuchlich gewesen.

Frau Emma trug ihren Pflegesohn auf den Armen zum Bachhäuschen zurück. Es sah jetzt wohnlicher dort aus. Robert hatte auf Bitten seiner Frau Arbeiter hingeschickt, welche das schadhafte Dach ausbesserten und die Wände mit frischem Kalk bewarfen. Auch war in dem Giebel nach Osten ein großes Fenster gebrochen, so dass nun die Morgensonne Licht und Wärme in die feuchte Unterstube brachte. Es war nun trocken darin geworden und auch wohnlich, denn der genesenen Frau hatte die Emma scharf zugeredet, den Hausierhandel aufzugeben und sich dafür um ihre Wirtschaft zu kümmern. So kam Emmo in ein geordnetes Heim zurück. Frau Emma machte sich den Scherz, ihn vor der offenen Thür von den Armen gleiten und den Eltern entgegentrippeln zu lassen. Das war nun ein Jubel in der kleinen Hütte — die glücklichen Eltern erstickten den Knaben fast mit Küssen, und ihrem überströmenden Dank konnte sich Frau Emma nur durch die Flucht entziehen.

Sie gieng den Weg langsamer zurück, als sie gekommen; einigemale hob sie in Gedanken die Arme, als wolle sie etwas umschließen, das nicht da war. —

An ihrer Thür kamen ihre eigenen drei Kinder entgegen — sie kauerte sich zu ihnen nieder und küsste sie leidenschaftlicher, als es sonst ihre Art war.

Dies war der letzte Sommer voll Glück in der alten Heimat. Im Hochsommer starb Roberts Vater, und als es herbstelte, legte sich auch seine Mutter zur letzten Ruhe nieder. Nun, meinte Robert, halte ihn nichts mehr in diesem abgelegenen Erdenwinkel zurück, es sei kein Grund, noch ferner die Beförderung in der Hauptstadt abzulehnen, die ihm wiederholt von der Eisenbahndirection angetragen worden.

Sein Haus verkaufte er an den Bergwerksherrn, der es zum Knappschaftsgebäude herrichten ließ. Emmas Vater beredete er, Haus und Garten zu verpachten und mit ihnen zu ziehen. So waren sie denn bald fertig zur Auswanderung.

An einem schönen Octobertage schwankte ein schwerbeladener Leiterwagen über die Landstraße hin, und so hoch aufgepackt war seine Fracht an Hausrath und Kisten, dass die beiden starken grauen Stiere Mühe hatten, ihn vorwärts zu ziehen. In dem leichten Korbwagen dahinter saß Emma mit ihrem Vater und ihren rothbackigen Kindern. —

Der älteste Knabe hielt ein weißes Kaninchen im Arm, das er durchaus nicht zurücklassen wollte. Vom Bock aus lenkte Robert die feurigen Pferde.

Emma saß da, aufrecht zwar, aber mit verweinten Augen und zusammengepressten Lippen. Die Heimat verlassen — das Schwerste schien es ihr, was bisher in ihr friedliches Leben getreten. Ihr Vaterhaus, wo jeder Raum sie an die trauten Kindertage erinnerte und jedes Stück Hausrath an ihr liebes todtes Mütterchen — ihr eigenes Haus mit der gemüthlichen Wohnstube, mit dem weinumrankten Fenster in der luftigen Schlafkammer, wo alle ihre Kinder geboren waren — der Garten mit den herrlichen Lindenbäumen, unter denen Robert ihr den Brautkuss gegeben hatte — das alles hinzugeben, erschien ihr fast unmöglich. Vergebens rief sie sich ins Gedächtnis, dass ihr liebstes Besitzthum mit ihr in die Ferne wandere — ihr Mann, ihre Kinder, ihr Vater, selbst ihr Hausrath — etwas blieb zurück, an dem ihr Herz in gleicher Treue hieng — die Heimat und ihrer Mutter Grab. Es schien ihr, sie könne draußen in der Fremde nicht recht Luft zum Athmen finden.

Als der Wagen an die hölzerne Brücke bei der Bachhütte kam, ließ Robert die Pferde langsamer gehen. Der schiefe Hannes und die Hausierernani, die vor ihrer Hausthür auf die Abreisenden warteten, kamen zum letzten Abschiedsgruß herbei. Der kleine Emmo, der zwischen den Eltern trippelte, trug ein Sträußchen bunter Herbstblumen in der Hand. Der Vater hob ihn in den Wagen auf den Schoß der Frau. Emma nahm den Strauß aus der Kleinen Händen und sogleich schlangen sich seine Ärmchen fest um ihren Nacken — es kostete Mühe, sich aus diesen Banden zu lösen.

Als das Kind, das sie der Mutter zurückgab, nun zu weinen anhub, hielt auch sie sich nicht länger und verbarg aufschluchzend ihr Gesicht in den Händen. Der Mann knallte ungeduldig mit der Peitsche, die Pferde zogen an, und donnernd rollte der Wagen den Weg hinab, der Chaussee zu, die zur Eisenbahn führte. — —

Die leise, bange Ahnung, die uns mitten im Sonnenschein des Glückes überschleicht, trügt selten; sie ist vielleicht weniger ein Blick in die Zukunft als eine dunkle, uns nicht voll zum Bewusstsein kommende Erfahrungssumme der Vergangenheit: dass nach natürlichem Verlauf auch bei der höchsten Blüte des Glücks nothwendig das Verwelken, der Verfall beginnen müsse.

Mit solchen bang sorgenden Gefühlen bezog Emma ihr neues Heim; ihre Befürchtungen wurden nur zu bald Wirklichkeit.

Zuerst konnte ihr Vater in der fremden, großen Stadt nicht einwurzeln. Als der Sommer kam, wurde die Sehnsucht nach seinen Bergen und seinem Garten allzu mächtig in ihm, er kehrte heim. Aber eine böse

Überraschung erwartete ihn — der Pächter hatte den Garten umgerodet und Feldfrüchte darauf gebaut — seine Blumen, seine feinen Gemüse und Tafelobststräucher hatte er ausgerissen und verkauft. Der Ärger über diese Zerstörung warf den alten Mann aufs Krankenlager, er starb fern von seinen Kindern. Frau Emma konnte nicht einmal zum Begräbnis reisen, denn sie sah wieder der Geburt eines Kindes entgegen. Aber ihr Hoffen und ihre Freude waren vergeblich gewesen, ein todtes Mägdlein kam zur Welt.

Und nun schien es, als behage es dem bleichen Sensenmann in dem Hause, wo es noch so viel liebliche Beute zu haschen gab. Freilich ließ ihn die sorgende Mutterliebe nicht leicht hinein — er durfte nur an der Schwelle harren.

Frau Emmas blühende Kinder, nicht an die schwere, ozonarme Stadtluft gewöhnt, wurden bleich und siech und verfielen in allerhand hitzige Krankheiten. Immer brachte die sorgfältige Pflege der Mutter sie hindurch, aber sie wurden von Jahr zu Jahr bleicher und kraftloser. Als nun in einem besonders feuchtkalten Herbst ein großes Kindersterben in der Hauptstadt ausbrach und der Würgengel in Gestalt der Diphtheritis umgieng, da fielen ihm auch Emmas drei Kinder zum Opfer.

Nun wurde es düster und still im Hause der Leonharts. Diese beiden Menschen, die da ruhig neben einander hinlebten, ihre Pflicht thaten vom Morgen bis zum Abend, aber alle Freude und selbst das laute Sprechen verlernt hatten — sie glichen mehr Schatten als lebenden Menschen — sie interessierten den Tod nicht mehr — er wich von ihrer Schwelle.

Wohl sehnten sich nun die Eltern nach ihm und wären ihm gern gefolgt zu ihren Lieblingen. Der Mann schonte sich gar nicht in seinem gefahrvollen Beruf, aber es stieß ihm nichts zu — die Frau kniete halbe Tage lang am Grabe ihrer Kinder — sie ließ sich nicht von Sturm und Unwetter, nicht von Hitze oder Kälte wegscheuchen — sie blieb gesund.

Die Stunden, die sonst so fröhlich verrauscht waren, schlichen nun langsam und trübe dahin, und doch dehnten sie sich zu Tagen, Monaten und Jahren. Allmählich fand der Mann seine Frische, seine Lebensfreude wieder, aber die Frau wollte und konnte ihm nicht folgen. Bei ihr brauchte die Wunde längere Zeit zur Heilung; das Sonnenlicht blendete sie, jede Fröhlichkeit that ihr wehe. Vielleicht ein wenig Geduld noch, und es wäre alles gut geworden.

Aber Geduld war niemals Roberts Sache gewesen. Er redete ihr noch einigemale zu, mit ihm unter Leute zu gehen, und als sie bei ihrem „Nein“ blieb, ließ er sie und wandte sich fröhlicheren Genossen zu. Die Sorge, die Pflege, die sie ihm angedeihen ließ, wies er als lästig zurück. Er gieng nun seine eigenen Wege und sie war noch einsamer als

vorher. Manchmal brachte er einen Rausch mit heim, dann fuhr er sie hart und herrisch an. Die Frau seufzte im Stillen, zum Leid kam noch die Sorge, aber sie trug alles geduldig. Im Dienst ließ sich freilich der Mann nichts zu schulden kommen, da war er der Nüchternste und Pünktlichste und auch der Aufopferungsfähigste.

Bei einer der im Eisenbahnbetriebe nie ausbleibenden Katastrophen war es. Die Frühlingswässer hatten den Bahndamm unterspült, an einer Stelle, wo das Geleise auf hohem Brückenbogen den brausenden Fluss überspannte. Der Führer eines Güterzuges achtete nicht auf die Gefahr, fuhr über die schwankende Brücke, sein Zug entgleiste, und ein Theil stürzte in die grausige Tiefe. In den oben gebliebenen Trümmerhaufen hinein musste Robert mit seinem Eilzug fahren. Eine scharfe Curve, welche die Bahn an jener Stelle machte, verhüllte ihm die Gefahr bis zum letzten Augenblicke. Zum Glück fuhr er nur mit halbem Dampf, wie dies bei der Brücke geboten war, so hätte er's dem Heizer gleichthun und durch einen kühnen Sprung sein Leben retten können, aber daran dachte er nicht eine Secunde, er wollte nur das Leben der ihm anvertrauten Reisenden retten. Er bremste mit voller Kraft, bis eine der Bremsen zersprang — er brachte dadurch den Zug zum Stehen, nur die Locomotive sprang aus den Schienen, bohrte sich in einen Güterwagen und begrub ihn unter den Trümmern. Man zog den Braven noch lebend hervor, und die Ärzte im Hospital mühten sich, ihn wieder zurecht zu flicken — doch gelang ihnen dies nur mit seinem Körper, der Geist hatte unter der Erschütterung des Gehirns so gelitten, dass er schwachsinnig blieb. So hatte nun Frau Emma wieder ein Kind zu pflegen. Sie that es mit rührender Sorge und Zärtlichkeit und es war ihr Lohn genug, wenn der Kranke sie in lichten Stunden erkannte und ihr freundliche Namen gab. Dann sprach er auch von seinen Kindern, die er lebend glaubte, denn er hatte ihren Tod vergessen. Wieder giengen so Jahre um Jahre hin; endlich erlöste ihn den Tod von seinem qualvollen Dasein.

Auch an seinem Grab weinte und klagte Frau Emma nicht laut — sie war in der langen Schule des Leidens still geworden und sie wusste, dass ihm nun wohl sei. Aber es war ihr wie damals zu Sinn, als sie den Pflegesohn den Eltern zurückgebracht hatte — ihre Arme spannten sich aus, etwas zu umschließen, und blieben leer. Die Öde, die Pflichtlosigkeit, die nun in ihrem Leben herrschten, waren ihr drückender als alle Qual der letzten Jahre. Sie stand am Fenster und starrte hinab auf die belebten Straßen der Stadt — so viele Menschen eilten vorbei, aber sie waren ihr alle fremd, wie sie immer in der Stadt eine Fremde geblieben. Nicht ein theilnahmsvolles Herz schlug hier für sie unter all den Hunderttausenden, nicht einer Seele konnte sie etwas sein. Ein Gedanke kam in ihr auf, der mit geiergleicher Sehnsucht an ihrem Herzen nagte: heim!

Ja, in die Heimat wollte sie, vielleicht wurde dort ihr schwerer Sinn leichter.

In fiebernder Eile packte sie ein kleines Bündel — die Wohnung übergab sie der Obhut einer als treu und ehrlich erprobten Nachbarin.

So groß war ihre Sehnsucht nach der Heimat, dass sie einen Eilzug benutzte. Die größere Ausgabe brauchte sie nicht zu scheuen, denn sie war eine wohlgestellte Frau. Ihr Vater sowohl, wie ihr Schwiegervater hatten jeder ein kleines Vermögen hinterlassen, und von der Eisenbahndirection war ihrem Gatten in Anerkennung seiner That eine hohe Pension ausgesetzt worden, die man der Witwe fortzahlte. Je näher Emma der Heimat kam, je lauter und ungeduldiger klopfte ihr Herz. Würde sie die alten Menschen und die alten Stätten wiederfinden?

Fünfzehn Jahre war sie fort gewesen — lange genug, um mancher Veränderung Raum zu geben! Wie hatte sie sich doch selbst verändert, mit ihren bleichen Wangen und ihren leicht ergrauten Haaren kam sie sich mit ihren neununddreißig Jahren wie eine alte Frau vor. Dass sie noch immer eine schöne Frau sei und Leid und Zeit der Anmut ihrer Gestalt und dem Glanz ihrer Augen nichts anzuhaben vermochten, wusste sie selber nicht. Aber manch bewundernder Blick der Mitreisenden streifte die schlanke hohe Frauengestalt mit den tiefen schimmernden Augen. Nur ihr schwarzes Trauergewand schützte sie vor zudringlicher Neugier.

Nun endlich war sie dem Ziel ihrer Wünsche nahe — die Station war erreicht. Eine Neuerung fiel ihr sogleich auf — statt des alten kastenartigen Omnibus, der sonst den Verkehr mit dem Marktflecken vermittelt hatte, warteten jetzt eine Reihe eleganter Einspänner auf Fahrgäste. Emma bestieg einen Wagen und erfuhr auf ihre Fragen von dem Kutscher, dass die kleine Ackerstadt seit einigen Jahren zum vielbesuchten Curort emporgestiegen sei mit Badeanstalt, Brunnenpromenade, drei Ärzten, sowie einer eleganten Villenstraße am Curpark.

Emma gebot dem Kutscher zuerst nach der Zeche hinaus zu fahren — ihr Heimatdörfchen hoffte sie wenigstens unverändert wiederzufinden. Bald tauchte denn auch die wohlbekannte Form der Berge und der weite grüne Wiesenhang vor ihr auf; schon erkannte ihr spähendes Auge die Schindeldächer zwischen den Obstbäumen, die gerade jetzt in voller Blüte standen. Aber die Bachhütte des schiefen Hannes war nicht mehr da, auch die hölzerne Brücke war verschwunden — der Bach war weiter oben mit einer neuen Steinbrücke überspannt, über welche der Fahrweg leitete. Am Eingang zum Dorf entlohnte Emma den Kutscher — es war ihr zu Muth, als trete sie in ein Heiligthum, dabei wollte sie allein und ohne Zeugen sein.

Und nun schritt sie die Straße hinan, und da lagen sie vor ihr wie die zwei Kammern ihres Herzens — links ihr Vaterhaus, zur

Rechten ihr eigenes. Sie lagen so still da im flimmernden Glanz der Mittagsonne — auf den ersten Blick schien alles unverändert; nun gewahrte sie, dass am Lattenzaun vor ihrem Vaterhaus einige Planken fehlten: das betrübte sie, ihr Vater hatte stets alles gut in Ordnung gehalten. Neugierig trat sie näher. Sie sah sich in einem schmutzigen Hofraum: Gerümpel, Stroh und zum Trocknen auf den staubigen Rasen ausgebreitete Lumpen bildeten ein wüstes Durcheinander. Auf der Thürschwelle saß ein altes Weib in einem geflickten blauen Leinenrock und schnitt Rüben in eine Schüssel. Um den Kopf hatte sie ein rothes Tuch geschlungen, unter dem hervor ihr Haar in wirren Strähnen hieng. Aus dem gelben, runzeligen Gesicht schauten ein paar stechende schwarze Augen die Kommende neugierig an. Neben ihr im Sand balgten sich ein paar halbnackte, schwarzbraune Kinder mit einem kleinen, zottigen Köter, den sie zum Vergnügen in den Schwanz kniffen. Das Thier ersah seinen Vortheil und fuhr kläffend der Ankommenden entgegen, die Jungen schrien, die Alte schimpfte in einer fremden, unverständlichen Mundart.

Emma fragte freundlich, ob es erlaubt sei, näher zu treten, sie habe einst in diesem Hause gewohnt.

Die Alte antwortete wieder in ihrer unverständlichen Sprache und machte keine Miene, sich von ihrem Platze zu rühren. Emma gieng nun ums Haus herum, um von der Seite in den Garten zu gelangen — aber hier stürzte ihr mit wüthendem Gebell ein Kettenhund entgegen und zwang sie umzukehren. Betrübt stand sie einen Augenblick später wieder draußen auf der Landstraße.

Mit schwerem Herzen wandte sie sich nun zum Leonhart-Haus, sie wusste, dass es jetzt als Knappenhaus diene. Über der Thür stand eine Inschrift — sie mühte sich vergeblich, sie zu lesen. Sie klopfte an die Hausthür — niemand rief herein. Sie drückte auf die Klinke, diese gab nach und sie stand nun in dem kühlen, dämmerigen Hausflur, der einst der Lieblingsaufenthalt der Familie an heißen Sommernachmittagen gewesen. Dort auf der Bank in der Ecke hatten die Alten gesessen und Kaffee getrunken, auf den Stufen der Treppe zum Oberstock hatte Robert seinen Platz — hier saß er mit der Zither auf den Knien und spielte lustige Weisen auf — sie saß ihm gegenüber auf dem Steinsitz in der Nische, und die Kinder drängten sich lauschend und spielend um sie. Es war ihr, als sähe sie die geliebten Gestalten leibhaftig vor sich — sie breitete die Arme aus — da zerrannen die Schatten, das Bewusstsein ihrer Einsamkeit kehrte zurück, — laut aufschluchzend barg sie das Gesicht in den Händen. Bald jedoch fasste sie sich wieder — sie wollte das traurig süße Glück der Erinnerung auskosten bis zur letzten Neige, die Wohnstube wollte sie wiedersehen und die trauliche Schlafkammer. Sie öffnete die Thür zur Linken, welche in ihre ehemalige Wohnstube führte. Wo war diese geblieben?

Die Wände, welche diese Hälfte des Hauses in Wohnstube, Küche und Schlafkammern theilten, waren entfernt und so ein saalartiger Raum geschaffen worden. Die weißgetünchten Wände waren mit Sprüchen in einer fremden Sprache beschrieben — rohgezimmerte Holzbänke liefen rings an ihnen hin. In der Ecke stand ein riesiger grünglasierter Kachelofen mit Gestellen zum Kleidertrocknen — in der Wandnische, wo einst ihr Ehebett gestanden — von Mahagoniholz war es, mit schön gedrechselten Füßen — hatte nun ein Tisch seinen Platz, auf dem ein roh geschnitztes Crucifix zwischen zwei Leuchtern stand. Aber der Altar — denn ein solcher sollte es sein — war trübselig anzuschauen, denn die Decke war zerrissen und die Kerzen standen schief in verbogenen Messingleuchtern; einige verstaubte Papierblumensträuße und ein grellbuntes Heiligenbild in zerbrochenem Rahmen vollendete den wüsten Eindruck. Eine schwere, beklemmende Luft lag über dem Raum. Emma trat hastig hinaus — jenseits des Flurs lag die Altleutestube, vielleicht war die noch erhalten. Es war dies immer ein besonders sauberes, wohlgeordnetes Zimmer gewesen. — Der Raum war noch da, aber mit berußter Decke, zerbrochenen, mit Papier beklebten Fensterscheiben. An der Erde lagen ein Dutzend Strohsäcke, und darauf eben so viel schlafende Burschen in Bergmannstracht. Einer erhob bei dem Geräusch den Kopf und stieß einen greulichen Fluch aus — die Frau taumelte zurück und schwankte zum Hause hinaus — es schien ihr, als habe sie erst jetzt die Heimat ganz verloren! Gesenkten Hauptes, müden Schrittes gieng sie des Weges. Da weckte sie lustiges Schellengeläut und das Rollen eines Wagens aus ihrem traurigen Sinnen. Aufschauend, erkannte sie das Fuhrwerk des langen Veit, der schon, als sie noch Kind war, aus den Hinterbergen Kohlen zur Zeche fuhr. Da hockte er wie einst auf dem Wagen in seinem braunrußigen Gewand, das kaum von den Kohlensäcken abstach. Das gelbe Gesicht war noch ebenso fahl und spitz wie damals, aber die Augen blickten nicht mehr so scharf, und die buschigen Brauen und der Bartwust am Kinn waren aus dem Pechschwarz zum Eisengrau verblasst.

„Guten Tag, Vater Veit!“ rief Frau Emma mit solcher Freudigkeit, als begrüße sie einen lieben Verwandten.

Der Fuhrmann richtete sich aus seiner gebückten Lage auf, starrte die Fremde an und schüttelte den Kopf.

„Wer seid Ihr, dass Ihr meinen Namen wisst?“ fragte er verwundert.

Frau Emma schaute ihn mit ihren großen, blauen Augen durchdringend an.

„Kennt Ihr mich nicht mehr, Vater Veit? Kulls Emma von der Zeche bin ich, des Robert Leonhart Witwe.“

„Hoho, stillgestanden, Brauner!“ Er hielt mit einem Ruck die Zügel an.

„Ach, du mein Heiland, Frau Emma, ja, nun kenne ich Euch! So jung noch, und schon Witfrau, sagt Ihr. War ein sauberer Bursch, der Leonhart, Euer Mann; sein Vater that was an ihn wenden. Und nun auch schon todt, sagt Ihr? Ach, du mein Heiland, alle müssen wir dahin, der eine jung, der andere alt, ja, ja. Und nun sucht Ihr Eure Heimat, und die ist auch dahin!“

Frau Emma hob beschwörend die Hände. „Sagt mir um Gotteswillen, Veit, was ward aus der Zeche, wo sind all die lieben Nachbarn hin?“

„Ja, du mein Heiland, gestorben sind sie, verdorben sind sie. War da so ein Harzer Kind nach Westamerika verschlagen, in die Goldminen von Colorado. Der schrieb Brief über Brief, wunders wie gut es ihm gehe, und sie sollten alle kommen und theilnehmen an seinem Glück. Da ergriff sie das Goldfieber, die meisten verkauften Hof und Acker und zogen übers Wasser. Der Bergwerksherr hatte es mit Zorn und Ärger angesehen, nun suchte er sich zu rächen. Er brachte die leerstehenden Häuser für ein Geringes an sich, dann ließ er Arbeiter aus Polen kommen und machte sie hier wohnhaft. Nun konnten sich die wenigen Zurückgebliebenen auch nicht mehr behaupten. Die Fremden mit ihrem Kauderwälsch von Sprache, ihren unreinlichen Sitten, ihrem falschen, verlogenen Wesen, machten das Leben auf der Zeche ungemüthlich. Auch eine schlimme Seuche brachten sie mit, die raffte viele von ihren Leuten dahin, mehr noch von den unsern. Die Übrigbleibenden wollten nicht mehr im Orte bleiben, sie wanderten aus. Welche sind nach Lauterberg hinüber, welche nach Klausthal, andere gar weit hinweg ins Westphälische hinein. Manchen soll es gut gehen draußen, manche sind verstorben.

Keinen Bekannten trifft man mehr auf der Zeche, und ich spanne im Krug ‚zum fröhlichen Bergmann‘ auch nicht mehr aus, denn unter den Pollaken setzt es nur zu oft wüste Händel und Schläge. So fahre ich lieber zur Stadt. Solltet aufsitzen, Frau, der Tag ist heiß, und der Weg noch weit. Wir haben beide Platz, und ich wisch’ Euch das Bänklein ab.“

Frau Emma nahm willig das Anerbieten an, sie fühlte es schwer wie Blei in den Füßen. So fuhr sie nun den alten Weg, den sie einst tagtäglich zur Schule gewandert — der Wald war der gleiche geblieben, und die blauen Harzberge standen in vertrauten Formen am Horizont — hier war wenigstens etwas geblieben in dem allgemeinen Vergehen und Schwinden. Jeder kleinste Zug aus der Kindheit fiel ihr ein, wie sie mit den Gefährten den Bach durchwatet, wie sie das Hänflingsnest gesucht hatten.

„Was ist aus dem schiefen Hannes geworden?" fragte sie plötzlich. „Lebt sein Knabe noch?"

„Der Bachhannes und seine Frau hatten kein Geld für Amerika, die sind hier geblieben. Haben auch bis zuletzt ausgehalten. Aber da ist in einer Nacht Feuer ausgekommen, und die Hütte ist bis auf den Grund abgebrannt — man sagt, die Polen haben's gethan, weil sie unter sich sein wollten. Da sind die Bachleute ausgewandert nach Stollberg hinauf, wo die Frau her war, aber der Schrecken der Brandnacht und die mühselige Wanderung haben's ihnen angethan — es war im kalten Jänner, die Frau ist am Weg verschieden, und der Mann bald darnach.

„Und Emmo?" fragte das Weib mit bebender Stimme.

„Weiß nicht, wo der Junge hingerathen ist, vielleicht ist er auch todt, vielleicht haben sie ihn im Oberland behalten."

Frau Emma seufzte tief und schwer — eine leise Hoffnung schlummerte noch in ihrem Herzen, noch glimmte das Fünkchen. Als sie auf den Marktplatz bogen und unter der alten gothischen Kirche dahinfuhren, bat sie Veit zu halten und stieg ab.

„Ihr hättet Euch auch die Reise in die Heimat sparen können, Frau, wusstet Ihr, wie es auf der Zeche ausschaut?" sagte er in seiner derb-gutmüthigen Weise.

„Gott sei Dank, dass ich wenigstens einen alten Bekannten getroffen habe. Seid schön bedankt, lieber Veit, und auf Wiederseh'n!"

Er sah ihr kopfschüttelnd nach, wie sie quer über den Marktplatz zu dem Pfarrhaus schritt. Was wollte sie dort?

In Emmas Seele war plötzlich ein Entschluss gereift, sie wollte versuchen, ihren Pflegesohn aufzufinden. Wenn irgend jemand, würde Pfarrer Behrent es wissen, wo er geblieben, denn in seiner strengen Gewissenhaftigkeit pflegte der Geistliche sich sehr genau um das Schicksal seiner Pfarrkinder zu kümmern.

Hastig zog sie die blanke Messingglocke an der Thür — eine ältliche Dienstmagd öffnete und führte sie ins Besuchszimmer. Der Herr Pfarrer sei im Garten, sagte sie, sie werde ihn rufen, die Dame möge inzwischen Platz nehmen. Emma setzte sich; es war ihr wohl in dem hohen, kühlen Zimmer mit den alten bekannten Möbeln. Sie blickte auf die Stahlstiche an den Wänden, und auf die Bücher in dem hohen Regal und grüßte sie wie alte Bekannte. An diesem Ort wenigstens war die Zeit machtlos vorübergegangen, von hier hatte sie einst den Frieden mit fortgenommen, — draußen unter Kummer und Noth hatte sie ihn verloren, hier würde er aufs neue über sie kommen.

Sie blickte gespannt nach der Thür, durch welche des Pfarrers hohe, hagere Gestalt eintreten musste — das schmale Haupt ein wenig

auf die Brust geneigt, das blasse Gesicht mit dem herben Zug um den festgeschlossenen Mund wohl dem Besucher zugekehrt, aber die tiefen, dunklen Augen mit dem flackernden Licht nicht auf ihn, sondern darüber hinaus ins Weite blickend.

Sie legte sich die Worte zurecht, mit denen sie ihn begrüßen wollte.

Die Thür wurde hastig aufgerissen und ein junger, blonder, rothwangiger Mann trat rasch ins Zimmer, machte eine kleine Verbeugung, lud mit der Hand die Dame ein sitzen zu bleiben, setzte sich ebenfalls und sagte mit jugendlicher, ein wenig verlegen klingender Stimme: „Mein Name ist Behrent. Was verschafft mir die Ehre?“

„Ich wünschte Herrn Pfarrer Behrent zu sprechen, das heißt, wenn ich nicht störe“, sagte Emma unsicher.

Der junge Mann sah die Fremde aufmerksam an, sie schien ihm nicht übel zu gefallen.

„Ich bin Pfarrer Behrent“, sagte er mit leichtem Lächeln.

Frau Emma erröthete in Befangenheit. „Ich wünschte dem alten Herrn Pfarrer meine Aufwartung zu machen —“

Die Miene des jungen Mannes legte sich in betrübte Falten.

„Ach so, Sie meinen meinen seligen Oheim. Ich merke, verehrte Frau, Sie wissen nicht, dass dieser treffliche Mann bereits vor sechs Monaten zur ewigen Heimat eingegangen ist. Ich bin als sein Neffe und Pflegesohn zum Amtsnachfolger erwählt und wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann — —“

„Ich danke“, sagte Emma und erhob sich rasch. „Ich bitte um Verzeihung wegen der Störung.“

Draußen auf der Straße sah sie einen Augenblick zu dem Schulhaus an der andern Seite des Marktes hinüber, aber sie schüttelte den Kopf. Nein, sie wollte keine Enttäuschung mehr — und zudem — Lehrer Christoph war damals schon alt und gebrechlich gewesen.

„Suche keinen Trost mehr bei den Lebendigen“, flüsterte eine Stimme in ihrem Herzen. Aber wie ein Hohn war’s, dass gerade jetzt das Leben seinen Zoll von ihr forderte. Sie fühlte sich plötzlich todesmatt, ihr schwindelte, die Kräfte drohten sie zu verlassen. Der Tag war heiß, und die Anstrengung der Reise, die traurigen Erregungen, das gänzliche Vergessen aller Mahlzeiten hatten ihre Kraft erschöpft; schwer hieng die Reisetasche an ihrem Arme.

Sie schaute nach einem Gasthaus um. Dort drüben leitete die vornehme Villenstraße aufs Bad hinaus, dort würden sich wohl Hotels und Kaffeewirtschaften finden. Aber sie fühlte nicht den Muth in sich, sich unter geputzte, müßige Menschen zu setzen, als Ziel ihrer Neugier.

War nicht sonst hier herum das Gasthaus „zum steinernen Mann“ gewesen? Bestand es noch? Sollte sie da ein wenig ausruhen?

Ein rußiger Schmiedejunge kam die Straße herauf, die Enden der Eisenstangen, die er über der Schulter trug, klappten beim Schreiten taktmäßig zusammen. Die Last mochte sehr schwer sein, denn er gieng darunter gebückt, doch summte er eine leise Melodie beim Schreiten. Beim Anblick der fremden, blassen Frau, die so hilflos an einer Hausecke lehnte, hemmte er unwillkürlich den Schritt.

„Ist hier in der Nähe das Gasthaus ‚zum steinernen Mann'?" fragte die Fremde matt.

„Ja wohl", entgegnete der Bursche freundlich, „dort unten, links in der Straße. Ich gehe da hinunter, darf ich Ihnen das tragen?" Er griff nach der Reisetasche, die Frau Emma neben sich auf die Erde gesetzt hatte.

„O, nicht doch", wehrte sie ab, „Sie haben ja so schwer genug zu tragen."

Er sah sie aus freundlichen, braunen Augen an und lächelte ein wenig.

„Das geht schon noch!"

Er schritt vor ihr her und sie folgte ihm nachdenklich. Sie wußte nicht, was ihr eigentlich an dem hochaufgeschossenen, hageren Jungen so gefiel; vielleicht sein freundlich bescheidenes Wesen?

An der Hausthür des „steinernen Mannes" setzte er ihre Tasche ab, und ehe sie Zeit hatte, ihm zu danken, war er in einem benachbarten Thorweg verschwunden.

Frau Emma ließ sich in der Gaststube eine Tasse Kaffee und einen Imbiß geben, aber kaum hatte sie sich ein wenig gestärkt, so litt es sie nicht länger, sie eilte dem Ziel ihrer Sehnsucht zu. Bei dem Kunstgärtner am Thor kaufte sie einige schöne, blühende Pflanzen, einen kleinen Pflanzenstecher und eine Gießkanne ließ sie sich leihen. So beladen betrat sie den Friedhof.

Sie schritt den Hauptweg unter den schattigen Lindenbäumen hinab und bog dann in den kleinen, verwachsenen Fußsteig an der Mauer ein. Bald hatte sie die Gräber ihrer Eltern gefunden — sie kniete nieder, breitete die Arme darüber aus und weinte lange und heiß. Dann wurde es stiller in ihrem Herzen — sie erhob sich und trocknete, tief aufseufzend, ihre Thränen, endlich war sie daheim. Sie gieng um die Gräber herum und pflückte ordnend hier und da ein welkes Blättchen ab, dabei sich im Stillen wundernd, wie gut der Ephen erhalten sei. Eine pflegende Hand schien hier zu walten, denn an der Wetterseite, wo der harte Frost des letzten Winters den Ephen vernichtet hatte, waren junge Ranken eingezogen, die Steige zwischen den Gräbern waren sauber geharkt, und der Eschenbaum an der Mutter Grab war künstlich wie eine Laube über das dort stehende Holzbänkchen heruntergezogen. Selbst

einige Blumen blühten auf den Hügeln. Auch die Gräber der Leonharts, die nahebei in einem eingegitterten Erbbegräbnis ruhten, waren wohlgepflegt, wenn auch ohne Blumenschmuck. Andere Gräber in der Nähe dagegen waren eingesunken und verwildert. Es musste also eine Freundeshand sein, die von den Hügeln ihrer Lieben die Zerstörung ferngehalten hatte. Vielleicht ein Freund ihres Vaters, oder eine Schulkameradin?

Emma sann darüber nach, während sie ihre Blumen einpflanzte. Eine stille fürsorgende Theilnahme war ihr in der Heimat bewahrt und sie hätte gern dem gedankt, von dem sie ausgieng.

Ihre Arbeit war vollendet, ausruhend setzte sie sich auf die kleine Bank und schaute umher. Es war unbeschreiblich schön hier.

Dieser Teil des Friedhofes war hügelig, und man schaute über die niedrige Mauer hinweg hinab in ein stilles grünes Thal, durch welches ein klarer Bach in vielfachen Windungen floss; von fern grüßten die blauen Kuppen der Berge herüber. Oben an der Mauer blühten Flieder und Goldregen und die beiden uralten Kastanien, die am Eingang der Todtenkapelle standen, hatten ihre zahllosen Blütenkerzen aufgesteckt. Auch von den meisten Gräbern leuchteten und dufteten die Kinder des Frühlings in bunter Farbenpracht. Schmetterlinge und Bienen flogen hin und her, und in den Kronen der Linden sangen die Vögel. Hier draußen im Garten des Todes war alles blühendes Leben. Ein Auge, das nicht allzu trüb von Thränen war, mochte hier leicht sehen, wie Vergehen und Werden in einander überspielen, einander mit ewiger Nothwendigkeit ablösen und in dieser Erkenntnis Frieden finden.

Auch die müde Frau dort unter der Hängeesche empfand etwas Ähnliches. Sie fühlte, dass alles Leben und so auch das ihre unter einem heiligen Gesetz stehe, und wenn ihr auch Liebe, Glück und Heimat genommen sei, ihre Seele in der Allmacht eine ewige Heimat habe, aus der heraus ihr neue Lebenskraft und neue Lebensziele kommen würden. Sie saß und sann und achtete es nicht, dass die rothen Strahlen der Abendsonne nur mehr die Gipfel der Bäume erreichten und unten die Schatten wuchsen. Da schreckte sie ein leichter, sich nähernder Schritt auf. Sie schmiegte sich tiefer in den Schatten des Baumes, sie hoffte, der Kommende würde vorbeigehen, ohne sie zu gewahren. Aber gerade an dieser Stelle hemmte er den Schritt. Er beugte sich nieder und prüfte das Wachsthum der jungen Epheuranken und sprengte aus einer mitgebrachten Kanne Wasser über den Hügel.

Nun schaute Frau Emma neugierig zu -- da war ja der unbekannte Pfleger, wer mochte es sein?

Sie trachtete sein Gesicht zu sehen, aber er wandte ihr beharrlich den Rücken. Endlich blickte er auf, und sie erkannte augenblicklich den Schmiedejungen, trotzdem sie die treuherzigen braunen Augen jetzt aus

einem weiß und rothen Gesicht anblickten. Uebrigens lag ein traurig ernster Zug um den hübschen Mund des Knaben. Er schien sehr arm zu sein, denn die Leinenjacke, welche er trug, war zwar sauber, aber vielfach geflickt und in den Ärmeln zu kurz. Er war ohne Hut und gieng barfuß. Wie kam der Bursche dazu, ihre Gräber zu pflegen?

Frau Emma beschloss ihn anzureden.

Sie machte erst ein kleines Geräusch, um ihn nicht allzusehr zu erschrecken.

„Guten Abend!“ sagte sie freundlich.

Er schaute überrascht auf und war so verlegen, dass er den Gegengruß vergaß.

„Sie pflegen diese Gräber?“ fragte nun Emma weiter, „sind es Verwandte von Ihnen, welche hier begraben liegen?“

Der Jüngling erröthete bei dieser Frage. „Ja und nein“, erwiderte er zögernd.

„Sie müssen mich nicht für neugierig halten“, meinte die Frau, „aber ich weiß nicht recht, wie ich Ihre Antwort verstehen soll? Ich komme nach langer Abwesenheit hierher und finde die Gräber der Meinen gepflegt, da möchte ich natürlich gern wissen, wem ich für so freundliche Mühwaltung Dank schuldig bin?“

„Dank sind Sie mir nicht schuldig“, entgegnete der Bursche rasch, „denn ich that's einer Frau zulieb, der ich alles danke, Leben und Gesundheit. Mein Vater hat mir's oft erzählt, wie sie meine Pflegemutter gewesen, da die eigene zu schwach und krank war, und noch auf dem Sterbelager hat er mir befohlen, dankbar zu sein. Auch der Lehrer Christoph hat mir von der Frau Leonhart viel Gutes und Schönes erzählt. Einmal habe ich auch an die Frau geschrieben und ihr recht herzlich gedankt — aber der Brief kam zurück, denn ich wusste keine genaue Adresse. Es gäbe viel Leonharts in Hannover, welche gemeint sei, fragte die kaiserliche Postverwaltung. So weiß ich denn keinen anderen Dank, als die Gräber zu pflegen, und wenn Sie es ihr einmal sagen wollen, da Sie von der Verwandtschaft sind, würd' es mich freuen.“

„So sind Sie des Bachhannes Emmo?“ fragte die Frau gespannt.

„Der bin ich“, entgegnete der Knabe.

„Wie kommen Sie denn hierher“, fragte die Frau weiter, „ich denke, Ihre Eltern sind nach Stollberg hinauf verzogen?“

„Das thaten sie“, entgegnete Emmo, „aber sie starben, ehe sie Heimatsrecht erworben hatten, und so kam ich hierher in Pflege, und der Schmied ward mein Vormund. Als ich in die Jahre kam, machte er mich zu seinem Lehrbuben.“ Der Junge seufzte fast unmerklich bei diesen Worten.

Das scharfe Ohr der Frau hatte es doch gehört.

„Sie sind nicht gern Schmied?“ fragte sie. „Das Handwerk ist Ihnen wohl zu schmutzig?“

„Das nicht“, entgegnete der Bursche, „aber es ist so grob und schwer, und man lernt nichts dabei.“

„Wozu hätten Sie denn Lust?“ fragte die Frau.

„In der Schule zeichnete ich gern und konnte gut rechnen. Der Lehrer unterrichtete mich noch besonders in Physik und Geometrie. Er erklärte mir die Apparate, und bald bastelte ich mir selbst dergleichen zusammen. Der Uhrmacher war mein Freund, der lieh mir seine Instrumente, und ich sah ihm die Handgriffe ab. Sie meinten alle, ich solle Mechaniker werden, oder gar Ingenieur. Dazu hätte ich große Lust gehabt, aber der Vormund gab nichts darauf, er brauchte eben einen Lehrbuben, so stellte er mich hinter den Blasebalg. Zwei Jahre habe ich schon herum, drei Jahr muss ich noch aushalten. Aber dabei werden meine Hände grob und schwer, und ich bin dann wohl zu alt, um noch einmal von vorn zu lernen.“ Er schwieg plötzlich verschämt; es war so gar nicht seine Art, zu klagen, und er wunderte sich über sich selbst, dass er der fremden Frau so sein Herz öffne.

Diese schaute nachdenklich vor sich nieder. Nach einer Weile fragte sie theilnahmsvoll: „Haben Sie denn gar keine Verwandten, die sich um Sie kümmern?“

„Niemanden.“

„Und der Lehrer?“

„Der ist seit ein paar Jahren kindisch geworden.“

Die Frau war aufgestanden und sah dem hübschen, schlanken Burschen mit dem treuherzigen Blick fest in die Augen. „Möchten Sie wohl die Frau, die Sie Ihre Pflegemutter nannten, die Frau Leonhart, einmal sehen?“

„O, wie gern“, entgegnete der Bursche, „aber ich weiß ja nicht einmal, wo sie wohnt, und hinreisen kann ich auch nicht“, fügte er leiser hinzu.

„Ich bin Frau Leonhart!“ sagte Emma.

Der Jüngling sah sie erstaunt, fast erschreckt, an. Plötzlich gieng ein Zittern durch seinen Körper, große Thränen liefen über sein Gesicht, er kniete nieder und küsste das Gewand der Frau.

„Stehe auf, mein Sohn“, sagte Frau Emma sanft, „willst du, so nenne mich Mutter.“

Der Knabe blickte zu ihr empor. Er schaute in das milde Gesicht und in die tiefen, seelenvollen Augen, und ein Schimmer seliger Freude gieng über sein Antlitz.

„Mutter!“ hauchte er ohne aufzustehen.

„Mein Emmo!“ sagte die Frau sanft. „Komm, mein Sohn, ich will dir eine liebende Mutter sein. Siehe, noch vor einer Stunde stand ich ganz allein in der Welt, und nun habe ich ein Kind gefunden. Ich danke Gott, dass er mir die Mittel gab, deinen Lebensweg zu gestalten, wie du es wünschest. Wir wollen uns rechtschaffen lieb haben — nicht wahr, mein Sohn, das wollen wir?“

Mit strahlenden Augen blickte sie auf den wohlgebildeten Jüngling, aus dessen ehrlichen Augen eine reine Seele schaute. Da war ein Mensch, an dem sie theil hatte, und der sie bereits in kindlicher Liebe im Herzen trug. Was brauchte es da noch vieler Reden?

Der Jüngling fand in seiner Verwirrung keinen Ausdruck für sein Empfinden, aber der liebevoll verehrende Blick, mit dem er die Gestalt der anmuthigen Frau umfieng, und die Inbrunst, mit der er ihre Hand küsste, sagten mehr als Worte.

Hand in Hand giengen Mutter und Sohn in die Stadt zurück.

Pustels drei Klopfer.

Auch Eins aus dem Leben von **Peter Rosegger.**

Zing! — — — Zing!

Zwei Radfahrer glitten rasch und still vorüber auf der breiten Straße. Der Schottermann war fast erschrocken — so in der Abenddämmerung plötzlich das Vorbeisausen! Der erste war der Randauer Doctor gewesen. Bald hinter ihm drein der Kaplan in Stola und weißem Chorhemd. Waren vorüber, und nur das Lichtlein zuckte noch dahin in der Ferne.

„Bei dieser neumodischen Radlerei“, murmelte der alte Schottermann, und zog jetzt erst seine Tuchkappe vom Kopf. „Nicht einmal niederknien kann man — um den Segen, wenn der Geistliche mit dem Altarssacrament vorbeikommt! Möcht’ nur wissen, wohin so spät.“

„Hinein ins Rinnthal“, wusste ein Bauer zu sagen, der mit Stock und Beinen weit ausschreitend aus der Richtung vom Rinnthale herkam. „Dem alten Pöschelhuber gilt’s.“

„Geh, was du sagst!“ horchte der Schottermann auf. „Dem Pöschelhuber! Wär’ eh ein Glück, wenn’s in dem Haus einmal eine Veränderung wollt’ nehmen. Was hat denn der Tod bei dem für eine Ausred’ genommen?“

„Der Schlag hat ihn getroffen.“

„Was sagst? Hat dieser alte Knochenschragen noch so viel Blut gehabt? Der Schlag, sagst?“

„Ja, und ein ordentlicher noch dazu. Mit dem eisernen Schlägel. Ich lauf’ gerade um die Gendarmen.“ Und der Bauer trippelte wegshin, während der Schottermann sprachlos stehen blieb bei seinem Schotterhaufen und nicht wusste, was da zu denken war. — Der Schlag, gut, der passiert. Der Tod muss eine Ursach’ haben. Aber der Eisenschlägel! Das ist eine merkwürdige Ausrede! Mit dem Eisenschlägel darf man niemanden umbringen, Herr Tod, sonst wird man eingesperrt. Nicht einmal den alten Pöschelhuber darf man auf solche Art zu Ende führen. Aber wenn du’s wirklich gethan hast, nachher wirst Ehrenbürger von Randau, verlass dich drauf. — So unterhielt sich der Schottermann mit dem „Herrn Tod“, als er in der Abenddämmerung heimgieng in sein Häuslein.

Dort hat er bald mehr erfahren, denn dort gab es Weiber, die von oben und von unten zusammenkamen. Der alte Pöschelhuber war ermordet worden. Ganz natürlich! Jetzt hatten es alle vorausgewusst, dass es so kommen musste. Bei diesem Menschen! — Der Pöschelhuber war ein Junggeselle gewesen von fünfundsechzig Jahren. Er war immer für das Mehrfache gewesen; in seiner früheren Zeit bei den Weibern, in seiner späteren bei den Geldsäcken, aber diese hatten Löcher. In dem großen Hof war es oft ganz merkwürdig zugegangen. Die Dienstmägde wurden um die Unschuld bestohlen und der Bauer ums Geld. Jeder und jede arbeitete für eigenen Vortheil, und wenn der Hausvater dagegen auftreten wollte, so höhnten sie, dass ja nichts aus der Familie käme. Auf den Feldern gab es mehr Unkraut als Korn. Die Kühe und Ochsen hatten Hosen aus Mistkrusten an. In den Vorrathskammern regte sich junges Leben: Motten, Maden und Schimmel. Der einst so stattliche, wohlgeordnete und musterhafte Pöschelhuberhof war ein verlottertes Nest, ein vielfach gesuchtes und beneidetes, denn die Dienstleute der Nachbarschaft wollten es auch so gut haben, als die auf dem lustigen Großhof. Wenn der Gemeindevorsteher hinaufstieg, um den Alten der Misswirtschaft wegen zur Rede zu stellen, setzte der Bauer ihm kamigen Wein vor und flaumiges Rauchfleisch, nannte ihn Herr Bürgermeister und ließ zwei spießeckige Pferde einspannen, um ihn nach Hause zu fahren. Wenn der Pfarrer in den Hof kam, um dem Bauer das Ärgernis vorzuhalten, küsste dieser ihm die Hand, mahnte einen Knecht, dass er nicht vergesse, demnächst dem hochwürdigen Herrn den Zehent an Flachs, Wolle und Speck ins Haus zu tragen und bestellte etliche Messen um Erhaltung der lieben Feldfrüchte. Die Herren kamen beräuchert und betäubt zurück, und das Lotterleben im Pöschelhuberhof währte fort.

Außer einem einzigen Neffen, der als Kalkbrenner schlecht und recht sein' Sach' erwarb, war kein Verwandter des Großbauers vorhanden. Für wen also wirtschaften? In den Sarg kann man auch nichts mitnehmen, dafür ist er zu klein. Der Mensch muss leben, solange er noch warm ist, alle Tage ein paar Todsündlein kaufen, damit lebt sich's am lustigsten. Wohl wartete seit Jahren jemand darauf, dass die Todsündlein den Bauern allmählich umbringen würden, aber die ließen ihn noch immer leben, und in dem Maße, als der große Hof zusammenschrumpfte, gewann sein Besitzer an Körperfülle. Die Leute argwöhnten, dass der Pöschelhuber ein heimlicher Arsenikesser sei, aber der Alte wusste es besser, was jung erhält, nämlich, mit Bedacht und Methode die alten Wangen an junge zu legen.

Nun, und diesen Mann hatte plötzlich der Schlag getroffen, der Eisenschlägel-Schlag. Es war ein Schlägel, wie sie Kalksteinbrenner zu haben pflegen.

Der Arzt und der Geistliche auf ihren schnellen Rädern kamen zu spät. Der alte Bauer war nach dem Schlage noch zwei Stunden röchelnd auf dem Heuhaufen dahingelegen und dann still und kalt geworden. Die Gendarmen auf ihren langen Beinen kamen noch früh genug. Der Pustel hatte sich in seinem Kalkhäusel einen Eierkuchen bereitet, den verzehrte er nun behaglich und trank aus der Halsflasche etliche Schlucke Brantwein. Zu einer fetten Eierspeise ist nichts besser, als Brantwein. Der ziemlich eckige Bursche hatte ein wohlgeröthetes Gesicht und gutmüthige Wasseraugen. Als die Gendarmen rasch zur niedrigen Thür eintraten, sagte er: „Oho! das geht wohl doch nicht mich an."

Ob er der Kalkbrenner Pustel wäre?

„Stimmt!" antwortete der Gefragte und stellte seine Küchenpfanne auf den Herd.

„Dann pack' dich zusammen. Du musst mit uns."

Der Pustel machte ein verdrießliches Gesicht und sagte: „Ich hab' mir's gedacht. 's ist gewiss meines Oheims wegen."

Und beim Verhör, das noch in derselben Nacht stattfand im Pöschelhuberhof, zeigte man ihm zuerst den Eisenschlägel: „Kennst du den?"

„Es ist mein Schlägel", antwortete der Pustel.

„Er ist blutig!" sagte der Amtmann.

„Ich will es schon sagen, weshalb er blutig ist", sprach der Bursche gelassen. „Ich habe damit den Bauer erschlagen."

Nun sind die Herren Richter so: Wenn einer leugnet, so ist es ihnen nicht recht, und wenn einer gleich munter eingesteht, so ist es ihnen auch nicht recht. „Diese Frechheit ist empörend!" murmelte der Amtmann. Ein rechter Ärger, dass hier keine Gelegenheit war, durch scharfe

Kreuz- und Querfragen sich anzuregen und durch ein kluges Hervorlocken des Geständnisses sich auszuzeichnen.

„Bist du von Sinnen!" fuhr er den Burschen an. Man wusste im Augenblicke nicht, galt dieser Ausruf dem Mörder, oder dem Eingestehenden. Der Pustel schaute betroffen drein. Was dieser Amtmann nur so grob ist!

„Also du hast ihn erschlagen!" sagte der Amtmann.

„Wer denn sonst?" antwortete der Pustel, „ich bin sein einziger Verwandter."

Nun wandte der Amtmann sich an die Anwesenden. Wie es mit dem Burschen sonst stehe? Was man von ihm höre?

Wohl, mit dem Pustel stehe es soweit gut, er arbeite fleißig, trinke nicht viel, spiele nicht, Liebschaft habe er auch nicht mehr als eine. Man hätte ihn bisher für einen braven Menschen gehalten.

„Weißt du, was du hier gethan hast?" fragte ihn der Amtmann, auf den Todten deutend, der ausgestreckt dalag und über dem zerschmetterten Kopf einen Pferdekotzen liegen hatte.

„Warum soll ich das nicht wissen", antwortete der Bursche, „ich habe ihm das gethan, was der Herrgott uns jedem thut."

„Also, du hast dem Himmel vorgegriffen!"

„Er hat zu lange gewartet", entgegnete der Pustel. „In der vorigen Woche haben wir den jungen Schullehrer begraben, den die Leute so gern gehabt. Er hat lauter Gutes gethan. Die Hofbäuerin hat auch fort müssen von ihren fünf kleinen Kindern, die jetzt verderben sollen. Dem Beilhammersohn ist das Leben mitten in der lieben Jugend abgehackt worden, wo er seine alten Eltern hätt' ernähren sollen. Das ist ja doch gewiss auch nicht recht. Niemand wird angeklagt. Und der da, der seinen Hof hat verdorben, und seine Leute, der so viel Spott und Ärger hat gegeben in der Gegend, der nichts Gutes vollbracht hat, aber schon gar nichts, der noch eine Menge Schlechtigkeiten gemacht haben würde, wenn er weiter gelebt hätte — wegen dem wird man doch keine Geschichten machen, wenn ihn einer heimschickt!"

Sprang der Amtmann empört von seinem Stuhle auf: „Jetzt sei mir aber still, du Lästerer! Heuchler! Du hast ihn getödtet, damit du seine Erbschaft antreten kannst!"

„Das ist auch nicht ganz unrichtig, Herr Richter", versetzte der Kalkbrenner gleichmüthig. „Ich habe gedacht, wenn der noch eine Weile so weiterlebt, dann verthut er den ganzen Hof und bleibt für mich nichts mehr übrig. Ich habe lang genug gewartet. Gestern bin ich sechsunddreißig gewesen. Nicht einmal heiraten kann ich. Die Brennerei geht spottschlecht. Jetzt wird's eine Veränderung nehmen. Ordnung muss werden in der Wirtschaft. Das Gesindel wird davongejagt. Brave Dienstleute will ich

haben. Arbeitsamkeit und Sittsamkeit, wie es vor und eh ist gewesen. Auch die Pflichten und Abgaben fleißig erstatten an die Gemeinde und ans Land, wie sich's gehört. Wie man bis jetzt gesagt hat: Der Pöschelhuberhof ist ein Schandfleck, so soll man nachher wieder sagen: Der Pöschelhuberhof ist ein Ehrenhaus! Ich bin von der alten Familie jetzt der einzige Stammhalter und stehe dafür ein, dass alles wieder brav hergehen soll. darauf könnt ihr euch verlassen! Und nun, meine Herren, wollen wir Anstalt machen, dass er unter die Erden kommt. Wenn er's auch nicht verdient hat, ein anständiges Begräbnis will ich ihm schenken."

Der Amtmann wusste nicht, wie ihm geschah. Er zwang sich in diesem besonderen Falle zur äußersten Mäßigung und sagte nun: „Wie hast du es denn angestellt, Pustel?"

„Wer? Ich? — Angestellt?"

„Als du ihn —" Eine Handgeste des Amtmannes sagte das übrige.

„Ei ja so", antwortete der Bursche, „das meint ihr. Na, das ist Nebensache."

„Uns dürfte es aber jetzt die Hauptsache sein."

„Die Gelegenheit hat sich fast zufällig gemacht", sagte der Pustel. „Heut' früh habe ich noch keinen Gedanken gehabt drauf. Na freilich, früher hab' ich wohl oft gedacht, was das Beste wäre. Aber nichts weiter. Und heute nachmittags, wie ich mit meinem Schlägel zum neuen Steinbruch hinüber will, und schauen, ob nicht Kalkstein dabei ist, und wie ich über Pöschlhubers Wiese gehe, sind dort Heuhaufen. Denke ich mir: legst dich in einen hinein und rastest, bis die größte Hitze vorbei ist, es ist ohnehin dein eigenes Heu, auf rechtswegen. Und liegt im Heuhaufen schon einer drin und schläft, und ist's der Oheim. Und kommt mir der gute Gedanke: Oheim, im Schlaf ist der Mensch brav und fromm. Es ist ganz überflüssig, dass du noch einmal wach wirst. Und zwei, höchstens drei Klopfer auf den Schädel."

„Und nachher?"

„Mein Gott, nachher bin ich zum Steinbruch hinübergegangen. Ist aber nicht viel dahinter. Alles unreiner Quarz."

Der Amtmann wandte sich an die Gendarmen: „Jetzt könnt ihr ihm die Eisen schon anlegen."

Und als sie dem Kalkbrenner die Eisenkette um die kreuzweise aneinandergelegten Hände schlossen, guckte er etwas erstaunt drein. Was sie da machten? Was sie von ihm wollten?

„Bloß ein bissel henken", kicherte ein kleiner alter Knecht hinten an der Wand.

„Oho!" begehrte der Pustel auf. „Da werdet ihr euch wohl ein wenig irren! Da werdet ihr wohl noch einen Herrn finden, denke ich! Der Kaiser und der Papst werden es auch sagen, dass ich recht gehabt hab'!"

„Wie der will'", sagte der Amtmann, „vorläufig musst du halt einmal in den Kotter."

„Diese verdammte Umständlichkeit bei jedem Schmarrn!" knirschte der Pustel. „Gott, nur mit dem Gericht nichts zu thun haben müssen!"

Später, nach dem Urtheilsspruch, soll er gesagt haben zu den Geschworenen: „Weil er böse war, hab' ich ihn gestraft, weil ich ihn gestraft habe, straft ihr mich. Wer wird denn euch dafür strafen?"

Weil man schließlich nicht unterscheiden konnte, ob der Pustel ein großer Bösewicht oder ein großer Philosoph war, so hat man ihn in den Narrenthurm gethan.

Die Glocke.

Erzählung von **Jules Lemaitre**. Deutsch von **Rudolf Strauß**.[1])

Die kleine Pfarre von Lande-Fleurie hatte eine alte Glocke und einen alten Geistlichen. Die Glocke war schon so zersprungen, dass ihr Geläute dem Husten eines alten Weibes glich, dass einem beim Hören gar nicht recht gut und dass es den Bauern und Hirten auf den Feldern ganz traurig zumuthe wurde. Dagegen war der Geistliche, der Abbé Corentin, trotz seinen fünfundsechzig Jahren noch ziemlich kräftig. Er hatte ein rosig überhauchtes, freilich auch schon faltiges Kindergesicht, das weiße Locken umrahmten, ähnlich den von den guten Frauen von Lande-Fleurie gesponnenen Strähnen. Wegen seiner Güte und Mildherzigkeit beteten ihn seine Beichtkinder an.

Als daher sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum heranrückte, beschlossen sie, ihm zur Feier des Tages ein höchst bedeutsames Geschenk zu machen. Die drei Kirchenvorsteher giengen sammelnd in allen Häusern umher, und als sie endlich hundert Fünffrankstücke beisammen hatten, brachten sie diese dem Geistlichen mit der Bitte, in die Stadt zu gehen und dafür selbst eine neue Glocke zu kaufen.

„Meine Kinder", sagte der Abbé Corentin, „meine theueren Kinder .... Das ist sichtbar der gute Gott, der ... sozusagen ... in einer Art ..."

Er konnte nicht weiter sprechen, so bewegt war er. Nur das konnte er noch murmeln: „Nunc dimittis servum tuum, domine, secundum verbum tuum in pace." Am folgenden Tage machte er sich

---

[1]) Aus dem liebenswürdigen Büchlein „Jules Lemaitre Novellen". Bibliothek der Gesammt-Literatur von Otto Hendl, Halle a. d. S.

zum Kauf der Glocke auf den Weg. Zwei Meilen Landes — bis zur Burg von Rosy-les-Roses — musste er zu Fuß zurücklegen; von dort verkehrte dann die Post nach der guten Stadt Pont-l'Archevêque, dem Hauptorte der Provinz.

Eine schöne Landschaft. Die Bäume mit ihrem flüsternden Laub, die jauchzenden Vögel, die lieben, guten Blumen belebten unter den Sonnenstrahlen die beiden Seiten des Weges. Und der alte Geistliche schritt, den Kopf schon voll von schöner Glocken-Zukunftsmusik, sehr munter aus, und pries in der Freude über die Schöpfung Gott wie der heilige François.

Schon näherte er sich Rosy-les-Roses, da sah er am Wegesrand ein ausgespanntes Gauklergefährt. Nicht weit davon lag ein alter Gaul auf der Seite, die vier Beine steif von sich gestreckt. Unter der abgenutzten Haut konnte man seine Rippen und die spitzen Knochen seines Hintertheiles zählen, an seinen Nüstern klebte Blut, sein Kopf war verunstaltet, seine Augen weiß. Ein alter Mann und eine alte Frau saßen in ihren bizarren Lumpen und vielfach geflickten rosa Baumwoll-Tricots am Rande des Grabens und weinten über des Gaules Tod. Plötzlich erhob sich ein fünfzehnjähriges Mädchen aus dem Graben und lief dem Geistlichen klagend entgegen:

„Barmherzigkeit, Herr Pfarrer, Barmherzigkeit!"

Die Stimme war rauh, und doch sanft zugleich, und modulierte diese Bitte wie einen Sang zur Cymbel. Das Kind, dessen Haut die Farbe frisch gegerbten Leders zeigte, war nur mit einem schmutzigen Hemd und einem rothen Unterrock bekleidet. Aber sie hatte große, schwarze und sammetene Augen und Lippen wie reife Herzkirschen; blaue Blüten waren in ihre gelblichen Arme gezeichnet und ein kupferner Reif hielt ihre schwarzen Locken zusammen, die sich, wie man es an ägyptischen Gestalten sieht, zu beiden Seiten ihres schmalen Gesichts fächerartig ausbreiteten.

Der Abbé hatte seinen Gang verlangsamt und ein Zwei-Sous-Stück aus seinem Portemonnaie gezogen. Aber als er des Kindes Augen sah, blieb er stehen und begann es auszufragen.

„Mein Bruder ist im Gefängnis", erklärte die Kleine ihm. „Man sagt, er hat eine Henne gestohlen. Er war unser Ernährer, und seit zwei Tagen haben wir nichts gegessen."

Der Abbé steckte die zwei Sous wieder in seine Börse und nahm ein Silberstück heraus.

„Ich kann ja Kunststücke machen", fuhr sie fort, „und meine Mutter prophezeit. Aber wir dürfen unser Handwerk in den Dörfern und Städten nicht mehr betreiben, weil wir gar zu arm sind. Und jetzt ist noch unser Pferd gestorben. Was soll aus uns werden?"

„Aber könntet ihr nicht auf den Feldern Arbeit suchen?“ fragte der Geistliche.

„Die Leute fürchten sich vor uns und werfen uns mit Steinen. Dann haben wir ja auch das Arbeiten nicht gelernt; wir können nichts als unsere Kunststücke; hätten wir ein Pferd und ein bisschen Geld, um uns Kleidung zu kaufen, so könnten wir von unserem Geschäft noch leben. . . . So aber bleibt uns nur der Tod.“

Der Abbé that das Silberstück in sein Portemonnaie zurück. „Liebst du den lieben Gott?“ forschte er.

„Ich werde ihn lieben, wenn er uns hilft“, sagte das Kind.

Der Abbé fühlte an seinem Gürtel das Gewicht des Sackes, in dem die hundert Fünffrankenstücke seiner Pfarrkinder steckten. Die Bettlerin ließ den Priester nicht aus den Augen, aus ihren schwarzen Zigeuneraugen, die fast ganz von den Augäpfeln ausgefüllt waren. Er fragte weiter: „Bist du fromm?“

„Fromm?“ fragte die Zigeunerin erstaunt, denn sie verstand nicht ganz.

„Sage: ‚Mein Gott! ich liebe dich!‘“

Das Kind blieb stumm! die Thränen standen ihm im Auge. Der Abbé hatte seine Soutane angeknöpft und holte den schweren, mit Geld gefüllten Beutel hervor. Mit einer affenartigen Geberde ergriff ihn die Zigeunerin und rief: „Herr Pfarrer, ich liebe Sie.“

Und sie floh zu den beiden Alten, die, ohne sich zu rühren, noch immer über den todten Gaul weinten. . . .

Der Abbé setzte seinen Marsch nach Rosy-les-Roses fort, während er an das große Elend dachte, in dem Gott nach seinem unerforschlichen Rathschluss so viele seiner Wesen hält; und er bat ihn, doch diese kleine Zigeunerin zu erleuchten, die offenbar keinen Glauben hatte, ja, die vielleicht noch nicht einmal die heilige Taufe empfangen. Aber plötzlich kam es ihm zum Bewusstsein, dass er es eigentlich gar nicht mehr nöthig habe, nach Pont-l'Archevêque zu gehen, — da er das Geld für die Glocke ja nicht mehr besaß. Und er kehrte um.

Er begriff jetzt kaum, wie er einer unbekannten Bettlerin, einer Kunstreiterin, eine so enorme Summe hatte geben können, — die ihm nicht einmal gehörte. In der Hoffnung, die Zigeunerin noch wiederzufinden, beschleunigte er seine Schritte. Aber am Rande der Straße lag nur die todte Mähre und der ausgespannte Karren. Der Geistliche überdachte, was er gethan. Ganz sicher hatte er schwer gesündigt: er hatte das Vertrauen seiner „Schafe“ missbraucht, ein Depot unterschlagen, eine Art Diebstahl begangen. Und mit Schrecken sah er die Folgen seines Fehltritts voraus . . . Wie ihn verbergen? Wie ihn gutmachen? Wo

hundert andere Fünffrankenstücke finden? Was inzwischen den Leuten sagen, die ihn befragten? Welche Entschuldigung für sein Verhalten geben?

Der Himmel bedeckte sich. Mit einem grellen, aufdringlichen Grün hoben die Bäume sich vom bleifarbenen Horizont ab. Große Tropfen fielen zu Boden. Die Traurigkeit der Natur ergriff auch den Abbé.

Unbemerkt konnte er in das Pfarrhaus zurückkehren. . . . .

„Sie sind's schon, Herr Pfarrer?" fragte seine Wirtschafterin, die alte Scholastique. „Sie sind also nicht nach Pont-l'Archevêque gegangen?"

Der Abbé antwortete mit einer Lüge: „Ich habe in Rosy-les-Roses die Post versäumt . . . . Ich werde ein anderesmal wieder hin. . . . Aber, wohl verstanden, sag' es niemand, dass ich schon zurück bin."

Am folgenden Tage las er keine Messe. Er schloss sich in sein Zimmer ein und wagte nicht einmal, in seinen Garten zu gehen. Aber dann verlangte man ihn nach dem Dorfe Clos-Moussu, wohin er einem Kranken die letzte Ölung bringen sollte.

„Der Herr Pfarrer ist noch nicht zurück", sagte die Wirtschafterin.

„Scholastique täuscht sich; ich bin hier", unterbrach sie der Abbé.

Auf dem Rückweg von Clos-Moussu begegnete er einem seiner frömmsten Pfarrkinder.

„Ah, Herr Pfarrer, wie ist's Ihnen auf Ihrer Reise gegangen?"

Der Abbé log zum zweitenmal: „Ausgezeichnet, mein Freund, ausgezeichnet."

„Und die Glocke?"

Der Abbé ersann sich rasch eine neue Lüge. „Dies ist köstlich, mein Lieber, köstlich! Wie aus reinem Silber! Und was für ein hübscher Ton! Wenn man ihr nur einen Nasenstüber gibt, klingt sie so lange, dass es gar nicht mehr aufhört."

„Und wann werden wir sie sehen?"

„Bald, mein theueres Kind, bald. Man muss in ihr Metall zuerst noch ihren eigenen, dann die Namen ihrer Pathen und Pathinnen, sowie einige Verse aus der heiligen Schrift gravieren . . . . Und mein Gott! Das verlangt eben Zeit . . . ."

„Scholastique", sagte der Pfarrer, als er wieder in seine Wohnung trat, „könnte man hundert Fünffrankenstücke herausschlagen, wenn man den Fauteuil, die Pendeluhr und den Wandschmuck aus meinem Zimmer verkaufte?"

„Keine drei Pistolen würde man herausschlagen, Herr Pfarrer. Denn mit aller Ehrfurcht vor Ihnen: Ihr ganzes Mobilar ist keine vier Sous wert."

„Scholastique", begann der Geistliche wieder, ich werde kein Fleisch mehr essen. Das Fleisch bekommt mir nicht."

„Herr Pfarrer", antwortete die alte Wirtschafterin, „das geht nicht mit rechten Dingen zu. Sie haben etwas, ganz gewiss . . . Das ist so seit dem Tage, wo Sie nach Pont-l'Archevêque gereist sind. Was ist Ihnen denn passiert?"

Sie drängte ihn mit Fragen so lange, bis er ihr endlich alles erzählte. „Ah!" sagte sie, „das wundert mich gar nicht. Ihr gutes Herz wird Sie noch zugrunde richten. Aber machen Sie sich nur ja keine Sorgen, Herr Pfarrer. Ich nehm' es auf mich, die Sache zu erklären, bis Sie hundert andere Fünffrankenstücke zusammenbringen könnten" . .

Und also erfand Scholastique Geschichten, die sie jedem Besucher aufband. „Man hatte die neue Glocke beim Packen beschädigt und musste sie umschmelzen. Die umgeschmolzene Glocke aber hatte der Abbé nach Rom geschickt, damit der Heilige Vater sie segne, und das war natürlich ein langer Weg."

Der Abbé ließ sie reden, wurde aber von Tag zu Tag unglücklicher. Denn er machte sich nicht nur seine eigenen Lügen zum Vorwurf, er fühlte sich auch für die seiner Wirtschafterin verantwortlich, und das ergab dann sammt der Veruntreuung des Geldes seiner Pfarrkinder auf die Länge der Zeit eine ganz erschreckliche Sündenmasse. Diese Last beugte seinen Rücken, und nach und nach trat auf seine Wangen an Stelle der rothen Rosen seines reinen und kräftigen Alters eine tiefe Blässe. . . .

Der Tag, an dem die Jubelfeier des Priesters und die Taufe der Glocke hätte stattfinden sollen, war längst schon vorüber. Die Bewohner von Lande-Fleurie wunderten sich genug über das immerwährende Verschieben. Mancherlei Gerüchte schwirrten auf; der Hufschmied Farigoul erzählte, man habe den Abbé Corentin bei Rosy-les-Roses in der Gesellschaft einer leichtfertigen Frauensperson gesehen, und fügte hinzu: „Ich sage euch: er hat das Glockengeld mit Bettlern verjubelt."

Es bildete sich eine Partei gegen den würdigen Priester. Wenn er auf der Straße gieng, blieb mancher Hut auf dem Kopfe, und manches feindliche Murmeln drang an sein Ohr. Der arme heilige Mann erlag den Gewissensbissen. Er begriff die ganze Größe seiner Sünde. Er empfand darüber die schmerzlichste Zerknirschung, konnte aber dennoch zu keiner völligen Reue gelangen. Denn er fühlte, dass er dieses Almosen, dieses Almosen von fremdem Gelde, wie gegen seinen eigenen Willen gespendet hatte, ohne nur die Freiheit, darüber nachzudenken, noch zu besitzen. Dann sagte er sich auch, dass diese unvernünftige Milde für die unwissende Seele der Zigeunerin die schönste Gottesoffenbarung und der Beginn einer inneren Erleuchtung geworden sein konnte. Und immer wieder tauchten die Augen der kleinen Kunstreiterin vor ihm auf, so schwarz, so sanft und in Thränen. . . .

Doch sein Schuldbewusstsein wurde immer unerträglicher. Sein Fehltritt erschien ihm immer größer. Nachdem er daher eines Tages lange Stunden auf den Knien im Gebet gelegen, fasste er den Entschluss, sich seiner Sünde dadurch zu entledigen, dass er sie seinen Pfarrkindern offen eingestand. . . .

Am nächsten Sonntag stieg er nach dem Gebet auf die Kanzel und begann, bleicher und aufgeregter als die Märtyrer in der Arena:

„Meine theueren Brüder, meine theueren Freunde, meine theueren Kinder, ich habe euch ein Geständnis zu machen. . ."

Da ertönte plötzlich im Glockenthurm ein helles, lautes, silbernes Klingen und erfüllte singend die alte Kirche . . Alle Köpfe wandten sich um, und ein verwundertes Flüstern durchlief die Reihen der Gläubigen:

„Die neue Glocke! Die neue Glocke!"

War es eine Wunder? Hatte Gott durch seine Engel die neue Glocke herbeitragen lassen, um seines barmherzigen Dieners Ehre zu retten?

Oder hatte Scholastique die Verzweiflung ihres alten Herrn den beiden Amerikanerinnen Suzie und Bettina Percival mitgetheilt, die drei Meilen von Lande-Flurie ein so prunkvolles Schloss bewohnten, und hatten dann diese ausgezeichneten Frauen sich vereinigt, um dem Abbé Corentin die hübsche Überraschung zu bereiten?

Nach meiner Überzeugung wäre diese Deutung noch sehr viel wunderbarer als die erste. Jedenfalls erfuhren die Bewohner von Lande-Fleurie niemals, welches Geständnis ihnen der Abbé Corentin zu machen gedachte.

Altwiener Geschichten.

Von **Albrecht Graf Wickenburg.**[1])

Gämperl.

„Hotzwetter!" sprach Albrecht der Erste zu Wien,
„Ich sitz' wie die Maus in der Falle,
Und will mir niemand zu Hilfe zieh'n,
So fangen die Ungarn uns alle!"

„Mein Gämperl, komm, ich halt' mich an dich,
Du bist zwar ein Narr, wie kein zweiter,
Doch, läßt mich die Weisheit der Räthe im Stich,
Vielleicht macht's der Hofnarr gescheiter."

Und Gämperl sollte ins Lager hinaus,
Die Stärke des Feindes erspähen,
Und käm' er mit heiler Haut noch nach Haus,
Erzählen, was er gesehen.

Bald schleicht er zwischen den Zelten umher
Als fahrender Sänger und Pfeifer —
Da packt ihn ein Arm, gar eisern und schwer,
Der König war selbst der Ergreifer!

---

[1]) Aus dessen Sammlung: „Altwiener Geschichten und Figuren" von Albrecht Graf Wickenburg. Wien, Karl Gerolds Sohn, 1896. Eine bessere Empfehlung für diese entzückend frischen und launigen Gedichte gibt es nicht, als die vorstehenden Proben. Die Red.

„Holla!“ so rief er, „was willst du, Patron?“
Doch Gämperl kennt kein Genieren,
So spricht er im allergemüthlichsten Ton:
„Herr König, ich soll spionieren!“

Hellauf lacht der König Andreas: „Bei Gott,
Ein Schelm, der so ehrlich, als simpel!
Ich meinte, uns pfiff eine Drossel zum Spott —
Nun zeigt sich der Pfeifer als Gimpel!

Doch komm nur — wir steigen selbander zu Pferd,
Ich will dich durchs Lager geleiten,
Erzählst du dem Herzog, wie stark wir bewehrt,
Verliert er die Lust wohl zum Streiten!“

Sie ritten zusammen wohl kreuz und quer,
Und Gämperl sah es mit Trauern:
Es schützen vor solch gewaltigem Heer
Nicht lange die stärksten der Mauern.

Zuletzt nahm der König ihn mit in sein Zelt
Und sprach vor versammelten Gästen:
„Spion, du hast dich als Sänger verstellt,
So gib deine Stücklein zum besten!“

Und Gämperl sang mit wien'rischer Lust,
Mit zitterndem Thränlein im Scherzen,
Er sang sich das brennende Leid aus der Brust
Und sang seinen Hörern zum Herzen.

So sang er von Wien, wie's in Drangsal und Pein
Doch immer so frisch und munter —
Ja, rennt man ihm zehnmal die Mauern ein,
Dies Völklein kriegt man nicht unter!

Und weil es das Vorrecht des Hofnarren sei,
Den Herren die Wahrheit zu sagen,
So nenn' er es kurzweg auch Narretei,
Wenn Ungarn und Öst'reich sich schlagen.

Er wüsste ein Mittel gar sinnig und fein,
Das machte ein Ende dem Streite:
„Wenn König Andreas das Töchterlein
Des Herzogs von Österreich freite!“

Und Gämperl sang's aus der Seele heraus,
Es war das sein zündendster Schlager,
Bald pflanzte vom Zelte ein Jubelgebraus
Sich weiter und weiter durchs Lager.

Dem König Andreas entwich aller Zorn,
Den Herzog bekriegt er nicht länger —
Und that das kein zweiter Bertran de Born,
So that's doch ein wien'rischer Sänger.

* * *

Goldene Sohlen.

„Hör', Wigand“, sprach Otto der Fröhliche einst . . .
„Du hast alle Scham wohl verloren,
Dass du so schäbig zur Tafel erscheinst
Und weder gekämmt, noch geschoren!
Und vollends dein Schuhwerk, — o Jammer und Graus!
Das ist die wahrhaftige Schande:
Hier gucken die Zeh'n wie zum Fenster heraus,
Dort klaffen die Sohlen am Rande!“

„Herr Herzog“ . . . meint Wigand . . . „Ihr habt's wohl nicht schwer,
Für euch sorgen Ritter und Knappen —
Mein Pfründlein ist mager, mein Beutel ist leer,
Mein Marstall sind Schusterleins Rappen!
Und sind sie zerschunden und abstrapaziert,
Ich darf nicht viel danach fragen,
Und wenn mir ein Räpplein ein Eisen verliert,
Umsonst wird mir's keiner beschlagen!“

Da lachte der Herzog: „Was ist da zu thun?
Ich gab dir den kärglichen Posten,
So ist es auch billig, ich lass' dich beschuh'n
Auf landesfürstliche Kosten.
Nun, führ' deine Rappen zum richtigen Schmied
Und sag' ihm, ich hätt' es geheißen:
Er mach' dir die Sohlen so fest und solid,
Dass sie dir nimmer zerreißen!“

Flugs hat sich Herr Wigand von dannen getrollt
Und thät sich zum Goldschmied verfügen:
„Da mach' er zwei Sohlen vom lautersten Gold,
Darf jede ein Pfündelein wiegen!“ —
Bald saß er vorm Herzog behaglich und breit
Und wies ihm die funkelnden Sohlen:
„Ich meine, die halten in Ewigkeit,
Wie's Euere Hoheit befohlen!“

Herr Otto, der immer der Fröhliche war,
Der hat sich vor Lachen geschüttelt —
War er der Gefoppte, blieb eines doch klar:
An Fürstenwort wird nicht gerüttelt!
Auch dacht' er: „Ich schätzte den Schelm zu gering,
Ich muss ihn doch höher besolden,
Er weiß ja wahrhaftig das ledernste Ding
Mit seinem Humor zu vergolden!“

* * *

„Viel Köpf', viel Sinn'."

„Mein edler Herzog, nehmt's nicht krumm!"
Sprach Wigand nach einem Dispute —
„Ihr findet im ganzen Herzogthum
Nicht zwei unter einem Hute!"

„So sei's", lacht Otto, — „immerhin,
Die Schädel sind verschieden,
So viele Köpf', so viele Sinn',
Nur leere halten Frieden!"

Bald drauf saß Wigand am Bergesrand,
Ein Säcklein ihm zur Seiten.
Und vor ihm Herzog Otto stand
Und frug: „Was soll das bedeuten?"

„Herr, das sind nichts als leere Köpf',
Gesammelt im Friedhofgehege —
Ich zeig' euch: Auch die hohlsten Tröpf'
Geh'n ihre eigenen Wege."

Und nun schnürt er sein Säcklein auf
Und läßt die Schädel rollen —
Die nehmen alle verschiedenen Lauf,
Wie sie hinunter tollen.

Und kreuzen ihrer zwei sich doch,
Pardauz, mit lautem Krachen
Springt einer über den ander'n hoch,
Der Herzog schaut's mit Lachen.

„Je hohler der Schädel, so starrer der Sinn,
Das willst du Schlaukopf mich lehren,
Und weil ich der noch Gescheitere bin,
So lass' ich mich einmal bekehren!"

Anzengruber als Komödiant in Steiermark.

Als im Jahre 1870 „Der Pfarrer von Kirchfeld" von Ludwig Gruber auf den Brettern erschien, da dachte man an ein urplötzlich auftauchendes Talent, sprach von einem kleinen Staatsbeamten, der da einen guten Wurf gethan, dessen Riesenerfolg wohl den Verfasser selbst überrascht haben dürfte.

Man ahnte damals nicht, dass dieser „Ludwig Gruber" länger als ein Jahrzehnt einen harten, geradezu gewaltigen Kampf mit seinem Geschick zu ringen gehabt. Man hatte nachträglich wohl erfahren, dass Anzengruber einige Jahre lang fahrender Schauspieler und schon als solcher schriftstellerisch thätig gewesen wäre. Welcher Natur dieses Schauspielerthum und diese literarische Lehrzeit gewesen, das klärt sich erst jetzt, und zwar besonders durch eine Reihe von bisher unbekannten Briefen Anzengrubers, die Anton Bettelheim jüngst in den „Biographischen Blättern" (Berlin. Ernst Hofmanns Verlag) veröffentlicht hat. Diese Briefe stammen durchgehends aus Anzengrubers Schauspielerepoche und sind gerichtet an seinen Jugendfreund und nachmaligen Schwager Franz Lipka in Wien. Es sind 58 Briefe, deren Interesse und Wert bei weitem alles überwiegt, was aus Anzengrubers Correspondenz bisher veröffentlicht worden ist. — Wir ersehen aus diesen Briefen, deren Offenheit und Derbheit nichts zu wünschen übrig lassen, dass unser Dichter schon im Jahre 1860, also zehn Jahre vor seinem ersten Erfolge, sich über seine eigene Kraft und Bedeutung klar war, dass er

unentwegt an seine Zukunft glaubte, an seine künftige Mission als Reformer der Volksbühne, und dass er trotz aller Misserfolge und Enttäuschungen, trotz der armseligsten Verhältnisse, in denen er damals mit seiner Mutter lebte und in der Welt als talentloser Komödiant umherzog, den Glauben an seine große Zukunft nicht verlor. Die Truppen und Schmieren, denen er angehörte, spielten in Wr.-Neustadt, Krems, Essegg, Böslau, Marburg a. d. Drau, Warasdin, Groß-Kanizsa, Csakathurn, Rohitsch-Sauerbrunn, Bruck a. d. Mur, Leoben, Pettau, Radkersburg u. s. w. Anzengruber spielte jedes Fach, am häufigsten aber Statistenrollen, schrieb Stücke, die zu seinem Benefice gegeben wurden, aber gewöhnlich durchfielen, und nährte trotz solcher Misere das reine Feuer für das Große und Größte. Wie oft war er in solchem Elende verzagt, muthlos, verbittert, aber nie verzweifelnd an sich selbst, sondern stets mit drastischem Anzengruber-Humor frisch aufrecht.

Der um Anzengruber in vielfachem Sinn reichverdiente Anton Bettelheim hat mit der Veröffentlichung dieser Briefe dem Anzengruber-Biographen, und das wird wohl am besten er selber sein, eine wichtige Vorarbeit geleistet und uns, die Schätzer des Dichters, zu großem Dank verpflichtet.

Er wird es auch nicht verübeln, wenn wir an der von ihm üppig gedeckten Tafel uns gütlich thun, auszugsweise einige Briefe hier folgen lassen, und zwar solche, die der nachmalige große Dramatiker als Vagabunden-Komödiant in Steiermark schrieb. Wir Steirer haben ein gewisses Recht darauf.

Marburg, den 8. November 1863.

Bester Freund!

Zürne nicht, dass ich so lange beharrlich schwieg, aber ich hoffe, Dir etwas mittheilen zu können — leider schweigt es von allen Seiten beharrlich und alle meine jüngsten Geisteskinder, wie sie sich auch nannten — Deine Bekannten — sie haben mir kein Lebenszeichen noch eingetragen.

„Der Versuchte“ — liegt bei Forst — „Vom Regen in die Traufe“ — liegt „Ich weiß nicht wo?“ — und „Der Automat“ — was mich am meisten empört, ist in Händen des Kapellmeisters des Ödenburger Theaters und ich habe keine einzige — bis heute keine einzige — anerkennende Zeile für meine vorwitzige Gefälligkeit —

So geht es mir —

Einstweilen ist hier in Marburg ein zweiactiges Drama entstanden: „Er heilt seine Liebe“ — ich werde es liegen lassen. —

Nun sollen nach meinem Programme, das ich meiner Thätigkeit vorgeschrieben habe, daran kommen

„Opfer der politischen Vehme“ } Lustspiele
„Ein Billet doux um einen Regenschirm“ } (einactig)
„Wiener Straßenkehrer“ — Local-Lebensbild —
„Pierre de Strass“ — Roman —
„Rosamunde“ — Tragödie —

und wo möglich soll so ziemlich alles bis Ostern vollendet sein. —

Das Theater hier ist sehr hübsch, groß und nett, die Gesellschaft gewiss nicht schlecht. Meine Beschäftigung ist der Zahlung nach recht angenehm, ich habe wenig zu thun und kann daher nach Herzenslust meine literarische Laufbahn fest und fester begründen — ich überstudiere mich nicht. Hätte ich nicht die überwiegende Neigung zur Poesie, ich könnte bei meiner obenaus anstürmenden Geistesrichtung mich recht unglücklich fühlen — so lasse ich den theatralischen Theil meiner Production fallen und wende mich der literarischen mit desto größerem Eifer zu; ich spiele meine kleinen Partien mit der Ruhe und dem Verständnisse eines Schauspielers, der es beklagen kann, schon mehrere Jahre seines Lebens dieser sogenannten Kunst gewidmet zu haben.

Hier copiere ich während all dem meinen „Versuchten", den ich hier aufzuführen gedenke, und meinen „Telegraphisten im Nachtdienst". — Bei meinen weiteren Arbeiten fürchte ich, weil ich keinen Erfolg der früheren sehe, einen kleinen Rückschlag, die Lustspiele, fürchte ich, dürften etwas matter — oder besser gesagt — handwerksmäßiger gerathen, die Localposse ist ein Ding an sich nicht von hohem, besser keinem Werte, und ist mir nur, einen Stoff dieser Richtung los zu werden.

Der Roman „Pierre de Strass" hat eine Schmuckgeschichte zum Gegenstand — ein Mann wird von seiner Frau betrogen, und selbe, den Schmuck ihres Galans tragen zu können, läßst sich von ihrem Gemahl einen falschen Schmuck schenken — sie stirbt, die Echtheit des falschen Schmuckes kommt ans Licht so wie ihre Falschheit. — Die Charaktere des Romans sind „falsche Steine", doch ist die Täuschung eine eingeleitete Rache. — Das ist der erste Roman, den ich schreibe — Versuche hatte ich schon mehrere begonnen, aber nicht ausgeführt. —

Meine „Rosamunde" soll eine Feiertagsarbeit, eine Erholung für mich werden, und Pegasus soll seinen Flug kühn aufwärts beginnen dürfen; ich sehne mich nach den Regionen der reinen Dichtung — dort will ich frisch 'mal Athem schöpfen. —

Das ist's, was jetzt in mir webt und was ich mit Gott ausführen will, mir zum Troste, unbekümmert um das andere und die anderen. . . .

Nach den Zeitungen rutsche ich dies Jahr aus der fünften Altersclasse heraus, da selbe nicht einmal einberufen wird, und Du rutschst leider hinein; ich hoffe, dass Du draus kommst — ich will nicht für Dich fürchten — das fehlte noch, dass sie mir den einzigen Freund, der ganz mich versteht, der mir wie ein Magen des Geistes meine Producte verdaut und mich wieder nährend, reproduciert — an dem ich, das ist mein fester Glaube, in einigen Jahren, die ihn reifen werden, einen tüchtigen Mitarbeiter finden werde und eine Stütze in seinen Kenntnissen, dass wir einander ergänzen — wenn sie, sag' ich, mir Dich in die Montur stecken — alle Teufel! gerad heraus, ich weiß Dich nicht zu ersetzen.

Nun schreibe in Gottes Namen, der bei mir das Ich der Natur ist und wo möglich Gutes und Schönes. Ich habe diesen Brief mit der Vignette meines Gainfahrner Logis geziert — ich denke, die Stunden dort waren so übel nicht — es wird uns lange nicht wieder so gut werden; gedenke mein und schreibe bald, wie es auch wieder thun will und wird Dein Ludwig Gruber,

Schauspieler zu Marburg.

* * *

Marburg, den 25. November 1863.

Bester Freund!

Ich schreibe, weil ich schreibe, weil ich eben in der Laune bin, ein Stündchen mit Dir zu plaudern und wir vernünftige Leute uns immer etwas zu sagen haben. Neues weiß ich gerade nichts — gar nichts — unser Director wird hier schauderhaft

verschimpfiert und die Gesellschaft leidet mit darunter — mein „Versuchter" liegt halter (wie die Ausländer schreiben) noch beim Forst — was mit „Vom Regen" ist, weiß ich noch nicht, sintemal ich nicht mal wußte, ob und wer's eingereicht. — Hat Dir denn Schuhmacher einen Brief mitgegeben — nein, nicht wahr — wozu also die sechs verlorenen Wochen. — „Der Versuchte" wird hier zur Einnahme meines Freundes und Collegen Klang gegeben; ich schreibe mir entweder selbst noch ein Stück zur Einnahme, betitelt „Ein Deserteur der großen Armee", Schauspiel in fünf Acten. — Der Klang gehört zu jenen, die auch überzeugt von meinem Talente sind, obwohl er mein Wesen weniger versteht, was kein Wunder ist, denn Du weißt, ich bin auf den ersten Moment gar nicht, auf den öfteren Umgang hin erst etwas leserlich. — Komm' ich jedoch nicht mit dem „Deserteur" zurecht, so hab' ich mein zweiactiges Drama „Er heilt seine Liebe". —

Doch wie sich's wendet, ich bleibe für die Welt „Ludwig Gruber", ob sich etwas an diesen Namen knüpft, möge die Zukunft entscheiden, ich wag' es nicht zu prätendieren, denn ich fühle es jetzt mehr wie eh', ich stehe jetzt an einem Wendepunkt meines Lebens, jetzt muss ich einzig und allein mich der Literatur in die Arme werfen können — und so könnte was mit mir werden — oder es zwingt mich die Brotrücksicht — ein Komödiant zu bleiben, als welcher ich im Missmuthe wohl täglich schlechter werden würde. Ich kann höchstens eine Anstellung für Episoden in Wien annehmen. — Je weiter sich mein ermöglichter Austritt aus dem Verbande der Provinztheater hinausschiebt, je düsterer wird die Zukunft und je niedergedrückter meine Stimmung und verloren geht die Zeit, die, ich kann sagen, hunderte von Plänen reifen lassen könnte, die in mir schon keimen. — Ich lechze nach Erfolg — und Du wirst sehen, es kommt keiner — ich werde im Stillen schaffen und schaffen, die lodernde Begierde, die Pläne ins kleinste zu zwängen, wird mich aufreiben — und wenn dann die Anerkennung kommt, so werde ich als der Meister von lauter Torsos die Kraft nicht mehr haben, Ganzes oder überhaupt etwas zu schaffen.

Hol's der oder jener — Rrr — ein anderes Bild. — Grüß' mir herzlich den Papa Köppl — ich bin hier Bedienter, Banquier, Negociant und wie sie heißen, diese Rollen, die das (alte Schreibart) oder der Schrecken und der (alte Schreibart) oder das Gift der Schauspieler sind, diese zweiquartlichen herausstinkerischen Partien ..... ich bin im vierten Jahre meiner schauspielerischen Laufbahn da, wo ich anfung, denn am heutigen spiele ich in der „Waise aus Lowood" den Sam, also gerade jene Rolle, welche ich vor Jahren zu Meidling gespielt habe. — Das ermuthigt und spornt an — zum Todtschießen, wenn es sich auszahlte, dieses an sich erbärmliche und erst durch seinen Gebrauch bedeutend werdende Ding, Leben genannt, selbst zu kürzen. Ich werf' das nur so hin — nicht etwa, weil mir selbstmörderisch zumuthe ist, solange mir eines bleibt, die Ehre, solang denk ich nicht daran, ich verstehe höchstens diese eine Gattung des Selbstmordes, die Verletzung des Innersten des Menschen, der Seinsbedingung bei allen edlen Naturen — der Ehre — die greift mir keiner an, noch trete ich sie selber mit Füßen — also was weiter! — Ich mag kein Gesalbader .... ich bin kein Freund nasser Augen — sind sie da, — so mögen sie sein — meine bleiben auch nicht trocken, wenn ich fremde Augenpaare nass sehe — aber ich vermeide das Traurige — Du weißt, — nicht aus Leichtsinn, ich schätze die Thränen zur rechten Zeit, aber ich mag nicht die Wasserkünste immer spielen sehen, wie in alten Heulromanen und Komödien nicht, so auch nicht im Leben. — Gott mit uns allen und wir mit ihm. Wer sich nicht ein Stück von ihm fühlt zu gewisser Zeit, der ist kein Mensch — in jener Bedeutung, als der Mensch das Höchste von dem ist, was die Erde in ihrem Ideenkasten als

producierbar dem All vorweist. — — Schreibe mir, was Du willst und denkst, bin jetzt so unschlüssig, an was ich zuerst Hand anlegen soll — ich muss an meinen „Deserteur“ gehen — aber soll ich's denn mit Novellen versuchen? — Ich bin's fast willens; die Bühne ist mir schon in mehr als einer Richtung ekel — sie heulen über wenig und schlechte Novitäten, aber neu eintretende Talente werden nicht ermuntert — ich danke für die Ehre. Ich sehe keinen Erfolg, kein Mittel, energisch auftreten zu können zum nächsten Frühjahr, und wenn es damit all ist, bin ich wieder für ein ganzes Jahr ein todter Mann. — Mir gehen jetzt Gedanken, Späße, alles unter der Hand verloren, kleinlich tritt die nächste Sorge für die Zukunft mir vor die Fernsicht derselben, ich brauche Erheiterung — schreibe viel! Deinem Freunde

Ludwig Gruber.

* * *

Marburg, 25. December 1863.

Bester Freund!

In der That bin ich mehr als jemals verlegen um einen Stoff für diesen meinen letzten Brief in diesem Jahre; seit meiner Großjährigkeit datierend von heut nicht mal fünf Wochen nimmt die Verwaltung meines nicht daseienden Vermögens, d. i. respective die nur irgend mögliche Herbeischaffung eines solchen mein ganzes Denken in Anspruch, dabei arbeite ich umsoweniger, also Du siehst, es wird sich auf die Art schon machen — die reizvolle Aussicht für diesen Sommer raubt mir die Ruhe und Überlegenheit, und komme ich mir meinem schriftstellerischen, oft schon lange festgestellten Plänen gegenüber vor, wie einer lieblichen Kokette vis-à-vis, nemlich etwas sehr verlegen, außerordentlich blöde. Der Teufel kann sich kein einzig Haar aus dem Schwanz reißen, dazu ist er zu viel Egoist, das kümmert uns zwar nichts, mich nicht und Dich nicht — aber das thut nichts. Es ist nur so nebenbei die Rede davon, und ich habe diese geistreiche Sentenz hier eingeflochten, weil ich mir wie eine Borste am After des Verdammten vorkomme und kein Engel rupft mich aus dem heillosen Sitze ab. Traurig, aber wahr. —

.... Das theatralische Gfrett ist sehr schön von der Weiten, wo man die Flinserln in der Goldstickerei nicht gewahrt, aber nah und näher wird's sehr traurig — hol's der und jener, jetzt sitz' ich drei Monate hier und was hab' ich gearbeitet, was arbeiten können. Nichts! Ein Drama, das sie mir nirgends aufführen werden: „Er heilt seine Liebe!“ den zweiten Act und den ersten Act von „Ein Deserteur der großen Armee“ (kriegt drei Acte und ist ein Drama) — jetzt frag' ich, werd' ich fett werden, nein und abermals nein. — Paar Gedichte ohne Feile und ohne Wert, das ist noch schlimmer. — Jetzt geben sie mir'n Stauffacher im „Tell“ — Aston in „Monterose“ — und ich mag nicht — gehindert an allem und jedem, hasse ich das verfluchte Hemmnis, die Komödie, und wende mich zur Dichtkunst, die wenigen freien Stunden, vergeb'ne Kraft anzuwenden — denn niemand kann zweien Herren dienen. —

Für das kommende Jahr wünsche ich Dir all und jedes Glück, wir wollen ja sehen, was seine Zeichen bringen .... Also schreibe bald Deinem seienden und verbleibenden Freunde Ludwig Gruber m. p.

NB. = heißt nota bene — m p heißt aber nicht manu propria — sondern gemopst — denn mopsen thu' ich mich hier — Servus (heißt G'schlav).

* * *

Marburg, den 4. März 1864.

Bester Freund!

Oben, unten, überall Pech — überall Pech! — Einnahme des Herrn Ludwig Gruber: „Der Versuchte“ — Resultat pecuniäres: 13 Gulden o W: o W! Resultat

der Dichtung: sehr angesprochen, wurde trotz ziemlich matter Executierung des Stückes seitens meiner Collegen am Schlusse zweimal gerufen — kurz, das Stück gefiel! — Was thu' ich dermit — Lieber Franz, ich bin schon sehr schleißig an Seel und Geist, wenn die Nichterfolge in betreffs Pecunia so fortdauern, so fühl' ich, werd' ich zuletzt noch ein ganz gewöhnlicher Possen-Fabrikant und Roman-Verdramatikaster. —

Schreibe mir nun auch noch mal, was ist's mit der dummen Stellungsgeschichte? — — . . . . . . fürn Sommer hab' ich derweilen nichts — o Jerum — dös is viechdumm! —

Der „Versuchte" hat also seine Feuerprobe überstanden — o Gott, wie ich nach Wien komme, ist 's erste, dass ich Herrn Forst aufsuche — d. h. eigentlich 's erste ist wie ewig, dass ich Dich aufsuche — ich find' Dich doch gewiss; zum Vaterlandsvertheidiger werden sie (die hohen Herren) Dich doch nicht machen! — Tod und Teufel — ich schmiere Dir da ein paar Zeilen her ohne Sinn und Verstand — hol's der und jener, ich hab' jetzt in letzterer Zeit auch sehr wenig davon in Vorrath — ich bin ein montiertes Geschütz — mi haben's stumm g'macht. — „Vom Regen in die Traufe" haben's auch z'ruckg'wiesen, die Ozen! ich schreib' nichts für'n Treumann, das steht, der Esel soll froh sein, wenn er überhaupt was bringt, er könnt's brauchen, denn er hat ja nichts, wie sein . . . Repertoir beweist — auch gut — ich bin fuchsteufelswild — der Treumann ist so der dritte, der am Karl-Theater Concurs macht — O someriano Gfretto grande, nix pecunia und nix haberliani de Brodo aveco quargelinski su Krügelio de Wazsafti (muss 's just Gersten sein?!)

Geh', schreib mir bald, hol' mich dieser und der — gelt, sie haben Dich nicht erkrabbelt? — Wie ist's weiter mit Dir? — Schreib' — und dann auf Wiederseh'n! Au revoir — à Mars — à Vienne — Behüt' Dich Gott und schreibe bald Deinem Freunde L. Gruber,

derzeit Geistesgestörter.

* * *

(ohne Datum) Poststempel: Sauerbrunn 25. Juli.

Theurer Freund!

. . . . . . — ich höre noch nichts von Rettung oder sonstigem — ich bin ver- aber nicht getröstet, und doch muss ich jetzt bald etwas hören, denn sonst komme ich viel zu spät für ein anständiges Engagement nach Wien, ein unanständiges habe ich ohnedies. —

Ob oder ob nicht, ich bin in verfluchter Lage, — nach Wien kommen ist recht lieb, doch lebe Du in Wien! — gehorsamer Diener, ich hab's schon genossen — hätte ich Blech, ja, doch so unbeschlagen, wie ich bin — nein — wenn ich Aussicht hätte auf dies oder das, wäre ich auch dabei — aber so — hol' mich der Teufel — hier ist eine Gegend, paradiesisch, und doch kein Baum des Lebens darin — alles todt in solchen Verhältnissen — die ganze Gesellschaft hat sich nicht hingesehnt und wünscht sich daher jetzt auch weg — kein Geld, von Vergnügen nichts, erbärmliche Bretterbaracke, in die die Curgäste schwerlich hineingehen werden — miserable Direction — ergo: verstimmte Gemüther. — Es ist Zeit, dass ich loskomme — die Devise fängt an: „Jetzt oder nie!" zu lauten — schreib geduldig Deinem ungeduldigen Freunde

Ludwig, Adresse an Ludwig Gruber,
Schauspieler, wohnhaft in Stoinscheggs
Gasthaus Nr. 37 zu Sauerbrunn in Untersteiermark.

* * *

Sauerbrunn, den 29. Juli 1864.

Lieber Freund!

Du wirst vielleicht ein Schreiben mittlerweile erhalten haben, das nach Vöslau mit einem durchgebrannten Collegen gieng und von dort nach Wien — der Teufel hol's — les es und beachte es nicht — es wird höchstens eins davon wahrgemacht werden müssen, die Finanzoperation mit Gritsch. — Genug ....

Die Darstellungsgabe ist, wie A. W. Schlegel schon bemerkt, die verbreitetste unter allen — um so seltener ist die außerordentliche Begabung — und so denn offen heraus — diese außerordentliche Begabung fehlt mir — die Vernunft, der Verstand ersetzt in dieser Branche nie das Genie — und was wir Talent heißen, ist gewöhnlich nichts als Routine, verbunden mit einem anständigen gesuchten, daher überraschenden Manderlmachen — ich hasse die Bühne nicht als Institut, ich widerrathe sie aber jedem jungen Manne aus zwei Gründen, die in der Sache selbst liegen.

Es gibt zwei Charaktere, leichte und ernste. Die ersteren haben das Leben zum Zweck — die letzteren müssen einen Zweck zum Leben haben — die Bühne, wie sie einst war, war ein Märtyrerstand, verlieh somit dem Vagabunden eine Art Glorienschein, die Spannkraft des Elends schraubte seine Talente bis zur Höhe von Kunstleistungen empor — die Dichterperiode, die nach Menschenlos und Leid sang, täuschte auch die ernsten Charaktere, und selbe brachten das Gesungene — gewichtig wie Apostel — wie Sendboten der Dichtkunst — des Menschengeistes vor das Licht der Lampen — diese Zeiten sind vorbei. —

Derjenige, der den Genuss beim Theater sucht, der findet ihn, aber nicht den reinen — er findet die aufreibendsten Orgien und geht gewöhnlich in Liebe und Wein physisch und moralisch unter — der Ernstere wirbt eine Weile mit Ernst und sucht ein vorgespiegeltes Ideal und plötzlich tritt die ganze Nichtigkeit und Schale seines Treibens ihm erschreckend vors Auge. Darum ein Leben gelebt, um das Publicum für ein Leggeld zum Lachen, zum Weinen gebracht zu haben — damit ein Director reich, ein Publicum unterhalten werde!! — Du wirst die Frage aufwerfen, hat ein Diurnist so einen hohen Lebenszweck — nein — aber er kann sich einen unterlegen — er kann frei sein, wie der Schauspieler es ist oder zu sein glaubt — die Feder in seiner Hand ist nicht ans Rechenbuch geschmiedet. Und er hat ein ruhiges Einkommen, eine ruhige Laufbahn — während das Ringen auf der Bahn des Komödianten demselben die unschuldigste Lebensfreude vergiftet — das ist's — der ruhige Genuss des Lebens macht so viele Naturen, die von Haus aus zu den unausgesprochenen gehören, human und gut — das wilde hastende Treiben der Bühne verdirbt sie, macht sie, wenn gar nichts anderes, unwahr —! — Willst Du Mensch bleiben, so entsage der Komödie — es heißt wohl, keine Regel ohne Ausnahme — aber es heißt Gott versuchen, die Ausnahme an sich selbst verbürgen zu wollen — und wenn die Ausnahme da ist, so ist sie von der Regel eingekeilt, wird ihrer Einzelstellung bewusst — das ist's, was den Schmerz hervorbringt — das Unzufriedensein — die Klippe!! ... —

Ich correspondiere mit Dir. Bertalan, der Bruck, Pettau und Leoben hat und am 3. September anfängt — daher möchte ich so gerne den Empfehlungsbrief an Dir. Röhring bald haben, dass ich nicht etwa nach den Saunestern abschließe, wenn ich nach Pest kommen kann. Also ich bitte baldigst um einen Empfehlungsbrief. —

Was weiter?! — Weiß ich's! — Ich bin in solcher Stimmung, dass ich jede angefangene Arbeit liegen lasse — dass ich in den Tag hinein gehe wie der selige Raimund in höchster Hypochondrie — ich sehe die Leute nicht an, sie sind mir zuwider — die paradiesische Gegend ist mir ekel, denn der kleinste Genuss ist verbotene Frucht. —

Schreibe so bald als möglich, was es mit Pest ist — und was es mit meinem Stück ist — an welchem Tage Dir's Forst zurückgibt — (dem annehmen, das gibt's nicht) — thu' mir kund und zu wissen balde, was mir kund und zu wissen nöthig — wann wir uns wiedersehen, theurer Franz, das wissen die dort oben — die Götter — indessen in der Ferne verbleibe ich wie bisher in nächster Nähe Dein Freund Ludwig Gruber.

* * *

Sauerbrunn, den 2. August 1864.

Lieber Freund!

Soeben unterschreibe ich den Contract des Herrn Dir. Bertalan für Bruck a. M., Leoben und Pettau — als erster und zweiter Vater und Episode (d. h. alles) mit dreißig Gulden Gage, eine viertel Einnahme in Leoben, eine halbe Einnahme in Pettau — der Contract geht von 1. September an — also erspare ich das Privatisieren, eine weitere Reise — das Bittere ist, dass ich mein geliebtes Wien und Dich, bester Freund, also schwerlich auch dieses Jahr wiedersehe — Tröste Dich, wie ich's muss, und verbleibe mit mir in fortwährender Correspondenz. — Ich habe dies Engagement so schnell angenommen, weil ich mir von den Gängen meines alten Freundes Schumacher wenig verspreche — hilf Dir selbst, wenn Du Gottes Sohn bist, heißt's.

Komme es, wie's komme — ich habe Engagement und bin beruhigt — Du siehst, Schauspieler, die fünf Jahre in der Welt herumziehen und verwendbar und brav sind — Köppl kennt mich und nennt mich so, und ich bin seither um ein Gewaltiges besser geworden — (grüß' mir den Papa Köppl von mir recht herzlich, wenn Du ihn siehst) also, dass ich sage, Schauspieler meiner Qualität haben auch nur dreißig Gulden — aber ich lasse Dich nicht allein in Wien — die Sonne muss einmal scheinen, und ich werde dann nach Wien kommen — mit frischer Kraft und alter Freundschaft und verbleiben, was ich war und bin und sein werde Dein treuer Freund Ludwig.

P. S. Am 16. reise ich von hier, denn ich habe meinem Director aufgesagt und gekündigt — der Esel hat gestaunt — ich habe das vormittags in meiner Wuth gethan — das Vieh hat mich reduciert — das hab' ich Dir geschrieben — hat aber in Sauerbrunn den ersten Tag gesagt, ich habe meine vierundzwanzig Gulden wieder — da hat's ihm leid gethan und er hat mir nur die reducierte Gage ausbezahlt — da sagte ich, ich kann nicht leben — da sagte er, es geht ihn das nichts an, ich kann gehen, denn er nimmt's nicht ein, die Gage — also sagte ich, dass mich das nichts angienge und dass ich gehe, und hab's ihm schriftlich gegeben — und siehe da, kaum hab' ich das gethan, so erhalte ich den Engagementsbrief — also unterzeichne ich und bin den Schliffel los.

Der Obige —
Schauspieler (aber nicht for ever).

* * *

Sauerbrunn, den 25. August 1864.

Theurer Freund!

. . . . Wir sehen uns nun schon einen Herbst, einen Sommer und jetzt wieder einen Herbst nicht durch das gottverfl . . . . . Herumzigeunern — gesetzt nun, es gelänge mir nach Wien zu kommen . . . . . Höll' (2 l macht nix, wird scharf mit Fluchconsonanten gesprochen) Alles der Teufel! — ich brauche alles, Schminke, Tod und Teufel, Theaterwäsche, Höll' und Himmel und Perücken, Katz und Ratz — woher??? — Diese Directoren

haben geradezu **nichts**, verlangen daher im umgekehrten Verhältnis von ihren G'schlaven **alles**!

Wenn ich nur schon los wäre! — Wie **Forst** ein Stück von mir aufführt, so schreibe ich momentan ein zweites — hol' mich der Henker — ich bin hier so faul, dass einige Gedichte — ein paar Notizen alles sind, was in Sauerbrunn gediehen ist. —

Von meinen großen Entwürfen und Plänen nicht zu reden — niederträchtig — das ist alles entworfen, aber weiter nichts. —

Ich bin harb — sehr harb — mir sagt meine Lage ganz und gar nicht zu — ich hasse diese Bretter, diese Lampen — und diese Lumpen vor den Lampen und auf den Brettern.

Erfreue mich durch ein paar Zeilen und sei versichert, dass Du mit jeder Zeile verbindest Deinen getreuen Freund **Ludwig**.

* * *

Bruck a. Mur, 2. September 1864.

Bester Freund!

Gedrängt von meinem Herzen schreibe ich, weil vielleicht dieses gerade sehr voll ist, Dir einen sehr leeren Brief, da Du aber gewöhnlich über meine Briefe erfreut scheinst, so sei es, ich schreibe aus Freundschaft, Du nimmst ihn aus Freundschaft, den Brief, und so gleicht sich's aus; ich danke Dir vielmal für Deine pünktliche Besorgung des letzten Geldbriefes — wir sind tags darauf um zwei Uhr nachts abgefahren nach einem gemüthlichen Abschiedsabend — um fünf Uhr waren wir in der Eisenbahnstation Pöltschach und entfuhren und glaubten, um zehn Uhr doch wohl in Bruck zu sein — o nein — ein Train, uns entgegenkommend, brach die Haxe — nein Axe — und wir mussten drei Stunden auf der Straße uns in Pekau die schöne Gegend betrachten — o weh — und kamen um ein Uhr erst nach Bruck, weh uns, — nun bin ich hier — für mich hat's bereits kein Interesse mehr, ob ich das oder das spiele — ich spiele bereits nach Rollen, die ich im Hause habe, **Wurm** in „Kabale und Liebe" — **Kaunitz** in „Wort an den Minister" und mehrere mehr nützliche als angenehme Rollen — C'est tout égal! — des is mich allens eens, würde Papa Wrangel sagen — ich bereite ein neues Volksstück vor, „**Das vierte Gebot**" — soll hübsch werden, so mein Genius und der Herr Gott will.

. . . . ich sag' Dir, mit der Komödie will's nichts heißen — die besten Talente stehen auf halbem Wege um — und vor solchen . . . ., wie die Brucker, — Gott verzeih' mir's, zu scheinen sein thun, zu spielen ist mehr Ekel als Vergnügen!

Wenn ich in Wien nur einmal zwei Fuß breit habe, um nicht ganz „Pecuniam nixis" dazustehen, so dampfe ich dahin — es scheint mir der Weg dahin noch sehr weit — denn bis sie, wenn sie ja mein Stück aufführen, damit fertig werden, es auf die Bretter zu bringen, das dauert wohl noch — zwei Jahre! —

Ich bin selbst jetzt schon neugierig — sehr neugierig — doch lassen wir's dahingehen — sprechen wir nichts — schreiben wir nichts — ich bin dessen müde — und wünschte es so wohl zu haben, wie der Kummerer Jani und der arme dumme Nahler — ceciderunt in profundum. —

Fad' ist **das** Leben, das ich führe — ihm fehlt der Stachel und der Schwung und was am ungeübten Schauspieler und Schriftsteller — die Freude der Arbeit, das macht am geübteren nur der Erfolg und die Aussicht auf die geöffnete Wettrennbahn — nun der Schauspieler mag im Hintergrunde bleiben, wenn er will — bei mir nämlich. —

Herr Gott, wenn ich nur endlich mein Stück im „Fremdenblatt“ oder sonst wo lesen würde definitiv angekündigt — dann den Zettel selbst — aber so, — mir kann doch niemand zum Vorwurf machen, dass ich es nicht erwarte! —

Wie geht's Dir und den Deinen, Du kannst es nicht ermessen, wie ich mich sehne nach Dir, Du bist mein Freund, mit dem ich die innersten Gedanken austausche — aber fasst sie ein Briefbogen — Du bist mein derzeitiges Publicum — denn Fremden dränge ich mich nicht auf — ich würde Dir jetzt Sachen vorlegen können, Pläne besprechen — aber geht das schriftlich? — nein — meine Pläne scheinen hölzern in der Notizheft-Ausarbeitung, in der ich sie Dir mittheilen könnte, ohne den Lichtstreif des Gemeinten schnell im Gespräche hineinwerfen zu dürfen. — Kurz, ich bin höchst unzufrieden — ich sehne mich ferner nach Wien — mein Belvedere, meine Laaerwald-Promenade, unsere Abendgänge durch die Stadt, die Schmauswaberl, unsere Gallerie im Belvedere, das Bummeln am Graben und Kohlmarkt bei Licht, jedoch nicht bei Nacht, dass Du nicht auf schwarze Gedanken kommst und meinst, ich habe es auf eine Hochzeit bei Laternenschein, auf eine Brautnacht in fünf Minuten abgesehen.

Wenn Du auch in Staatsdiensten, wir würden den Nachmittag für uns haben — was mehr! — wir wollen sehen, was für eine Fratze uns die nächste Zukunft schneidet, wenn wir ihr den Schleier vom Gesicht nehmen.

Schreibe mir noch, bevor ich Bruck verlasse, wir geben nur zehn Vorstellungen hier — schreib' Dir nur die zehn Kreuzer gut, es ist ein Geschäftsbrief, ich bin Dein Client, Du mein Advocat — wenn uns der Process gelingt, fünf Maß Märzen nächstes Frühjahr auf diversen Spaziergängen zu verschlucken mit Deinem getreuen

Ludwig.

Gestern erste Vorstellung: „Wie man Häuser baut“ — Birchpfeiffer'sche Mache — spielte den Freiherrn Vernezobre (wurde gerufen nach dem effectvollen Actschluss) Gesellschaft nicht schlecht.

* * *

Leoben, den 12. November 1864.

Theuerster Freund!

. . . . wenn mir etwas versprochen ist, so bin ich ganz Tyrann; . . . . . Freund, schreibe mir den nächsten Brief unfrankiert — hörst Du: unfrankiert, aber schreibe **bald** — schreibe mir wieder einmal vernünftig als mein Freund — ein bisschen Spaziergang auf Schreibpapier. — Siehe, von Dir erbitte ich mir die Briefe unfrankiert, von anderen verbitte ich sie mir — höre, ich habe ein eigenthümliches Malheur, ich gefalle den Localsängerinnen — die hiesige, ein sehr hübsches Mädel, quält mich um Gedichte — aber sie honoriert sie doch mit Küssen, die nicht ohne sind — aber die andere Sauerbrunner-Collegin plagt mich alle armlang um Briefe, und das durch unfrankierte Wische — ich darf immer wieder fünfzehn Kreuzer auslegen um Avancen, die man mir macht, an denen mir aber nichts gelegen — das macht mich verdrießlich — ich habe ihr einen wohl freundlichen, aber kalten Brief geschrieben, hilft das nicht, dann sibirische Kälte — Du weißt, ich kann das.

Weißt Du, für was ich mich mehr und mehr qualificiere? für Intriguants — mein Leonhard in „Maria Magdalena“ von Hebbel gefiel sehr — und dergleichen Rollen, Charakterrollen, jugendliche — 2c. —

Mit Gedichten kann ich Dich füttern, wenn ich nach Wien komme — mit Theaterstücken, das weiß ich noch nicht, — jedenfalls nicht füttern — denn ich schreibe vielleicht Eins — ich sage Dir, noch nie hat mich ein Nichterfolg so niedergedrückt, wie der letzte, wo ein Forst mir schöne Worte sagen läßt und sich wohl

nicht nach seiner Überzeugung zu thun getraut — noch solch ein Sieg, und ich bin verloren! für die deutsche Bühne —! Es ist ein gährendes drängendes Treiben in mir, nach dem historischen Schauspiele spannen sich alle meine Fibern und Kräfte, leuchtend steigen gewaltige Gedanken herauf, und ich habe nicht das nöthige Material, sie zu gestalten, zu verkörpern — Novellen, Romane liegen mir im Kopfe — stil- und inhaltgewaltig — die Feder entsinkt der muthlosen Hand, ich zweifle an meiner Zukunft — jenes alte Object, das all meinen satirischen Geist verkörpern soll, jenes Jahrbuch, jene Kalender, der „Wandelbare“ — es liegt in formlosen Entwürfen vor mir — meine Lustspielstoffe lachen mich an — ich verstehe ihr Lächeln nicht mehr — ich bin so elend, nicht das sein zu können, was ich sein könnte — wenn je einer so geknebelt, angebunden war, so bin ich's — geknebelt von einer Kunst, die nicht einmal ein feiles Brot ist — die kein Brot ist — ich bin tagelang in einer Stimmung, die mich wünschen läßt, ich wäre nicht — oder ich wäre nichts — als das halbe Etwas! —

Ich habe auf den glühendsten Traum meiner Jugend, auf Ruhm und Nachruhm verzichtet und wollte nichts, als still bescheiden schaffen, unbekümmert um die Anerkennung der Welt — den Gebilden meines Herzens und Busens leben — und siehe, just auf dem Punkte der größten Entsagung, fordert das Elend von mir die größte, es verlangt, daſs alle Pläne liegen todt und starr ohne Auferstehung — es entzieht mir alle Mittel, mich hineinzudrängen in die Vergangenheit, um in gewaltigen Worten die Zukunft zu predigen, die ich ahne —! es läßt mich darben — verderben — und wo ich schon heruntersteige zum Volke und ihm die Hand reiche, wie in meinen Volksstücken — da läßt man mich nicht dazu, meinen Ruf an selbes gelangen zu lassen. Sage mir, was bleibt dem vielnamigen Lanz, Gruber, Anzengruber —? — nichts — Meine Zukunft: das Zigeunerleben eines Provinzschauspielers — mein Dichten — hier und dort zur Einnahme ein selbstverfaßtes Stück — ich habe keinen Kampf, als den mit mir — und darum keine Berühmtheit — zum Kampfe mit der Zeit fehlen mir die Waffen. —

Grüße mir Deine Leute und schreibe bald — ich bitte Dich, unfrankiert, aus vollem Herzen, was Du willst, Deinem Freunde, dem armen

Ludwig Gruber.

* * *

Pettau, den 25. December 1864.

Lieber Franzl!

Ich grüße Dich mit Herz und Sinn, wenn auch aus weiter Ferne, das Jahr 1865 naht — etsch! ich komme Dir mit der Gratulation voraus! — und ich wünsche Dir herzlich alles Glück, was uns werden kann — Dir und den Deinen, auf dieser Erde wird immer eins durchs andere betroffen. Was mich betrifft, so wittere ich's fast, das Jahr 1865 wird ein Etwas bringen, das meine dunkle Zukunft lichtet und, bei Gott, ich bin jetzt so selbstbewuſst genug geworden, die Erfüllung solcher Prophezeiung zu erzwingen.

Halt' aus, Freund, sei klug und stark und harre Deines Freundes, den Dir die Ostern bringen werden, der munter mit frohem Sinne Dir die frühzeitigen Falten von der Stirne lachen wird. Laſs' uns zusammen sein und sehen, ob uns die Welt ein Korn in unsern Garten säen kann, wenn wir's nicht dulden wollen. Ich hab' Dir viel zu erzählen, kann Dich viel lesen lassen. — Unter uns, ich bin verliebt gewesen, das erstemal in meinem Leben mit starkem Ansatz; Dank meinem Genius, der's nie zum Überschnappen kommen läßt — bin ich geheilt — daher die überwiegende Production lyrischer Gedichte — es sind welche darunter — na, still vom

Eigenlob — aber Mit- und Nachwelt wird vielleicht sagen, ich bin ein Heine-Copist, ich lass' ihr die Freude, warum sollen zwei Köpfe, besonders in gleichen Punkten, nicht auch gleich und doch originell denken und fühlen! —

Es grüßt Dich mein Genius, der im Staubgewande Ludwig Anzengruber heißt, sich Gruber schreibt und sich zeichnet als Dein Freund Ludwig.

* * *

Pettavium, den 29. December 1864.

Lieber Freund!

Gleich nach Empfang Deines freundlichen vom 28. setze ich mich hin und schreibe . . . .

Nun bitte ich Dich, lieber Freund, um Folgendes: schreibe mir ja gleich nach Empfang meines Schreibens, ich vergaß Dich zu bitten letzthin, thue es daher jetzt: schließe in Dein Schreiben ein das Blatt vom Correspondenten mit der Recension des „Versuchten“ und den Zettel — das Stück geht mit einem anderen nach Graz — ein College namens Rennert, Freund von mir und Vertrauter meiner Muse, fährt am 3. Jänner 1865 nach Graz, seiner Vaterstadt, und wir wollen's dort einreichen. Da bis dahin ein langweiliger Herr Forst die Stücke nicht einmal heraussuchen wird, so wäre es unnütz, zu warten; wenn daher Herr Forst seine Meinung ausspricht und die Stücke Dir einhändigt, so behalte sie in Gottesnamen bei Dir — aber wie gesagt, Recension und Zettel sende gleich in ein Schreiben eingeschlossen — dies meine Bitte.

Mit der Bühne, wenn von Graz kein Erfolg kommt, dürfte ich als Schriftsteller wieder auf einige Zeit abgeschlossen haben — was sonst wird, wissen die Götter! — Zu Ostern hoffe ich Dich bestimmt wieder zu sehen, wenn es nur nicht unter peinlichen Verhältnissen geschieht — wie dem sei — gusseisen ist mein Humor und wir werden sein, wie wir waren; es kommt die Zeit, wo ich's der Welt zeige, dass ohne Protection ein Talent aufkommt — ich will mich protegieren — selbst —

Jetzt zu Dir — schreibe! — mehr kann ich Dir nicht sagen — wir sind leider Gottes jetzt schon so lange getrennt, dass wir unseres näheren Umganges, Aug' in Aug', Wort um Wort, des fruchtbarsten Umganges — Geistesblitz um Geistesblitz — sozusagen entwöhnt sind — ich weiß wohl, dass wir die Alten sind und sein werden, was unser Fühlen und Denken im allgemeinen betrifft — aber das Besondere, wie weit Du vorgerückt bist in gesunder Weltanschauung, das kann ich nicht beurtheilen — ich hoffe das Beste von Deinen Talenten — und darum kann ich mich nicht überheben, ein Ja oder Nein entschieden auszusprechen — ich spreche das, was die Muse zu Dir spricht — Schreibe! — Du würdest es auch ohne mein Ja doch thun und auch mit meinem Nein durchsetzen — oder Du müsstest keinen Funken dichterisches Feuer in Deinen Adern haben.

Ich sage Dir, schreibe, aus Dir heraus, wie Du glaubst, fühlst, denkst, was kann im schlimmsten Falle daraus werden: eine exentrische Jugendmache! Nun gut — exentrische Jugendmachen waren „Die Räuber“ — „Götz“ — 2c. 2c. — ohne Anfang kein Werden! Eines haben diese Kinder frühreifer Erzeuger, dass sie das Eigenste der Väter an den Tag legen, und dass man erst dann, nachdem man diese ersten Sprösslinge gesehen hat, sagen kann, ob der Vater etwas verspricht, selbst wenn die Kinder etwas verschroben aussehen. Darum folge Deinem Drange — heraus ans Licht mit den Ideen, die Dich bewegen, gewöhnlich wird etwas Gutes aus derlei. Studiere die Zeit, die Du schildern willst — die Personen genau, und sollten sie drei Worte nur bei Dir sprechen, so seien sie so gesprochen, dass man nicht erst auf das Personale des Stückes zu sehen braucht, um zu wissen, wer sie

gesprochen — das ist's, was ich Dir zu sagen habe, dass die Verhältnisse von dazumal noch in unsere Zeit hereinklingen, noch lange nicht ruhen, sondern fortspielen und greifen in unsere Tage, ist gewiss, dass derlei Stoffe daher packen, keine Frage — beginne getrost mit Muth und Hoffnung — vollende und winke Dir ein besserer Erfolg, als bisher mir von eklen Verhältnissen dreimal gebundenen, noch lange nicht erstorbenen hoffenden Dichter — schreibe — es werden unsere Tage früher kommen vielleicht, als wir's glauben — die Alten gehen zu Grabe, und die Neuen sollen die Kräfte mit uns messen auf gleichem Boden — wir wollen sehen — tritt in die Arena ein — hinter uns schließen sich die Schranken, und todt — oder siegend müssen wir heraustreten — ich glaube an den Sieg — bei mir und Dir — Amen! —

Weiters habe ich für heute nichts auf dem Herzen — für Deine Mittheilung aus der „Freien Presse“ danke ich Dir, sie hat mich sehr interessiert — schreibe bald, wie ich Dich gebeten — am 1. oder 2. Jänner muss ich Deinen Brief haben, sonst nützt mir's nichts! —

Den Silvesterabend werde ich dem alten Jahre ein Pereat bringen mit allem, was uns darin gequält und werde 1865 leben lassen — kein Hoffen mehr, kein leeres — Streben — Ringen!! — und ich werde Dich leben lassen und grüßen im Geiste — als Waffengenossen, mit dem ich Rücken an Rücken alle von mir halten will, die gegen uns sind und die neue Ära, die herüberwinkt aus weiter Ferne, meinem Aug' entdeckbar — die Zeit der Vernunft — lass' desgleichen auch Du sie leben und in stiller Nacht des Silvester lasse in uns aufgehen den Keim, der dem Schoße der Natur, unseres durchlebten Gottes, zum Reifen anvertraut sei — und reifen wird — und lasse leben, leise wie ich — aber es soll in späteren Zeiten hallen — Deinen Freund Ludwig

(wie er sich sonst nenne — der Gleiche! —)

* * *

Pettau, den 25. Jänner 1865.

Lieber Freund!

Der Pester Brief ist benützt — aber noch keine Antwort erhalten — hol's der Satan — jetzt versuch' ich's mal mit Graz — und dann werde ich ja sehen —

Sei nicht böse, wenn ich Dir so rein gar nichts schreibe, aber ich habe vollauf zu thun, weiß nichts und bin voll Unruhe.

Wenn aber was ist, so hörst Du's gleich — schreib' Du mir hübsch, dafür sollst Du mich zu Ostern sehen.

Nochmals entschuldige Deinen schreibenachlässigen aber getreuen

Ludwig Gr.

* * *

Pettau, den 25. Februar 1865.

Lieber Freund!

Gott zum Gruß und die Quittung zum Troste! — der Teufel hole alle Directionen — ich habe von Pest und Graz noch keine Antwort — was ist's mit Wien — warst Du mal wieder zur Abwechslung bei Forst?! —

's ist alles eins — Ostern rückt herein ins Land und die Stunde des Wiedersehens wird schlagen, ehe wir's erwarten — ich meinestheils freue mich herzlich darauf — ich bin, was meine Ansichten vom Leben und von meinen Mitgeschöpfen betrifft, sehr schwarzgällig geworden, ... nicht zu edel — ist mein Wahl-

spruch geworden, lasse ihn auch den Deinen sein — nur wir zwei wollen wahr sein gegen einander, wenn sich alle Welt belügt und wir sie — Gott — unser Gott mit Dir! Dein Freund Ludwig.

* * *

Radkersburg, den 25. März 1865.

Lieber Freund!

Die letzte Quittung vor meiner Ankunft, — es gibt ein Wiedersehen — wenn Ihr Kinderchens ein billig Quartier irgend in Eurer Nähe wißt — reservez moi — am Juni wär' wieder mein Engagement bei Radler in Vöslau angängig, bis dahin weiß ich noch nicht, was ich thue — aber vielleicht kommt's von selbst in Wien. —

Lieber Freund, ich bringe auch meine Mama in traurigem Zustande nach Wien, sie ist in dem Hundenest, in Pettau auf dem dortigen unbestreuten Glatteise gefallen und hat den rechten Arm gebrochen — derselbe ist nun unter Bandage.

Wie ist's mit Dir, schreib' — lass' mich's wissen, was Du weißt — ich freue mich herzlich auf das Wiedersehen mit Dir, denn ich bin ausgehungert nach Menschen — so traurig, als auch die Verhältnisse sind, eins tröstet mich — wenn ich nur mit heiler Haut über die schauderösen zwei Monate April und Mai hinauskomme — mein Schauspielertalent entfaltet sich letzter Zeit überraschend — hier in Radkersburg bin ich sehr beliebt.

Schreib' mir noch einmal — dann das Weitere mit Mund und Herz von Deinem getreuen Freund Ludwig.

Der Herr von Tschipp und sein Kutscher.

„Schneller, Franz, schneller! Wir kommen zu spät!"

So drängte der Herr im Jagdwagen, der, von zwei feurigen Rössern gezogen, doch so rasch und leicht die Straße dahinglitt.

„Wann geht der Zug, Franz?"

„Um zehn Uhr fünfzehn, Euer Gnaden", berichtete der livrierte Kutscher auf dem Bock.

„Genau?"

„Genau, Euer Gnaden."

Der Herr warf einen Blick auf seine goldene Uhr. „Sapperment, es ist zehn Uhr!"

„Es geht noch, Euer Gnaden."

„Sind die Pferde einwaggoniert?"

„Zu Befehl, Euer Gnaden. Es ist alles in Ordnung."

„Gut. Avanti, avanti!"

Der Franz lüftete die Ziegel, und in flottem Trab gieng's wegshin.

Die Sache war sehr wichtig. Denn der Herr von Tschipp war einer von denjenigen, welche —. Er wollte mit dem Courierzug in die Stadt

fahren zum Wettrennen. Wenn er zu spät käme! Er vermochte das Unglück nicht auszudenken. In allen Gliedern zuckte es ihm. Wenn er sich besser auf die Bestien verstünde, die erst seit wenigen Tagen in seinem Besitz waren, er würde dem dummen Burschen den Riemen aus der Hand reißen und es höchsteigenhändig vorwärts gehen lassen. Es schwindelt ihm, er sah nur den weiten Rennplatz und die schnaubenden Pferdlein und die listigen Renner, die heute gedemüthigt werden mussten. Heissa, Trab, Galopp, Carriere! Hurrah! —

Sie kamen an die Brücke, die über den Fluss führte. Das Wasser floss trübe und träge dahin in den schweren Wogen des Regens, der nachts vorher im Gebirge niedergegangen war. Etliche Krähen kreuzten darüber hin und her und tauchten manchmal nieder, wohl nach einem schwimmenden Wurm. Am steilen lehmigen Ufer spielten mehrere Kinder, mit hochaufgeschürzten Kleidchen die Steige versuchend, auf denen sie sonst trockenen Fußes wandeln konnten. Als der Wagen über die Brücke rollte, riss der Kutscher plötzlich die Pferde zurück.

„Was ist's?“ rief der Herr von Tschipp.

„Jesus Maria!“ sagte der Kutscher, „ich glaube, es ist eins ins Wasser gefallen.“

„Ei wo! Wer wird denn gefallen sein. Vorwärts! — Trab, Galopp, Carriere.“

„Euer Gnaden, da muss ich wohl hinab“, sagte der Kutscher und sprang vom Bock.

„Was? Schlingel, verdammter! Vorwärts! Augenblicklich hinauf! Na, wird's?“

Es ward nicht. Denn der Franz war bereits davon, war hinabgeeilt ans Ufer, wo einige Kinder ein erbärmliches Geschrei ausstießen und nach einem Blondköpflein deuteten, das mitten in den Wogen dahinglitt. Jetzt verschwand es, jetzt tauchte es wieder auf, jetzt wurde ein Arm sichtbar, der sich zuckend in die Lüfte hob. Der Franz hatte seinen Rock weggeworfen und sich in den Fluss gestürzt.

Der Herr von Tschipp hatte alles das nicht gesehen. Trab, Galopp, Carriere! — Die Wagenpferde, diese unsteten Bestien! sie gaben ihm zu schaffen, alle Geistesgegenwart, alle Kraft musste er aufbieten, um sie zu zähmen. Dann gieng es rasend dahin, aber als das Gefährte in den Ort kam, um die Kirchenecke bog, dem Bahnhofe zu, dampfte der Courierzug eben davon.

Der Herr von Tschipp war wüthend, und natürlich mit Recht. Wäre diese Canaille nicht davongelaufen, so hätte man den Zug erreicht. Nun stand er da, und die Rennpferde waren mit dem Zuge davon, und der abscheuliche Baron Rothenblum gewinnt den Preis, und das Malheur ist grenzenlos. Die Wagenpferde übergab er dem Bahnhofportier, dann

verhandelte er mit dem Beamten wegen eines Extrazuges. Der konnte nicht beigestellt werden. Herr von Tschipp strampfte mit dem Stiefel aufs Pflaster, der Zug konnte aber trotzdem nicht beigestellt werden. Am liebsten hätte er mit der Reitpeitsche dreingeschlagen, wenn eine zur Hand gewesen wäre. In diesem Augenblick kam der Franz freilich zu unrechter Zeit. Sein graues Gewand war ganz schwarz vor Nässe, die Beinkleider troffen. Mit froher Miene trat er vor seinen Herrn: „Euer Gnaden, es ist geglückt! Gottlob, gottlob!"

„Der Teufel hole dich!"

„Unterwegs im Laufen", fuhr der Bursche in seiner Hochstimmung fort, „hab' ich noch ein Vaterunser gebetet für meinen Vater, dass er mir das Schwimmen hat lernen lassen. Aber nur noch ein kleines Randel, so wär's zu spät gewesen. Den Wegmacherleuten gehört das Kind."

Der Herr von Tschipp ließ ihn nicht ausreden, schnob vor Wuth, dann ward er starr vor Empörung und so stand er vor dem Burschen: „Ist das Luder so boshaft oder so dumm!" Und nun begann's. „Der Zug davon! hörst du's! Der Zug ab! hörst du's, Galgenstrick! — Und kein Wort der Entschuldigung? Ist mir so ein Gelichter schon vorgekommen? Soll ich den Lumpen züchtigen? Wie? Wie?" — Nein, erlasset mir's, das grause Gewitter zu schildern, das jetzt über den armen Franz niedergieng. Hätte der Rasende die Reitpeitsche zur Hand gehabt, fast wäre es glimpflicher abgegangen, die Streiche hätten kaum so roh sein können, als die wahnwitzigen Beschimpfungen, die in dergleichen lümmelhafter Vollendung nur ein Kraftgenie zu leisten imstande ist. Der Schluss war die Entlassung. „Bei meiner Ehre, ich verjage dich auf der Stelle, und zwar mit Verweigerung jeden Dienstzeugnisses, pflichtvergessener Lump!"

Der Bursche hatte ihm ziemlich gelassen zugehört. Seine Gnaden ist verdammt zornig! dachte er und gieng dann sachte davon. Gieng hinaus zum Wegmacherhause, zu sehen, wie es dem geretteten Kinde gehe. Das lag auf einem rothgestreiften Kissen und schlummerte. Der Arzt saß daneben und beruhigte die Mutter. „In paar Tagen springt die Kleine wieder auf der Wiese um", sagte er, „aber hier, deinem Kindsvater könntest du just ein trockenes Gewand leihen, er schweppert ja."

Freilich „schwepperte" er, der Bursche, weil ihn fröstelte und weil er aufgeregt war. So brachte das Wegmacherweib dem Retter des Kindes einige Kleider ihres kürzlich verstorbenen Mannes.

„Du könntest mich gleich dabehalten", sagte der Franz gemüthlich zum Weibe, „ich bin jetzt Freiherr."

„Wieso, Franzel?" fragte sie.

„Na, halt so, weil's mih freut, einmal Freiherr zu sein. Aber hörst, Agatha, wenn wir uns auch schon von klein auf kennen und wenn ich

auch ein sehr schöner Freiherr bin, dableiben will ich doch lieber nicht. Du könntest sonst glauben, für die Kleine, die ich dir gebracht hab', wollt' ich die Große haben."

„Und wär' denn das ein Unglück?" fragte sie schelmisch.

„Ah das nicht", meinte er. „Aber meinen Herrn will ich erst früher gut machen, bevor ich was anderes unternehm'. Ich mag's nicht, so im Verdruss auseinandergehen."

„Hat's halt 'leicht einen Verdruss gegeben!" lenkte die Neugierige ein.

„Na freilich."

„Aber mein Gott, von wegen was denn?"

„Von wegen einer Kleinigkeit. — Gelt, Wegmacherin, mein Gewand hängest mir trocken, morgen komm' ich drum, und das deinige kannst nachher wieder haben. Wirst eh' gewohnt sein, die Hosen anzuhaben, noch vom Seligen her, gelt?"

„Geh', du Bosheit du!" schmollte sie mit aller zu Gebote stehenden Schalkhaftigkeit.

Dann ist der Franz wieder fortgegangen.

Der Herr von Tschipp war vom Bahnhofe weg ins Straßenwirtshaus geeilt, um einen Knecht zu werben. Da drinnen saßen Leute und besprachen aufgeregt eine Lebensrettung.

„Eine Lebensrettung?" fragte der Herr von Tschipp drein, denn nun war er doch soweit ruhig geworden, dass er wenigstens wieder die Reden anderer hörte.

„Ja, Herr Baron, ein Kind vom Ertrinken. Aus dem Wasser gezogen. Erst vor ein paar Stunden."

„Wer war denn der Brave?" fragte er, dieweilen ihm das Herz aufzuthauen begann.

„Ein noch junger Mensch soll's gewesen sein", wusste die Wirtin, „ein Fuhrmann, oder so was. Soll eh gerade vorhin vorbeigegangen sein." Sie schaute zum Fenster hinaus, ob er nicht am Ende wieder zu sehen wäre.

„Den Mann möchte ich sehen!" sagte der Herr, als die Leute sich in Einzelheiten der Rettung ergiengen, wie der Mensch tollkühn in den hochgehenden Fluss gesprungen sei, wie er grauslich mit den Wellen gerungen habe, bis das untergehende Kind erreicht und emporgerissen war in die Luft. Dann habe er es mit beiden Armen hochgehalten, während sein Körper mit furchtbarer Anstrengung sich dem Ufer entgegenarbeitete.

„Den Mann will ich sehen!" rief der Herr von Tschipp, „der soll geholt werden, der soll heute trinken, soviel er mag. Dem wird man die Lebensrettungsmedaille verschaffen!" Und insgeheim dachte der Herr, vielleicht kann er als Kutscher bei mir einstehen, weil der andere davon ist, der leichtsinnige Kerl. — Und weil nach dem gewaltigen Zornausbruch am Bahnhofe als

natürlicher Gegensatz eine gewisse elegische Stimmung bei ihm eingetreten war, so sann er nun darüber nach, was es doch für unterschiedliche Leute gibt auf dieser Welt! Die einen laufen pflichtvergessen mir nichts dir nichts von ihrem verantwortungsvollen Posten davon, die andern schlagen ihr Leben in die Schanze, um einen Menschen vom Tode zu retten! —

„Er ist aufgegriffen!“ lachten mehrere draußen im Vorhause, „der Lebensretter soll leben!“ Als die Leute hereinstürmten, sah der Herr von Tschipp darunter seinen Kutscher Franz in fremdem Gewand.

„Was suchst du da? Marsch hinaus!“ so fuhr er ihn an und wies mit heftiger Geberde nach der Thür.

„Aber, Herr von Tschipp, der ist es ja!“ riefen sie.

„Wer, der Taugenichts?“

„Der Franzel hat doch das Kind aus dem Wasser gezogen.“

Der Herr von Tschipp bebte fast zurück und war dann ein Weilchen starr. Hernach sagte er zum rathlos dastehenden Burschen: „Ja, Thor, warum hast du mir denn das nicht gesagt?“

„Mit Verlaub“, antwortete der Franz artig, „Euer Gnaden haben es doch selber gesehen, wie ich vom Wagen gesprungen bin.“

„Ja, ja, vom Wagen freilich, das freilich! Wirst doch nicht dort? Wie?“

„Ich werd's ja noch gesagt haben, dass ein Kind ins Wasser gefallen ist.“

„So! das glaube ich kaum. Dann müsst ich's gehört haben. Übrigens waren die Äser toll, die verdammten Pferde!“

„Ja wohl, die Pferde, Euer Gnaden, es wird wohl so gewesen sein.“

„Merkwürdig!“ murmelte der Herr von Tschipp unter vielem Schütteln des Kopfes, „merkwürdig!“

Es war das Dümmste, was er sagen konnte, und eigentlich auch das Klügste. Denn insgeheim schämte er sich ungeheuer.

„Sage mir, Franz, was trägst du denn da für einen Anzug am Leibe?“

„Einen trockenen, Euer Gnaden.“

„Ah, der deinige ist nass, so, so. Na, Bursche, dann sollst du jetzt einmal ein Glas Wein trinken und dann fahren wir nach Hause.“

„Schön Dank“, antwortete der Franz, „ich bin schon zu Hause. Euer Gnaden, der Straßenwirt hat mich just früher in den Dienst genommen.“

„Oho!“ rief der Herr von Tschipp, „zum mindesten hast du den Dienst bei mir vierzehn Tage vorher zu kündigen!“

„Das hat der gnädige Herr ja auch nicht gethan, wie er mich verjagt hat.“

„Unsinn! Verjagt hat! Wer hat dich verjagt?" — Man wird den Dienstboten doch noch eine väterliche Ermahnung geben dürfen! wollte er noch beisetzen, fand es aber doch zu stark und sagte es nicht.

„Trinken sollst, Franzel!" riefen die Leute.

Den ihm von allen Seiten gereichten Gläsern that er Bescheid, der Franz, nur an dem, das der „gnädige Herr" ihm vorsetzen ließ, strich er wie zufällig vorüber. Dann gieng er hinaus in den Stall, um Straßenwirts Schimmel einzureiten. —

Was noch?

Nichts weiter.

Aber die Leserin wird fragen, ob die Wegmacherswitwe nicht doch eine annehmbare Person wäre? Und wie alt beiläufig? — — Man munkelt allerdings.

Sollte etwas zustande kommen, so wird man's ja hören.

R.

Meine Verleger.

Erinnerungen von **Peter Rosegger.**[1]

In bäuerlicher Hausbackenheit hatte ich mir's gleich anfangs gesagt: Dichten musst du. Aber schriftstellern und drucken lassen nur, wenn du mit den Deinen davon leben kannst. Wenn nicht, denn nicht. Dein Bestes sollst du leisten, dann aber auch nicht blöde sein im Zugreifen um dein redlich Theil. Poeten und Künstler sollen sich hüten, den Leuten je zur Last zu fallen. Betteln müssen ist nicht ästhetisch. — Gesellschaftlich frei sein! Du erlangst dieses Ideal nur auf wirtschaftlicher Grundlage. Aber du verstehst nichts vom Geschäft, denn deine handelsakademische Bildung ist flöten gegangen, und diese Musikantin gäbe zur Lyra ein abscheuliches Concert.

Also der Geschäftsfreund, der Verleger. Man findet ihn manchmal, ohne viel zu suchen. Im Laufe der Zeit werden ihrer mehrere und unterschiedliche.

Begonnen sei die flüchtige Übersicht mit dem Verlage unseres „Heimgarten". Das ist die alte, für Steiermark vielfach verdiente Grazer Firma „Leykam", bei der im Jahre 1864 mein erstes Gedicht erschienen ist. Später übernahm sie den Verlag meiner Schriften in steierischer Mundart, deren erstes Bändchen „Zither und Hackbret" im Jahre 1869 beim wackeren Josef Pock in Graz aufgelegt worden war. Pock hatte bald

[1] Als Nachtrag zu den „Bekenntnissen aus dem Weltleben".

hernach sein Geschäft an Leykam verkauft und dafür eine Champagner-fabrik gegründet. Mit diesem Geiste konnte er des Dankes der Mitbürger sicherer sein, als mit dem literarischen. Im Jahre 1876 begann ich bei „Leykam" den „Heimgarten" herauszugeben und stehe ich mit diesem Hause seit länger als dreißig Jahren in Verkehr. Halb hinter dem Rücken des Leiters der Firma muss es gesagt werden, dass das Arbeiten bei diesem Hause ein Vergnügen ist. Da ist selbst dem Redacteur noch behagliches, ruhiges Schaffen möglich, da zeigt sich noch keine Spur jenes gewinnhungerigen Concurrenzwettrennens, das in der Literatur noch weit weniger taugt, als in anderen Lebenszweigen.

Den Buchverlag meiner hochdeutschen Schriften hat mein Geschick im Laufe der Zeit auf drei andere Häuser übertragen, und zwar von 1870—1878 auf Gustav Heckenast in Pest, von 1880—1893 auf A. Hartleben in Wien, und seit 1893 auf Ludwig Staackmann in Leipzig.

Ende der Sechzigerjahre war's, als ich über meinen Lieblingsdichter Adalbert Stifter einen schwärmerischen Aufsatz veröffentlicht hatte. Daraufhin ließ mir der Verleger Stifters, Gustav Heckenast in Pest, ein warmes Schreiben zugehen, aus dem zu ersehen war, dass dem Pester Großverleger, dem die deutsche Literatur viel und die ungarische noch mehr verdankte, der neugebackene Schriftsteller aus den steierischen Bergen nicht mehr unbekannt war. Und er schrieb, falls ich ein neues Buch unter der Feder hätte, für welches etwa noch keine Bestimmung getroffen wäre, dasselbe seinem Verlage anzuvertrauen. Wann hat ein junger Dichter ein neues Buch nicht unter der Feder? Ein Band „Geschichten aus Steiermark" lag da, wegen der großen Kriegsunruhen des Jahres Siebzig verzichtete „Leykam" recht gerne auf mein hochdeutsches Werk, und so ist mir Heckenasts Einladung sehr gelegen gekommen. Innerhalb der neun Jahre sind bei Heckenast von mir neun Werke in dreizehn Buchbänden und acht Jahrgänge des von ihm angeregten und von mir redigierten, größtentheils auch selbst geschriebenen Volkskalenders „Das neue Jahr", nebst einer Jugendausgabe erschienen. Aber höher noch als den werkthätigen Verleger, unter dessen Agyde mein Name bekannt wurde und dessen Fürsorge für den Autor mir schon nach wenigen Jahren den Bau eines Wohnhauses in Krieglach ermöglichte, schätze ich die persönliche Freundschaft des ausgezeichneten Mannes. Er war dem ungeschickten, leichtbeweglichen Geschichtenschreiber, der arglos in einer lockenden Welt stand, Rathgeber und Führer. Schon im Jahre 1871 schrieb der Chef des berühmten Verlagshauses an den schüchternen Menschen aus dem Waldlande: „Mein lieber junger Freund! Nehmen Sie doch ja keinen Anstand, mich jetzt und in aller Zukunft auch, ganz schlechtweg Ihren lieben Freund zu nennen. Wir wollen bei der Verschiedenheit unseres Alters nichts abwägen, als die Intensität unserer freundschaftlichen Gefühle, und darin möge

jeder trachten, es dem anderen gleichzuthun." Und in einem nächsten Briefe heißt es: „Meinem Gemüthe thut es wahrlich wohl, gleichsam eine Nachfolge und einen Ersatz zu finden für das innige Verhältnis, welches mich mit Adalbert Stifter bis zu seinem Tode verband, indem ein junger Geist, der in dieselben Bahnen lenkt, ein jugendlich frisches Gemüth, das in gleicher Tiefe dichterisch erglüht und ein Herz, das in gleicher Güte und Reinheit für die edelsten Güter der Menschen strebt, sich mir anschließt, und die Tage, die mir in diesem Leben noch übrig sind, durch solchen freundschaftlichen Anschluss erhellen will."

Man kann sich denken, wie erhebend und ermuthigend solche Worte auf den oft zagenden und an sich zweifelnden Burschen gewirkt haben. Bestrebt habe ich mich stets, dieser vertrauenden Hingabe würdig zu werden, aber nie konnte ich ihm das sein, was er mir gewesen. — An meinen Producten war wohl mancherlei auszustellen, er that es mit tiefem Verständnisse und mit größter Zartheit. Er hat mich vielfach vor literarischen Abwegen behütet, vor Versuchungen, die damals mit klingenden Schmeicheleien von allen Seiten auf den anstrebenden Literaten herankamen. Stets suchte er den edelsten Regungen Nahrung zu geben, die Flamme des Ideals zu nähren. So schrieb er eines Tages: „Wie möchte ich Ihnen in Freundschaft die Hand drücken, da ich immer wieder erfahre, dass Sie in den höchsten und reinsten Regionen die Dichtkunst gerade so empfinden wie ich! Wie wohlthuend ist solche Verwandtschaft der Gefühle in einer Zeit namentlich, wo sich der größte Theil derjenigen, die für hochgebildet gelten, ja die heute den Ton angeben, in den Verirrungen eines traurigen Modegeschmackes gefällt. O, lassen Sie sich doch ja nicht irre machen, mein verehrter Freund! Nur der sich zum reinen Äther der Dichtkunst zu erheben weiß, der lebt fort in den Höhen und streut seine Himmelsblumen nieder auf die Menschheit von einem Geschlecht zum anderen. Haben Sie Vertrauen zu sich, mein Freund, Sie sind ein geborener Dichtergeist, werfen Sie Ihr Geschenk Gottes nicht auf den Markt, um die rohe Menge damit zu erlustigen, sondern pflegen Sie das Gold Ihres Herzens und gehen Sie mit aufgeschürzten Armen an die schwere Arbeit des Künstlers, der für jede Blüte seines Geistes die edelste Formgebung zu erringen sucht." — Ist das die Sprache eines Geschäftsmannes? Nein, das sind die Worte des Lehrers. Wo er an den ersteren meiner Bücher zu tadeln fand, da war er doch auch wieder nicht so rechthaberisch, um seine Änderungsvorschläge für maßgebend zu halten. „Ich verlege Ihnen das Werk ja selbstverständlich unter allen Umständen", schrieb er, „auch wenn Sie meine Rathschläge nicht befolgen, denn am Ende ist der Instinct des Schaffenden immer noch bedeutsamer, als das Sehen des Kritikers, der ich obendrein gar nicht bin und auch nicht sein will." „Die Schriften des Waldschulmeisters" waren das erste Werk, in welchem Heckenast mich für selbständig hielt und seit diesem

hat er, wie er später schrieb, sich ängstlich gehütet, mich zu beeinflussen. — Dagegen erwies er mir die Ehre, bei neuen Stifter-Ausgaben meinen Beirath zu heischen, so besonders bei der Kürzung des „Nachsommers", die wir zusammen im Sinne des heimgegangenen Dichters durchgeführt haben.

Ich besitze von Gustav Heckenast mehr als zweihundert Briefe, die alle gleiche Wärme, Güte und Weisheit athmen. Er freute sich an meinen literarischen Erfolgen, die von Band zu Band weitere Kreise zogen. Er nahm innigen Antheil an meinen persönlichen Geschicken und an seinen Briefen besitze ich ein förmliches Tagebuch über meine Bestrebungen, Lebensereignisse, Freuden und Leiden jener Zeit. Wie herrlich sind die Briefe, die er mir nach dem Tode meiner Mutter im Jahre 1872 schrieb, die er mir ein Jahr später zu meiner Verlobung und Vermählung sandte, und wie edel, tröstend und stützend die Worte, die er mir zwei Jahre später zugerufen hatte, als der schwerste Schlag meines Lebens mich getroffen! — So verwuchs ich immer inniger mit diesem Manne. Oft besuchte ich ihn in Pest, auf seinem Landgute Maroth bei Gran, bei seinen jeweiligen Aufenthalten in Wien und endlich in Preßburg, wohin er, sich vom großen Geschäfte zurückziehend, im Jahre 1875 übersiedelt war. Mehrmals ist er auch nach Steiermark gekommen, wir machten zusammen Gebirgspartien, wobei ich immer neue Vorzüge an ihm wahrnahm. Er war eine vornehme Natur durch und durch, sowohl in seinen Manieren, als auch in seinem Wirken und Genüssen. Er war gleich empfänglich und verständnisvoll für Naturschönheit, für Musik und Malerei, wie für Literatur. Und trotz aller Pflege des Schönen, trotz des riesigen geschäftlichen Wirkungskreises blieb ihm noch Zeit und Herz für seine Familie. In seinem Hause herrschte Gastfreundschaft im feinsten Sinne, es war ein behagliches, sorgloses Sein in dieser Atmosphäre des Schönen und Guten.

Im Jahre 1878 begann der alternde Freund zu siechen. Er rief mich nach Preßburg, ich fand den sonst so stattlichen Mann körperlich gebrochen, aber sein Gemüth war noch frisch. Er widmete mir den Abend ganz allein, er hatte mancherlei Pläne für neue Ausgaben meiner Schriften. Aber als ich ihn in später Nachtstunde verließ, um am nächsten Frühmorgen nach Graz zurückzureisen, hielt er lange meine Hand und sprach mit seltsamem Nachdruck: „Was Sie, mein theuerer Freund, beginnen mögen, ich wünsche Ihnen das reinste Glück auf Erden!" — Ein paar Wochen später, am 11. April, die Nachricht von seinem Tode.

Wer mehr von der Persönlichkeit dieses Mannes wissen will, der lese die in drei Bänden gedruckten Briefe von Adalbert Stifter. Der größte Theil dieser Briefe ist an Gustav Heckenast gerichtet, als rührendes Denkmal, das ein edler Dichter einem edlen Verleger gesetzt!

Nach dem Tode Heckenasts kam der Verlag in fremde Hände. Mir waren schon früher die Verlagsfirmen George Westermann in Braunschweig und Otto Janke in Berlin freundlich genaht, nun kamen Duncker & Humblot in Leipzig und Hermann Manz in Wien, bei welchen ich einzelne Bände erscheinen ließ. An die Stelle all dieser Firmen ist dann die rührige Buchhandlung A. Hartleben in Wien getreten. Letzterer ist eine große Vertriebsthätigkeit nachzurühmen, die bei meinen Werken besonders in Österreich von Erfolg war.

Im Jahre 1893 machte ich durch Freundesvermittlung die Bekanntschaft mit Ludwig Staackmann in Leipzig, dem Verleger Spielhagens. Dieser Mann hatte sein persönliches warmes Interesse schon früher meinen Schriften zugewendet. Nun wurde er mein Verleger für die neuen und künftigen Werke, um dieselben nicht bloß literarisch zu verwerten, sondern auch für den Verfasser ertragsfähiger zu machen, durch Verbreitung in der weiten Welt. Ich fand an Ludwig Staackmann mehr als einen noblen Geschäftsmann, ich fand wieder einen persönlichen Freund im edelsten Sinne des Wortes. —

Das Glück ist sehr wankelmüthig, ich habe es oft erfahren müssen. In diesen Jahren des Wohlbehagens hatte ich mich manchmal bangend gefragt: Wie lange wird das dauern? — Während der vorstehende Aufsatz geschrieben wurde, kamen aus Leipzig zwei Nachrichten. Die eine: Ludwig Staackmann ist an einer Lungenentzündung erkrankt! Die andere zeigte seinen Tod an. —

Dreieinhalb Jahre lang hatte ich den Freund besessen, an welchem mir ein Gustav Heckenast wieder erstanden war. Thatsächlich alles, was über diesen gesagt wurde, passt auch auf Staackmann. Doch hatte sich hier zwischen Mann und Mann ein noch innigeres Verhältnis bilden können, als dort, wo ein größerer Altersunterschied vorhanden war. Als sei er mir aus meinem Hause hinausgestorben, so war's, als Staackmann dahingieng. Seine hohe Auffassung von Welt, Kunst und Dichtung, die Vornehmheit seines Charakters, wie hatte sie meine sinkende Menschengläubigkeit neuerdings gehoben! Er hätte nie erlaubt, es zu sagen, aber dem Überlebenden muss ein Wort des Dankes frei sein. Die zahlreichen Briefe Staackmanns an mich sind mir ein wahrer Schatz, sie sind wieder voller Güte und Milde, immer klar, verlässlich, fein in der Form, und in Gehalt oft von wahrer literarischer Tiefe. Eine gleiche Gesinnung bei den verschiedensten Lebenserfahrungen, ein gegenseitiges Verstehen und Achten der Interessen des anderen, hatte uns so nahe gebracht. Wiederholt haben wir einander besucht — ich ihn in seinem schlicht-vornehmen Patricierhause zu Leipzig, inmitten seiner Familie, er mich in meinem steierischen Sommerhause, von wo aus kleinere und größere Partien unternommen wurden. Er war als erster Mitbegründer des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines

in den Bergen wohl daheim, von der Schweiz bis Steiermark, und noch immer pulsierte dem mehr als sechzigjährigen Manne frisches Touristenblut in den Adern. Auf einer Anhöhe bei Krieglach gab's bald eine Staackmannbank, auf der wir in Sommernachmittagen saßen und in lebhaften Anregungen die halbe Weltgeschichte durchsprachen. Gerne stieg er mit mir hinauf ins alte Gehäge des Waldbauernbuben; auf den Hochmatten rasteten wir und schauten hinaus ins weite freie Bergland. Als ich ihm daselbst einmal anvertraute, dass die Waldheimat mich wehmüthig stimme, rief er fröhlich drein: „Aber Freund, den Verleger stimmt sie nicht wehmüthig, den stimmt sie wohlmüthig!“ Er meinte das Buch, als dessen Fortsetzung soeben der Band: „Als ich jung noch war“ in die Welt gieng. — „Sie sehen“, fuhr er fort, „dass die Geschicke Ihrer Jugend zum Segen Ihres späteren Lebens geworden sind, und dass das Leben eines Einzelnen, und sei es auch in aller Verborgenheit der Armut, ganz wunderbar zum Gemeingut Vieler werden kann.“ Seine Fürsorge für mein und meiner Familie Wohl war überall vorhanden, ohne dass sie sich dankheischend jemals vorgedrängt hätte. Den Poeten betrachtete er als einen Menschen, der Besseres zu thun hat, als praktisch zu sein. Darum müssten andere für ihn sorgen. „Ich komme ja auch nicht zu kurz“, pflegte er in Geschäftssachen zu sagen, „Sie erhalten von mir nichts geschenkt, nur das, was Ihnen gebürt.“ Er hatte die Absicht, alle meine hochdeutschen Schriften unter einen Hut zu vereinigen, sollte das aber nicht mehr erleben.

Auf gebahntem Wege geht's nun voran, und ich bin völlig geneigt, diese Staackmannjahre als die Glanzzeit meines literarischen Lebens zu betrachten.

Friedrich Spielhagen, dessen ältester intimer Freund Staackmann gewesen, hat in seiner Selbstbiographie mit wenigen Zeilen ihm ein schönes Denkmal gesetzt, das alle bestätigen, die den treuen Mann gekannt haben. In einem Schreiben an mich sagt Spielhagen: „Wir haben an ihm Unersetzliches verloren. Er und ich sind Freunde gewesen über vierzig Jahre, ohne dass auch nur der Schatten eines Missverständnisses den Himmel unserer Freundschaft getrübt hätte. Seine Herzensgüte konnte nicht übertroffen werden. Und er war noch mehr als ein guter Mensch — obgleich das in meinen Augen ungeheuer viel ist. Ich habe nie einen verständnisinnigeren, feinsinnigeren Berather in poetischen Dingen gehabt.“ — Schlichter und besser kann man den Heimgegangenen nicht kennzeichnen, dem auch ich ein dankbares Andenken bewahren werde mein Lebtag lang.

Graz, im December 1896.

Die Bestie im Menschen.

Gegen die Thiermarter zu „wissenschaftlichen" Zwecken erheben sich Stimmen allerorts und sie vereinigen sich zu einem Volksschrei der Empörung. Zu den schärfsten und treffendsten dieser Art gehört, was Bergner in seiner Schrift: „Gar mächtig ist im Menschen die Bestie" [1]) sagt. Diese Schrift greift weit aus, sie behandelt die Thierquälerei im allgemeinen, sie bespricht die Mängel der Thierschutzvereine und gibt Rathschläge, die nicht genug zu beherzigen sind, sie redet über menschliche Bestialität in Geschichte und Leben. Hier soll ein Theil dessen wiedergegeben sein, was der Verfasser über die Vivisection sagt.

Ich behaupte — so lässt Bergner sich vernehmen — dass die Vivisection ein Verbrechen ist gegen die Sittlichkeit. Ein Verbrechen, welches gleich Sclaverei, Scheiterhaufen und Folter unbedingt und überall verboten sein sollte und verboten werden muss. Die Vivisectoren sind Geschöpfe mit steinernem Herzen. Was thun sie? Der Pariser Professor Brachet stach seinem Hunde die Augen aus, zerstörte dessen Hörorgane und quälte das Thier hierauf noch monatelang, um zu erfahren, ob es ihm in diesem Zustande die Hände lecke; Professor Magendie nagelte ein nicht narkotisiertes Hündchen auf den Tisch und zeigte seinen Studenten das Zerschneiden der Sehnerven, das Bloßlegen des Gehirns, des Rückgrates, dann hob er das Thier für weitere Operationen auf; Professor Claude Bernard construierte unter großem Kopfzerbrechen einen Ofen, in dem er Dutzende von Kaninchen und Hunde lebendig backen ließ, ferner sott er lebendige Hunde in heißem Wasser ab. Professor Bouilland durchbohrte einem Hunde das Hirn mit glühendem Eisen; sechs Tage später heulte das Thier noch. Magendie belustigte sich damit, Nadeln in das Taubengehirn zu treiben; man warf Hunde mit durchbohrtem Gehirn in den Fluss, um zu sehen, ob sie dann noch schwimmen können; man hat in London einem lebendigen Pferde die Haut abgezogen. Professor Fürstner in Heidelberg schleuderte Hunde auf einer Drehscheibe so lange herum, bis er in ihnen künstlichen Blödsinn erzeugte; man hat Fröschen das Mark zerquetscht und das Hirn zertrümmert und gefunden, dass die Athmung noch stundenlang fortdauerte; einige ließen die Schenkel lebendiger Frösche oder die Ohren lebendiger Kaninchen in die Magenfistel von Hunden bringen und so verdauen; Minkowski entnahm den Hunden Blut und spritzte Jauche ein; ein anderer zog lebendigen Hunden die

[1]) Zu haben bei Rudolf Bergner, Graz, Körblergasse Nr. 40.

Haut ab, wickelte erstere in Watte, pflegte sie und fand, dass sie trotzdem nicht leben könnten. Ernst Scheurlin füllte Glasröhrchen mit Reizmitteln, schmolz die Enden der Rohre zusammen, brachte sie in das Innere lebender Kaninchen, ließ die Wunden heilen, zerbrach die Glasröhrchen und tödtete die Kaninchen erst nach vier bis acht Tagen. Man hat Thiere künstlich geblendet, Nadeln von ihnen verschlucken, den elektrischen Reiz zehn Tage lang auf bloßgelegte Thiernerven wirken lassen, Muskeln sorgfältig ausgekratzt, Luftröhren verstopft und Erstickungstod in mühsam ausgedachter Weise erzielt, Thiere verdursten und verhungern lassen, Schwefelsäure und kochendes Wasser in den Magen gegossen, Sand in die Adern eingeführt, Thieren durch den Augapfel oder das Rückenmark Draht oder Faden gezogen. — Ein Jahr lang müsste man schreiben oder sprechen, wollte man die gebräuchlichsten Marterarten der wissenschaftlichen Thierfolter vorführen.

Und was empfinden die ausübenden Barbaren? Antwort: Genuss und freudige Aufregung. Professor Cyon schreibt: „Der echte Vivisector muss an eine schwierige Vivisection mit derselben freudigen Aufregung, mit demselben Genusse treten, wie der Chirurg an eine schwierige Operation, von der er außerordentlichen Erfolg erwartet.“ Einer von ihnen erfand eine Maschine, mittelst welcher er jeden Theil der eingesperrten Thiere beliebig durchlöchern und zermalmen und verschiedene Abstufungen des Schmerzes erforschen konnte. Er sagt: „Diese meine Versuche wurden von mir mit großem Vergnügen und viel Geduld während eines ganzen Jahres fortgesetzt.“ Und der so schreibt, dem haben unsere Damen als einen literarischen Götzen in ihrem Herzen einen Altar gebaut, es ist der berühmte Mantegazza in Florenz. Einer erzählt, ein armer geschundener Hund sei ihm um den Hals gefallen, als ob er um Erbarmen flehen wollte. Das Thier wurde geworfen, und die Barbarei nahm ihren Fortgang. Solche Erklärungen, mit bodenloser Frechheit hervorgebracht, sind Faustschläge, versetzt allem Guten, was in des Menschen Brust lebt. Wie möchte sich Iwan der Grausame für dergleichen interessiert haben! Er hätte diese Leute mit Gold und Ehren überschüttet und sie zu seinen Busenfreunden gemacht, es sei denn, dass seine stählerne Seele ein Grauen beschlichen und er jene Leute unter sicherer Bedeckung hätte ins Irrenhaus führen lassen. Recht hat der verstorbene Graf Zedtwitz, der da klagte, die Vivisectoren verbitterten ihm das Leben und raubten ihm die Ideale und den Glauben an das Menschenthum. Und wozu diese Unmasse von Greuel? Man bringe mir einmal den Menschen, der da meint, es könne seiner Gesundheit eine wissenschaftliche Folterung nützen, die da untersucht, ob ein halb zerquetschter Hund seinem Herrn die Hand lecke, ob einer mit durchbohrtem Hirn schwimmen, ob einer mit abgezogener Haut leben kann. Ich möchte gern eine solche menschliche Rarität sehen.

Unter den Bauern und Arbeitern suche man sie nicht, dort wohnen doch noch zu häufig gesunder Menschenverstand und gesunde Nerven.

Die hehre Göttin der Wissenschaft, mit der so blutiger Spott getrieben wird, weiß sich übrigens zu rächen, sie hat den Vivisectoren jeglichen Erfolg versagt. Millionen von Thieren wurden geopfert, und nichts erzielt. Ich spreche nicht vom Irrthume des berühmten Medicinalrathes Koch, der Fall schwebt in peinlicher Erinnerung aller; auch Pasteur hat nichts erreicht. Bloß durch eine lügenhafte Zeitungs-Reclame vermochte der Mann groß zu werden, immer häufiger erscheinen Abhandlungen und Bücher, in denen nachgewiesen wird, dass er viele Gesunde geimpft hat, dass in Frankreich die Zahl der an Wuthkrankheit Sterbenden nicht geringer geworden ist, dass der kleinste Theil der Gebissenen und Nichtgeimpften stirbt. Und können die Ergebnisse der Vivisection große sein? Thier und Mensch ist zweierlei. Professor Jäger hat drastisch geäußert: „Der Thierversuch ist einer der Hauptsümpfe, in welchem die Schulmedicin herumtappt, und auch einer der Gründe, warum Professor Koch so jämmerlich aufgesessen ist. Denn der Mensch ist weder ein Karnickel, noch ein Meerschwein.“ Ein einziger Vivisector hat viertausend Thiere lebendig geschunden und einen Lehrsatz aufgestellt, sodann viertausend weitere umgebracht und erkannt, dass sein Satz Unsinn gewesen. Die Vivisection nützt also direct der menschlichen Gesundheit nicht, sie führt die Ärzte auf Irrwege und hält sie ab, auf vernünftige Weise zu forschen. Der edle Rokitansky hat dreißigtausend Menschenleichen seciert. Er hat nie lebendige Thiere gequält, und ihm wurde beim Anblicke solcher Operationen unheimlich zumuthe. Dabei hat er mehr wissenschaftliche Erfolge errungen als alle Vivisectoren, die vielverherrlichten Koch und Virchow nicht ausgeschlossen.

Die Thiere werden aber doch bekanntlich bei den Experimenten an unseren Hochschulen betäubt? O ja, fragt sich nur wie! Mit Curare, dem indianischen Pfeilgift und ähnlichen Dingen. Das Curare benimmt die Fähigkeit der Bewegung, und nicht die des Gefühles. Natürlich, sonst kann ja die Wissenschaft nichts erreichen! Weshalb nun gerade in unserer Zeit so gegen die Vivisection eifern, die bereits zweitausend Jahre alt ist? Weil sie in unseren Tagen einen erschreckenden Umfang angenommen hat. Gegen hunderttausend Thiere werden ihr in Europa jährlich geopfert, sie werden zerfetzt, zerschnitten, zertrümmert und gebraten. In Paris allein besteht ein Prachtgebäude, in dem tausend Jünger der Wissenschaft gleichzeitig „forschen“ können, und mancher neuzeitiger Vivisector hat zehntausend unschuldige Thiere „verarbeitet“. Rücksichtsvoll ist man dabei nur gegen die Nachbarschaft. Damit die leidenden Thiere niemanden belästigen, durchschneidet man ihnen die Stimmbänder. Alles bei hochentwickelten Thieren, bei Hunden und Kaninchen, weil sie besonders fein-

fühlig sind. Wahrlich, wer die Vivisection erdacht, der konnte sagen: „Aus der Hölle kommt mir der Gedanke."

Die Vivisection schadet aber sogar, so behaupte ich, und ich werde es beweisen, der Menschheit. Sie macht die Ärzte grausam, rücksichtslos und befähigt sie, das Leben des Kranken für eine Seifenblase anzusehen. Professor Hyrtl, der große Anatom, hat gesagt, so borniert könne niemand sein, dass er anzunehmen vermöge, der Vivisector, der einer Hündin den Bauch aufschneidet, die Jungen herausnimmt und dem sich vor Schmerz krümmenden Thiere zum Belecken hinhält, werde am Krankenbette eines Menschen menschlich fühlen. Könnten also durch vermehrte Vivisection Heilerfolge endlich erzielt werden, so würden sie dadurch völlig aufgewogen, dass tausende von Menschenleben indirect durch die vermehrte Gefühllosigkeit der Ärzte zugrunde gehen.

Ferner schaden die Ärzte durch die Visection nicht allein der leidenden Menschheit, sondern sogar sich selbst. Die Achtung und Sympathie vor ihnen sind in erschreckendem Maße geschwunden und in beständiger Abnahme begriffen.

Misstraut man dem Arzte im allgemeinen, so läuft, wer Beine hat, vor einem Vivisector bestimmt davon.

Zahlreiche Vivisectoren haben ihre Grausamkeiten in hohem Alter oder auf dem Todtenbette bereut, einer sogar erklärte, er betrachte den bei ihm ausgebrochenen Zungenkrebs als eine gerechte Strafe, weil er vielen Hunden schmerzhafte Zungenoperationen bereitete. Derartige Stimmen sind bei der großen Zahl der Herren Collegen natürlich unbeachtet geblieben. Die meisten verlachen jede „Sentimentalität" und versuchen die Kämpfe gegen die Vivisection als lächerlich und sündhaft hinzustellen, besonders gilt dies von Deutschland und von Österreich-Ungarn, in England haben sich einige hundert Ärzte offen gegen die Vivisection erklärt. Die wahren Ärzte, die Wohlthäter der Menschheit sind ohnehin dagegen. Ich habe einige gekannt, deren Erdenwallen als leuchtende Beispiele dienen können. Wer sie sah und ihr Wirken beobachtete, dem kam unwillkürlich jenes Ideal eines Arztes in den Sinn, welches der unsterbliche Stifter in der Meisterskizze aus der Mappe meines Urgroßvaters entworfen hat. Dem Kranken nicht nur Hilfe, sondern Trost, Mitgefühl und stärkende Nahrungsmittel bringen, das waren die Thaten jener Männer. Sie äußerten, viele schlaflose Nächte seien ihnen erwachsen, weil sie für ihre Kranken sorgend gedacht und einen Theil der Qualen des Leidenden mit empfunden haben. Sie lebten freilich arm und sind arm gestorben, ihnen war es unmöglich, gleich unseren modernen Größen Reichthümer zu sammeln. Diese Männer hätten sich lieber selbst den Arm abschneiden lassen, als dass sie ein unschuldiges Thier nach Menschenfresserart getödtet.

Es handelt sich noch um eine Frage. Jemand könnte vielleicht behaupten, die Vivisection werde doch endlich Großes vollbringen und die

Gesundheit von Millionen und Abermillionen retten, so dass die Qualen der Thierwelt und das Gleichgiltigwerden unserer Ärzte wohl Opfer, aber keine allzugroßen seien. Ich erwidere, es gibt keine Rechtfertigung für die Vivisection. Man liefert den Vivisectoren nicht allein die arme Thierwelt, man liefert ihnen die Barmherzigkeit, man liefert ihnen die Sittlichkeit aus und handelt damit nicht im Geiste des Christenthums, welches lehrt, besser es geht der Leib, denn die Seele zugrunde. Mit Zittern und Zagen, mit nimmer rastender Vorsorge, kein Wort, keinen Gang, kein Geld scheuend, haben Mütter und Lehrer das Kind in christlicher Barmherzigkeit zu erziehen versucht. Nun kommt die sogenannte Wissenschaft, stumpft unbarmherzig alles ab und macht das Werk des Elternhauses und der Schule zunichte.

Die menschliche Gesundheit ist nicht das Höchste auf Erden. Solches zu behaupten wäre lächerlich, weil ihm unser Verhalten nicht entspricht. Täglich und stündlich wüthen wir ja gegen dieses Gut! Unsere Vergnügungen, unsere Nahrung, unsere Kleidung, kurz, unsere ganze Lebensweise zeigt dies deutlich. Der Student, der seinem Paukgegner die Nase abschlägt und jeden Morgen „benebelt" heimkehrt, hierauf Vivisection zum Nutzen der menschlichen Gesundheit treibt — welch ein greller Widerspruch! Und wenn mir jemand sagt, das Leben sei trotz alledem und alledem ein hohes Gut, welchem man alles opfern soll, so entgegne ich demselben sofort, dass er selbst bereit ist, es für Hohes preiszugeben. Wäre dem anders, dann könnte man ja dem hereinbrechenden Feindesheere Haus, Vaterstadt und Vaterland überantworten und in fremde Länder fliehen. Höher als Leben und Gesundheit stehen die moralischen Güter. Und diese werden durch die Vivisection gefährdet, vernichtet. —

Vivisectionsverbote sind in der Schweiz erzielt worden, wo zum Beispiel im Canton Zürich vor einigen Jahren nicht die gesetzlich vorgeschriebenen fünftausend, nein, zwölftausend Unterschriften gesammelt werden konnten. Freilich war es Ende 1895, dass der Versuch einer gänzlichen Abschaffung der Vivisection zunächst scheiterte. Das norwegische und dänische Parlament haben antivivisectionelle Debatten erlebt, in den Vereinigten Staaten und in England bestehen gesetzliche Beschränkungen. Das Land des Manchesterthums ist uns wieder einmal weit überlegen.

Es wäre eine ungewöhnliche und schöne Aufgabe für unsere Volksvertretungen, bei denen man oft wochenlang nichts findet als das niedrige und eigennützige Parteigezänk, letzteres einmal zu vergessen und einträchtlich für unseren ethischen Zweck einzutreten, dadurch deutlich beweisend, dass ihre Mitglieder das sind, als was sie berufen wurden: edle Menschen, die besten eines großen Staatswesens.

— — — — —

Wunder der Sympathie.

Volksglaube aus den Ennsthaler Alpen. Von **K. Reiterer.**

Wer glaubt, heißt es, wird selig. Warum soll der „Glaube“ nicht auch gesund machen? Ein Volkssprüchlein lautet: der Glaub'n macht die Kunst ganz. Ganz richtig. Doch was ist „Sympathie“? Die Definition besteht hier in einem einzigen Wort, und dies heißt: Einbildung. Nicht umsonst hört man oft: Über d' Einbildung steht nix auf. Natürlich. Warum wirkt zum Beispiel ein „Borsdorfer“ Apfel mit einem Messer gegen die Blüte hin geschabt, purgierend, dagegen nach dem Stiele zu geschabt, verstopfend? Frage deine Einbildung: die Phantasie. Phantastische Köpfe hat es zu allen Zeiten gegeben, zumal in den unteren Volksschichten, sowohl auf dem Lande, als auch in der Stadt.

Wer da glaubt, der Aberglaube sei nur bei der bäuerlichen Bevölkerung zu treffen, der irrt sich gewaltig. Wo findet man mehr Kartenaufschläger: in der Stadt, oder auf dem Lande? In der Stadt! Wir kannten einen regierenden Fürsten, der auf dem Wege zur Jagd umkehrte, wenn ihm ein Schwein begegnete. Wenn schon bei gekrönten Häuptern der Aberglaube eine Rolle spielt, warum soll er's nicht auch beim gemeinen Manne?

Im Nachstehenden sei einiges aus den Ennsthaler Alpen gebracht, was zur „Sympathie“ gehört. Dabei möchten wir noch bemerken, dass es „Sympathie-Doctoren“, das heißt Bauernärzte, die auf „Sympathie“ curieren, im Gebirge noch eine Menge gibt. So kennen wir in Donnersbachwald den Schneider H. Bodenwinkler, der ebenfalls auf „Sympathie“ curiert. In der Gegend von Oberwölz ist der „Weikl“ zur Berühmtheit gelangt.

Dass sich die „Sympathie“ zumeist auf die Heilung von verschiedenen Krankheiten verlegt, wird dem Leser nicht mehr neu sein. Fremd klingen werden ihm aber nachstehende „Wunder der Sympathie“, die sich — wie gesagt — auf Curen seltsamster Art beziehen.

Die Lungenschwindsucht, welche heutzutage so häufig auftritt, ist auf folgende Art zu vertreiben: Im Urin des Kranken, der von der Schwindsucht behaftet ist, koche ein Stück Schweinsfleisch und gib dies deinem Hunde. Der Kranke geneset und das Thier crepiert an der Schwindsucht. Außer den „Fraisbriefen“ kennt man im Ennsthalerischen

auch die „Fraisbeten“, die auch gegen das Fraisen helfen soll. Eine „Fraisbeten“ erhält man, indem eine erschlagene Natter in einen Ameisenhaufen vergraben wird. Nach einigen Wochen muss das von den Ameisen abgenagte Knochengerüste der Natter aus dem Haufen gegraben werden. Die Rückenwirbelknochen sind hernach auf einen Faden zu schneisen. Dies hängt man den Kindern, welche von Fraisen befallen wurden, um den Hals. Der Ausdruck „Fraisbeten“ ist darauf zurückzuführen, dass man die auf den Faden geschneisten Rückenwirbelknochen der Natter mit einer Rosenkranzschnur — „Beten“ vergleicht.

Gegen das Fraisen helfen auch die „Sauringlein“, welche den Schweinen aus dem Rüssel gezogen werden müssen, wenn man sie schlachtet. Es sind dies jene Ringlein aus Messingdraht, die den Schweinen in den Rüssel gebracht werden, damit sie nicht zu viel im Erdboden wühlen.

Hat ein Kind die Gliedersucht, so macht ihm die Bäuerin ein Bad aus folgenden Kräutern: Eibisch (Althaea officinalis) „Soangl“ (Sanikel, (Sanicula europaea), „Beifuaß“ (Artemisia campestris), Wermuath (Artemisia absynthicum), „Salver“ (Salvia officinalis), „Schwundkraut“ (Senecis saracenicus), Ehrenpreis (Veronica officinalis), Tausendguld'nkraut (Erythraea centaurium). Von jedem eine Hand voll. Darin muss sich der Kranke vor Sonnenaufgang baden.

Hiebei sei bemerkt, dass man den „Soangl“ (Sanicula europaea) auch mit Öl mengt und dieses in Donnersbachwald den Kindern gibt, damit sie nicht zu viel essen und „großbauchert“ werden. Der „Soangl“ hat nämlich, wie man meint, zusammenziehende Eigenschaften, daher er auch den Magen und die Gedärme „verkleinern“ soll, wodurch man wieder weniger Appetit verspürt.

Der Zahnschmerz wird gestillt, indem man „Flöhkraut“ (Persicaria urens) nimmt und es in kaltes Brunnenwasser legt. Hierauf legt man es auf den Backen, wo der Zahnweh ist, und läßt es durch die Hitze vertrocknen, worauf 's Kraut (Persicaria curens) im Dünger vergraben wird, um es darin verfaulen zu lassen.

Bei der Gelbsucht hängt man dem Kinde, wenn es dieselbe bekommt, ein Ducätlein oder Goldringlein um den Hals. Auch die Königskerze (Verbascum Thapsus) soll gegen die Gelbsucht sein, weshalb es im Donnersbachthale auch Gelbsuchtkraut genannt wird. In anderen Gegenden heißt man die Königskerze auch 's Wollkraut. Weiters wird gegen die Gelbsucht angewendet die Wegwarte (Cichorium agreste), die man vor Sonnenaufgang ausgraben muss, ohne dabei die Wurzel zu verletzen.

Um einem Kranken die „Hitz“ bei Dilirien zu benehmen, nehme man „Ochsenzungen“ (Anchusa officinalis) und „Stoanklee“ (Meliotus officinalis) und siede es in Wein. Davon muss der Kranke dreimal des Tages zu trinken bekommen. „Ochsenaugenwasser“ soll übrigens auch für

etwas anderes gut sein. Es ist uns jedoch nicht mehr erinnerlich, wofür. — Die „Baumwurzel“ (Scrophularia major), wenn sie im „abnehmenden Mond“ gegraben und gebracht wird, dient gegen Euterbeulen, um sie zu vertreiben. Von dem Knoten muss eine ungerade Anzahl auf einen Faden geschneist und um den Hals gebunden werden. Ähnlich soll eine „Krenbeten“ bewirken. Man schneidet nämlich Meerrettig (Cochlearia armoracia) in kleine Scheibchen und schneist diese in ungerader Anzahl auf einen Faden, so dass man gleichsam eine „Beten (Rosenkranzschnur) vor sich hat, wie wir vorhin bei der „Fraisbeten“ andeuteten. Die „Krenbeten“ muss um den Hals gehangen und dort so lange belassen werden, bis sie ganz dürr ist. Hernach entfernt man sie, in fließendes Wasser werfend, ohne nachzublicken.

Heftiges Bluten bei der Nase oder einer Ader stillt man, indem die Wurzel der Kornblume (Centaurea cyanus) genommen wird. Sie ist so lange in der Hand zu halten, bis sie warm wird, worauf das Bluten sogleich aufhört. Soll diese Wurzel aber helfen, muss sie nur am Frohnleichnamstage in der Mittagsstunde gegraben werden.

Schutz bei Vergiftungen soll die Kardendistel (Dipsacus fullanum) bieten, indem man ihre „grobe“ Wurzel, die zwischen den Frauentagen gegraben werden muss, am bloßen Leibe getragen wird. Das Graben und Sammeln von Wurzeln und Kräutern im Frauendreißig ist bekanntlich in den meisten Alpengegenden üblich, da diese Wurzeln und Pflanzen in diesem Falle eine erhöhte Heilkraft haben.

In der nordwestlichen Steiermark ist es, soviel mir bekannt ist, üblich, besonders folgende Pflanzen im Frauendreißigst auf den Bergen zu sammeln: die Stoanflechten (Saxifraga biflora), den Frau'nspeik (Primula glutinosa), zu unterscheiden von anderen Speikarten, wie: primula minima und Valeriana celtica. Letzterer ist der bekannte, wohlriechende Speik. Wird dieser in Milch gesotten, so hilft er, wie man in hiesiger Gegend glaubt, gegen die „Kolika“ (Kolik). Weiters sammelt man Rautenarten, nämlich: Artemisia abrotanum, Artemisia mutellina Vill. und die gewöhnliche Raute (Artemisia vulgaris *L.*), die aber ein minder edles Kraut sein soll. Das verwundete Wild frisst Artemisia abrotanum, worauf es wieder geheilt wird, wie der Volksglaube lehrt.

Andere heilkräftige Kräuter, in den Dreißigtagen gesammelt, sind: Baldrian (Valeriana hortensis), 's Eis'nkraut (Verbena officinalis), 's Donschkraut (Grassula montana) u. s. w. Alle diese, und andere werden zu Heilzwecken vom Älpler verwendet, wobei aber überall der Volksglaube zumeist die erste Rolle spielt.

Viel hält man auf die heilsamen „Gamill'n“ (Matricaria chamomilla), die zur Theebereitung verwendet wird. Hat ein Kind Bauch-

grimmen, gibt man ihm „Gamill'nthee", verspürt ein Erwachsener ein leichtes Unwohlsein, sogleich ist die Bäuerin mit einem Schälchen „Gamill'nthee" da. Kurzum: der „Gamill'nthee" ist ein Universalmittel im Bauernhofe, wovon der Leser bereits so manches gehört haben mag.

„'s Wundkraut" (Sodum teleplium) wird unter den Dachfirst des Hauses gesteckt, wenn jemand erkrankt. Grünt es dort, so geneset der Kranke, verdorrt es, muss der Patient sterben. Solches erfuhren wir u. a. vom Bauerndoctor vulgo Riesner in Donnersbachau, auf den ich eingangs hingewiesen habe.

Gegen ansteckende Krankheiten bringt man Bibernell (Pimpinella saxifraga) in Anwendung. Bibernell soll besonders zu Pestzeiten eine Rolle gespielt haben. Ob mit Recht oder Unrecht, sei hier nicht erörtert. Jedenfalls ist gewiss, dass auch bei dieser Pflanze der Volksglaube manches variierte, was die Heilkraft betrifft.

Stärkende Eigenschaften bei schwangeren Frauen hat die Mispelart Fiacum album. Die Pflanze muss um den Hals getragen werden, damit sie eine heilkräftige Wirkung hat. Wie der Leser sieht, wiederholt sich das Tragen der Pflanzen oder ihrer Theile um den Hals kranker Menschen des öfteren.

Was nun jene Pflanzen betrifft, welche als Sympathiemittel verschiedene Wirkungen haben sollen, so erwähnen wir vorerst die „Gilgenwurz" (Galendula officinalis), die bewirken soll, dass man sich bei Frauen „beliebt" machen kann. Zu diesem Behufe muss diese „Wurzl" in einem violett gefärbten Seidentuche bei sich getragen werden.

Der Same vom Sauerampfer (Rumex acetosa) wird bei Geschlechtskrankheiten zur Anwendung gebracht. Die Eberwurz (Carlina vulgaris), zur Zeit des Neumondes gesammelt, bei sich getragen, verleiht einem große Kraft. Die Alraunwurzel (Mandragora vernalis), in Wein gesotten, macht betäubt und stark betrunken, wenn man sie jemandem in Wein mengt. Basilienkräutl (Ocymum basilicum) vermag, dass man nicht aus einer Schüssel zu essen vermag, wenn man sie unter dieselbe legt. Brunnkresse, hierorts „Kroissalat" genannt (Sisimbrium nasturtium) wirkt heilend, wenn sie morgens nüchtern genommen wird. Sogar schon ein „Keinl" (Stämmchen) wirkt, es muss aber ohne Essig und Salz genommen werden. Mit der „Kroissalat"-Cur muss bis Ende Mai fortgefahren werden, sie soll aber nicht jedem „taugen", wie wir vernahmen. Spitzwegerich (Roplanus maritimus) heilt Lungenleiden. Den Saft dieser Pflanze vermengt man übrigens auch mit Syrup und erhält dann den in allen Blättern angepriesenen Spitzwegerichsaft. Der Ennsthaler behauptet, diese Pflanze habe nur dann eine heilkräftige Wirkung, wenn sie dort aus der Erde gegraben wird, wo „Braut und Leich" vorüberzieh'n. Das Graben des Wegeriches muss nota bene

mit einer „zweispießigen" Gabel vor sich gehen, an einem Abende, wenn der Mond voll ist, am besten nach dem 15. August (im Frauendreißigst).

Um eine Kugel aus einer Schusswunde zu entfernen, nehme man eine Bibernell-Wurzel (Radix pimpinellae), wasche und zerkleinere sie. Mit Maibutter und frischem Wasser gemengt, wird eine Salbe daraus, die gedachte Wirkung hat. Dasselbe vermag auch 's Muatter- oder Melissenkraut (Melissa officinalis).

Eine Art „Wintergrean" (Vinca pervinca) mit Wein gekocht und einem Verwundeten gegeben, soll ebenfalls eine merkwürdige Wirkung haben. Es fließt nämlich z. B. ein Holzsplitter von selbst aus der Wunde, wenn man diese mit dem gedachten Weine, in dem der „Wintergrean" gesotten wurde, bestreicht. Bemerkt sei noch, dass man in Untersteiermark, u. a. im Subathale, „'s Wintergrean" auch „'s Inngrean" nennt.

's Legach oder die „Latschen", in Kärnten „Zottach" (pinus mughus)[1]) genannt, treibt im Frühjahre Sprossen, die man in Wein sieden soll. Dieses Getränk hernach zu sich genommen, macht schwindelfrei.

„'s Leuchterkraut" (die Nachtkerze, Oenothera biennis *L.*) heilt den Mastdarmvorfall. Man bestreiche nämlich ein Bett mit dem genannten Kraut und setze sich darauf, so wird der Darm zurücktreten. Jedenfalls erblickt der Älpler in dieser Pflanze deshalb etwas Besonderes, weil sie nur bei der Nacht ihre Kelche öffnet.

Die „Krahfüße" (Ranunculaceen) werden gegen Lähmungen in Anwendung gebracht, aber nur „äußerlich", „innerlich" nicht, da diese Pflanze bekanntlich mehr oder minder giftige Eigenschaften hat.

Das „Kräzenbleaml" (Schöllkraut), behauptet man, erzeugt auf der menschlichen Haut „Krätzen", einen Ausschlag. Der „Guckklee" (Steinklee) soll erhitzte Augen bessern. Dasselbe soll der Thau, der auf der vorgenannten großen Kardendistel gefunden wird, verursachen können. Die „Kapuzinerglockerln" (die Küchenschelle) vertreiben Frostballen. Man reibe diese einfach mit jenen ein, so wird sich das „Jucken" der Ballen verlieren. Die „Fleischbleamerl" sind dem Volksglauben nach harntreibend. Die „Osterbamerl" (Schafgarbe) stillen das Bluten neuer Wunde, weshalb man sie auch „Blutsteller" nennt. Das „Osterbamerl" dient zum Färben der Ostereier, daher der Name.

Wenn jemand wenig Schlaf hat, so trinke er Wasser von den „Schlafäpfeln" (Atropa mandragora). Auch der gewöhnliche Garten-Schnittlauch, den jedermann zur Hand hat, soll Schlaf machen.

Die Pfingstrosen (Paeonia officinalis) werden auch Gichtrosen genannt, weil sie die Gicht vertreiben sollen. Bilsenkraut (Hyoscyamus

[1]) Siehe „Kärntner Alpenfahrten" von Franziszi, pag. 37 u. ff.

niger) schärft das Gedächtnis. Die schwarze Eberwurz (Camaelon niger) wird ebenfalls als Sympathiemittel verwendet. Die „Saubleaml" (Taraxacum officinale) beheben die Magenschwäche. Das Eisenkraut (Verbena officinalis), welches wir vordem kurz anführten, nützt Zauberern. Wer es im Wein siedet und trinkt, dem erfreut es, wie der Volksglaube lehrt, das Herz und nimmt dem Mund die Fäule (Scorbut). Das „Fenchelwasser" stärkt das Gehirn. Himmelschlüsselwasser heilet alle giftigen Thierbisse, vertreibt die Masern im Gesichte und erwärmt die „kalte" Leber. Dasselbe Wasser, mit Salz vermengt, bannt die „wässerige" Cholera. Hollunder vertreibt den Rothlauf. Man legt die Blätter von ihm einfach auf die betreffende Stelle, die vom Rothlauf befallen wurde.

In einem „Kunstbichlein", geschrieben von Franz Egger (seinerzeit Gemeindevorsteher in Donnersbachwald) im Jahre 1848 fanden wir u. a.: „Ein Pulver zu machen, so ein Mensch oder Vieh bezaubert ist: Nimm Fünffingerlkraut, Todtenbein, schwarzen Kümmel und Holz, das vom fließenden Wasser ausgeworfen wurde. Das alles mache zu Pulver. So ein Kind verschrien ist, gib demselben davon eine Messerspitze voll. Erwachsene, wenn sie bezaubert sind, mögen ein Quintel vom Pulver nehmen."

Der Leser sieht, auch bei diesem Heilen auf Sympathie spielen zwei bekannte Pflanzen wieder eine Rolle.

Ergötzlich ist es, dass man glaubt, die „Wegbamerl" (Knabenkräuter, Orchideen) verhelfen einem wieder zur ursprünglichen Manneskraft, wenn sie geschwächt wurde.

Wie steh'n wir Menschen ach so hilflos!

Wie steh'n wir Menschen ach so hilflos
Am Bette jenes, den wir lieben
Und dem der Tod ein sich'res Zeichen
Schon auf die Stirne hat geschrieben.

Dem trotz der heißen Liebesmühen
Die Füße langsam schon erkalten,
Und wir in trostloser Verzweiflung
Zum Christusbild die Hände falten.

Da schwebt uns plötzlich vor den Sinnen
— Es schlummert' uns ja im Gedächtnis —
Wie Jesus Kranke einst geheilet,
Aus gläub'ger Kindheit ein Vermächtnis.

Und Wunder möchten gleich geschehen,
Man flehet heiß zu jenem Gotte,
Den man in beß'rer Zeit vergessen
Und oft bezweifelt hat im Spotte.

J. L.

Kleine Laube.

Der Tag, der wird schon spat.

Der Tag, der wird schon spat,
Mein Aug', das wird schon matt,
All Menschentreiben ist ein Traum,
Die Herrlichkeit, ich seh' sie kaum.
Mein Aug', das wird schon matt — o weh!

Mein Haar, das wird schon grau,
Und welche Zier ich schau',
Ob Lorbeerkranz, ob Dornenkron',
's ist beides wohlverdienter Lohn.
Mein Haar, das wird schon grau — o weh!

Mein Herz, das wird schon alt,
Es wird schon hart und kalt.
Es fühlt nicht Nadel, fühlt nicht Speer,
Fühlt eure Bosheit nimmermehr.
Mein Herz, das wird schon kalt, — juchhe!

P. R.

Spitze Wahrheiten.

„Ich glaube, mit manchem Herzen könnte man Diamanten schneiden." Mit dieser Meinung beginnt eine Sammlung „Aphorismen" von Emanuel Wertheimer (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt). Und in dieser Stimmung geht es fort — entlang an der Grenze von Menschenverachtung. Ich glaube, dass jeder Menschenkenner ähnlichen pessimistischen Stimmungen begegnen muss, wenn er dieselben auch nicht immer in so geistreiche Form zu bringen weiß, als es hier geschehen, aber er wird sie zu überwinden haben. In der großen Stadt Berlin, wo der Verfasser lebt, wird dieses Überwinden freilich seinen Haken haben, jedoch mehr als einen großstädtischen Menschenverächter habe ich gekannt, der draußen auf dem Lande in der Natur wieder Menschenachter geworden ist. Indessen bricht bei diesen ätzenden Aphorismen an gar mancher Stelle der Zorn, der Schmerz hervor, ein Zeichen, dass die Liebe, das Mitleid noch nicht gestorben ist.

Die prägnante Form, die in wenigen Worten manchmal verblüffend viel zu sagen weiß, unterscheidet diese Aussprüche von anderen derselben Gattung. Manchmal mag's wohl auch vorkommen, dass dem Witze oder dem Paradoxon zuliebe ein wenig über die Schnur gehauen wird. Weisheit und Humor fehlen nicht. Oft möchte man

laut „Bravo“ rufen, wenn der Nagel so recht auf den Kopf getroffen oder gewisse Eigenschaften der Leute scharf und treffend charakterisiert werden. Ein kleines Spießruthenlaufen durch das Büchlein wird nicht schaden.

Wer den Gesprächen Vorübergehender lauscht, hört zwei Worte am häufigsten: „Ich“ und „Geld“. — Die öffentliche Meinung ist oft das stärkste Band der Ehe. — Untreue ist vielleicht das stärkste Mittel gegen eine erlöschende Liebe. — Gäbe es einen freien Willen, wer würde diese Welt betreten, wer sie verlassen? — Man kennt die Menschen nicht, seit es Gesetze gibt. — Die Musik hat die literarische Bildung zurückgedrängt, sie ist eine Art geistigen Müßiggangs geworden; ihre Pflege ist daher gesichert. — Den Gutherzigen schätzt man, weil er nicht merkt, dass man ihn missbraucht. — Am kenntlichsten ist ein Ehepaar an der Unähnlichkeit mit einem Brautpaar. — In die Gesellschaft tritt man gewöhnlich als Schmeichler, bleibt als Gelangweilter und geht als Spötter. — Der Weg zu einem Orden ist oft so steil, dass man auf allen Vieren hinkriechen muss. — Man verschweigt selten, dass man ungern von seinen Wohlthaten spricht. — Man kann die Menschen nicht bessern, kann sie aber zwingen, besser zu handeln, als sie wollen. — Der Überfluss theilt mit dem Elend: Religion, Gesetz, Jenseits . . . alles, nur keine Goldstücke. — Wir machen uns fortwährend Sorgen, um keine zu haben. — Die Gefahr hebt die Standesunterschiede auf, die Sicherheit stellt sie wieder her. — Unsere Feinde sind gewöhnlich die, denen wir, oder die uns Dank schulden. — Viele erinnern nur noch durch ihren Hass, dass sie einer Religion angehören. — Die Bosheit hat etwas Aufopferndes: sie verzichtet gern auf einen Vortheil zum Nachtheil eines anderen. — Auf den obersten Stufen des Glücks begegnet man noch mehr Wünschen und Bedürfnissen als auf den untersten. — Keiner zweifelt an seinem Tod, ausgenommen der Sterbende. — Nach einem Genie ohne Geschmack kommen immer zahlreiche Geschmacklose ohne Genie. — Für den Gesetzgeber gibt es nichts Unverlässlicheres als die Religion — er setzt sie gar nicht voraus. — Die Frauen lieben lange, ehe sie's gestehen, die Männer lange nicht mehr, wenn sie's noch betheuern. — Nur das Genie hat den Muth, es nicht allen recht machen zu wollen. — Die Herablassung der Großen ist nur höfliche Verachtung. — Das Testament ist der uneigennützigste Act des Lebens: man vergisst dabei ganz sich selbst. — Ein Optimist sagte: Zu den ganz guten Menschen zähle ich schon die nicht ganz schlechten. — Sogar die Luft, könnte man sie umzäunen, hätte ihre rechtmäßigen Eigenthümer. — Man bemerkt selten so tiefsinnige Mienen wie beim Studium der Speisekarte. — Das muss man unserer Bescheidenheit lassen, keiner hält viel von seinesgleichen. — Beim Verlust eines geliebten Wesens bringen die Frauenkleider den Frauen den ersten Trost. — Das Genie bewundert leichter als die Mittelmäßigkeit. — Gewiss, die Frauen sind Räthsel, wenn sie fähig sind, uns Männer zu lieben. — Man bietet gern ein unmögliches Opfer an, um ein mögliches zu versagen. — Unsere Erzieher warnen uns erst vor Lügen, dann vor Wahrheiten. — Die Reichen lieben das Gesetz, die Armen fürchten es. — Wer weise bleiben will, thue immer Gutes und erwarte immer Schlechtes dafür. — Jede Mode ist zweimal lächerlich: am Anfang und am Ende. — Auch der Idealist malt die Venus nackt, aber der Naturalist entkleidet sie selbst ihrer Schönheit. — Höflichkeit ist ein nothwendiger Schutz gegen die Aufrichtigkeit. — Der bequemste Patriotismus bleibt: auf seine Nation stolz zu sein. — Erst dann merken die Frauen, dass sie altern, wenn alle anderen es nicht mehr merken. — Die Reichen sind mit dem Los der Armen immer zufrieden. — Für den Hartherzigen gibt es nur selbstverschuldetes Unglück. — Viele leben jetzt von der Frage, wie man die Elenden rettet, ohne ihnen helfen zu müssen. — Das eigene Unglück würde schon erträglich sein, wenn es das Glück anderer nur immer

wäre. — Man bereut immer zu spät, dass man sich im Zorn bis zur Aufrichtigkeit hat hinreißen lassen. — Staatsmänner fallen meist so glücklich, dass sie dabei bloß ihren Patriotismus verletzen. — Wie stolz wären die Menschen erst, wüssten sie, wie tief sie kränken können. — Wenn die Könige schnarchen, citieren die Höflinge geistreiche Stellen daraus. — Der Mittelmäßige schätzt an dem Genie nichts so sehr wie dessen Bescheidenheit. — Unsere Gewissenhaftigkeit geht so weit, lieber nichts, als an unrechter Stelle zu geben. — Mancher hält dich für einen Dieb, weil du dich von ihm nicht bestehlen lässt. — Ein Glück, dass die meisten wenigstens an sich denken: sie dächten ja sonst gar nicht. — Die Natur übte sich erst an den Blumen, ehe sie die Frauen schuf. — Mit Recht beklagt sich die Moral, dass der Natur die Frauen zu gut gelungen sind.

Genug an dem, das nächstemal würde ich mir von dem Verfasser ein herzfrohes Buch ausbitten. Wir arme Menschen sind vielfach „nix nutz“, dürften jedoch andererseits doch auch einige Vorzüge besitzen, die bei einem künstlerischen Schliff leuchten müssten wie Brillanten. Aber da müsste der Witz zurückstehen und der Humor vorangehen.

R.

Wider die eheliche Pflicht.

Im siebzehnten Jahrgang des „Heimgarten“ stand jener Aufsatz: „Ein bedenklicher Hochzeitsbrauch“, der so viele männliche Ehebeflissenen empört hat, während die Frauen damit einverstanden waren. Nun ist in Berlin (Verlag Hugo Steinitz) ein Werk erschienen: „Wider die eheliche Pflicht“ von Karl Theodor Schulz, welches nicht allein in Bezug auf den gedachten „Hochzeitsbrauch“ unserer Meinung ist, sondern noch weiter geht. Eine Dame schreibt über das Werk: Es ist nothwendig, dass auch einmal ein Mann seine Stimme erhebt gegen die Sünden, die im Geheimen, vor den Augen der Welt verborgen, so vielfach in der Ehe an wehrlosen Frauen begangen werden. Mit vollem Recht betont der Verfasser, dass die traditionelle Auffassung der sogenannten „ehelichen Pflicht“ unermesslichen Schaden anrichtet, und dass es durchaus nothwendig ist, mit diesem Begriff ein- für allemal zu brechen. Er bleibt hierin nicht bei Ermahnungen und Vorwürfen stehen, sondern zeigt klar und praktisch den Weg, den einsichtsvolle, veredelte Menschen in dieser Hinsicht zu gehen haben. Dass Herr Schulz bei einer derartigen sinnlichen Brutalität auch gesetzliche Strafen des betreffenden Gatten für angezeigt hält, erscheint mir etwas bedenklich, denn nach einem Strafantrag der Frau wird der Boden der Ehe zerstört sein. Ganz entschieden tadle ich aber in dem Buche die Ansicht des Verfassers, dass bei fortgesetzter Weigerung der Gattin zur Hingabe, dem Gatten das Recht zuerkannt werden müsse, sich anderweitig Ersatz zu schaffen. Wie kann man von einem Glück in der Ehe sprechen, wo der Mann geschlechtliche Freiheit hat und sie auch ausübt? Wenn beide Ehegatten den Wunsch haben, ihre Eheleben frei von allem Geschlechtlichen zu halten, so ist wohl ein eheliches Glück denkbar, aber nimmermehr, wenn der eine Theil seine geschlechtliche Befriedigung außerhalb der Ehe sucht. Ist aber in diesem Punkte keine Übereinstimmung zu erlangen, so muss die Ehe getrennt werden, da gibt es keinen Ausweg.

So finden sich in dem Buche neben neuen, glücklichen Gedanken Mängel und Irrthümer, aber immerhin muss man den Hauptgedanken des Werkes beistimmen.

Rosa Stolle.

Innthaler Schnalzer.

Gedichte in Tiroler Mundart von Karl Schönherr.[1])

Bei üns derhoam schnalzt's.

Bei üns in Tirol isch es Modi,
Do weard gearn g'schnaggelt und g'schnalzt,
Bei'n Ranggeln, bei'n Tonz'n, bei'n Schiaß'n,
Und wenn d'Bäurin die Nudl guat schmalzt.

Mit'n Schnalz'n lockt d'r Oarhuhn[2]) die Henna,
('n Jag'r freili a dört und do,)
Und hockt a löbfrischer Bua bei an Diand'l,
Geits a gearn Schnalzerlen o.

Ös kennt's wohl die G'schicht' vun die Tiroler,
Bis viarz'g Johr sein's batscheti[3]) Leut' —
Dört thuats nar an jaggr'sch'n Schnalzer,
Und do sein mer afi oamal kreuzg'scheid.

A Tiroler der hat halt dös Guati,
Dass er überhaup' g'scheid amol weard —
I wart' iatz' a scho afi mein Schnalzer —
Oder hun i'n öpper gor überheart?

* * *

Der Geck.

Mei nuiar Knecht, isch dös a Geck,
Dear Kerl muaß mer wieder wöck.

Die Pfoat, dö wechselt er alli Woch'n,
Und göster' hat er noch Zigar'n g'roch'n.

A Zahndbürstl hat er a, dö Sau,
Do heart si d' Gmüatligkeit scho au'.

Heunt hun i'n amol richtig dertappt,
Hat nit gor der Spreizer a Schneuztüachl g'habt.

Dear verdörbet miar d' Leut' nochanond,
Wur'[4]) bald Niamed meahr schneuz'n mit der Hand.

Dear Kerl muaß mer wieder wöck,
I leid' koan söllen Geck.

* * *

Die nuie Kirch'n.

„Ja, Jos", sagt der Pfarrer, „so geahts halt, schau',
Iatz' hun i mi plagt mit 'n Kirch'nbau.
Und Enk ischt umadum wieder nix recht,
Der Thurn ischt z'nieder, der Hochaltar z'schlecht.
Dös hun i iatz' für die Müah und die Plog',
Undank ist Welt Loahn, so wia i halt sog'".
„Na, na", sagt der Josl, „dössell derfts nit moan',
Es gibt woll a Leut', dö die Kirch' lob'n thoan,
Und dös weard bei üns scho ganz allgemoan g'sagt:
Iatz' hob'n mer a Kirch' dö koa Tuifl vertragt,
So an Saggeraments Thurn und a höllisches Dach
Und die verdammt viel'n Heilig'n und's verteufelti G'mach[5]),
Und der Hoachaltar mit sein malefiziaubern G'mol[6])
— Ja verfluachteri Kirch'n geits koani in Thol."

* * *

Die folgsamen Leut'.

Der K'rat hat in der Prödig' g'sagt:
„Mit'n Kreuzer muaßt's sparn unhöb'n!"
Drauf hab'n ihm d' Leut' bloas[7]) Hos'nknöpf'
In'n Kling'lbeut'l göb'n.

A dummi Frog'.

Der Franzl fragt 's Nannele hinter der Stiag':
Megst mer nit sog'n,
Wos muaß i iatz' thoan, dass i a Bussl kriag'?"
„Nit so dumm frog'n!"

* * *

Der Ad'l.

„Was ischt denn dös, der Ad'l?"
Fragt der kloani Sepp sein Votern.
„Siechst, Bua, dös ischt so a erblig's Zuig,
Wia der Typhus und die Blotern!"

Wia die Leut' röd'n!

Wia decht die Leut' schlecht röd'n,
Dös ischt a wahri Schond'!
Wenn Zwoa drei lödigi Kinder hab'n,
Hoaßts üb'rol glei':
Dö hab'n a Gspusi[8]) mitanond.

* * *

---

[1]) Aus dessen Sammlung „Innthaler Schnalzer. Gedichte in Tiroler Mundart." Leipzig. H. Haessel. 1896. Wir glauben, dass vorstehende Proben manchen Freund von Dialectpoesie veranlassen werden, sich das Büchlein zu gönnen. Die Red.

[2]) Auerhahn. [3]) ungeschickt, dumm. [4]) würde. [5]) Machwerk. [6]) Malerei. [7]) nur. [8]) Verhältnis.

In den Punkt.

Der Wiarisfranz hat mi außig'schmiss'n,
Und geit mer no an Tritt —
Dös hatt' mer gor koa bisl g'macht,
— Empfindlig bin i nit.

Ob'r a Grobheit hat er a no g'sagt,
Dös hat mi gift dervun;
In den Punkt kenn' i gor koan G'spaß:
I nimm koa Grobheit an.

Trumpf aus!

Ein Schweizerschwank.

Im sogenannten Studierstüblein des protestantischen Herrn Kaplan saßen, trotz vorgerückter Stunde, ihrer drei beim „Jass" (schweizerisches Kartenspiel). Die Lampe strömte ein dämmerig Licht aus, war sie doch mit einem altväterischen grünen Schirm, mit verblassten Rosen geschmückt, ein ehemalig' Geschenk einer Nichte. Neben der Lampe stand der massive Steinkrug, den der Hausherr, der Herr Kaplan, schon zum drittenmale füllen gieng. Jugendlich war keins der drei Gesichter, der Herr Kaplan selbst, trotz blühendster Gesichtsfarbe, litt bedenklich an Haarmangel und seine beiden Freunde, der Weinhändler mit behaglichem Gesicht und der Müller mit seinem breiten Rücken, zeigten auch die Spuren des Alters.

Jung waren sie miteinander gewesen und miteinander haben sie manch tollen Streich verübt, der ab und zu, beim fröhlichen Zusammensein in Erinnerung gebracht wurde. Der Weinhändler und der Müller blieben in der Stadt, während der Herr Kaplan auf eine Landpfarre kam und oft von den beiden Freunden heimgesucht wurde.

So saßen sie auch heute, wie schon oft, beim Kartenspiel; ein schwerer Seufzer entrang sich den Lippen von Hochwürden und noch einer, und endlich machte er sich Luft, indem er sagte: „Na, jetzt wird's mir zu bunt, mein Weinfassel trinkt ihr mir noch ganz leer, und meinen — Beutel, den leert ihr, dass —; jetzt hab' ich's satt und wo soll ich armer, geplagter Landgeistlicher das Geld hernehmen, das viele Geld!" Die beiden anderen lachten darob und der Weinhändler klopfte dem Herrn Kaplan gemüthlich auf die Schulter und meinte: „Nun, nun, wo bleibt deine Sanftmuth? Da haben wir's wieder einmal, uns wird die in allen Tonarten gepredigt, aber der Herr Pfarrer, der braucht sie wohl nicht, 's thut's, wenn er's den Leuten sagt!" — Gelacht haben alle drei, aber mit verdrießlichem Gesicht sagte der Herr Kaplan nach einem Weilchen: „Ihr zwei Stadtvögel habt gut reden, 's gienge alles noch, aber heute ist Samstag, morgen neun Uhr soll ich predigen; Ihr kommt da fidel angewalzt und ich habe keine Predigt vorbereitet" — Der Müller, ein rechter Pfiffikus, stieß den Weinhändler am Arm und sprach breit und behaglich schmunzelnd: „Du, Nazi, meinst, das wär' doch auch das Geld wert, wenn wir dem Kaplan sagten, er sei mit uns wett, wenn er in der morgigen Predigt dreimal „Trumpf aus" sage!" Gesagt, abgemacht, dem Kaplan sollte die Spielschuld geschenkt sein, wenn er's thue, und da stunden die drei auf, der Herr Kaplan leuchtete ihnen eigenhändig in ihre Schlafstube und gieng dann in die seine hinunter.

Oben aber lachten die beiden Freunde noch lange, ergötzt über den Einfall des Müllers, und mit Spannung sahen sie dem kommenden Morgen entgegen. Unten aber war's dem Kaplan gar nicht so behaglich zumuthe, eine Lösung schien ihm so schwer, und ebenso schwer drückte ihn die Spielschuld, — kurz, es war auch alles krumm gegangen heute, zu was mussten die beiden denn gerade heute kommen. Unter solchen Reflexionen schlief er doch endlich ein, erwachte dann am Klopfen seiner Haushälterin, die wohl wusste, dass der Schlaf des gnädigen Herrn gewöhnlich lange dauerte, wenn seine Freunde den Abend bei ihm verbrachten. So verdrießlich sein Gesicht

anfänglich war, fiel ihm doch gleich der gestrige Abend wieder ein, — so behaglich zog es nun über sein ganzes Gesicht, ein guter Einfall schien ihm gekommen zu sein. In die Kirche gehend, verlor sich das leise Lächeln um die Lippen Hochwürdens nicht und manch' eines seiner Pfarrkinder meinte, heute sei Hochwürden ganz besonders rosiger Laune. Oben auf der Kanzel angekommen, ließ er den Blick über die versammelte Gemeinde gleiten und hinten in der Ecke, im Schatten eine Säule, sah er die schadenfrohen Gesichter seiner beiden Freunde. — „Ja, ihr lacht zu früh, ihr dort hinten, sprach der Geistliche zu sich selbst, ich will mich schon aus der Patsche ziehen!“ — Da verlas er das Evangelium des guten und schlechten Hausvaters, an dieses anknüpfend, führte er aus, wie besorgt und genügsam ein guter Hausvater sei, wie er als erstes für seine Familie sehe, das Wirtshaus meide, das Spiel fliehe und zurückgezogen lebe, seine Mitmenschen in Ruhe und Frieden lasse u. s. w. Und im Stillen nach den beiden Schadenfrohen neben der Säule blickend, dachte er, das sei auch ein „Merksmax“ für die beiden. Da fieng er an, den schlechten Hausvater zu schildern und da wurde Hochwürden warm. Zum Schlusse wurde er so eifrig, dass selbst die, welche zu schlafen pflegten, während der Predigt höchst erstaunt ihre Augen rieben und zur Kanzel empor sahen: „Vom schlechten Hausvater hört man kein gutes Wort!“ führte Hochwürden die Predigt weiter aus, „kein Dankegott, nichts dergleichen, dem ist das Wirtshaus der Himmel, der Wein der Herrgott, und s' Kartenspiel, ja 's Kartenspiel die Seligkeit, da ist ein Fluchen und Schwören, und dazwischen hört man nur: ‚Trumpf aus!‘ ‚Trumpf aus‘ und nochmals ‚Trumpf aus!‘ — Hinten neben der Säule regte sich was, der Kaplan blickte hin, ein Lächeln konnte er nicht verwehren, die beiden Freunde schoben ab. Nun schloss er seine Predigt mit Ermahnungen, dem Beispiele des guten Hausvaters zu folgen und manch einer seiner Gemeindekinder fand es schier verwunderlich, dass der Herr Kaplan heute so feurig gepredigt, g'rad, als ob er's erfahren hätte, was ein guter und schlechter Hausvater sei.

Im Pfarrhaus drüben warteten seine Freunde nicht ab, bis er heimkehrte, den Triumph wollten sie ihm nicht gönnen, dass sie überlistet worden seien; und blicken ließen sie sich in der nächsten Zeit auch nicht, später aber haben sie noch oft zu „Dritt“ herzlich über das „Wettmachen“ gelacht. R. Gutersohn.

Auch von mir hat der König geredet.

Eine Dorfgeschichte.

Beinahe unbegrenzt war die Liebe und Verehrung, mit der man im Sachsenlande an dem alten König Johann hieng. Seine Schlichtheit und Seelengüte eroberte ihm die Herzen.

Einst hatte König Johann dem Vogtlande seinen Besuch angesagt und in Aussicht gestellt, auch ein abgelegenes Dörfchen — wir wollen es Schönberg nennen — mit zu beehren. Die Freude der Landleute war groß, und tagelang bereitete man alles auf einen würdigen Willkommen vor.

In Schönberg lebt noch heut' ein betagter ärmlicher Mann, der in der ganzen Gegend als ein Original bekannt ist. Wir wollen ihn Biedermann nennen. Freund Biedermann ist Nachtwächter, Todtengräber, Polizeidiener, Gemeindebote, alles in einer Person und hat all diese Dienste jahrzehntelang, trotz kargen Lohnes, in größter Treue verwaltet. Sein mäßiges Einkommen zwang ihn von jeher, alles, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, selber zu machen. Er kochte sich selbst, er zog

sich seinen Bedarf an Kartoffeln selbst. er hatte seinen „Viehstand" selbst — Karnikel waren's — er machte sich seine Stiefel, Röcke und Hüte selbst. Letzteres läſst vermuthen, daſs er nicht immer nach dem Modejournal gekleidet einhergieng; und wer ihn heute zum erstenmale in seiner Gala sieht: selbstgemachte Stiefel, Bergmannskutte mit Grenadieraufschlägen, thurmhohen Czako mit wehendem Federbusch, einen Säbel an der Seite, bei üblem Wetter wohl auch ein „Regenparaplü" in der Hand — der kann sich eines leisen Lächelns nicht erwehren. Aber hinter dieser seltsamen Vermummung schlägt ein treues Herz, und es gibt keine bravere Seele, keinen wärmeren Patrioten als unseren Biedermann.

Ist etwas im Dorfe los, der Einzug eines neuen Pfarrers oder Lehrers, eine große Kindstaufe, eine noch größere Trauung oder eine ganz große Leiche, da ist Freund Biedermann allezeit am Platze, sei es in seiner amtlichen Stellung oder nur — zur Verschönerung des Festes. Kein Wunder, daſs er auch bei der Ankunft König Johanns schon Stunden vorher in vollstem Wichs in dem Bewuſstsein seiner zahlreichen Würden und Ämter auf dem Markte auf und ab schritt. Wie jauchzte sein Herz, als er des geliebten Fürsten ansichtig ward, des Mannes, von dem er schon so viel gehört, den er jedoch noch niemals gesehen hatte. Sein größter Stolz aber war's, daſs nicht nur der Rittergutsbesitzer und der Pfarrer, nicht nur der Gemeindevorstand und der Lehrer, sondern auch er, der Nachtwächter, Todtengräber, Polizeidiener und Gemeindebote Johann Biedermann, des Königs Aufmerksamkeit erregte. Als nämlich der König dem Marktplatz sich nahte, fiel sein Blick unwillkürlich auf die seltsame Erscheinung mit dem Bergmannskittel und dem thurmhohen Czako nebst Säbel und Regenschirm. Er verzog die Lippen zu heiterem Lächeln und wandte sich rasch an seinen Begleiter mit der Frage: „Sagen Sie, wer ist denn dort das komische Männchen?", worauf ihm denn die Antwort ward: „Majestät, das ist Biedermann, des Dorfes Wächter."

Die Frage des Königs ward dem braven Schönberger hinterbracht, und er war selig, daſs ihn sein König eines so huldvollen Blickes gewürdigt und sich so freundlich und herablassend nach ihm erkundigt habe. —

So oft ein Fremder ins Dörflein kommt und Biedermann so glücklich ist, im Wirtshaus ihm seine Aufwartung machen zu dürfen, da erzählt er außer anderen Stücklein aus seinem Leben auch dies: „Wie der alte König Johann einmal im Orte war, da hat er auch von mir geredet", und seine alten Augen leuchten und geben dem nicht gerade schönen Manne ein eigenthümlich anziehendes Aussehen. Gibt nun der Fremde seinem Zweifel darüber Ausdruck, daſs ein gekröntes Haupt von einem Nachtwächter gesprochen haben soll und fragt: „So! so! Was hat denn der Fürst von Ihnen gesagt?" so lautet die Antwort regelmäßig: „Wer ist denn dort das komische Männchen?" — und die Umsitzenden hören die alte Geschichte immer wieder gern mit an. Blanckmeisters „Sachsenspiegel".

Nachtwächterlied,

wie es vor fünfzig Jahren in der kleinen Landstadt O.. gesungen worden.[1])

Hört's, ihr Herrn, und laſst's euch sag'n:
Der Hammer, der hat neune g'schlag'n.
Kein braver Mann bleibt länger aus,
Denn Frau und Kinder warten z'Haus.
Ein kleines Nachtmahl, dann ins Nest;
Fruh bei der Arbeit, ist das Best'.
Hat neune g'schlag'n!

Hört's, ihr Herrn, und laſst's euch sag'n:
Der Hammer, der hat zehne g'schlag'n.
Mit gute' Freund und g'scheite' Herrn
Verplaudert man sich gar so gern;
Nur manchmal schweigt das Weib dazu.
Jetzt marsch nach Haus und gebt's ein Ruh!
Hat zehne g'schlag'n!

[1]) Aus J. Wichners demnächst erscheinender reichhaltiger, handschriftlicher Sammlung von Liedern und Stundenrufen der Nachtwächter.

Hört's, ihr Herrn, und lasst's euch sag'n:
Der Hammer, der hat eilfe g'schlag'n.
Jetzt steigt der Wein schon ins Gehirn,
Man hört nur schrei'n und disputier'n;
Nun gleich nach Haus im Hundetrab,
Dort setzt's ein' Brummelsuppen ab!
Hat eilfe g'schlag'n!

Hört's, ihr Herrn, und lasst's euch sag'n:
Der Hammer, der hat zwölfe g'schlag'n.
Ist das zum z'Haus geh'n wohl ein' Stund'?
Wo bist du g'west, du Lumpenhund?
Versaufst das Geld, als hätt'st du's g'stohl'n?!
Ich lass' dich mit der Wacht noch hol'n!
Hat zwölfe g'schlag'n!

Hört's, ihr Herrn, und lasst's euch sag'n:
Der Hammer, der hat ein Uhr g'schlag'n.
Der eine singt, der and're schlaft,
Die andern trinken Bruderschaft,
Ihr Lumpen, geht und macht zu Haus
Aus ein paar Watschen euch nichts draus!
Hat ein Uhr g'schlag'n!

Hört's, ihr Herrn, und lasst's euch sag'n:
Der Hammer, der hat zwei Uhr g'schlag'n.
Die Rechten sitzen itzt beinand',
Sie halten 's Lumpen für kein' Schand.
Ein Lump bin ich, bist du, ist er,
Drum bringt's noch mehr zum Trinken her!
Hat zwei Uhr g'schlag'n!

Hört's, ihr Herrn, und lasst's euch sag'n:
Der Hammer, der hat drei Uhr g'schlag'n.
Die Frau, die schließt das Zimmer zu,
Der Mann, der pflegt im Stall der Ruh.
Schlaf zu! Wer schwelgt in später Stund',
Der kommt noch sicher auf den Hund!
Hat drei Uhr g'schlag'n!

Bücher.

Das ewige Licht. Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers. (Leipzig. L. Staackmann.) Ein Nachwort vom Verfasser.

Da es unterlassen worden war, zum genannten Werke ein Vorwort zu schreiben, so wird nun ein Nachwort nöthig. „Vorwort wie Nachwort unpassend, ein Kunstwerk muss für sich selbst sprechen." So höre ich scharf entgegnen. Es sind dieselben, die zu den Classikern ganze Bücher als Commentare schreiben. Wenn schon die Großen mit ihrer classischen Klarheit derlei benöthigen, um wie mehr erst die Geringen von heute, im Jahrhundert literarischer Wirrsal! Eine Empfehlung ist es gewiss nicht für ein poetisches Werk, wenn der Dichter noch extra sag'n soll, was es bedeutet. Ganz so schlimm steht es in unserem Fall auch nicht, doch ein kleines Leitmotiv zur Auffassung des Buches wird kaum schaden. Was wollte der Verfasser mit dem „Ewigen Licht"? Wollte er nicht das Zusammenprallen zweier Culturen schildern? Nicht den Untergang der alten Zeit und das gewaltige Anstürmen der neuen? Ein grandioser Stoff! In einem Bande unmöglich zu bewältigen, in ein Hochgebirgsthal nicht zu zwängen, in ein Menschenherz nicht zu concentrieren! Der Verfasser hat Schauplatz und Umfang enge begrenzt und das Centrum ins Gemüth eines Landpfarrers gelegt. Also wollte er den Riesenstoff als solchen nicht ausnützen, konnte es auch nicht. Er wollte vor allem den Eindruck und den Conflict schildern, den das Aneinanderprallen zweier Culturen in dem Herzen eines einfältigen, christlichen Priesters hervorbringen kann. Die ganze Bewegung konnte also nur vom Standpunkte dieses Priesters aus dargestellt werden, es durfte nur das Gestaltung finden, was von diesem Gesichtspunkte aus gesehen wird, und wieder nur so, wie es sich gerade in der Seele des katholischen Pfarrers spiegelt. Dafür erschien dem Verfasser nur das Tagebuch als die richtige Form. Sie war die leichteste und gebotenste, sie ist in Bezug auf den Helden die subjectivste und in Bezug auf den Autor die objectivste Form.

Ist „Das ewige Licht" ein Tendenzwerk? Doch nur in einem gewissen Sinne. Dem Verfasser hat's eben gefallen, das Leben und Leiden eines Gebirgspfarrers, wie es sich im Angesichte moderner Entwickelung und Ereignisse wohl gestalten kann, zu versinnlichen. Ob er seine eigenen Meinungen dem Pfarrer in die Feder dictiert hat, oder diesen wie eine dichterische Gestalt vorführen wollte? Ein Kritiker mit künstlerischen Voraussetzungen musste wohl letzteres annehmen. Dass eine Dichtergestalt Blut vom Blute des Autors ist, bestreitet ja niemand. Dass diesem Verfasser sein Waldpfarrer Wolfgang Wieser sympathisch ist, wird leicht erkannt werden, und dass er seiner Natur nach wahrscheinlich selbst ähnlich gedacht, gefühlt und gehandelt haben würde, wenn er der Waldpfarrer unter denselben Umständen gewesen wäre, lässt sich auch vermuthen. Muss die Dichtung deshalb ein Tendenzwerk im unliterarischen Sinne

sein? Wenn einer der Recensenten gesagt hat, Rosegger sei mit diesem seinem neuesten Buche ins clericale Lager übersiedelt, so hat er gerade so recht und so unrecht als jene Kritiker anderer Werke hatten, die wegen der naturgetreuen Schilderungen mancher Frevelhaftigkeiten des Volkes den Verfasser als den Frevler anklagten. Man hat ja doch Ästhetik getrieben, man sollte zwischen der Person eines Dichters und seiner literarischen Gestalten unterscheiden lernen. Ein clericaler Besprecher des „Ewigen Lichtes" rief, nachdem er diesmal dem Buche wärmste Anerkennung zutheil werden ließ, kopfschüttelnd aus: Wir verstehen Rosegger nicht! — Allerdings, sie haben ihn nie, oder nur selten verstanden. Der Geist, der in diesem Buche ist, durchweht doch alle seine Schriften, die auf religiösem Gebiete spielen! Sie haben es nicht gesehen. Wenn „Das ewige Licht" eine kleine Aufhellung zuwege brächte, so wäre das ganz erfreulich. — Wenn Menschlichkeit und Christenthum eine Tendenz ist, so habet ihr einen Tendenzschriftsteller hier allerdings vor euch, besonders dort, wo im Leben die Menschlichkeit zu verthieren, das Christenthum zu veräußerlichen droht. — Irgend ein leitendes Programm wird wohl auch der Kunstbeflissene haben müssen. Tendenzwerke im Sinne absichtlicher Lehrhaftigkeit pflegen einseitig zu sein. Kann das vom „Ewigen Lichte" im allgemeinen gesagt werden? Es sind recht viele sich widerstreitende Individualitäten da. Dem gut katholischen Pfarrer Wieser steht der kirchenlose Waldchrist Rolf gegenüber. Dem armen Kirchensprengel St. Maria im Torwald steht das reiche, weltlustige Kloster Alpenzell gegenüber. Dem egoistischen Welt- und Geldmanne Ritter von Yart steht sein gerechtigkeitsliebender Sohn Josef gegenüber, wobei das Judenthum von zwei Seiten Beleuchtung erfährt. Dem Küster Karl, der heimlich Atheist ist, während er sein kirchliches Amt mit größter Gewissenhaftigkeit besorgt, steht gegenüber der faule, neidische, boshafte Betbruder Christl. Dem armen, arbeitsamen, ewig zufriedenen, heiteren Stein-Franzl steht gegenüber sein Sohn Luzian, der halt- und friedlose Phantast und Arbeiteragitator. Dem tüchtigen altständigen Dorfrichter Eschgartner steht gegenüber der neuzeitlüsterne, windige Zaunstieglhofer. Dem jungen, frischen Dirndl Ottilie, das harmlos munter in die neue Zeit hineinschaut, steht gegenüber die hundertjährige Gralin, die nur von ihrer Vergangenheit träumt. Dem ausschweifenden Aushilfscooperator, dem Säufer und Spieler, steht gegenüber der treue Priester Steinberger, der am Beichtgeheimnisse stirbt. Dem feigen und dummen Tagedieb Peter Heissel steht gegenüber der unheimliche Bösewicht Hoisel, der seine Unthaten unter dem Mantel eines demüthigen Büßers zu verbergen weiß. Dem in seinen musikalischen Idealen vergeistigten Schulmeister Kornstock steht gegenüber der athletische Kraftprotze Lehrer Uilaky. Dem Cultus des „ewigen Lichtes" in der Kirche steht gegenüber der Cultus des Naturschönen in der Touristik. Und dem alten, schlichten, fleißigen, christlichen Gemeinleben im Torwald endlich steht gegenüber die Genussucht und Frivolität der städtischen Touristen und Sommerfrischler, die Unzufriedenheit, Noth und Brutalität der Fabriks- und Bergarbeiter. Und als erstes und letztes: dem Eigennutze gegenüber steht die Liebe. — Aber freilich stehen sich all diese und noch andere Gegensätze so gegenüber, wie sie sich in dem Haupte eines christkatholischen Landpfarrers gegenüberstehen können. Der Hauptgegenstand dieser Dichtung ist und bleibt der Pfarrer Wolfgang Wieser und nicht das, was er in sein Tagebuch schreibt. Ein warmes, naives Menschenherz als Brennpunkt der Zeit.

Die erste Niederschrift des „Ewigen Lichtes" erschien im „Heimgarten". Für die Buchausgabe konnte es derart frei bearbeitet und erweitert werden, dass nahezu ein neues Werk daraus entstand. Aber je weniger nach außen hin geschieht, desto mehr vertieft sich für den Pfarrer Wolfgang der Conflict, der vor allem bestimmt ist, unser Interesse in Anspruch zu nehmen. Der Pfarrer geht als Person unter, aber nicht so sein Ideal, die Liebe. Wie Rolfs Sonne am Himmel, so strahlt dieses Licht christlicher Nächstenliebe hinüber in kommende Jahrhunderte. Es wird also zu bedenken sein, ob die Dichtung trotz ihres tragischen Ausganges pessimistisch genannt werden darf?

Gerne wird dieses neue Buch mit den „Schriften des Waldschulmeisters" verglichen. Die einen sagen, es sei unvergleichlich, und vergleichen; die anderen meinen, es hätte mit diesem keinen Vergleich aus, und vergleichen doch. Es **kann** mit dem „Waldschulmeister" verglichen werden, aber nicht gerade deshalb, weil beide die Tagebuchform haben, oder weil beide im Waldgebirge spielen — es verbindet sie eine tiefer liegende Einheit. Im „Waldschulmeister" wird die Gemeinde gegründet, hier geht die Gemeinde unter. Dieses Untergehen eines Gemeinwesens hat der Verfasser nun das drittemal geschildert. Aber die Ursachen und die Ereignisse sind grundverschieden. Im mittelalterlichen „Gottsucher" führen religiöse Irrthümer zum Untergang, im „Jakob dem letzten" sind es politische und wirtschaftliche Verhältnisse, im „Ewigen Licht" ist es die Weltmode und die Sittenlosigkeit, die das Verderben herbeiführen. Und in jeder der unseligen Gemeinden verblutet ein Menschenherz.

Damit wäre nun so etwa die Art der Tendenz angedeutet, die den Autor leiten mag, die Aufgabe gekennzeichnet, die er sich gestellt hat, oder der er sich während eines nie

rastenden Schaffensdranges bewusst geworden ist. Es mag auch sein, dass er vielfach unbewusst darauf hingearbeitet hat, auf dass es ihm und anderen gestaltlich werde, wie der Zeiten Wandel sich vollzieht. — Das Wollen ist nun bekannt, ob, oder in welchem Grade die Aufgabe künstlerisch gelungen ist, darüber sollen andere entscheiden. Am besten vielleicht, wenn es ohne viel Doctrin, aber mit umsomehr persönlicher Empfindung geschieht.

Die Althofleute. Roman von Ludwig Hevesi. Mit Illustrationen von Wilhelm Schulz. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.) Wenn die Handlung in der Art dramatisch und anhaltend spannend wäre, wie die Kleinmalerei in der Charakteristik der handelnden Personen meisterhaft ist, so wäre es ein classisches Werk. Ein Buch voller Frische und Humor ist es immerhin, jedes einzelne Capitel für sich ein Juwel. M.

Wo ich war und was ich sah. Erinnerungen von Otto Sommerstorff. (Berlin. Hugo Steinitz.)

Ein halb Dutzend selbstverfasster Bände (bei eigener Ausmusterung) würde ich dafür geben, dieses Buch erlebt und geschrieben zu haben. Der Künstler hatte mit dem Director der Berliner Sternwarte, Herrn Dr. Meyer, und dem Maler Kranz im Jahre 1893 von Berlin aus eine Reise nach Amerika gemacht, zur Weltausstellung in Chicago, zum Yellowstone-Park und bis zum Stillen Ocean. Diese Reise nun erzählt Sommerstorff in dem oben genannten Buche, fein und geistreich, wie ein Schriftsteller von Profession es nicht besser könnte. Dabei ein scharfes Auge für das Charakteristische und ein warmes Empfinden für die Schönheiten und das Leben fremder Völkerschaften. Habe mich beim Lesen des Buches so lebhaft in die Reise mit eingesponnen, dass ich alle Stimmungen derselben wie Selbsterlebtes mitempfand, ja mehr noch, ich bekam in Californien, in den Urwäldern der Siera Nevada und im chinesischen Viertel zu St. Francisco so heftiges Heimweh, dass ich bis spät in die Nacht hinein las, um noch am selben Tage nach Hause zu kommen. Aus der schlichten, klaren Darstellung von Dingen, die ja schon früher beschrieben worden sein mögen, athmet eine Persönlichkeit, und darin liegt der eigentliche Wert eines solchen Buches, besonders wenn die Persönlichkeit so überaus sympathisch ist, wie hier. R.

Kriegserinnerungen eines preußischen Officiers 1870/71. Von Edgar von Ubisch. (Berlin. E. Siegfried Mittler u. Sohn. 1896.)

Es ist nicht das Werk eines zünftigen Schriftstellers, und ein gut geschulter Stil gehört nicht zu den Vorurtheilen des Verfassers. Aber die Schrift hat Persönlichkeit, Rasse, Eigenart. Wie viel Abenteuer, wie viele Leiden schon dieses einen Soldaten! Doch den Humor ließ er sich nicht ausgehen, und die menschliche Warmherzigkeit auch nicht, die mir übrigens dort am besten gefällt, wo er der Tugenden des Feindes gedenkt. Den Höhepunkt erreicht das Buch in den Schilderungen des Gefangenschaftslebens, die voller Anschaulichkeit sind und eine Menge interessanter Einzelnheiten enthält. Leuten, die sich für das Kriegsleben begeistern können, und solcher gibt es im Frieden stets mehr, als im Kriege, kann das Buch auf das beste empfohlen werden. R.

Die zweite Folge des Dr. **Gaedertz**'schen **Reuter-Buches** ist soeben versandt worden. Bot schon der erste Theil eine höchst interessante Fülle von anheimelnden Einzelheiten aus dem aufsteigenden Lebenslauf des großen Humoristen, geschmückt mit sechzig Porträts, Ansichten und Skizzen aus Reuters Leben, so kann man die zweite Folge noch reicher ausgestattet nennen. Der Band enthält u. a. die von Reuter in Pastell gemalten Porträts des Festungs-Commandanten von Dömitz, Oberstlieutenants von Bülow, seiner Frau und vier seiner Kinder. Zum erstenmal bringt Gaedertz in diesem Bande herzlich anmuthende Mittheilungen über die Zeit, die Reuter auf der Festung Dömitz verlebte. V.

Nansens Abschied von der Heimat. Nansen und seinen zwölf Begleitern, die uns in der soeben ausgegebenen dritten Lieferung von „**In Nacht und Eis**“ (Leipzig. F. A. Brockhaus) einzeln vorgestellt werden, mag der Abschied von der Heimat schwer genug gefallen sein. Mit Stolz und inniger Liebe hängt der Norweger an seinem Vaterlande, und Nansen vor allem ist ein echter Norweger. Bei allem Wagemuth, der ihn hinaustreibt, für die Wissenschaft unter Hintansetzung des Lebens das Unbekannte zu erforschen, hat die Liebe zur Heimat und zu den Seinen einen sichern Platz in seinem Herzen. Dieser Charakterzug Nansens tritt ebenso lebhaft hervor wie seine humoristische Ader, die sich in den schlimmsten Lagen geltend macht Welch tiefe Empfindung liegt darin, wenn Nansen schreibt: „Nun ein letzter Gruß dem heimatlichen Hause, das dort auf der Landzunge liegt. Vorn der glänzende Fjord, Tannen- und Fichtenwald ringsum, lachendes Wiesenland und langgezogene waldbedeckte Gipfel dahinter. Durchs Fernrohr sah ich eine weiße Gestalt schimmern auf der Bank unterm Fichtenbaum — — Das war der schwerste Augenblick der ganzen Fahrt.“ V

Wie der Deutsche spricht. Phraseologie der volksthümlichen Sprache. Ausdrücke, Redensarten, Sprichwörter und Citate aus

dem Volksmunde und den Werken der Volksschriftsteller. Gesammelt und erläutert von S. Hetzel. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1896.)

Für Sprachfreunde eine hochbeachtenswerte Schrift. R.

Innthaler Schnalzer. Gedichte in Tiroler Mundart von Karl Schönherr. (Leipzig. H. Haessel. 1896.)

Unter obigem, einmal wahrhaft gutem Titel hat der junge talentvolle Tiroler Schriftsteller Schönherr eine Sammlung von Mundartgedichten veröffentlicht, die vielen gefallen wird. Mit Ausnahme einiger Unbeholfenheit in der Form, gehören dieselben zu den echtesten der Gattung. 's ist Bauernblut! Die behandelten Anekdoten sind zwar durchaus nicht immer originell, was bei künstlerischer Neubehandlung auch gar nicht nöthig ist, aber einige Bauernzüge sind so urwahr und treffend, dass schon deshalb der Wert dieser Sammlung anerkannt werden muss. M.

Deutsches Mädchenbuch. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für junge Mädchen. (Stutigart. K. Thienemann.)

Dieses von vielen namhaften Schriftstellern und Schriftstellerinnen getragene und mit zahlreichen guten Bildern versehene Werk ist so recht ein herziges Jugendbuch, um das nicht allein meine Mädchen, sondern auch meine Knaben flott sich gerauft haben. Es enthält prächtige Erzählungen und Märchen, sogar ein feines Lustspiel, es enthält schöngeschriebene Lebensgeschichten von Richard Wagner, Albrecht Dürer, Peter Rosegger und andere, es enthält Naturgeschichtliches, z. B. über Schwämme, Reisebilder aus dem Schwarzwalde, und natürlich auch Gedichte. Und es enthält endlich Belehrungen über allerlei weibliche Kunstfertigkeit und Beschäftigungen, Monogramm- und Weißstickerei u. s. w. und sonst vieles zum Zeitvertreib, als Räthsel, Spiele, Zaubereien und anderes. Wenn dieses schöne Jugendbuch für das vergangene Weihnachtsfest zu spät gekommen ist — bei uns stellte es sich erst knapp um Neujahr ein — so kommt es fürs nächste und für allerhand Geburts- und Namensfeste früh genug. Das Buch bleibt lange neu und ewig jung. M.

Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Erster Jahrgang. (Berlin. Th. Schoenfeld. 1896.)

Wenn Jahrbücher, wie sie sich in der Stadt eingebürgert haben, sich auch auf dem Lande einbauern wollten, so wäre das nur dann ein Gewinnn, wenn die Jahrbücher ähnlicher Natur wären, wie dieses Volksbuch, welches auch im deutschen Süden bald Nachahmung finden sollte. M.

Im Verlage von H. Starke, Großenhain, wurde ein hochinteressantes Werk ausgegeben: **Das heutige Griechenland.** Von Gaston Deschamps. Übersetzt von Oberlehrer Dr. P. Markus. Der Verfasser bietet hier in geistvoller Sprache eine ebenso genaue wie umfassende Darstellung des zeitgenössischen Griechenlands. V.

Schule und Haus. Eine Zeitschrift, welche sich der idealsten Aufgabe des deutschen Volkes widmet, die den Zweck verfolgt, Erziehung und Unterricht auf eine gesunde, wissenschaftliche Grundlage zu stellen, welche den Eltern in allen Erziehungsfragen mit fachmännischem Rathe an die Hand geht, Winke und Weisungen gibt, wie man Kinder in vernünftiger Weise zu guten, fleißigen und klugen Menschen erzieht, wie man kindliche Schwächen, geistige Mängel bekämpft — eine solche Zeitschrift soll in jedem deutschen Hause als theuerer Schatz freundliche Aufnahme finden. (Zu bestellen: Wien, III/1, Streichergasse Nr. 10.)

Die Krabbe'sche Drei-Mark-Bibliothek für junge Mädchen bringt zum diesjährigen Weihnachtstisch in schönem, reichem Gewande: **„Wollt ihr's hören?“** Erzählungen für junge Mädchen von Adelheid Wildermuth. Nichts ist so schwierig, als die richtige Auswahl der Lectüre für die heranwachsende weibliche Jugend. Um so mehr freuen wir uns, in diesen Büchern eine vortreffliche, Herz und Gemüth der Jungfrau fesselnde und veredelnde Lectüre empfehlen zu können. V.

„Für die Jugend des Volkes“ ist der Titel einer vom Wiener Lehrervereine herausgegebenen Kinderzeitschrift. Vor uns liegt das soeben erschienene Jännerheft des 1897er Jahrganges. Tüchtige Pädagogen und Künstler haben sich hier zusammengethan und zur Freude und Belehrung der Jugend eine Monatsschrift geschaffen, welche die Beachtung aller Eltern verdient. Wir können sagen, es gibt keine andere Jugendschrift, die nach Anlage, Inhalt, Form und dem außerordentlich mäßigen Preis (fl. 1·20 pro Jahr) thatsächlich Besseres bieten würde. V.

Büchereinlauf.

Friedrich Wasmann. Ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönwold. (München. F. Bruckmann Actiengesellschaft. 1896.)

Bergvolk. Drei Novellen von Ernst Zahn. (Zürich. Th. Schröter. 1897.)

„Unter Zigeunern.“ Roman von Johannes Richard zur Megede. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

„Kismet." „Frühlingstage in St. Surin." „Schloss Tombrowska." Von Joh. Richard zur Megede. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Im Hirtenhaus. Eine oberfränkische Dorfgeschichte von Heinrich Schaumberger. Mit Illustrationen von Rudolf Koeselitz. (Wolfenbüttel. Julius Zwisser. 1896.)

Von **Starkes Novellen-Bibliothek** (Großenhain) liegen bis heute vor:

Eine psychische Frauenkrankheit und andere Novellen. Von Ortwin Reimut Felz.

Aus Nord und Süd. Novelletten von Freiherr von Rothenburg.

Die Teufelsbraut. – Valdivia. Zwei historische Novellen von Maurus Jókai.

Ein Volksfreund. Eine Erzählung aus dem Dorfleben von Ernst Trull. Herausgegeben von dem Österreichischen Vereine gegen Trunksucht. (Wien. L. Rosner 1897.)

Dans ma forêt. (Waldheimat.) Souvenirs du pays natal par Peter Rosegger. Traduits par E. Herrmann et précédés d'une étude par Rodolphe Reuss. (Paris. Librairie Fischbacher. 1897.)

Edel sei der Mensch! Gesammelte Gedichte von Karl Landsteiner. (Wien. Alfred Hölder. 1897.)

Ebbe und Flut. Gedichte von L. Rafael. (Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1896.)

Gottfried Doehlers Gedichte. (Gera. A. Nugel. 1896.)

Passifloren von Gertrud Pfander. Herausgegeben von Karl Henckell. (Zürich. Karl Henckell.)

In Lust un Leed. Plattdeutsche Gedichte nebst Nachdichtungen zu Horaz und Scenen aus Homer von Felix Stillfried. (Wismar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto.)

Grüne Sachen. Von W. Riegler. (Wien. H. H. Hitschmann. 1897.)

Ohne Compass. Von B. Lothar. (Dessau. Paul Baumann.)

Bilde den Geist! Ein zuverlässiger Führer und Rathgeber bei der Wahl unserer Lecture. Herausgegeben von Anny Wothe. (Leipzig. Adolf Mahns Verlag.)

Wegweiser durch die Literatur des deutschen Volksliedes von Josef Pommer. (Wien. Deutscher Volksgesang-Verein. 1896.)

Postkarten des „Heimgarten".

J. W., Bregenz: Denken Sie an das Wort Curtius': Man kann nicht Ideale zur Wirklichkeit machen, aber niemand kann ohne Ideale wirken.

P. L. H., Wien: Singen Sie jenem Bagatell-Process-Hansel das Schnaderhüpfel vor:

Da Teufel und da Toad,
Die selbn hobn an Stritt;
Da Teufel hot a Schwoaferl,
Da Toad, der ho's nit.

A. J., Eger: Ihre Annahme ist eine irrthümliche. In den 1872 erschienenen „Volksliedern aus Steiermark" ist von Volksliedern, die aus Eger stammen, keine Rede.

A. R., Wels: Kleine und auch heitere Geschichten von Anzengruber finden Sie in seinen „Dorfgängen" und „Kalendergeschichten", Verlag Cotta, Stuttgart.

M. G.: Für Ihre Söhne sei das Institut des bewährten Pädagogen und Schriftstellers Friedr. A. Kienast in Salzburg, Auerspergstraße 52, bestens empfohlen.

M. L., Göttingen: Respect vor den Friedensfreunden! Denken Sie nur, dass die Rüstung für den Frieden noch kostspieliger ist, als die für den Krieg, weil Geduld schwerer zu haben ist, als Pulver.

J. A., Wien: Die Geistererscheinungen in Ihrer Gespenstergeschichte würden uns nicht genieren, aber dass darin ewig kein Geist erscheint, will uns verdrießen.

F. P., Graz: Der Verfasser des interessanten Buches Massimo d'Azeglio ist Lill von Lilienbach.

R. V., Graz: Neuerdings aufgesessen. Noe ist gar keine historische Person, sondern nur eine Gestalt aus der hebräischen Mythe.

Berger, Wien: Zu jedem Jahrgang des „Heimgarten" können Sie Einbanddecken haben, und zwar in Grün, Roth, Braun und Blau.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Die Frau mit der weißen Leber.

Novelle von **Hans Grasberger.**

I.

Eine tiefe schmutzige Ledertasche an breitem Riemen hat er um, hohe Röhrenstiefel an, einen langen Stecken in der Hand, und in der Tabakspfeife läſst er sich das Feuer selten ausgehen. Gut zu Fuß ist er, den Bart läſst er sich wild stehen und ein braungebeiztes Holz muſs sein, woraus sein Gesicht geschnitten ist.

Und das ist der Briefbote, der, wie eigens dazu aufgezogen, den Graben aus- und einzieht und an der Sonn- wie an der Schattenseite oft zu den hintersten Bauern emporsteigt. Seitdem die Gegend sich auf den Holzhandel eingelassen hat und im breiteren Thal vorn ein Bahnhof steht, ist ohne den Briefboten kein rechtes Auskommen mehr. Beim Postamt stellt er sich aber pünktlicher ein als bei den einzelnen Gehöften herinnen; denn was die Abgabe der Sendungen anbelangt, läſst er gern mehreres zusammenkommen. Wozu hätte er denn ein Auge dafür, welches Schreiben Eile hat und welches nicht? Wozu wären auch wohl die Sonn- und Feiertage, als damit die Leute von weither in und vor der Kirche, sowie im Wirtshaus zusammenkämen?

Digitized by Google

Also erleichtert sich der Mann die Arbeit, soviel er kann; denn er muss Kraft behalten, weil er's nicht bloß mit geduldigen Briefschaften zu thun hat, sondern weil oft auch unvermuthete Botengänge auskommen und mündliche Anfragen zu bestellen sind.

Und das ist gerade heut' wieder der Fall. Es ist Leonharditag, und der darf schon des lieben Viehs wegen nicht völlig „abgeschafft" werden. Es kommt daher zu einem besseren Gottesdienst und schon vor demselben ist die Wirtsstube ziemlich voll. Denn zum Herumstehen im Freien ist der trübe November keine gute Zeit.

Also trat der Briefträger unter die Platzwirt-Gäste, und nachdem er den einen und anderen, die er zu bedenken hatte, mit sicherem Blick herausgefunden, langt er schweigend in seine Tasche. Dem Zuschnitt nach waren's Bauernbriefe, die er abgab, und mit solchen macht man weniger Umstände, als mit Botschaften vom Buam an's Deandl oder umgekehrt. welche Zuträgereien mitunter eine gewisse Heimlichkeit beanspruchen. Und nun er sein schriftliches Geschäft abgethan, bleibt der Bot' noch mitten in der Stube stehen und sagt nicht ohne boshaften Stich im Ausdruck: „Ich erlaube mir auch zu vermelden, dass die Kalteneggerin wieder einmal — Witfrau geworden ist; seit gestern Nacht hat sie einen Seligen mehr. Damit will ich ja nicht kränken, so einer der Anwesenden vielleicht von der verehrten ‚Freundschaft' sein sollte; aber merkwürdig ist's und bleibt's."

Der Schaffnerbauer drauf — er ist Kirchenvater und sitzt beim schmalen Fenster, durch welches man ums Eck schauen kann, und er nimmt's gern genau — also der Schaffnerbauer drauf: „Briefbot, ist das wieder eine Red'! Die Kalteneggerin kann einmal nur, und nicht öfter Witwe werden. Aber wie oft die Zugewanderte auf dem Hochleitnerhof bei uns schon Witwe geworden, das ist eine andere Frage! Und der Kaltenegger Sepp hat's schnell gemacht, grad' wie die anderen vor ihm auch, und ihm ist die ewige Ruh' und 's ewige Licht zu wünschen. Der Bader hat seinen Schein eingeschickt, der Herr Pfarrer weiß schon um die Sach', und morgen nach der Mess' ist die Leich'. Sie, die Hochleitnerhoferin, wird wieder vor lauter Schmerz nicht dabei sein mögen."

„Ihr habt recht, Schaffnerbauer, und an Euch ist ein Advocat verdorben", antwortete der Bot', keineswegs verletzt darüber, so für seinen weiteren Gang mit einer Nachricht bereichert worden zu sein. „Also morgen früh schon ist die Leich'!" Er leerte sein Glas, stieß mit dem Stecken auf und war schon auf dem Weg zum Gemeindeamte und zum hinteren Wirt.

Kaltenegger's Tod hat so wenig überrascht, als handelte sich's um etwas Gewöhnliches, Selbstverständliches. Nur der eine und andere in

der Stube schüttelt bedenklich das Haupt. Doch ja, ganz läßt man die Neuigkeit immerhin nicht fallen.

„Wie lang hat's denn der ausgehalten?" fragte man halblaut.

„An die zwei, dritthalb Jahr mag's sein", lautete die Antwort; „sie hält immer so ziemlich dieselbe Zeit ein."

„Eine Schand ist's halt doch", meint man am anderen Tischende; „sie bringt uns noch um die hübschesten Burschen. Läßt sich denn gar nichts dagegen thun?"

„Bisher", sagt der Schaffnerbauer mit Nachdruck, „ist noch alles mit rechten Dingen zugegangen: beim Notar, beim Pfarramt, vor dem Altar und beim Begräbnis auch. Was drinnen vorgeht, sieht man dem Hochleitnerhof außen nicht an. Und es ist ihr auch immer wieder einer auf den Leim gegangen. Begreiflich; Vermögen hat sie, und auf diese Art behält sie's alleweil hübsch beisammen."

„Du, die versteht's!" ruft die muntere Kirchenbäuerin aus. Sie sitzt bei ihrem Mann, dem Lipp, dem sie einen Stoß mit dem Ellbogen versetzt.

„Sei so gut!" erwiderte der, „möchst mich vielleicht auch schon unter der Erde haben?"

„Versteht sich, Lapp, versteht sich! Ich hab' dich doch lang' genug schon für Zeit und Ewigkeit."

Zu diesen Scherzreden lächelt zufrieden der alte Kirchenbauer, der ein Einsehen gehabt hat und frühzeitig in die „Ausnahm'" gegangen ist, um die jungen Leute schaffen zu lassen.

Franz aber, Lipp's jüngerer Bruder, der vierte im Kleeblatt, merkt auffallend ruhig auf, was hin und her gesprochen wird. Er ist seit einigen Tagen erst vom Militär zurück, wo er's zum Corporal gebracht hat. Ehe er einrücken hatte müssen, war er eine Zeitlang auf einer landwirtschaftlichen Schule. Schon von daher hat er weitere Einsicht und Unternehmungslust, aber ohne Geld und Besitz weiß er nichts Rechtes anzufangen damit. Nicht daß er etwa seinem Bruder neidete; er kommt mit ihm und der Schwägerin gut aus, möcht' ihm aber nicht im mindesten zur Last fallen. Er greift gern zu und scheut die Arbeit nicht, und insofern wäre er daheim kein Überflüssiger. Doch da einen Knecht abzugeben, könnt' ihm auf die Dauer nicht behagen. Er möcht's auch selbst zu etwas bringen, und man kann ihm das nicht verargen.

Franz, der Corporal, also schenkte dem Ereignisse und dem Gerede, das sich daran knüpfte, die meiste Aufmerksamkeit. Er wußte selbst nicht, warum, und man hätt' es ihm auch nicht angesehen. Aber es war seine Art, die Leute reden zu lassen, und sich seinen Theil daraus zu entnehmen. Er hätte gern noch mehr erfahren von den Seltsamkeiten der Hochleitnerhofbesitzerin, und warum der Kaltenegger so früh ins Gras

hat beißen müssen. Aber es sitzen Bauern, selbständige Bauern um ihn herum und von solchen wollt' er lieber angesprochen werden, als ihnen lästig fallen mit vorlauten Fragen. Und weiß nicht auch sein Vater Bescheid? Diesem flüstert er, als es zum Aufbruche kam, in der That heimlich zu: „Vater, lasst die beiden vorausgehen; zeigt mir den Hochleitnerhof, wenn er in der Nähe ist; ich kann mich nicht erinnern auf ihn."

„Bist ja so lang fort gewesen, Franz", sagt der Alte darauf. Und zum jungen Paar gewendet, fährt er fort: „Kinder, ihr habt leichtere Füße, ich komme bald nach; der Brandnerriegel ist weniger ‚stickel'. Der Franz geht eh mit mir, falls mir etwas zustoßen sollt'!"

Er prahlte gern mit seiner Hinfälligkeit, hatte es aber nicht noth.

II.

Vater und Sohn stiegen schon eine Weile bergan und wechselten noch kein Wort. Das hat keine Eile, und der Alte soll anheben, er ist der Gefragte. Und 's Wetter verdient just auch kein Lob. Ein feuchtkalter Wind geht; der graue Tag hat sich kaum gelichtet; in der Tiefe, dem Wasser nach, spinnt sich noch der Nebel fort. Das Laub, das noch nicht abgefallen, hängt verschrumpft und verdrießlich an den Ästen; was grüner Sammt zuvor, ist kahl und verblichen. Einzig der Hochwald behauptet seine Würde, schaut aber auch umso ernster drein.

„So, von da aus könnt' man fast hinüberrufen zum Hochleitnerhof", fängt der Alte an. „Er kehrt uns seinen Giebel zu, und von dem aus sticht rechts und links ein weites Hirschgeweih in die Luft — mir scheint gar, von einem Sechzehnender, und das ist sein Abzeichen."

„Auf und auf der Wald, gehört er zum Hof?" fragt Franz.

„Das wollt' ich meinen; und 's schönere Stück liegt noch hinterm Rücken bis zum G'scheid hinauf — nicht ein bisschen noch ausgeholzt, sag' ich dir. Und den hat sich die Hochleitnerin zusammengekauft, ehe noch die Bahn zu uns hereingekommen. Versteht sich, ein Revier sollt' er haben, ihr erster hiesiger Mann! Das war dir ein hübscher Mensch, als gräflicher Forstgehilfe; Rieder Alois hat er geheißen, und 's Jägergewand ist ihm so viel gut gestanden. Im Wald hat sie ihn auch kennen gelernt, im Wald ist sie gern herumgestrichen dazumal. Aber kaum hat sie ihn, so läßt er den Wald Wald sein, so sind seine Hunde dick und er selber mager geworden, und wer lieber auf der faulen Haut gelegen, könnt' ich nicht sagen. Er hat sich's eben gut geschehen lassen; wie sie ihm aufgespielt hat, so hat er getanzt, und er hat seine Freud' dran gehabt, und na, bei dem hitzigen Leben ist halt er früher draufgegangen als sie."

Als rührt' ihn Rieders Schicksal nicht im mindesten, betrachtet Franz unausgesetzt den gegenüberliegenden Hof. „Das Sträßel rechts muss wohl auch dazu gehören“, meint er, „und reicht die vordere Leiten bis in den Graben hinab?“

„Bis zum Wasser, das grad dort ein schönes Gefäll hat“, ergänzt der Vater.

„Und wen hat sich die Bäuerin denn nachher ausgesucht?“ fragte der Corporal gleichgiltig weiter.

„Sagst Bäuerin? Ja, angezogen ist sie wie eine Bäuerin, und wer ihr nicht auf die Handschuh', nicht auf die feinen Schühlein schaut, könnt' sie auch halten dafür. Auch hat sie zum öfteren dergleichen geredet, als gefiel' ihr das Landleben halt gar so sehr, als könnte sie's anderswo kaum mehr aushalten, und als hätt' sie einen ganzen Narren gefressen an unseren Leuten. Aber fein thut sie eine Städtische, eine Vornehme von Haus aus, und einen alten General, oder Hofrath, oder Baron, was weiß ich, soll sie geheiratet haben als ein blutjunges Deandl. Bei dem mag sie's wohl kalt gehabt haben, aber dafür hat sie 's Vermögen von ihm, wie man sagt. Ihr Notar könnt' 's Gewissere wissen. Der ist ein schmächtiges, aber pfiffiges Männlein mit Fuchsaugen, für die kein Hühnerstall zu finster ist; man braucht kaum mau zu sagen, so hat er schon heraus, was man will. Ich mein' alleweil, das ist der Zutreiber. Doch wer auf den Rieder Alois gekommen ist, willst du wissen? Vom Vordereckbauer der jüngere, der Xaverl, ist's gewesen, ein Bürscherl wie Milch und Blut; voller Leben, dass alles „gefippert“ hat in ihm. Mei, gejuchezt, gesungen, Zithern geschlagen hat keiner schöner wie er; der lustigste Einfall ist immer von ihm ausgegangen. Dabei lichte Kinderaugen und die gute Stund' selber! Bei einer Hochzeit ist er der Unguten aufgefallen und ja, sie singt selber auch, weiß alle Tanzliedln auswendig und kennt sich auf dem Clavier aus. Er vergafft sich in sie und sie hat's auf'n Gimpelfang abgesehen. Aber sind dem armen Xaverl die Augen aufgegangen! Geschämt hat er sich vor sich selber, nicht mehr unter die Leut' hat er sich getraut, und zu trinken hat er angefangen, so still vor sich hin. Und wer schon verzagter Weis' am Wasser steht, kriegt von hinterwärts noch leicht einen Gnadenstoß. Fallen hat sie ihn lassen und sich unter der Hand um einen anderen umgesehen. Und ja, mein Franz, so geht's auf der sündigen Welt! Um den Xaverl ist mir noch immer leid.“

„Ob auch eine Säge, eine Mühle beim Hof sei“, fragte der Corporal, als hätt' er kaum mit halbem Ohr zugehört, wie der Vorderecker Jüngere zuschanden gekommen.

„Eine Mühl', eine Säg', ich glaub' nicht, dass so was zum Hof gehört hätt'!“ antwortet der Vater. „Du schaust dir das Anwesen aber

gut an! Hast recht, man muss die Sachen zu schätzen wissen, wie s' liegen und stehen, und ich hab' dich ja nicht umsonst auf die Schul' geschickt. Wirst es noch brauchen können!"

„Eine Säg' oder Mühl'", fuhr der Alte fort, „ja, bei diesem Hof dort hätt's einen Sinn; und vielleicht wär' auch der Kaltenegger Sepp darauf gekommen, wenn man ihn morgen nicht schon begraben müsst'! Dem hätt' ein jeder ein längeres Leben vermeint gehabt. Einen guten ‚Moar', einen tüchtigen Bauer hätt' er abgegeben, und zu der Wirtschaft hat er eine Freud' gehabt. Er hat aus dem Hof was machen wollen, und er hat sich damit bei seinem Weib eine Ehr' einzulegen verhofft. Aber was ist der die Wirtschaft, was der ganze Hof? Der stecken andere Gedanken im Kopf, die juckt's anderswo! Bua- und Deandl-spielen ihr Lebtag und in die Ewigkeit hinüber, das ist ihr Sinn und Trachten; glaub' mir's, mei Bua! Und der Sepp ist schwach genug gewesen, darauf einzugehen, nachdem er 's Bessere so wie so nicht hat durchsetzen können."

„Dann weiß der Vater wohl auch nicht, wer jetzt ‚Moar' oder Wirtschafter oder Verwalter im Hochleitnerhof ist?" warf Franz der Corporal zerstreut dazwischen.

„An Knecht und Dirn kann's drüben nicht leicht fehlen, und wenn die nicht auf ihren Vortheil sehen, müssen sie blind sein. Ich möcht' keins von dort drüben in Dienst nehmen." So versicherte der — Ausgedinger.

Seinen eigenen Gedanken nachhängend, fragte Franz weiter: „Gar so jung kann die Gutsfrau denn doch nicht mehr sein?"

„O, bei der ist der Mannsverbrauch wie im Krieg, aber bei ihr selber zählen die Kriegsjahre nicht doppelt! Sie hat früh angefangen und ist noch gar nicht schlecht beisammen. Braun im Gesicht ist eine dauerhafte Farbe; im schwarzen Haar noch kein weißer Faden! Dreißig und etliche Jahr' ist noch kein Alter. Und hergerichtet ist sie immer aufs Beste, das versteht sich. Und doch, dies hungerige Geschau aus verschwollenen Augenlidern heraus: na, ich möcht' sie nicht anrühren, ich als ein Alter nicht!"

Und bei dieser Betheuerung wandte sich der Alte, um obenhin, ebenaus heimzu zu kommen.

„Nichts für ungut, Vater! Aber habt Ihr alleweil solch einen Grausen gehabt?" fragte der Corporal lächelnd, neckend.

„Mit Weibern, die eine weiße Leber haben, hätt' ich nie was zu thun haben mögen", erklärte der Vater.

„Gehört hab' ich von solchen, aber ich glaub' nicht recht dran."

„O mein lieber Bua, du kannst noch viel erleben, nur alt musst du werden dazu! Ich red' nicht gern von solchen Sachen, und worin sie

ihren Grund haben, und ob nicht der Teufel dabei sein Spiel hat und wozu es derlei Menschen geben muss, das weiß ich nicht. Aber ich hab' dir selber eine gekannt. Draußen im Markt eine Keuschlerin, eine Weberin ist sie gewesen, und nicht einmal jung mehr oder schön. Die hat sich in der kürzesten Zeit die Hammerschmiedgesellen kirr' gemacht, dass sie ihr nachgegangen sind wie Lamperln, aber auch hingeschwunden sind, wie Butter in der Sonn', einer nach dem anderen; völlig zum Erbarmen ist's gewesen!"

„Was Ihr sagt, Vater! Aber da schaut schon das lustige Paarl nach uns aus. Es wird schon aufgetragen sein — fürn Mitzehrer auch."

„Wie du nur so reden kannst, Franz! Oder hast du dich zu beklagen über deinen Vater?"

„Auch übern Bruder nicht, bei Gott! Aber ich möcht' auch selbst was vor mich bringen können."

„Kommt Zeit, kommt Rath. Schad', dass es bei uns heraußen keine Schneeschaufler gibt!"

„Na, Ihr kennt halt die Einquartierung noch nicht recht. . . ."

Und so sind die zwei übern Brandnerriegel heimgekommen.

III.

Für den Thätigen, dem nichts Rechtes unter die Hände gerathen will, wird der Winter noch einmal so lang, als er ohnehin ist. In einer geordneten Wirtschaft hat Bauer, Knecht und Dirn auch die strenge Zeit über leidlich zu thun. Kommt aber eine überschüssige Kraft dazu, so ist das Gleichgewicht gestört und die Uhr geht vor. Als fünftes Rad, das den Wagen nicht besser, nicht sicherer fahren macht, fühlte sich denn auch Franz, der Corporal.

Er hat überall mitgeholfen, beim Dreschen, beim Holz-, Heu- und Streuführen, beim Futterschneiden und Späneklieben, aber damit nur eine ungebetene Uberstürzung erzielt, und je weniger er's zu hören bekam, desto eindringlicher sagt' er sich's selber. Wohl, er konnte sich auf anderes werfen, wobei ihm seine Soldatengeschicklichkeit zustatten kam. Er schärfte, was stumpf, putzte, was rostig war, schnitzte, um dem Rechen einen fehlenden Zahn, der Leiter eine morsche oder lockere Sprosse zu ersetzen, und besserte an Kummeten und Halftern, an sonstigem Riemzeug und Geschirr. Selbst Schloss und Riegel ließ er nicht ununtersucht, und an Zaun, Fallthor und Überstiegel draußen macht' er sich zu schaffen, wenn Thauwetter eingetreten war. Auch mit Krampen und Schaufel die Unebenheiten der Wege auszugleichen, versucht' er's mehrmals, und richtig, zum Schneeschaufeln ist es auch gekommen! Aber mit alledem wurde er noch immer viel zu früh fertig. Auch hat er längst bei Span- oder

schwindsüchtigem Talglicht seine Abenteuer aus dem Militär- und Wanderleben zum Besten gegeben.

Am liebsten sitzt er beim Vater im Austragstübel, Pläne schmiedend, dies und das erwägend, plaudernd, rauchend. Letzteres sogar hätte seine Schwierigkeit gehabt, wenn nicht der Alte mit seinem klug beiseite gelegten Sparpfennig hätte aushelfen können. Wohl hat Franz sein mütterliches Erbtheil auf dem Hause liegen. Es ist nicht viel, aber immerhin etwas, und er könnt' es füglich „herausziehen“. Das brächte aber die junge Wirtschaft des Bruders in Verlegenheit und könnte diese auch schwanken machen, während er selbst weder zu schwimmen noch zu fliegen vermag: um alles in der Welt darf das nicht geschehen!

Also Geduld, bis wieder die Wasser fließen, Mühl' und Sägen gehen, die Straßen mit Fuhrwerk sich beleben und in den Werkstätten das Pochen und Hämmern zunimmt. Dann will er thalauf und -ab wandern, da und dort Anfrage halten und sich als Arbeitswilligen bekannt machen.

Die Eisenbahn ist auch für Arme, Thätige. Was man an sie entrichtet, erspart man sich oft an Zeit und Schuhwerk, und im Wartesaal, im Waggon hat sich nicht selten schon eine nützliche Bekanntschaft angeknüpft. Auch Franz der Corporal fährt mitunter, wenn er ins breitere, ins Flussthal hinauskommt. Und so hat er eines schönen Tages seine Karte gelöst, der Zug ist aber noch nicht herangekommen, das Zeichen seiner Annäherung noch nicht gegeben worden.

Der Bahnhof ist ein breites Gebäude; an die ämtlichen Räume schließt sich rechts die Wohnung des Stationschefs an. Der vorderste Theil derselben ist eine Art Salon — vielleicht zugleich der als solcher selten benutzte Wartesalon erster Classe. Es steht ein Clavier darin; man lauscht den Tönen, die durch die halbgeöffnete Thür von ihm herausdringen, denn es wird von kundigen Händen gespielt.

Franz ist nicht der einzige Neugierige, der ins anstoßende Gemach späht, um zu sehen, von wem dieser nicht unwillkommene Zeitvertreib herrührt. Aber während andere sich mit einem leisen Lächeln, mit einem geheimnisvollen Nicken gegen einander bald wieder vom Thürspalt abkehren, hält der Corporal davor nicht wenig überrascht.

Eine Bäuerin spielt, und sogar ohne Notenblatt vor sich, auswendig, und sie ist ganz bei der Sache, sie versteht das Zeug.

Richtig, die muss es sein! sagt sich Franz, indem ihm der Brandnerriegel einfällt und was der Vater ihm alles auf demselben erzählt hat. Schon gewahrt er auch die feinen Handschuhe, und diese so leicht hinzuwerfen auf den Deckel des Klangkastens, das trifft nicht die Nächstbeste. Mei, gar die Schühlein — ein Schuster, der auf die „Stör“ geht, träumt sich so was nicht einmal. Sonst aber will sie ganz Bäuerin

sein, lehnt doch auch ihr rothes Parapluie am Fenster! Aber freilich, Zeug und Stoff muss kostbarer sein, und sitzen muss alles besser! Hier macht sie Aufsehen damit, auf den Bauernbällen in der Stadt aber sieht man derlei eitle Rocken dutzendweis. Und wie lang ist's denn schon, dass man ihren Dritten oder Vierten begraben hat? Vom überflüssigen Geld, vom Müßiggang kommt alle diese Narretei her! So viel ist sicher: ein ernstes Gemüth ist ihr nicht zuzutrauen. Doch was geht's mich an? Die Hochleitnerhoferin ist's, und diese Bekanntschaft ist mir billig zu stehen gekommen.

Mit solchen Betrachtungen unterhält sich der Corporal, und nun ertönt das erste Zeichen, die Bäuerin im Salon klappt das Clavier zu — ihr also gilt's, sie fährt mit dem Schnellzug, aufwärts, heimzu.

Und merkwürdig, nun sie unter die Leute, in die Halle heraustritt, vermeidet jeder sichtlich, sie anzusehen. Der eine vertieft sich in die Fahrordnung, und in die ausgehängten Preislisten der andere; ein Dritter nähert sich dem Gepäcksschalter, und die grellen Landschaftsbilder über den Anzeigen auswärtiger Bahnen üben plötzlich eine große Anziehungskraft aus. Lauter Rückenfiguren, an denen die Oftverwitwete vorüber muss! Doch nein, ein altes Mütterchen und der Corporal bilden Ausnahmen.

Ersteres hat ein so ängstliches Geschau, als wollt' es sich bekreuzen, als hätt' es einen weiblichen Gottseibeiuns gesehen. Franz aber ist es schon als Militär gewohnt, freisam Umschau zu halten, auch auf die Gefahr hin, von fremden Blicken gemustert zu werden. Ihm entgehen daher die Haltung, die Mienen, die Augen der seltsamen Frau nicht, und auch in dem Blicke der letzteren zuckt es auf, nun sie an dem strammen Manne vorbeikommt. Die hat sich der Vater gut angeschaut, meint Franz für sich; das braune Gesicht sieht aus, als wenn es nie schwitzen könnt', und solche Augen mag die Schlange im Paradies gehabt haben.

Franz der Corporal that übrigens an diesem Tage lauter Metzgergänge. Wo er auch anfragen mochte, die Auskunft lautete wenig tröstlich. Dass er persönlich keinen ungünstigen Eindruck ausübte, das durft' er sich gestehen, das war aber auch das einzige Ergebnis, welches er heimbringen konnte.

Der Abendzug sollt' ihn an seine heutige Ausgangsstation zurückbringen. An der Cassa stieß er nahezu mit einem schmächtigen, geschäftigen Männlein zusammen, bei dessen Anblicke er unwillkürlich wieder an den Brandnerriegel denken musste.

„Entschuldigen Sie, mein Herr!“ sagte er artigkeitshalber.

„Die Ungeschicklichkeit ist meinerseits“, entgegnete das Männlein, den stattlichen jungen Mann messend. „Ich bin hier herum bekannt wie 's schlechte Geld, und seh' Euch doch zum erstenmal.“

„Ich bin der Jüngere des Kirchenbauers im oberen Graben.“

„Militär?"

„Reserve-Corporal."

„Meine Wenigkeit ist Doctor Schmidt, Notar."

„Ihr Ergebener! Franz Aigner schreib' ich mich."

„Werdet es langweilig finden im heimischen Graben."

„Suche Arbeit, Pacht, Unternehmung, was es auch sei; bin auch auf der Landwirtschaftsschule gewesen."

„Alle Achtung! Es wird sich unschwer was finden. Sollt' ich etwas hören, mit Vergnügen."

„Ich danke im voraus, Herr Doctor."

„Auf Wiedersehen, Corporal Aigner!"

So das kurze Zwiegespräch.

Zum Sitzkameraden konnte Franz das rührige Herrlein wohl nicht haben. Er hat dessen Person und Wesen auch nicht recht ausgenommen, wohl aber ließ ihn der Fuchsblick nicht im Zweifel, mit wem er sich unterhalten.

Aussicht wenig, aber Abenteuer genug! sagt sich Franz, indem er, sich selbst überlassen, in den Graben einlenkt. Dass ich gerade die zwei kennen gelernt hab', nimmt sich fast bedeutungsvoll aus. Oder spuken in mir noch die Brandnerriegel-Geschichten zu viel nach?

IV.

Feierabend war, und die Kirchenbauersleute, der Vater mit den zwei Söhnen und mit der munteren Schwiegertochter, saßen vor dem Hause auf der Bank. Die Ruhe thut wohl, der Blick thalabwärts ist schön, der Schatten rückt geräuschlos aus der Tiefe empor, hoch und höher. Nur ab und zu spricht eins oder das andere ein Wörtlein, das von gutem Einvernehmen zeugt und sich um die Arbeit der nächsten Woche dreht. Die Männer rauchen.

Franz der Corporal ist also noch immer zu Hause. Etwas, das ihm zusagen könnte, darnach er freudig griffe, hat er noch nicht gefunden. Eine Sagmeisterin draußen, wo die zwei Bäche zusammenrinnen, ist zwar halb und halb willens, ihn „aufzunehmen", aber ihr Werk ist in einem üblen Zustande und sie will nichts daranwenden, denn sie ist knauserig und glaubt, dass ihr so wie so keine Kundschaft abtrünnig werden könne. Auch hat Franz schon erwogen, ob er nicht bei der Gendarmerie eintreten oder sich um eine Stelle als Schreiber, Diener, Aufseher bei irgend einem Gericht oder Steueramte bewerben sollte. Die Gendarmerie hieße ihn wahrscheinlich schon als geschulten und belobten Soldaten willkommen, aber ihr Dienst kam ihm bei seiner Schaffenslust doch hauptsächlich nur wie ein müßiges Herumstreichen vor, und gar zu einem Amtsdiener hielt er sich für zu wenig alt und stumpf. Also muss er sich noch weiter

gedulden und warten, was ihm selbst schwerer fällt als den Seinen. Er klagt zwar nicht, aber nachdenklich und einsilbig ist er geworden.

Auf einmal bemerkt der Alte: „Da stapft ja gar der Briefbot' zu uns herauf! Mussst leicht wieder einrücken, Franz?"

„Wüsst' nicht, dass man in der schönsten und genöthigsten Zeit Waffenübungen vorhätt'", antwortete der Corporal.

Man ließ den Boten ruhig herankommen. Und dieser händigte dem Soldaten ein Schreiben ein, das ein amtliches Aussehen hatte; und recht einfältig sollt' es klingen, indem er sagte: „Grad solch ein Brieflein hab' ich auch im Hochleitnerhof drüben abgegeben."

„Ich hab' Euch nicht gefragt darnach", erwidert Franz verdrießlich, das Schreiben öffnend und lesend. Die „Lichten" reichte eben noch aus dazu.

Der Alte aber ist unruhig geworden, und auch das lustige Paarl kann sich einer bänglichen Spannung nicht erwehren.

„Na?" drängte der Vater.

„Lasst doch nur erst die Plaudertaschen übern Rain sein!"

So gleichgiltig als möglich theilt Franz mit: „Der Notar Doctor Schmidt schreibt mir, er habe meinethalben wegen einer Arbeit oder Anstellung mit der Besitzerin des Hochleitnerhofes gesprochen und ich thäte gut, morgen gegen Mittag der Gutsfrau meine Aufwartung zu machen."

„So, mit diesen Leuten hast du dich eingelassen, und so weit schon bist mit ihnen? Franz, Franz, das hätt' ich von dir nicht erwartet!" klagt der Alte, und sein Gesicht ist spitz und bekümmert.

Der jungen Kirchbäuerin treten schon Thränen in die Augen: „Hältst du's denn gar nicht aus mit uns, lieber Schwager? Schau, wir thäten zusammen sparen, dass du bald was Eigenes anfangen könntest. Mit der drüben wirst keine Ehr' aufheben." So jammert sie.

„Ja, Bruder, zu gut für sie bist, und nach ihrem Geld möcht' ich nicht die Hand ausstrecken! Ich kann mir's nicht denken, dass sie auch einen Kirchbauerischen drankriegen sollt' und dass wir dir ins frühe Grab nachsehen müssten."

Und indem er so sprach, stieg's dem jungen Bauer heiß zu Gesicht.

„Na na, Vater, Bäuerin, Bruder, ihr thut ja grad so, als sollt' ich morgen zur Hinrichtung ausgeführt werden! Bin ich noch der Franz, oder bin ich's nicht, der sich bisher rechtschaffen durch die Welt geschlagen hat? Wer mich kaufen will, kriegt mich nicht billig. Arbeit such' ich, und das ist keine Schand'! Der Boden um den Hochleitnerhof ist nicht schlechter als anderswo."

Mit derlei Worten suchte Franz zu beruhigen und erhitzte sich doch selbst dabei.

Der Vater darauf: „Wenn die Sach' gar so unschuldig ausschaut, warum hast du uns denn dann nicht erzählt, wann und wie du mit diesen braven Leuteln zusammengekommen bist?"

„Weil früher nichts dran war, und weil die Sach' erst jetzt ein Gesicht kriegt. Und spassig genug ist's zugegangen, wie ich an einem Tag die falsche Bäuerin am Clavier hab' gesehen und mit ihrem spindeldürren Notar zu Red' gekommen bin, und dass der Notar an mich denkt, das heißt Worthalten, und auf das hab' ich mein Lebtag viel gehalten."

So Franz, und er suchte einen launigen Ton anzuschlagen, indem er von den beiden Begegnungen umständlich Meldung that.

Aber das Bangen wich doch nicht von den Seinen.

„Gelt, Schwager, du bleibst?" schmeichelte unter Thränen die junge Frau; „du musst ja der Göd sein, wann wir was Kleines kriegen in die Wiegen."

„Nein, liebe Bäuerin, ich geh' und muss gehen, auf dass ich mir später keinen Vorwurf zu machen hab', wenn ich vielleicht noch länger aus eurer Schüssel ess'. Und der Göd wird immer bei der Hand sein."

Die gute Seel' hielt's draußen nicht länger aus; sie trat in die rauchige Küche.

Der Bruder aber sagte: „Schau, Franz, ich kann mir nicht helfen: Lieber wüsst' ich dich beim Militär noch, lieber im Krieg, als bei der drüben. Sie muss den Teufel im Leib' haben und du wärst der Vierte ... wär's denn nicht doch Schad' um dich, und müsst' mir's nicht die ganze Welt verdenken, dass ich dich fortgelassen hab'?"

Und Franz darauf: „Bruder, du bist so wenig wie ich ein Hasenfuß, der Angst haben sollte vor einem Weib. Und vorderhand handelt sich's nicht um den Vierten oder Fünften, sondern um ein Stück Arbeit, und ob mir diese zusagt. Ich wünsch' dir ein langes Leben, Lipp, aber, weiß Gott, mir selber auch."

„Lass ihn, Lipp, lass ihn!" mahnte der Vater kleinlaut. „Wenn der sich einmal seinen Dickschädel aufgesetzt hat, ist ihm weder zu rathen noch zu helfen mehr. Und die Hex' drüben müsst keine weiße Leber haben, wenn sie ihren Willen nicht durchsetzen sollt'. Aber dass auch ein Meiniger dran muss, das hätt' ich mir freilich nicht vermeint für meine alten Tage."

„Vater, was Ihr meinen Dickschädel nennt, sind Hände, die fleißig sein wollen, und ein fester Vorsatz. Dass ich mich wegwerfe, habt Ihr noch nicht erlebt und werdet Ihr auch mit Gottes Hilf' in Ewigkeit nicht erleben. Die Hexen aber fürcht' ich nicht, ob sie nun eine weiße oder eine blutige Leber haben."

„Da hat man's ja!" schloss der Alte seufzend, indem eben der helle Ruf erscholl: „Männer, aufgetragen ist."

Das Nachtmahl verlief zwar friedlich, die Gesichter hellten sich aber doch nicht auf dabei.

(Schluss folgt.)

Das, was die Sterne sagen.

Aus: „Dans ma forêt" par **Pierre Rosegger,**[1]) ins Deutsche übertragen von
Hans Malser.

Naturforscher und Dichter sagen übereinstimmend, dass die Sterne viel leuchtender erscheinen in den Waldländern, als anderswo. Das ist eine Erscheinung der Reinheit und der Feuchtigkeit der Luft, sagen die ersteren. Die anderen behaupten, dass der Himmel mit einem reineren und süßeren Schein über diesen Einsamkeiten leuchtet, weil die Menschen, die sie bewohnen, einfach und gläubig sind.

Eines Abends, als ich neben meinem Vater saß auf der kleinen Holzbank unter den Fichten, sagte er zu mir: „Du bist mein liebes Kind. Und jetzt schau den Himmel an. Die Augen Gottes sehen uns von oben." Der Gott, der die Haare auf unserem Kopfe zählt, muß ja gewiss hunderttausend Augen besitzen. Und ich war glücklich zu sehen die Augen des guten Gottes mich anblinzeln, als ob er mir etwas zu hören geben wollte. Aber ich konnte nicht verstehen, was er mir sagte, und ich entschloss mich, nur sehr brav und sehr folgsam zu sein, besonders in der Nacht, wenn der gute Gott mit seinen hunderttausend Augen die guten Kinder und die schlimmen zählt und sie gut ansieht, um sie einst beim jüngsten Gericht zu erkennen. —

Ein andermal war ich auf derselben Bank an der Seite meiner Mutter gesessen. Es war spät, und sie sagte mir: „Du bist ein sehr kleiner Mensch, und die kleinen Leute sollen sich niederlegen zu dieser Stunde. Siehe, es wird ganz dunkel, und die Engel zünden oben schon die Kerzen an im Hause des guten Gottes."

Diese Worte waren nicht geeignet, um einem Kinde Lust zum Schlafen zu geben.

„Die Kerzen im Hause des guten Gottes!" wiederholte ich sehr gespannt.

„Gewiss, das ist die Stunde, wo die Heiligen zurückkehren aus der Kirche, und im Hause gibt es eine große Tafel, um welche sie sich alle setzen um zu nachtmahlen, und die Engel fliegen herum im Saale und zünden die Lichter an und auch den großen Luster, der in der Mitte ist, und dann holen sie ihre Flöten und Geigen, um Musik zu machen."

---

[1]) Dans ma forêt. Souvenirs du pays natal par Pierre Rosegger. Paris. Librairie Fischbacher. 1897.

„Musik!“ sagte ich, in meiner Einbildung das ganze Bild vor mir. „Und Michel, der Wollzupfer, ist der auch dort?“

Michel, der Wollzupfer, war ein alter Blinder, welchen die Waldbauern aus Mitleid ernährt hatten und welcher ihnen die Wolle zupfte. Er war einige Wochen vor diesem Gespräch gestorben.

„Ja“, antwortete meine Mutter. „Michel sitzt ganz neben dem guten Gott, alle Heiligen ehren ihn sehr, weil er so arm und verachtet war in dieser Welt und weil er sein Elend mit so viel Geduld getragen hat.“

„Und wer gibt ihm sein Essen auf den Teller?“

„Wer willst du, dass es sein soll, wenn es nicht sein Schutzengel ist?“ So die Mutter, aber sie verbesserte sich: „Wie du dumm bist! Michel hat jetzt nicht mehr der Hilfe nöthig, im Himmel ist er nicht mehr blind. Er sieht seinen Vater und seine Mutter, welche er nie auf Erden sah. Er sieht den guten Gott und die heilige Jungfrau und alle, und uns sieht er auch. Ja, Michel ist jetzt sehr glücklich, er singt und tanzt, wenn der heilige David die Harfe spielt.“

„Tanzen?“ sagte ich, indem ich aufmerksam das Firmament prüfte.

„Und jetzt, Kleiner, geh' schlafen.“

Ich wendete ein, dass man im Himmel erst die Kerzen angezündet hätte und dass man dort gewiss noch nicht schlafen gegangen war; meine Mutter erwiderte im bestimmten Tone, dass man im Himmel machen könne, was man wolle, dass ich sehr brav sein müsse, um dort hinzukommen, dort könnte ich auch dann machen, was ich wollte.

Ich gieng schlafen und hörte diese Nacht die Engel singen. —

Und noch ein andermal war ich gesessen auf der Holzbank mit meiner Großmutter.

„Sieh an, Kleiner!“ sagte sie, mir den Himmel zeigend, „gerade über dem Hausdach, das ist dein Stern.“

Ein kleiner, sehr heller Stern leuchtete auch an diesem Abend über dem Giebel, aber es war das erstemal, dass meine Großmutter mir sagte, er gehöre mir.

„Ja“, setzte sie fort, „jeder Mensch hat am Himmel einen Stern des Glückes oder des Unglückes, und wenn der Mensch stirbt, so fällt sein Stern.“

Gerade in diesem Augenblicke sah ich eine Sternschnuppe, und ich war sehr erschrocken.

„Wer ist jetzt gestorben?“ sagte ich, rasch nachsehend, ob mein Stern noch leuchtete über dem Dach.

„Kind“, sagte die Ahne, „die Welt ist groß, und wir würden Tag und Nacht die Todtenglocken läuten hören, wenn unsere Ohren es wahrnehmen könnten.“

Das beunruhigte mich nicht viel. Denn das Kind ist so begierig nach Eindrücken und neuen Bildern, dass seine Fragen unerschöpflich sind. Ich setze fort:

„Großmutter, wo ist dein Stern?“

„Mein Kind, er ist nahe dem Auslöschen, man sieht ihn nicht mehr.“

„Und war er ein Glücksstern?“

Sie umarmte mich und sagte: „Ich denke es, mein lieber Knabe, ich denke es.“ —

Ein alter Schuster, welcher wie ein Heide sprach, kam zuweilen zu uns: „Die Menschen“, sagte er, „sind nach ihrem Tode nicht im Himmel und nicht in der Hölle, aber in einen Stern, wo sie, wie auf der Welt, geboren werden und ihr Leben wieder anfangen.“

Der Sohn des Schullehrers sagte noch viel unsinnigere Dinge. Er machte seine Studien in der Stadt und kam eines Tages, uns zu sehen. Er sprach von Bären, von Hunden, von Schlangen, welche am Himmel spazieren giengen und auch von einem Widder und einem Walfisch; er behauptete selbst, dass er mit seinem Fernrohr eine Jungfrau gesehen hätte. Dieses Schullehrerssohns wegen war es, dass mein Vater mich nicht wollte studieren lassen.

„Wenn man in der Stadt ähnliche Dummheiten lernt, und wenn man am Himmel nichts mehr sieht, als wilde Thiere, dann habe ich genug von dieser Wissenschaft. Mein Knabe wird zu Hause bleiben.“

Wir hatten eine junge Magd, die viel Geist besaß, die sagte eines Tages etwas, das noch heute mein Herz erwärmt. Sie wollte das von ihrem alten Nährvater haben. Der war ein seltsamer ländlicher Denker, glich nicht aller Welt; er wollte Priester werden, war aber zu arm, und alle Wege waren ihm verschlossen geblieben. Alsdann wurde er Kohlenbrenner. Oft habe ich mich versteckt, um ihn die Messe lesen zu hören, wenn er auf seinem Kohlenmeiler stand, oder wenn er betete mit den Vögeln des Waldes, wie einstmals der heilige Franz. Von ihm ohne Zweifel sind die außerordentlichen Worte gekommen, welche die junge Magd uns eines Abends wiederholte:

„Der Sternenhimmel ist ein unermesslicher Liebesbrief, dessen Wörter von Gold und Silber sind. Gott hat sie vorerst den Menschen aufgeschrieben, damit sie an ihn denken. Nun schreiben sie die Menschen, einer für den anderen. Wenn die, die sich lieben, auseinander müssen, so schauen sie sich gut einen leuchtenden Stern an, welchen sie überall, wo sie sich aufhalten, sehen und erkennen können, und auf welchem sich ihre Augen wieder begegnen. Das junge Mädchen fügte leiser, mit ein bisschen Zögern, bei, einen Stern zeigend, welcher sehr hoch über dem Walde funkelte: „Den, welcher dort leuchtet, sieht diesen Abend auch der Jakob, der Soldat ist, und sehr weit von hier fort. Ich weiß, dass er ihn nicht vergisst, es gibt keinen helleren Stern am Himmel.“ —

Eines Abends wurde ich ziemlich spät an den Rand des Waldes geschickt, um die Rinder weiden zu lassen, welche während des Tages

gearbeitet hatten. Gewöhnlich begleitete mich die gute Großmutter bei diesen späten Ausgängen, aber seit einiger Zeit war sie nicht wohl und blieb zu Hause. Sie versprach mir dennoch, von Zeit zu Zeit unter die Thür zu kommen und zu pfeifen, um zu verhindern, dass ich mich fürchtete in der nächtlichen Stille.

Ich hielt mich etwas beunruhigt an der Seite meiner Rinder, welche begierig die vom Thau nassen Gräser abweideten. Aber ich hörte keinen fröhlichen Pfiff, den sonst die Großmutter so gut machte, indem sie zwei Finger in den Mund that, um unsere Hühner zu rufen.

Das Haus blieb still und traurig. Aus der Tiefe der Schlucht stieg das Murmeln des Wassers, welches ich das erstemal hörte an diesem Orte.

Die Grillen hingegen schwiegen ganz. Der Schrei einer Eule im Wald erschreckte mich so stark, dass ich eines meiner Rinder bei den Hörnern erfasste und nicht mehr ausließ.

Der Himmel war so fremdartig feierlich beleuchtet; es schien mir, als hörte ich in dieser großen Stille die Harfe des heiligen Sängers David. Auf einmal zeichnete eine Sternschnuppe am Himmel ihre silberne Furche und verschwand hinter dem Hause.

Mir war das Herz so ergriffen, dass ich während mehrerer Secunden zu athmen aufhörte. „Großmutter ist todt!“ rief ich laut, als der Athem wieder gieng, „das war ihr Stern!“ Ich fieng zu zittern an. In diesem Augenblick hörte ich die Stimme meines Vaters, welcher mir zurief, rasch die Rinder heimzubringen.

Ich eilte in den Hof. Alle Fenster waren beleuchtet, alle giengen und kamen von allen Seiten.

„Schnell, Peter, komm schnell!“ sagte eine Stimme, die der Großmutter, die an der Thür stand. Ich trat in das Haus und hörte das Quäken eines kleinen Kindes.

„Du hast einen kleinen Bruder!“ sagte Großmutter, „ein Engel hat ihn vom Himmel gebracht“.

Es war richtig. Meine Mutter lag im Bett und hielt in ihren Armen ein winziges Geschöpf.

Ein Engel des Himmels. Ja, ich habe ihn fliegen gesehen.

„Großmutter“, sagte ich, „es ist nicht wahr, dass die Sterne fallen. Dies sind die Engel, welche herabsteigen vom Himmel mit den kleinen Kindern!“

Dieser Glaube ist mir heute noch theuer, vor der Wiege, in welcher ein wunderbares Geschenk der Engel ruht, gebracht vom Himmel für mich.

Diese Erinnerung ist vor zwanzig Jahren in Roseggers „Waldheimat“ gedruckt worden. Dann hat das Buch eine in Frankreich lebende Schriftstellerin ins Französische übersetzt, und hier ist das Stück aus dem Französischen wieder ins Deutsche übertragen. So ist dieses steirische Kind zweimal über die Sprachgrenze gesprungen, und wer es wissen will, wie solche Sachen sich in der Form verändern, ohne doch anders zu werden, der mag nun vergleichen. M.

Der Ähndl.

Ein Gedenken von **Peter Rosegger.**

Wenn man von irgend einem Menschen sagen kann: er taugt nicht für diese Welt, so muss das von dem Manne gesagt werden, dessen Erinnerung diese Zeilen geweiht sind. Er taugte nicht für diese Welt, hat zweiundachtzig Jahre in ihr gelebt, und ist als Fremdling, wie er gekommen, von ihr geschieden. Er war kein Sonderling, der in Einsamkeiten lebte, er war stets unter Menschen, verkehrte mit ihnen immer heiter und mit größtem Wohlwollen, und hat sie anders genommen als sie waren, so wie auch er von ihnen unverstanden blieb. Er lebte auf Erden eine andere Welt, ein Reich Gottes für sich, und das war freilich nur möglich, indem er allem abgekehrt war und blieb, was ihm dieses Reich hätte zerstören können. Er hat nie eine Schulstube gesehen, hat keinen Buchstaben, keine Ziffer gekannt, alles, was Schrift und Buch heißt, lag ihm vollkommen ferne. Von seinen Eltern, den Waldbauersleuten, hatte er in seiner Kindheit auf mehr praktischem als theoretischem Wege die christliche Religion erhalten; in seiner Pfarrkirche und in anderen Kirchen seiner Gegend hatte er die katholischen Lehren vernommen und die Gebote der Kirche beobachten gelernt. Das war und blieb fortan der Inhalt seines Lebens. Er wurde auf dem alten Bauerngute Nachfolger seiner Väter, aber sein wirtschaftliches Princip war nicht so sehr das Erwerben, als vielmehr das Sparen. Er erwarb wenig und bedurfte für seine Person noch weniger. Er trank nicht, er rauchte nicht, er spielte nicht, er mied alles, was Geld kosten konnte, mit wahrer Ängstlichkeit, weil ihm das bei seiner geringen wirtschaftlichen Fähigkeit sehr bald in die größte Abhängigkeit von seinen Mitmenschen gebracht haben würde. Äußerlich war er von ihnen abhängig genug, aber in seinem Seelenleben bewahrte er sich mit einer milden unumstößlichen Hartnäckigkeit die Eigenart und Freiheit. Äußerlich unterschied er sich nicht von seinen Standesgenossen; er arbeitete des Werktages wie jeder andere, nur vielleicht mit etwas geringerer Gier, er gieng des Sonntags in die Kirche, wie jeder andere, nur dass er der erste im Gotteshaus war, und der letzte im Freien. Er kniete in irgend einem Winkel und unterhielt sich mit Gott, mit der Mutter Gottes, mit den Heiligen. Die

Form, in der er mit den Himmlischen verkehrte, war das Vaterunser, das Avemaria, die er stets zu einem Rosenkranze flocht, und einige andere Gebete. Das gieng sehr einfach zu, und war doch seine Seligkeit. Wäre er ein „Betbruder“ gewesen, so würde ich den Mantel der christlichen Liebe darüber legen, schweigen und mich befleißigen, nicht in seine Fußstapfen zu treten. Als das, was er war, sei er mir das größte Vorbild, weil mit seinem Denken und seinem Ideale auch sein Wandel übereinstimmte, soweit das menschenmöglich ist. Ich wollte, es hätte ihn ein anderer so genau gekannt, um diesen ganz besonderen Menschen schildern zu können. Wenn ich es gethan in meiner „Waldheimat“, in dem Bilde des „Heidepeters“, in dem Mundartstücke „Mei Voda“, so kann man sagen, da spricht der Sohn, da spricht der Poet, der liebende, der idealisierende. Und doch glaube ich in jenen Schriften eher zu wenig als zu viel gesagt zu haben, und ich bin auch heute nicht imstande, das Bild zu vervollständigen, schon aus Befangenheit in der Vorstellung, dass der moderne Mensch diesen Charakter nicht begreift.

Er war der weichmüthigste Mensch, ich habe ihn oft betrübt gesehen, aber nie weinend wegen Erdenleides. Er begrub Kinder, er begrub sein Weib, er stand oft an Stätten herzzerreißenden Jammers — er kniete nieder auf die Erde und betete. Aber sein Auge wurde nass, wenn er von der Liebe des Herrn Jesus hörte, oder von der Milde und Gnade unserer lieben Frau; die Thräne stand ihm in den Wimpern, wenn ein Lied von den himmlischen Freuden gesungen wurde, wenn in der Kirche ein melodischer Choral erklang. „Ist schon das so schön, wie schön wird's erst im Himmel sein!“ — Auf diese Erde, ihre Freuden und ihre Leiden legte er eben kein Gewicht. „Es ist bald vorbei, es ist nur dazu da, dass wir uns in Geduldigsein und mit guten Werken eine glückselige Ewigkeit erwerben.“ Je mehr Leiden hier, desto mehr Freuden dort; je ärmer und verachteter auf dieser Welt, desto reicher und größer im ewigen Leben. — Demgemäß sah und handelte er. Die größte Angst hatte er vor dem Unrechtthun. Er stieg von niedriger Stufe zur höheren. In seiner Jugend, als die Leidenschaft zum Glücklichsein auch in ihm war, that er Gutes aus Furcht vor den ewigen Höllenstrafen, die ihm auf der Kanzel und im Beichtstuhle so schrecklich geschildert worden waren, dass die arme Seele ächzte und sich aus Angst nicht genugthun konnte. Später that er Gutes aus Liebe zu Jesus, „der für uns Menschen am Kreuz gestorben ist“. Und endlich that er Gutes, „um damit arme Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen“ und Mitmenschen auf den Weg zum Himmel zu bringen. So war er allmählich zur reinen Nächstenliebe gelangt. In früheren Jahren stand er noch in der Engherzigkeit eines kümmerlichen Lebens; sein Weib war es, das arbeitsame, flinke, herzstarke, das ihm Hilfe für den morgigen Tag weis-

sagte, wenn er heute die letzte Krume Brot hergab. Später gab er alles, was er hatte, ohne Aussicht auf Hilfe für den morgigen Tag. Er liebte sie gar nicht, diese Hilfe, es war ihm am wohlsten in der an Noth grenzenden Hablosigkeit. Bei der Nachbarschaft, die wie alle Welt nur vor dem Tüchtigen, Klugen und Listigen Respect hatte, wenn sie von diesen auch stets übervortheilt wird, genoss ein solcher Mensch keine besondere Achtung. Sie verspotteten ihn, sie gönnten ihm sein Missgeschick, das er oft leicht hätte ablenken können, während er sich sorglos und, wie ihnen schien, zwecklos mit den Himmlischen unterhielt. Nur wenn über irgend einen der Nachbarn das Unglück kam, da erkannten sie in ihm den barmherzigen Mann, dessen Mitleid und Trostspenden so köstlich waren. Wenn er an Brandstätten, an Krankenbetten saß, da ward der sonst so stille, unbeholfen sich ausdrückende Mann beredt, da legte er den hohen Wert dessen aus, was Feuer, Krankheit und Sterben nicht zerstören konnte — des Ewigen und Göttlichen.

Seine ganze Seelennahrung war das Priesterwort, das er als buchstäbliches Gotteswort annahm. Manche wollten ihn irre machen und wiesen darauf hin, dass die Geistlichen selbst nicht nach ihrer Lehre lebten. Er antwortete: „Was sie thun, ist ihre Sache, aber was sie sprechen, das göttliche Wort, das geht uns an.“ Geistliche, die ihres weltlichen und manchmal sogar Ärgernis erregenden Lebenswandels wegen nicht seine Zuneigung besaßen, suchte er trotzdem auf im Beichtstuhle, wo sie nicht als die sündigen Menschen, sondern anstatt Gottes saßen, und die Messe, die sie lasen, war ihm nicht minder heilig, als hätte sie der frömmste Bischof gelesen. Er machte überhaupt zwischen Geistlichen keinen Unterschied. Dem armen Dorfkaplan küsste er mit derselben Ehrerbietung die Hand, als dem Kirchenfürsten. Dem festlichen Pompe zu Ehren hoher Prälaten blieb er am liebsten fern. Am Worte Gottes hielt er unerschütterlich fest, und wenn er veranlasst wurde, hätte kein Cardinal die Kirchengebote besser vertheidigen können, als dieser Mann es that, der nicht einen einzigen Buchstaben lesen konnte und dessen große kindliche Einfalt in allen weltlichen Dingen sprichwörtlich war. Von vielen Kirchengelehrten unterschied er sich aber dadurch, dass er die kirchlichen Satzungen nicht bloß kannte, sondern auch nach ihnen lebte, in seinem Gemüthe sie vertiefte und im Sinne des Evangeliums vergeistigte. Er wohnte bei der Messe thatsächlich der Kreuzigung Christi bei. Nach dem Gottesdienste blieb er immer noch längere Zeit allein in der Kirche, um den Heiligen in demüthiger Vertraulichkeit sein Anliegen mitzutheilen, und sie um ihre Fürsprache bei Gott zu bitten. Anliegen hatte er große, schwere. Für sich und seine Lieben, die er in den Gefahren der Welt wusste, die ewige Seligkeit zu erbitten, das hatte er in späteren Jahren zur Aufgabe seines Lebens gemacht.

Man hatte schwer an ihm gesündigt. Man hatte ihm vorgestellt, dass seine verstorbenen Kinder im Fegefeuer schmachten, weil keiner so fromm ist, um „vom Mund auf" in den Himmel zu kommen. Er hörte in den Nächten diese armen Seelen an sein Bett treten und um Hilfe flehen, und man hatte den bei der katholischen Kirche trostsuchenden alten Mann damit abgefertigt, „dass nach den Lehren der heiligen Kirche die Fegefeuerspein der Verstorbenen sehr wahrscheinlich sei, und zwar umso wahrscheinlicher, als in diesem besonderen Falle die noch lebenden Verwandten sich zu sehr dem Weltlichen ergeben, ja sogar Abtrünnige wären, anstatt für die armen Seelen im Fegefeuer gute Werke zu verrichten". Da ist denn der arme geängstigte Mann oft tagelang wie verloren umhergegangen, in den langen Nächten schlaflos gewesen und hat nichts gehört als das Weinen und Stöhnen der lieben Kinder im schrecklichen Fegefeuer. Man hatte ihm vorgestellt, dass er mit verantwortlich sei vor dem gerechten Richter, wenn seine Kinder die Gebote der Kirche vernachlässigten. Besonders ein verruchter Sohn war vorhanden, der gegen einzelne kirchliche Einrichtungen öffentlich auftrat und sie Missbräuche nannte, als wären sie dem Evangelium Christi zuwider und der wahren Sittlichkeit von Schaden. Diesen kritischen Sohn legten sie dem alten Manne schwer auf das Gewissen und stellten dem Vater die ewige Verdammnis in Aussicht, wenn es ihm nicht gelänge, sein verirrtes Kind auf den rechten Weg zu bringen. Aber der Zunder der Zwietracht, den sie in die Familie geschleudert, zündete nicht nach Wunsch. Der alte Mann war zu gütig und liebreich, um die Eintracht zu zerstören; er belehrte nur, er bat nur, er betete nur, und den Sohn rührte dieses innige Bitten mehr, als die Drohungen der Zeloten ihn erschreckt hatten. Seine Weltanschauung stand freilich längst fest, so gut wie die des Vaters, und eines Tages hatte ein greiser Priester zum alten Manne gesagt: „Euer Sohn ist nicht böse, er ist nur anders als Ihr, er sucht auch das Gute in seiner Art. Saget nichts mehr zu ihm und betet unablässig zu unserem Herrgott, er wird alles recht machen." — Man hat die Veränderung wohl wahrgenommen, die von diesem Tage an in dem Greise vorgegangen, er war nicht mehr der grüblerische, besorgte, gequälte Mann, er war der sanfte, heitere Vater. Aber viele und viele Jahre hatte das Fegefeuer gewährt, in dem man diese arme schuldlose Seele auf Erden gefangen gehalten. Haben sie wohl ermessen, was gerade dieses liebreiche Herz gelitten unter ihren brutalen Vorstellungen, die nur für hartgesottene Sünder berechnet sein können? Einen gläubigeren, inniger ergebeneren Sohn hat die katholische Kirche nicht gehabt, als ihn und einen von ihren Dogmen gepeinigteren Märtyrer hatte sie nie besessen. — Was frommt es, Einzelnheiten zu schildern, sie müssten nur empören, in seinem Geiste aber lag nichts als Verzeihung, und in diesem Sinne will ich schweigen.

Die äußeren Verhältnisse hatten sich längst verändert, er lebte nicht mehr hoch oben im alten Waldbauernhof, seine Kinder hatten sich im Lande zerstreut. Er besuchte von Zeit zu Zeit jedes, länger aber blieb er nur bei dem, das am ärmsten war. Er dürstete nach Armut, und was er bekam, das gab er wieder hin. „Wer zwei Röcke hat, der gebe einen davon dem, der keinen hat", er nahm es wörtlich. Weitere Eigenschaften an ihm waren die Dankbarkeit und die Demuth. War er beim Sohn zu Tische, so dankte er nach demselben, wie ein fremder Armer, nicht bloß seinen eigenen Kindern, sonder auch den Dienstmädchen in der Küche. War es zu Hause oder in der Kirche, er setzte sich stets auf den unscheinbarsten Platz. Auf der Gasse gieng er an Standespersonen, die ihn gerne im voraus grüßten, mit demüthigem Danke vorüber; begegnete er einem Bewohner des Armenhauses, so hatte er für ihn stets eine freundliche, zumeist gemüthlich heitere Ansprache. Nie ein böses Wort der Missgunst, nie ein Fluch, nie ein unanständiger Ausdruck, nie eine entschiedene Willensäußerung, nie eine vorlaute Behauptung — immer sanft, sich selbst zurückstellend und bescheidend, dabei stets von einem warmen Humor, mit leichter Selbstironie, manchmal auch mit einem munteren Witz gewürzt — jene heimliche Seelenvergnügtheit, gleichsam darüber, dass er den Wirrnissen der Welt so glücklich entkam.

Dem Weltleben war er vollkommen unzugänglich geblieben. Fünfzig Jahre lang sah er den Dampfwagen, den Telegraph an seinen Augen vorüberziehen, er kehrte sich nicht weiter daran, höchstens dass er manchmal so nebenhin seine Verwunderung aussprach, wie über ein Taschenspielchen, das den Zuschauer verblüfft, weiter aber nichts bedeutet. Ein paarmal wurde er in theatralische Schaustellungen geführt, er verließ sie kopfschüttelnd. Die großen Stadthäuser, die Pracht der Auslagen, er sah sie etlichemale, aber sie schienen ihm kaum einer Kopfwendung wert; hingegen sah er in einer solchen Auslage zufällig einmal ein bedrucktes Blatt Papier, von dem die Leute sagten, dass es eine Tausendguldennote sei. Davon sprach er viele Jahre lang, dass er einmal einen Tausender gesehen! „Ein armes Weib hätte mit ihren Kindern ihr Lebtag davon zehren können, und hier lag er im Glaskasten nur so für die Neugierigen." Die Weltereignisse, so sehr sie in seinem Dorfe auch wiederhallen mochten, an ihm giengen sie spurlos vorüber. Vom Krieg im Jahre 1866 wusste er nichts anderes, als dass der Schmiedhofer Knecht, der Hansjörg, dabei zugrunde gegangen sei. Hingegen beschäftigten ihn lebhaft die vielfach geschürten Vorstellungen, dass der Antichrist ins Land kommen, die Kirchen zerstören und die Menschen verführen werde, und dann war er unerschöpflich an Zuversicht, wie man diesen Erbfeind vertreiben könne: durch gar nichts anderes, als durch den festen Glauben an Jesus und durch das Gebet zu unserer lieben

Frau. Dass man vor allem sittsam leben müsse, das verstand sich ihm von selbst.

Einer seiner Söhne hatte sich, wie schon angedeutet, mit der Welt eingelassen. An persönlicher Vollkommenheit konnte derselbe sich mit dem Vater nicht messen, aber er besaß ein gewisses Talent, das von vielen Leuten geschätzt wurde und Ehren brachte. Bei einem solchen Ehrentag des Sohnes, der im heimatlichen Dorfe sehr froh und festlich begangen wurde und der sich auf die ganze Familie erstreckte, war der Vater nicht zu sehen. Fremde suchten ihn und fanden ihn nicht. Er kniete in einer entlegenen Waldkapelle und bat die Mutter Gottes, den Sohn nicht eitel werden zu lassen, und dass durch solche Weltfreude niemandem der Blick zu Gott verdunkelt werde. Hohe Herrschaften waren gekommen, um den Vater zu grüßen, sie wollten ihn stolz machen, und machten ihn nur bang. „So viel Glück, so viel Lust, so viel Ehre — es ist kein gutes Zeichen für die arme Seele!" Die Bestrebungen seines Sohnes lagen ihm gänzlich fern; wenn dieselben gelobt wurden, so hörte er es gleichgiltig, erst wenn die Redlichkeit des Sohnes betont wurde, blickte sein mildes Auge demüthig dankbar auf. Der alte Mann wurde manchmal umschwärmt von zugereisten Leuten, umschmeichelt von Frauen, er ließ sich nicht und durch nichts aus seinem engen Kreise locken, er benahm sich in altgewohnter Weise, trug sein Bauerngewand, entgegnete den Reden kurz und schlicht in seiner altväterischen Bauernmundart. Das Hochdeutsch der Fremden, er verstand es nur schwer, die Lobsprüche beantwortete er stets damit, dass er nicht wisse, ob es wahr sei — und dann gieng er wieder langsam seiner Wege. Mit keinem Schritt, mit keinem Worte und mit keiner Geberde wurde er seiner alten Bauernart untreu. Und wenn er einst von seinem gütigen Richter gefragt werden wird, in welchem Jahrhundert er gelebt hat, so wird er es nicht wissen.

Sein Ereignis bildete die jährliche Reise nach Mariazell, die er infolge eines alten Gelübdes zu machen pflegte. Er wollte sie stets zu einer Bußreise gestalten, aber es wurde allemal eine Vergnügungsreise daraus, so sehr freute er sich an den schlechten Wegen, an den wunden Füßen, an dem stundenlangen Knien auf Sandkörnern und an dem Beten und Fasten. Als er schon sehr gebrechlich war und doch gerne noch einmal unsere liebe Frau in Zell sehen wollte, spannte jemand zwei schöne Rösslein an einen fürnehmen Wagen, setzte den alten Mann hinein auf den weichen Sammtsitz und fuhr mit ihm zwischen den hohen Gebirgen hin gegen Mariazell. In großen Wirtshäusern wurden ordentliche Mahlzeiten gehalten, in den Herbergen für ein gutes Bett gesorgt, und in der Wallfahrtskirche wurde es eingerichtet, dass der Greis ohne Gedränge und langes Warten die Sacramente empfangen konnte. — Von dieser Wallfahrt war er betrübt, fast missmuthig nach Hause gekommen. War

das eine Pilgerfahrt gewesen? Nein, das war eine hoffärtige Lustreise gewesen — so kurz vor dem Sterben! — Er legte sich jetzt manche besondere Bußübung auf, um die arge Ungehörigkeit wieder zu sühnen.

Verschiedenemale war versucht worden, ihm für sein Alter eine selbständige Häuslichkeit einzurichten oder wenigstens eine bequemere Lebensführung zu verschaffen. Er war dankbar dafür und lehnte es ab. Ihn zog's allemal zurück zu seinem bäuerlichen Sohne, dem einzigen, der dem Bauernstande treu geblieben war. Der besaß im Thale ein kleines Gut, sein gleichmüthig freundliches Wesen, sein braves, fleißiges Weib, seine muntere Kinderschar gefielen dem alten Manne noch am besten. Da gab es allerhand Sorgen und Kümmernis, da war der Weg zum Himmel noch am deutlichsten sichtbar — da blieb er. So oft er sich auch bei seinen übrigen Kindern einfand, so sehr man ihn überall auf den Händen trug — er kehrte stets ins alte, kleine Bauernhaus zurück, und dort fühlte er sich wohl.

Alles Ungewöhnliche, alles, was von außen an ihn herantrat, war ihm unheimlich. Die Beziehungen der Seinigen zu weiteren Kreisen, zu anderen Ständen, zu höherstehenden Menschen waren ihm unheimlich. Alles, was unter der Marke Genuss, Ehre, Macht in der Welt sonst so sehr gesucht ist, ihm war es unheimlich. Er verkehrte am liebsten mit den Ärmsten und Vergessensten seinesgleichen oder mit den kleinen Kindern seiner Kinder. Mit diesen redete er von Gott und dem Himmel, führte sie über die Felder hin und betete unterwegs mit ihnen laut den Rosenkranz. Die Kinder hiengen am „Ähndl" mit der größten Zärtlichkeit. So oft er von der Kirche heimkam, hatte er für sie ein „Guderl" im Sack, so oft sie von manchmal herbem Schelten der Eltern zu seinen Knien flüchteten, hatte er für sie ein schützendes Wort, und seine Erzählungen von Jesus, von unserer lieben Frau, von den lieben Engeln und frommen Heiligen waren ihrer reinen Kinderphantasie zum Entzücken. Manchmal, wenn diese Kinder so recht nahe an sein Herz kamen, betete er, dass sie in früher Jugend sterben möchten, damit sie den Gefahren der Welt entrückt wären und damit er hoffen könnte, mit ihnen einst in der ewigen Seligkeit zu sein.

So weltabgekehrt war er achtzig Jahre alt geworden. An diesem Tage suchten die Seinigen ihm besondere Ehren anzuthun, aber er flüchtete in einen dunklen Winkel der Kirche, betete und hielt wohl eine innere Rückschau nach lieben Menschen, die, später geboren als er, längst vor ihm heimgegangen waren. Als er zum Festmahl geholt wurde, sah er, dass dort sein Bildnis mit einem Kranze geschmückt war, da sagte er gar nichts als die Worte: „Heut' sollt' halt mein Weib noch leben." — Und saß voller Demuth bei Tische, still bedacht, manch guten Bissen seinen Enkeln zuzuschieben, und dass ihm innerlich wohl war, bewies nur manchmal ein mildes launiges Wort, das er sprach. Zum Angebinde

erhielt er einen Sack voll Silberkronen, in denen er ein Weilchen gemüthlich mit den Fingern wühlte, zu hören, wie das klingt. Dann gieng er mit dem Sacke hin und vertheilte das Geld an seine Enkel und an die Bewohner des Armenhauses.

Bald nach diesem Tage fieng sachte die Auflösung an, welche zwei Jahre lang währte. Sie zeigte sich zuerst darin, dass er sehr wenig redete und nicht mehr von religiösen Dingen sprach; dann, dass er nicht mehr früh morgens aufstand, wie er es Winters und Sommers gethan hatte, um in die ziemlich entfernte Kirche zu gehen, endlich, dass er sitzen blieb, wo er saß, liegen blieb, wo er lag, so dass man ihn oft erst zu sich bringen und führen musste. Manchmal wieder gieng er mit müden, zitternden Gliedern unruhig im Hause umher, als ob er etwas suchte, und wenn er angeredet wurde, so blickte er mit seinen guten, trübe gewordenen Augen hilflos drein und entschuldigte sich dann durch ein halbes Wort, dass er gar so einfältig geworden sei. Die meiste Zeit verbrachte er hernach im Bette, da lag er ruhig und schlief. Nie sprach er eine Klage aus, nie einen Wunsch; wenn er — zu einem Worte veranlasst — den Mund aufthat, so kam eine halb scherzhafte Bemerkung hervor. Man hatte befürchtet, dass seine religiösen Anliegen in der letzten Zeit neuerdings, und für ihn quälend hervortreten könnten — das war ganz im Gegentheile, er redete nicht mehr davon, er begehrte keinen Priester, kein Sacrament mehr, wie sonst, wenn er krank gewesen war; er betete nicht mehr und betheiligte sich mit kaum einer Miene, wenn im Hause das Tischgebet gesprochen wurde. Er war fertig, in heiterer Ruhe, halb lächelnd, halb schlummernd träumte er hinüber. So hatte er's doch erbeten, das selige Ende, und so war er unversehrt den Gefahren der Welt entkommen.

An einem heißen Julitage war es gewesen. Ich hatte einen jüngeren schwerkranken Bruder besucht, der im Krankenhause eines Nachbarortes einer operativen Behandlung hingegeben war. Nach dem Besuche hatte ich vor, eine größere Bergpartie zu machen. Da war mir auf derselben plötzlich zumuthe: Kehre um. — Die Empfindung erschien mir ganz grundlos, aber sie war sehr heftig, ich gab ihr nach und fuhr rasch nach Hause. Sollte es wieder das alte dumme Heimweh sein, das mich nun auch schon auf Spaziergängen in der Heimat packte? — Es war Mittag, die Luft schwül und schwer. Kaum zehn Minuten zu Hause, kam das Töchterlein meines älteren Bruders mit der Nachricht: der Ahndl sei so schlecht geworden. Ich ließ beim Wirt sofort das Wäglein einspannen, packte den Arzt auf und fuhr in das nahe Dorf zum Bauernhause. Beim Eintritt in die Stube hörte ich Gebete murmeln, sah ich auf dem Tische das Licht brennen. — Er lag in seinem Bette wie immer, wie er bei meinem letzten Besuche am Abend zuvor gelegen war. Und doch

anders! Das offene Auge war wie halb gestocktes Eiweiß, die Wangen lehmfarbig, eingefallen, die trockenen, blutlosen Lippen zuckten unter den langsamen, röchelnden Athemzügen. Die rechte Hand war angeschwollen und lag auf der Brust, von der die Decke leicht zurückgeschlagen war. Die Brust war eingefallen, flach, dünn wie ein Brett. In der Linken hielt er ein messingenes Crucifixlein ans Herz gedrückt. Der Arzt fand, dass hier nichts mehr zu thun sei und gieng fort. Ein Nachbar, welcher für solche Ereignisse im Dorfe geholt zu werden pflegte, um die Sterbegebete zu sprechen, murmelte sie. Wir riefen dem Ähndl zu, laut riefen wir die Namen seiner Kinder. Er hörte nichts mehr, das Auge war starr, der Athem wurde leiser und langsamer. Der Nachbar begann wieder zu beten. Es waren schreckliche Gebete, sie lauteten von der größten Gefahr der Sterbestunde, vom lauernden Teufel, vom gerechten, unerbittlichen Richter, von der ewigen Verdammnis. Das passt ja für ihn nicht! rief es in mir. Die Anwesenden erfassten des Sterbenden Hand und sagten schluchzend: „So behüt Euch Gott, Ähndl! Bittet für uns im Himmel!" —

Er hatte nichts mehr gehört, gesehen, gefühlt, längst umfieng ihn die Liebe Gottes, während man seinem erkaltenden Leibe noch von Hölle und Teufel vormurmelte.

Als dem Athemzug keiner mehr gefolgt war, hatte man die Wanduhr stehen gelassen, sie zeigte auf Eins. Dann kam das Weib, welches im Dorfe die Todten zu waschen und anzukleiden pflegte. Ich gieng zu meiner Frau, zu meinen Kindern, die dann auch kamen, um noch einmal in sein liebes Antlitz zu schauen. Er hatte einen schneeweißen, gestutzten Vollbart, wie er ihn während der letzten Monate getragen. Aber er hatte nicht mehr die Runzeln im Angesicht, das war fast glatt geworden, und die wenigen Haarsträhnchen am Hinterhaupte waren nicht mehr grau, waren wieder lichtblond, wie sie einst in jungen Jahren gewesen. In den Zügen lag der Ausdruck einer unendlichen Behaglichkeit. Auf dem schwarzen Rock über der Brust lagen einige Heiligenbildchen, nach alter Sitte von den Seinigen ihm mitgegeben zur ewigen Ruhe. Aufgebahrt war er in der Stube, in welcher er seit vielen Jahren gewohnt hatte und gestorben war. Zu seinen Häupten ein Muttergottesbild und ein Crucifix, an beiden Seiten Lichter und Blumen. Ein weißes Tuch hüllte den schmalen Körper ein. Die kleinen Enkel standen verdutzt umher und wussten nicht, was das zu bedeuten habe, mit dem Ähndl. Zur Thür waren Hühner und Küchlein hereingeflattert, sie gackerten und piepsten um die Leiche herum, wollten sich nicht verscheuchen lassen, huschten neben und unterhalb der Bahre, so dass es war wie ein Kranz von sprudelndem, wirbelndem Leben um den Todten.

Dem schwülen Tage war ein heftiger Sturm gefolgt, er riss die Fenster auf, blies die Bahrlichter aus und wehte das weiße Tuch von

seinem Haupte hinweg. Blitze warfen ihren rothen Schein an die Wände, über den Dächern rollte der Donner, aber den Frieden des Schäfers konnte nichts mehr stören. In der Nacht kamen Leute, die an der Bahre wachten und beteten.

Am dritten Tage haben wir ihn zur Kirche getragen, zu seiner geliebten Pfarrkirche, und vor das große Crucifix, wo die Särge seiner Vorfahren gestanden, ist er während des Requiems hingestellt worden. Es war nicht so leicht, die dem allbeliebten Greise zugedachten Ehren fern zu halten, so dass das Begräbnis ein schlichtes, seinem Stande angemessenes blieb. Meine Hand zitterte vielleicht, als sie im Namen von Kindern und Kindeskindern den Kranz aus Rosen auf den Sarg legte. — Lehnte er ihn nicht ab? Verhüllte diese irdische Zier nicht das Kreuz auf dem Sargdeckel? — In der Morgenstunde gieng der lange Trauerzug hinauf zum Friedhofe, der zwischen Wiesen und Feldern liegt. An den Bergen strichen die Nebel herum, und ein Regenschauer wehte herab. Glück bedeutet es, wenn's am Hochzeitstage regnet. Vierundzwanzig Jahre früher hatte man mitten auf diesem Kirchhofe sein Weib begraben, jetzt war die Reihe gerade einmal herum, so dass seine Ruhestätte knapp neben der ihren zu liegen kam, zur rechten Seite. So hat sie der Zufall von neuem getraut. Als sie seinen Sarg unter einem Liede der Sänger sachte und still in das enge tiefe Grab senkten, als die Blumen dufteten ringsum und auf ihnen die Tropfen funkelten in der hervorbrechenden Sonne — da war es hochzeitlich. Unter denen, die Erdschollen hinabwarfen auf den Sarg, war auch ein junger sehr blasser Mann, der schwer nach Athem rang. Sein jüngster Sohn. Er war aus dem Krankenhause hergekommen, um auf diesen Sarg hinabzustarren. Sechzehn Tage später haben wir ihn an die Seite des Vaters gebettet.

Mich hatte dieser treue Vater genau dreiundfünfzig Jahre durchs Leben begleitet.

Ein Schwarm von reichen, schönen Erinnerungen umgaukelte mich. — O Jugendzeit bei Vater und Mutter! — Zur rechten Hand des großen Kreuzes, das mitten auf dem Friedhofe steht, rasten sie. Das ist stets ihr Lieblingsplatz gewesen. Mir war selig ums Herz.

Die Wanduhr, die während seiner Bahrzeit still gestanden war — sie geht nun wieder ihren gleichmäßigen Schritt der Ewigkeit zu. Und die Todten leben.

— — — —

Weil auf morgen kein Verlass ist.

Jung sein, jung sein, welche Freude!
Wisst, das Alter bringt nur Sorgen;
Wer will froh sein, sei's noch heute,
Weil ja kein Verlass auf morgen.

Wandern, wandern! Wer es scheute,
Wäre zager als der Has ist;
Schönes Wetter ist nur heute,
Weil auf morgen kein Verlass ist.

Klang der Becher weckt die Freude,
Wenn darin ein labend Nass ist;
Wer will trinken, thu's noch heute,
Weil auf morgen kein Verlass ist.

Lieben, lieben: das ist Freude!
Lieben heißt den Himmel borgen!
Süßes Mädchen, küss mich heute,
Weil ja kein Verlass auf morgen!

Lasst sie los, die hurtige Meute,
Jagd auf alles, was noch Spaß ist!
Wer gesund, der lebe heute,
Weil auf morgen kein Verlass ist.

(„Dichterheim.")

Hans Grasberger.

Die verträglichen Nachbarn.

Auch eins aus dem Leben.

Das ist die Geschichte, wie ein blinder Auerhahn den Fischdorferwirt von einem abscheulichen Tode gerettet hat.

In der Hintergebirgsgemeinde Stiegelstock waren zwischen abgestifteten Höfen und jungsprossendem Walde zwei arme Bäuerlein übrig geblieben, die als die letzten der Gegend natürlich fest zusammenhielten und sich lieb hatten. Sie hielten stets zusammen, waren gar verträglich und neckten einander gern, in harmloser Weise natürlich. Nur bestrebte sich der eine, beim Waldherrn, der alle Nachbargründe zusammengekauft hatte, in besserem Lichte zu stehen, als der andere, weil sie von ihm Holz und Streu bezogen und jeder den besseren Theil haben wollte. Die beiden verträglichen Nachbarn hießen der vordere Rampel und der hintere Rampel.

Sagte eines Tages der hintere zum vorderen: „Weißt, Rampel, unserem guten Waldherrn sollten wir doch immer einmal eine kleine Freude machen. Und da hat er's gern, wenn bei der Nacht, zwischen zwölf und ein Uhr, jemand in seinen Schlosshof geht und mit lauter Stimme ruft: Feuerjo! Feuerjo — ist keines do! Der Hammer hot zwölf g'schlogen! — Denn der Waldherr, weißt du, hat keinen Nachtwächter, und deswegen freut's ihn, wenn andere Leut' wachsam sind. In der nächsten Woche werd' ich's selber thun, weißt du, bis mein Gichtfuß besser ist."

Der vordere Rampel war in früherer Zeit gerade so schlau gewesen, wie der hintere; da fiel er einmal vom Boden herab auf den Kopf. Er fiel zwar auf einen Stohschaub, aber musste doch im Kopf dabei etwas in Unordnung gekommen sein, denn er war seither sehr vertrauensselig geworden -- sogar seinem Nachbar gegenüber. Er dachte sich nun auf die Rede desselben: Wart', Hinterer, du willst dich erst in der nächsten Woche einschmeicheln, da komme ich dir zuvor. Schon in der folgenden Nacht stand er im Schlosshof und schrie mit aller Macht: „Feuerjo! Feuerjo!" Im Augenblick, als ob der Ruf ein „Sesam öffne dich!" gewesen wäre, sprangen Fenster und Thüren auf und der Waldherr rief von seinem Zimmer herab: „Wo brennt's denn?"

„Ist keines do. Der Hammer hot zwölf geschlogen!" schrie der Rampel.

„Wer schreit da unten?"

„Ich, Euer Gnaden, der vordere Rampel!"

„Jagt den besoffenen Kerl davon!" befahl der Waldherr den Knechten, die schon mit Leitern und Wassereimern herbeikamen. Da hat's der Rampel erfahren, dass die Beine des Menschen bester Bestandtheil sind und froh war er, der Zuthunlichkeit der Knechte glücklich zu entkommen.

Zum Nachbar hat der Rampel weiter nichts verlauten lassen von der nächtlichen Artigkeit, wohl aber nun die Spitzbüberei durchschaut und sich vorgenommen, die Bosheit heimlich wett zu machen.

Eines Tages gieng er zum hinteren Rampel hinauf, zog den Nachbar in einen verschwiegenen Winkel, that aus seinem Wettermantel ein zerlegtes Schussgewehr hervor und sagte: „Freunderl, das wär' was für dich. Ich hab' da eine Büchsen, aber ich hab' keinen Schick zum Schießen. Wie du die Gicht in den Füßen hast, hab' ich sie im Arm und kann nicht zielen. Da oben im Lärchschachen ist ein Auerhahn, musst ihn ja balzen hören in der Früh. Ein prächtiger Vogel. Er muss blind sein, weil er alleweil nur so herumflattert, bei den Baumwipfeln überall anstoßt und nit davonfliegt. Der ist leicht zu kriegen. Den Herren Jägern möcht' ich ihn nicht gunnen. Für den Schwanz weiß ich dir einen Kaufmann. Kannst dir oftmals ein Seidel Wein zulegen um das Geld.

Aber gib Achtung, dass dich der Jäger nicht räumt! Die Büchsen versteck' ich dir da unter dem Dachladen. Im Ledersackel dabei ist das Schusszeug. So!"

Der hintere Rampel war natürlich sehr gewissenhaft, weil er Unannehmlichkeiten befürchtete. Anfangs meinte er also: Na, den Hahn schieß ich nit! Es kunnt nit recht sein. — Am nächsten Morgen, als er in sein Holz hinaufgieng, hörte er den Vogel richtig balzen, da dachte er: Eine Passion wär's schon! Und wie sollt's denn auskommen! Der Jäger ist jetzt alleweil drüben in den Osserschlägen, der weiß gar nichts davon, dass im Schachen da einer hockt. — Am dritten Tage stand er noch früher auf, schlich in den Schachen und schoss den Hahn. — Eher, als das von Ast zu Ast fallende Thier auf die Erde kam, standen wie aus dem Boden gesprungen zwei Jägerburschen da, fiengen den Rampel ab und trieben ihn nach Froschau zum Gericht.

„Ihr Höllsaggra!" sprach er unterwegs zu den Jägern. „Habt ihr's denn geschmeckt, dass ich im Lärchschachen den Hahn aberpfeif'?"

„Dafür kannst dich bei deinem Nachbar bedanken", sagte einer der Jäger.

Da dachte sich der hintere Rampel: O du falscher Judas! Wenn es wahr sollte sein, dass du mich verrathen hättest! Wenn das wahr sollte sein! Um den Tanz wollt' ich dich nicht beneiden! Das wär' ein schlechter Spaß.

Sechs Wochen Arrest bekam er für den Auerhahn.

Darüber wurde er zornig über die Maßen ob der Ungerechtigkeit, die in der Welt herrscht. Er begehrte auf: „Meine Herren, was ist das für eine Gerechtigkeit! Ich krieg' für einen lumpigen Hahn sechs Wochen, und mein Nachbar, der vordere Rampel, hat für seinen martialischen Hirschen nichts gekriegt."

— Hirschen! Für seinen Hirschen? Für seinen martialischen Hirschen? — Die Jäger bekamen nachgerade Bauchschneiden. Die Schlacht bei Königgrätz kann ein gutes Jägerherz nicht so unbarmherzig erschüttert haben, als jetzt die Nachricht, dass der vordere Rampel im Revier einen Hirschen gewildert hätte. — Am nächsten Tage brachten die Gendarmen den vorderen Rampel und stellten ihn bei Gericht dem hinteren gegenüber.

„Wer sagt es, dass ich einen Hirschen geschossen hätte?" fragte er in heimlicher Zuversicht, dass man ihm keinen Zeugen werde stellen können.

„Der da", versetzte der Richter und wies auf den hinteren Rampel.

„Der da?" fragte der vordere langsamlich. „Der kann nichts sagen, gar nichts. Er hat nichts gesehen und nichts gehört, er ist nit dabeigewesen."

„Wo war er denn?" fragte der Richter.

„Er hat in derselben Nacht in der Schramsmühl' den Kasten ausgeraubt."

„Wer sagt das?" begehrte jetzt der hintere auf.

„Ich", antwortete der vordere, und stellte sich stramm vor den Nachbar hin.

„Du? Schau du lieber, dass du dem Pollhofer das Silbergeld zurückstellst, das du ihm gestohlen hast. Anstatt brave Leut' verdächtigen! Ist gescheiter."

„Brave Leut'? Dass ich nicht lach', Nachbar. Brave Leut', die ihren eigenen Heustadl niederbrennen, damit sie von der Versicherung was kriegen sollen."

„Wen meinst du damit?"

„Dich."

„Ich dank' schön. Sag' einmal, Nachbar, warum brennst denn du deinen Heustadl nit nieder? Gelt, weil er ein guter Unterschlupf ist für die Schwärzer, und weil du drin alleweil Zusammverlass machst mit der Holzmeisterischen. Im Haus derlaubt's die deinige nit. Gelt!"

„Dir erlaubt die deinige freilich mehr, und sie weiß auch, warum?"

„Und du wirst es auch wissen, du schlechter Lotterer. Ist eh gescheiter, wie ihr euch's jetzt einrichtet, als früher, wo deine Kindsmentscher ihre Brut bei der Nacht derdruckt haben."

„Wer hat derdruckt?"

„Du nit. Du hast freilich nit Zeit zum Kinderderdrucken, du musst bei der Nacht auf der Straßen Leutaufpassen und Reisende kalt machen, verstehst?"

„Geh', plausch nit! Ohne deiner möcht' ich nit viel Reisende kalt gemacht haben. Du hast angefangen in jener Jakobinacht, wie du den Handler derstochen hast —"

„Derstochen hast, natürlich! Wie kunnt' ich ihn denn derstochen haben, wenn du ihn nit festgehalten hättest. Tolpatsch, du!"

So hatten sich die beiden Waldnachbarn ihr Sündenregister vorgehalten, die grauenhaftesten Verbrechen in leicht hingeworfenen Worten, wie man im Wirtshause wartelt beim Kartenspiel und Kugelschieben.

Der Richter hatte der wunderlichen Unterhaltung sehr aufmerksam zugehört. Und als die beiden Nachbarn sich nichts mehr an die Köpfe warfen, sondern sachte begannen, das in Wuth und Hass Verrathene wieder zu verschleiern — sagte der Bezirksrichter: „Diese beiden Männer gehören nicht hieher. Man lege ihnen schwere Eisen an und führe sie in das Landesgericht."

Beim Landesgerichte kamen die beiden Spitzbuben sehr gelegen. Dort war seit Tagen die Verhandlung gegen den Fischdorferwirt, der im Wald hinter seinem Hause einen Viehhändler hätte ermordet haben

sollen. Die Beweise häuften sich, die Zufälle spitzten sich dahin zusammen, dass die Verurtheilung des Wirtes wahrscheinlich war. Nun kamen die Nachbarn, die sich selbst hinaufgesteigert hatten vom Auerhahn bis zum Viehhändler. Wahnsinnig arbeiteten die beiden verträglichen Nachbarn, das Netz wieder zu zerreißen, das sie sich in der Hitze selbst geflochten hatten. Es half ihnen nichts. Die Fälle lagen nun sonnenklar, und der Fischdorferwirt durfte heimgehen.

Dem hinteren Rampel wurde der Hahn nachgesehen, und dem vorderen der Hirsch. Auch der Heustadl, das Silbergeld und anderes wurde ihnen geschenkt. Sie waren ganz und gar im Besitze des ermordeten Viehhändlers, der führte sie — am Strick davon. R.

Zwei von Heute.

Gedichte von **Ottilie Bibus.**[1])

Mode-Pessimist.

Die Stirne wie von Grübelei durchschossen,
Im Auge melancholisch-trübes Schmachten,
Rings um den Mund ein kühles Weltverachten,
So wandelt er durchs Leben unverdrossen.

Geschah es, dass – vom Schicksal dir beschlossen –
Die Bösen ihn auf deine Wege brachten,
Tritt er dich an mit seinem Herzumnachten
Und all den eingelernten Jammerglossen!

Noch mehr! Er weiß dein Fühlen zu erweichen
Sich süßen Trostes von dir zu erschleichen,
Dein Herz mit bangem Ahnen zu befallen!

Und alsbald weiter seinen Pfad zu irren,
Mit gleichen Possen andere zu wirren,
Der glücklichste doch er nur von euch allen!

* * *

Ein Geistreicher.

Störet ihn nur jetzo nicht!
Einen Aphorismus eben
Fühlet er im Geiste schweben,
In dem Kopfe wird's ihm licht.

Seht nur, seht! er hält die Stirn!
Bald wird er die Feder fassen
Und ihr stolz entströmen lassen
Alles, was erforscht sein Hirn.

Jetzt! gebt acht!! schon taucht er ein,
Ohne Stockung schreibt er nieder:
„Jeder Vogel hat Gefieder,
Borsten aber hat das Schwein.“

---

[1]) Aus X-Strahlen. Gedichte von Ottilie Bibus. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Ein Requiem für Ludwig Anzengruber.

Von **Anton Bettelheim.**[1])

Am Ufer des Neuenburger Sees in der Schweiz erhebt sich das Denkmal des Mannes, den wir alle als den Vater der heutigen Volkserziehung kennen und ehren: Heinrich Pestalozzi. Die Inschrift des Monumentes lautet: „Retter der Armen auf Neuhof. Zu Stans Vater der Waisen. Zu Burgdorf Gründer der neuen Volksschule. In Iferten Erzieher der Menschheit. Alles für andere — für sich nichts."

So schön diese Worte klingen, noch schöner ist, dass nicht Ruhmredigkeit, sondern lautere Wahrheit aus ihnen spricht. Pestalozzi war ein Wohlthäter der Menschheit, der seine ganze reiche Kraft einsetzte für die Läuterung und Veredlung aller Alters- und Bildungsstufen. Den Kleinen — arm und reich — stiftete er eine Musterschule lebendigen Anschauungsunterrichtes als geborener Pädagog. Und ein Gleiches that er für die Erwachsenen — Mächtige und Ohnmächtige — als geborener Volksschriftsteller. In dem unvergessenen Buche „Lienhard und Gertrud", das 1781 zum erstenmal in die Welt gieng, wollte er nach seinem eigenen Ausspruch „dem Volke einige ihm wichtige Wahrheiten auf eine Art sagen, die ihm in den Kopf und an das Herz gehen sollte". Er hatte deshalb vor, einen treuen Spiegel der Wirklichkeit aufzustellen — genau so, wie alle berufenen Maler und Erzieher des Volkes, seit Pestalozzi bis auf Anzengruber: denn nichts, so meinte der edle Schweizer, greift den Menschen mächtiger in die Seele, als das genau festgehaltene Schauspiel ihrer eigenen Thaten und Unthaten. Zeuge dessen die Geschichte, des heiligsten Vorbildes, wie sie Pestalozzi einem alten lateinischen Gewährsmann nacherzählt:

„Es waren unter den Völkern der Heiden, die ringsumher um das Erbtheil Abrahams wohnen, Männer voll Weisheit, die weit und breit auf der Erde ihres Gleichen nicht hatten. Diese sprachen: ‚Lasset uns zu den Königen und ihren Gewaltigen gehen und sie lehren, die Völker

---

[1]) Einer Aufforderung des Wiener Vereins „Arbeiterbühne" folgend, hatte der Verfasser die folgende einleitende Ansprache zu einem dem Gedächtnis des Sterbetages gewidmeten Anzengruber-Abend gehalten, an dem Märchen, Dorfgänge und Gedichte des Meisters vorgetragen wurden.

auf Erden glücklich zu machen.' Und die meisten Männer giengen hinaus und lernten die Sprache des Hauses der Könige und ihrer Gewaltigen und redeten mit den Königen und ihren Gewaltigen in ihrer Sprache. Und die Könige und die Gewaltigen lobten die weisen Männer und gaben ihnen Gold und Seide und Weihrauch, thaten aber gegen die Völker, wie vorhin. Und die weisen Männer wurden von dem Golde und der Seide und dem Weihrauch blind und sahen nicht mehr, dass die Könige und Gewaltigen unweise und thöricht handeln an allem Volke, das auf Erden lebt. Aber ein Mann aus dem Volke beschalt die Weisen der Heiden, gab dem Bettler am Weg seine Hand, führte das Kind des Dieben und den Sünder und den Verbannten in eine Hütte, grüßte die Zöllner und die Kriegsknechte und die Samariter wie seine Brüder, die aus seinem Stamme sind. Und sein Thun und seine Armut und sein Ausharren in aller Liebe gegen alle Menschen gewannen ihm das Herz des Volkes, dass es auf ihn traute, als auf seinen Vater. Und als der Mann aus Israel sah, dass alles Volk auf ihn traute, als auf seinen Vater, lehrte er das Volk, worin sein wahres Wohl bestehe, und das Volk hörte seine Stimme und die Fürsten hörten die Stimme des Volkes." Daran knüpft Pestalozzi als seiner eigenen Weisheit Schluss das Bekenntnis: „Ich habe keinen Theil an allem Streit der Menschen über ihre Meinungen; aber das, was sie fromm und brav und bieder machen, was Liebe Gottes und Liebe des Nächsten in ihr Herz, was Glück und Segen in ihr Haus bringen kann, das, meine ich, sei außer allem Streit uns allen und für uns alle in unsere Herzen gelegt."

Über hundert Jahre sind vergangen, seit Pestalozzi diese letzten Ziele jedes weisen Volksunterrichtes offenbarte. Über hundert Jahre, in denen die Welt durch außerordentliche Umwälzungen im öffentlichen und häuslichen Leben eine grundverschiedene Gestalt erhalten hat. Das französische Königthum und das alte heilige römische Reich gieng zugrunde. Die erste Republik und Napoleon wühlten die hergebrachte Ordnung der Dinge in ihren Grundfesten so lange auf, bis sie der heiligen Allianz und dem deutschen Bunde weichen mussten. Und auch dieser neuen oder vielmehr veralteten Ordnung der Dinge war keine Dauer beschieden. An ihre Stelle rückte das geeinigte Deutschland und das geeinigte Italien. Und all diese politischen Ereignisse wurden und werden verdunkelt durch die Erfindungen des Menschengeistes, die im Guten und Bösen dem Jahrhundert ihren Stempel aufdrücken: Dampfmaschinen und Elektricitätswerke. Aber so sehr sich auch durch all diese Wandlungen die Weltkarte verändert hat, soviel neue Denkerfurchen und Sorgenfalten das Bild der Menschheit aufweisen mag: der Grund unserer Natur, der Drang nach dem Frieden des Herzens, die Sehnsucht nach Gerechtigkeit, Glück und Liebe ist sich gleich geblieben von den Tagen Pestalozzis bis auf die

Gegenwart. Das hat — schon vor einem halben Jahrhundert — Freiligrath erkannt und gesagt in dem Willkommgruß, den er dem Erzähler der Schwarzwälder Dorfgeschichten, Berthold Auerbach, als dem würdigen Jünger von Pestalozzi, Stilling, Brentano und Immermann widmete:

Derb schaut mich an dasselbe Volksgesichte
An Neckar, Ruhr, in Bayern, Schweiz und Siegen,
Ob hundert Jahre sich durchs Land auch drängten,
Dasselbe Antlitz mit denselben Zügen.
Und überall noch, was sie auch verhängten:
Gedrücktsein, Armut, Kriegesnoth und Trubeln
Dasselbe Lachen, Weinen, Zürnen, Jubeln!

O das erhebt! Wer mag ihn unterdrücken,
Den Zorn im Volk, den ewig tücht'gen, derben —?
So lass uns frisch denn auf und vorwärts blicken,
Ein Keim wie der, wird nimmermehr verderben.

Und die gleiche Gesinnung, dasselbe Vertrauen auf die unzerstörbare Volkskraft, die aller Zeitkrankheiten Meister werden muss, begegnet uns auch bei den großen Volksdichtern von Deutschösterreich: Raimund, Anzengruber, Rosegger. Von Anbeginn ihrer Wirksamkeit haben zumal die beiden letztgenannten Meister Pestalozzis hohe Aufgabe, den weisen Volksunterricht zu pflegen, als ernste Warner und heitere Sorgenbrecher ihrer Landsmannschaft sich angelegen sein lassen. Reinste Liebe zu den Massen, thatkräftiger Glaube an die ursprüngliche Güte und Veredlungsfähigkeit der menschlichen Natur beseelt ihr Denken und Fühlen. So sind und bleiben sie in den Ausgangs- und Zielpunkten ihres Schaffens eins mit Pestalozzi: eine Übereinstimmung, die, wie in den Werken, so auch in den Briefen und Gesprächen Anzengrubers und Roseggers zu klarem Ausdruck kommt:

„Ich glaube" — so schrieb 1871 nach der Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld" der Wiener Dramatiker an den steierischen Volkspoeten — „wir können uns verstehen. Unsere Wurzeln haften in Einem Boden, mitten im Volk. Und was wir geworden sind, beide in unserer eigenen Art, wir wurden es aus eigener Kraft. Wenn wir, die wir uns emporgerungen aus eigener Kraft über die Massen, heraus aus dem Volke, das doch all unsere Empfindungen und unser Denken großgesäugt hat, wenn wir, sage ich, zurückblicken auf den Weg, den wir mühvoll steilauf geklettert in die freie Luft, zurück auf all die tausend Zurückgebliebenen, da erfasst uns eine Wehmuth, denn wir, wir wissen zu gut, in all diesen Herzen schlummert, wenn auch unbewusst, derselbe Hang zum Licht und zur Freiheit, dieselbe Kletterlust und dieselben, wenn auch ungelenken Kräfte. Und so oft wir bei einer Wegkrümmung das Thal zu Gesicht kriegen, so thun wir, wie uns eben ums Herz ist, lustig hinabjuchzen, kimmt rauf! da geht der Weg — oder weinend zuwinken, o wie oft unverstanden. Das war auch — mit dem „Pfarrer von

Kirchfeld“ — meine Furcht. Aber siehe da, plötzlich wimmelt's auf meinem Weg herauf vom Thal, ich sah mich ganz verstanden, sah mich eingeholt, umrungen, und steh' dem Volk gegenüber — gehätschelt wie ein Kind oder ein Narr, die bekanntlich die Wahrheit sagen. Gott erhalt' uns das Volk so — wir wollen gern seine Kinder sein und seine Narren bleiben.“

Anzengruber hat an diesem Gelübde bis an sein Ende festgehalten. So trübe Erfahrungen er auch machte, auf so schwere Proben seine Langmuth gestellt wurde, so schlimme Dinge er in Staat und Welt, in Kunst und Leben mit seinen scharfen Augen sehen musste: Zum Menschenhasser, zum Volksverächter ist er nie geworden. Alles persönliche Leid machte ihn nicht irre an seiner Sendung als Jünger Pestalozzis, als Lehrer seiner Deutschösterreicher. Er that seine Pflicht als Mann des Volkes, nicht obgleich, sondern weil er selbst als Kind des Volkes alle Heimsuchungen von Armut und Krankheit, alle Misshandlungen von Hoffart und Verkennung hatte erdulden müssen. Und das gleich in solchem Übermaß, dass, wenn wirklich die Noth die Mutter aller Künste ist, Anzengruber zum Meister der Dichtkunst heranreifte, schon weil das Schicksal ihm in der Schule des Lebens keine Seelennoth ersparte.

Wer das für Übertreibung hält, der werfe den flüchtigsten Blick auf die Schicksale unseres Dichters. Anzengruber war wenige Wochen älter als fünfzig Jahre, da er starb. Er war einunddreißig Jahre, als er, bis dahin namenlos, nach der ersten Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld“, mit einem Schlag ein berühmter Mann war. In die neunzehn Jahre von 1870 bis 1889 drängt sich die fast unbegreiflich reiche Ernte seines rastlosen Künstlerfleißes: achtzehn Stücke, zwei große Dorfromane, über ein Halbdutzend Bände Kalendergeschichten, Novellen, Humoresken, Dorfgänge, eine ganze Bibliothek. In den gleichen Zeitraum von Anzengrubers höchster Schaffenskraft und regster Schaffenslust drängt sich aber zugleich eine heute kaum glaubliche Menge von Bosheit, Verblendung und Gleichgiltigkeit, die dem von den Besten anerkannten, mit dem Schiller-, Grillparzer- und Müllerpreis ausgezeichneten Meister buchstäblich ein Jahrzehnt, von 1879 bis 1889, jede Möglichkeit raubte, mit neuen Stücken den Weg auf irgend eine Wiener Bühne zu finden. Unsere Kinder und Enkel werden solche Behauptungen belächeln oder bezweifeln. Und doch haben wir alle es miterlebt, dass im Theater an der Wien nach dem durchschlagenden Erfolge des „Pfarrers von Kirchfeld“, Anzengruber zuerst mit einem Jahrgehalt von eintausend zweihundert Gulden als Theaterdichter vertragsmäßig verpflichtet, sodann aber im Lauf der Jahre allmählich hinausgeärgert wurde. Sein zweites Drama, der „Meineidbauer“, gefiel 1871, doch lange nicht so ausgiebig wie der „Pfarrer“. Etwas besser als der „Meineidbauer“, wenn auch nicht entfernt so zugkräftig wie der „Pfarrer“, bewährten sich 1872 die

„Kreuzelschreiber“. Dann kam der Börsenkrach 1873, und infolgedessen eine vollkommene Verödung der Vorstadttheater bei gediegenen Komödien. Anzengrubers genialste Bauernstücke „Der G'wissenswurm“ und „Doppelselbstmord“ wurden gleich abgesetzt, um Operetten und Possen platzzumachen; „Der ledige Hof“ hielt sich knapp eine Woche: „wozu schreibt man eigentlich Volksstücke?“ so fragte er schon 1876 Rosegger. „Die Directionen verlangen Cassestücke, und ein Volk, das sich um die Volksstücke bekümmert, gibt es hierorts nicht, also wozu der Liebe Müh?“ „Heute“, so klagt er ein andermal Schlögl, „begraben wir den alten Rott. Es wird somit bald keine Schauspieler und kein Publicum mehr für Volksstücke geben und somit die größte Dummheit sein, Volksstücke schreiben zu wollen.“ Und trotzdem hielt Anzengruber mit ausdauerndem Pflichtgefühl an seiner Lieblingsarbeit für die Volksbühne fest. Doch noch wetterwendischer als das große Publicum erwies sich die Theaterleitung und die damalige Diva Geistinger, die zum Beispiel das nach Anzengrubers Tod gegebene Volksstück „Brave Leut' vom Grund“ zurückwies. Und als Anzengruber endlich nothgedrungen vom Theater an der Wien an das Ring- und Josefstädter Theater übersiedelte, verbitterte ihm die Censur ärger als je zuvor die Existenz. Sein gewaltigstes Wiener Stück, „Das vierte Gebot“, durfte 1877 nicht einmal unter diesem Titel gegeben werden. Es führte auf dem Theaterzettel nur den Namen: „Ein Volksstück“ und verbrachte, sinnlos zusammengestrichen, von der Tageskritik kaum beachtet und gar nicht verstanden, ein Schattendasein. Dann blieb es in den Theaterarchiven verschollen und begann erst nach Anzengrubers Tode, von der Berliner freien Bühne aus, einen Triumphzug über das ganze deutsche Theater. Vom Jahre 1880 angefangen bis zur Eröffnung des Deutschen Volkstheaters, 1889, wurde kein einziges neues Stück Anzengrubers an irgendeiner Wiener Privatbühne gespielt. Herr Franz Jauner, der bei Anzengruber zwei Stücke bestellt hatte — „Stahl und Stein“ und „Heimg'funden“ —, ließ die fertigen Werke gar nicht aufführen. Er erklärte nur: die Zeit für das Wiener Volksstück sei endgiltig vorbei. Was blieb unter solchen Umständen dem tapferen Künstler, der für seine Familie als Hausvater zu sorgen hatte, anderes übrig, als Erzählungen zu schreiben? Und da das für die einfachen Bedürfnisse seiner ganz kleinbürgerlichen Wirtschaft nicht ausreichte, blieb ihm nur weiter noch übrig, Zeitungsredacteur zu werden. „Wenn es einen Menschen gibt, den ich beneide“ — so schrieb er seinem edlen Freund, dem Professor und Bibliothekar in Helsingfors Wilhelm Bolin, „so ist es der Richard Wagner, und, wenn es einen zweiten gibt, so ist es der Johann Strauß. Diese Leute sind so situiert, dass sie nur thun müssen, was sie nicht lassen können, aber was sie lassen wollen, das müssen sie nicht thun. Bei mir ist das just nicht der Fall. Ich

muss manches, was ich lassen möchte." Und so musste der erste Dramatiker des neuen Österreich in den Jahren seiner vollsten Welt- und Bühnenkenntnis Bildertexte für das Familienblatt „Die Heimat" liefern und allwöchentlich zwei bis drei Tage der Redaction des „Wiener Figaro" widmen. Eine Vergeudung seltener Naturgaben, die Rosegger zu dem Epigramm reizte:

Der größte Tragiker unserer Zeit,
Der muss ein Witzblatt machen —
Ein tragischer Witz bei meiner Seel',
Man möchte Thränen lachen!

Angesichts dieses unwürdigen, nie genug zu beklagenden Missbrauches der unersetzlichen Dichterkraft des in ganz Deutschland gekannten und anerkannten Dramatikers darf uns die Tücke des Schicksals und die Härte der Menschen, die den völlig Unbekannten von seiner frühesten Jugend bis zu seinem dreißigsten Jahre verfolgt, noch weniger wunder nehmen. Anzengruber ist der Sohn eines kleinen Wiener Beamten, der Enkel oberösterreichischer Bauern. Als sein Vater 1854 starb, war unser Dichter fünf Jahre alt und fortan ausschließlich auf den Schutz seiner Mutter und Großmutter angewiesen. Diese beiden Frauen waren ganz ungewöhnliche Wesen, wahrhafte Schutzgeister. Die Großmutter Barbara Herbig, deren Name an den der Großmutter Herwig im „Vierten Gebot" sicher nicht zufällig anklingt, war nach dem Zeugnis ihres Enkels und anderer Leute, die sie noch gekannt, nicht nur eine der besten Erzählerinnen. Sie war auch just so, wie die Großmutter in „Heimg'funden", eine Urwienerin vom besten alten Schlag, die nicht allein das Mundwerk, sondern auch das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Solange die brave Frau lebte, konnten sich Mutter und Söhnlein Anzengruber zur Noth durchschlagen; denn sie theilte redlich ihre letzte Habe und ihren letzten Bissen mit ihm. Als aber 1854 auch die Großmutter starb, war es, selbst bei den ungemein mäßigen Ansprüchen der beiden Anzengruber unmöglich, nur von der Pension des Vaters — jährlich hundertsechs Gulden vierzig Kreuzer — zu existieren. Mutter Anzengruber begann sofort eine Pfaidlerei, obwohl es der aus einer wackeren Familie stammenden, belesenen, auch als Blumenmalerin geschickten Frau nicht leicht gefallen sein mag, sich durch einen Kleinhandel der Art fortzubringen. Und unser junger Ludwig musste aus der Realschule fort in die Lehre zum Buchhändler Sallmeyer. Ein paar Jahre conditionierte er bei ihm. Als Geschäftsmann wird er dort indessen kaum was anderes gelernt haben, als nette Pakete zu machen, eine Fertigkeit, deren er sich bei Versandt von Bücherspenden an Freunde bis in seine letzte Zeit mit Recht scherzhaft berühmte. Sonst aber träumte der Jüngling von ganz anderen Dingen, als von Handel und Wandel. Er war von Kind auf bestimmt für das Komödienspiel und, sobald er lesen konnte, unersättlich in seiner Wissbegier.

Unter den Büchern des Vaters fand und verschlang er auch dessen gedruckte und handschriftlich erhaltenen Gedichte und Dramen. Schon als Achtzehnjähriger hatte Ludwig Anzengruber selbst allerhand Hefte mit Versen vollgeschrieben. Allein noch war er seines Berufes nicht sicher. Er versuchte sich als Kupferstecher und entschloss sich, nachdem er ein paarmal im Meidlinger-Theater in winzigen Rollen aufgetreten war, Schauspieler zu werden. Seine Mutter begleitete ihn überall hin, von Wiener-Neustadt nach Krems, Steyr und weiter nach Essegg, Warasdin, Vinkovce, in allerhand Dörfer und Flecken von Südungarn, Croatien, der Militärgrenze und Steiermark. Seine höchste Monatsgage während dieser sechs Wanderjahre von 1860 bis 1865 war ausnahmsweise einmal dreißig Gulden. In der Regel war sie indessen viel geringer als der Liedlohn eines Tagwerkers. Und sehr häufig wurde sie gar nicht oder nur in Raten, auf Theilung ausbezahlt. Das Elend dieser Hungerjahre hat Anzengruber selbst im Verkehre mit seinen nahen Freunden nur ungern berührt. Er war zu stolz oder zu verschämt, dieses menschenentwürdigenden Jammers zu gedenken, der heute noch der Lebensinhalt von hundert und aberhundert Schmieren-Schauspielern ist. Vor kurzem sind mir aber Anzengrubers Briefe aus jenen Tagen an einen Wiener Jugendfreund bekannt geworden, in denen er rückhaltslos, in einer verzweifelten Selbstbiographie seine Lage schildert. Man weiß bei dieser herzbedrückenden Lectüre nicht, ob man den Musensohn, der solche Qual so tapfer erträgt, mehr bedauern oder mehr bewundern soll.[1])

„Was mich betrifft", so bekannte er schon im Jahre 1861, „so befinde ich mich so scheußlich als möglich. Wenn Schiller sagt, ernst ist das Leben und heiter die Kunst, so mag er recht haben. Die Kunst an und für sich mag heiter sein. Das Kunstleben nimmt häufig einen sehr eklen Anstrich und in den scheußlichen Tagen pecuniärer Fretterei, Rollenmisere und Stück-Abweisungen bleibt mir nur Ein letzter Stern, das Bewusstsein, selbst in der engen Zwangsjacke Besseres leisten zu wollen und die innere Gewissheit einer Befähigung, die, wenn sie sich einmal hervorgethan, mir einen ehrenvollen Platz anweisen wird."

Allein diese Gewissheit eines hohen Strebens verschaffte dem unbeschäftigten Darsteller weder ein Engagement, noch ein Stück Brot. „Wenn's gut geht", schrieb er wiederum im Jahre 1861, „darf ich wahrscheinlich etwas über sechs Wochen privatisieren. Was derweil thun? Hm? Weißt du nicht ein paar Häuser, wo ein Stiefelputzer, Kleiderbürster, Zimmerkehrer u. dgl. m. nothwendig geworden, sonst könnte man auch Lampenputzer, Pudelwascher, Pferdestriegler, Rauchfangfeger u. dgl. m. werden, denn dass ich mir mit der Feder das Nothwendige

---

[1]) Das vorige Heft des „Heimgarten" war in der Lage, eine Anzahl von Briefen aus Anzengrubers Schauspielerzeit zu veröffentlichen. Die Red.

verdiene, das glaube ich kaum, selbst wenn ich statt für die Bücher für die „Bablatsche“ schreiben würde.“

Das hat (um das vorwegzunehmen) in den Zeiten ärgster Bedrängnis ein paar Jahre später Anzengruber auch gethan. Er war Aushelfer in der Singspielhalle von Campi und zeigte dem damals gleichfalls beginnenden Wiesberg ein Couplet: „Der politische Latern-Anzünder“. Wiesberg las die Strophen und sagte: „Das Genialste, was ich je in der Art gelesen. Aber drei Jahre Festung für Den, der's vorträgt“. Anzengruber legte sein Couplet trotzdem der Polizei vor, die es sofort mit dem Vermerk censurierte: Zum Vortrag nicht geeignet. Anzengruber zerriss das Manuscript mit dem Zornwort: „Da hab' ich einen schönen Begriff von Pressfreiheit bekommen. Ich schreibe in meinem Leben keine Zeile mehr.“ Ein Vorsatz, den er zum Glück nicht zur Wahrheit machte.

Bevor unser armer Komödiant indessen diese sauere Erfahrung machte, schleppte er sich noch von einem Provinznest zum anderen und verstand sich für ein paar Groschen dazu, Bühnenstücke und Rollen auszuschreiben. Unablässig trug er sich dabei mit eigenen Komödienplänen. Über ein Dutzend Possen und Schauspiele hat er während dieser Wanderzeit fertig gebracht. Über ein Dutzend pünktlichst von allen Theaterleitungen in Wien zurückgesandt erhalten. Auf diesem Wege, so sah er bald ein, würde er seine hohen Entwürfe umsoweniger ausführen können, als er — mit strenger Selbstkritik — sich selbst eingestand, dass er kein großes schauspielerisches Talent besitze.

„Die Darstellungsgabe“, so schrieb er aus Sauerbrunn im Juli 1864 an seinen Vertrauten, Lipka, „ist, wie A. W. Schlegel schon bemerkt, die verbreitetste unter allen. Um so seltener ist die außerordentliche Begabung und so denn, offen heraus, diese außerordentliche Begabung fehlt mir. Die Vernunft, der Verstand ersetzt in dieser Branche nie das Genie, und was wir Talent heißen, ist nichts als eine Routine, verbunden mit einem anständigen gesuchten, daher überraschenden Manderlmachen — ich hasse die Bühne nicht als Institut. Ich widerrathe sie aber jedem jungen Manne aus zwei Gründen, die in der Sache selbst liegen. Es gibt zwei Charaktere, ernste und leichte. Erstere haben das Leben zum Zweck, die anderen müssen einen Zweck zum Leben haben. Die Bühne, wie sie einst war, war ein Märtyrerstand, verlieh somit dem Vagabunden eine Art Glorienschein. Die Spannkraft des Elends schraubte seine Talente bis zur Höhe der Kunstleistungen empor. Diese Zeiten sind vorbei. Derjenige, der den Genuss des Theaters sucht, der findet ihn, aber nicht den reinen, er findet die aufreibendsten Orgien und geht gewöhnlich in Liebe und Wein physisch und moralisch unter. Der erstere wirkt eine Weile mit Ernst und sucht ein vorgespiegeltes Ideal, und plötzlich tritt die ganze Nichtigkeit und Schale seines Treibens ihm erschreckend vors

Augen. Darum ein Leben gelebt, um das Publicum für ein Leggeld zum Lachen und zum Weinen gebracht zu haben . . . damit ein Director reich und ein Publicum unterhalten werde?!"

Ein Fünfundzwanzigjähriger, der mit solcher unbestechlicher einsichtiger Wahrheitsliebe die eigenen Irrthümer sich vor Augen stellt, hat auch die Entschlossenheit, neue Wege zu wandeln. Noch eine Weile schleppte Anzengruber das Jammerleben eines Winkelschauspielers. Noch ein paarmal bemühte er sich, als Statist und Chorist im Harmonietheater in Wien, in Schwenders Neuer Welt in Hietzing den alten Liebhabereien nachzuhängen, dann aber, da auch weder seine Beiträge für den „Kikeriki", noch ein paar Novellen für den „Wanderer" mit ihrem geringfügigen Entgelt seine Mutter und ihn ernähren konnten, kehrte er unverdrossen in die Reihe der gewöhnlichen Arbeiter zurück.

„Man bot mir", so berichtet er selbst, „die kleine Protection, trotz meines Vorlebens, bei der Polizei als Praktikant einzutreten. Bis dahin habe ich für Witzblätter meinen Witz angestrengt und per Zeile gearbeitet, dies ließ ich nun fallen — ich wollte nicht der Stelle zweizüngig erscheinen. Ich verbrannte von meinen poetischen Erzeugnissen, was mir nicht des Aufhebens wert schien, und das war viel. Und über der Asche gedachte ich Spinozas — Glasschleifen und tief im Herzen die Gedanken verschließen — tief im Herzen — —. Da noch einmal, noch einmal, weil auch von allen Seiten der Realismus drängte — noch einmal fragte ich meine getreue Rathgeberin — meine Muse? — nein — meine Mutter. Ich habe einen Stoff zu einem Volksstücke, soll ich ihn schreiben? Vielleicht nimmt das Stück diesmal die Direction und verbietet es die Censur." — Du hast so viel für die Tischlade geschrieben! Wag's draufhin wieder! — Ich wagte, und was dabei herauskam, weiß jeder, der den Pfarrer von Kirchfeld kennt. Auf dieses" — so fuhr Anzengruber 1871 fort — „legte ich die Stelle nieder und bin nun — nichts. Im Leben sind die Ideale im Kampf wie die Fetzen hinweggeflogen. Nur eins blieb: die Menschheit. Und als ich mich darnach umsah, wie klein, ein Kind noch, trat sie mir entgegen, angefeindet von tausend Zwiespältigkeiten, die Eine Idee. Und doch diese Menschheit, dieses zur Stunde bettelarme Kind, für sie streiten bis zur Stunde die edelsten Fürsten. Und es ist doch eine schöne Idee, in dem streitbaren Regiment zu stehen, dessen Tochter sie ist, und getroffen im Streit das verscheidende Haupt in ihren Schoß zu legen und zu sagen: Behalte du mein Angedenken!"

Anzengrubers Wunsch hat sich erfüllt. Die Menschheit, die Menschlichkeit wird seine Selbstüberwindung im Andenken erhalten. Sie wird ihm nie vergessen, dass alles Leid, das ihm von thörichten, niedrigen Menschen angethan wurde, ihn nie vermocht hat, bitter, hart und trotzig gegen die überwältigende Menschheit, der schuldlos Duldenden zu werden. Sie

wird ihn, ein leichter zu preisendes, denn nachzuahmendes Beispiel, dafür hochhalten, wie ein tapferer Geist aller Erdennoth Herr wird durch weltbesiegenden Humor und weltumfassende Liebe. Und so wollen wir dies schlichte Requiem zur Gedächtnisfeier seines Sterbetages mit den Worten Grillparzers zu Ehren von Beethoven beschließen: „Wenn noch Ganzheit in uns ist in dieser zersplitterten Zeit, so lasst uns sammeln an seinem Grab. Darum sind ja von jeher Dichter gewesen, und Helden und Sänger und Gotterleuchtete, dass an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprunges gedenken und ihres Zieles.“

Wem Gott will rechte Gunst erweisen —

den schickt er in die weite Welt! trällerte ich, um mir Luft einzusingen. Denn daheim in Steiermark ist's das ganze Jahr nicht so schön, als im Spätherbst, wo die geruhsame Luft klar ist wie reinster Krystall und wo in den Wäldern das Laub blüht in allen Farben, wie einst im Mai die Blumen geblüht haben. Der wetterwendische Frühling hat's mit uns Poeten nachgerade verdorben, der Herbst mit seinen üppigen Früchten und mit seinem heiligen Feierabendfrieden, der einen frischen Winter und ein neues Auferstehen spinnt — er ist zehnmal würdiger, geliebt zu werden, als der launische sprunghafte Mai, die Flegeljahreszeit der Natur. — Und diese herbstlich schöne Steiermark sollte ich verlassen.

Zwischen den rothen Buchenwäldern dahin, ins „Reich“ hinaus. Der Donau entlang bis Franken. Die Stadt des Hans Sachs war meine erste Station. Das alte Nürnberg ist seit meinem letzten Aufenthalte dort elektrisch geworden. Die malerischen Gothengiebel mit den wasserspeienden Ungethümen, die Erker, in denen einst altdeutsche Fräulein Flachs spannen und züchtiglich auf die Minnesänger hinablugten, so unten zirpten, oder auf die Landsknechte, so durch die engen Gassen trabten — sie müssen sich jetzt das elektrische Licht gefallen lassen, und an den steilen Dächern spannt sich überall das Netz der Licht-, Telegraphen-, Telephon- und Fahrwagendrähte. Vor der alten Lorenzikirche war's, die ich trunken von ihrer Schönheit betrachtete, dass so ein elektrisches Wagengespenst heransauste und mich bei einem Haar bald überfahren hätte. Unglücksfälle der elektrischen Bahn, sagte man mir, seien in Nürnberg nichts Neues, durch Schaden müssten die Leute eben klug werden und aufpassen lernen. Das ist ja in dieser alten deutschen Stadt geworden wie drüben in Amerika, wo ein Menschenleben den Wert

eines Kürbisses hat, wo der Mensch des „Fortschrittes“ wegen da ist, nicht aber der Fortschritt des Menschen wegen.

Meine zweite Station war Stuttgart, die schöne Schwabenstadt, die in einem Kessel von Weinbergen eingebettet ist, so dass sie bei ihrem Anwachsen zu allen Seiten an die Lehnen und Hänge hinanklettern muss. Einzelne Stadthäuser sind schon so hoch oben auf dem Berge, dass sie ein Luginsland halten können hinaus in das Neckargebiet und anderswohin. In Stuttgart fällt einem immer Friedrich Schiller ein, und Uhland und Vischer, und der Classikerverleger Cotta und endlich auch jener Tiroler, der vor ein paar Jahren von der Stuttgarter Polizei abgeschafft worden war, weil er in kurzen Lederhosen und nackten Knien durch die Stadt spaziert war. Stuttgart ist ein Ort, den man sich vorwegs anders denkt, als er ist. Dieses Versteckensspielen der stolzen württembergischen Hauptstadt hinter den Hügeln hat etwas Neckisches, Schalkhaftes, und die enge Verschlingung des Städtischen mit dem Ländlichen hat die Stadt noch in jener ursprünglichen Gemüthlichkeit erhalten, die in anderen modernen Städten so oft vermisst wird. Ich kenne keine Stadt in deutschen Landen, in welcher sich das Eigenartige der umwohnenden Landbevölkerung so klar und freundlich wiederspiegelte, als Stuttgart. In alle Straßen lachen die Rebenhügel herein. Mitten in Stuttgart hat man das Gefühl, als wohnte man auf dem Lande. Mit Graz wird Stuttgart seiner landschaftlichen Reize wegen manchmal verglichen; nach meiner Meinung geht dieser Vergleich nicht gut an. In Stuttgart die Einengung im abgeschlossenen, wasserlosen Kessel; in Graz das Ausweiten über das breite Grazfeld, das Hinfluten der Vorstädte über freies Hügelgelände, das Anbinden mit dem fernen Kranz des Hochgebirges. Endlich der Schlossberg und die rasche klare Mur geben der steierischen Hauptstadt eine Eigenart, die keinen anderen Vergleich dieser Stadt zulässt, als eben den mit — Graz. Nichtsdestoweniger habe ich mich in der Schwabenhauptstadt sehr heimlich gefühlt und schwer kam es mir eines Frühmorgens an, unter unerhörtem Fallen des Barometers die trautsame Freundesstätte zu verlassen, um in der weiten Welt wieder eine Strecke dahinzurollen. Bald war ich im Bereiche des Ulmerdomes, der das östliche Schwabenland beherrscht. Der Thurm spiegelt sich in der jungen Donau, die zwischen Hügelzügen, ähnlich wie im steierischen Mittellande, herauskommt aus den schattigen Höhen des Schwarzwaldes. Unmittelbar, bevor sie in die Stadt Ulm einläuft, verheiratet sie sich noch rasch mit dem Iller, einem gebürtigen Allgäuer, um dann gemeinsam mit dem Zugebrachten des Herrn Gemahls in Ulm ein Geschäft zu eröffnen: die Donau-Schiffahrt.

Kaum ist unserem Zuge, der gegen den Bodensee hinaufdampft, der herrliche Domthurm von Ulm außer Sicht, so zeigen sich fern im

Süden die ersten blassblauen Zacklein der Alpen. Mein Herz that einen Freudensprung, denn nun gieng's in die Schweiz hinein. Ich hatte sie vor sechsundzwanzig Jahren unmittelbar vor Ausbruch des Krieges das erste- und letztemal flüchtig gesehen. Heute lag wieder vor mir der Bodensee, genannt das deutsche Meer. Die klare feuchte Luft verkleinerte ihn wesentlich, so dass man von einem Punkte aus stets alle seine Enden sah, mit Ausnahme der nördlichen, die sich hinter den Thürmen von Constanz in zwei Gabeln verlieren. Von den jenseitigen Ufern herüber leuchtete starr und groß der Thorwart des Schweizer Landes, der Säntis. Mit einer gewissen Geringschätzung, eigentlich nur Ekkehards wegen, ward der Berg während der Seefahrt betrachtet; denn wer in die Schweiz reist, der verschwendet seine Begeisterung nicht gleich an dem erstbesten Felsenberg, besonders, wenn dieser nicht eine einzige Eisscholle trägt. Schwer hatte ich solchen Hochmuth zu büßen. Wer macht es mir nach? Mit sehenden Augen in der Schweiz gewesen zu sein und keine Schweiz gesehen zu haben? Auf schweizerischem Boden war ich bald, der Berg aber verliert sich hinter Hügelzüge; die Landschaft, die Ortschaften jenseits des Bodensees waren wie diesseits, Bauernhöfe mit Riegelwänden, niedliche Sommerhäuser in gewöhnlichem Villenstil, Fabriken, dann grüne Wiesen und kleine Bäche. Kein einziges jener „Schweizerhäuser" mit den malerischen Söllern und den flachen, steinbeschwerten Schindeldächern. Sogar drüben in Oberösterreich und im baierischen Walde hatte ich unterwegs mehr Schweizerhausstil gesehen, als hier in der nordöstlichen Schweiz. Das ist stellenweise das reinste Niederland. Der Eilzug flog rasch dem Herzen des Landes zu, aber als wir nach Zürich kamen, verhüllte die nebelblaue Abenddämmerung See und Hochgebirge; nur die Stadt zeigte sich in ihrer weiten Ausdehnung, im Halbkreise an den See gelagert, mit ihren Ausläufern kühn über die Höhen hinstrebend. Zürich hat weitaus weniger Einwohner, als Graz; dem Ankömmling aber präsentiert sie sich doppelt und dreifach so großstädtisch.

Die frischere Luft strich mir gleich am ersten Abend an.

Wie stark steht der deutsche Schweizer da in seinem Volksthum! Der deutsche Österreicher, der ebenfalls außerhalb der politischen Grenzen Deutschlands steht, wie nervös ist er, wie verzagt, wie bangend, unter fremden Landesgenossen sein Deutschthum zu verlieren! Der deutsche Schweizer hat's nicht minder mit fremden Landesgenossen zu thun, aber er fürchtet sich nicht, in Würde und Ruhe weiß er sein deutsches Volksthum mindestens ebenso sicher zu bewahren, als etwa der Sachse, der Ostpreuße. Wenn auch die Verkehrsmittel, die Hotels und anderlei in der Schweiz international sind, das Leben der Deutschen dort, die Gesittung, die Sprache, das Lied, das Herz ist deutsch, und schon die ale-

mannische Mundart sagt dem Fremden: Achtung! du bist bei einem urdeutschen Volksstamm, der so stark ist, dass keine Anflut von außen ihn verderben kann!

Ich habe manchen Heimats- und Landesstolz schon erfahren auf meinen Reisen, größer aber und berechtigter ist keiner, als der der Schweizer. Nicht genug des himmlischen Landes, zu dem alle schönheitsdurstigen Völker der Erde wallfahren, ist die Schweiz das Land der Freiheit, ist frei auch von den Soldaten, die anderswo dafür, dass sie ewige Kriegsgefahr heraufbeschwören, den Nationalreichthum verzehren. Glückliche Schweiz! — Der Schweizer wird gerne in tadelndem Sinn als großer Realpraktiker hingestellt; ich glaube, es könnte manches Volk an ihm Patriotismus, Freiheitsliebe und Freude an geistigem Leben bewundern.

Dem geistigen Leben von Zürich, wie es sich heute noch darbietet, glaubt man gern, dass es Männer wie Zwingli, Salomon Geßner, Bodmer, Lavater, Pestalozzi, Bluntschli, Johannes Scherr, Gottfried Keller, K. F. Meyer und andere gezeitigt hat. Die Hauptsache liegt wohl in der Mutter Natur, allein auch die Mutter Atmosphäre, die gesellschaftlichen Verhältnisse und Anregungen tragen zum Werden großer Männer bei.

Mit manchem der genannten Herren hatte der Steiermärker einst Briefe gewechselt, jetzt fand er keinen mehr vor. Hingegen hatte jüngerer Geistesnachwuchs ihn zu Gaste geladen, und so war er aus dem Osten gekommen, um so manches Ideal seines Herzens hier in vollster Erfüllung zu sehen. Damit meine ich gerade nicht die originelle und süße Huldigung, die dem steierischen Rhapsoden wiederfuhr, als er in der neuen Tonhalle vom Vorlesetisch herabtrat. Kam ein Maidlein in herziger Schweizertracht auf ihn zu, sagte ein inniges Grußsprüchlein in der Landessprache und überreichte ihm einen riesigen Blumenstrauß. Das war viel, aber noch nicht alles. Als er mit seinem blühenden, duftenden, bändergeschmückten Maibaum sich verlieren wollte in einen Nebensaal, sprang aus der Menschenmenge ein etwa zwanzigjähriges Mädchen hervor, packte ihn pfeilschnell und drückte ihm auf die Stirn einen Kuss. Der alte Waldbauernbub verstand natürlich unrecht, nahm das reizende Köpflein zwischen die Hände und küsste es kühnlich ein — zwei — dreimal auf den Mund. — Das war in meinem vierundfünfzigsten Lebensjahr zu Zürich in der schönen freien Schweiz.

Am nächsten Morgen wollte ich oben hinaus. Aber der Barometer wollte unten hinaus. Die Häuser von Zürich spiegelten sich im Straßenpflaster, auf den Dächern lag zarter Schnee, höher hinauf sah man nicht. Die Thürme waren so hoch, als die Phantasie wollte, sie verloren sich im Nebel, aus dem unter Regen große Flocken fielen. Bei solchem Naturspiel löste sich mein Plan, über oder durch den St. Gotthard zu fahren, rasch auf. Die Blätter meldeten Lawinenstürze, Überschwemmungen,

Bahnunterbrechungen, da galt es denn doch, noch vor dem gänzlichen Weltuntergange nach Steiermark zu eilen. Eine gute Stunde lang rollte mein Pariser Eilzug dem Zürichersee entlang; nach dem, was sich dem Auge darbot, vermuthe ich, dass er nass ist — mehr sah ich nicht. Hinten beim Wallersee, an dessen Ufer der Zug wieder eine halbe Stunde lang hinglitt — das macht sich in der Schweiz alles so von selbst, See und Bahn und Berg — war der Winter complet. Die Berge waren hier bis zum Knie hinauf nebelfrei und da sah man, dass es ernst war. Steil und finster aus dem See springen sie auf, zahlreiche Wasserfälle sinken scheinbar langsam wie weiße Tücher aus Höhen nieder, die ich nicht mehr sah. Es waren die Riesen des Säntis, des Kurfürsten, der Glarneralpen, aber, offen gestanden, man braucht nicht erst in die Schweiz zu gehen, um diese Berge gut zu sehen — auf der Karte. So viel merkte ich unterwegs wohl auch bei schlechtem Wetter, dass sich eine Fahrt bei gutem wundervoll lohnen muss. Und das ist auch schon etwas. Bloß zu wissen, dass man durch eine herrliche Gegend fährt, elektrisiert unser Herz und ich wollte sie zeichnen, die wüsten Kolosse, die zu beiden Seiten über dem Engthal aufragten in die grauen Nebel.

In der Grenzstation Buchs wird die Schweizerstimmung von österreichischen Zollbeamten controliert und abgenommen. Die Einfuhr freiheitlicher Gelüste ist in Österreich verboten. Der junge Rhein ist bald übersetzt, nun geht die Reise durch die nördlichen Bereiche des Fürstenthums Liechtenstein. Wenn ich nicht irre, hat das Fürstenthum sogar einen Bahnhof. Und endlich wieder die lieben schwarzgelben Pfähle. Das kleine Vorarlberg geberdete sich genau so wie die stolze Schweiz: Nichts als Nebel und Schnee. Vierundzwanzig Stunden vorher war ich im sommerlich sonnigen Schwabenland gewesen, mit dem Blick auf die fernen ätherschimmernden Alpen. Und jetzt mitten in diesen Alpen und mitten im stöbernden Winter. Im Gebirge will man ja immer von oben herabschaun. So sah ich nun vom hohen steilen Berghang ins tiefe Thal, wo die einsamen Weiler liegen, umbraust von den gischtenden Wässern, die das über allem lastende Schneetuch zerrissen. Die Fichtenbestände neigten tief ihr Geäste unter den weißen Hauben, und in den Wipfeln zauste stäubend der Wind. Es war der Mühe wert, die verwässerten Coupéfenster zu öffnen und die Alpenfrische an den Wangen kratzen zu lassen. Zum Jauchzen war's mir, denn der Schneeozon berauscht, und:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den lässt er auch im Winter reisen!

Der Zug aber lief hastig hin unterhalb der dräuenden Lawinen und trachtete in den schützenden Arlbergtunnel zu kommen. Denn gegen allerlei Gefahren ist es schließlich unter der Erde doch am sichersten. — Eine siebzehn Minuten lange Nacht führte uns aus Vorarlberg nach

Tirol. Eben so hoch und eben so nördlich, und siehe — hier die grünen Matten? Nur die höchsten Bergspitzen beschneit und auch nebellos, aber alles schattendunkel. Endlich Alpen, die nicht bloß da, sondern auch sichtbar waren! Im Innthal wurde es allerdings bald wieder düster — Nebel, Regen, Abenddämmerung. Ganz dunkel war's, als ich in die Stadt Innsbruck einzog, um mich für die nächtliche Weiterfahrt über den Brenner und durch das Pusterthal zu stärken. Um zehn Uhr nachts trat ich auf den Perron des Bahnhofes. Mein Zug stand schon da, aber alles menschenleer und verschlafen. Mir fiel auf, dass der Mond schien im tiefklaren Himmel, und als ich mich wendete — was ist das? Hinter dem Bahnhof, ganz nah' ein glattes silberweißes Gewölke, das hoch, schreckbar hoch in den Himmel aufstand und sich am Rand in scharfen Kuppen und Zacken abgrenzte. Und schrie es plötzlich in mir: Das sind die Berge! Das sind die Berge! Das Gebirge, welches über dunklem Vordergrunde im Norden, unmittelbar hinter der Stadt sich himmelhoch erhebt. — O, ihr Freunde, beschreiben kann ich's nicht! Ich hatte mein Lebtag manchen beschneiten, mondbeschienenen Berg gesehen — aber so schön, so unvergleichlich, so über alle Maßen großartig noch keinen. Als ob der ewige Herr plötzlich vor mir stünde: Sieh, da bin ich! Wenn ich gefragt würde, ob mir Gott einmal erschienen, in Wesenheit, dem körperlichen Auge sichtbar, so müsste ich antworten: Ja! — Wo? — Damals auf dem Bahnhofe zu Innsbruck. Ich hätte mögen an die Hausthüren pochen und die Innsbrucker rufen: So kommt doch und seht! — Sie saßen in ihren Familien, in ihren Wirtshäusern, bei ihrem Kartenspiel, und haben es versäumt, was mancher Mensch, sogar der Älpler, in seinem Leben nur einmal sieht, oder nie .... ein Mondalpenglühen. Ich habe mich nicht zu fassen gewusst, war ganz hilflos in meiner einsamen Verzückung, und dann — als ich zu mir selbst kam, das Nasse mir aus den Augen rieb, um wieder hinzublicken — grauer, undurchsichtiger Nebel — sonst nichts mehr. — Noch zitternd vor Erregung stieg ich in den Wagen, verhüllte das Lampenlicht und zog die Fenstervorhänge zu. Was etwa der wieder erscheinende Mond auch noch zeigen mochte, ich wollte nichts mehr sehen.

Als die Sonne wieder schien über den gilbenden Herbstwäldern, waren die westlichen Alpenländer weit hinter mir, aber traumhaft werden sie in meinem Gedächtnisse stehen bleiben, die schneiende Schweiz und das mondleuchtende Tirol. Letzteres hatte ich an keinem hellen Tage je so schön gesehen, als in dieser einzigen Nacht zu Innsbruck. Und neuerdings hub es an zu klingen:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den läßt er auch bei Mondschein reisen.

Peter Rosegger.

Die Tiroler Norddeutschlands.

Von **Franz Blanckmeister.**

Die Mittelpunkte des modernen Culturlebens sind ohne Frage die großen Städte. Hier finden sich die großen Bildungsanstalten in Kunst und Wissenschaften, die Hochschulen und Museen, bei einander; hier werden die großen socialen und politischen Fragen zum Austrag gebracht; hier tagen die Reichs- und Landtage, die Synoden und Versammlungen aller Art; hier entfaltet die Presse ihren ganzen Zauber und ihre ganze Macht; von hier aus wird die Provinz in weitem Kreise, ja das ganze Land regiert.

Und doch sind die Großstädte nicht in allen Stücken ein Segen für unser Volk. Man hat sie die „Wasserköpfe der Civilisation", ja das „Grab der Völker" genannt. Sie sind in der That nicht nur in gutem, sondern auch in bösem Sinne Brennpunkte des modernen Lebens. Neben der Wohlhabenheit und dem Reichthum wohnt das tiefste sociale Elend, neben den Kirchen und Kapellen stehen die Stätten des Vergnügens und der Genussucht ohne Zahl am Wege, neben stolzen Palästen dehnen sich dichtgefüllte Kranken-, Irren- und Siechenhäuser. Nicht nur die Bildung und Cultur, sondern auch die Noth und Sünde hat in den Großstädten ihre Wohnung aufgeschlagen. In der Großstadt hält es keine Familie länger als vier bis fünf Generationen aus, dann ist sie entweder auf anderer Scholle oder — aufgerieben.

Es ist ein Glück für unser Volk, dass es nicht lauter Großstädte gibt, dass im Hintergrunde derselben stets die Provinz steht mit ihren Mittel- und Kleinstädten, das Land mit seinen Flecken und Dörfern. Hier fließt der immer sprudelnde Jungbrunnen für unser Volk, hier liegen die Reserven, die Kraftreservoirs für die Großstädte, hier sind die Vorrathskammern, aus denen Staat und Gesellschaft ihren Verbrauch an neuem, gesundem Menschenmateriale decken.

Solche Magazine unverdorbenen Volksthums sind für das Königreich Sachsen vor allem die Oberlausitz, das Erzgebirge und das Vogtland. Dies letztere sei in Folgendem in scharfen und concreten Bildern gezeichnet.

Das Vogtland bildet den südwestlichen Zipfel des Sachsenlandes und hat die Form eines auf die Spitze gestellten Viereckes. Es ist nicht

groß und nimmt höchstens den zehnten Theil des ganzen Landes ein. Der Culturhistoriker Riehl sagte mir einmal: „Ihrem Vogtland fehlt das Charakteristische“, und er hat recht; kein himmelhoher Gipfel beherrscht das Land, und kein breiter Strom beleckt seine Auen. Aber den Reiz der Lieblichkeit und Anmuth kann man dem Vogtlande nicht absprechen. Überschaut man von seiner Südspitze aus, dem Kapellenberg, das obere Vogtland, so macht es den Eindruck eines undurchdringlichen Waldgebietes. Soweit das Auge reicht, grüßen die Fichten und Kiefern im Winde, und nur zur kleineren Hälfte ist das Land mit Feld und Wiese bedeckt. Im unteren Vogtlande wird das anders, dort tritt der Wald zurück, dort ist der größere Theil des Bodens der Feldcultur erschlossen. Durch Wald und Feld und Wiese aber schlängelt sich von Süd nach Nord die freie Tochter der Berge, die Elster. Aus dem Dörfchen „Himmelreich“ in Böhmen kommend, tritt sie unweit des lieblichen Bades, dem sie den Namen gegeben, in das vogtländische Gebiet und durchzieht, von Erlen umbuscht, das ganze obere Vogtland, in ihrem Bette die kostbaren Perlen hütend, „immer mit sich sprechend wie Kinder, die etwas in fremdem Hause bestellen sollen und den Auftrag unterwegs sich so oft laut vorsagen, um ihn nicht zu vergessen, bis sie ihn wirklich vergessen haben“. Adorf und Ölsnitz, Plauen und Elsterberg sind die Städte, die sie im Vogtland auf ihrem Laufe grüßt. Kurz, ehe sie das vogtländische Gebiet verläßt, wendet sie sich unter jenem Riesenviaduct hindurch, der „Elsterthalbrücke“ bei Jocketa, die vielleicht in ihrer Größe, nicht aber in ihrer Großartigkeit und Kühnheit von der ebenso bekannten „Göltzschthalbrücke“ bei Netzschkau übertroffen wird. Treten im oberen Vogtlande mit seinen bewaldeten Kuppen die Siedlungen der Menschen weniger hervor, so macht das mittlere und untere Vogtland den Eindruck eines dicht bevölkerten Landstrichs.

Ein bewegte Geschichte ist es, die dieser Landstrich hinter sich hat. Wenn die Burgruinen von Elsterberg und Doberau, die alten Schlösser von Vogtsberg, Mylau und Plauen, die Reste der Stadtmauern von Adorf und Ölsnitz, die alten Kirchen von Burgstein und Thossen ihren Mund aufthun könnten, was würden sie nicht alles zu erzählen wissen! Das Vogtland, die alte terra advocatorum, ursprünglich Besitzthum der deutschen Kaiser und für diese von ihren Vögten verwaltet, deren Nachkommen die heutigen Fürsten von Reuß sind, kam erst 1569 unter Vater August an Sachsen. Noch dem Tode Johann Georgs I. fiel es an die Nebenlinie Sachsen-Zeitz, um nach deren Aussterben 1718 für immer mit dem Curhause vereinigt zu bleiben. Scheint die Christianisierung und Germanisierung des von Slaven besetzten Landes um 1100 ohne erhebliche Kämpfe vonstatten gegangen zu sein, so brachten die folgenden Jahrhunderte Kämpfe und Umwälzungen genug. Im Thüringer Kriege hausten die Scharen Kaiser Adolfs von Nassau im Vogtlande. Im

Hussitenkriege floss das Blut der Bürger Plauens in Strömen den Hradschin herab. Der schmalkaldische Krieg brachte die Zerstörung von Adorf, Markneukirchen und Schöneck durch Kaiser Karl V. Im dreißigjährigen Kriege litt das arme Land entsetzlich, namentlich unter den Kaiserlichen. Wenn der Jäger in „Wallensteins Lager“ sagt:

In Baireuth, im Vogtland, in Westfalen,
Wo wir nur durchgekommen sind,
Erzählen Kinder und Kindeskind
Nach hundert und aber hundert Jahren
Von dem Holk noch und seinen Scharen,

so trifft das bis auf den heutigen Tag noch zu; dass General Holk in Adorf an der Pest starb, ohne, wie er sehnlichst wünschte, das heilige Abendmahl noch erlangen zu können, weiß im Vogtlande jedes Kind; und dass auch die Schweden, die nach Gustav Adolfs Tod dort hausten, nicht im besten Andenken stehen, das beweist der alte Reim, den man noch heute hört:

De Schweden sen kumme,
Hom Olles mietg'numme,
Hom Fenster neig'schlong
Und's Blei dervo g'trong,
Hom Kugeln draus gossen,
Hom de Bauern tut g'schossen.

Wie vom „Schweden“ aber redet man heute noch vom „Franzosen“. Man meint damit besonders den Marschall Soult, der 1806 ganze Dörfer lichterloh brennen ließ und sich im Vogtlande ein trauriges Gedächtnis gestiftet hat.

Was für ein Geschlecht aber ist es, das auf diesem geschichtlich bedeutsamen Boden, auf diesen waldumkränzten, romantischen Höhen, in diesen grünen Gefilden haust? Der Vogtländer, in dessen Adern ein Gemisch von deutschem und slavischem Blute rollt, ist nicht allzugroß von Gestalt, aber knochig und starknervig. Wo ein vogtländischer Bauer hinschlägt, da wächst kein Gras mehr. Gleicht die Bevölkerung des übrigen Sachsenlandes mehr dem weichen Sandstein, der im Elbegelände zu Tage tritt, so ähnelt der Vogtländer mehr dem Granit, wie man ihn um Falkenstein und Lengenfeld bricht, oder jenem hartkörnigen Schiefer, der unter dem Namen „Theumische Platten“ bekannt ist. Mit der schmiegsamen Rebe, die ohnehin in seinem Heimatlande nicht gedeiht, hat er wenig gemein, desto mehr mit der harztropfenden Fichte und der dickrindigen Kiefer, die in seinen Wäldern steht. Am besten vergleicht man ihn mit der Kartoffel, die er auf seinem Felde baut, und von denen er selber sagt: „die krätzigen sind die besten“. Die Derbheit des Vogtländers prägt sich in allem aus, in seinen Zügen, in seiner Tracht, in seiner Lebensweise, in seiner Sprache, in der ganzen ungezwungenen Art, wie er sich gibt.

Was zunächst die Züge des Vogtländers betrifft, so trägt sein Gesicht ein hartes, bräunliches Gepräge. So etwa mag Dr. Martin Luther ausgesehen haben. Blasse Gesichter sieht man höchstens bei der Fabriksbevölkerung der Städte; auf dem Lande sind die rothen Wangen zu Hause, und bis vor wenigen Jahrzehnten war es auf den Ritter- und Bauerngütern Sitte, dass die Knechte und Mägde regelmäßig im Frühjahr die Schröpfköpfe sich ansetzen ließen.

Die Volkstracht ist überall, wie so auch im Vogtlande bedenklich im Schwinden; die nivellierende Gegenwart hat den städtischen Federhut und die modernen Glockenärmel auch aufs Land getragen. Doch haben sich noch Reste der alten soliden Volkstracht erhalten. Noch tragen im oberen Vogtlande ältere Frauen ihr Kopftuch und ihren Faltenrock, und wie reizend diese Tracht auch junge Mädchen kleidet, kann man unschwer an den Brunnenmädchen in Bad-Elster erkennen. Noch begegnet man im mittleren und unteren Vogtlande vereinzelt der ehrwürdigen „Buckelhaube". Überall aber trägt der Landmann bei seiner häuslichen Arbeit noch den „Spenser", die gestrickte Ärmelweste, die recht ordentlich warm hält, zumal, wenn sie durch das „Shawl-Tuch" um den Hals ergänzt wird. Der Vogtländer liebt es, warm zu stecken, namentlich im Zimmer, und kein gemüthlicherer Aufenthalt für ihn, als in dem Zwischenraume zwischen Wand und Ofen, den er mit dem trefflichen Namen „die Hölle" bezeichnet.

Er liebt es aber auch, etwas Solides zu essen. Der Vogtländer isst nicht gut, er ist kein Feinschmecker; aber er isst verhältnismäßig viel. Er „schlichtet" die Brotschnitte förmlich in den Magen und isst „wie ein Scheunendrescher". Die Speise, auf die er besonders angewiesen und die im Laufe der Zeiten zu seiner Haupt- und Lieblingsnahrung geworden ist, ist die Kartoffel. Täglich kommt sie bei ihm auf den Tisch, früh, mittags und abends, bald in gekochtem Zustande, bald als „grüne Klöße", bald als „gebackene Klöße", bald als „Pampus" oder „Hefenzodel". Mit Schmunzeln begrüßt er jedesmal die dampfende Kartoffelschüssel, und wenn gegen Pfingsten der Vorrath an Kartoffeln zu Ende geht, freut er sich schon wieder wie ein Narr auf die „neuen Erdäpfel", die er zum erstenmale von Jakobi vom Felde holt. An Fleisch kommt am meisten das Schweinefleisch auf den Tisch. Wer irgend kann, steckt sich im Frühjahr eine „Sau" in den Stall, um sie im Spätherbst oder Winter zu schlachten, wie denn das Schlachtfest, die „Krummba", eine große Rolle im vogtländischen Leben spielt.

Dies führt uns auf die Sprache des Vogtländers. Die Sprache weicht von der Sprache des Niederlandes durchaus ab, sie trägt kein norddeutsches, sondern ein entschieden süddeutsches Gepräge. Für ein feines Ohr hat sie einen überaus rauhen Klang, sie klingt wie das Rauschen der Fichten und wie das Klirren der Schrottsäge, die ihren

Stamm durchschneidet. Man glaubt, Töne des Mittelalters zu vernehmen, wenn man die vollen Vocale, namentlich das dumpfe vogtländische „oa“ hört; und wenn man etwa zur „Kirwe“ den Wortwechsel einiger Bauern im Wirtshaus mit anhört, so könnte man glauben, die Cimbern und Teutonen stimmten ihren Schlachtruf an. Zur Eigenart der Sprache des Vogtländers gehört unter anderem der einfache Satzbau und das Vorherrschen des Perfectums, ähnlich wie in der Sprache unserer Lutherbibel. Der Vogtländer sagt nicht: „Ich gieng in die Stadt und kaufte mir Ware und aß im Wirtshaus und fuhr wieder heim“, sondern er erzählt: „Und do bie ich nei de Stadt gange und do ho ich mr Woor gekauft und noch ho ich im Wirtshaus gessen und noch bie ich widder hom gefohrn.“

Ich führe die Sprachprobe an und muss noch weitere Sprachproben bringen, weil eben nur so die Eigenart des Vogtländers zur Geltung kommt. Die Sprache ist die Scheide, darin das Schwert des Geistes steckt. Die Sprache ist die unmittelbarste und wertvollste Offenbarungsform des Volksgemüths.

Die Volksart des Vogtländers läſst sich bezeichnen mit dem Ausdruck: gutmüthige Grobheit. Der Vogtländer ist grob, sehr grob, sackgrob, grob „wie Bohnenstroh“, ungeschlachtet und klotzig, aber dabei mit einem guten Tropfen Harmlosigkeit und Biederkeit gesalbt, so dass man seine Grobheit nicht übel nimmt, sondern herzlich darüber lachen muss. „Johann“, so ruft die Frau ihrem Manne zu, der bei einem nahenden Gewitter auf dem Oberboden weilt, „Johann, kumm runter, ’s dauert.“ Er antwortet trocken: „Dös ka ich druobn a hörn.“ — „Was zeihst mr nu a?“ sagt Johann zur Frau, indem er sich aufmachen will, ins Wirtshaus zu gehen. Sie antwortet: „Zeih’s Dorf a, noch laufen dir de Bauern hintennoch.“ — „Guten Tog mit enanner,“ so ruft der Nachbar dem Nachbarn zu, der seine Kuh zur Stadt treibt oder mit seinem Hund ihm auf der Landstraße begegnet. — Ein alter Herr schilt das Dienstmädchen heftig aus, als sie ihm beim Aufwaschen sein Trinkglas zerbrochen hatte: „So etwas könnte mir nie passieren.“ „Herr Kreiseinnehmer“, so antwortet sie, „Sie greifen a nischt oa.“ — Ein Pastor bekommt Besuch und läſst einen Krug Bier holen. Nach einer Weile trägt er dem Dienstmädchen auf, noch einmal ins Wirtshaus zu laufen. Die blonde Maid stellte sich hin, stemmt die Arme unter und ruft: „Hott Ihr denn noch net satt? ich ho Euch’s ’n doch erscht geholt.“ — Kräftiger noch und frischer prägt sich die Volksart mit ihrer gutmüthigen Grobheit aus im Volksliede. Es gibt ernste Volkslieder und heitere, und letztere überwiegen. Von ersterer Art citiere ich ein Soldatenlied, das ich in meiner Jugend hörte und das gewiss aus der Zeit stammt, da der sächsische Soldat für Napoleon I. seine ehrliche Haut zu Markte trug: Das Lied, eine wahre Perle von Volkslied, ist noch ungedruckt und lautet:

Kamerad', ich bin geschossen,
Eine Kugel hat mich getroffen:
Bringe mich in mein Quattier,
Dass ich dort verbunden wier.

Kamerad, ich kann dir nicht helfen,
Helfe dir der liebe Gott nur selber,
Helfe dir der liebe, liebe Gott,
Morgen früh marschieren wir schon fort.

Morgen früh um halber viere
Müssen wir schon abmarschiere,
Müssen ziehn in die weite, weite Welt,
Müssen streiten für des Kaisers Geld.

Frankreich muss es bezahlen
Mit lauter Kronethalern,
Denn das ist das allerschönste Geld,
Das es giebet auf der ganzen Welt.

Das heitere Volkslied begegnet uns im Vogtland in Gestalt des Schnaderhüpfels, und wenn man den Vogtländer den sächsischen Tiroler genannt hat, so muss dieser Vergleich in Hinsicht seiner Freudigkeit und Geschicklichkeit im Gestalten derartiger Leberreime jedenfalls als ein sehr glücklicher bezeichnet werden. Auf der „Krummba", beim Schlachtfest, beim „guten Muth", auf der Kindtaufe, zur „Kirwe", in der „Hutzenstum", auf dem „Summerhausen", unter der Dorflinde — überall, wo das junge fröhliche Volk beisammen ist, sind solche Schnaderhüpfl alten Datums oder jungen Ursprungs im Schwange und es ist bewundernswert, mit welcher Fertigkeit Burschen und Mädchen im Nu eine Menge neckischer Vierzeiler zu bilden wissen, mit denen sie sich gegenseitig aufziehen oder liebkosen.

Mei Schatz is a Reiter,
Und a Reiter muss 's sei,
Und's Pfer is em König,
Und der Reiter is mei —

so singt in der Hutzenstum die verliebte Hanne von ihrem Heinrich, und ein junger Bursche fällt ein:

Soldat is mei Leb'n,
Soldat is mei Lust,
Soldat muss ich wer'n
Bei'm Friedrich August.

Mit einem Anflug von Wehmuth trällert die etwas unschöne Gustel:

Schwarzbraun sei de Hoselnüss,
Schwarzbraun bin auch iech:
Alle Welt will Hoselnüss,
Ka Mensch will miech.

Aus der „Hölle" aber tönt die etwas unhöfliche Antwort „Edewars", des „Großknechts auf dem Harrnhuof":

Du denkst, du bist schie —
S' is ober net wohr;
Do kauf dr när'n Spiegel
Und reck de Nos noa.

Schlagfertig aber antwortet die Gustel:

Ich kauf mr kan' Spiegel
Und reck' se net noa:
Ich bie e schö's Madel
Und krieg' en schön' Ma.

Nach Hunderten und Tausenden zählen diese bald zarten, bald derben, ja nicht selten urwüchsig groben Reime, die heute gesungen und morgen umgemodelt und übermorgen vergessen werden; und es ist dankenswert, dass ein wackerer Sohn des Vogtlandes in einem Buche „Rundâs und Reimsprüche“ eine große Zahl derselben gesammelt hat. Die Schnacken und Schwänke in Prosa, die im Vogtlande von Mund zu Munde gehen, die sich die Frauen am Rocken und die Männer am Wirtshaustisch erzählen, hat der vogtländische Dichter Louis Riedel mit mehr oder weniger eigener Zuthat zu Papier gebracht. In ihm hat das Vogtland seinen Konrad Grübel oder Karl Stieler, auch wohl seinen Fritz Reuter und Peter Rosegger gefunden und wer sich einmal ein paar heitere Stunden machen will, der besuche den Dichter „In der Hutzenstum“ oder „Derham“ oder „Im Espich“, und schließe Freundschaft mit seinem „Holzspitzbu“ oder „Foosnetnar“ oder lasse sich von ihm „Alle Riet a Luth allaa“ (Alle Ritt ein Loth allein) verabreichen. Hier lernt er den Vogtländer in seiner ganzen Pracht kennen, zumal in seiner herzerquickenden Derbheit.

Erscheint nach alledem der Vogtländer als ein recht ungehobelter Geselle, ein ziemlich ungeleckter Bär, so darf doch nicht übersehen werden, dass die grobe Hülle einen höchst gediegenen Kern birgt. Der Vogtländer besitzt vorzügliche Anlagen und hat auf allen Gebieten des Lebens Bemerkenswertes geleistet, so dass sein Name weit über Sachsens und Deutschlands Grenzen hinaus einen guten Klang hat. Mag der vogtländische Bergbau nicht eben schwer in die Wagschale fallen, so ist doch die vogtländische Land- und Forstwirtschaft wie Viehzucht überall auf das rühmlichste bekannt. Die stattlichen rothen Vogtländer Ochsen und Kühe, auf deren Zucht die größte Sorgfalt verwendet wird, halten jeden Vergleich mit Schweizer, Allgäuer und anderem Rindvieh aus und werden auch nach auswärts viel begehrt. Was aber den vogtländischen Namen über Land und Meer getragen hat, das ist die hochentwickelte einheimische Industrie, die überall tausend und aber tausend Hände beschäftigt in Stadt und Land. Was Plauen auf dem Gebiete der Gardinen- und Weißwarenfabrication, Reichenbach in der Spinnerei, Ölsnitz in der Teppichfabrication, Markneukirchen in der Herstellung von musikalischen Instrumenten, Adorf in der Perlmutterbranche leistet, ist staunenswert. Infolge der reichen industriellen Thätigkeit ist der Vogtländer zu Wohlhabenheit und Vermögen gekommen; freilich haben sich mit der Industrie auch die socialen Übelstände eingefunden, die von ihr untrennbar zu sein scheinen.

Dabei vergisst der Vogtländer über den materiellen Interessen die geistigen nicht. Er weiß die Bedeutung der Geistesbildung zu schätzen. Zwei altehrwürdige Pflegestätten der Wissenschaft und Bildung nennt er

mit Stolz sein eigen, das Gymnasium und das Lehrerseminar zu Plauen; und es ist aller Ehre wert, wie oft kleine Leute ihre begabten Söhne nach Plauen bringen, um sie mit großen Opfern für die Universität und den Lehrerberuf ausbilden zu lassen. Ebenso verdient es erwähnt zu werden, dass das Vogtland seit mehr denn hundert Jahren einer recht gediegenen Localpresse sich erfreut, des „Vogtländischen Anzeigers“, der Besseres bietet, als manche weitbekannte Zeitung, — er ist selbst ein Stück vogtländischer Geschichte und vogtländischer Eigenart.

Wie für die allgemeine Bildung, so ist der Vogtländer insbesondere auch für Politik aufgeschlossen. Es ist nicht zu leugnen, dass er ein paar Tropfen demokratischen Blutes in seinen Adern hat. Es beruht dies auf Vererbung. Schon an der Bauernbewegung der Reformationszeit nahm der Vogtländer theil, wie denn der Schwarmgeist Nikol Stübner, Thomas Münzers Genosse, aus Elsterberg stammte. Auch als das missbeliebte Haus Sachsen-Zeitz über das Vogtland herrschte und als die französische Revolution die Geister wach rief, gab das Vogtland Proben freiheitlicher Regungen. Vor allem aber waren es die Jahre 1848 und 1849, wo der demokratische Sinn des Vogtlandes offen zu Tage trat; ich brauche nur die Namen Todt und Trützschler, Heubner und Rödiger zu nennen. Heute, wo die Träume und Hoffnungen jener Männer und Zeiten erfüllt sind, ist der gebildete Vogtländer in Stadt und Land national gerichtet, voll Ehrerbietung für Se. Majestät den König und voll glühender Begeisterung für den alten Helden im Sachsenwalde, der auch in die Rinde der vogtländischen Fichte seinen Namen eingeschrieben hat zum bleibenden Gedächtnis. Die Wahrheit und Gerechtigkeit aber erheischt es, zu bemerken, dass der nationale Sinn des Vogtländers mit Byzantismus und Kriecherthum nichts gemein hat; zum Hofschranzen ist der ehrliche Vogtländer nicht geschaffen, er gibt sich wie er ist, und nichts ist ihm so verhasst als Schein und Unnatur. Dass die Arbeiterbevölkerung des Vogtlandes zur socialdemokratischen Fahne hält, ist nach alledem erklärlich. Ich glaube aber, sagen zu dürfen: der vogtländische Socialdemokrat ist besser als sein Ruf.

In Hinsicht des Glaubens und der Religiosität huldigt der Vogtländer einem einfachen, treuherzigen evangelischen Christenthum ohne allen pietistischen Beigeschmack. Das Vogtland gehört zu denjenigen Strichen Mitteldeutschlands, welche die Reformation mit Ungeduld erwarteten und sehr frühe mit reiner Begeisterung durchführten: 1521 ward von den Bürgern zu Plauen das Kloster gestürmt, und Luther selbst trat mit den Vogtländern in brieflichen Verkehr. Es darf gesagt werden, dass heute der kirchliche Sinn im Vogtland nicht schlechter ist als in anderen Gegenden Sachsens. Der Vogtländer geht getreu und fleißig zum Hause Gottes; nur verlangt er freilich, dass sein Pfarrer ein rechter „Volksmann“ sei

mit starker Stimme und deutlichem „Auswurf“ (Aussprache), um dann sagen zu können: „Ja, unser Pfarrer, stett der net druob'n wie a Supretend!“

Genug; ein sprechender Beweis für die Kernhaftigkeit des vogtländischen Volksthums ist es gewiss, dass es so viele hochbedeutende Persönlichkeiten hervorgebracht hat. Ich nenne die Schauspielerin Karoline Neuber, den Entdecker der Kometenbahnen, Dörfel, den Philologen Hand, den Archäologen Böttiger, den Märzminister Braun, den Bibelforscher Constantin von Tischendorf. Angesichts solcher Namen darf ich wohl „frei nach Schiller“ sagen:

Ihr, ihr führt dort draußen in der Welt,
Die Nasen eingespannt:
Gar manchen Mann und manchen Held
Gebar — der Vögte Land!

Um aber zu beweisen, welche Bedeutung das Vogtland gegenwärtig für die Landeshauptstadt hat, seien einige namhafte Dresdner genannt, die das Land der Fichten und Elsterperlen geliefert hat. Der oberste Leiter der inneren Politik, Minister v. Metzsch, ist ein Vogtländer; der Kriegsminister v. d. Planitz ist auch ein Vogtländer. Der Oberbürgermeister von Dresden, Beutler, ist ein Vogtländer, der Vorsitzende des Stadtverordnetencollegiums, Ackermann, ist auch ein Vogtländer. Der oberste Leiter des höheren Schulwesens, Geheimrath Vogel, sein Namensvetter, der rühmlich bekannte Maler und Zeichner Hermann Vogel ist auch ein Vogtländer. Der Mann, der dem Sachsenkönige jetzt sein Schloss in ein neues Gewand kleidet, Baurath Dunger, ist ein Vogtländer, und sein Bruder, der Sprachmeister der Deutschen, natürlich auch, den Componisten Reinhold Becker nicht zu vergessen.

Der berühmteste aber von allen, die die vogtländische Erde gezeugt, ist Deutschlands gefeierter Poet Julius Mosen, der uns das Lied von „Andreas Hofer“ gesungen und von den „Letzten Zehn im vierten Regiment“. Mit seinem köstlichen Sang von der Sehnsucht nach der Heimat, dem Hohen Lied von Vogtlands Anmuth und Schöne darf ich schließen:

Wo auf hohen Tannenspitzen,
Die so dunkel und so grün,
Drosseln gern verstohlen sitzen,
Weiß und roth die Moose blühn;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

Wo ins Silber frischer Wellen
Schaut die Sonne hoch hinein,
Spielen heimliche Forellen
In der Erlen grünem Schein;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

Wo tief unten aus der Erde
Eisenerz der Bergmann bricht
Und die Zither spielt am Herde
In der kurzen Tagesschicht;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

Wo die Hirtenfeuer brennen,
Durch den Wald die Herde zieht,
Wo mich alle Berge kennen,
Drüberhin die Wolke flieht;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

Wo so hell die Glocken schallen
Sonntags früh ins Land hinaus,
Alle in die Kirche wallen,
In der Hand den Blumenstrauß;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

Doch mein Leid ist nicht zu ändern;
Zieht das Heimweh mich zurück,
Treibt mich doch nach fremden Ländern
Unerbittlich das Geschick;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

„Das Land."

Gschnas im Hause.

In seinen „Lebenserinnerungen" [1]) kommt Jakob von Falke zu sprechen von den Kunstgegenständen, mit denen der Deutsche sein Haus zu schmücken pflegt. Über eine besondere Modethorheit sagt er unter anderem Folgendes:

„Wohin sind wir gekommen, meine Wenigkeit und die hundert und aberhundert Genossen, die wir uns ein ganzes Menschenalter und länger schon um die Besserung des Geschmacks im Volke, um künstlerische und vernunftmäßige Gestaltung in den Dingen des Gewerbes ehrlich und redlich bemüht haben! Da schreibt eine Dame in einem der großen Familienbläter, das zu hunderttausenden in der Welt verbreitet ist, den Erfahrungssatz: ‚Das moderne Bestreben bei der Wohnungseinrichtung, scheint es, ist, Gegenstände zu einem ihrer ursprünglichen Bestimmung entgegengesetzten Zwecke umzuprägen.' Bisher haben wir gerade das Gegentheil erstrebt, jedem Dinge sein Recht werden zu lassen, ihm seine eigene, rechtmäßig begründete Gestaltung zu geben, und nun hören wir, wie sehr wir alle auf dem Holzwege waren.

Und was thut nun diese Dame in solcher Weise, ‚ihr Heim zu schmücken', wie jetzt die Redensart lautet? Sie nimmt einen alten Cylinderhut und macht daraus einen ‚allerliebsten' Arbeitsständer — ‚er ziert nun meinen Arbeitsplatz in der Fensternische'. Was nicht alles aus alten Hüten werden kann! Und eine so geniale Erfindung steht nicht einmal vereinzelt; der Hut hat Seitenstücke und die Erfinderin Schwestern gleichen Geistes. Jede Nummer des erwähnten Blattes — anderer nicht zu gedenken — gibt Beispiele. Da erzählt uns eine Dame, was man mit drei Besenstielen anfangen könne, die in der Wirtschaft unbrauchbar geworden. Ein jeder würde denken, ins Feuer damit, oder, wer grob sein wollte, könnte sagen, ähnlich wie weiland Luther, drei Prügel daraus schnitzen für solche, die unnütze Fragen thun und unnütze Dinge machen. Aber nein, aus den drei Besenstielen macht man eine Staffelei, deren Herstellung ausführlich beschrieben wird.

Und was, freundlicher Leser, glaubst du, dass sich aus einer Rübe oder aus einem Krautkopf machen läßt? In die Rübe stellt man ein

[1]) Leipzig. Georg Heinrich Meyer.

Thermometer hinein, und aus dem Krautkopf macht man eine Ampel und hängt sie auf als Schmuck des Heims. Aus Champagnerpfropfen macht man Photographienständer — höchst einfach, man kerbt sie ein; Zwirnspulen lassen sich zu Etagèren, Vogelhäusern und Zimmerlauben verwenden, freilich nicht ebenso einfach. Wenn du aber in deinem Zimmer eine öde, leere Ecke haben solltest, da wird dir der Rath gegeben, ein Spinnennetz dort aufzuhängen, das du dir künstlich aus Draht herstellst, und in die Mitte gibst du eine Spinne hinein, ‚die man in jeder Blumenfabrik zu kaufen bekommt'. Was jeder Frau zum Ekel ist, die Spinne, und was sie aus Grund der Reinlichkeit mit dem Besen wegkehrt, das dient nun, unser Heim zu schmücken. Warum nicht auch Frösche und Kröten? Wir können sie ja auch präparieren und vergolden.

Nur noch einer liebenswürdigen Erfindung solcher Art sei gedacht, die gewiss den Reiz der Neuheit hat. Mir schwebten, schreibt eine Dame, die alten Münzgefäße vor (die bekannten, mit Münzen umgebenen Becher des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts), und was Ähnliches, das schön und neu sei, gedachte sie zu schaffen. Sie nahm ein Thongefäß, umgab es mit einer Kittmasse und drückte in diese allerlei Krimskrams hinein, kleine Münzen, Nägel und Nagelköpfe, Schnallen, Stahlfedern, kleine Schellen, Knöpfe, Schrauben, Stücke von Kämmen und anderen Gegenständen der Toilette, was sich gerade zur Hand fand. Wenn sich das alles gefestigt hatte, wurde das Ganze vergoldet und bronziert. Das blitzte und glitzerte freilich, aber es sah auch wunderlich genug aus. Das ist selbsteigene deutsche Frauenkunst. Wir nennen das ‚Gschnas', leider ist es höchst ernsthaft gemeint, und noch mehr zu bedauern, dass es von Zeitschriften, die das Gute und Schöne in das Haus bringen wollen, durch die ganze Welt verbreitet wird.

Wüsste man nicht, dass überhaupt der Unsinn nicht aus der Welt zu schaffen ist und dass gewisse Kreise, denen jene Erfinderinnen angehören, unverbesserlich sind, man müsste an dem Erfolge aller unserer Bemühungen verzweifeln."

Ins Allgemeinere übergehend, sagt Falke an einer anderen Stelle:

„Sollte es wohl vernünftig sein, einen Ofen so anzustreichen, als ob er aus seinem eigenen Brennmaterial, aus Holz, bestände? Ist es vernünftig, eben desgleichen Gegenständen aus Porzellan, wie z. B. Theetassen und Theekannen, mit Hilfe der Bemalung das Ansehen von Holz zu geben? Ist es vernünftig, hölzerne Leuchter wie mit biegsamem Leder umzogen erscheinen zu lassen und damit ihnen den Schein gefährlicher Unsolidität zu geben? Ist es vernünftig, einem Tintenfass die Form eines Pulverhornes zu geben und den nichts ahnenden Besitzer dieses sonderbaren Geräthes der Gefahr der Beschmutzung auszusetzen? Oder ist es passender, ihm die Gestalt einer Jockeymütze zu verleihen oder eines

Hundehauses, dessen Dach als Deckel aufgehoben wird? Ist es vernünftig, ein irgend als Geräth oder Schmuck dienendes Hufeisen wie aus Holz erscheinen zu lassen und dieses scheinbar wie mit Leder zu überziehen, so dass man von einem hölzernen Hufeisen aus Leder oder einem ledernen Hufeisen aus Holz sprechen kann?

Solche Verwechslungen von Form, Zweck, Technik, Material, wobei immer eines dem anderen widerspricht und sich selber ad absurdum führt, war eine der Eigenschaften des Kunstgewerbes um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, eine Eigenschaft, die leider auch heute noch im deutschen Hause und im deutschen Gewerbe nicht ausgerottet ist. Man nannte das damals ‚Ideen haben'. Solche Ideenphantasie war die Quelle für alle Neuigkeiten der sogenannten Galanteriewaren, deren jede Saison eine Fülle frisch auf den Markt warf. Aber nicht bloß die ‚Galanterie' brachte sie; Silberarbeiten, Goldschmuck, Bronzegegenstände, Holz und Porzellan, kurzum im Grunde jedes Gewerbe, in welchem die Phantasie mitzuspielen hatte, brüstete sich solcher Ideen oder vielmehr, richtiger gesagt, litt an solcher Gedankenarmut.

Das wäre aber ein nicht allzu bedeutungsvoller, nicht allzu hoch anzuschlagender Fehler gewesen und hätte schwerlich die großartige Reformbewegung im Geschmack hervorgerufen, wenn das Kunstgewerbe damals nicht an anderen Fehlern und Untugenden gekrankt hätte.

Zu diesen Fehlern rechne ich zunächst eine mangelhafte, unkünstlerische Technik, welche die feineren Arten der Arbeit, einst die Zierden des Kunstgewerbes in früheren Jahrhunderten, aufgegeben oder verloren hatte. Dazu gehört beispielsweise der Ersatz der eigentlichen Schmiedekunst durch den Guss, dazu gehören verschiedene schmückende Verfahren der Goldschmiedekunst, wie die Tauschierung und manche Arten des Emails, wie der gänzliche Verfall der Stickerei als Kunst. Ferner hatte sich aus dem Gewerbe das Gefühl für Form und Farbe sowie für das Angemessene des Schmuckes verloren. Dass der Schmuck Maß halten und an rechter Stelle sich befinden muss, dass ein Gefäß Contouren hat und dass diese Contouren Schwung oder kräftige Bildung, gewissermaßen Charakter, haben müssen, dass das Gefäß sich gliedert, die Glieder im Verhältnisse stehen, damit sich ein für das Auge wohlgefälliges Ganzes ergibt, das war dem damaligen Kunstgewerbe so gut wie unbekannt. Die ‚Idee' — die unvernünftige — musste das ersetzen. Ebenso unbekannt war es, dass die Verzierung doch gewissen ästhetischen Gesetzen unterworfen ist, dass sie sich an Form und Gliederung des Gefäßes oder Geräthes anschließen muss, sei sie nun gemalter oder plastischer Schmuck, dass sie nicht an beliebiger Stelle sich anbringen lässt, gar nicht davon zu reden, dass sie auch, wenn der Gegenstand Bedeutung hat, dem Sinne nach mit demselben in gewisser Beziehung stehen soll, es sei denn, dass sie eben nur reines Ornament ist.

Nicht minder war Sinn und Gefühl für Farbe verschwunden. Wie in der Kleidung die verschiedenen Töne vom todten Grau vorherrschten, so auch in der Decoration. Grau war die allgemeine Färbung, wohin man blickte, in der Straße wie im Hause. Grauer Stuck oder dessen gemalte Nachahmung war der Schmuck des Plafonds, grau waren die Wände; nur der Teppich des Fußbodens zeigte in gewaltigen Blumen und Blumenbouquets lebhafte Farben, aber diese allzuderb, allzu bunt und unharmonisch. Was das eine zu wenig, hatte das andere zu viel. Schöne, auch lebhafte Farbentöne harmonisch zusammenzustellen und sich solcher Schönheit zu erfreuen, das war unbekannt. Den Leuten von damals war Farbe ein Schrecknis; nur grau war vornehm und elegant. Man fürchtete sich vor der Farbe.

Das erste, die Form bedingende, ja dieselbe schaffende Princip ist das der Bestimmung. Die Form eines Gegenstandes, der gebraucht werden soll, und das sind ja die Gegenstände des Kunstgewerbes im Gegensatz zur hohen oder freien Kunst, die es bloß auf Schönheit abgesehen hat, muss zweckmäßig sein. Aus der Kanne muss man gießen, aus dem Becher trinken können; wenn nicht, ist alles Bemühen um Schönheit verloren. Der Zweck hat dem Schranke, dem Sessel, dem Tisch, dem Leuchter, der Lampe, der Vase, dem Teller, der Schüssel, dem Topf ihre Form, ihre Grundgestalt gegeben, und diese muss beobachtet, bewahrt bleiben und darf nicht mit der Form eines anderen beliebigen Gegenstandes vertauscht werden. Das Tintenfass darf also kein Pulverhorn sein, der Butterteller kein Spargelbündel und was dergleichen Dinge mehr sind."

Von der Censur.

Ein geschichtlicher Rückblick.

Zur Zeit, da wieder viel von der Theatercensur die Rede ist, lockt es uns, einen Blick zu werfen auf die Geschichte der deutschen Censur überhaupt. Wir finden eine solche Rückschau in Paul Kampffmeyers „Geschichte der modernen Polizei" (Berlin. Hans Baake). Daselbst liest man:

In den geistlichen Fürstenthümern Deutschlands hielt die Censur schon im fünfzehnten Jahrhundert ihren Einzug. „Wahrscheinlich", so sagt Kirchhof in seinen Beiträgen zur Geschichte des deutschen Buchhandels, „wurde mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in allen deutschen Erzdiöcesen eine geregelte geistliche Censur eingeführt, denn im Jahre 1499 findet sich auch für Köln eine förmliche Censurordnung,

sowie sich auch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts für die Trierer Erzdiöcese und für den Leipziger Sprengel factisch bestehende geistliche Censurbehörden nachweisen lassen."

In den Kreisen der Geistlichkeit hatte man also schon frühzeitig die Anstalt der präventiven (vorbeugenden) Censur begründet. Strenge Strafe drohte dem Verfasser und Drucker, ja sogar dem Leser einer nicht von der Geistlichkeit genehmigten Schrift. Damit sich nun der Leser nicht mit seiner Unkenntnis der Namen der verbotenen Bücher entschuldigte, gab die Kirche eine Liste dieser Bücher heraus, den „Index librorum prohibitorum" (den Index der verbotenen Bücher).

Die Reichsgesetzgebung trat später in die Fußstapfen der Kirche. So verordneten die Reichstagsabschiede von Nürnberg (1524), von Speier (1529) und Augsburg (1530), dass keine Schrift gedruckt werden sollte, die nicht vorher durch die weltliche oder geistliche Obrigkeit besichtigt wäre. Ferner musste der Drucker und der Druckort in der Schrift genannt werden. Die Reichsgesetze verhängten meist die Confiscation über die verbotene Schrift und eine strenge Strafe über den Verfasser derselben.

Die kampfdurchtobte Reformationsperiode ließ eine vollsaftige Oppositionsliteratur aufsprießen. Das Gewitter gewaltiger leuchtender Geistesblitze, das sich damals am Firmamente zeigte, wirkte auf das Gedeihen einer witzigen Schmähschriftenliteratur wunderkräftig ein. Da entstand das „Narrenschiff" Brands, da drangen die gesalzenen Späße des „Eulenspiegel" und des „Reineke Fuchs" in die Menge. Die hohen Würdenträger des Staates und der Kirche wurden mit spitzigen Pfeilen beschossen, und in ihrer plumpen Ungeschicklichkeit glaubten sie sich diese Angriffe durch eine strenge polizeiliche Censur vom Leibe halten zu können.

In dem Reichstagsabschiede von Speier (1529) heißt es in Bezug auf die Censur: „Dazu sollen und wollen wir, auch Churfürsten, Fürsten und Ständ des Reichs mittlerzeit des Concilii, in allen Druckereyen und bei allen Buchführern eines jeden Oberkeit mit allem möglichen Fleiß Versehung thun, dass weiter nichts Neues gedruckt, und sonderlich Schmähschriften weder öffentlich noch heimlich gedichtet, gedruckt, zu feilem Kauf getragen oder ausgelegt werde, sondern was derhalben weiter gedicht, gedruckt oder feil gehabt wird, das soll zuvor von jeder Oberkeit dazu verordnete verständige Personen besichtiget; und so darin Mängel befunden, soll dasselbe zu drucken und feil zu halten bei großer Straff nicht zugelassen, sondern also strenglich verboten und gehalten, auch der Dichter, Drucker und Verkäuffer so solch Gebot überfahren, durch die Oberkeit, darunter sie gesessen oder betreten, nach Gelegenheit gestrafft werden."

Aber erfolglos blieben meist die Polizeiordnungen, welche sich in dieser Zeit des Kampfes gegen die „schmählichen Bücher, Schriffften,

Gemählds und Gemächts" wandten. Die Reichspolizeiordnung von 1548 wollte der Presse die strengste Censur in kirchlichen Angelegenheiten aufzwingen. Keine Zeile sollte mehr Duldung von Seiten der Censur finden, die der „katholischen allgemeinen Lehr und der heiligen christlichen Kirchen ungemäß und wiederwärtig" wären, oder die zur „Unruhe und Weiterung Ursache geben" könnten.

Der Krieg wurde somit gegen aufrühreriſche und antikatholische Schriften eröffnet. Uncensierte Werke und Schriften, die den Namen des Verfassers, Druckers und Druckorts verbargen, standen unter strenger Strafgesetzgebung, ihr Druck, ihr Verkauf und Ankauf, ihre Verbreitung, ja sogar ihr Besitz ward schwer geahndet. Neben der Entziehung des Gewerbebetriebs traf den Drucker eine Geldstrafe von fünfhundert Gulden in Gold."

In dem Feldzug gegen die widerspenstige Presse durfte die unvermeidliche Folter nicht fehlen. Sie konnte zur Ermittelung des schuldigen Druckers, Verkäufers und Verbreiters gegen den Besitzer verbotener Bücher angewendet werden.

Und dennoch schlug die Censur die damalige Kampfesliteratur nicht zu Boden. Sie war eine unheimliche Macht geworden, welche die alten Autoritäten der Zeit mit dem Umsturze ganz erschrecklich bedrohte. Eine Menge ungenannter „fliegender Zeitungen" nährte die wohlberechtigte Erbitterung gegen die herrschenden Gewalten. In ganz de- und wehmüthigen Klagen ergieng sich der Erfurter allgemeine „Reichscraißabschied" von 1567 gegen „die falschen und üppigen Dichter", und in seiner Herzensangst sieht er schon eine Empörung voraus, welche durch die Verhetzung der hohen und niederen Stände erzeugt werde.

Eine Unzahl von sogenannten Winkeldruckereien stellten fliegende Blätter und Zeitungen her. Ihnen wollte der Reichstagsabschied von Speier im Jahre 1570 mit einem Streich den Garaus machen. Nur an einzelnen Orten, an denen eine strenge Aufsicht über die Presse möglich war, sollten die Druckereien noch geduldet werden; es waren das die Fürstensitze, die angesehensten Reichsstädte und Universitäten.

Der Ingrimm der staatlichen und kirchlichen Autoritäten gegen diese Winkeldruckereien war nur zu erklärlich; denn diese Druckereien besaßen vielfach nicht einmal die Erlaubnis zum Drucken, trotzdem stellten sie Schriften in Hülle und Fülle her, sandten sie ins Ausland und überschwemmten mit ihnen das ganze liebe, „heylige" römische Reich. Unfähig, diesem Strom verbotener Schriften mit Erfolg entgegenzutreten, wütheten sich die staatlichen und kirchlichen Würdenträger gegen die Winkeldruckereien aus. Aber damit glaubten sie ihrem staatsrettenden Eifer noch nicht Genüge geleistet zu haben. In jenem Reichstagsabschiede von Speier ward die Zulassung der Buchdrucker an eine strenge Prüfung ihrer

Zuverlässigkeit geknüpft. Außerdem wollte die Gesetzgebung den Buchdruckern einen leiblichen Eid aufzwingen, damit sie peinlich sorgfältig alle gesetzlichen Vorschriften beobachteten. Ja, zum Schluss befahl der Reichstagsabschied noch, die Druckereien von Zeit zu Zeit „unerwarteter Ding zu visitieren“.

Im Jahre 1608 waren die „Unordnungen“ im Buchhandel noch nicht verschwunden. In diesem Jahre erschien ein Rescript, das sehr griesgrämlich über die große Menge der „hochverbottenen Famos-Schriften“ klagt.

Das Rescript schärft nachdrücklich die Visitation der Buchläden ein und ordnet streng an, dass alle Drucker und Buchhändler Verzeichnisse ihrer Bücher vorweisen und Auskunft über die Druckerlaubnis ertheilen sollten. Selbst die ungefährlichen und harmlosen Gerichtsbeschlüsse durften nach diesem Rescript nicht ohne besondere Erlaubnis gedruckt werden.

In Bayern gieng ein eisiger Wind, der alle Geistesblüten rücksichtslos zerstörte, durch die Pressgesetzgebung.

Dem Lutherthume hatte man in diesem Lande, das ganz in dem Gängelbande der Jesuiten stand, den Tod geschworen. Gegen die Einschleppung der deutschen Bibelübersetzung Luthers schritten wiederholt bayerische Verordnungen ein, so im Jahre 1523 und 1540.

Aus all den Orten, die im Geruche der ketzerischen protestantischen Lehre standen, wollte man die religiösen Bücher fernhalten, und deshalb durften in Bayern nur fernerhin die Schriften verkauft werden, die in München, Ingolstadt, in Dillingen, Mainz, Köln, Freiburg, Wien, Innsbruck, Paris, Löwen, Venedig, Rom, Florenz, Bologna und in Spanien gedruckt waren.

Die harte Strafe der Landesverweisung „mit oder ohne Schandt“ traf den, der andere Tractätchen, Gebet- und Gesangsbücher in Bayern einschleppte. Ja, die Buchhändler dieses Landes sollten sich nur der katholischen Buchdruckereien bedienen, wenn sie ein erlaubtes Buch zum Druck beförderten. Man trieb in Bayern die Büchercensur so weit, dass man die Nachlässe pietätlos durchschnüffelte und eventuell die Strafen, die auf den Besitz verbotener Bücher standen, über die unschuldigen Erben verhängte.

Die Durchsuchungen der Buchläden nahm in Baiern kein Ende, und so mancher Ballen wertvoller Bücher kam in die Hände der Jesuiten.

Die Aufsicht der Censoren über die Bücher erstreckte sich bis auf die herzogliche Bibliothek. In jener Bibliothek fanden auch ketzerische Bücher Aufnahme, aber nur ganz Festgläubige, die eine besondere Erlaubnis vom Papst oder der römischen Inquisition erhalten hatten, durften zu dem verschlossenen Schranke hinzu, der wie ein Gefängnis sorgfältig überwacht wurde.

In Baiern warf man auch den Drucker Hans Wegeler unbarmherzig auf die Folter, der beschuldigt war, die Schriften des bitter gehassten, vielfach verfolgten Schwenckfeld gedruckt zu haben.

Selbst in den Städten, die sich zur „reinen Lehre des Protestantismus“ bekannten, zeigte man eine zagende, schlotternde Angst vor dem Papst und dem Kaiser. Als der biedere Hans Sachs im Jahre 1522 „ein gedruckt Büchlein mit Bildern, den Fall das Babstums anzeigend“ herausgab, da wurde er in wahrhaft pedantischer Weise von dem ehrbaren Rathe geschulmeistert: „Nun seye solches seines Amtes nicht“, so schrieb der Rath, „gebühre ihm auch nicht, darum eines Rathes ernster Befehl, dass er seines Handwerkes und Schuhmachens warte, sich auch enthalte, einige Büchlein oder Reymen hinfür ausgehen zu lassen; ein ehrbarer Rath würde sonst in Nothdurft gegen ihn handeln, um diese geübte Handlung wolle der Rath die Strafe diesmal bei sich behalten, doch mit einer offenen Hand, die nach ihrer Gelegenheit für zu nehmen.“

In Sachsen wetterte der streng katholische Herzog Georg gegen die „Lästerschriften“ Luthers. Ein Leipziger Buchdrucker, der sich erkühnte, Luthers Schriften in Umlauf zu setzen, ward mit harter Gefängnisstrafe bedacht und mit der Ausweisung bedroht. Doch resultatlos tobte sich seine Wuth gegen das mächtig erstarkende Lutherthum aus. Selbst als in Dresden der Verfasser einer Luther'schen Schmähschrift verurtheilt wurde, „sein erdicht Schandtbuch zu fressen“, ließen sich die Bekenner des Protestantismus nicht durch eine derartige brutale Maßregel in ihrem Eifer für die neue Lehre entmuthigen.

In der Folgezeit musste der aufstrebende Buchhandel in Sachsen zahllose einengende presspolizeiliche Bestimmungen über sich ergehen lassen. Die Büchervisitationen verschwanden nicht von der Tagesordnung, und wiederholt schärften kurfürstliche Mandate die Reichsprocessordnungen gegen Schmähschriften, gegen Bücher ohne Angabe des Verfassers und Druckers und gegen Winkeldruckereien ein. Ja, die Landesgesetzgebung in Sachsen unterfieng sich sogar, den Buchdruck an drei Orten des Landes, in Dresden, Wittenberg und Leipzig festzulegen, damit der Aberwitz der Censoren um so schrankenloser walten konnte. Aber hiermit gab sich die landesväterliche Weisheit noch nicht zufrieden, und so erblickte denn im Jahre 1588 eine Verordnung das Licht der Öffentlichkeit, die den Druck der bereits von der Universität gebilligten Bücher noch von einer besonderen Erlaubnis in Dresden abhängig machte. Diese Verordnung scheint jedoch ein Schuss ins Blaue gewesen zu sein, denn sie ward einfach nicht befolgt.

Jetzt vereidigte man in Sachsen die Buchdrucker, keine Bücher ohne Censur der Universität und des Raths zu drucken. Ferner wollte man die Buchläden mit den Chicanen regelmäßiger Visitationen belasten; aber zu diesen gehässigen Schnüffeldiensten — und dies gereicht dem damaligen Bürgerthum zur größten Ehre — wollte sich niemand „gebrauchen lassen“.

Längere Zeit vernahm man nichts in Sachsen von den Heldenthaten der Censoren. „Erst von der Michaelismesse 1651 an", sagt Friedrich Kapp in seiner Geschichte des deutschen Buchhandels, „beginnt das Fahnden auf Schmähkarten und heterodoxe (fremd- oder irrlehrige) Schriften".

Überhebungen aller Arten ließen sich jetzt die eifrigen Censoren zu Schulden kommen; war es doch vielfach vollständig in das Belieben dieser Herren gestellt, ob eine Schrift zum Druck zugelassen wurde oder nicht!

In Leipzig war den Decanen der Universität der Kamm so gewachsen, dass sie sich ganz willkürliche Änderungen in den Schriften der Autoren erlaubten. Einstmal beantragte die medicinische Facultät Leipzigs die Beschlagnahme bestimmter Werke bei der Büchercommission, da sich der Verfasser nicht bequemen wollte, Änderungen in seinem Werke vorzunehmen, die sie so sehnlichst wünschte.

Das unbedeutendste Hochzeitsgedicht musste die Censur bestehen. Der Professor der Poesie und Beredtsamkeit strich in diesen Gedichten nicht allein die beliebten herzhaften Zoten, sondern brachte auch seine ergötzlichen Stilblüten als Verbesserungen in die Gedichte hinein. Und ob dieser angestrengten Arbeit zog er acht Groschen Censurgebüren für den Bogen ein.

Der hochgelahrte Professor der Geschichte schulmeisterte die Autoren, die sich mit historischen Werken herauswagten, und der Professor der Theologie entwickelte eine unerschöpfliche Geschwätzigkeit, um den Schriftstellern seine theologischen Überzeugungen aufzudrängen. Kurz, die Herren Decane fühlten sich als die vollkommensten Meister auf dem Gebiete der Literatur.

Erst nach dem Glaubenswechsel Augusts des Starken zwang ein Rescript die Herren Censoren zu einem bescheideneren und angemesseneren Betragen gegenüber der Schriftstellerwelt. Sie sollten sich nun der tendenziösen Eingriffe in den Text enthalten.

In den geistlichen Fürstenthümern wüthete sich der Unfug der Censur am schamlosesten aus. Hier wurden vielfach die Meisterwerke der classischen Literatur mit dem Banne belegt. Die Buchhandlungen standen unter strenger Controle der geistlichen Herren, und oft genug setzten diese ihren Fuß in die Bücherläden, um eine Hetzjagd auf die Schriften zu machen, die nicht im Halbdunkel der alleinseligmachenden Kirche entstanden waren.

Außerodentlich ergötzlich lesen sich heute die Berichte über die Visitationen der Buchläden. So bedachte zum Beispiel die hohe fürstbischöfliche Regierung in Würzburg eine Commission mit dem Auftrage, die Buchhandlungen nach gotteslästerlichen und sittenlosen Schriften zu durchsuchen.

Die Commission betrat im Juli 1781 den Laden des Buchhändlers Rienner und legte eine ganze Reihe von Schriften mit Beschlag. Ihre „unmaßgeblichen" Gutachten über diese Schriften versetzen uns heute in eine unbegrenzte Heiterkeit.

Da wurde von der Commission zum Beispiel der „Verlorene Sohn“ Voltaires wegen „des berüchtigten Verfassers“ nicht geduldet. Die breiten Wassersuppen eines Nicolai fanden ebenfalls keine Gnade vor den Augen der Commission. Das graue langweilige Buch dieses Mannes Sebaldus Nothancker durfte nur „einem gesetzten Theologen“ in die Hand gegeben werden.

Den Zorn dieser höchst sittlichen schwarzen Commission erregten die Schriften Wielands, „da Wielands neuere Werke überhaupt Sinnlichkeit und Weichlichkeit athmen, als sind dieselben im Buchladen ohne Unterschied nicht zu dulden“. An anderer Stelle heißt es von den Wieland'schen Gedichten: „Sie sind größtentheils wohllüstig und schlüpferisch, und darum auch für gute Sitten größtentheils anstößig und gefährlich.“

Mit ernstlichem Stirnrunzeln und gar gestrenger Miene prüfen auch die Herren von der Commission das Meisterwerk Lessings, den „Nathan“.

„Nathan der Weise von Lessing. Ist ein dramatisches Gedicht von Lessing, worinn unter feinen Wendungen die Toleranz allerley Religionen gepredigt, und viel Gehässiges auf Rechnung eines Patriarchen vorgetragen wird.“

Die „Erziehung des Menschengeschlechts“ von Lessing stößt auf den Unwillen der Commission, weil der Verfasser „bey nebst von Christo nicht würdig genug“ redet und „am End die lächerliche lehre von der Seelenwanderung wieder aufwärmt“.

Den frommen Hirten erscheinen selbst die Schriften des biederen Gleim schreckliche Gefahren für den Glauben ihrer Schäflein zu enthalten. Da heißt es zum Beispiel in einem Gutachten der Commission:

„Obwohlen dieselben (die Schriften) nicht durchgehend zu missbilligen, so fände man doch gerathener, wenn unter der Hand dem Buchführer der Rath gegeben würde, dieselbe wieder zu remittieren (zurückzuschicken), dabey aber auch den Professoribus bekannt gemacht würde, derley schriften ihren Candidaten nicht nur allein nicht anzurathen, sondern die in derselben Händen befindlichen auf eine gute Art, und mit allenfalsiger Verwechslung mit nützlicheren Büchern wieder an sich zu bringen.“

In demselben Monat werden auch noch zwei andere Buchhändler in Würzburg mit einer Visitation beglückt, Göbhard und Stahel. Beide Buchhändler sahen ihre Läden der wichtigsten und bedeutungsvollsten Schriften beraubt. Bei dem Buchhändler Stahel hielten die Censoren vierundfünfzig Schriften für verdächtig, darunter sechzehn von Voltaire, vier von Rousseau und fünfzehn von Wieland. Zu der Schrift „Wieland und seine Abonnenten“ fügen die Censoren die Bemerkung hinzu: „eine von Göthe auf Wieland und Jakobi verfasste Satire mit einigen sittenwidrigen Ausdrücken“. Eine „Apologie über Lessings Nathan den Weisen“ betrachten die hochweisen Censoren als „nicht minder anstößig als Nathan selbst“.

In protestantischen Ländern leisteten sich die Herren Censoren die gleichen Thorenbubenstreiche wie in den katholischen. Das Land der Erbweisheit, das gute Mecklenburg, war von jeher eine Freistätte für ein echtes, rechtes Schildbürgerthum gewesen. Weshalb sollten in diesem Lande nicht auch die Censoren ihr Glück versuchen? Und sie versuchten es.

Im December 1766 fand sich in Güstrow der Buchhändler Hechtel ein, um dort einen Bücherverkauf zu eröffnen. Die Polizei-Commission, welche die Censur der Bücher handhabte, gewährte ihm die Erlaubnis zu dem Handel nur unter der Bedingung, dass er die Titel einiger Bücher, welche der Behörde unbequem schienen, aus der Liste striche. Und zu diesen Büchern, die im Geruche der Gefährlichkeit standen, zählte der Censor folgende Schriften:

„Herr von Voltaire Saul und David, ein Trauerspiel nach Anleitung der heiligen Schrift".

„Des Herrn Zachariä sämmtliche poetische Werke."

„Des Herrn Klopstocks sämmtliche Schriften".

Man höre und staune, selbst die Werke des tiefreligiösen Klopstocks setzte ein protestantischer Censor auf die Liste der gefährlichen Bücher.

Der Buchhändler Hechel beachtete die Wünsche der hochwohllöblichen Polizeibehörde nicht und sandte einen Katalog ohne die ersehnten Streichungen in die Welt.

Daraufhin erfolgte die Denunciation bei der Polizeibehörde, die sofort dem Buchhändler auf dem Leib rückte, seinen Laden durchsuchte und schließlich vier Exemplare von Saul und David beschlagnahmte. An die ganze Begebenheit knüpfte sich ein Verhör, das sich in den patriarchalischen Formen bewegte. Der Hofrath von Schröpfer leitete es, der sich bei seinem ernsten Amtsgeschäfte ein Pfeifchen Tabak und ein Glas Bier trefflich munden ließ.

Die frommen Censoren schritten häufig mit dem Scheiterhaufen gegen die verruchten Bücher ein. Durch Henkershand wurden auf öffentlichen Plätzen verbotene Bücher den Flammen übergeben.

Rudolf II., der Zögling der Jesuiten, ließ im Jahre 1579 „zwölftausend deutsche und windische Bücher, meist Bibeln oder solche, die den Grundsätzen des katholischen Glaubens widerstrebten, in Graz durch den Henker verbrennen".

Sehr drastisch hat eine derartige Bücherverbrennung, Matthäus Abele von und zu Lilienberg in seiner Schrift: „Vivat oder künstliche Unordnung" beschrieben:

„Den 2. Maji des vergangenen 1668. Jahres, allwo ich abermals zur Fortsetz- und endlicher Vollendung meiner hinterstellig gelassenen Amtsgeschäfte nach Wien zeitlich angelangt bin und also selbst Zuseher sein können, wurde ein Büchl auf den hohen Markt an dem Pranger

öffentlich verbrennt; vorhero aber nachstehende Bereitschaften und Ordnung hiezu gehalten."

„Das rothe Tuch, als ein Kennzeichnung der Hinrichtung einer Malefizperson, wurde auf der kaiserlichen Schrannen ausgebreitet. Aus dem Amtshaus gienge man hinaus, der Schörg mit einem Spießl, nach diesem der Unterrichter, dann folgte der Hutstock oder Kerkermeister, truge das Büchel in der Hand und in der Höhe, hernach kam der Scharff-Richter, Schörgen, Hundsschlager und dergleichen Gesindel; sie giengen durch diejenigen Gassen, durch welche man sonst eine zum Tod verurtheilte Malefizperson zu führen pflegt."

„Als sie nun zu der Schrannenstiege angelangt, stiege der Unter-Richter von dem Pferd ab, gienge ordentlich auf die Schrannen, allwo das Löbl. Kays. versammelte Stadtgericht mit bloßem Schwerth saße. Das Verbrechen wurde von dem Kays. Herrn Schrannen-Schreiber öffentlich abgelesen, das Urtheil gefällt, der Stab gebrochen und das Büchl, weil man dessen Urheber nicht haben konnte, dem Scharff-Richter zum Verbrennen übergeben."

„Darauf gienge man in der vorigen Ordnung von den Schrannen herunter über den hohen Markt, dem Pranger zu. An diesem wurde an vier Theilen der Titul des Büchls groß geschrieben angeschlagen; von dem Scharff-Richter aber vor dem Pranger eine hohe Pün errichtet, auf welche der Henker gestiegen, das Feuer angezündt, und das Buch hineingeworffen, bis es ganz verbrunnen."

Bei dem Anbruch der Reformationszeit erlebte man oft das Schauspiel einer Bücherverbrennung.

Oft geschah es, dass das begeisterte Volk nach einer fanatischen Predigt den Censor selbst spielte und alle irreligiösen, weltlichen und sittenwidrigen Gegenstände und Schriften in das Feuer warf.

Als einst im Königreiche Preußen eine Schrift unter dem Titel „Allgemeine Zustände" erschien, in welcher der freimüthige Satz: „Wehe dem Lande, dessen Minister Esel sind" zu lesen war, da gerieth der Minister Wöllner in eine maßlose Wuth und ließ sofort den Censor holen. Er überhäufte ihn mit Vorwürfen, weil er einen so beleidigenden Satz hatte durchschlüpfen lassen. Doch leichten Herzens entgegnete ihm der Censor: „Befehlen Ew. Excellenz, dass ich anstatt des ‚Wehe dem Lande' ‚Wohl dem Lande, dessen Minister Esel sind', drucken lassen sollte?"

Kleine Laube.

Wenn dürre Blätter plaudern....

Jungfer Lori war nicht mehr in jenem Alter gewesen, da sie sich jünger zu machen pflegen. Sie gab schon lieber fünfundachtzig Jahre an, als die wahrhaftigen neunundsiebzig. So ändern sich die Zeiten. Dann starb sie. Zur Zeit war ich mit der Meinigen aus dem Weltleben ins stillere Dorf zurückgekehrt, um noch einen kurzen Nachsommer zu halten vor dem ewigen Winter. Mein Gott, im Dorfe war's ja eine gewisse Neuigkeit, als die alte Person verstarb, aber ihr Tod machte weder Freude noch Leid. Als hernach ihre Verlassenschaft versteigert wurde, da gab es viel Spaß. Den alten Pelz mit dem fuchsrothen Tuch und der schwarzen Schafwolle erstand der Beggelschneider und meinte, in der holden Jungfrau ihrer äußeren Haut würde er wohl nicht frieren. Die mausgraue Haube mit der dicken Wattierung und den grasgrünen Bändern kaufte der Dämelschmied; der stülpte sich unter allgemeinem Gelächter das Ding über den Kopf und sagte, er hätte sich nicht gedacht, auch noch unter die Haube zu kommen. Die Hornbrille fiel dem kleinen Zwirnkrämer zu, der sie sofort auf seine weit hervorstehende Krummnase that, mit langgestrecktem Halse das kleine Gesicht langsam hin- und herdrehte, so daſs er aussah wie eine Eule. Man kennt derlei Witze. Und daſs diese armselige Habe Gegenstand einer Herzensfreude und einer Lebenssorge gewesen sein könnte — wer dachte daran? — Es schien sich um die alte Jungfer überhaupt niemand gekümmert zu haben.

Der Mauteinnehmer war nun gar in guter Laune, der hieng den erstandenen alten Vogelbauer mit dem Kanarienvogel auf eine Stange, gieng damit durch die Dorfgasse und rief Albernheiten aus.

Dann kam ein Gebetbuch unter den Hammer. „Haltbares Schweinsleder! Feinster Goldschnitt! Deutlicher Druck. Fünf Kreuzer zum ersten!“

Ob es eine Silberschließe hätte?

„Nein, es hat zwei gutklappende Lederhaften. Fünf Kreuzer zum zweiten!“

Sie wendeten sich seitab. Ich war immer ein Freund alter Bücher gewesen. Nun kam ich just am Stocke herbeigehumpelt und bot für das Gebetbuch sieben Kreuzer. Es blieb mir in der Hand.

Der feinste Goldschnitt war freilich schon blind geworden, und abgewetzt wie das Goldene Dachel in Innsbruck. Das Schweinsleder hatte stellenweise leichte Schimmelansätze, der Druck heimelte meine alten Augen an, er war markig und groß, man sah, dass es ihm ernst war mit der Absicht, gelesen zu werden. Das Buch benannte sich mit rothen verschnörkelten Buchstaben „Marianisches Baumgartlein mit Mess-, Beicht-, Communion-, Morgen- und Abendgebettern, insonderheit für christliche Frawen und Jungfrawen erlesen.“ Ich habe es in den Sack gesteckt und mit nach Hause getragen.

Und wie es schon so geht im hohen Alter, in einer der folgenden Nächte konnte ich nicht schlafen. Ich langte auf den Tisch hinüber nach einem Buch und erwischte das Gebetbuch der alten Lori. Von erfahrenen Leuten habe ich oft gehört und es manchmal auch selbst erfahren, das beste Mittel zum Einschlafen sei das Hersagen von Gebeten. So begann ich nun in den großen, pechschwarzen Buchstaben zu lesen. Aber ich wurde dabei noch wacher. Das waren Gebete, Stoßseufzer und Herzensergießungen voller Einfalt und Verzückung. Kein einziger Gedanke, wie man sie für die liebe Welt brauchen könnte, nicht ein Funke von Geist oder Philosophie oder Poesie. Nichts schmiegte sich an dieses Leben, nichts war vorhanden, was nach unserer Empfindung Gemüthswert haben konnte, alles war so jenseitig, so überschwenglich in der Anrufung von Namen, deren Träger man erst kennen und lieben — innig lieben musste, sollte in solchem Gebete das Herz warm werden.

Und doch hatte die alte Lori in ihrer Armut und Verlassenheit aus diesen Blättern Trost, Lebensmuth und Herzensfrieden geschöpft. Ich hörte es, wie nun sachte die Buchstaben anfiengen zu lallen, die Wörter zu sprechen — in der murmelnden Stimme der alten Lori hub das Gebet laut an zu beten. — Sachte wendete sich das Blatt, eins ums andere. — Da sah ich, dass zwischen zwei Blättern ein Lesezeichen hineingelegt war; nicht eines jener bunten Heiligenbildchen, wie sie sonst in Postillen zu finden, sondern ein verblasstes, sprödes Rosenblatt war es, fast herzförmig, sein Rand leicht gewellt, seine Äderchen noch erkennbar. So lag es da vor meinem Auge und so zitterte es leicht vor meinem Athemhauch. Und wie vorher die Gebete aus sich selber hervorgemurmelt hatten, so hub nun das Rosenblatt an zu flüstern. — Du sollst nicht denken, dass wir gestorben sind, sagte es. Sie liebt und ich blühe. Einmal habe ich freilich noch schöner geblüht, das ist sehr lange her. Auf dem Hagenstrauch bin ich gesessen und habe mich leicht geschaukelt im Morgenwind. Ich war erst an diesem Morgen aufgeblüht und hatte meine weichen rothen Blätter auseinandergethan, dass die Sonne konnte hineinscheinen und die kühlen Thautröpflein auffüssen. O Mensch, wie ist mir's da süß geworden im Herzlein drin! — Gegen Mittag kam ein schlanker Distelstamm heran, der hielt seinen Kopf hoch und prangte in purpurrother Blüte. Er klopfte bescheidentlich bei mir an: Was ich etwa dächte über die Sache? Er sei auch nicht älter als ich und demselben Boden entsprossen. Er habe Ahnen. Er sei gar schlank gewachsen und wehrhaft auf und auf. Ein zartes Röslein könne sich seiner Ritterlichkeit wohl anvertrauen und sich an ihm emporranken. Übrigens erfreuten wir uns ja beide eines Panzers von scharfen Dörnlein und einer schönen rothen Blume. Ein für einander passenderes Paar könne man sich nicht denken. Er hoffe mit fester Zuversicht auf mein Jawort. — Ich habe dieses Werben des braven Distelstammes hochmüthig abgewiesen, und das ist zum Unglück geworden. — Gegen Abend kommt ein schöner Knab' gegangen, ich denke, es ist mein Bräutigam und freue mich sehr, den Distelstamm fortgeschickt zu haben. Der Knab' sieht mich sitzen auf meinem Zweige, streckt die Finger nach mir aus und sticht sich an einem Dorn. Er saugt sich die Blutstropfen aus, lächelt, fasst mich an, gar zart zuerst, streichelt mich und bricht mich. Am Stengel steckt er mich lässig zwischen seine

Lippen und schreitet fürbass und ich weiß an seinem warmen Hauch nicht, wie mir geschieht, soll ich in diesem Maienföhn zur höchsten Blüte schwellen, oder soll ich an diesem Sommernachtssturme vergehen.

So kommt er hinab in die Jasminlaube. Dort sitzt ein zartes Mägdlein, das steht rasch auf und will davon. Der Knab' fasst sie an der Hand und spricht neben meinen bebenden Blättern hervor: „Was fällt dir ein, Lorchen! Fliehen? mich? Den du mit Herzklopfen erwartet hast! Leugne es nicht, wo du eben auf der That ertappt wirst! Siehst du's? Hörst du? Fühlst du's?"

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich!" haucht sie wildpochenden Herzens: „Haben Sie mir etwas zu sagen, so kommen Sie doch morgen, wenn die Sonne scheint. Jetzt will's ja schon dunkel werden."

„Das macht nichts", antwortet er, „siehe, Kind, ich habe eine Ampel bei mir." Damit nimmt er mich, die Rose, von seinen Lippen, und hält sie vor das Mädchen hin und steckt er mit sanftem Fingerdruck an ihr Busentuch.

„Das ist die Ampel, sollst du wissen, die ich vor meinem Gnadenbild anzünde. Das bist du ja, mein Gnadenbild! Du, mein liebstes, du mein herzallerliebstes Mädchen!"

Sie lehnt sich zögernd, schauernd an ihn, das lockige Haupt an seine Brust und haucht: „Ist es denn wahr? Ist es denn wirklich wahr, Friedrich, dass du — mich ein wenig lieb hast?"

O Gott, mein Gott — fuhr das Rosenblatt fort — wie ist es mir jetzt schlecht ergangen! — Als ich mich wieder fand in der schwülen, gewitterschimmernden Nacht, war ich zerdrückt und welk. Wie zerzauste Lappen, so hiengen meine Blätter hinab. Das Mädchen besprengte mich, steckte mich in ein Wasserglas, um mich aufzufrischen. Der Stengel stand spröde, aber die Blätter richteten sich nicht mehr auf, welk blieben sie, und die rothe Farbe wurde dunkel wie gestocktes Blut. Da sind Tropfen und Tropfen gefallen von den Augen auf meine zerrissene Krone — auch das war umsonst, die Blätter blieben welk und fielen ab, eins nach dem anderen.

So hat endlich das arme Ding, das verlassene, eines dieser Blätter aufgenommen mit blassen Fingerlein und hat es in das Gebetbuch der seligen Mutter gelegt. Dann ist das einsame Leben angegangen. Nach seinem Verbleib hat sie nie gefragt, seinen Namen nie wieder ausgesprochen. Vor den Leuten hat sie ein trotziges Gesicht gemacht, oder ein übermüthiges, gleichsam, als lehne sie mit Absicht alles ab, was anderen zur Lust und Seligkeit ist, als sei sie stark und glücklich in sich selbst und lache über alles, was sie Liebe nennen. Wenn Jungfer Lori aber in der Kirche kniete oder zur Abendstunde in ihrer Kammer aus dem Buche betend zwischen den knisternden Blättern plötzlich dem Rosenblatt begegnete, da schrak sie zusammen . . . . Das ist es, was ich dir habe sagen wollen in dieser stillen Nacht . . . . Ach, hätte ich damals meinen Distelstamm genommen, ich wäre nicht unseliger Zeuge eines verlorenen Menschenlebens geworden."

Als das dürre Rosenblatt mir alles das erzählt hatte, ward mir dasselbe so unheimlich, dass ich es zwischen zwei Finger nahm und über das Kerzenlicht hielt. Knisternd flammte es auf, und bevor ich das glühende Ding losschnellen konnte, hatte es mich so heftig in die Finger gebrannt, dass ich einen Schrei ausstieß.

Darüber erwachte im Nebenzimmer meine Frau und rief: „Ist dir was, Fritz? Du kannst wieder nicht schlafen!"

R.

Todtentanz aus den Alpen.

Grabschriften, gesammelt von Ludwig von Hörmann.[1])

Unter einer Uhr am Grabkreuz, wobei der Tod auf die Stunde zeigt:

Eine von diesen Ziffern
Wird dich zum Grabe liffern.

Heiligenblut.

* * *

Hier in diesen Flammen
Fanden wir den Tod,
Unverhofft ist er gekommen
Der allgerechte Gott.
Wir gingen fröhlich schlafen,
Schliefen ruhig ein,
Bis uns nach kurzem weckte
Der Flammen heißer Schein.
Alle Rettung war vergebens
Das Feuer war zu groß,
Das Ende unseres Lebens
War unser nächstes Loos.
Mensch, wenn du gehst schlafen,
Denke oft daran,
Ob dich nicht auch
Ein gleiches Schicksal treffen kann.
Sei doch zu jeder Zeit
Auf einen guten Tod bereit.

Feldkreuz in Egerndorf bei Wörgl.

* * *

Der Weg geht auß, Gott Ligt im Grab
Jtz Sinder dein Vergniegen hab. 1736.

Kreuzwegbild. Am Weg von Pians nach Gleins an einer alten Kapelle.

* * *

N. N. liegt hier. Sie stürzte in eine Heugabel und fand darin ihr Grab.

Sand in Taufers.

* * *

Als wir beide Knecht bei Jakob Lage der Unterschuttscher hier an diesem Ort einen Birnbaum verarbeiten wollten, so wurden wir beide verunglückt und mir Josef Verginer machte Gott in Zeit von 3 Stunden am 17/6 76 im 62. Lebensjahre ein Ende.

Risch̃tig kamen wir in diesen Wald
Hier an diesem Orte
Stand ich ach nur zu bald
Vor der ewigkeits Pforte.
Zwei und sechzig Jahr
Zählte ich noch kaum
Stürzte mich in die Todtenbahr
Dahin ein Birnbaum.

Unter Tanirz am Weg nach St. Ulrich in Gröden.

* * *

1877 am 31. Juny.

Ein fürchterliches Donnerwetter,
Zog auf der Eggenalpe hin,
Der Mensch ist nie sein Selbsterretter,
Träumt ihn auch Gutes in den Sinn,
vier Menschen schliefen in der Hütte,
Und ahndeten ein Unglück nie,
Doch plötzlich stand in ihrer Mitte,
Im Blitz und Donner Gott vor sie,
Gott ließ es [2]) Klobenstein hinüber
Sein Willen wars vom Anfang schon,
Die Sennin war im Geist ihm lieber,
Such jeder andre seinen Lohn.

Kirchen von Klobenstein bei Kössen.

* * *

[1]) Der reichen und ausgezeichneten Sammlung „Grabschriften und Marterln“ von L. von Hörmann, im Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig, entnehmen wir noch die vorstehenden Inschriften, die einen so tiefen Aschermittwochsblick in die Volksseele gestatten. D. Red.

[2]) nämlich das Wetter.

Anhero hat sich verlobt, Antony Krünhofer Bauer zu Kamer, zu der Gnaden volen Muter Mariä in globen stein. wegen großen Anligen seines Verstands. Weil er ganz veruckt war. Hat aber durch die vierbit Mariä pey Gott Gnad erhalten, das er wiederum zu seinen vorigen Verstand gekommen ist. Gott und Maria sei Lob und Dank gesagt.

Klobenstein.

* *
*

O heiliger Wendelin, du Viechpatron,
Siech uns als deine Kinder an.

(Zwei Rindvieher schauen andächtig zu dem in der Mitte stehenden hl. Wendelin. der mit Stecken und Kette versehen ist).

(Eine halbe Stunde vor dem Bärenbad, Alpeinerthal, Stubai).

* *
*

Mit dem gnadenlosen Tod
Muss Jung und Alt dahin;
Die Jungen findet er,
Die Alten finden ihn, —

Todtenbrett bei Saalfelden.

* *
*

Leben — Leiden
Sterben — Meiden
Beben — Scheiden
Mein
Dein
Hiersein!

Gufidaun.

* *
*

Es kam hier an Sylvester Kovara von Enneberg mit ein Paar Ochsen in Jahr 1778 d. 12. Julij, und konnte von hier die Ochsen weder vorwärts noch rückwärts treiben, bis er sich nicht vornahm, eine Tafel für die armen Seelen hier zu setzen. Fernaier (verneuern) lasen hat es . . . (Name ausgekratzt) 1840.

Bild: arme Seelen im Fegfeuer. Man bittet daher alle Vorbeygehenden derselben sich zu erinnern mit 1 Vaterunser und Avemaria.

Bad Bergfall am Weg zur Furkel. Marterl a. einem Baum.

* *
*

Ich schreibe es einem besonderen Schutze der Muttergottes von Absam zu, die ich in einem Wallfahrtsbildchen öfters verehrte, daß diese Mordwaffe, die ich in einer verzweiflungsvollen Geistesstimmung zu wiederholten Malen an meine Stirne abdrückte, sich nicht entlud, hingegen sogleich, als ich abtrug . . . Ich widme in aufrichtiger Dankbarkeit gegen Maria die nämliche Mordwaffe als Weihegeschenk diesem Gnadenort. (1894.)

Absam, unter einem aufgehängten Revolver.

* *
*

Steh still Wanderer und weine
Hier brach eins seiner Beine
Als er kam von der Dresdnerhütt'
Rechtsanwalt Dr. Schmidt.

An der Mutterbergeralm im Stubaithal.

* *
*

Johann Penz von Gries ist verunglückt außer Matrei wegen gebeth hieher versetzt.
Weg von Matrei nach Waldrast.

* * *

Hier verundlückte Isidor Baur.
Er verundlückte an einem Wasserfal.
(d. h. er fiel ins Wasser.)
Windisch-Garsten.

* * *

Ihr Wanderer steht still
Horcht was Ich will:
Vaterunser Avemaria.
Ötzthal.

Der Verstoßene.

Eine Wiener Skizze von Eduard Pötzl.[1])

Naturforscher und Jäger haben wiederholt eine Art Lynchjustiz unter den Krähen beobachtet. Man gewahrt plötzlich einen Schwarm dieser Vögel, wie sie zornig krächzend eine einzelne Krähe umkreisen und diese nach einiger Zeit mit ihren Schnäbeln dermaßen bearbeiten, dass sie todt oder wenigstens übel zugerichtet auf dem Platze liegen bleibt. Der ganze Vorgang macht den Eindruck, als habe sich die unglückselige Krähe gegen die heiligsten Traditionen des Krähenthums schwer vergangen und müsse nun ihre Schuld unter den wüthenden Anklagen und Schnabelhieben der Genossen mit dem Tode büßen.

Eine ganz ähnliche Scene spielte sich auf dem Wagenstandplatze vor einem Wiener Bahnhofe ab. Um einen Kutscher herum drängt sich, die Fäuste ballend und Verwünschungen ausstoßend, ein Haufe von handfesten Genossen. Die Aufregung und der Lärm sind so groß, dass die sonst des Stehens frohen Gäule unruhig werden, indem sie unter ihren winterlichen Vermummungen die Köpfe in die Höhe werfen und nervös mit den Vorderfüßen trippeln.

Der von der Schar so heftig Angefeindete sucht sich, wie man aus der Ferne an seinen Geberden erkennt, zu vertheidigen; er spricht eindringlich und gibt endlich durch eine Geste zu erkennen, dass ihm die Meinung seiner Kameraden vollkommen gleichgiltig sei, denn er fühle sich im Rechte. Dies gießt jedoch noch Öl ins Feuer. Die Haltung der Entrüsteten wird so drohend, dass der Gegenstand des allgemeinen Grimmes schließlich das Feld räumt. Er führt sein Gespann aus der Reihe, schwingt sich dann auf den Kutschbock und fährt davon, nicht ohne seinen zurückbleibenden Feinden pantomimisch anzudeuten, dass in dieser Sache nicht das letzte Wort gesprochen sei.

Es ist noch eine Weile hin, bis der nächste Zug ankommt, und das Entrüstungs-meeting, verstärkt durch einige ebenfalls wartende Herrschaftskutscher, wird daher in Abwesenheit des Angeklagten fortgesetzt. Aus dem Gewirre von Stimmen vernimmt man folgende Äußerungen:

„So a Pülger! Hab' schon viel derlebt, aber so was no net!“

„Hiazt fahrt er, uns verzünden, aber das macht nix; ka Mensch kann uns unrecht geb'n gegen so a Lumperei!“

„Er soll nur schau'n, dass net ihm die Licenz entzogen wird! Es muass an Paragraphen geben, der so was verbiet.“

[1]) Aus dessen prächtiger Sammlung „Launen“. (Wien. Robert Mohr. 1897.)

„Dös denk' i mir a. Sonst höret si' ja alles auf. A jeder Mensch soll dazuschau'n, dass er was verdient, aber auf a anständige Art, net auf dö unerhörte Weis', wie 's der Fallot versuacht hat. Wo kommeten denn mir da hin, wan ma' si' so a Gemeinheit g'fall'n lasset!"

„Mir is 's nur a Räthsel, wia er auf dö Idee kommen is! Hiazt fahr' i do scho' dreiß'g Jahr' und bin a net aner von die Dümmsten, aber mir wär' dös net eing'fall'n!"

„Weil's d' a ordentlicher Mensch bist. Und wann 's d'r eing'fall'n wär, so hätt'st es nöt than. Concarrenz is schon recht, aber schmutzi' därf's nöt sein, sunst hört si' alles auf. So a Mensch wia der, is a Verbrecher in meine Aug'n!"

„I glaub', dass er extra no' a Tepp is. Gestern frag' i ihm: „Du, was is denn eigentli' die ‚Liebe', von der ma' so oft in dö Romane lest? — Na, sagt er, hast a Frau? — Ja, sag' i. — Hast Kinder a? — Ja, sag' i. — Na, sagt er, das is die ‚Liebe'. — Hiazt frog' i eng: is dös net a Esel, wann er glaubt, dass dös die Liebe is, wia's in die Romanbücher vorkommt? Wann aner amal a Weib und Kinder hot, so setzen's 'n do' sein Leb'n net mehr in an Roman eini, wo von der ‚Liebe' die Red' is! Lauter so g'fehlte Begriff' hat der Kerl. I sag' eng, in den sein Vosesenkammerl is 's net richti'."

„A freili, was denn! Der is ganz g'scheidt, aber a Gauner is er, soweit er warm is, a G'finkelter, der si's austipfelt hat, wia ma' 's Publicum fangt."

„Und was für a Liablosigkeit gegen seine Kameraden d'rinliegt! Was mit uns g'schiecht, is ihm ganz Pomad', wann nur er g'schwind sei' Fuhr kriegt."

„A ganz ölendiger Charakter, a z'niachter! Nur z'sammhalt'n gegen den Auswürfling, z'sammenhalt'n heißt's, Kinder!"

Während dieses erregt geführten Gespräches ist ein älterer Herr auf die Gruppe zugetreten und fragt neugierig:

„Was hat er denn eigentlich angestellt, euer Kamerad, auf den ihr so wild seid?"

„Ma' scheniert si' eigentli, dass ma's sagt", antwortet einer der Wortführer vom Vehmgerichte der Kutscher; „der Mensch hat nämli' so weni Schand in seiner, dass er a Taferl außig'steckt hat, wo d'raufg'standen is:

**Ich fahre genau
um die Tax!**

Alsdann, wir wird Ihna da, lieber Herr?"

„Nun, warum habt ihr nicht auch solche Tafeln ausgesteckt?"

Der Kutscher misst den Sprecher mit einem beinahe mitleidigen Blicke; dann kehrt er sich um und sagt zu den anderen achselzuckend:

„Außer das! Hab' m'r eh' glei' denkt, daß der Herr da ein Fremder is!..".

Poetenwinkel.

Das Volkslied.

Es springt ein guldener Bronnen
Aus heißem Herzen auf,
Er spiegelt in der Sonnen
Des Menschen Lebenslauf.

Es steigt ein ewiges Klingen
Zu Gottes Himmel an,
Das Höchste muss man singen,
Weil man's nicht sagen kann.

R.

* * *

Zu spät.

Mein Nachbar, er lag auf der Todtenbahr';
Wir hassten uns beide seit manchem Jahr';
Wir hatten uns gegenseitig geschmälet,
Mit öden Rechtsprocessen gequälet,
Und nichts gethan, was wert einen Dank;
Da kam einst die Kunde, er wäre krank;
Doch schon darauf an dem zweiten Morgen,
Da lag er am Schragen, entrückt den Sorgen,
Gar friedlich zur letzten Reise bereit,
Ich gab ihm als Christ noch das letzte Geleit. —

Wie sind doch wir Menschen so hart im Leben,
Am Sarge lernen wir erst vergeben. —
Wir hatten uns Liebe wohl keiner gesäet,
Beim andern, wie es manchmal so geht,
Doch erst an dem Sarge, da konnt' ichs nicht fassen,
Dass wir so grimmig uns mussten hassen.
Ich schaute ihm lange ins Angesicht
Und wollte beten, doch konnt' ich es nicht,
Verwünschend den Streit, der zum Hasse gediehen,
Und dass wir nicht lebend einander verziehen.

L.

* * *

Wie ist mein Glück so märchengleich!

Das Mondlicht flutet voll und mild
Zu mir herein,
Verklärt, mein trautes Lieb, dein Bild
Mit sanftem Schein.

Wie ist die Nacht so wunderbar,
Wie still die Welt!
Wie leuchtet doch mein Stern so klar
Am Himmelszelt!

Wie ist mein Glück so märchengleich,
So licht und rein!
Wie bin ich doch so reich, so reich,
Weil du nun mein!

Franz Floth.

* * *

Liebe.

Um Mitternacht.

Schon ruht die Welt in den Armen
Der einsamen Mitternacht.
Vom Fenster der Lindenathem
Streift die Stirne mir sacht.

Inmitten der Bücherhaufen
Wird selbst die Lampe müd';
Der Docht, ein zwinkerndes Auge,
Knisternd und zuckend verglüht.

Ich schließe die Augen und lege
Den Kopf an die Lehne zurück
Und träume von meinem jungen,
Seligen Minneglück.

Im Dämmerlicht.

Wenn Tag und Nacht sich grüßen
Im trauten Dämmerlicht,
Dann lieg' ich und denk' meiner Süßen
Ein kleines Liebesgedicht.

Es schwirren die tollsten Reime
Im Träumen mir durchs Ohr,
Drauf rankt sich aus zartem Keime
Mein kleines Lied hervor.

Es duldet kein Schmücken und Feilen,
Will schlicht treuherzig sein;
Doch leuchtet aus allen Zeilen:
„Ich liebe dich Eine allein!"

Fritz Kerst.

* * *

Spruch.

Nicht immer auf Bescheidenheit
Deute die Blicke nach unten.
Gar Manchens Aug' hängt drum am Staub,
Weil es öfter schon was gefunden!

Zad.

* * *

Die erste Nacht im Grabe.

1.

Drei Tage lag er in Fieberglut,
Drei Nächte auch hielten sie Krankenwacht,
Nun ist es vorüber, er ruht, er ruht,
Der Engel des Todes hat Kühlung gebracht.
Das flackernde Auge, nun ist es gebrochen,
Es schweiget die Lippe, die irre gesprochen
In einsamer Nacht.

2.

Drei Tage lag er im Kämmerlein,
Wie schlugen die Herzen der Seinen so bang!
Man brachte den engen, den düsteren Schrein
Und schmückte den Todten zum letzten Gang.
Sein Angesicht zeigte den tiefen Frieden,
Wie dieser nur immer dem Kämpfer beschieden,
Dem das Sterben gelang.

3.

Der Zeiger eilte, die Stunde schlug,
Die Stunde des Abschieds, dann gieng es hinaus,
Die Freunde, sie folgten in langem Zug,
Nachschaute das öde, verlassene Haus.
Den lang' es beherbergt in Freuden und Leiden,
Den sah es auf immer und ewig scheiden,
Ihn trug man hinaus.

4.

Nun schläft er im Grabe die erste Nacht,
Dort raget der Hügel im Sternenschein,
Der sterbliche Leib ist zur Ruhe gebracht,
Wo mag die unsterbliche Seele sein?
Ihr funkelnden Sterne, ihr lasst es nur ahnen,
Stumm zieht ihr dahin eure himmlischen Bahnen
Und haltet die Wacht.

F. Schäfer.

* * *

Nach schöneren, ewigen Höhen.

Die Veilchen und Rosen, sie blühen
Umwoben vom schimmernden Licht,
Die Gletscher im Morgenstrahl glühen,
Der am Eis sich, dem ew'gen, bricht.

Es wogen am Felde die Ähren,
Durchflutet vom sonnigen Gold,
Es reifen das Obst und die Beeren
Im üppigen Grünen so hold.

Noch leuchtet erwärmend die Sonne,
Da glänzt schon am Rebstock die Glut,
Bald füllet sich Tonne um Tonne
Mit der Trauben feurigem Blut.

Es strecken die Bäume entblättert
Die knorrigen Äste empor,
Und übers Gefilde da wettert
Der Schnee vom Gewölke hervor.

So geht die Natur ihr Geleise
Durchs große erschaffende Wort,
Und alles bewegt sich im Kreise
Und endlos vom Anbeginn fort. —

Wie sind doch die wechselnden Zeiten,
Wie ist die Erde so schön:
Sie sind uns die Bahnen, die leiten
Nach schöneren, ewigen Höh'n!

Franz Tiefenbacher.

Bücher.

Angelika von Hoermann. Die neuhochdeutsche Poesie beginnt für Tirol mit Aloys Weißenbach, dem nur die höhere Schule abgieng, um einen Platz neben den bedeutenden Namen der deutschen Literatur zu gewinnen. Seit ihm erfreut sich das Landl eines so reichen Blütenstandes von Dichtern, wie kaum eine andere Provinz des weiten Österreich. — Dichtern? Nun wie alle, so die Reime drucken ließen, wenn auch viele sonst nicht auf den hohen Namen Anspruch machen dürfen. Die Frauen sind verhältnismäßig wenig betheiligt, wir könnten nur drei nennen, voran Angelika von Hoermann, die allerdings einen hervorragenden Platz bei den weiblichen Namen in Deutschland verdient. Ihr Leben ist sehr einfach: Die Tochter eines Universitätsprofessors J. Geiger wurde sie zu Innsbruck 1847 geboren. Hier wuchs sie auf, bis si· sich mit dem Bibliothekar Dr. Ludwig von Hoermann vermählte. Über ihre äußeren Schicksale ist kaum viel zu sagen, auf vielseitige innere Erfahrungen deuten ihre Gedichte. Die Natur der Heimat, des Volkes wirkte mächtig auf sie, ihre Bildung hat sie sich nicht bloß aus der „Gartenlaube" geholt, sie ruht auf dem Grunde reicher Kenntnisse, die sie, mit der Zeit fortschreitend, erwarb. Darum unterscheidet sie sich auch von unseren zahllosen Schriftstellerinnen, die in Masse den Markt unsicher machen. Von ihrer Erzählung „Die Trutzmühle" sehen wir ab, mit Gedichten trat sie 1869 im Verlage von Ed. Amthor auf. Diesen „Grüßen aus Tirol" folgten 1893 „Neue Gedichte" bei G. Liebeskind. Das ist echte, reine Lyrik, schlicht und einfach, ohne jeden rhetorischen Prunk, es gibt sich nur Frauenseele, die dessen nicht bedarf; zart, tieffühlend, manchmal glühend findet sie in dem scheinbar engen Kreise ihres Daseins eine Fülle von Motiven, die sie künstlerisch verwertet. Dass ihr die Welt des Gedankens nicht verschlossen bleibt, zeigen unter anderem die gehaltvollen Ghaselen. Ein Gedicht legt sie auch auf das Grab des früh verstorbenen Hans v. Rinten nieder, das freut uns um so mehr, weil man in neuerer Zeit dessen Andenken heruntersetzt. Wir wissen es: er gehört nicht zu den Größten, gehören aber gewisse „Moderne" dazu? — Lassen wir das auf sich beruhen und wenden wir uns wieder zur

Angelika. Reinheit der Form sollte 1896 eigentlich selbstverständlich sein, ist es aber bei unseren Österreichern nicht immer, aber auch „draußen" führt die Originalitätswuth in den Irrgarten der Phrase, man geht auf dem Kopf und verrenkt die Glieder, wie uns Dante manchen Verdammten vorführt. Davon hat sich Angelika fern gehalten, wenn sie auch gelegentlich über neue Bilder und Wendungen verfügt. Wir könnten manche Proben bringen, für die Frauen setzen wir nur ein Gedicht bei:

Oft inmitten heiterer Tage,
Wann die Luft aufschäumt in Wogen,
Kommt mir wie ein Geistergrüßen
Leis' ein Schatten angeflogen.
Wie ein Ton aus fernen Zeiten
Mahnt es tief in meiner Seele:
„Mutter, kannst du Blumen pflücken,
Wenn ich, deine Rose, fehle?" —
Feucht umflort sich meine Wimper,
Einsam in dem frohen Schwarme,
Fasst mich Sehnsucht nach der Stimme,
Nach dem Druck der kleinen Arme.
Mit dem Bündel wollt' ich wandern
Bettelarm und unverdrossen,
Fänd' ich wo die Kinderaugen,
Die sich mir zu früh geschlossen.

Dass in einer Sammlung von Gedichten nur Gleichwertiges zu einem schönen Strauße verbunden sei, darf billigerweise niemand verlangen, es ist aber eine oft vergessene Pflicht der Kritik, den Poeten nach seinen hervorragenden Leistungen zu beurtheilen. Da hat sich Angelika wahrlich nicht zu fürchten.

Diese Gedichte empfehlen sich aber auch den Musikern; einige derselben sind bereits, und zwar öfters componiert worden. Angelika tritt uns aber auch als Erzählerin entgegen. Bereits 1876 erschienen „Die Saligen"; jetzt wird eine zweite Auflage bei G. Meyer vorbereitet. Sie entlehnte den Stoff der reichen Sagenwelt unserer Alpen und hat eine gute Wahl getroffen: er ist reizend und zugleich von großer sittlicher Tiefe.

Die „Saligen" sind Naturwesen etwa wie die Oreaden oder Nymphen, man mag auch an die schöne Melusine denken. Sie meiden die Beziehungen zu den Menschen nicht, ja sogar die Liebe rührt ihr Herz, doch ist der Ausgang oft tragisch. Der junge Bauer Florian sieht am Tage seiner Hochzeit ein solch wunderbares Fräulein und entglüht zu ihr. Er vernachlässigt sein braves Weib und geht dann elend zugrunde. Angelika verfügt über kräftige Züge, über satte Farben der Palette, die Erzählung ist gut aufgebaut; schön versteht sie den Zauber des Hochgebirges zu schildern; wie ja eigentlich die „Saligen" uns den dämonischen Reiz desselben zur Anschauung bringen. Diesem Gedichte wüssten wir wenig an die Seite zu setzen, es verdient neben Christian Schnellers „Alpsee" einen Platz, wie denn überhaupt diese zwei Poeten nach der Zeit der „Vormärzler" in erster Linie zu nennen sind. Eine ausführliche Arbeit über jene Tage haben wir von Professor Dr. S. M. Prem zu erwarten. Dann dichtete sie Oswald v. Wolkenstein 1891.

Dieser minnigliche Sangesheld beschäftigte unsere Poeten mehrmals. Wir nennen Strobl, Chr. Schneller, Hermann Schmid, H. v. Gilm und M. Schleifer, der in einem ergreifenden Gedicht seine alten Tage schildert. Als Abenteurer raufte er in allen Ländern mit, rückte auf der Vogeltenne den Gatter, derb sinnlich verschmähte er keine Dirn und besang die Liebe, ohne irgendwie zu erröthen, unbändig roh gab er dem Bischof von Brixen eine Ohrfeige, die mit dem Stahlhandschuh sehr kräftig ausgefallen sein mag. Nur Bertrand de Born hat ein solches Schlachtlied gesungen, wie er auf Gräfenstein. Da erreicht ihn kein früherer. Seine Kunst steht nach Inhalt und Form an der Schwelle einer neuen Zeit — wenn man ihn auch als den letzten Minnesänger nennt. So wie er war, müsste man ihn ein bisschen ins Düsseldorferische übersetzen, das Recht dazu hätte auch der strenge Lessing bei seinen Ansichten über die Verwendung geschichtlicher Stoffe unserer Angelika schwerlich bestritten. Wir beschränken uns auf einige allgemeine Bemerkungen. Ist es nicht altmodisch, wenn man heutzutage von Composition zu reden wagt? — Immerhin! Der Aufbau unseres Gedichtes verdient volle Anerkennung: Stein an Stein schließt und fügt sich harmonisch zum Ganzen. Vor allem muss jedoch die psychologische Folgerichtigkeit gerühmt werden, so bei dem Verhältnis Margarethas zu Michael Wolkenstein. Die Charaktere entwickeln sich überall nach den gegebenen Voraussetzungen: dramatisch lebendig ist das Zwiegespräch zwischen dem gefangenen Oswald und der falschen Sabine. So könnten wir noch manches anführen, was Lob verdient: die reizenden Waldbilder aus der Brautwerbung, Friedels Fest in Meran, die Rückkehr nach Hauenstein, wir wollen jedoch nüchtern bleiben und nicht die Trommel der Reclame rühren. Kommt aber nicht hintendrein ein „Aber" nachgehinkt. — Als Naturhistoriker hatten wir einige Kleinigkeiten zu bemängeln, mag sich auch Frau Angelika wehren wie sie will. Doch genug. Wir empfehlen das Gedicht schon im Gegensatz zu der Ware, die uns Norddeutschland liefert.

Vielleicht besprechen wir ein anderesmal den wackeren Christian Schneller, den Dichter des „Alpsees". Es fehlt in Tirol nicht an Leuten, die sind aber meistens zu unbeholfen, um den verdienten Platz zu erringen. Geht nach Berlin und lernt dort.

Adolf Pichler.

Wie es einem Künstler gehen kann. Meistens geht es ihnen schlecht bei Lebzeiten, und zehn Jahre nach ihrem Tode sind sie verschollen, auch wenn es ihnen gut gegangen ist. Dem Maler Friedrich Wasmann aber

passierte etwas ganz Besonderes. Es gieng ihm auch nicht glänzend, und niemand hätte in dem mühseligen, frömmelnden Zeichenlehrer einen Künstler vermuthet, als er als ein Achtzigjähriger in Meran starb. Jetzt aber, zehn Jahre nach seinem Tode, hat ein norwegischer Kunstgenosse ein dickes und vornehm ausgestattetes Buch herausgegeben, das die Selbstbiographie und eine Auslese von Skizzen und Gemälden des Verstorbenen enthält. Erst jetzt werden weitere Kreise mit dem Manne bekannt. Die Lebensbeschreibung ist nicht ungeschickt geschrieben und entrollt anschauliche Bilder des Kunstlebens von Dresden, München und Rom während der Zwanziger- und Dreißigerjahre. Wasmann, anfangs des Jahrhunderts in Hamburg geboren, trat in Rom zum Katholicismus über und verbrachte den größten Theil seines Lebens in Bozen und Meran. Ganz von religiösen Gedanken erfüllt, scheint er nicht viel mehr Gutes geleistet zu haben, als was die erwähnte Publication darbietet. Dies sind aber wirklich eigenartige und zum Theil treffliche Zeichnungen, die eine selbständige Künstlerphysiognomie zeigen. Allesammt gehören sie den Jugendjahren des Malers an, von dem man jetzt erst erfährt, dass er einmal etwas versprach. Dass er es nicht gehalten hat, wusste man längst, oder wusste es auch nicht, da man überhaupt nichts von ihm wusste. Aber es hat einen eigenen Reiz, eine solche Hoffnung, die sich nicht erfüllte, zu betrachten und sich seine Gedanken darüber zu machen. Das seltsame Buch ist bei Bruckmann in München erschienen und betitelt: Friedrich Wasmann, ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst erzählt; herausgegeben von B. Grönvold. E.

„Ins Blaue hinein!“ Heitere Geschichten von Josef Willomitzer. (Berlin. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897.)

Man muss herzlich lachen. Aber nicht bloß das. Wir haben einen vor uns, der das Leben versteht, die Menschen kennt und ihre besonderen Eigenschaften uns mit wenigen Mitteln auf das köstlichste vor die Sinne rückt. „Das Geheimnis des Schutthaufens“ hat alle Elemente einer aufregenden Erzählung und übertrumpft die Kunst der Spannung durch einen überlegenen Humor. „Der schöne Hugo“ ist eine phantastische Skizze; „Der Löwenbändiger“ und „In der Sturmnacht“ erzählen von Glückspilzen, in deren ergötzlichen Schicksalen sich die geheimsten Schwächen aller Welt spiegeln, und „Ein Schauspiel für Götter“ ist eine feingestimmte Novelle aus der sogenannten „Gesellschaft“. Sämmtliche fünf Humoresken sind würzig und nahrhaft zugleich, sie unterhalten und geben zu denken, sie sind stofflich fesselnd und befriedigen den feinen literarischen Geschmack. In den letzten Jahren bin ich keinem Humore begegnet, der so souverän die Flächen des Lebens belächelt und die Tiefen mit so fröhlichem Ernste durchgründet. M.

Vom Bayernwalde. Fünf culturgeschichtliche Erzählungen von Karl v. Reinhardstöttner. (Regensburg. W. Wunderling. 1897.)

Diese Erzählungen entstammen weniger der Phantasie, als der Wirklichkeit. Ihre Begebenheiten und Gestalten sind aus dem Leben gegriffen und bilden demnach vor allem einen treuen Einblick in die Eigenarten und die Cultur der alten Bewohner des Bayernwaldes. M.

Ludwig Eisenberg: **Adolf Sonnenthal.** Eine Künstlerlaufbahn als Beitrag zur modernen Burgtheater-Geschichte. (Dresden. E. Pierson. 1896.)

Das vorliegende Buch des bekannten Wiener Schriftstellers, der uns auch ein interessantes Lebensbild von Johann Strauß gegeben hat, erfüllt seinen schon im Titel angedeuteten Zweck nach beiden Richtungen in dankenswerter Weise, indem es nicht nur als wertvoller Beitrag zur Burgtheater-Geschichte allen Freunden des für die Entwickelung des deutschen Theaterwesens so bedeutenden Kunstinstitutes willkommen sein darf, sondern auch von den Verehrern des großen und liebenswürdigen Wiener Schauspielers auf das Wärmste begrüßt werden kann. Bei der Schilderung von Sonnenthals Bühnenlaufbahn kommt allerdings der innere Werdeprocess des Künstlers mitunter zu kurz, den übrigens nur Sonnenthal allein uns zu veranschaulichen vermöchte, in ähnlicher Weise wie Ernesto Rossi und Tommaso Salvini es in ihren Lebenserinnerungen gethan haben. In Eisenbergs Lebensbeschreibung kommt zwar Sonnenthal selbst öfter zu Worte, aber im Ganzen verläuft doch die Schilderung seines Lebens zu sehr in der chronologisch geordneten Wiedergabe der öffentlichen Besprechungen seiner Rollen und Kunstreisen, wirkt dadurch bei aller Mühe, die sich der Verfasser mit der Sammlung derselben bereitet hat, etwas monoton und ermüdend auf die Leser. G.

Die Liebe. Cultur- und moralhistorische Studien über den Entwickelungsgang deutschen Gefühls- und Liebeslebens in allen Jahrhunderten. Von Wilhelm Rudeck. (Leipzig. Gustav Weigel. 1896.)

Wir besitzen Verherrlichungen, Verketzerungen, Philosophien, Physiologien, ja sogar Pathologien der Liebe, aber eine Geschichte der Liebe, der idealen Liebe, hat noch niemand geschrieben. Recht interessant und fesselnd stellt sich nach dem Verfasser die Entwickelung

der Liebe dar, dieses köstlichsten aller menschlichen Gefühle innerhalb dreier scharf abgegrenzter Perioden. Rudeck hat damit psychologische Probleme aufgestellt, deren Existenz bisher niemand geahnt zu haben scheint. V.

Das Goethehaus in Weimar. Von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz.)

Ein Gang durch das „Goethehaus in Weimar“ mit dem getreuesten Goetheverehrer Paul Heyse ist ein feierlicher Gang, und man hat das Gefühl dabei, als ob man all die Kleinheit und Jämmerlichkeit der Welt verließe, um in den Regionen der Unsterblichkeit zu wandeln. Und wenn es auch keine besonders grandiosen Dinge sind, die wir da in den geweihten Dichterräumen sehen, und keine besonders überraschenden Verse, die wir da aus dem getreuesten Verehrermunde vernehmen, so sind uns doch diese Dinge lieb, weil sie wie die lieblichen Blumen in das Leben unseres Dichterfürsten hineinranken, und diese Verse wert, weil sie uns in inniger Weise die hohe, herrliche Weimarzeit wiederspiegeln.

Moczan.

Über Sprachverständnis. Ein Beitrag zur Reform des deutschen Sprachunterrichtes von Hans Trunk. (Graz. Leuschner & Lubensky.)

Nicht bald wird eine Schrift für den Volksschullehrer bei so geringem Umfang so inhaltsreich und unterrichtend sein, als dieses Büchlein, welches bescheiden in Form eines Heftes auftritt. Wie der Lehrer mit den Kindern die Muttersprache behandeln soll, das ist unter anderem der Gegenstand, der mit zahlreichen und treffenden Beispielen erläutert ist. Es würde sich auch für andere Leute, besonders für Schriftsteller und Literaturbeflissene verlohnen, mit dieser Schrift Bekanntschaft zu machen. Denn es ist wohlgethan, nicht immer allein die Sprachform, sondern einmal auch die Sprachseele sich vor Augen zu führen. Nicht jeder weiß, welch unvergleichliches Kleinod wir an unserer Muttersprache haben, genanntes Werkchen kann manchem auf die Spur helfen.

R.

„Wie lehrt man am besten den Dienstboten, was man selber nicht weiß.“ Wem von den jungen Hausfrauen einmal die Lösung dieser Aufgabe zu schwer wird, der greife nach dem Buche **„Die Hausfrau“** von Henriette Davidis. Praktische Anleitung zur selbständigen und sparsamen Führung von Stadt- und Landhaushaltungen. (Leipzig. Eugen Twietmeyer.) Es wird ihn kaum jemals im Stich lassen.

Es gibt in der Wirtschaft so viele Dinge, die so ungeheuer einfach aussehen und doch nicht gelingen wollen, weil auch die besten Kenntnisse und Fähigkeiten in den modernen Sprachen. Musik, Geographie, Geschichte und Malerei nicht ausreichen, um z. B. eine gute Anleitung zu geben, wie man einen wollenen Unterrock wäscht.

In allen solchen Nöthen ein nie fehlender Berather ist „Die Hausfrau“, jetzt in sechzehnter Auflage neu erschienen. Man findet darin aber nicht nur Anweisungen und Rathschläge für alle erdenklichen Fälle des häuslichen Lebens, sondern auch ein vollständiges Kochbuch. V.

Büchereinlauf.

Wiener Almanach. Jahrbuch für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. 1897. Herausgegeben von Heinrich Bohrmann und Jacques Jaeger. (Wien. Buchhandlung L. Rosner.)

Die Urenkelin und andere Geschichten von L. Rosenzweig. (Erfurt. Eduard Moos.)

Aus dem dunklen Paris. Skizzen aus dem Pariser Polizei- und Verbrecherthum von Paul Lindenberg. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Das Duell in Deutschland. Geschichte der Gegenwart von Dr. Georg von Below. (Kassel. Max Brunnemann. 1896.)

Vier Denkfehler der heutigen civilisierten Menschheit. Eine Denkschrift, als Anregung zum Studium der Gesellschaftskunde den Lehrern des Volkes gewidmet von Eduard Sacher. (Krems. Ferdinand Österreicher. 1897.)

Neuer Prager Kalender für Stadt und Land auf das gemeine Jahr nach Christi Geburt 1897. Redigiert von Josef Willomitzer. 51. Jahrgang. (Prag. A. Haase.)

Über die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des naturwissenschaftlichen Unterrichts von Dr. O. Schmeil. (Stuttgart. Erwin Nägele. 1897.)

Plattdeutsche Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus der Stadt Recklinghausen. Gesammelt und herausgegeben von Fritz Walter. (Recklinghausen. 1896.)

William Wordsworth. Nach seiner gemeinverständlichen Seite dargestellt. Von Andreas Baumgartner. (Zürich. Institut Orell Füßli. 1897.)

Die Harburg. Fremde Erlebnisse, eigene Betrachtungen. Aus einem Tagebuche. Von Gerhard Oukama. (München. Piloty & Loehle. 1897.)

Todtenmoos, das Heiligthum des Hauensteiners und Umgebung. Geschichte, Sage und Beschreibung von Josef Ruf. (Säckingen. H. Stratz. 1896.)

Geschichte der modernen Polizei von Paul Kampffmeyer. Erstes Heft. (Berlin. Hans Baake.)

Gemsen-Eier. Alpin-Humoristisches in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. E. Bayberger. Zweite Portion. (Kempten. Jos. Kösel.)

Der bunte Vogel von 1897. Ein Kalenderbuch von Otto Julius Bierbaum. (Berlin. Schuster & Loeffler.)

Was die Umstürzler wollen! Können wir Socialdemokraten wählen? Ein Wegweiser für die Wähler, insbesondere der fünften Curie. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung. 1897.)

Artarias Eisenbahn- und Post-Communications-Karte von Österreich-Ungarn und den Balkanländern, Ausgabe für 1897. Sämmtliche neuen Bahnlinien mit allen Stationen u. s. w. bis Ende 1896 in bekannter Vollständigkeit und Verläßslichkeit.

Österreichische Volksschul-Zustände von Adolf Mößler. (Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Das Leben. Vierteljahrsschrift für Gesellschaftswissenschaften und sociale Cultur. Herausgeber Dr. F. von Weichs. (Wien. Wilhelm Braumüller.)

Bittruf an den hohen deutschen Reichstag um das Schutzrecht des Familienglückes. Ein Bild der Impffrage von J. F. Weber. (Dresden.)

Postkarten des „Heimgarten".

O. J., Reichenberg: Jene magyarische Frechheit richtet sich wohl selbst. Wenn man allemal wollte erwidern, so oft in Politik und Parteigezeter Edles verunglimpft wird, man käme zeitlebens nicht aus den Balgereien los. So schlimm steht es wohl nicht um die deutsche Ehre, dass sie durch den Geifer des erstbesten Zigeunerbuben verletzt werden könnte.

G. C., Wien: Nicht principiell gegen Wagners Musik, aber persönliche Empfindung lässt sich eben nicht beliebig abweisen. Ein gutes Wort sagt Stephan Milow: „Ja, die Jungen, und nicht die schlechtesten, sind fast alle Bayreuther, während die Väter darüber oft die Köpfe schütteln, sofern ihnen am Bayreuthertum doch manches nicht gefällt. Vielleicht liegt aber eine Erklärung für die Macht Bayreuths auf die edlere Jugend schon darin, dass diese dort einen Sammelpunkt für ideale geistige Interessen, einen begeisterten Cultus der Kunst und alles höheren Menschlichen findet, während sonst die geistige Bewegung in Deutschland zersplittert und zum großen Theile abstoßend ist."

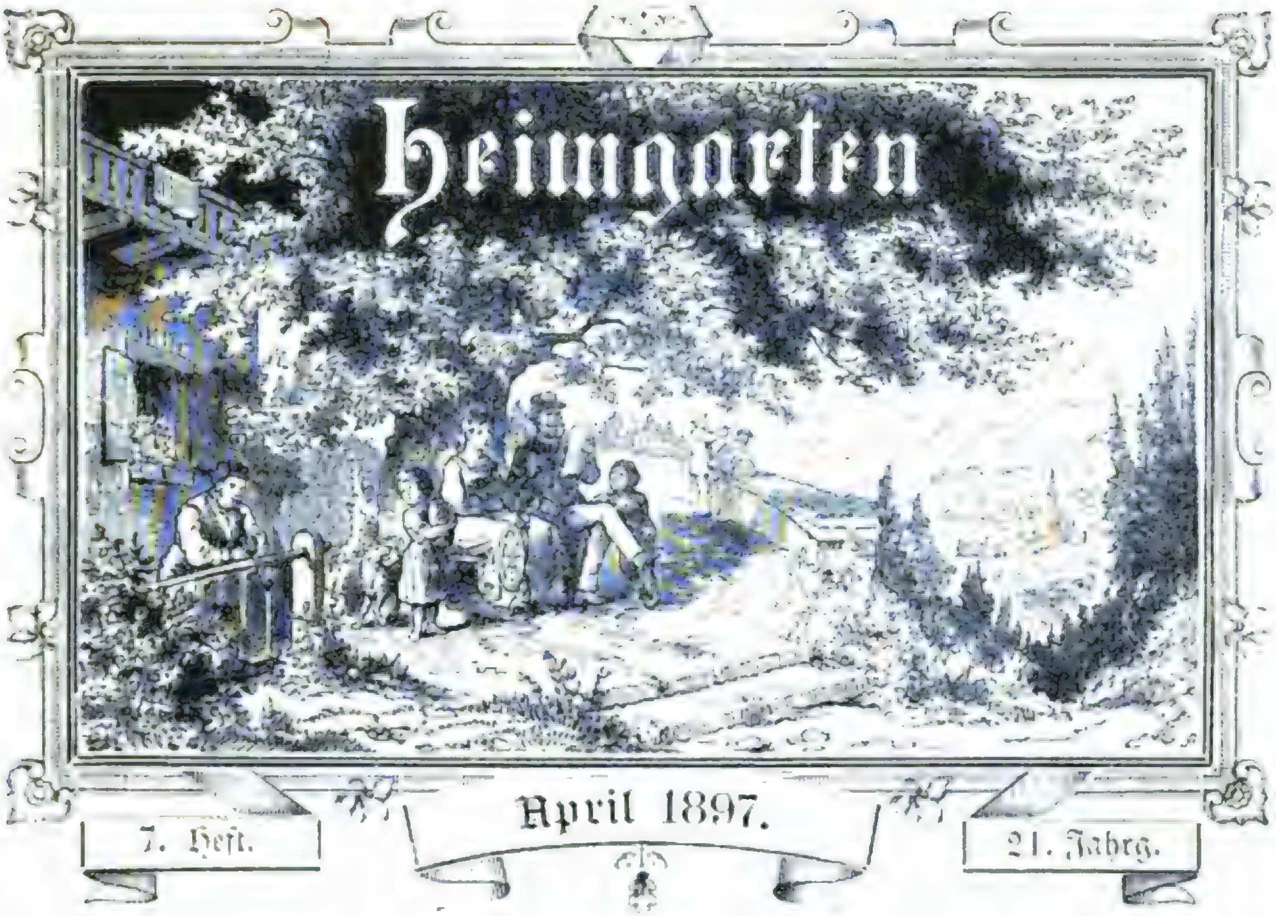
K. H. B., Wien: Wie sehr haben Sie recht. Weitere Ausführungen des besprochenen Gegenstandes finden Sie in R.'s Roman: „Das ewige Licht." Wir machen Sie schon jetzt auf die im nächsten Jahrgange erscheinenden „Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes" aufmerksam.

B. L., Floridsdorf: Auch wir sind der Meinung: Noch gährender Most, aus dem vielleicht was werden **kann**, auf den aber kein Verlass ist. So kommt's halt drauf an, ohne viel zu philosophieren, sich thatkräftig eine bürgerliche Stellung zu gründen, unentwegt an ihr zu arbeiten. Die Poesie läuft derweil nicht davon.

M. L., Brunn: Hat auch uns angenehm überrascht, dass gerade und besonders die nationalen Zeitungen sich so kräftig gegen die griechischen Eroberungsgelüste aussprechen. Denn es lag die Gefahr nahe, dass die Nationalen den griechischen Argonautenzug nach Kreta, „um dort die Stammesangehörigen zu befreien", für eine nationale That halten könnten. Wenn — wie es im Augenblick noch den Anschein hat — die Einigkeit der europäischen Diplomaten wirklich den Krieg verhindert, dann dürften die Friedensfreunde doch wieder einmal einigermaßen recht behalten. — Allerdings befürchtet man mit jeder Post eine Überraschung.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.



Der bekränzte Dichter.

Von **Josef Wichner.**

Der Steuerbeamte Rudolf Schröpfenthaler kam eines Tages voll Entsetzen und bleich wie Wachs zu seinem ehemaligen Studiengenossen, dem bestbekannten Schriftsteller Fridolin Herz. Die Haare standen ihm völlig zu Berge, und er klopfte ungestümer an des Freundes Thüre, als ein Gläubiger, der hundertmal in den vierten Stock zu seinem Schuldner gelaufen ist, ohne auch nur einmal das ersehnte „Herein!“ zu hören.

Herr Fridolin Herz saß an seinem Schreibtische. Er stützte sein Haupt in die mit einem Bleistifte gewappnete Rechte, sein langes Haar wallte in genialen Locken zuthal, sein Blick schweifte in unbegrenzte Fernen.

„Ah“, sagte er mit einer Wendung des Hauptes gegen die Thüre, „du kommst gewiss, um mich zu dem Erfolge meiner Sammlung ‚Pulsschläge der Liebe‘ zu beglückwünschen?“

„Dass dich . . . die Italiener nach Abessynien verfrachten möchten!“ schrie Rudolf und griff dem Freunde fest in die Schultern. „Meintwegen . . . ich gönne dir alle deine Erfolge, und wenn sie dich schon bei Lebzeiten bronzieren und in irgend eine leere Nische stellen, deren wir ja genug

in der Stadt haben, ich will der letzte sein, der Einwendungen erhebt; aber . . . dass meine Frau einen Narren an deinen verliebten Pulsschlägen gefressen hat, dass sie seit dem Erscheinen deines Buches, das nur ein Junggeselle schreiben konnte, allweil von dem Glücke faselt, anstatt eines prosaischen Amtsschimmelreiters so einen genialen Göttergatten zu besitzen, dass sie mich Tag und Nacht quält, ich . . . denk' dir nur den Unsinn . . . . ich soll auch unter die Dichter gehen, dass sie bereits von den Erfolgen meines Erstlingswerkes, von Auflagen, Lorbeerkränzen und Weihgeschenken träumt, obschon ich mein Lebtag noch keinen einzigen Vers verbrochen habe, das kann ich dir unmöglich verzeihen oder . . . erst dann, wenn du mich von dem Alpe erlöst hast, der mich schier erdrückt!"

Da erhob sich der Poet, steckte die Rechte feierlich in die Weste und sprach:

„Poëta nascitur . . . der Dichter wird geboren, und wenn er's nicht schon in den Windeln ist, ist Hopfen und Malz verloren!"

„Um Gotteswillen, lass mich aus mit deinen Weisheitssprüchen, du verwöhnter Liebling der Grazien!" ächzte Rudolf und warf sich schwer auf ein etwas altväterisches Sopha. „Ich will, kann und mag kein Poet werden, ich vermag das Schöne, wenn ich's auch schätze und freudig genieße, so wenig zu erzeugen, wie der Photograph, wenn eine hässliche Alte vor dem Glase seines Kastens sitzt und ihre letzten Keppelzähne fletscht. Darum eben musst du mir rathen und helfen, auf dass ich mein sonst gutes Frauerl von der fixen Idee heile, und auf dass sie wieder mit ihrem Rudi zufrieden ist, auch wenn er ungereimtes Zeug spricht!"

Da ließ sich der Friedel theilnehmend neben dem gequälten Freund aufs Sopha nieder und sprach milde:

„Dir soll geholfen werden! Wer den Parnass besteigen will, der wandelt nicht im Lichte, sondern gar oft auch tief im Schatten, und der Steine gibt's nicht wenige, daran er seinen Fuß stößt, und der Dornen nicht wenige, daran er sich verletzt, und . . . . der Verleger nicht wenige, die ihm große Verlegenheiten bereiten.

Darum rathe ich dir, zeige deiner Frau die Schattenseiten des Poetenlebens, lass dich vom Pegasus abwerfen und von der Kritik vernichten, quäle dein Weibchen, damit du in Zukunft Ruhe hast, und . . . . du wirst sehen, deine Adele, eines jener Geschöpfe, die den Erfolg vor der Mühe, den Preis vor dem Schweiß und das Gelingen vor dem Ringen haben wollen, wird bald verzagen und . . . dir das Dichten geradezu untersagen!"

„Jessas", meinte der Rudi, „dir purzeln die Reime nur so zum Rockärmel heraus! Doch rathe weiter . . . dein Diener hört!"

Und nun murmelte der vielerfahrene Poet gar manches, was sich der Rudolf gut hinter die Ohren schrieb, und dann wanderte er wohl-

gemuth heimwärts, um seinem Weibchen das Verlangen, einen Dichter als Gatten zu haben, gründlich zu verleiden.

„Adele", sprach er mit dem Tonfalle eines Verzückten, „Freundin meiner Seele, der Geist ist über mich gekommen, ich habe . . . aus . . . aus Kastiliens Quell getrunken . . . . große Gedanken dämmern oder . . . hämmern in meinem Busen auf und ab! Du, meine Muse, gib mir den Weihekuss und . . . lass mich allein, dass ich's ausströme, was da drin siedet . . .!"

Wer war glücklicher als Adele! Sie küsste den Mund, der so unendlich poetisch gesprochen hatte, sie küsste die Stirne, hinter der so hohe Gedanken lebten und webten, sie ertrug es mit bewunderungswürdiger Hingebung an die große Sache, dass ihr Mann in allen freien Stunden der folgenden Wochen sich in sein Zimmer verschlossen hielt und nur dann und wann, um das Feuer der Begeisterung zu schüren, Bier, Wein und Cigarren verlangte.

Freilich, der widerspenstige Pegasus warf den guten Rudi trotz der genossenen geistigen Getränke ab, so oft er ihn besteigen wollte, und so blieb ihm der vor Erwartung und Langweile vergehenden Frau halber nichts übrig, als bei den in einem Antiquariate um ein Sechserl erstandenen lyrischen Gedichten eines verschollenen Poeten eine Anleihe zu machen und dessen „Erstlingsfrüchte" als die seinen mit all dem Pathos vorzulesen, dessen er überhaupt fähig war.

Und . . . seine Muse war im siebenten Himmel!

„Ach", seufzte sie, „wie hätte ich mir das Glück träumen lassen . . . . du, mein Rudi, ein gottbegnadeter Poet! Ach, wie wird die Welt staunen, ach, wie bald wirst du deiner prosaischen Beschäftigung entsagen und ganz der Dichtkunst leben können! Nun aber, süßer Rudi, was meinst du, wollen wir zuwarten und dann mit einem Bande vors Publicum treten oder . . . . ?"

„Es wird wohl besser sein, wir lassen zuerst einige Gedichtchen in Zeitungen und Zeitschriften erscheinen, damit . . . . sich das Publicum an die neuartige Erscheinung gewöhne."

Also bekamen Zeitungen und Zeitschriften von den „Erstlingsfrüchten" zu verkosten und . . . Frau Adele von den Enttäuschungen; denn . . . von einer Zurücksendung der schon der Handschrift wegen kostbaren Blätter war keine Rede, dafür aber war in den Briefkasten unter R. S. deutlich genug „Schmarren", „Waschwasser", „Papierkorb" und ähnliches zu lesen, und als einmal ein Gedicht wirklich und wahrhaftig „umsonst" gedruckt und von der überseligen Adele bereits ausgeschnitten und unter Glas und Rahmen gebracht worden war, da wurde es in einer gegnerischen Zeitung so erbärmlich zerzaust und zerrissen, dass kein gutes Haar an ihm blieb.

Das hatte Freund Friedel, der bestbekannte Lyriker, besorgt, und Rudolf, der sich eigentlich keiner schlechten That bewusst war und nur den verschollenen Poeten bedauerte, tröstete sein Weiblein:

„Es ist eben eine elende Clique, alles ein Bandel, sie lassen einen nicht aufkommen! Ich habe heute mit dem Herz gesprochen, und der meint, wenn man nicht allen literarischen Vereinen beitrete und auf alle literarischen und kritischen Zeitschriften abonniere, sei es unmöglich, durchzudringen.“

Frau Adele ließ bereits die Flügel etwas hängen. Aber sie flatterte doch noch.

„Lieber Schatz“, sagte sie, „du hast jetzt so viele Gedichte, dass es ein nettes Bändchen . . . in Goldschnitt gäbe. Wie wär's, wenn du in der Stadt herumgiengest und einen Verleger suchtest?“

„Na . . . versuchen wir's halt“, erwiderte der fügsame Gatte, dem die ewige Sitzerei im verschlossenen Zimmer und die ewige . . . Abschreiberei schon längst nimmer behagte. Einen Monat lang ließ er sein Weibchen daheim Trübsal blasen und fühlte sich im Kaffeehaus oder beim Pilsner Bier oder in den Parkanlagen der Stadt ziemlich behaglich.

Als er aber endlich berichten musste, nickte er gar bedenklich:

„Denke dir die bodenlose Gemeinheit! Weißt du, was die Verleger sind? Harpyen sind sie . . . . eine Räuberbande! Glaubst du, dass auch nur ein einziger ein einziges meiner Gedichte gelesen hätte?! Gar keine Spur! Nach dem Dichterlexikon haben sie gegriffen, und wie ich nicht drin gestanden bin, ei, da haben sie mich zur Thür 'nausgeschummelt . . . dreißigmal in dreißig Tagen hab' ich immer wieder . . . das Licht der Welt erblickt, während unser Kind noch immer ungeboren bleibt. Jetzt sage mir, wie soll denn einer ins Dichterbuch kommen, wenn er nicht schon drin ist?“

Das waren für Frau Adele wohl recht trostlose Nachrichten, aber völlig wollte sie die Hoffnung doch nicht aufgeben.

„Ach, Rudi, du musst der guten Sache doch noch ein Opfer bringen und einigen literarischen Vereinigungen beitreten, damit dich die zünftigen Dichter, die schon im Buche stehen, unter ihre Fittiche nehmen . . . . später kannst du ja frei fliegen wie der Aar, der zur Sonne strebt.“

„Aber . . . . die Geschichte kostet ein Heidengeld!“

„In Gottes Namen Rudi, der Ruhm ist alles wert.“

„Aber . . . . alle diese Vereine tagen bei Nacht . . . und . . . ohne Hausschlüssel und . . . Urlaub ist da nichts zu erreichen.“

„In Gottes Namen, Rudi, die Unsterblichkeit ist wohl etliche Nachtwachen wert . . . ich gebe dir hiemit unbeschränkten Urlaub.“

Na . . . den Urlaub nützte der wackere Rudi gehörig aus; so eine Gelegenheit, dachte er, kommt nie wieder.

Am Montag war er für den, der ihm glaubte, bei der „Sulfuria", am Dienstag bei der „Reptilia", am Mittwoch bei der „Wingolfia", und endlich hatte er die beste Aussicht, in einer Nachtsitzung der „Kaulquappia" seine Gedichte vorlesen zu dürfen.

Eigentlich war dem etwas spießbürgerlich veranlagten Rudi die ewige Wirtshauslauferei schon zuwider. Er sehnte sich nach einem geordneten Familienleben. Er beschloss deshalb, thatsächlich das Kind mit dem Bade auszuschütten und der Sache ein Ende zu machen.

An dem denkwürdigen Tage, wenn das Wort „Tag" hier am Platze ist, da er in der „Kaulquappia" seinen ersten und natürlich auch größten Triumph feiern sollte, kam er früh morgens um drei Uhr heim .... aber wie!

Seine Füße versagten den Dienst völlig, und sein Mund vermochte nur zu stammeln. Er fiel schwer gegen die Thür des Zimmers, indem Adele ihre poetischen Anwandlungen bereits bereute. Endlich gelang es ihm, der von der „kastilischen" Quelle offenbar nur allzuviel getrunken hatte, mit dem zwanzigsten Zündhölzchen die Kerze zu entflammen, und nun stand oder vielmehr wankte er da, ein Jammerbild; aber ... um den Hals trug er einen ungeheueren Lorbeerkranz .... endlich!

„D ... d ... d ... den da", lallte er, „den ha ... ha ... hab' ich he .. he .. heut' ersungen .... po ... po ... poëta laureatus!"

Ach, wie doch Freude und Schmerz so nahe beisammen wohnen!

Der wenn auch begeisterten, so doch klar blickenden Adele war es nicht entgangen, dass der Kranz etliche Anhängsel trug, und indes sich der bekränzte Dichter aufs Lager warf und bald entsetzlich schnarchte, untersuchte sie die Xenien oder Gastgeschenke, und da war des Guten so viel, dass sie nach manchen Thränen der Entsagung der schnöden Welt, die ihres lieben Mannes poetische Verdienste mit dem Geifer einer herzlosen Satire übergoss, mit Verachtung den Rücken kehrte.

Denn da hiengen unter anderem zwei pensionierte Knackwürste daran mit dem Leitspruche:

„Was die Knackwurst unter den Würsten,
Das bist du unter den Dichterfürsten."

Da fand sich ein Zettel mit der teuflischen Inschrift:

„Mit Wasser bleibt mir ferne,
Das trink ich gar nicht gerne."

Da ... kurzum .. Frau Adele weinte sich in jener Nacht oder vielmehr an jenem Morgen vollständig aus, und ... dann, ja dann war, dieweil auf Regen bekanntlich immer Sonnenschein folgt, wieder alles beim alten: der Rudi brauchte nimmer zu dichten oder vielmehr nimmer abzuschreiben, seine Frau brauchte sich nimmer zu langweilen ...

das Glück war wieder eingekehrt, allen Verlegern und allen literarischen Vereinigungen zum Trotze, die allerdings auch beim besten Willen aus einem noch so fidelen Spatzen keine Nachtigall hätten machen können.

Allerdings .... den wahren Sachverhalt gedenkt Herr Rudolf Schröpfenthaler seiner Frau erst bei der Feier der silbernen Hochzeit mitzutheilen.

Er that gut daran, und ... wenn er ganz schweigt, thut er noch besser; denn in gewissen Dingen, vorab darin, dass jede wahrhaft liebende Frau ihren Mann als den Einzigen und Gescheitesten schätzt, bleiben die Frauen ewig ... Kinder, aber gerade das macht sie uns Männern so unsagbar lieb!

Ein Ostergrüßen.

Betrachtung und Erzählung von **Peter Rosegger.**

Die Bauern von Brockendorf hatten — wie gelegentlich schon erzählt worden ist — einen Gutsherrn, dem sie — wie es in alter Zeit eingerichtet gewesen — vielfach tributpflichtig waren. Der Gutsherr lebte aber die längste Zeit in einer großen Stadt, zerstreute sich mit allen denkbaren Vergnügungen und erinnerte sich seiner Unterthanen nur, wenn er Geld brauchte. Und Geld brauchte Seine Gnaden die schwere Menge. Der Verwalter daheim presste und zwickte und schund, so viel das Zeug hielt, aber endlich wollte nichts mehr herfür, da fand es der Gutsherr an der Zeit, einmal persönlich Nachschau zu halten in Brockendorf und dem Verwalter strengere Pflichterfüllung einzuschärfen. Dessen Pflicht aber bestand in nichts anderem, als in Bauernschröpfen. — Also kam der Herr im Frühjahre eines Abends spät mit flinken Rappen durch das Thal gefahren. Und nun merkte er zum angenehmen Erstaunen, dass seine Ankunft, trotzdem er sie gar nicht gemeldet hatte, schon bekannt war. Denn auf allen Höhen loderten Freudenfeuer und knallten Böller, das Volk war noch wach überall und befand sich in einer frohen Erregung. Das ganze Thal war in festlicher Stimmung. Solches rührte den Gutsherrn bis ins Herz, denn er hatte immerhin noch ein bischen davon.

Und als er einfuhr in den Schlosshof und seines Verwalters ansichtig wurde, sprang er rasch aus dem Wagen, drückte dem Mann die Hand und sagte: „Mich freut es sehr! Mich freut es sehr! Sagen Sie den Leuten meinen Dank! Soll ihnen nicht vergessen sein. Hübsch Nachsicht haben, wenn die braven Bauern ihren Pflichten nicht immer sollten

nachkommen können. — Als der Verwalter merkte, dass es die Festlichkeit war, die den Herrn so entzückte, wollte er schon den Mund aufmachen, that es aber nicht, sondern ließ den Patron bei dem Glauben, dass die Freudenfeuer und die Böllerschüsse ihm vermeint gewesen. Es war aber der heilige Osterabend, und die Freudenfeuer galten nach Brauch und Sitte der Auferstehung des Herrn. Der Gutsherr hielt Wort. Die Abgaben des Jahres blieben den Bauern im Sack und schadeten ihnen nicht, der Gutsherr hatte kein Geld für die große Stadt, musste auf seinem Landsitze bleiben, und das schadete ihm auch nicht.

An diesen Gutsherrn erinnern mich jene Leute, die in Zeitungsartikeln, in Ostergedichten und Festreden nicht müde werden zu behaupten, Ostern sei das Fest des einziehenden Frühlings, das Fest der auferstehenden Natur. Nach dieser Art wäre Ostern ein gemeinsames Fest für alle Creatur; wie kämen das Lamm und das Kalb und das Huhn dazu, als Osterbraten geschlachtet zu werden, anstatt dass es nach seinem besten Rechte die neu aufblühende Natur genösse!

Ich wäre dafür, dass man das Stoffliche und Natürliche an den Ostern mehr den Thieren überlasse, die auch ihr Leben und ihren Himmel haben sollen nach ihrer Weise. Der Mensch jedoch, der will schon einmal etwas ganz Besonderes haben, er hegt Vorstellungen, Wünsche und Sehnsuchten, die dem Thiere wahrscheinlich fremd sind und fremd waren zu allen Zeiten. Unsere Cultur sei eine christliche, heißt es, und an Sonntagen kommt es mir manchmal fast so vor. Sollte mancher in der Volkszählungsliste nicht als Christ eingetragen sein — auch gut, darum keine Feindschaft nicht. Die Woche über sind Christ, Jude, Heide, Atheist ohnehin kaum mehr von einander zu unterscheiden. Wer aber nicht bloß im Taufscheine Christ ist, der hat seine besonderen Weihnachten und Ostern, der denkt beim Osterfeste weniger an die grünenden Wiesen, an den Osterhasen, als an das Erlösungswerk des Heilandes, an seine und an unsere Auferstehung, darum zündet er Freudenfeuer an, darum knallt er sein Pulver los, und wenn sich darob, ähnlich wie jener Gutsherr, der einziehende Frühling geschmeichelt fühlt und reiche Gaben in Aussicht stellt, so kann's uns auch recht sein.

Ich meine aber fast, dass die Gemeinde eines christlichen Osterdeuters nicht ganz so groß ist, als die eines christlichen Weihnachtsschwärmers. Warum steht das Weihnachtsfest unserem Herzen näher? Wer sich an dem armen, verlassenen Christkind freuen kann, der sollte sich über den siegreichen Heiland wohl um so heißer freuen können. Nicht als er kam, hat uns der Herr erlöst, sondern als er gieng. Nicht als er von den Hirten und Weisen die Gaben annahm, hat er uns befreit, sondern als er sein Leben hingab. Das Christfest lehrt uns Liebesgaben zu spenden in milder, heiterer Weise, die dem Geber wohlthut

und dem Nehmer. Das Osterfest hingegen mahnt uns zur göttlichen Heldenhaftigkeit, sich für die Mitmenschen zu opfern, wenn's darauf ankommt, fürs Allgemeine das Leben hinzugeben. Das ist freilich etwas herber, als die gemüthvolle Weihnacht in der Wärme des Familienglückes. Aber es ist herrlicher! In dem Sterben für das Große und Gemeinsame liegt nicht der Tod, sondern die Auferstehung und ein ewiges Leben. Ich bin überzeugt, dass der Held, welcher einen Opfertod stirbt, mit dem Gefühle der Seligkeit fortlebt in der großen Menschenseele, die trotz aller Hemmnisse und Rückfälle doch sachte himmelwärts steigt im Laufe der Jahrtausende.

Es gibt Helden der Menschheit, von denen niemand was weiß. In den dunklen Gründen des Volkes ist kein Chronist und kein Dichter und kein Bildner, um zu verherrlichen die Tapferkeit, die Güte, die Treue, die Entsagung und christliche Duldung, die dort in schlichten armen Menschen Tag für Tag walten! — Nichts kann göttlich werden auf der Welt, als allein ein liebestarkes opferfrohes Menschenherz; von diesem kommt alles, was Ostern zum Feste der Auferstehung macht, und der einziehende Lenz ist gerade gut genug, mit seinen jungen Zweigen ein solches Ostern zu schmücken.

Und nun will ich zum Ostergruße eine Mär erzählen von einem Auferstandenen, der unsterblich fortlebt in Lied und Wort und im Herzen des Volkes.

Schon zweihundert Jahre ist es her, seit jener Mann aus dem Waldbachthale gestorben ist. Sein Haus, das er gebaut, ist längst vermodert, sein Feld, das er gerodet, längst wieder zur Wildnis geworden, und sein Leib? der ist nicht auf der Erde und nicht unter der Erde, der ist nirgends mehr. Aber das Gedächtnis lebt. — Und was ist selbiger Mann gewesen, vor zweihundert Jahren, was hat er gethan?

Gewesen ist er wenig, gethan hat er viel.

Um die Zeit der letzten Türkeneinfälle war das Waldbachthal bevölkert von Holzern, Hirten und Kleinbauern. Der Absonderlichste unter ihnen war Antonius Hirthauser, genannt der Waldbachbauer. In seiner Jugend war er Fuhrmann gewesen und weit in der Welt herumgekommen. Er war der einzige in der Gegend, der seinen Namen schreiben konnte. Mit vierzig Jahren hatte er am Bache ein Haus, ein Weib und ein Kind. Im Laufe des Jahres nahm er etlichemal seinen Korb auf den Rücken und gieng hinaus nach Breitenwang, wo er beim Kaufmann und bei den Gewerbsleuten Bänder, Leder, Nägel, Salz und andere Dinge einkaufte, mit denen er daheim im Waldbachthal einen kleinen und redlichen Handel trieb. Ein Rösslein konnte der Fuhrmann hier nicht mehr brauchen, denn durch die Schluchten hinaus gieng keine Fahrstraße, bloß ein holperiger Fußsteig über Gestein und Baumgewurzel.

So war Antonius Hirthauser auch an jenem Charfreitage nach Breitenwang gegangen. Sein Weib hatte ihn nicht wollen fortlassen, denn es war eine unfriedliche Zeit. Vom Ungarlande her war der Türke, auch der feindselige Magyar wieder im Anzug und allerhand Gesindel streifte in der Gegend umher. Hirthauser aber beruhigte sein Weib, indem er sagte, ihm geschehe nichts. Sollten ihm Fremde begegnen, so wisse er mit ihnen umzugehen, und für alle Fälle habe er sein Beil bei sich. Sie möchten daheim nur stets die Thüre verschlossen halten, morgen werde er bei Zeiten wieder da sein mit seinen Waren, die er für Ostern brauche. Er müsse ja auch dabei sein, wenn am Charsamstag oben in der großen Hochschlag-Knechthütte die Männer zusammenkommen, um Rath zu halten, was zu Schutz und Wehr gegen den wieder drohenden Feind zu geschehen habe. — So war er fortgegangen, gegen Abend nach Breitenwang gekommen, hatte dort seine Einkäufe gemacht und dann im großen Wirtshause des Ortes um Nachtherberge zugesprochen. Nachdem er als Charfreitagsmahl nur ein Stück Brot und einen Krug Wasser zu sich genommen hatte, gieng er in die ihm angewiesene kleine Kammer, wo er sich bald zur Ruhe legte.

Da war es um Mitternacht, dass zu Breitenwang Lärm und Aufruhr entstand. Am unteren Ende des Ortes lohte ein Feuerbrand auf, durch die Gassen fluteten fremde Gestalten zu Fuß, zu Roß, zu Wagen; bis an die Zähne bewaffnete braune Männer drangen in die Häuser, um von denselben Besitz zu nehmen. Der Feind war da. Unser Waldbauer fasste sein Beil und wollte hinaus zum Straßenkampf. Das war zu spät. Es wirbelt schon zum Thore herein. Hirthauser hatte kaum noch Zeit, sich in seine Kammer zurückzuflüchten. Von derselben aus aber konnte er heimlich durch eine Thürfuge in die anstoßende, große Stube lugen, wo so etwas, wie der Generalstab der feindlichen Truppe, sein Quartier aufschlug. Es waren ihrer acht oder zehn Mann mit knochigen Gesichtern, krummen Säbeln, halb in orientalischer Gewandung, auf rothem Turban lange Federn, im Gürtel schwere Pistolen. Sie saßen auf Tischen und dem Fußboden mit unterschlagenen Beinen, sie aßen rohes Fleisch, welches sie mit den Zähnen zerrissen, sie machten grellen Lärm und wieherndes Gelächter. Von qualmenden Spänen wurden sie roth beleuchtet. Allmählich gieng es gedämpfter her. Kriegsrath schienen sie zu halten und mancherlei Sprachen zischelten durcheinander, darunter auch ein geräddertes Deutsch. Und da hat es der Mann aus dem Waldbachthale belauscht, wie sie verabredeten, am nächsten Frühmorgen tiefer ins Gebirge zu dringen und eine große Waldhütte zu überfallen, wo die Streitkraft der Gegend versammelt sein würde. Durch einen Verrath schienen sie von allem zu wissen. Von dem Hinterhalte einer Schlucht her wollten sie in großer Übermacht die Hütte

umringen, anzünden und die Männer niedermachen. Nur thaten sie, als wäre ihnen ihr Angeber abhanden gekommen, der sie hätte führen sollen.

Hirthauser hatte genug gehört. Eilig davon, noch in der Nacht dem Waldbachthale, der Hochschlag-Knechthütte zu, um die Männer von der Gefahr zu benachrichtigen! Doch als er im Wirtshause durch das Thor hinauswollte, wurde er von der Wache mit Kolben zurückgestoßen. Zwei Rothhosen nahmen ihn fest und schleppten ihn in die große Stube, vor den Stab. Für den ersten Augenblick wollten ihn die johlenden Gesellen am Ofengeländer aufknüpfen, das verhinderte ein Mann mit martialisch aufgespießtem Magyarenbarte, der türkische, ungarische und deutsche Wörter durcheinander sprach. Nach dem Alpen-Spitzhute des Bauers hatte dieser Magyarenbart geschlossen, dass der Gefangene aus dem Gebirge her sein müsse. So fragte er Hirthauser in nothigem Deutsch, ob er die große Hütte wisse, die in der Wildnis stehe und Hochschlag-Knechthütte genannt werde? Ja, die wisse er, gestand Hirthauser. Dann könne er seinen Kopf retten und sich einen Beutel Kupfer verdienen. Er sollte mit ihnen gehen und zu jener Hütte den Weg weisen. Das will ich gern thun! antwortete Hirthauser. Dabei soll ein mächtiges Aufleuchten gewesen sein in seinem Auge.

Und am Morgen nach dem ersten Hahnenschrei, da gieng es gen das Waldbachthal. Nicht mit gefülltem Warenkorb den stillen Pfad, wie der Waldbachbauer gedacht hatte, sondern an der Spitze eines großen Trupps seltsamer Wesen. Ungarische und slavische Söldner, türkische Janitscharen, Zigeuner und anderes Gesindel in Fetzen und abenteuerlicher Gewandung, mit allem denkbaren Zeug bewaffnet. Einige waren zu Pferde gewesen, die hatten freilich zurückbleiben müssen; der große Haufen flutete an den Bachufern, an den Hängen und auf schlechten Steigen vorwärts, zumeist leise huschend, denn aller Lärm war verpönt. Der Hirthauser musste als Wegweiser vorausgehen, zwei knochige Janitscharen führten ihn an Stricken, damit er nicht entfliehen konnte.

Nach etwa zwei Stunden kamen sie zu jener Felswand, die aus dem Walde scharf hervorsteht und hinter welcher zwei Wässer sich einen. Das eine rechts kommt aus dem Waldbachthale, das andere links aus den Engschluchten der Schattwände. — Hirthauser bog links ab. Einen flüchtigen Blick hatte er noch geworfen zwischen die dunklen Fichtenwipfel hinein in das morgentliche Waldbachthal. Einen wehevollen Blick. Er wusste wohl, daß es der Abschied war.

Das Wasser aus den Schattenwänden kam wild und lehmgrau dahergeschossen und wüthete schäumend zwischen Felsblöcken dahin. Am Ufer grünte schon der Rasen, am Berghange standen Primeln. Frühling! — Über den finsteren Baumkronen leuchteten die Felswände. Die goldene Morgensonne lag auf ihnen. In den Karen lagen Schneewuchten.

Zu solcher Jahreszeit fahren sie gerne nieder .... Charsamstag! Hirthauser dachte in seinem Gemüthe an die Grabesruh' des Herrn.

Immer schlechter wurden die Pfade, immer wüster die Schlucht, immer ungeduldiger und schnaubender die Rotte. Die krummen Säbel, die Beile und Morgensterne, die kurzen Schwerter und langen Flinten, sie klirrten aneinander, und grelle Flüche häuften sich von Schritt zu Schritt. Trat der magyarische Spießbart zum Hirthauser heran, riß ihn an der Achsel zurück und fragte: „Wohin, du Hund?!"

„Zu den Oberschlag-Knechthütten, Herr General."

„Wenn du solltest den Weg falschen!" sprach der andere mit fletschenden Zähnen und machte dabei einen zuckenden Griff an sein Gürtelmesser.

„Ich weiß es", antwortete der Mann aus dem Waldbachthale. Und sie stolperten weiter, den Wildgraben hinauf. Hirthauser rechnete nach, wie viele Stunden lang er den Feind irreführen musste, bis die Männer in der großen Hütte sich zerstreut haben oder wehrhaft geworden sein konnten.

„Leicht ist sie nicht zu haben, die Oberschlag-Knechthütte", sagte er zum Spießbart. „Seht Ihr's, dort zwischen den Wänden? Zwei Gemssteige führen hinauf. Hinterwärts auf den Almen mag sie wohl stehen, die Knechthütte. In drei Stunden können wir dort sein."

„Also voran, Schwab!"

„Ihr führt mich an Stricken", setzte Hirthauser bei. „Traut ihr mir nicht, warum folgt ihr mir?"

Der andere tastete wieder an sein Messer, gleichsam als wollte er sagen: Das ist unsere Sicherheit, dass du uns nicht verrathen wirst! —

Der wunderliche Zug bewegte sich immer bergan, in den Runsen, zwischen Felsblöcken und durch ineinandergeklemmtes Holzgefälle von Windbrüchen stammend. Keiner dieser Fremdlinge hatte seinen Fuß wohl je in solches Alpengebiet gesetzt, man merkte es an ihrem unbehilflichen Vorwärtsklettern. Nur ein paar bartlose Gelbgesichter, Söhne des Kaukasus, liefen mit katzenartiger Behendigkeit bergan. — Bei einer Quelle, die zwischen moosigem Gestein hervorbrach, ließ Hirthauser sich nieder, um zu trinken. Der Gaumen war ihm trocken, in seinem Herzen war eine unendliche Traurigkeit. Im vorigen Sommer war's gewesen, als er sein sechsjähriges Söhnlein mit heraufgeführt hatte in die Ödnis, damit es Gemsen sehe. An diesem Brunnen hatten sie gerastet. — Aus Schluchten herüber rollte ein Donnern, dass der Boden bebte, und der Staub einer Lawine stieg in die Lüfte. Der Führer wurde an Stricken emporgerissen, damit er den Zug weiterleite aus diesem Orte des Verderbens. Und steil anwärts gieng's in die Hänge und Lehnen, über deren fahlen Rasen das Wasser niedersickerte von den Schneewuchten, die hoch in den

Mulden lagen. Die Sonne schien warm, von mittägigen Bergen her zog ein weiches Lüftchen. Von den braunen Schattwänden nieder, die ihr zackiges Gethürm in den Himmel hineinreckten, kamen große graue Vögel geflogen und umkreisten mit starr ausgespannten Flügeln, gierig nach Fraß, die schnaufenden Gestalten. Der kriegerische Haufen war schier aus Rand und Band. Die einen strauchelten und rollten niederwärts, die anderen brachen tief in den Schnee, wieder andere blieben erschöpft liegen auf dem Gerölle. Da flog oben in den hohen Karen eine finstere Wolke auf, ein Pfeifen, ein Brausen, ein erschütterndes Donnern, ein grauser Sturm fegte alles nieder, was da stand, und die Riesenlawine glitt darüber hinweg dem Abgrunde zu. — Etliche des feindlichen Zuges waren begraben. Die anderen, die bloß zu Boden geworfen worden, ermannten sich wieder. Viele stürzten nun auf Hirthauser los: Er habe sie ins Verderben geführt! — Der Waldbachbauer soll darauf nur mit den Achseln gezuckt und kein Wort mehr gesagt haben. Da erhob sich ein wüster Aufruhr, und in vielen Sprachen, dumpf grollend, schrill schreiend, wimmernd und fluchend verlangten sie den Tod des Verräthers. Kein Verhör, kein Urtheilsspruch. Ohne weiteres haben sie den Mann hinausgeschleppt auf einen Felsenkamm und ihn über die Wand gestürzt in die Tiefe. Im Fallen — so wird erzählt — soll Hirthauser in der Richtung gegen das Waldbachthal die Arme gebreitet und einen hellen Juchschrei ausgestoßen haben. — Später kam auch der im Schnee zurückgebliebene Spießbart, dem war das Geschehene nicht nach Sinn. Er umgieng den Felsen, kletterte hinab zur Stelle, wo der Mann auf einer Steinplatte zerschmettert lag. „Magyar hält Wort!“ knirschte er und stieß dem Leichnam das Messer in die Brust.

Mit schweren Mühen und manchem Verlust an Mannschaft sollen die fremden Rotten aus den Steinwüsten herabgekommen sein und ihren Ausweg gefunden haben. Weder um die todten Genossen haben sie sich gekümmert, noch ferner ein Verlangen gehabt, die Hochschlag-Knechthütte zu suchen. Verloren haben sie sich aus der Gegend, und die Männer des Waldbachthales sind vor dem Überfall verschont geblieben.

Im Waldbachthale wird heute noch ein Lied gesungen mit der Schlussstrophe:

Der Reiter ist gelegen
Auf einem kalten Stein,
Die Eng:l thäten ihn tragen
In's Himmelreich hinein.

So lebt der Held fort im Herzen des Volkes, wo sein Andenken manche Opferfreudigkeit schon entzündet hat und noch entzünden wird. — Kann man denn nicht auch von diesem Märtyrer sagen: Er ist auferstanden und wandelt unter Palmen?

Die Frau mit der weißen Leber.

Novelle von **Hans Grasberger.**

(Schluss.)

V.

Ein richtiger Soldat gibt selbst dem Schneider zu denken; er weiß sich zu gewanden, zu putzen und zu halten, auch, nachdem er die Uniform ausgezogen. Franz sieht also vortheilhaft aus in seinem Sonntagsrock. Seine Stimmung ist aber wenig freudig oder muthig.

Er ist früh ausgezogen, um allein ins Kirchdorf herabzusteigen und sich unterwegs zu sammeln, und er wohnt dem Morgengottesdienst bei, um weniger beirrt zu sein und sich zu festigen. Darauf zieht's ihn auf den Brandnerriegel — Zeit hat er ja, und während er Umblick hält, überdenkt er all das Schwerwiegende, das er zum erstenmal auf dieser Höhe vernommen.

Die Gutsfrau erwartet indessen den angekündigten Besuch. „Er ist eine schneidige Erscheinung, hat ihr der Notar geschrieben, und in wirtschaftlichen Dingen möcht' ich ihm unbedingt vertrauen. Frauen haben aber oft ein anderes Urtheil, ein anderes Absehen, und so bin ich neugierig, ob er auch vor meiner gnädigen Freundin bestehen wird."

Schneidige Erscheinung! Was soll sie sich darunter denken? und ob sie ihn wohl schon zu Gesichte bekommen? Landwirtschaftsschüler, Corporal, Bauer: eine nicht ganz gewöhnliche Mischung!

Die Harrende ist gespannt, ist aufgeregt, und der Schneidige hat's im voraus zu verantworten. Der Spiegel ist zu Rathe gezogen worden und stimmt nicht recht zuversichtlich, und was soll sie anhaben, bei welcher Beschäftigung sich überraschen lassen? Und überrascht will sie werden, will sie thun, denn das gibt Farbe und hilft über den Anfang hinweg. Sie wählt schließlich einen nicht sehr ängstlichen Morgenanzug in Weiß und wohligem Gelb, nimmt ein Buch zur Hand und wirft sich auf den Balzac. Aber wieder stoßen ihr Zweifel auf, wieder prüft sie Mienen, Kleid und Lage.

Zu Hause ist also die seltsame Frau nicht immer Bäuerin, und ihre „gute" Stube weist Teppiche, Clavier, Bücherkasten mit all dem Schnickschnack

eines Boudoirs auf. Und einen jungen Ökonomen will sie gerade da empfangen? Warum nicht lieber unten in der „Moarstube“? Es ist die Witwe, nicht die Hofbesitzerin, welche bei dieser Wahl den Ausschlag gibt, die Witwe, welche von neuem ihr Netz auswirft, ohne auf die drei oder vier vorwurfsvollen Grabhügel einen Rückblick zu thun.

„Der Corporal ist draußen“, meldet das Stubenmädchen, die Cilli.

„Lass ihn hereinkommen.“

Und an den unverschämt musternden Blicken der „in alles eingeweihten“ Zofe muss Franz vorüber. Wie die Hauskatz, so die Herrin, denkt sich der junge Mann, eintretend. „Wie ist mir denn? Wir haben uns ja schon flüchtig gesehen!“ tönt es ihm entgegen, und es klang wirkliche Überraschung in dem Ausrufe, der zugleich von einem guten Personengedächtnisse zeugte.

„Ja, gnädige Frau! Ich habe die Ehre, Sie bereits als Clavierspielerin zu kennen.“

Die Witwe that, als wollte sie sich aufraffen, aber es blieb bei einer kleinen Verwirrung der Morgentoilette. „Ich habe ein bisschen Migräne und wollt' auch schon das Buch wegthun. Aber das macht nichts; ein Plauderstündchen vertrag' ich immerhin noch.“ So die verlogene Frau. Und weiter hieß es: „Sie entschuldigen schon, wenn ich in der bequemen Lage bleibe. Nehmen Sie sich einen Stuhl, Herr Corporal, und setzen Sie sich zu mir . . . Näher, wenn ich bitten darf, damit ich doch Ihr Gesicht ausnehme.“

Franz fand das alles nicht sonderlich verblüffend. So hatt' ihn mitunter auch die Hauptmannsfrau empfangen, wenn er, dienstlich abgeschickt, ihr Meldungen zu hinterbringen hatte, und von dieser seiner damaligen Vorgesetzten erzählte man sich manch erbauliches Geschichtchen. Der Vergleich drang sich von selbst auf und der Corporal musste heimlich lächeln über denselben. Natürlich that er aber, wie ihm befohlen war.

Und die Dame fuhr fort: „Mein Freund Schmiedt schreibt mir, dass Sie eine Verwaltersstelle oder dergleichen suchen. Meine Wirtschaft ist in der That sehr vernachlässigt, wie Sie auf den ersten Blick bemerkt haben werden. Ich vertraue auch gern auf solche Anempfehlung hin Ihrem Eifer, Ihrer Tüchtigkeit. Aber die Geschichte hat einen Haken. Sie sind ein junger schmucker Mann, was Sie wohl nicht erst von mir hören müssen, und ich stehe im Rufe einer alten Kokette. Können wir unter einem Dache hausen, ohne uns dem Gerede auszusetzen? Und hätte man noch was davon, so ließe sich dem immerhin Trotz bieten.“

„Ich dächte“, erwiderte Franz, „zwischen Herrin und Knecht sei ein natürlicher Abstand, eine Schranke, die Zurückhaltung und Widerstand gebietet.“

„Wohl, aber ich wäre auf Ihre Gesellschaft angewiesen und sie könnte mir sogar lieb werden; denn der Winter ist lang, und auch das Landleben hat seine öden Stunden, wiewohl ich's noch immer einem nichtigen Stadttreiben vorziehe. Sie haben die Welt gesehen und haben Erfahrung genug, mir beizupflichten."

„Ich bin auch selbst gern wieder heimgekommen und liebe die Berge."

„Und nun denken Sie sich in meine Lage: Ich steh' allein und brauche — ich weiß nicht, ist's ein Fluch oder ein Segen — nicht zu arbeiten. Das Leben kann ebenso langweilig sein, als es kurz ist. Sind nicht die Stunden süßen Welt- und Selbstvergessens das Beste? Ja, wenn man so hinschwinden könnte und nicht wieder erwachen müsste! Junger Mann, was halten Sie von der Liebe?"

Das ist Zunder, der den sprödesten Funken herauszufordern scheint. Und die Dame wirft sich überdies noch so herum, als hätte sie Lust, mit Leib und Leben für ihre Ansicht einzustehen. Wird der Corporal blöde thun? Corporal und blöde: lächerlich! Antworten muss er wohl, und die Witwe horcht gespannt.

„Ach ja", erwidert Franz, „als Hausmannskost, der der gehörige Hunger vorausgegangen, ist sie ein Labsal."

„Und Liebe um der Liebe willen?"

„Wir essen, um zu leben, leben aber nicht, um zu essen, ist mir schon auf der Schulbank eingeprägt worden."

„Sie sind ein etwas nüchterner Schwärmer, Herr Aigner! Ich begreife, dass der Mann eine Beschäftigung haben muss . . ."

„Und dass ein unbeschäftigter Mann seinen Halt verlieren, der Frau lästig werden oder in ihren Launen aufgehen muss."

„Was Ihr Männer so Launen nennt! Sie treffen absichtslos meine früheren Männer, und ohne sie gekannt zu haben. Leider, dass ich in der Mehrzahl sprechen muss!"

„Ich müsste dieselben aber doch gekannt und gehört haben, um über sie urtheilen zu können."

„Desto mehr haben Sie wohl schon über mich gehört. Ich erfreue mich des schlechtesten Rufes, und mich hat doch niemand noch gefragt, wie denn ich mit meinem Ehelos zufrieden gewesen!"

Das war mit auflodernder Heftigkeit gesprochen. Der Balzac bekam es schier mitzufühlen.

Und sie sagte weiter: „Sie sind ein muthiger Mann; ich rechne es Ihnen hoch an, dass Sie zu mir gekommen; vor meiner Vergangenheit aber würden doch auch Sie zurückschaudern."

Franz erwiderte darauf ruhig: „Es kommt alles darauf an, wie man sich die Zukunft gestaltet."

Diese Äußerung machte die erfahrene Frau einen Augenblick lang betreten; sie wusste nicht recht, ob sie ihr trauen und was sie daraus schmieden sollte.

„Ein schönes, ein starkes, ermuthigendes Wort!“ sagte sie nachdenklich. „Am Ende wäre denn doch in unserem Handel die einfachste Lösung auch die natürlichste und unverfänglichste. Sie gefallen mir, junger Mann, und heute zum erstenmale wünscht' ich allen Ernstes, um ein Dutzend Jahre jünger zu sein.“

„Im gemeinschaftlichen Leben gleichen sich die kleinen Altersunterschiede unschwer aus!“

„Das sagen Sie mir?“

„Ich meine, im thätigen Leben.“

„Ich verstehe nicht recht, was Sie da immer wieder betonen. Aber genug, eine unüberwindliche Abneigung hätten Sie also wirklich nicht gegen mich, gegen mich, das Weib mit der weißen Leber, wie mich das Volk schilt?“

„Umgekehrt müsst' ich besorgen, dass Ihnen ein Corporal für die Dauer nicht zusagte und dass Sie meinem prosaischen Tagewerk wenig Reiz abgewinnen würden.“

„Muss ich mir dieses denn gar so schrecklich vorstellen?“

„Ernst gesprochen: Ich will in erster Linie schaffen, mit beiden Händen schaffen und dabei alle meine Kraft einsetzen. Mich schmerzt da eine verkehrte, dort eine engherzige Wirtschaft, also den Boden nicht ausgenützt zu sehen. Ich suche einen lohnenden Dienst, um mir die Mittel zu erwerben, etwas Selbständiges ins Werk zu setzen. Dies ist mein Lebensplan, und ich mache kein Hehl daraus. Die Aussicht auf eine gute Stelle hat mich auch bei Ihnen vorsprechen machen. . .“

„Sie sind aufrichtig, und das gefällt mir. Wie denn aber, wenn ich Ihnen meine Mittel zur Verfügung stellte?“

„Auch dann müsst' ich mich auf die Hinterbeine stellen; und dann erst recht“, fügte Franz lächelnd hinzu.

„Schade, dass der Doctor Schmidt nicht da ist; der verstünde Sie besser. Und sagen Sie mir, Geschäftswüthiger, was dann Ihre Frau von Ihnen hätte?“

„Alles, was der Mann vor Gott und vor der Welt seinem Weibe schuldet.“

„Sie sind ein köstlicher Kauz, Aigner! Man hört Ihnen gerne zu und könnte darüber doch Kopfweh bekommen, wenn man es nicht schon hätte.“

Franz erhob sich und wollte mit einer Verbeugung sich empfehlen.

„Wir müssen uns noch öfter sprechen, Herr Corporal! Und denken Sie indessen an die arme Frau im Hochleitnerhof! Und so façonlos lass'

ich Sie nicht fort! Sie dürfen immerhin meine Hand küssen, sie ist gepflegt."

Franz bückte sich darnach; die Frau aber hatte im Nu ihre Arme um seinen Nacken geworfen und drückte das männliche Haupt an Mund und Brust.

Auch das verfieng nur halb; denn der Corporal steht schon wieder stramm aufgerichtet, zum Fortgehen gewendet. Süß und ärgerlich zugleich flötet die Dame: „Das nächstemal wollen wir vernünftiger sprechen."

So endete die merkwürdige Unterredung, und es erscheint kaum zweifelhaft, dass der scheidende Theil mehr mit sich zufrieden war als der zurückbleibende.

Zu Hause meldet Franz kurz und trocken: „Es ist noch nichts ausgemacht worden."

VI.

Einige Tage später wanderte Franz ins Thal hinaus zum Notar, einer Einladung desselben folgend. Das graue Männchen mit den gescheiten Augen empfieng ihn mit großer Freundlichkeit. „Bitte, da herein in meinen Sonderverschlag! es plaudert sich da bequemer", sagt' er, den Gast in sein Cabinet nöthigend, dessen Thür er ins Schloss drückte. „Und nehmen Sie Platz, junger Freund!"

Um was es sich handelte, konnte der Corporal ungefähr ahnen, und mit seinen Plänen hofft' er bei diesem thätigen alten Herrn mehr Anklang zu finden.

„Sie haben mir gleich gefallen", begann der Notar, „und ich liebe den Soldatenstand; er hat was Freimüthiges und Verlässliches. Ich selbst auch habe einen Sohn beim Militär, er hat mich genug gekostet, bis er's zum Hauptmann gebracht. Sie sind also im Hochleitnerhof gewesen. Ich sag' Ihnen, meine Freundin ist Feuer und Flamme für Sie, und ich verarg' es ihr keineswegs. Aber Ihre wirtschaftlichen Absichten, Herr Aigner, sind etwas, das die unglückliche Frau nicht nur nicht versteht, sondern davor ihr nahezu unheimlich wird. Sie seien von einem erschrecklichen Thätigkeitsfieber beseelt, schreibt sie mir, neben welchem jede Frau zu kurz kommen müsste."

„Lächerlich", erwiderte Franz. „Ich habe nur Andeutungen fallen lassen können und hinter solchen steckt meist weniger, als man vermuthet. Ich will thätig sein, und muss thätig sein, um — wie sag' ich nur gleich? — um unserem Herrgott nicht unnütz den Tag abzustehlen: das ist richtig. Aber eine bescheidene Selbständigkeit, ein bisschen Mitthun, um unserer Gegend aufzuhelfen, ist alles, was ich wünschen darf und zu leisten vermöchte."

„Und was wollen Sie zunächst unternehmen, und womit wäre Ihnen gedient, vorausgesetzt, dass meine verehrte Clientin als Freundin wie als Ihre Frau mithalten sollte?"

„Es ist hauptsächlich der Holzhandel, welcher, wie Sie Herr Doctor wohl selber nicht verkennen, in hiesiger Gegend verkehrt angefasst ist. Der Bauer ‚schlägt' aufs gerathewohl, um aus seinem Wald die Steuergulden herauszuschlagen, und der fremde Händler beutet diese Verlegenheit auf das Unverschämteste aus. In kurzer Zeit beispielsweise wird der obere Graben abgeholzt sein, ohne dass wer davon was hat. So lebt man von der Hand in den Mund. Wer selber die Sache besser anpacken und durch sein Vorgehen anderen die Auge öffnen wollte, müsste ein paar tausend Gulden d'ransetzen und ein erkleckliches Stück Wald heranziehen können."

„Das ließe sich hören, lieber Freund, und ich kann mir beiläufig denken, wie Sie das anstellen wollten. Auch zweifle ich keineswegs an Ihrer Tüchtigkeit, Ihrem redlichen Willen. Aber, mit Verlaub, unsereins ist gewohnt, wie rechts, auch links zu schauen. Sie können die Verhältnisse gegen sich haben, und ist der Wald verklopft, das Geld verputzt, — Sie sehen, ich nehme mir kein Blatt vor den Mund, — was dann? Der Unternehmungseifer gesteht sich natürlich nicht zu, dass er im Unrecht gewesen, sondern steift sich erst recht; die Frau, die Freundin soll von neuem herhalten, und das stößt auf Widerwillen und hat seine Grenzen: kurz, um Frieden und Eintracht ist's geschehen."

„Auch ich, Herr Doctor, weiß Sonnseiten und Schattenseiten zu unterscheiden, und ein Schütz' fasst das Schwarze sogar schärfer ins Auge, als die weißen Kreise. Ich selbst wäre der erste, der sich den Riegel vorschöbe, eh's zu spät ist."

„Wie das, lieber Aigner?"

„Gesetzt, ich betrachtete das Geld nur als Darleihen ..."

„Als unverzinsliches", schalt der Notar ein.

„Zur Rückzahlung etwa in sechs Jahresraten, vom zweiten Jahre an gerechnet."

„Gut!"

„Und übernähme den Wald zum ursprünglichen Kaufpreis ..."

„Wie billig!"

„Und räumte der gütigen Freundin ein Pfandrecht ein, auf alles, was ich herstelle, wie's liegt und steht ..."

„Hört, hört!"

„Das in Kraft treten sollte, wenn ich auch nur eine Rate nicht rechtzeitig einhalte."

„Ja ja, lieber Freund, damit hätten Sie überschwängliche Bürgschaft geleistet!"

So schloss der Notar die Auseinandersetzung des Bauern. Er lächelte dabei und rieb sich die Hände. Wohl mocht' er sich denken: „Damit

legt sich der gute Tropf selbst die Schlinge, und das Weib kann ihn in kürzester Zeit klein kriegen."

Und nach einiger Überlegung fragte der Doctor: „Was meinen Sie, junger Freund, sollten wir diese Punkte nicht gleich in den Entwurf des Ehevertrages setzen?"

„Das hängt nicht von mir allein ab, und Ihnen gegenüber möcht' ich, so viel mich betrifft, doch nur den Gedanken an eine Vernunftsheirat aufkommen lassen." So Franz.

Das klang dem alten Herrn nicht ganz nach Wunsch. Er ließ ein bedenkliches „Hm hm" vernehmen und äußerte dann: „Das nähme sich nicht sehr tröstlich aus in den Ehepacten. Man merkt's, junger Freund, Sie haben die Welt gesehen! Ich müsst' es auch als Vertrauenssache streng bei mir behalten. Und einen kleinen Vorbehalt kann ich Ihnen just auch nicht verdenken. Aber Sie werden einen harten Stand haben. Meine verehrte Clientin hält große Stücke auf zärtliche Hingebung und ist in dieser Hinsicht vielleicht sogar verwöhnt".

Darauf der Corporal entschieden: „Einen richtigen Gatten kann sie an mir haben, ein Spielzeug nie und nimmer!"

„Na na, junger Hitzkopf! so war's auch nicht gemeint. Sie ist besser als ihr Ruf, und in die rechten Hände gerathen, hätte sie längst die bravste Frau abgeben können. Noch ist's vielleicht nicht zu spät für sie. Sie thun gut, mir klaren Wein einzuschenken, und Ihre Festigkeit, Aigner, flößt mir gute Hoffnung ein für euch beide. Ich kenne die Dame von Jugend auf, ihr würdiger Vater hat stets als Freund an mir gehandelt. Ihr leichtfertiger Hang, wenn ich so sagen darf, rührt von der unpassenden Verbindung mit einem alten Lebemann her. Dass sie sich sodann in die Arme der Natur flüchten wollte, damit ist ihr heiliger Ernst gewesen. Leider stieß sie auf Männer, die hübsche Hülsen, aber ohne Kern waren. Das ändert sich nun aber, wie ich sehe. An Ihnen kann sie eine wirkliche Stütze finden, und Ranken bleiben schmiegsam — es kommt immer nur auf den rechten Halt an. Sie hat Bildung, und das kommt auch Ihnen zustatten, ihr könnt euch wechselweise ergänzen. Sie besitzt auch praktisches Verständnis: Glück zu, junger Freund! Vielleicht gelingt es Ihnen, sie ganz in Ihren Kreis zu ziehen."

So sprach der Notar, und darüber hatt' er selber den Sachwalter vergessen. Er hatte sich aufgeknöpft und war schier warm geworden. Und eh' man schied von einander, ließ sich noch gar Manches gemüthlicher besprechen.

VII.

Franz der Corporal ist erklärter Bräutigam. Die Seinen haben das „Unglück" vorausgesehen und ergeben sich drein. Weder Zuspruch, noch Klage bekommt er zu hören, und was die Tages-, was die Feldarbeit

anbetrifft, so wird ohnehin nicht viel dabei gesprochen. Franz aber ist thätig auf dem heimatlichen Boden, setzt sich mit Vater und Bruder und Bäuerin zu Tische, schläft in der Bubenkammer, noch ganz so, als wäre nichts geschehen.

Abends geht er mitunter auf ein Stündchen zum Hochleitnerhof hinüber, immer so sorgfältig und schmuck gewandet wie bei seinem ersten Besuch. Natürlich wird er mit offenen Armen erwartet, und es ist eher das zärtliche Übermaß, dem er zu wehren hat. Ein vorzeitiges Nachgeben, sagte er sich, bringt mich gleich ums nöthige Ansehen und setzt sie mir gegenüber in Vortheil. Aber auch nicht blöd und fühllos darf er erscheinen. Er muss sich leicht und launig aus der Schlinge zu ziehen wissen. Und er erzielte in der That Wirkung, wenn er äußerte: Der Brautstand ist noch kein Ehestand, oder: Dein Künftiger ist mein bester Bekannter, ich will ihm nicht ins Gäu gehen, oder: Nach den Fasten schmeckt das Geweihte, oder: Lieber gar keinen als einen Strohkranz für die Braut, oder: Naschen verdirbt den Appetit, liebe Mali!

Und Frau Amalia ward verdutzt von dieser praktischen Moral. Was so spielend als selbstverständlich hingeworfen wurde, durfte sie auch nicht zum Widerspruche reizen. Sie gewann in den Augen ihres Verlobten, wenn sie diesen Bedenken willig Gehör schenkte, und das schmeichelte ihr. Der sprödere Mann gefiel ihr umso besser und versprach ihr auch desto mehr. Es widerstrebte ihr zwar, sich einer neuen Ordnung zu fügen, aber die Sicherheit dieses sie beengenden Vorgehens verwirrte sie, machte sie wehrlos. Auch rieth ihr ihre Klugheit, zuzusehen, was der andere alles auszuspielen habe, um ihn darnach desto sicherer übertrumpfen zu können. Und die Sache hatte den Reiz der Neuheit; es ist dies zwar weniger als der gewohnte Besitz, aber doch nicht ohne angenehme Spannung und Erregung. Endlich hat ihr ja auch der alte Freund eine zuwartende Haltung gerathen.

Aber in anderer Richtung durfte sie umso unverfänglicher ihrer liebenden Ungeduld freien Lauf lassen. Sie wollt' alles aufbieten, den Tag der Trauung zu beschleunigen.

Daher sagte sie eines Abends: „Franz, es ist Zeit, dass wir den Hochzeitsbitter herumschicken."

Franz lächelte schlau, so dass die tadellose Weiße seiner Zähne mitzuspotten schien, und sagte: „Ich halt' es für überflüssig."

„Also soll ich lieber Einladungsschreiben ausgehen lassen?"

„Ich halt' es für überflüssig."

„Ja, wie sollen wir denn die Gäste zusammenbringen?"

„Ich denke, wir richten's ohne solche auch."

„Du willst doch nicht . .?"

„Allerdings möcht' ich eine einfache Trauung mit nur den nothwendigen Zeugen vorziehen."

„Bah, das ist nicht landesüblich!"

„Denk' nach: am Ende doch auch . . . wir stehen im August."

„Das müsst ich wissen, ob ein Trauerjahr nöthig! Es ist garstig, mir das vorzurücken, und eine lustige Hochzeit ist immer meine Freude gewesen."

„Ich habe mich nur des heimischen Brauches annehmen wollen, und es verlohnte sich doch auch, einmal still anzufangen, um einen gesegneten Fortgang zu haben."

„Wieder eine kränkende Anspielung! Du bist unausstehlich."

„Und du zu empfindlich, Mali! Wenn wir schon von der Sache reden, muss doch alles erwogen werden."

„Ich aber will, dass es groß hergeht; ich will die Leute zehrungfrei halten."

„Und du stellst den Mann, der nichts dazu beitragen kann, damit in den Schatten."

„Ja, warum nimmst du denn nicht das Geld?"

„Weil es mir noch nicht zusteht, und weil es eine andere Bestimmung hat, und . . ."

„Nun, was denn noch?"

„Die Gäste werden nicht kommen."

„Weil du sie abhältst?"

„Wenn ich nichts dazu thue."

„Und wenn ich sie von weither verschreiben müsste, Gäste werden und müssen kommen!"

„Dann ist's eben keine hiesige Hochzeitsfeier mehr."

„Was gehen mich die Hiesigen, was überhaupt die Leute an?"

„Ei, dann thut's eine wilde Ehe auch, und sie trägt sich vielleicht leichter."

„Wo hast denn dein keckes Disputieren her? Du bringst mich um die schönste Erwartung, um einen fröhlichen Tag."

„Wir wollen uns schadlos halten."

„Wie denn? Du machst mich neugierig."

„Bis Kathrein folgt Hochzeit auf Hochzeit. Wir machen die ein' und andere mit und tanzen, dass der Tanzbodenstaub auffliegt. Ernste Brautleut', lustige Ehleut': das wär' immerhin auch etwas."

„Und bleibt's auch dabei, wenn ich nachgebe?"

„Du sollst die Wahl haben."

„Am Ende gäb' es auch eine Art Aufsehen, wenn's unsererseits zu einem recht einfachen Kirchgang käme."

„Na, ich dächte!"

„Und wer sollen denn die Zeugen sein?"

„Der alte Freund jedenfalls, und vielleicht von Seite meiner Freundschaft der Schaffnerbauer, der ohnehin viel in und um die Kirche ist.“

„Heut’ noch schreib’ ich dem Doctor! Und ich will mich recht modest anziehen und mich so im voraus übers Gerede der Leute lustig machen.“

„Halt’s, wie du willst.“

„Und weiter hätt’ ich gar nichts verdient, du, du lieber Klotz, du? . . .“

So setzte der Corporal die stille Trauung durch, die in der That wie ein Ereignis wirkte und eine günstige Deutung erfuhr.

„Ein gutes Anzeichen ist’s“, sagte der alte Kirchenbauer, als davon verlautete, „und am Ende behauptet der Franz doch noch das Regiment. Aber nichts dreinreden darf man ihm, jetzt beileibe nichts!“

Der Einzug in den Hochleitnerhof vollzog sich natürlich äußerst geräuschlos, und Franz begann zu schalten und zu walten, wie er sich’s vorgenommen und zum Ziele gesetzt.

Dass er am Wasser ein Werk aufrichtete, dass er Holzknechte in den Wald schickte, dass er Fuhrwerke beschäftigte, viel auswärts war und mit tüchtigen Leuten verkehrte, sowie, dass er schlechte Dienstboten entließ und gute aufnahm, wurde allseits bemerkt und viel besprochen. All das war auch eine heilsame Ableitung der Neugierde von den inneren Vorgängen des Hofes.

Doch auch Stubenhocker waren das neue Paar nicht. „Der Herr Aigner“ erschien mit seiner Amalie auf mehr als einer Hochzeit und selbst die schärfsten Augen hätten an ihm nichts Unsicheres, an ihr nichts Ungereimtes entdecken können. Sie sind guter Dinge und hausen nicht übel mit einander, sagte man sich.

Doch nach einem halben Jahr etwa machte der Hof mehr von sich reden. Auf Knall und Fall hatte Cilli, das Stubenmädchen, ihre Abfertigung erhalten und, wie gewöhnlich, aus der langjährigen Vertrauten der Frau wurde die schmähsüchtigste Verrätherin. „Denk ich mir, da zieht wieder so ein Hascher ein, der bald ausgespielt hat. Aber gefehlt geschossen! Im Hochleitnerhof geht’s jetzt aus einem anderen Ton. Sie hat schon was wispern gehört, daß es gern Schmiss’ absetzt, und recht ist ihr geschehen, Recht hat er gehabt! Stellt euch vor, hat ’s rothe Röckerl an und steigt zu ihm! Na freilich, wenn’s auf sie ankäm’ . . . froh bin ich, dass ich aus dem Haus bin; am End’ hätt’ auch ich noch tanzen müssen, wie er pfeift, und das wär’ g’rad nicht nach meinem Geschmack.“

So die Entlassene.

VIII.

Das fünfte Jahr geht zu Ende, und Franz Aigner hat seinen Plan durchgeführt, sich selber Wort gehalten; er hat das Geld zurückgezahlt, also noch vor der Zeit zurückgezahlt; der Wald, noch immer aufrecht,

gehört ihm; sein sind Mühl' und Säge, die im besten Betrieb stehen und ein sicheres Erträgnis abwerfen.

Franz hat sich also völlig unabhängig gemacht seiner Frau gegenüber und, was die Hauptsache ist, diese selbst ist eine andere geworden. Zucht und Ordnung haben in den Hochleitnerhof ihren Einzug gehalten.

Wie schwer dies alles dem tüchtigen Manne geworden, das weiß nur er. Dass er anfangs gekargt, wie nur ein Soldat, der mit seiner Löhnung auszukommen hat, dass er zu Hause noch oft den Teufel auszutreiben gehabt: die Welt hat wenig oder nichts davon erfahren.

Der alte Kirchbauer hat diesen Umschwung miterlebt und denkt nun vom Dickschädel seines Jüngeren anders; nun steckt dieser ihm so viel zu, dass er in Ruhe sein Pfeifchen rauchen kann. Die Wiege der munteren Kirchbäuerin hat aber wieder einen kleinen Schreihals aufzuweisen und Göd sein kann füglich kein anderer, als der Herr Franz, und ein anderer Franz soll auch aus dem Bübchen werden!

Die Taufe ist vorüber und der neue Weltbürger verlässt mit seinem kleinen Gefolge die Kirche. Der Pfarrer hat Franz dem Älteren mit Wohlgefallen nachgeblickt, und in der Sacristei sagt er zum Schaffnerbauer: „Das soll einer dem Herrn Aigner nachmachen! Nicht, dass er mit nichts angefangen hat und jetzt als geachteter Geschäftsmann auf eigenen Füßen steht, war das Schwerste; denn er hat auch Glück gehabt. Als das Hochwasser die oberen Sägen und Mühlen weggerissen, hat sein besser gebautes Werk den ganzen Zulauf bekommen. Eine größere Kunst, ein wirkliches Verdienst ist das, was er aus seiner Frau gemacht hat. Weiß Gott, ich habe dieselbe schon völlig verkommen oder aber auf dem Wege ins Irrenhaus gesehen. Und jetzt macht sie sich eine Ehre daraus, der Compagnon ihres Mannes zu sein; sie führt seine Bücher, besorgt seine Correspondenz, empfängt Kunden und Gäste — ist mit einem Wort eine heitere, glückliche Frau, die von ihrem Vermögen einen guten Gebrauch macht. Rückfälle wird's wohl auch gegeben haben, das läßt sich denken, aber nur umso mehr muss er zum Rechten gesehen, umso nachhaltiger mit Güte und Strenge eingegriffen haben. Die Ehemänner sollten sich ihn zum Muster nehmen, und die Geschäftsleute auch. Vielleicht erleben wir's, dass unser Aigner in der Landstube sitzt. Warum auch nicht? Seine Angelegenheiten sind so wohl geordnet, dass sie sich von selber abwickeln, eigene Kinder hat er nicht, und an Männern, die etwas verstehen, an besonnenen Männern hat das Land just keinen Überfluss. Wirst noch auf meine Red' kommen, Schaffnerbauer."

Der schöne Hugo.

Von Josef Willomitzer.[1])

„O bitte, meine Herren“, sagte der schöne Hugo, „erlauben Sie auch mir, eine Scholle auf meinen Sarg zu werfen.“

Allein die Gruppe, die das Grab umgibt, öffnet sich nicht, man kümmert sich nicht um den schönen Hugo, obgleich man sich alle Mühe gibt, großen Kummer um ihn zur Schau zu tragen. Man hört ihn nicht und man sieht ihn nicht. Man behandelt ihn als „Luft“, und wirklich genau so wie Luft sieht er aus. Gleichwohl hört er alles und sieht alles. Nur dass er selbst unsichtbar ist, sieht er vorläufig nicht, denn er ist noch nicht ganz zur Besinnung gekommen, seit er vor wenigen Augenblicken aus schwerer Betäubung erwachte. Dass es sich in dieser Scene, die unter dem grämlichen Himmel eines trüben Herbstnachmittags spielt, um sein eigenes Leichenbegängnis handle, ist alles, was er weiß. Sein Freund, der Bildhauer Floringer, hat dies soeben ausdrücklich festgestellt in einer kurzen Grabrede.

Jetzt verlassen die Freunde den Friedhof. Einige spannen die Schirme auf, denn ein feiner Regen beginnt herabzurieseln. Hugo gesellt sich einer kleinen Gruppe zu, aus welcher die lange Gestalt des Grabredners hervorragt. „Du, Floringer“, sagt Hugo, „ich danke dir. Das war ja sehr lieb, dass du mich in deiner Rede als einen braven Kameraden, als einen guten Kerl so freundlich gewürdigt hast. Aber, sei nicht böse, von meiner Kunst hast du gar nicht gesprochen. Dass ich als Maler immerhin einige Erfolge rechtschaffenen Strebens aufzuweisen hatte, wäre doch einzuflechten gewesen. Dein Nachruf konnte ebensogut einem Gewürzkrämer oder einem Tagschreiber gelten.“

Indessen — der lange Floringer gab gar keine Antwort, sondern sah nach seiner Taschenuhr und sagte seinen zwei nächsten Begleitern: „Wir fahren miteinander?“ Und dann, nachdem er noch einen Seufzer gethan, fügte er hinzu: „Ja, ja, so geht einer nach dem anderen!“

Die beiden — der dicke, blonde, rothwangige Landschaftsmaler Hellbach und der kleine, hastige Kunstvereinssecretär Claudius, stimmten

---

[1]) Aus dessen Buch: „Ins Blaue hinein!“ Heitere Geschichten von Josef Willomitzer. (Berlin. „Concordia“ Deutsche Verlagsanstalt. 1897.)

stirnrunzelnd und nickend diesem denkwürdigen Ausspruche zu. Dann lösten sich alle drei (oder wenn wir den schönen Hugo noch mitrechnen wollen: alle vier) von der Gruppe ab und schritten dem Friedhofsthore zu, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Erst als die drei (oder vier) Freunde in den Wagen stiegen, wiederholte Hellbach mit möglichster Wehmuth: „Ja, ja, einer nach dem andern!“

— „Wohin, bitte?“ rief der Kutscher sich zurückbeugend.

Claudius blickte den dicken Maler, dieser den Bildhauer fragend an. „Ich denke, ins Café Merian“, sagte Floringer. „Vorwärts, Café Merian!“ rief Hellbach dem Kutscher zu.

Mit einem Ausdrucke tiefer Rührung holte nun der dicke Maler seine Virginia-Cigarrentasche hervor und hielt sie dem Secretär hin. Dieser aber war bereits daran, sich eine Cigarette zu drehen, während Floringer mit dem Spitzenabzwicker, den er als Uhr-Anhängsel trug, sich eine große, dicke Cigarre beschnitt. „Es ist eigentlich nicht in Ordnung“, sagte Hugo, „unter dem frischen Eindrucke meiner Beerdigung dem Rauchlaster zu fröhnen. Allein, wenn ihr euch nicht geniert, so will auch ich . . . Ei Donnerwetter, was ist denn das?“ — —

Jawohl: Donnerwetter! Stellt euch's nur vor, liebe Leser, wie einem zumuthe wird, der sich anschickt, aus der Brusttasche Cigarren hervorzulangen und dabei plötzlich gewahrt, daß er nicht einmal über einen Arm oder eine Hand oder eine Brust oder überhaupt einen Körper verfügt — geschweige denn über eine Cigarrentasche!

„Offenbar ein toller Traum!“ sagt sich der arme Schelm. „Floringer! Hellbach!“ ruft er dann, „seid so gut, rüttelt mich ein wenig, weckt mich . . .“ Allein sie hörten ihn nicht. Wer keinen Mund hat und keine Luftröhre und keine Lunge, der kann schreien, so viel es ihm beliebt, niemand hört ihn.

Niemand hört den armen Hugo rufen. Die Zündhölzchen knistern, die Cigarren glimmen. „Warum eigentlich“, fragt der Secretär, „nannte man ihn den schönen Hugo?“ — „Weiß Gott“, antwortete der Bildhauer. „Er war ein wenig eitel auf seine vermeintliche Schönheit, und weil er im übrigen ein guter Junge war, thaten auch wir ihm gern den Gefallen und nannten ihn so.“

„Aber das ist ja alles bodenloser Unsinn!“ sagte sich Hugo. „Man sieht mich nicht und man hört mich nicht, weil ich mich in einem Zustande der Körperlosigkeit befinde. Gut, zugegeben, das wäre in Ordnung! Allein ich selbst höre jedes Wort, das die da sagen. Wer keinen Körper hat, der hat natürlich auch kein Trommelfell, keine Eustachische Röhre und wie das Zeug sonst noch heißen mag, dessen man zum Hören bedarf. Außerdem sehe ich alles ganz genau: den langen Floringer, seine hohe Stirn, seinen schütteren Haarwuchs, seinen langen, fahlen, zerpflückten

Bart. Ich sehe meinen Freund Hellbach, sein dickes, rothes Gesicht, seine blaue weißpunktierte Halsbinde, ich sehe den Secretär, ich sehe im Wagenfenster die langweilige Vorstadt vorüberfliegen; überall Baugerüste, Ziegelhaufen — Unsinn, das ist ein unhaltbarer Zustand, der sich nächstens klären muss!"

„Jawohl, ein guter Junge war er", fieng jetzt Hellbach an. „Auch war er nicht ganz ohne Talent, nur fehlte ihm jede Schulung . . ."

„Und Geschmack!" setzte Claudius hinzu.

„Und Fleiß und Ernst und Selbstkritik", sagte Floringer. „Er hätte sich ganz auf die heitere Illustration werfen sollen. Vielleicht wäre er ein guter Zeichner der ‚Fliegenden Blätter' geworden. Von seinen kleinen Scherzbildern in der Kneipzeitung der ‚Alleseinsia' war jedes einzelne tausendmal mehr werth als z. B. seine große Hinrichtung der Maria Stuart."

„Ich erinnere mich", bemerkte Claudius. „Die reine Jahrmarkt-Mordgeschichte! Schauderhaft!"

„Leben hätte er wohl nicht können von seiner Kunst", sagte der Bildhauer. „Zum Glück erlaubten ihm seine Mittel das Dilettieren."

„Ihr seid ja eine recht nette Bande!" wollte Hugo brüllen. Doch er beruhigte sich und meinte: „Das wäre recht abgeschmackt, sich einem gegenstandslosen Zorne hinzugeben in einer Situation, welche einfach unmöglich ist, weil sie sowohl dem gesunden Menschenverstande als auch der Glaubenslehre schnurstracks zuwiderläuft." Dann aber fieng er zu grübeln an. Oft genug hatte er vor dem Einschlafen in philosophischen Werken geblättert. Er entsann sich, mancherlei gelesen zu haben von den Grenzen der Erkenntnis . . . Ignorabimus . . . Cogito, ergo sum. „Jawohl, ich denke — ganz klar denke ich. Also muss ich vorhanden sein. Entsetzlich! Und was die Glaubenslehre betrifft — diese schließt die Möglichkeit meines gegenwärtigen Zustandes keineswegs aus. Im Gegentheil, sie sagt uns, dass nur der Leib im Grabe modert, und dass das Weltgericht erst am jüngsten Tage stattfindet. Sollte sich nicht meine Seele bis zu jener großen Schlussverhandlung ‚auf freiem Fuße' befinden?"

Er wollte sich den Schweiß von der Stirn wischen. Immer wieder dieselbe Geschichte: keine Hand, kein Taschentuch, keine Stirn!

„Seine Mutter lebt noch?" fragte jetzt Claudius den Bildhauer.

„Ich glaube — irgendwo auf dem Lande. Die Arme, sie wird wohl schwerer zu trösten sein, als die kleine Naive vom ***Theater."

„Sie meinen doch nicht Fräulein Hedwig Ebro?" fragte der dicke Maler.

„Allerdings. Er stand ihr sehr nahe, wie ich zufällig erfahren habe."

„Wie? Der naiven Hedwig?" rief Claudius. „Dann war die Naivetät wohl ganz auf *seiner* Seite", fügte er mit boshaftem Lächeln hinzu.

Da wurde der dicke Hellbach noch um eine Nuance röther. „Ich habe nicht die Ehre", stieß er hervor, „Fräulein Hedwig Ebro persönlich zu kennen, aber ich bin bereit, für ihre Mädchenehre die Hand ins Feuer zu legen."

Spöttisch gab Floringer zurück: „Legen Sie getrost beide Hände hinein, denn wenn es wahr ist, dass Raphael, selbst wenn er ohne Hände geboren worden wäre, ein großer Maler geworden sein würde, dann werden wohl auch Sie mit bewährter Meisterschaft ruhig weiter malen können, auch nachdem Ihnen beide Hände vollständig verbrannt sein werden."

Hellbach sprang wüthend auf, schob das Wagenfenster hinab und befahl dem Kutscher zu halten. Dann verabschiedete er sich mit kaltem Gruße.

Hugo war aufs tiefste erbittert über die Art, wie der Bildhauer von ihr, der reizenden süßen Hedwig, zu sprechen gewagt. „Ich bin sprachlos!" rief er aus, und da hatte er wieder vollkommen recht, denn die beiden hörten es nicht, was er ausrief. Während der Wagen sich wieder in Bewegung setzte, lachte der Bildhauer: „Ein köstlicher Mensch, dieser Hellbach! Damit Sie die ganze Komik dieses Zwischenfalles begreifen, will ich Ihnen vertraulich mittheilen, dass ich selbst vor einem Jahre ein sehr erfolgreicher Anbeter jenes Tugendspiegels Hedwig gewesen bin. Der einzige Erfolgreiche — so dachte ich damals. Allein eines Tages stöberte ich in Hedwigs Büchern herum, da fand ich ein Blatt Papier: ein Gedicht, von männlicher Hand geschrieben, und zwar ein Akrostichon auf den Namen Hedwig Ebro. Dieses Akrostichon ließ ungeheuer tief blicken. Es begann beiläufig:

> Hab' Dank für alle Wonnen,
> Entzückend schönes Kind . . .

Lächelnd fiel ihm Claudius ins Wort und declamierte weiter:

> Die jauchzend neu begonnen,
> Wenn schluchzend sie zerronnen
> Im holden Taumel sind . . .

Da unterbrach wieder der Bildhauer lebhaft überrascht die Declamation. „Ja, woher kennen denn Sie das Gedicht?"

„Ich hatte das Vergnügen, der Verfasser zu sein", entgegnete Claudius.

Und jetzt brachen die beiden in ein Gelächter aus, welches das Wagengerassel übertönte. . . .

Vor dem „Café Merian" stiegen sie aus. Der arme Hugo folgte ihnen — sprachlos, fassungslos. Der Piccolo legte dem Bildhauer und dem Secretär Zeitungen hin. „Sieh' da", rief Floringer, „endlich doch ein Nekrolog für unseren Freund!" Hugo blickt ihm über die Schulter und liest:

Gestorben. Vorgestern starb hier in seiner Wohnung, Gärtnergasse 53, der durch seine angenehmen Umgangsformen in weiteren

Kreisen bekannte Historienmaler Hugo Schwadenau im fünfundvierzigsten Lebensjahre. Ein Schlagfluss hat seinem Leben ein jähes Ende bereitet. Sein Hinscheiden wird von allen, die ihn näher kannten, lebhaft bedauert.

Mit unsäglicher Bitterkeit liest Hugo diesen Nachruf. „Angenehme Umgangsformen" — das ist alles, was ihm die Zeitung nachzurühmen weiß! Es drängt ihn hinaus. Auf der Straße kommt ihm der Baumeister Simlowitz entgegen, dieser unangenehme Gesell! Ha, was ist das? Mit der brennenden Cigarre im Munde, keine Miene verziehend, schreitet Simlowitz kaltblütig-brutal mitten durch Hugo hindurch! Wem ähnliches nie wiederfahren, der kann unmöglich ermessen, wie unserem Freunde zumuthe war. Begegnungen derselben Art wiederholten sich auf Schritt und Tritt. Alle Welt schritt ruhig, ohne sich im geringsten um ihn zu kümmern, mitten durch den armen Hugo hindurch — von vorn, von rückwärts, von rechts und von links! Es dauerte ziemlich lange, bis er sich daran gewöhnte. . . .

An der Straßenecke las er den Theaterzettel. „Also Hedwig hat den Abend frei . . . Vortrefflich, ich werde sie besuchen . . . Ich werde mich von der Grundlosigkeit aller dieser elenden Verleumdungen überzeugen . . . Bitterlich wird sie mich beweinen, die arme Kleine! . . . Und ich werde es ansehen müssen, ohne ihr die Thränen von den Wangen küssen zu können . . . Aber ich werde sie wenigstens sehen . . . werde wieder in dem traulichen Raume weilen, der mir der Schauplatz so mancher köstlichen Stunde gewesen ist." . . .

Wie er die Treppe hinansteigt zu Hedwigs Wohnung, geht plötzlich wieder einer von rückwärts mitten durch ihn hindurch: Hellbach, der Maler. Wahrhaftig, auch dieser will zu Hedwig gehen! Er hält vor der Wohnung der Schauspielerin und drückt den Klingelknopf. Hugo folgt dem Eintretenden auf dem Fuße. Und jetzt — ist es möglich? — Hedwig fliegt dem dicken Hellbach entgegen, umarmt ihn und geleitet ihn in ihr Boudoir. Erschüttert folgt ihnen Hugo. Nun wirft sich Hellbach keuchend auf die Ottomane und schleudert der wirklich allerliebsten Schauspielerin giftige Blicke zu. „Ja, was hast du denn?" fragt Hedwig. „Weißt du, was die Leute erzählen?" schnauft Hellbach. „Du sollst die Geliebte des schönen Hugo gewesen sein!"

Hedwig staunt ihn an. Vorzüglich macht sie das. „Des schönen Hugo?" wiederholt sie, und ihre großen, prächtig-dunklen Augen werden noch größer. „Du meinst doch nicht den alten Junggesellen — den Maler, den sie heute begraben haben?"

Hellbach nickt. „Na, hör' mal", ruft Hedwig, „jetzt bin ich aber ernstlich bös! Wenn du schon auf meine Treue nicht bauen willst, so hast du doch kein Recht, an meinem Geschmack zu zweifeln."

Da springt Hellbach auf und lächelt verklärt. „Verzeih', es ist wahr, du bist gewiss keiner Sünde fähig gegen den guten Geschmack. Sprechen wir nicht mehr davon. Den Elenden, der es zu behaupten wagte, habe ich genügend gezüchtigt!"

Hugo sagte sich: „Ein Königreich für ein paar Ohrfeigen! Nämlich für ein paar Ohrfeigen, die ich jetzt diesem dicken Prahlhans zu versetzen vermöchte." Aber die weitere Entwickelung der Scene ließ auch noch den brennenden Wunsch in ihm erwachen, dieses schöne, falsche Weib augenblicklich erdrosseln zu können. Und wohin jetzt? Nach Hause? Wozu? Er will sein Atelier nie mehr wiedersehen. Die Freude an seiner Kunst ist ihm verbittert worden, seit er weiß, dass ihn alle Welt für einen Stümper hält. So begann er denn ein unstetes Wanderleben. Hunger, Durst, Müdigkeit — dies alles gab es nicht mehr für ihn. Vierzehn Tage und Nächte lang studierte er, um sich zu zerstreuen, die Geheimnisse der Stadt. Denn ihm waren dank seiner Unsichtbarkeit gleichsam die Dächer von den Häusern hinweggehoben, wie einst dem Studenten Zambullo, dem Befreier des Dämons Asmodeus in Madrid. Ach, welche kostbare Fülle von künstlerischen und rein menschlichen Anregungen ließ ihn da den Verlust alles dessen, „was sterblich war an Hugo Schwadenau", auf das bitterste empfinden! . . . Auch die Künstlerkneipen und die Stammtische seiner Bekannten pflegte er zu besuchen. Anfangs fiel da und dort ein Wort der Erinnerung an ihn. Aber schon nach wenigen Tagen war er vergessen, erledigt, abgethan!

Qualvoll war ihm dieses Vergessensein! Und als er wieder einmal darüber trauerte, dass niemand, niemand seiner mehr gedächte — da fragte er sich plötzlich: „Wirklich niemand?" Und er entsann sich tiefbeschämt, dass er nun schon vierzehn Tage gestorben sei, ohne seine arme Mutter auch nur ein einzigesmal besucht zu haben. Schnurstracks begab er sich auf den Bahnhof und kam gerade zurecht zum Zug. Für unsichtbare todte Fahrgäste ist die Eisenbahn sehr bequem. Sie bedürfen keines Gepäcks und keiner Fahrkarte. Wenn ihnen ein Gepäckstück aus dem Netze auf den Kopf fällt, so thut ihnen das gar nicht weh. . . .

Tiefbewegt schritt er nach seiner Ankunft die Dorfstraße hinan, überall von lieben Erinnerungen angegrüßt. Da liegt das freundliche Elternhaus. Er eilt durch den Garten — in Mütterleins Stube — und sofort wird er dessen inne, wie das Nichtvergessensein noch viel schmerzlicher wirken kann, als das Gefühl, sich von aller Welt vergessen zu sehen. Ja, dort sitzt sein Mütterlein und weint. Den Kopf mit dem sorgfältig gescheitelten grauen Haar hat die alte Frau auf den Tisch gelegt. Ach, wie unbarmherzig schüttelt das Herzeleid die arme Greisin! Ringsumher liegen Briefe, *seine* kurzen, hastigen Briefe, die fast immer jäh abgeschnitten waren von der Klage, dass die Kunst, der er sein Leben

geweiht, ihn ganz und gar gefangen halte! Und dort an der Wand hängt lang und breit — in seiner rohen Abscheulichkeit jäh abstechend von der sauberen Zierlichkeit des friedlichen Gemachs — sein Maria Stuart-Bild. Als letzte Weihnachtsgabe hat er dieses Gemälde, nachdem es sich endgiltig als unanbringlich erwiesen, der Mutter nach Hause geschickt. O, dieser elenden Knauserei! Und wie überschwenglich hatte die gute Mutter ihm noch gedankt! — Und dort, der Mutter gegenüber, sitzt Blechmann, der Dorfschullehrer. Hervorragend aus einem breiten Hemdkragen trägt der unglaublich lange Hals einen großen Schädel mit einer Frisur à la Zebra: schwarze Strähne des spärlichen Haares mit Zwischenräumen des blanken, kahlen Untergrundes sind reihenweise nebeneinander hingeschniegelt. Auf den weit abstehenden Ohren ruhen die Spangen einer großen, alterthümlichen Brille. Die langen, knotigen Finger der linken Hand liebkosen sacht und behaglich die kunstvolle Ordnung der Haare, während die Rechte den Stengel des gefüllten Weinglases umklammert, das zwischen der Flasche und dem Lehrer steht.

Nun setzt er das Glas an die Lippen und leert es in einem Zuge. „Liebe Frau Schwadenau", beginnt er mit salbungsvoll flatternder Stimme, „das darf nicht sein! Sie dürfen Ihrem Schmerze nicht länger in solchem Übermaße fröhnen! Ermessen Sie doch und begrenzen Sie auch, was geschehen ist! Ihnen mag Ihr Herr Sohn gestorben sein, allein er lebt! In den unsterblichen Werken, die er geschaffen, lebt er fort! In der Kunstgeschichte wird sein Name ruhmvoll dauern! Solange Menschen leben werden, denen das Herz höher schlägt im Angesichte gewaltiger und erhabener Schöpfungen gottbegnadeter Meister (dabei streckte er den Arm gegen die ‚Hinrichtung Maria Stuarts' aus) — solange wird auch der Name Hugo Schwadenau seinen Vollklang bewahren. Für Ihren Sohn gilt dasselbe, was von dem ‚Zriny' Theodor Körners gilt: ein Mann, der solche Werke zustande gebracht hat, ‚der baut sich selbst ein ewig Monument im treuen Herzen seiner Landesbrüder, und solch Gedächtnis reißt kein Sturmwind nieder.' Dies bedenken Sie, liebe Frau, auf dass es Ihrer Trauer eine Grenze werde!"

Da richtet die Greisin ihr verwittertes Antlitz auf, und aus den leiddurchzuckten Zügen bricht ein milder Glanz hervor. „Ja", flüstert sie, „er war ein großer Künstler!"

Und Hugo, abermals vergessend, dass man ihn weder hören noch sehen kann, nähert sich dem Lehrer und spricht: „Was Sie soeben sagten, das stimmt zwar nicht genau mit den Thatsachen überein, allein Sie sind ein braver Mann, erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken. Ach, Pardon — ich selbst habe ja gar keine Hand! . . ."

Ein Wort über den Zweikampf.

Wenn es sich um Kriege oder Duelle handelt, da verliert man seinen Humor. Die Roheit verdient auch keinen. Aller Aberglauben aller alten Weiber aller Zeiten zusammen ist nicht so unsinnig und verderblich, als der hirnverbrannte Aberglaube, dass unter gebildeten Völkern die Kriege nicht bloß unausrottbar, sondern dass sie auch nöthig wären; er ist nicht so sinnlos, als das maßlos dumme Vorurtheil, dass man durch ein Duell seine Ehre retten müsse und könne. Das muss eine saubere Ehre sein, die nur aufrecht erhalten werden kann durch eine Thorheit, die von allen Gesetzen der Vernunft und Sittlichkeit einmüthig verurtheilt wird und die sich auf nichts anderes stützen kann, als auf ein zweifelhaftes Herkommen einzelner Raufbolde und Renommisten aus den Flegeljahren der Menschheit. Ich erkenne vorwegs eine Ehre nicht an, die sich auf Schießen, Stechen und Schlagen stützt, ich verachte sie. Ich verachte recht aufrichtig jene Gesellschaftskreise, die auf eine solche Ehre etwas halten, oder die sie gar ihre Standesehre nennen. Wie sagte jener deutsche Edelmann: „Das Duell hat nur den Zweck, die Erörterung über die Schuldfrage zu verhindern. Also nicht die wahren, sondern die dunklen Ehrenmänner haben ein Interesse an der Aufrechthaltung der Duellpraxis.“ Den Kerl müsste man ja eigentlich fordern! Das müsste man, wenn man ausgelacht werden wollte. Das Ausgelachtwerden ist jedoch unter Umständen unangenehmer als das Abgeführtwerden, und gewissermaßen ehrenrühriger, als das gelassene Ignorieren einer bübischen Anrempelung. Wenn aber die Herren Kampfhähne wüssten, wie unbarmherzig sie ausgelacht werden, allerdings von Leuten, die für sie „Luft“ sind, denen sie jedoch das Brot aus der Hand essen! — Ich lasse keine Ausschließlichkeit gelten, mir ist der Edelmann wie der Bauer, der Priester wie der Lehrer, der Student wie der Gewerbsmann, der Soldat wie der Arbeiter, jeder ist mir ein Mensch, der mich etwas angeht, weil er durch seine Tugenden meine Gattung erhöhen oder durch Abscheulichkeiten sie schänden kann. Sondergelüste einzelner Stände mögen unter Brüdern den Heller gelten, gangbare Münzen für die Welt sind sie nicht. Und was Thorheit ist, das wird bei keinem Stande Weisheit, und was Niedertracht ist, das weiht keine Standesehre zu einer Tugend.

Es ist ja toll genug, dass man sich in der Gegenwart noch abgeben muss mit Zuständen, von denen jedermann jeden Tag behelligt werden kann, die sowohl von der Gesinnung als von dem Gesetze verboten sind, und die doch in empörender Frechheit öffentliche Achtung beanspruchen. Da steigt einem denn schon manchmal der lohe Zorn auf und der Unmuth darüber, in einer solchen Welt leben zu müssen.

Beleidigt mich wer so tief, dass ich nicht stark genug sein kann, ihm zu verzeihen, so muss ich ihn denn züchtigen oder mich rächen. Dass ich mich aber im Duelle der Gefahr aussetze, von dem frevelhaften Beleidiger obendrein auch noch blutig geschlagen oder todtgeschossen zu werden, so dumm bin ich nicht. Die Herren, die das thun, thun es wohl kaum aus Demuth oder Selbstbescheidung, das wäre noch ein Gedanke. Sie thun es aus Renommisterei oder aus was weiß ich, wenn einer zum anderen sagt: „Weil du mir eine Ohrfeige versetzt hast, so räume ich dir das Recht ein, mir das Ohr abzuhauen oder in die Wange ein Loch zu schlagen, falls du in der Säbelfuchtlerei geschickter bist als ich. Hast du mir ein paar tüchtige Schrammen versetzt, dann will ich auch zufrieden sein, dass du mich geohrfeigt hast." — Ist das nicht allerliebst männlich?

Viele, wenn sie mensurieren, haben natürlich einen idealeren Grund, sie thun es, um muthig zu werden, oder sie thun es aus nationalem Geiste, aus Liebe zum deutschen Volke. Das deutsche Volk sagt freilich: Bitte, bitte, ein solches Opfer verlange ich gar nicht, dass ihr aus nationalen Gründen eine Selbstverstümmelung an der gesunden Vernunft vornehmt. Ihr dürfet ja nicht etwa glauben, dass der Zweikampf germanischen Ursprungs ist, wenn die Teutonen sich auch manchmal gehauen haben mögen. Das Turnier ist nicht deutsch, und das Duell im heutigen Geiste stammt aus den welschen Landen, aus Frankreich, Italien und Hispanien. Der sogenannte „Ehrencodex", der Katechismus des heutigen Duells stammt aus Paris. Ein Mitglied des Pariser Jockeyclubs hat ihn ausgeheckt! — Wünscht ihr euch genauer darüber zu unterrichten, so kauft euch das Buch: „Das Duell in Deutschland. Geschichte und Gegenwart von Dr. Georg von Below." (Kassel. M. Brunnemann. 1896.) Das deutsche Volk hasst das Duell, verachtet es. Wenn die Officiere sich schlagen, so ist's, weil sie müssen, von der Pickelhaube aus gezwungen. Wenn sie sich unter gewissen Umständen nicht schlagen, so werden sie verabschiedet, wenn sie sich schlagen, so bekommen sie — Festung! Das letztere ist in Wirklichkeit nicht ernst gemeint, das ist nur eine Sache, die man dem Volke vormacht, da man durch gänzliches Unbestraftlassen des Duells doch allzubedenklich gegen das deutsche Gewissen zu verstoßen fürchtet. Außer den Officieren und solchen, die dem Officiersstand noch beiläufig angehören, schlagen sich in Deutschland auch noch

die Studenten, aber wie viel im Verhältnis? Höchstens fünfzehn Procente der ganzen Studentenschaft! Den „Schlagenden" angehören mögen ihrer allerdings mehr, aber thatsächlich schlagen dürften sich nach Belows Angaben kaum fünfzehn von hundert. Anlass dazu gäbe es bei jungen Leuten wahrlich jeden Tag, aber es liegt eben nicht in der deutschen Natur, aus jeder Kleinigkeit eine Staatsaffaire, und aus jeder Staatsaffaire — einen Feldzug zu machen. Wer das Gros der deutschen Studenten kennt, der thut ihnen Unrecht, wenn er glaubt, sie hätten sonst nichts im und am Kopf, als lauter Mensuren. Die Mensur ist übrigens kein Unglück, solange sie nicht die jungen Glutherzen mit Verrohung, Hass und Rachgier verbittert, so dass aus der Mensur das Duell entspringt.

Bei den Officieren ist's nicht anders. Auch sie wären in den meisten Fällen geneigt, ihre Ehrenhändel vernünftig auszutragen, wenn nicht eine künstliche Pression auf sie geübt würde, wenn nicht geradezu ihre Stellung davon abhienge, ob sie sich schlagen oder nicht.

Sie schlagen sich also zumeist aus viel prosaischeren Gründen, als die der Ehre, und denken sich heimlich dasselbe, was jener Oberstlieutenant offen gesagt hat: „Recht betrachtet ist's ein horrender Unsinn!" — Dafür ist der Mann ins Privatleben zurückgeschickt worden.

Dass die Soldaten sich immer noch schlagen müssen, kommt durchaus nicht aus modernem Ehrbegriff, sondern stammt aus der Geschichte des Soldatenstandes, aus der Zeit, da dieser im Lande noch eine unabhängige Macht für sich war und von Fürsten und Herren nur gedungen werden konnte. Damals hatten sich die Soldaten noch keinem Landesgesetze untergeordnet, hatten ihre eigenen Händel selbst auszutragen, standrechtlich sozusagen. Das Duell ist ein Überbleibsel davon, mit dem das Volk nie einverstanden war und ist. Eines schönen Tages wird sich dessen auch der maßgebende Mann bewusst werden und mit einem Federstriche das Officiersduell aus der Welt schaffen. Ja, so fest steht es in Deutschland, dass es mit einem Federstriche zunichte gemacht werden kann.

Wenn ein Jude Officier werden will, so tritt er in Deutschland zum Christenthum über, und als Christ soll er nun gerade das thun, was das Christenthum auf das allerstrengste verbietet — er soll dem Zweikampfe huldigen. Wollte man auf all die Widersprüche eingehen, es hätte kein Ende. Es hülfe auch nichts. Der Anhänger des Duells hat sich so vollkommen des Selbstdenkens und der persönlichen Freiheit begeben, dass er sich herdenmäßig treiben und leiten lässt von — welschen Schlagwörtern.

System ist aber doch in der Sache, dass der Officier sich für seine persönliche „Ehre" oder für die Ehre der Armee schlagen muss. Er ist ja nur für den Krieg vorhanden. Und der Krieg selbst ist sehr oft

nichts anderes, als ein Völkerduell um irgend eine „Ehre“. — Wie wiederum das deutsche Volk, das arbeitende, erhaltende, über den Krieg denkt, darüber würde eine Volksabstimmung auch manchen Zeitungsschreibern, die in ihren sicheren Stuben so kampflustig sind, ein heilsames Licht aufstecken. R.

Karl Morre.

Ein Gedenkblatt.

Die Welt ist ein Narrenhaus! In diesem Worte liegt ein Programm, mehr noch, eine Persönlichkeit. Es liegt darin eine große Philosophie, ein großer Humor, eine große Liebe. Und das zusammen heißt Karl Morre.

Freilich war auch er selber ein Inwohner dieses Narrenhauses gewesen, freilich war er so närrisch gewesen, er, der heiße Mensch, der Dichter, unter die Politiker zu gehen. — Einst hatte es einen Tag gegeben, einen sommerhellen, vogelgesangdurchklungenen Tag, da kam ein Sachse ins Waldland gezogen, und als er hoch auf einem Baume eine Menschengestaltlein sich schaukeln sah, fragte er: „Wer ist denn der, da oben in der Vogelperspective?“

„Der Verfasser der Waldheimat“, antwortete ihm sein Begleiter.

Von einem anderen Baumwipfel schallte frisches Jauchzen herab.

„Und dort ist ja auch noch eener!“ rief der Sachse.

„Ja“, sagte der Begleiter, „das ist der Morre, der Dichter des ‚Nullerl!‘“

„Herr Jesses!“ schrie der Sachse, „wachsen denn hier die Dichter auf den Beemen?!“

Sie wuchsen auf den Bäumen. Und der Morre konnte damals noch jauchzen, so frei und hell und herzwarm jauchzen, wie je einer, der weiß, dass Gott sein Vater ist. Und die Poeten wissen das. Im Frohgefühle dieser Abstammung konnte er singen zur Zither: „I bin, i bin a Null auf der Welt!“ Und hätte in zweiter Strophe singen können: „Mir is, mir is a Null die ganz' Welt!“

So sang Karl Morre aber nicht. Ihm war die Welt nicht Null, er konnte nicht gleichgiltig bleiben gegen all das unverschuldete Elend und gegen all die prunkende Lumperei der Welt! Und so begieng er im Jahre 1886 den Narrenstreich. Er wollte die Welt verbessern und stieg von der Volksbühne herab. Er wollte die Welt verbessern und gieng ins Parlament! Das waren zwei ausgiebige Narrheiten auf einmal.

Morre war einer jener Humoristen, die von der Welt ernst genommen werden, solange sie die Welt nicht ernst nehmen. Morre war weise, solange er in der Welt ein Narrenhaus sah, und ward eben ein Mitnarr, sobald er sie gescheit machen wollte. Narren werden anders geheilt als dadurch, dass man ihnen sagt, man wolle sie gescheit machen. Überaus gescheit dünkt der Narr sich ohnehin, darin besteht ja eben seine Narrheit. Am liebsten nimmt er noch Vernunft an vom freiwilligen Narren, vom Phantasten, vom Seher, vom Dichter. Ein Dichter, der das Buch, der die Bühne hat, wirkt still und fruchtbar fort in allen Kreisen, in vielen Ländern, durch lange Zeiten. Sein Lauf wird, unter Ausnahme vielleicht von einigen Kritikastern, nicht angefochten, nicht verwirrt, nicht gehemmt, und nach hundert Jahren ist das Wort Fleisch geworden. — Diesen vortheilhaften Posten hatte Morre aufgegeben. Ins Parlament ließ er sich schicken, wo der Streit des Tages wüthet, wo der Eigennutz der Mächtigen schreit, wo bar der Menschenwürde und Vernunft die Parteien sich balgen im wüsten Rausche des Erfolges oder im hasserfüllten Knirschen der Ohnmacht! Wo eine meutenhafte Hetze sich entfaltet zu einem öffentlichen Hohn der Gesittung.

Und dahinein ließ sich der Dichter schicken!

Wir haben das Schauspiel erlebt, wie er von leidenschaftlicher Überzeugung durchdrungen auftrat für die Rechte der Armen, für die Rechte des arbeitenden Volkes — und wie er dafür ausgelacht wurde. Wenn Morre von einer Altersversorgung der ländlichen Dienstboten sprach, wurden sogar die „Bauernfreunde" schwerhörig. Es scheint ja wirklich, als wäre alles mit Blindheit geschlagen und darauf angelegt, aus den ländlichen Arbeitern Socialdemokraten, und zwar schlimmer Sorte, zu machen. — Wir haben es gehört, wie Morre gegen den Sportsübermuth der Reichen, gegen das Jagdunwesen, gegen das tolle Pferderennen, überhaupt gegen den Luxus der Bevorzugten und gegen die systematische Niederdrückung des Bauernstandes wetterte — und wie er dafür verhöhnt wurde! Das haben wir gehört und werden es nie vergessen. Wir haben vernommen, wie Abgeordnete aus derselben Bank sich geringschätzig äußerten über das „Nullerl" und mit Achselzucken sagten: Er ist kein Parlamentarier! — Wahrlich, das war er nicht. Aber ein Volksfreund war er, ein redlicher Kerl war er, der sich in dem, was er vertrat, nicht verhandeln wollte mit Clubs und Fractionen.

Er war ein Abgeordneter, wie das Volk sich ihn denkt, das da wählt, und trotzdem hat er unter den herrschenden Zuständen nicht mehr durchgesetzt, als andere. Aber auch nicht weniger. — Solange es gieng, wollte man ihn nicht ernst nehmen, dass man ihn schließlich aber ganz curios ernst genommen hat, das zeigt das Wachsen seiner Gegnerschaft und ihre Wuth gegen ihn. Es ist vielleicht ein wenig

pathetisch gesprochen, wenn ich sage, seine Gegner haben ihn in den Tod gehetzt! Aber es ist daran etwas Wahres. Diese Hetze war ein sehr lehrreiches Beispiel. Morre war Christ durch und durch; er war guter Katholik, der wiederholt für kirchliche Anstalten und für arme Priester sich eingesetzt hat. Da kam die Geschichte Kaltenegger. Morre candidierte gegen Kaltenegger! Das war genug, um zu Heiden und Juden und Freimaurern geworfen zu werden. Es soll ja — hört man — im Parteientreiben viel erlaubt sein, was sonst gegen Anstand und Ehrenhaftigkeit geht. Diesmal, im Kampfe gegen Morre, übertraf jene Partei sich selbst. Der Humor blieb unserem Morre treu, solange es möglich war, aber endlich musste der Hetze pariert werden, und hierin muthete er sich zu viel zu. Die Anstrengungen der Wahlagitation, die Anfeindungen, die Aufregungen waren zu groß, er brach unter ihnen zusammen, sank aufs Krankenbett.

Morre war fünfzig Jahre alt geworden, bevor die Welt in ihm den Dichter sah. Er hatte zur Zeit schon hinter sich ein bewegtes Leben, das ihn mit allen Classen der Gesellschaft in Verbindung gebracht, er war Kaufmann und Landwirt, Werkverwalter und Beamter gewesen. Als lustiger Bruder bei Vereinsunterhaltungen hatte er zuerst gesungen und gedichtet, kleine Gelegenheitsstücke geschrieben, die immer größer und formrichtiger wurden und immer weiter ausgriffen in ihrem Gehalte, bis zuerst „Die Familie Schneck“ auf eine größere Bühne kam. „Der Regimentsarzt“, „Die Frau Räthin“, „Die Statuten der Ehe“, „Der Glückselige“ und kleinere Schwänke folgten, bis das „Nullerl“ den Namen Karl Morre hinaustrug über die Grenzen des Vaterlandes. Seine bäuerlichen Volksstudien hatte er während seines achtzehnjährigen Aufenthaltes in Bruck zumeist im Mürzthale gemacht. Das „Nullerl“ ist reiner Mürzthalerschlag. — Wer den eigentlichen, den geradehin genialen Morre kennen lernen wollte, der fand ihn immerhin noch nicht so sehr in seinen Stücken, in seinen Parlamentsreden, als vielmehr in seiner Geselligkeit. — Hatte er in froher Gesellschaft gerade seinen guten Tag, dann war er an Einfällen, Witz und Humor und in der Art ihrer Ausführungen unerreichbar. —

Auf dem Krankenbette nun wäre Zeit gewesen, einen Rückblick in die bunte frohe Vergangenheit zu werfen, aber die Erfahrungen der letzten Zeit hatten sein Gemüth zu arg mitgenommen, um noch beschaulich sein zu können.

„Trachte nur, dass du aus diesen Geschichten wieder herauskommst!“ sagte zu ihm ein Freund.

„Ich werde bald heraus sein aus diesen Geschichten“ antwortete er mit einer wehmütigen Lustigkeit, „zu Weihnachten bin ich schon beim Christkindl.“ Damals auch war's, dass er mich an der Hand nahm: „Das geht schon über den Spaß, wie ich leiden muss! Im Wald ist

es finster, aber um mich wird's bald noch finsterer sein. Oder ganz licht. Der Himmelvater wird doch sein Wort halten. Lebe wohl, Freund! Lebe den Deinen und denke, die Welt ist ein Narrenhaus!"

Es war ein Abschiednehmen, so fühlte er den Tod im Herzen. Doch der Himmel war ihm einige Wochen des Glückes noch schuldig. Als die Weihnachten kamen, lebte er noch bei seiner ihn treu pflegenden Gattin. Als das Neujahr kam, und die ganze Zeit über, strömte ihm eine Flut von Theilnahme, von Beweisen der Freundschaft und Verehrung zu aus aller Welt. Als der Januar war, fand sein Volksstück „Der Glückselige" in Wien einen großen Erfolg. Damals schrieb er an den Director des Raimundtheaters, der besonders durch Frödens Darstellung der Titelrolle eine gute Einnahme erzielt hatte: „Am Samstag war Fröden der Glückselige, gestern waren Sie es, und heute bin ich es." — In dieser Glücksstimmung habe ich ihn bei meinem letzten Besuch gefunden. Er lehnte im Sofa, er wollte mir zeigen, dass er auch schon wieder durch das Zimmer gehen könne; allerdings wies er mir auch die weite Weste vor, die an seinem eingefallenen Leib schlotterte: „Siehst du, zwei Morres hätten jetzt drinnen Platz, und selbst wenn sie noch größere Narren wären, als ich es gewesen."

„Ich habe", so fuhr er fort, „dem Himmelvater die großen Schmerzen schier für übel nehmen wollen, aber er hat nur das wilde Fleisch herausgebrannt. Jetzt danke ich ihm für die Krankheit, sie hat mir wieder sonnenklar gezeigt, was ich für ein braves Weib habe, und wie viele treue Freunde!"

„Und denke dir", so erzählte er, „was mir vor einiger Zeit passiert ist. Madeleine! sage ich zu meinem Weib, jetzt kannst mich im Feldhof anmelden, jetzt bin ich wirklich verrückt geworden. Kommt's mir vor, es hätte mir jemand jetzt zehntausend Gulden geschenkt für arme ländliche Dienstboten! Nein, das ist nicht, so was gibt's ja nicht!" — Es war wohl doch so, es geschehen noch Wunder, wenn ein Dichterwort ans rechte Herz klopft. Das eine „Nullerl" hatte es erwirkt, dass ein tapferer Einser mit seinen vier Nullen fröhlich heranrollte. Ein hochherziger Edelmann hatte dem Freunde der Armen die genannte Summe wirklich bar zur Verfügung gestellt, und Morre hat sie noch vor seiner Erkrankung ihrem Zwecke sichern können. Ich will später einmal davon sprechen.

Und auf diesem meinem letzten Besuche bei Morre erzählte er mir auch noch sehr angelegentlich einen Traum, der ihn in einer seiner Fiebernächte geängstigt hatte. „Willst du ihn merken?" sagte er, „den kannst ja in den ‚Heimgarten' hineindrucken, er ist närrisch genug. — Höre zu. Ich gieng den Hafen entlang spazieren, vor mir lag das Meer, lag auch ein großes Schiff. Da kam aus dem Schiffe ein Herr im Jagdanzug und fragte mich, ob ich den Bauernknecht Michel kenne?

Er sei dem Michel sechs Gulden schuldig, und ob ich so gut sein wollte, sie ihm zu übermitteln. — Ja, das wolle ich recht gerne thun, er solle mir das Geld nur geben. — Dann möchte ich die Freundlichkeit haben, ihn auf das Schiff zu begleiten, dort würde er mir das Geld einhändigen. — Ich gieng mit auf das Schiff und sagte zum Herrn, er solle schnell machen, die Glocke habe schon das zweitemal zur Abfahrt geläutet. Ich möge doch nicht so ungeduldig sein! sagt der Herr und sucht in seinen Säcken, in seinen Truhen und überall herum nach dem Gelde. Endlich habe ich die sechs Gulden in der Hand, aber wie ich zurück aufs Land will, schwimmt das Schiff schon auf der hohen See. Ich bin überlistet, denke an mein verlassenes Weib, stürme wie rasend umher und sehe, von welcher Gattung das Schiff ist, auf das ich gerathen bin. Endlich komme ich zum Capitän, das ist ein brauner, rothbärtiger Kerl und hat einen großen Mund mit schneeweißen Zähnen. Herr Capitän! rufe ich ihm zu, ich bin auf das Schiff gelockt worden, Sie müssen mich zurückführen aufs Land! — Sagt der Capitän: Wer bist du denn, dass du so keck auftrittst? — Sage ich: Reichsrathsabgeordneter bin ich! — Sagt der Capitän: Na, da bist du auch was rechtes! Dann wird dir eine kleine Luftveränderung nicht schaden. Wir fahren nach Neuseeland. — Sage ich: Um Gotteswillen, nächsten Samstag geht mein ‚Nullerl' neu in Scene und da muss ich dabei sein. — Sagt er: was geht dich das ‚Nullerl' an! — Sage ich: Das geht mich viel an, Herr Capitän, weil ich's geschrieben habe! — Was? ruft der Braune aus, du bist der Dichter des ‚Nullerl'? Na, warum hast du das nicht gleich gesagt! Beim ‚Nullerl' habe ich mich schon oft sehr gut unterhalten. Alsogleich sollst du zurückgeführt werden auf dein Land. — Hat darauf zweien Matrosen befohlen, mich auf einen Kahn zu nehmen und ans Land zu rudern. Mir gab der brave Capitän noch einen ganzen Schinken mit und eine Flasche Wein. — Die Matrosen ruderten mich schnell hinaus, und als sie vom großen Schiffe so weit entfernt waren, dass man es nur wie einen schwarzen Punkt sah und den Rauch darüber, da nahmen sie mir Schinken und Flasche weg, und dieweilen ich mich drum wehrte, wollten sie mich ins Meer werfen. In schrecklicher Noth ringe ich mit den beiden Kerlen, schon biegen sie mich über den Rand hinaus, da höre ich eine traute Stimme: Karl! — Ich erwache. — Mein Zimmer, mein Weib! — Du hast schwer geträumt, sagt meine Madeleine. Ich war am ganzen Leib wie übergossen vor Schweiß."

So hat er erzählt, und das war die letzte Phantasie, die ich aus diesem reichen Dichterhaupte vernommen. Und wenn man in die letzten Worte eines Menschen tieferen Sinn zu legen gewohnt ist, dann ahne ich wohl, was hier dahintersteckt. — Ob das große Schiff, auf das er wegen des

armen Bauernknechtes gelockt wurde, nicht am Ende die — Politik ist? Ob der Capitän nicht das Volk sein soll und die beiden Matrosen — die Parteien?

Mit keinem Worte hat Morre mich darauf geführt, möglich sogar, dass er sich selbst der Bedeutung unbewusst war, die seine Fieberphantasie ihm vorgedichtet!

Noch eines besonderen Wortes erinnere ich mich, das er in jener Stunde sprach: „Schöne Parteien, große Parteien, mächtige Parteien, die da drinnen sitzen", sagte er, wieder auf das Parlament anspielend, „so viel hätten sie sonst zu thun, und thun alle miteinander nichts, als Socialdemokraten machen! — Nur dass sie noch nicht sehen, was sie doch schon soviel als fertig haben. Gehen ohne Regenschirm spazieren, der Liechtenstein und der Lueger und der Steinwender und der Schönerer und der Karlon — alle ohne Regenschirm, und das Gewitter steht schon hinter dem Berge!"

Weil er dabei erregter wurde, als das bei einem Reconvalescenten zu wünschen ist, so wendete ich das Gespräch auf den Champagner, den wir im vorigen Sommer gewettet: er darauf hin, dass er sich nicht mehr wählen lassen werde, ich darauf hin, dass er doch wieder candidieren wird! Die Thatsache hatte mir recht gegeben. Den Champagner aber, meinte er nun, dürfte wahrscheinlich ich zu zahlen haben, weil er sich nicht mehr „hineinsetzen" werde. Jedenfalls nahmen wir uns vor, ihn demnächst miteinander zu trinken, wobei wir nicht von Politik plaudern wollten, sondern von Poesie.

„Gib dem Perikles den Abschied und halte dich wieder an den Homer. Was macht dein Roman? Was macht dein Volksstück: Pater Jakob?"

„Mein Pater Jakob!" antwortete er mit einiger Wehmuth. „Du hast recht, mit dieser Komödie hätte ich jedenfalls mehr ausgerichtet, als in — der anderen."

„Du wirst es nachholen, Karl!"

Mit solcher Zuversicht haben wir uns fröhlich die Hand geschüttelt, ins Auge geschaut — das letztemal.[1])

Sein Roman, sein Volksstück ist Fragment geblieben, ein Schwarm prächtiger Ideen ist unausgeführt geblieben, ein reich talentiertes Leben ist großentheils ungenützt geblieben. Was das Volk im großen ist, das ward der Volksmann im kleinen — ein Opfer der Politik.

Peter Rosegger.

---

[1]) Der „Heimgarten" wird in der Lage sein, im nächsten Hefte das vorhandene Fragment von „Pater Jakob", welches ein reizendes Genrebild für sich ist, zu veröffentlichen.

Die Red.

Der „Bunte Vogel“.

Die älteste Zeitung, gleichsam der Vater aller Zeitungen und Zeitschriften, ist der Kalender, der Volkskalender. Er ist eine Jahreszeitung, ein Jahrbuch für alles Mögliche und Sonstige. Die Kalenderliteratur hat sich natürlich ja auch verändert und ausgebildet, nun aber — von ihren Nachkommen, den Zeitungen und Zeitschriften, längst überholt, überwuchert — stagniert sie, verödet, versimpelt und ist unendlich langweilig geworden. Literarisch kann man — mit wenigen Ausnahmen — unsere Kalenderliteratur nicht mehr nennen, und unter Bezeichnung „Kalendergeschichten“ ist man geneigt, minderwertige Erzählungen zu verstehen. Anzengruber hat mit seiner Sammlung „Kalendergeschichten“ die Bezeichnung wieder ein wenig zu Ehren gebracht, sein Minderwertiges war immer noch mehr, als das Durchschnittliche des Kalenderinhaltes.

Dieweilen es Leute gibt — Schnelleber und Flachleber — die sicherlich eine stündlich erscheinende Zeitung mit Freude begrüßen würden, gibt es andere, denen ein zweimal erscheinendes Tageblatt als unnütze Zerstreuung und Zeittödtung erscheint, die sich lieber den concentrierteren Wochenblättern zuwenden. Noch andere neigen sich gar den Monatsschriften zu, in welchen sie über wichtige Zeitfragen wenn auch später, so doch gründlicher informiert werden, als das bei einem Tagblatt möglich ist. Und endlich gibt es eine schwere Menge Leute, die — in engem Kreise tüchtig wirkend — an den Weltläuften so wenig Antheil nehmen, dass ihnen ein Jahrbuch vollkommen genügt, um in ihrer Art „im Laufenden“ zu bleiben. Die Leute werden sich allmählich wieder ein langsameres Lebenstempo angewöhnen und eine Folge davon, dass der Kalender wieder zu Ehren kommt. Dann wird er sich allerdings neu beleben können und gestalten müssen.

Ich weiß so einen Renaissance-Kalender, der als literarisches Volksjahrbuch auftritt und vom ersten bis zum letzten Blatte an Ausstattung und Inhalt gänzlich abweicht von allen bisherigen Volkskalenderformen. Wie ein Stück aus Urväters Hausrath anzusehen liegt vor mir ein Band: „Der bunte Vogel von 1897. Ein Kalenderbuch von Otto Julius Bierbaum. Mit vielen Zeichnungen von Felix Vallotton und E. R. Weiß. Berlin zu Weihnachten im Verlage von Schuster und Loeffler.“

So der Titel. Drei verschiedene Vögel umschwirren den Umschlag, unter welchen der Storch, der auf dem Buchrücken steht, allerdings für manchen der bedenklichste sein mag. Von der übrigen Ausstattung verrathe ich, dass das Buch ein paar Aufsätze enthält, worin jede Zeile ein- oder zweimal mit je vier Enten unterbrochen ist. Wer wissen will, wie das zu verstehen ist, der muss eben ins Buch gucken. Er wird in demselben auf den ersten Blick der Wunder viel begegnen. Mehrmals wird er sehr den Kopf schütteln, dann wieder aufjubeln. Altdeutsch! Altdeutsch! Ich fürchte, man wird diese Ausstattung als Spielerei zu betrachten haben, denn zurück kann man nicht, und solche Sachen vollziehen sich in der Entwickelung unbewusst, absichtslos, durch Verhältnisse bedingt. Wenn aber diese alte Form wieder herrschend werden sollte, ich hätte wahrlich nichts dagegen. Das heimelt doch an. Altes festes Papier, alte große Lettern, alte Zierleisten und Bilder. Das fasst sich doch wieder einmal an wie ein Buch, das liest sich nagelfest, man gleitet nicht darüber hin, wie auf dem Parkett, man schreitet auf klobigem Fletz sicher einher. Wer wissen will, wie das ist, der lese nur.

Den Inhalt hat der Kalendermann Bierbaum ganz allein geschrieben. Zuerst kommt ein Vorwort, welches Literaturleute mit Lust wie würzigen Meth schlürfen werden. Das ist ein gar kluger und dabei bummelwitziger Herr, dieser Otto Julius Bierbaum, der die Deutschen mit zuversichtlicher Kühnheit zwingt, einige Unarten der „Jungdeutschen" oder wie man besser sagt, der „Modernen", mit in den Kauf zu nehmen unter den prächtigen, vielfach geradezu entzückenden Sachen, die er beut! — Also nach der Vorrede kommt der gewöhnliche Kalender des Jahres 1897 mit den Tagen, den Kirchenfesten der Katholiken und der Protestanten, mit den Himmelserscheinungen und Mondwechseln. Unterhalb sind weise Merk- oder Bauernregeln, wie z. B.: „Solange die Dichter schweigen vor Georgi- und Marcustag, solange dichten sie hernach." — „Magdalene, Margarethe, weinen gerne alle beede; brauchst dir nichts daraus zu machen, andere Mädel gibt's, die lachen." — „Kräht der Dichter auf dem Mist, nennt er sich feierlich Naturalist, aber das Wetter bleibt doch, wie es ist." Ferner ist der Jahreskalender reich bespickt mit absonderlichen Gedichten und einem sehr merkwürdigen „engelischen Wunschzettel". In Schneeflocken las nämlich der Kalendermann allerlei Wünsche der lieben Engelein im Himmel, als:

Deutscher, du sollst den Namen deines Volkes nicht eitel nennen. Je weniger du den Mund voll nimmst mit deinem Deutschthum, um so voller wird dir dessen das Herz sein. Pfui, das Mauldeutschthum!

* * *

Wollt ihr nicht einmal ein Mittel erfinden, das alles zu genießen, was euch euere Erfindungen mundgerecht gemacht haben? Aber genießen, nicht bloß consumieren!

* * *

Kindlein, liebet einander! Aber vergesst nicht, dass auch der Herr Jesus Christ die Krämer aus dem Tempel gejagt hat.

* * *

Ihr seid wirklich mitten im Umwerten aller Werte. Verleumdung nennt ihr schon Mannesmuth, und unter Humanität versteht ihr die bange Dummheit des Kalbes, sich von blutigen Hunden das Fell über die Ohren ziehen zu lassen. Seid vorsichtig im Prägen neuer Münzen!

* * *

Aufgeklärt seid ihr, das muss man euch lassen. Wenn Gott Vater selber unter euch träte und spräche: Da bin ich, ihr würdet gelassen lächeln und fragen: Wollen Sie das nicht erst beweisen? Schafft euch zu dem vielen Licht etwas Wärme an.

* * *

Früher klang es oftmals wie Glockenläuten zu uns herauf, auch wenn es auf allen Thürmen schwieg. Das war das Lachen der Menschen. Wir kannten keinen schöneren Klang. Von euch hören wir ihn so selten, so selten. Lernt wieder lachen!

Im Lenzmonat kündet der Kalender das nahende Wunder folgendermaßen an:

Das Wunder kommt.

Schwarz ist die Nacht; es kracht das Eis;
Die ganze Welt ist eingeschneit;
Es steht kein Stern am Himmel,
Am Himmel.

Da sieh: es blitzt ein zitternd Licht,
Ein Stern blitzt aus dem Schwarz heraus,
Ein rother Stern von Golde,
Von Golde.

So hat dereinst der Stern geblitzt,
Nach dem die heiligen Drei gereist
Mit Weihrauch und mit Myrrhen,
Mit Myrrhen.

Den Heiland hat der Stern gebracht.
In dieser Nacht zerbrach das Eis;
Das Wunder kommt: Der Frühling,
Der Frühling.

Bald darauf wird der Landmann gegrüßt mit dem folgendem Spruche:

Zwischen Saat und Sense.

Das beste Werk auf Erden ist:
Korn in die Scholle säen,
Und aller Freuden vollste ist:
die schweren Schwaden mähen.
Rund geht der Wurf des Säemanns
und rund des Mähders Eisen,
Des ganzen Lebens Auf und Ab
liegt mitten diesen Kreisen.

Nach dem Kalender hebt das eigentliche Buch an mit Märchen und anderen Phantaseien, mit Aufsätzen über Kunst und Maler (Hans Thoma, Fritz von Uhde, Arnold Böcklin), und alles untermischt mit einer schweren Menge Gedichte. Aber das klingt durchaus anders, als das Versethum unserer Epigonen, das gemahnt nicht an Schiller, nicht an Heine, — das ist ganz es selbst. Manchmal ist's ungeheuerlich, und doch thut es wohl, endlich einmal der Dichterlinge öde Heeresstraßen verlassen zu sehen, die schon so glatt abgegrast sind, wie eine Schafweide im Herbst. Da sollen nur 'mal so ein paar echte Jungbrunnensänge hergestellt werden:

Meinen werten Feinden.

Die Feinde haben mich weise gemacht,
— Die guten Feinde!
Erst hab' ich gebrummt, dann hab' ich gelacht
Der grimmen Gemeinde.

Sie haben mir, was ich bin, gezeigt,
— Die lieben Leute!
Nun weiß ich, wie man lächelt und schweigt.
Wer hasst mich heute?

* * *

Wenn's dämmert.

Und Tag um Tag geht still dahin,
Und meine ruhigen Augen seh'n,
Wie alle Wünsche wunschlos still
In eine blasse Dämmerung geh'n.

Dich lieb' ich, du! Oh komm, sei mein!
Ein grauer Nebel kommt und steht.
Wo bist du?! Alles grau und leer.
Und mein Begehren wankt und geht.

Wohin, wohin!? Ich seh' kein Licht,
Ins Graue schwindet, was ich will.
Lass geh'n dahin und frage nicht,
Lass geh'n dahin und blicke still.

Wunsch geht und Welt geruhig hin,
Und meine ruhigen Augen seh'n,
Wie alle Wünsche wunschlos still
In eine blasse Dämmerung geh'n.

* * *

Maikaterlied.

Maikater singt die ganze Nacht:
Der Frühling ist erwacht, erwacht,
Der Frühling ist erwacht!
Gleich einem Reif trägt er den Schwanz;
Wär'n Blätter d'ran, so wär's ein Kranz;
Er flötet:

Oh holde Mimamausamei,
Wer dich zu lieben wagt, der sei
Getödtet!
Ich ganz alli-alla-allein,
Nur ich darf dein Gespusi sein,
Bis dass es morgenröthet.

Im Mai sind alle Blätter grün,
Im Mai sind alle Kater kühn
Und alle Jüngelinge.
Und wer ein Herz hat, fasst sich eins,
Und wer sich kein's fasst, hat auch kein's;
Singe, mein Kater, singe!

* * *

Ein Trio.

Der Alte:

Ach Gott, ich habe Geld genung,
Doch fehlt mir die Begeisterung,
Schwach brennt's auf meinem Herde.
Das junge Leben lockt so hell:
Ach, schlüge doch mein Herz so schnell!!
Ich säß auf heißem Pferde.

Der Junge:

Ich brenn', ich brenne lichterloh!
Ich wollt', ich wollt' ich könnte so,
Ich könnte, wie ich könnte.
Verfluchte Habenichtserei!
Ach, hätt' ich Geld! ich schwömme frei
In meinem Elemente.

Die Schöne.

Dem Jungen sind die Lenden stark,
Der Alte hat im Sack das Mark:
Wenn die zwei einer wären!
Was soll ich thun, ich armer Schatz?
Der eine kann's, der and're hat's,
Und ich muss mich verzehren.

Fühlt man nicht in solchen Sängen das warme Athmen des Dichters an der Wange?

Also ist der Kalender beschaffen. Der Verfasser desselben sagt, dass dieses Jahrbuch so eine Art Sack sei, in welchen er all die verschiedenen Dinger stecke, die das Jahr über eben gerade zusammengeschrieben würden. Auch einen anderen kenne ich, der's so macht und der seinen Sack „Heimgarten" nennt. Da gibt's dann freilich Bunterlei durcheinander, denn die Poeten sind merkwürdige Leute, in ihren Köpfen sinnt's und spinnt's, saust's und braust's, summt's und brummt's ununterbrochen, schier wie ein Wiederhall des ewigen Webstuhles der Zeit. Und wer so daran ist, dass er ohne Rück- und Vorsicht alles, was ihm einfällt, drucken lassen kann, der ist halt gut daran. Es mag heiß sein wie die Lohe in der Schmiedesse, es mag närrisch sein wie ein beschellter Kater, es mag keck und trutzig, es mag ein stolzer Freimuth sein oder ein schluchzendes Herzgeständnis — in den Sack damit, und den Sack vor die Thür gehangen! Dann ist die arme Seele erlöst. —

Der Leser wird aus all dem ersehen, dass der „Bunte Vogel" wohl ein reichhaltiges Jahrbuch ist, aber ein solches, das die Zeitung allerdings nicht ersetzt. Vom Tage und für den Tag steht spottwenig drinn. Aber ein Muster mag es doch sein in mancherlei Hinsicht, wie man einmal etwas Neues macht. Solcher Anregung nach wollte ich nun einen Kalender herstellen mit aller Zeitgeschichte, allen wirtschaftlichen Belehrungen und sonstigen Herzerfrischungen. Nicht auf gewohntem Geleise — außerhalb desselben, pfadsuchend, formsuchend, seelesuchend. Ich hab' meiner Tage viel gehalten auf Allständigkeit, aber nachdem dies jetzt in allem dahin ist, ganz muthwillig zerstört, will ich auch gründlich was anderes haben. Fortschritt? Nein, nein, das ist die alte, mit Leder gepflasterte Straße, die führt in eine Steppe, die so kalt und so grell und so dürr ist, dass man verzweifelt. Etwas anderes! Etwas anderes! Lebendiges! Ein frischer Sprung aus dem Geleise, ein lustiger Flug ins Dunkle der Natur hinein, wo es gährt, brodelt und kocht im Aufquellen jungen Lebens. Bierbaums „Bunter Vogel" hat einen solchen Flug gemacht, es wird ihm mancher folgen — er dürfte der erste sein eines großen Zugvogelschwarmes.

Glück auf die Reise!

Sie machen die Luft dir dumpf und schwer,
Die kreischenden Zwerge?
Lach' ihnen Abschied! Fahr' über das Meer!
Steig' über die Berge!

Doch ehe du gehst nimm einen am Ohr
Und schüttel ihn leise.
Verloren ist, wer den Humor verlor.
Glück auf die Reise!

Ein katholischer Theologe und Hamerling.

Mittheilungen von Dr. Michael Maria Rabenlechner.

Robert Hamerling zählt unter dem gebildeten Theile des katholischen Clerus treue, heißeste Verehrer. Seltsam und unbegreiflich für den, der unseres Dichters Werke nur oberflächlich durchblättert, aber wohl verständlich für den Kenner unseres großen Dichterphilosophen, der da war, wie vor ihm nur wenige, ein Verherrlicher der höchsten sittlichen Ideale.

„Das Leitmotiv von Hamerlings Leben und Dichtungen war das Schöne, das zum Guten führt, wie der Stern der Weisen aus dem Morgenlande zum Heilande geführt hat. Immer wieder erschallt in Hamerlings großen Dichtungen der Warnruf, der als Motto des „Königs von Sion“ steht: Wehe, wenn unsere Herzen rein nicht sind, wie sollen im riesigen Kampf wir bestehen.“

Denjenigen Mitgliedern darum des idealsten Standes im Staate, die nebst der nöthigen Bildung auch guten Willens, vermag die eminent ethische Bedeutung Hamerlings und seiner Schöpfungen nicht zu entgehen.

Daher die liebgesättigte Bewunderung der Werke unseres Dichters von Seite berufsbegeisterter Priester — Männer darunter, die sich — noch bei unseres Dichters Lebzeiten — warm in der Öffentlichkeit für ihn eingesetzt, wohl gar auch eine Lanze gebrochen wider seine Gegner.

So ist's ein junger Clericus gewesen — jetzt ist er längst schon jubilierter Priester — der den Ruhm des jungen Poëten, der erst den „Ahasver“ gesungen, verbreitet unter dessen Landsleuten. Ein Ordensmann der „frommen Schulen“ war's, der zu Beginn der Siebzigerjahre in einer geistreichen Studie des Dichters Bedeutung und Größe einem größeren Publicum scharfsinnig klarlegte. Ein damals unbekannter Kaplan — jetzt freilich Hochschulprofessor — war's, der inmitten des wüsten Chorus schier der gesammten Wiener Presse dem Griechenroman einen rauschenden Hymnus sang. Und wieder ist's ein Priester gewesen — ein Sohn St. Benedicts, der nach Erscheinen der „Atomistik“ vom Katheder der Wiener Universität Robert Hamerlings Philosophie zum großen Ärger bezopfter Zunftphilosophen begeistert interpretierte.

Ganz besonders aber finden wir im Nachlasse unseres Dichters unter den an ihn gerichteten Briefen Belege, die uns überklar beweisen, welch innige Verehrung Hamerling von priesterlicher Seite ward.

Der Hervorragendste so ziemlich aller katholischen Priester unseres Jahrhunderts — ein Kirchenlicht, wie solches in jedem Säculum eben nur einmal leuchtet, — findet sich unter den bezeichneten Briefen vertreten. Und dessen Schreiben sind nicht bloß die gewichtigsten und herzlichsten aller priesterlichen Zustimmungen, die an Hamerling gelangten — seine Briefe zählen zu dem geistvollsten überhaupt, was Hamerling aus Gelehrtenkreisen je empfieng.

Der Name dieses Priesters ist Johann Emanuel Veith. Und den strahlenden Ehrenschild dieses Mannes zu beflecken, wird selbst der Kothschleuder des giftigsten Hetzblattes uns're Tage nicht zu gelingen vermögen: — und das will viel sagen . . .

Interessant ist der Entwickelungsgang Veiths.

Er ward als Kind jüdischer Eltern zu Kuttenplan in Böhmen am 10. Juli 1787 geboren. Dem Wunsche seines Vaters zufolge hätte er sollen Rabbiner werden. Aber er oblag nach Absolvierung des Gymnasiums in Pilsen — zu Wien und Prag dem Studium der Medicin, promovierte 1812 zum Doctor der gesammten Heilkunde und ward — kaum dreißigjährig — Leiter des Wiener Thierarzneiinstituts. Daneben erfreute er sich als renommierter „Homoiopath" einer stattlichen Clientel. 1816 trat er aus reinster Überzeugung zum Christenthum über und fünf Jahre später — eine unglückliche Herzensgeschichte soll die Ursache gewesen sein — entsagte er seinem Berufe völlig und widmete sich aus innerstem Drange dem Priesterstande. Am 26. August 1821 empfieng er die Priesterweihe und trat einige Wochen später schon (17. September) in den Orden der Redemptoristen, dem ja unter anderem auch sein Freund Zacharias Werner angehört hatte. Veith war bald als Prediger und Beichtvater ebenso beliebt wie früher als leiblicher Arzt. Aber seines Bleibens im Orden der Liguorianer war von nicht allzu langer Dauer. „Die bald zutage getretene Verschiedenheit der Ansichten, die Abneigung, welche ihn gegen den Syllogismus der wieder aufgewärmten und gerade von den Redemptoristen, wie von dem verwandten Orden der Jesuiten als mustergiltig erklärten Scholastik durchdrang, veranlaßte ihn, aus dem Orden auszutreten." Er that diesen Schritt Ostern 1830 und wurde als Weltpriester zunächst Cooperator an der Wiener Stadtpfarrkirche „zu den neun Chören der Engel" am Hof. In diese Zeit fällt der Beginn seiner intimen Beziehungen zu dem „Wiener Philosophen" Weltpriester Dr. Anton Günther, Beziehungen, die erst mit Günthers Tode (1863) ein Ende nahmen. Es ist schwer zu sagen, war Günther der Meister und Veith der Schüler, oder umgekehrt. — Beide Männer zog es nach dem gleichen Pole und

sie ergänzten sich wechselseitig. Mit Günther gab Veith auch fünf Bände eines philosophischen Taschenbuches „Lydia" heraus. Bekanntlich wurden indes die Werke Günthers, welche den Versuch machten, die Mysterien des Christenthums rein philosophisch zu begründen, von Pio Nono verdammt und auf den Index gesetzt. Das gleiche Schicksal traf auch die „Lydia", und so steht mit Anton Günther auch der Name „Veith" in den Rubriken der librorum prohibitorum, das heißt, der Bücher, die einem Katholiken bei schwerer Sünde von Rom aus zu lesen verboten sind. Dr. Johann Emanuel Veiths Name im Index, und sei's auch nur durch die „Lydia"!!! Der Name eines Apologeten, wie die katholische Kirche einen zweiten in unserem Jahrhundert wohl nicht mehr aufzuweisen vermögen wird, in demselben Index, der einen David Strauß und einen Ernst Renan verzeichnet!!! Es liegt wahrhaftig ein Humor der Weltgeschichte darin ...... 1831 war Veith Domprediger bei St. Stephan geworden — aber schon nach fünfzehn Jahren legte er — ein noch rüstiger Mann — seine Stelle nieder. „Es war nicht körperliche Schwäche, die ihn zum Rücktritte zwang, vielmehr erscheint die Nachricht, dass die Mitglieder des Ordens ihm seinen Austritt nicht verzeihen konnten und nur auf eine Gelegenheit warteten, ihn zu stürzen, sehr glaubwürdig. Und eine solche fand sich auch, als sie die von ihm im Jahre 1844 herausgegebenen „Gesammelten Erzählungen und Humoresken" nicht mit der Brille des Kritikers, sondern mit der Verfolgungssucht des Inquisitors untersuchten und darin eine Stelle fanden, die ihrer Auslegung zufolge Veiths Unwürdigkeit zu einem so wichtigen Predigtamte beweisen sollte. Und was diese Partei wollte, gelang ihr auch, Veith legte sein Amt nieder" — entsagte aber mit dem Amte nicht seiner Thätigkeit als Kündiger des reinen Gotteswortes. Unzähligemale bestieg er noch — an den verschiedensten Orten des Reiches — die Kanzel, bis ihn anfangs der Sechzigerjahre ein sachte sich einstellendes Herzleiden und zunehmende Gesichtsschwäche an der Ausübung seines theueren Berufes hinderten. Gegen Mitte der Sechzigerjahre stellte sich völlige Blindheit ein, der sich schließlich noch arger Gehörverlust zugesellte. „Keine Himmelsbläue erfreute mehr sein erstorbenes Auge, kein Lerchengesang, kein Glockenklang erreichte mehr sein Ohr; kein Sonnenstrahl erquickte mehr seine erstarrenden, von Gicht gekrümmten Glieder, aber seine Seele, erfüllt von Glaubensmuth, blieb freudig, sein Herz offen der Welt, sein Geist thätig bis zu Ende." Am 6. November 1876 um acht Uhr früh ist er dann gestorben und ruht mit seinem Freunde Günther in einer vom Cardinal Schwarzenberg gewidmeten Gruft auf dem Matzleinsdorfer Gottesacker. Die Trauer um ihn war eine allgemeine. Die Blätter aller Parteischattierungen legten Ehrenkränze auf seine Gruft — den schönsten und innigsten vielleicht der Wiener Chronist Schlögl im

„Neuen Wiener Tagblatt“; man möchte wahrhaftig nicht glauben, dass der Verfasser der sonst so beißende Kämpfer und Spötter. „. . . ‚Er war von mildem Geiste.‘ . . . So hieß es in der kurzen Notiz, die den Tod des würdigen Mannes anzeigte. Von mildem Geiste. Gewiss! Und wenn er sprach, so lauschte jung und alt seinen sanften, versöhnenden Worten und namentlich die Jugend fühlte sich mächtig hingezogen zu dem edlen Greise, der es wie wenige verstand, sie zu erheben, zu begeistern, zu fesseln. Die Studenten drängten sich förmlich um die Kanzel, wenn es hieß, Veith werde predigen, und die von lebenslustigem Übermuth Durchtobten blickten in Demuth und Ehrfurcht empor, wenn seine Lippen sich bewegten. . . Er liebte die Gleichnisse. Wenn er mit leiser Stimme eine Parabel zu erzählen begann und zur scharfsinnig zugespitzten, liebenswürdig witzigen Pointe kam, da gleitete eine unbeschreiblich freundlich Lächeln über seine Wangen, und seine häslichen Züge wurden dem still schmunzelnden Hörer und Beschauer sogar sympathisch und alle Herzen flogen ihm zu. Dann wurde es warm und wärmer, aus einer Parabel wuchs die zweite, die dritte, die vierte, bis er nach einer trefflichen Kunstpause zuweilen plötzlich abbrach, die Lösung der Räthsel den Zuhörern überlassend, die sich diese auch verständnisinnig leise zuflüsterten, worauf er die Hände zum Schlussgebete faltete, in das die Gemeinde bewegt einstimmte. . . Er hasste die Störung und strafte sie im Momente, wenn auch auf heitere Weise. Als Ende der Fünfzigerjahre an einem großen Festtage in der Alserkirche ein illustres Hochamt celebriert werden sollte, bei welchem Wild, der Unvergessliche, dann eine Tochter der Sonntag und noch einige Gesangskoryphäen mitzuwirken hatten, Veith aber wohl eine Viertelstunde länger auf der Kanzel verweilte, als nach der Programmordnung normiert gewesen, da wurde es allmählich auf dem Chore unruhig, die Herrn Musici stimmten, unbekümmert um den Prediger, ihre Instrumente, die Sängerinnen rückten geräuschvoll die Notenpulte hin und her u. s. w. Das Publicum lauschte aber noch in ungeschwächter Spannung dem Prediger. Da wendete sich Veith, als der Lärm thatsächlich ärgerlich wurde, zum Abgehen, besann sich aber wieder und begann abermals eine Parabel, diesmal über die Geduld zu erzählen. Es war die Geschichte von einem Araber und seinem Pferde, die packend geistvoll war. Alles horchte, auch die heißblütigen Mademoiselles auf dem Chore wurden ruhig, beugten sich vor und liehen ihr Ohr den sinnigen Worten des schlauen Priesters. Die Erzählung dauerte über eine Viertelstunde und erst um halbzwölf verließ Veith die Kanzel, worauf allerdings ein gewaltiger Introductionsrumor seitens der freigelassenen Musikanten losbrach. . . Mit Parabeln wirkte er auch in ernsteren Lagen seines Lebens. Als er vor etlichen zwanzig Jahren eine Sommerfrische in Neuberg bezog, da war es seine Lieblingsgewohnheit, „mutterseelenallein“ in den Wäldern, Schluchten und Gräben herumzuwandern. Er lehnte jede

Begleitung, die sich als Schutz dem schon damals gebrechlichen Mann anbieten wollte, dankend ab, er wollte in seinen Träumen und Gedanken ungestört sein. Wie oft traf ihn Vater Schum, der Veteran der Touristen, auf seinen unermüdlichen Wanderungen, wie oft trafen ihn Jäger, wenn sie den Karlgraben, die Krampen, den Hirschbachgraben oder das „Tyrol" durchstreiften, erschöpft auf einem Baumstrunk oder Felsblock kauern und wie oft warnte man ihn vor einigen Vagabunden, die damals die Gegend unsicher machten und worunter namentlich der „schwarze Peter", ein davongejagter Holzknecht, der frechste und gefährlichste war, auf der Hut zu sein. Richtig attakierte ihn der Strolch eines Tages, als Veith aus dem Veitschbachgraben mühselig hervorkam und forderte von ihm mit derbem Ungestüm Geld. Veith gab, was er bei sich hatte, rief ihn aber, als er sich mit der Beute rasch entfernen wollte, zurück und begann mit ihm in sanftem Tone zu sprechen. Er frug ihn um seine Vergangenheit, um sein bisheriges Leben, um seine Schicksale und was ihn auf den Weg des Lasters gebracht. Der Unhold wurde stutzig, begann aber zu erzählen. Veith horchte, sprach aber kein Wort, ruhig giengen sie nebeneinander, bis Peter mit seiner Beichte zu Ende war. Dann sprach Veith. Er erzählte zuerst ein indisches Märchen, dann ein evangelisches Gleichnis, und zum Schluss die schöne Parabel vom „verlorenen Sohn". So kam man bis gegen Neuberg. Die scheidende Sonne vergoldete die Berggipfel, das Glöcklein des Dorfes läutete das „Ave Maria", Veith entblößte das Haupt und lispelte ein kurzes Gebet. Peter that desgleichen. Dann wollte sich Veith von seinem unheimlichen Begleiter trennen und winkte diesem zum Abschied. Der aber sank zu Füßen des Priesters, bat mit aufgehobenen Händen um Verzeihung, beschwor Veith, das ihm gewaltthätig abgenommene Geld zurückzunehmen und rief, heulend vor Schmerz und Reue: „Segnen Sie mich, hochwürdiger Herr, damit ich wieder ein anderer Mensch werde!" Veith legte die Hände auf das Haupt des Verlornen und wieder Geretteten und versprach, bei Gericht für ihn zu bitten, damit ihm seine Unthaten wieder verziehen werden mögen, weil er wieder ehrlich werden wolle. Und so war es auch... Freilich hatte Veith mit seiner „milden Gesinnung" und seinen „rein menschlichen Ansichten" öfter auch — Malheur. So ließ er sich einst von seinem überströmenden Gefühle hinreißen, in einer Predigt die kühne Hypothese aufzustellen, dass der Segen des Vaters mehr wert sei als — u. s. w. Seine geistliche Oberbehörde soll ihm damals derlei „unkirchliche" Äußerungen strenge verwiesen und ihm sogar mit dem Predigtverbot gedroht haben... Veith, der „aufgeklärte Humanist", wie man ihn allseits nannte (von seinem zelotischen Gegner natürlich spottweise) ließ sich durch derlei Ordonnanzen nicht einschüchtern und blieb bei seinen Grundsätzen und Anschauungen, die ihm sein Leben selbst verschönten

und ihm die Liebe und Verehrung aller rechtlichen Menschen eintrugen. Als die finsterste Zeit über Österreich und speciell über Wien hereinbrach und Veith den Cyclus seiner berühmten „Fastenpredigten" eröffnete, da athmete jedes seiner Worte doch den Geist der Versöhnung und tausende schieden getröstet von der Stätte der Erbauung. . . Auch als Schriftsteller wirkte Veith in hochverdienstlicher Weise. Nebst seinen zahlreichen medicinischen Werken von bleibendem Werte haben sich auch seine theologischen, „von ungeheuchelter Frömmigkeit" durchwehten, wie seine schönwissenschaftlichen Schriften einen Ruf und einen Rang errungen, welchen die skurilen Pamphlete oder von aberwitziger Bigotterie durchtränkten Publicationen mehrerer seiner lärmendsten Standesgenossen — dem Himmel sei Dank! — wohl nie erreicht haben. Als ihn Schreiber dieses vor ein paar Jahren das letztemal sprach, war es bei einem hiesigen Antiquar, wo er eine Serie griechischer und römischer Classiker auswählte, die er als Weihnachtsgeschenk für einen talentvollen Knaben bestimmte. „Nur das Studium der Alten führt zur wahren Bildung und Gesittung", meinte Veith, der ehemalige Redemptorist und nachmalige — Weltpriester. . . Die letzten Jahre seines prüfungsreichen Lebens musste der arme Greis in vollständiger Blindheit verbringen, welch entsetzlichen Zustand er sich aber dennoch wieder erträglich zu machen wusste, indem er eine Schreibmaschine erfand, mittelst welcher er seine Gedanken zu Papier bringen konnte, denn unthätig konnte der Mann nicht sein. Überdies lebte er allzeit als wahrer Weiser einfach und bescheiden und begnügte sich mit Wenigem und theilte dieses mit den Armen, deren Freund er war. So dürften denn auch seine Vermögensverhältnisse nie glänzend gewesen sein, wenigstens wurde oft erzählt, dass er sogar zeitweise Mangel litt, weil er nicht selten den Bedürftigen schenkte, was er eben besaß. So war denn auch in dieser Richtung sein Wirken segensreich — Liebe und Ehre seinem Andenken. . ."

So Friedrich Schlögl. Und ihn ergänzend Bruno Walden in der „Neuen Freien Presse": „. . . Seine sprudelnde Geistesfülle, unterstützt von einem umfassenden, nahezu universellen Wissen und glänzendem Gedächtnisse machte sich schon in seiner Jugend geltend. Ein Beispiel davon. Es hatte sich damals ein Verein junger Leute gebildet, die es sich bei ihren geselligen Zusammenkünften zum Gesetz gemacht, dass jeder irgend etwas — es brauchte nicht eigenes Product zu sein — vorlesen müsse. Eines Abends kam die Reihe an Veith; er zog ein Büchlein aus der Tasche und las einen ganz reizenden kleinen Aufsatz, der alle entzückte. Nun gieng es an ein Rathen, wer der Autor. Die einen meinten, diese Gefühlswärme verrathe Jean Paul, ein anderer glaubte, Hoffmann zu erkennen u. s. f. Doch Veith schüttelte stets das Haupt. Endlich entriss ihm einer der Anwesenden ungeduldig das Büchlein und las:

— — Berthold Waldinger über die Schafzucht! Veith hatte improvisiert. . Bis in sein hohes Alter blieb Veith thätig, niemals gönnte er sich Ruhe, sein Geist arbeitete immer. Einmal war ein Geistlicher bei ihm und pries die ewige Ruhe als die Seligkeit des Himmels; ‚die ewige Ruhe', rief Veith erregt, ‚nein die höhere Thätigkeit'. . . Es erschien kein hervorragendes Fachwerk auf dem Gebiete der Theologie, der Philosophie, der Naturwissenschaft, das er nicht durch Vermittlung zweier edler Frauen, die ihm als Aug' und Ohr dienten, kennen lernte. Mit gleichem Interesse verfolgte er die bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Poesie und Belletristik, und wie empfänglich der Greis war, beweist wohl am besten, dass er, der Blinde, nach der Lectüre des ‚Ahasver' und ‚König von Sion' eigenhändig an Hamerling schrieb, ihm seine Bewunderung auszudrücken."

So aus Bruno Waldens Skizze.

Zum ersten- und zugleich einzigenmale hatte aus ihr das größere Publicum von einer Annäherung Veiths an Hamerling erfahren.

Wir aber wollen im Folgenden das inhaltschwere Schreiben mittheilen, durch das Veith die Correspondenz mit Hamerling einleitete:

„Wohlgeborner, hochzuehrender Herr!

Wer da? rufen Sie wohl bei Eröffnung dieses auf gut Glück und in gutem Vertrauen abgefassten Sendschreibens und ein etwaiger anticipierter Blick auf die Unterschrift gewährt Ihnen wenig Auskunft; denn da steht der Name eines alten Adamskindes, das Ihnen unbekannt. Und warum schreibt dieser Herr nicht mit Tinte, sondern mit Wasserblei und Graphit? Weil dieser Sterbliche, der noch aus dem achtzehnten Jahrhundert stammt, in seinem fünfundsiebzigsten Jahre dem Lichte dieser Leibnitz'schen besten Welt entsagen musste und nun schon seit beinahe sechs Jahren blind ist, daher nicht anders sich helfen kann. Allein wozu? so höre ich Sie fragen, wozu überhaupt schreiben und insbesond're mir?

Und das ist eben die Hauptsache. — Ich habe vor kurzem erst einen trefflichen Freund Knoodt, Professor der Philosophie in Bonn, dringend gemahnt, er solle und müsse den Ahasver und das zweite Epos von Münster lesen — und in gleicher Kategorie der Nothwendigkeit schreibe ich — ich muss Ihnen schreiben, ich bin innerlich dazu gedrängt — ob auch berufen — mindestens — obwohl im Verhältnisse zu Ihnen wie der Mäusedorn zur Eiche — dass ich Ihren Geist, Ihren Zweck, ihre Weltanschauung verstehe, und wohl auch über das eine und das andere Dunkle getrost und offen zu Ihnen reden darf als zu einem lichtvollen Geiste, der die Wahrheit preiset und liebt, die langathmige, wie sie von Ihnen genannt wird, die nicht engbrüstig ästhetisch-egoistisch ist. — So viel als Präludium.

Mit Hilfe einer Dame, die zu Ihren Verehrerinnen zählt und die, was nichts Geringes ist, lesen kann, bin ich mit Ihren epischen Dichtungen vertraut worden, und wie sehr ich davon ergriffen worden, kann Ihnen schon daraus ersichtlich sein, dass ich selber schon (vor dreißig bis vierzig Jahren) mit dem Gedanken umgieng, ein welthistorisches Epos zu bearbeiten unter dem Titel ‚König Morosus und seine Vasallen', was ich endlich fallen ließ, weil ich weder Muße zu den Vorstudien, noch die Kraft und den Muth dazu in mir vorfand.

Sie haben im ‚Ahasver' das Heidnische, sowie das pseudo-christliche Bild der Selbstvergötterung des einsamen durstigen Menschenichs dargestellt mit einer künstlerischen Kraft und furchtbaren Wahrheit, wie niemand vor Ihnen. Es war ein genialer Gedanke, den Nero als einen Mann von hohem Geist und gewaltigen titanischen Gedanken aufzufassen und daneben den Seneca, diesen corrupten heuchlerischen Stoiker in seiner eigentlichen Misere zu zeichnen, da gerade er von den Asketen der scholastischen Altmeisterei so häufig citiert und abgeschrieben wurde, als sei er ein Dreiviertel-Christ gewesen. Der ganze Bau des Werkes ist riesig, prachtvoll und furchtbar. Durch jede Ritze der Weltlust, der Üppigkeit, der Impietät leuchtet das trübe Feuer des Rhadamant und Tartarus. Das einzige, was mir nicht zusagte, wäre der Verstoß gegen die Tradition vom Märtyrium der beiden Apostelfürsten. — Leicht hätten aus Rom andere Namen sich finden und jene beiden in die letzte Katakombenscene sich versetzen lassen. So hat Heyse in seiner Dichtung ‚Thekla' anstatt Paulus den Namen Trychon gesetzt, um keinen Anstoß zu geben.

Im ‚König von Sion', das mir wie ein modernes Gegenbild zu ‚Nero' erscheint, sind gleichfalls so viele gewaltige Umrisse, Schilderungen, Gestalten, ethische und dämonische Grundzüge, dass ich viele Seiten darüber vollschreiben müsste, um Ihnen mein Verständnis davon verständlich zu machen. Dazu darf ich Ihre Geduld nicht missbrauchen, muss aber doch einiges hervorheben, was gerade mir als höchst bedeutsam erscheint. Ich will es auf gut bureaukratisch numerieren: Erstens — der Gedanke, den Jan als Antitypp des Nero mit großen, edlen, idealen Intentionen auszustatten (ohne die er ja gar nicht poetisch wäre), die jedoch von überspannter Selbstigkeit nicht frei sind und ihm zum Verhängnis werden; zweitens — die Ehrenmaske des Mannes von Harlem ist so treffend mit der logischen Consequenz des Wahnsinns durchgeführt, dass es objective Wirklichkeit wird, und dass der Prophet eine Divara ehelicht, ist wegen der pneumato-physischen Polarität des Menschen höchst charakteristisch; hoch satirisch, eigentlich sarkastisch, ist das Pochen des satanischen Rationalisten Knechting auf den gesunden Menschenverstand und die halb viehischen, halb communistischen

Correcturen, die er daraus herleitet; — viertens unübertrefflich ist die Wendung in der Selbsterkenntnis des Jan, dass der Stolz, den er auf seine sittliche Reinheit gesetzt, an sich schon sittliche Unlauterkeit gewesen. So wie alles, was vom Glauben gesagt wird. Und wo könnte ich beginnen, wo enden, wenn ich über vieles andere mich verbreiten wollte? Wenn ich dennoch etwas Apartes zu bemerken kaum unterlassen kann, so ist es der Umstand, dass Jan sich selber aus der Welt hilft, was dem christlichen Bewusstsein, das in ihm wach geworden, nicht zusagt und eschatologisch nicht befriedigt. In den reichen Schätzen Ihres Geistes hätten sie gar leicht einen anderen Weg gefunden.

Noch eine andere Bemerkung erspare ich mir zum Schlusse, dem ich zuzueilen suche. Dass Ihre Werke von vielen gesucht und gelesen werden, ist erfreulich, denn offenbar sind Sie ein Prediger in der Wüste, und Ihr Wort ist wuchtig. Dass viele unter diesen vielen Ihre Absicht nicht verstehen, und, um etwas zu reden, die Form, den Versbau, die Farbe und den Glanz des Gemäldes loben, ist ein altes Geschick. Die Oberflächlichen werden nichts denken und beherzigen, sondern sich amüsieren. Mir fällt dabei die Anekdote von Händel ein, zu welchem nach Aufführung des Oratoriums ‚Messias' viele Lords und Viscounts hintraten und für die Unterhaltung ihren Dank aussprachen. Der Meister gerieth in heftigen Zorn und schrie: ‚Nicht unterhalten, nein, belehren wollt ich Euch!" Allein das lassen die Leute nicht leicht sich anthun. Mich will bedünken, dass Sie eine besondere Mission von oben haben, die Sie unter bitterem Leiden und innerstem Frohlocken vollführen müssen. Wie ich das meine, vermag ich in Kürze nicht evident zu machen, auch habe ich als ein Ihnen Fremder nicht das Privilegium, Ihnen ein Langes und Breites vorzuschwätzen und in Ihr Vertrauen mich einzudrängen. Mit prophetischem Hellblick haben Sie das Ende Neros und den Anbeginn der Gemeinde des Kain-Ahasver-Apolyon hingestellt. Dem Lügner und Mörder von Anfang, der Natur und Geist verderbt und vergiftet, — dem mit dem blitzenden Schwerte Ihres Genius entgegenzutreten, scheint mir Ihre Aufgabe; und ich bilde mir ein, dass Sie ohnehin eine solche Aufgabe im Sinne führen, denn müßig sein, ist Ihnen nicht gegeben. Und so mögen Sie die vorlaute Sprache, die ich geführt, gütigst verzeihen und meinem Zudringen auf Grund der inneren Hochachtung Nachsicht schenken, mit der ich geharre Euer Wohlgeboren ergebenster

Wien, 21. Februar 1869. Dr. Joh. Eman. Veith."

In einem Briefe Robert Hamerlings an den Dichter Albert Möser (vom 17. Jänner 1866) finden wir die Stelle: „... Anastasius Grün ... interessiert sich aufs lebhafteste für ‚Ahasver' und verkehrt

mit mir überaus freundlich. Auch der Epiker Karl Egon Ebert hat sich mir neulich brieflich genähert, um mir die Eindrücke mitzutheilen, die ‚Ahasver‘ auf ihn gemacht. Solche ganz spontane Annäherungen betrachte ich immer als das Erfreulichste.“

Wir können autoritativ mittheilen, dass unseren Dichter der Brief Veiths von allen „solchen ganz spontanen Annäherungen“ schier die größte Freude bereitet.

Erst wenige Wochen vor Empfang des Veith'schen Briefes hat Hamerling an Möser geklagt: „Was nützt mir die Lobpreisung der Einzelheiten, wenn das Ganze als solches unverstanden bleibt, wenn namentlich die Idee des Jan, obgleich sie klar genug entwickelt und alles in ihr aufs genaueste im Zusammenhang mit der Grundidee der Dichtung motiviert ist, auf eine beinahe unbegreifliche Weise missverstanden und mit einer fast unglaublichen Oberflächlichkeit beurtheilt wird? Ich begreife nicht, wie solchen, die diese Gestalt so verkehrt auffassen, überhaupt noch etwas an dem Werke gefallen kann! Solange man, anstatt gewissenhaft und mit gesammelten Gedanken einen ‚Ahasver‘ und ‚König von Sion‘ zu lesen, sich nur dem oberflächlichen Genusse der Äußerlichkeiten hingibt, kann mir alles Lob keine wahre Genugthuung bereiten, sondern nur die Besorgnis, dass es zuletzt eine um so heftigere Opposition gegen mich wachruft und dass viele — selbst solche, die mich achten — durch ein Lob, das ihnen schon deshalb als ein überschwengliches erscheinen muss, weil sie meine Werke nur oberflächlich auffassen, gegen mich verstimmt werden und dann noch weniger als bisher sich die Mühe nehmen werden, meine Dichtungen mit so viel Aufmerksamkeit zu lesen als nöthig ist, nicht etwa ein ‚Hineingeheimnistes‘ zwischen den Zeilen herauszugrübeln, sondern das, was in den Zeilen selbst klar ausgesprochen ist, im Gedächtnisse zu behalten und nach den Anhaltspunkten, die das Werk selbst bietet, ohne vorgefasstes Urtheil die Gesammtauffassung sich befestigen zu lassen.“

Da kam eben der Lichtstrahl von Veiths Brief zurecht, um die Wolken der Besorgnis des zagenden Dichters zu zerstreuen.

Und ein alter achtzigjähriger Mann war's, ein erblindeter, der mit des Dichters Schöpfungen sich vermählt, und den des Leibes Gebreste nicht hatte verdrießen lassen, dem Sänger Bewunderung und Verständnis auszudrücken! Und was für ein Verständnis!!

Aber vielleicht wirkte zur großen Freude über Veiths Brief noch ein anderes mit.

Als unser Dichter — ein sechzehnjähriger Jüngling — jenen Kampf in seiner Seele gekämpft — den „Kampf zwischen thätigem und beschaulichem Leben, zwischen irdischem Bestreben und mystisch-asketischem Cult des Guten und Schönen, zwischen Weltgenuss und Weltentsagung, zwischen Sansara‘ und ‚Nirwana‘“ — da hatte der Geängstigte geistig seine

Zuflucht genommen zu — Emanuel Veith: — Veiths „Leidenswerkzeuge Christi“ bildeten durch Wochen seine tägliche Lectüre.

Nun waren dreiundzwanzig Jahre seither verflossen, das Kämpfen und Ringen von damals längst entschieden.

Derselbe Priester, der damals Tröstung ihm gewesen — nun sollte er ihm Zeugnis sein, dass sein Beruf sich ihm erfüllt:

„Mich will bedünken, dass Sie eine besond're Mission von oben haben, die Sie unter bitterem Leiden und innerstem Frohlocken vollführen müssen.“

„Dem Lügner und Mörder von Anfang, der Natur und Geist verderbt, dem mit dem blitzenden Schwerte Ihres Genius entgegenzutreten, scheint mir Ihre Aufgabe. . .“

Das Schläfchen auf dem Semmering.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von **Peter Rosegger**.

Das Mittagsmahl war vorüber. Den Rest der Milchsuppe hatte der Kettenhund bekommen, der dankbar mit dem Schweife wedelnd die Schüssel so blank leckte, dass die rothen und blauen Blumen, sowie die Zahl des Geburtsjahres der geräumigen Thonschüssel klar zum Vorscheine kam. Der Hund beleckte, gleichsam zum Danke, dann auch noch die Blumen und die Jahreszahl, und gut war's. Den Rest der Schmalznocken hatte die Bäuerin dem alten Zottentrager (Lumpensammler) verehrt, der auf der Ofenbank saß bei seinem großmächtigen Bündel, in welchem alle alten Fetzen von Alpel beisammen waren und der Papiermühle harrten. Der Zottentrager nahm weder die „Zotten“ umsonst, noch die Schmalznocken, er that ein Täschlein auseinander und bot der Bäuerin zur Gegengabe drei Ellen blaue Schürzenbänder und ein paar englische Nadeln. Der Großknecht nannte ihn trotzdem einen Lumpenkerl.

Als wir vom Tische aufstanden, um wohlgesättigt wieder dem Tagwerke nachzugehen, steckte der Großknecht Rochus einen Ballen Tabak in den Mund. Trotzdem vermochte er noch zu reden und zum Hausvater das Wort zu sagen: „Bauer, brauchst du heute das Bendel?“ Bendel, das ist nämlich der geringschätzige Ausdruck für einen nichtigen kleinen Buben, der den Leuten unter den Beinen umherschlupft, wenn er beim Vieh nichts zu thun hat. Das Wort Bendel musste auf mich passen, weil der Ziefelhofbauer, bei dem ich damals als Schafhirt angestellt war, auf mich herabschaute und die Achseln zuckte. Er brauche mich nicht. Die Schafe seien ja in der eingezäunten Halde.

„Wenn du ihn nicht brauchst, so brauch' ich ihn", sagte der Knecht. „Wenn ich morgen ins Österreichische hinaus soll mit dem Leab, so muss das Vieh heut' ein paar Stunden umgetrieben werden auf dem Anger."

Der Leab, das war durchaus kein „Vieh", wie der Knecht in seiner Grobmauligkeit sagte, sondern das war unser falbes Öchslein, der Liebling des Hauses. Es musste besonders brav sein, denn es wurde besser gehalten, als die anderen Rinder, es bekam Heu statt Stroh und Salzrübenbrei statt Spreufutter. Warum die Bevorzugung? Weil der Leab eben ein lieber Kerl war und so schön jodeln konnte. Wenn er satt war und vor dem Stalle stand, so begann er zu lauten, die Töne, die er in kurzen Zwischenräumen ausstieß, waren wie heller Juchschrei, der drüben im Wald klingend wiederhallte. Die anderen konnten es beiweitem nicht so. Ich wusste damals noch gar vieles nicht, unter anderem auch, warum der Leab so schön jauchzte. War es, weil es gar so lustig ist auf dieser Welt, wenn man nicht an den Pflug muss und so guten Salzrübenbrei kriegt, oder war es, weil er Genossen und Genossinnen herbeirufen wollte von den Weiden, oder war es, weil der Wald sein Jauchzen so munter beantwortete. Kurz, es machte sich alles so fein und nett mit dem Leab, und das war nicht bloße Höflichkeit, wenn es hieß, dass er sehr gut aussehe. Mit diesem lieben Öchslein nun sollte der Knecht Rochus am nächsten Tage ins Österreicherland reisen, über den Semmering hinüber. Man sprach gar von Wien, wo der Leab, wie es hieß, sein Glück machen sollte.

„Sodl, jetzt komm einmal, Bendel, nichtiges!" Also hat der Knecht mich geworben. „Jetzt führ' den Leab aus dem Stall auf den Anger und treib' ihn ein paar Stündlein langsam herum. Na, hast mich verstanden?"

Nun war das vom Leab eine besondere Gefälligkeit. Wenn ich ein gesunder starker Ochs bin wie der Leab, so lasse ich mich nicht von einem siebenjährigen Jungen, den sie noch obendrein das Bendel heißen, mir nichts dir nichts auf dem Anger umhertreiben. Entweder ich gebe ihm einen Deuter mit dem Hinterbein, dass er mich in Ruh' lassen soll, oder ich tauche ihn mit dem gehörnten Kopf zu Boden. Mein Leab aber erkannte mir die Oberhoheit zu, oder es war ihm nicht der Mühe wert, einem winzigen Knirps sich zu widersetzen; er ließ sich gutmüthig treiben. Etwas schwerfällig trottete er auf dem Rasen dahin, ich hatschte barfuß hinter ihm drein und wenn er stehen bleiben wollte, um sich zu lecken oder eine Schnauze voll Gras zu sich zu nehmen, so versetzte ich ihm mit der Gerte einen leichten Streich an den Schenkel, dass er weiter gieng. So hatte es der Knecht angeordnet. Ich wusste nicht, was das Herumtrotten heute zu bedeuten hatte und mein Leab wusste es wahr-

scheinlich auch nicht. Der Mensch, wenn er etwas nicht weiß, macht sich Sorgen darob, der Ochs nicht, trotzdem kam letzterer genau so weit als ich — etwa fünfzigmal um den Anger herum.

Am Abend, als wir müde und mit steifen Beinen in den Stall giengen, habe ich's erst erfahren, weshalb die Rundreise verhängt worden war. Der Leab musste sich für seine bevorstehende Fußpartie ins Österreicherland eingehen, weil er das Marschieren nicht gewohnt war. Bei mir stand die Sache nicht viel anders, denn auch ich war auserlesen, die Reise mitzuthun.

Am nächsten Frühmorgen hatten wir, der große Knecht Rochus und der kleine Bendel, unser Halbfeiertagsgewand angelegt, ich auch mein neues Paar Schuhe, dann aßen wir Sterz und Milch, und der Leab bekam noch einmal seinen Salzrübenbrei. Während er mit Behagen sein Frühstück verzehrte, ahnungslos, dass es das letzte war in der Heimat, striegelte ihm der Zieselhofbauer noch die Haare glatt und betastete mit Wohlgefallen den rundlichen Leib.

„Unter hundertsechzig treibst ihn wieder heim“, sagte er dann zum Knecht. Das war mir nicht ganz verständlich, der Rochus aber nickte seinen Kopf. „Geh nur her, Öchsel!“ sprach er und legte dem Genannten den Strick um die Hörner. Ich stand hinten mit der Gerte. Als wir so zu dreien durch das Hofthor hinaus davonzogen, brüllten die anderen Rinder des Stalles, und der Leab stieß ein paarmal sein helles Jauchzen aus. War ihm wirklich so wohl ums Herz, weil es jetzt in die helle Fremde gieng, oder hatte der Arme nur einen einzigen Laut für Freud und Leid? Die Hausleute schauten uns nach, bis der Weg sich verlor im Schachen.

Anfangs gieng's etwas rostig, es waren uns die Beine noch steif von der gestrigen Angerwanderung, aber schon über dem Alpsteig wurden wir gelenkiger, und im Mürzthale trabten wir zu acht Füßen ganz rüstig fürbass.

„Sodl“, sagte der Knecht, „bis die Sonne abi geht, müssen wir z'Gloggnitz sein. Heimfahren können wir morgen auf dem Dampfwagen, ist sicherer mit dem Geld.“

Und kam es jetzt auf, was der Rochus im Sinn hatte. Den Leab wollte er verkaufen. Zu Gloggnitz an einen Viehhändler, der ihn dann nach Wien führen würde. — Nein, das konnte dem Knecht nicht ernst sein. Verkaufen, den Leab! Derselbe Knecht hatte früher einmal am Feierabend eine Geschichte erzählt, wie ein Mann seinen Bruder an den Juden verkauft hatte. . . . Und stimmte denn das mit dem, was meine Mutter daheim oftmals gesagt hatte, nämlich, dass auch das liebe Vieh unserem Herrgott gehöre, und dass Ochs und Esel die ersten gewesen, die beim Christkind Wache gehalten? —

Weil die Straße so breit und glatt vor uns da lag und das Öchslein so willig fürbaſs gieng, so konnten wir plaudern. Daheim plaudert kein Knecht mit dem Schafbuben, am wenigsten der ruppige Großknecht mit dem Bendel, aber in der Fremde schließen die Menschen sich nahe aneinander, selbst wenn ein Ochs dazwischen ist.

„Was wird er denn nachher machen, der Leab, z'Wien?" fragte ich.

„Der wird todtgeschlagen", antwortete der Knecht. Ich lachte überlaut, weil ich das grobe Wort für einen feinen Witz hielt.

„Übermorgen um die Stund' hängt er schon an den Hinterbeinen beim Fleischhacker", setzte der Knecht bei. Mir ward plötzlich bange, ich schaute dem Leab ins Gesicht, das glotzte harmlos drein; er hatte nichts verstanden, gottlob. — Fleischhacker! Ich hatte den Namen übrigens schon gehört. Als daheim die Mutter einmal schwer krank gewesen war, hatte der Arzt ein Pfund Suppenfleisch verordnet, zum Kraftmachen. Das war auch beim Fleischhacker geholt worden.

„Hi, Leab!" sagte der Rochus und zog am Strick.

Dann fuhr er fort, wunderlich zu sprechen: „Das beste Fleisch geht allemal nach Wien. Wenn unsereiner auf der Kirchweih beim Fleischhacker im Dorfe ein Stückel kauft, kriegt man ein wiedenzähes Luder." — Was er nur da redet!

Als wir beim jungen Lärchenwald, am Anfang des Semmeringberges waren, wuſste ich alles. Es war ganz unerhört. — Zurückführen nach Alpel konnte ich den armen, armen Leab nicht, ich hätte mit dem Knecht darum bis auf den Tod raufen müssen. Der Knecht Rochus hatte eben vom Bauern den Auftrag, den Leab in Gloggnitz dem Fleischhacker zu überantworten! Dann sollte das gute Ochsl zur Schlachtbank geführt, dort mit einer großen Hacke niedergeschlagen und hernach mit einem langen Messer erstochen werden. Alsdann sollten ihm die schönen schwarzen Hörnlein vom Haupte geschlagen und die Haut herabgezogen werden. Dann sollten ihm die Eingeweide herausgerissen und das Fleisch in tausend Stücklein zerschnitten werden. Und diese Stücke würden gekocht, gebraten, von den Wienern verzehrt, so wie der Wolf das Schaf frisst, und die Katze die Maus! — Mir ward blau vor den Augen, ich taumelte hin an den Rain. Der Rochus steckte mir einen Bissen Brot in den Mund.

Später, wieder zu mir gekommen, schaute ich den Leab an. Der biss einen Grasschopf ab und kaute ihn mit aller Behaglichkeit hinab. Er weiß von nichts. Er hat's gehört, aber nicht verstanden. O, argloses Gottesgeschöpf! — Ich hub an, laut zu brüllen.

Der Rochus lachte und gab mir zu bedenken, daſs ich selbst schon Ochsenfleisch gegessen hätte! Ich selbst? Das war noch schöner! — Ja! Am Leihkauftag, wie uns der Bauer beim Wirt Braten mit Salat

gezahlt. Das sei so etwas gewesen. — Mir wurde übel. Braten hatte ich freilich gegessen, er war sogar sehr gut gewesen, aber dass das ein Stück Thierleib sollte gewesen sein! Dass es ein Stück von einem Ochsen sollte gewesen sein, der vorher gerade so warm gelebt, und vielleicht so hell gejauchzt hatte, wie der Leab! — Und dass die Menschen so etwas thun!

Als mir das erstemal die Gewissheit ward, dass alle Menschen sterben müssen, auch ich — da war mir nicht so abscheulich weh ums Herz, als an diesem Tage, wie ich erfahren, dass der Mensch das Thier isst, mit welchem er vorher so zutraulich beisammengelebt hat.

„Was ist denn das?" fragte der Rochus und stupfte mit dem Stock auf meinen Fuß. „Ist das nicht ein Schuh?"

„Das ist mein Feiertagsschuh", gab ich artig zurück.

„Gelt, und mit dem gehst du in die Kirche und betest fleißig. Sag' mir schön, hast du die Scheckige noch gekannt, die unser Bauer im vorigen Jahr für ein Kalb umgetauscht hat?"

„Die scheckige Kuh, die mit dem Melkstuhl geschlagen worden ist von der Stallmagd, weil sie keine Milch geben hat wollen?"

„Richtig. Und geben hat sie keine wollen, weil sie keine mehr im Euter hat gehabt, und deswegen hat sie unser Bauer fortgetauscht. Was meinst, Schafhalterbub', wo wird sie sein jetzt, die scheckige Kuh?"

Rieth ich: „Auf der Fischbacher Alm."

Sagte er: „O, Tschapperl, auf der Fischbacher Alm! Wo du jetzt in ihrer Haut steckst!" Und tippte wieder auf meine Schuhe. — Mich machten diese Offenbarungen ganz verwirrt. Inwendig Ochsenfleisch, auswendig Kuhhaut! Und so einer will Kind Gottes sein?! —

Auf der Semmeringhöhe, wo die grünen Matten waren, wollte unser Leab auf einmal nicht weiter, sondern setzte sich nieder.

„Das ist gar nicht so dumm!" meinte der Rochus und setzte sich auch in den Schatten einer Lärche, denn es war heiß geworden. Ich hockte ebenfalls hin und lugte heimlich auf das Öchslein. Das that gemüthlich wiederkauen, der Knecht that's auch an seinem Tabak, und dabei kratzte er das Thier zärtlich hinter den Ohren. Der Leab war dessen froh und streckte traulich den großen Kopf so zurecht, dass der Rochus gut krauen konnte. Und jetzt dachte ich: Wie doch der Mensch so falsch sein kann! — Ich meinte damit den Knecht und mich und alle, die ein Hausthier so lieb haben, dass sie dasselbe endlich zur Schlachtbank führen und aufzehren. Endlich hatte der Leab sein schweres Haupt auf den Rasen hingelegt und machte die großen runden Augen zu. Der Rochus lehnte sich an den Baumstamm und duselte auch ein. Jetzt schliefen sie beide — aber den Schlaf des Gerechten sicherlich nur einer. Der Knecht hatte den Strick noch schlafend um die Hand ge-

wunden, mit dem er das ahnungslose Schlachtopfer hielt. Ich war voller Betrübnis.

Kam des Weges her, den wir gekommen, ein großes graues Bündel, unter demselben gebückt der alte Zottentrager, der tags zuvor in unserem Hause gewesen. Der stand still, streckte seinen langen braunen Hals nach mir vor und fragte flüsternd: „Was hat's denn, Bübel?"

Schluchzend stand ich auf und vertraute dem weltfremden Menschen meinen Schmerz.

„Das Öchsl thut mir so viel derbarmen, weil es zum Fleischhacker muss."

„So, so! zum Fleischhacker!" flüsterte der Alte und verzog sein runzeliges Gesicht zu einer schrecklich lächerlichen Larve. Aber ich konnte nicht lachen, musste immer noch heftiger weinen aus Erbarmnis, weil der liebe gute Leab so arglos und unschuldig schlummerte.

„Ist das nit dem Zieselhofer von Alpel sein Knecht?" fragte dann leise der Zottentrager, auf den Rochus deutend. „Ist schon gut. Der hat mich gestern mit einem Lumpenkerl angemurmelt. Lumpenkerl, der bin ich, gewiss auch noch, dass ich's bin. Weil ich ein Kerl bin, der Lumpen tragt. Aber anmurmeln lass ich mich nit so. Gesagt ist's! Heute wird er die Lumpen nit verachten, wenn sie ihm der Viehhandler als nagelneue Hunderter auf die Hand thut. Aber wart', altes Murmelthier, so gut sollst es nit haben! Gesagt ist's! Dem kleinen Edelmann da thut eh der Ochs leid. Mir auch. Schlaf' süß, du holdseliger Bauernknecht, du kotzengrober! Der Ochs soll in den grünen Wald gehen, und nit zum Fleischhacker. Gesagt ist's und —" mit dem Taschenmesser schnitt er den Strick durch — „gethan ist's."

Das alles war im Flüsterton herausgestoßen, nun rüttelte er den Ochsen bei den Hörnern: „Steh' eilends auf, Herr Ochs, und fliehe!"

Der Leab glotzte ob solcher Belästigung etwas verblüfft umher, dann stand er schlotterig auf, zuerst mit den Hinter-, dann auch mit den Vorderfüßen und ließ sich vom Zottentrager in den Wald führen. Der alte Spitzbube zischelte mir noch zu: „Du schlafst auch, Jüngling, und weißt von nichts." Dann rückte er sein Bündel wieder auf und huschte davon.

Ein junger Mensch ist bald verführt, wenn er verführt sein will. Ich streckte mich auf den Rasen, drückte meine Augen zu und wartete, bis der Knecht Rochus die seinen aufmachte. — Das wird ein schreckliches Erwachen werden! Ich bangte davor und war höllisch neugierig d'rauf. Ich blinzelte zwischen den Augenwimpern wohl doch ein wenig auf ihn hin. Er schlief so arglos, wie früher der Leab. Jetzt that mir der Knecht leid, wie früher der Ochs. Fest um die Hand gewickelt hielt er den abgeschnittenen Strick. Jetzt zuckte er ein wenig mit derselben

Hand, als wollte er das Thier an sich ziehen. Das gab keinen Widerstand. Er riss die Augen auf, warf den Kopf, sprang empor: „Der Ochs!“ Ein wahrhaftes Angstgebrüll: „Bub', wo ist der Ochs!“

Ich that, als wäre ich eben auch erst erwacht, streckte die Arme aus, gähnte und sagte mit der ganzen Niederträchtigkeit eines Zottentragers: „Hast du den Leab schon verkauft?“

„Gestohlen! Geraubt! Weggeraubt!“ schrie der Knecht und schoss umher wie ein scharf losgelassener Kreisel. Die Faust, um welche der Strick noch geschlungen war, streckte er gegen Himmel, und an mir vorüberrasend, schien es einen Augenblick, als wollte er sie auf mich niedersausen lassen. Mir war nicht zum Lachen, und die Freude an dem geretteten Leab löste sich in eine schreckliche Angst vor dem schnaubenden Großknecht. Seine Fäuste lösten sich freilich bald in flache Hände auf, mit denen er sich jammernd den Kopf hielt. Das viele Geld! Auf Jahre hinaus der Dienstlohn weg, auf viele Jahre hinaus! Der Bauer werde ihm nichts schenken. Vielmehr strafen werde er ihn für die Fahrlässigkeit. Auf fremden Straßen einzuschlafen! Es sei auch zu pflichtvergessen! Zu pflichtvergessen! „Mein Bübel!“ rief er mir zu, in seiner Verzweiflung zärtlicher als je, „lauf du zurück auf der Straßen, wo wir hergekommen, vielleicht derwischest du den Dieb! Ich werde auf die Österreicherseiten hinaus. Weit kann er ja noch nicht sein. O, mein liebes Geld, mein liebes Geld!“

So wollten wir uns aufmachen zur Verfolgung des Wichtes, der uns den Leab gestohlen, da hub es im nächsten Dickicht an in hellen Stößen zu lauten. . . .

O, Ochs, du jauchzest dich in den Tod hinein! — Drei Stunden später hat zu Gloggnitz der Händler den Leab übernommen und ihn dem großen Mastviehtransport einverleibt, der nach Wien gieng.

Übungsschule.

Die Erschaffung der Thiere war sicherlich eine Vorübung Gottes zur Erschaffung des Menschen. So sollte der Mensch am Thiere sich üben — menschlich zu sein, damit er es in dieser Kunst bei seinesgleichen zur Meisterschaft bringe.

R.

Kleine Laube.

Winters Erbe.

Der Winter, der starre,
Er liegt in der Sterbe,
O lächelnder Erbe,
Wie üppig du erbst!
Den blühenden Frühling,
Den leuchtenden Sommer,
Den größten der Geber,
Den goldenen Herbst.

R.

Eine höfliche Anfrage.

„Anläſslich der Feuerbestattung des Schauspielers Mitterwurzer ist uns wieder einmal erklärt worden, daſs die katholische Kirche die Leichenverbrennung nicht anerkenne, wohl weil diese mit der Lehre von der Auferstehung des Fleisches in Widerspruch stehe.

Der katholische Laie steht dieser Auffassung gegenüber ganz rathlos, ja nachgerade hilflos da. Die Widersprüche, die er sieht, sind zu groß. Hat die Kirche doch selbst zur Zeit der Inquisition tausende von Menschen verbrannt, erstens wohl, um die Hexenkünste und Teufelsbeschwörungen zu sühnen, zweitens aber auch, um durch solchen Sühntod die Verbrannten für den Himmel zu retten. War's nicht so gemeint? Ferner sind zur Zeit der Christenverfolgung viele Christen verbrannt worden, die später von der Kirche heilig gesprochen wurden. Endlich liest man in katholischen Büchern, daſs am jüngsten Tage die Welt durch Feuer zugrunde gehen wird, wonach dann erst die Auferstehung der Lebendigen und der Todten erfolgt.

Und jetzt der kleinliche materialistische Gedanke, die Leichenverbrennung widerspreche der Lehre von der Auferstehung! Warum den hehren Auferstehungsglauben auf so schwache Füße stellen? Warum es den Leuten so leicht machen wollen, sich

der Auferstehung von den Todten und dem letzten Gerichte zu entziehen? Wie viele Menschen gehen durch Feuer zugrunde, wie viele Todte werden aus allerlei Zufällen zu Asche verbrannt! Wie wehe muss es den Hinterbliebenen der beim Ringtheaterbrande Verunglückten sein, wenn diesen die Kirche die Auferstehung von den Todten abspricht!

An jedem Aschermittwoch reibt die Kirche den Gläubigen Asche auf die Stirn mit den Worten: „Du bist von Staub und Asche und wirst zu Staub und Asche.“ Es ist also für unsereinen gar nicht zu verstehen, weshalb die Kirche sich der Aschewerdung so heftig entgegenstellt.

Ja, wenn es so wäre, dass die Feuerbestattung als Demonstration gegen die katholischen Begräbnisgebräuche betrieben würde. Dann könnte man die Gegendemonstrationen der Kirche begreifen. Aber wenn ein Mensch, der aus irgend welchen Gründen die Feuerbestattung wählt, vor allem noch um die kirchlichen Sacramente und Segnungen sich bewirbt, noch als Katholik bestattet sein will, dann ist ein Ausstoßen schlechterdings unverständlich.

Die Mutter Kirche steht viel zu hoch, als dass ein unwissender Laie sie um Belehrung bitten dürfte, aber einen katholischen Theologen möchte ich gebeten haben, mir Aufklärung in diesem Punkte zu ertheilen. N. N.“

Die Redaction des „Heimgarten“, die diese Zuschrift gerne veröffentlicht, ist nicht für die Feuerbestattung, und zwar aus ganz weltlichen Gefühlsgründen, die vielleicht nur anerzogen sein mögen. Doch sieht sie trotz allen Nachdenkens nicht ein, wieso die Feuerbestattung dem katholischen Glauben widersprechen sollte. Und so wie wir, denken und empfinden viele Tausende. Also wäre es vielleicht doch der Mühe wert, wenn ein heller Theologe mit Außerachtlassung aller persönlichen Stimmungen uns bündigen Bescheid ertheilte. Die Red.

Unterredung einer Protestantin mit Papst Pius IX.

Die protestantische Schriftstellerin Friederike Bremer hatte eines Tages eine Audienz bei Papst Pius IX. Nachdem sie von ihren Werken mit ihm gesprochen, fragte sie der Papst, ob sie katholisch wäre. Lassen wir sie nun selbst reden, wie sie ihre Unterhaltung mit dem heiligen Vater erzählt.

Ich: „Nein, heiliger Vater, ich bin nicht römisch-katholisch.“

Der Papst: „Dann sollten Sie es werden. Außer der katholischen Kirche kein Heil und keine Vollkommenheit.“

Ich: „Wollten Ew. Heiligkeit mir eine Frage erlauben?“

Der Papst: „Sprechen Sie!“

Ich: „Ich liebe aus Grund meiner Seele Gott und unseren Herrn Jesus Christus. Ich glaube an seine Gottheit, an die Wirksamkeit seiner Erlösung für mich selbst und für die ganze Welt. Ich will nur ihm gehorsamen, ihm allein dienen. Erkenen Ew. Heiligkeit mich nicht als Christin?“

Der Papst: „Als Christin ohne Zweifel, aber .....“

Ich: „Und als ein Glied der Kirche Christi?“

Der Papst: „Ja, in einem gewissen Sinne, aber dann müsste man auch alles, was die Kirche sagt und lehrt, für wahr halten. Indessen mögen Sie nicht glauben, dass der Papst alle, die die Unfehlbarkeit der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes nicht anerkennen, verdamme. Nein, ich denke, dass manche außer der Kirche lebenden Personen werden selig werden, wenn sie nach den Grundsätzen, die sie als wahr ansehen, leben. Ja, ich glaube es gewiss.“

Ich: „Ich vernehme mit Freuden diese Worte aus dem Munde Ew. Heiligkeit, denn ich hatte immer gehofft, an derselben einen weniger strengen Richter zu finden, als an vielen Katholiken und ihren Geistlichen, die da sagen: Sie sind keine Christin, Sie werden nicht selig, wenn Sie nicht in allen Punkten wie wir und unsere Kirche glauben."

Der Papst: „Hierin haben diese Unrecht, meine liebe Tochter." — Hierauf, sagt sie, gab mir der Papst folgenden Rath: „Beten Sie, beten Sie zu Gott, damit er Ihnen das Licht, die Gnade zur Erkenntnis der Wahrheit verleihen möge, dies ist das einzige Mittel, dahin zu gelangen. Die Controverse (Streiten über Glaubenspunkte) fördert nichts. Bei der Controverse ist Hoffart und Eigenliebe. Jeder will da sein Wissen, seine Belesenheit zur Schau tragen und zu guter letzt bleibt ein jeder, was er zuvor war. Das Gebet ist das große Heilsmittel. Beten Sie morgens und abends und ich hoffe, dass Ihnen von Oben herab Licht und Gnade werde gegeben werden. Denn Gott will, dass wir demüthig seien, und seine Gnade ertheilt er denen, die von Herzen demüthig sind. Und jetzt möge Gott Sie segnen und unter seinen heiligen Schutz nehmen für Zeit und Ewigkeit."

Wahr und evangelisch waren die Worte des Papstes. Ich dankte ihm mit Herzensergüssen und verabschiedete mich, zufriedener mit ihm als mit seinen ihm untergeordneten Priestern, die immerfort von der allein seligmachenden römisch-katholischen Kirche sprechen, außer der es kein Heil gebe. D.

Poetenwinkel.

Am Kreuz.

Fünf Gedichte aus einem Cyclus. Von Michael Maria Rabenlechner.

„. . . subiti perago praeconia casus. . . ."
Ovid, lib. trist. V, 9.

I.

Manche Frauenrechte streute duft'ges Bunt auf meinen Pfad,
Doch wie du mit gleichem Füllhorn war mir keine noch genaht.

Denn mit Rosen überschüttet hast du meinen Felsensteg,
Und von diesen Blumen deckte mir das Blütenroth den Weg.

In dem Kirchlein meines Herzens, als Palladium, Schirm und Schild,
Schaut' ich deine holden Züge, keuschbesung'nes Gnadenbild!

Betend oft vor diesem Bilde sank ich hin in Lust und Schmerz,
Und der Liebe Ampel lohte vorm Altare himmelwärts.

II.

Nefastus dies: — Sonntagsglocken klangen,
Da riss der Strang, es bebt' des Thurmes Knauf,
Und meines Herzens Silbersaiten sprangen,
Und keine neuen spannt das Schicksal auf.

Wie's möglich ward? Klang's ihr zu kalt gesprochen? . . .:
„Mein Kind, du meines Lebens Glück und Lust!" —
. . . Des Richters Stäbchen liegt vor mir zerbrochen,
Ein armer Büßer klopf' ich an die Brust.

Irrlichter sah ich tausend vor mir schweben,
Mich lockte nicht des Sumpfes Flammenschein: —
Ein Sonnensternbild heischte stolz mein Leben,
Ich fand's in dir und nur in dir allein!

III.

Das war zur Christnachtsfeier
  Beim Weihnachtsglockenklang,
Da sich der Rosenschleier
  Um meine Seele schlang;
Und nicht bei Glühlichtschimmer
  Im Saal aus Purpurlehm:
In schlichtem Bürgerzimmer
  Fand ich dies Bethlehem.

Mein Kind, o lass mich preisen
  Der Tanne Strahlenvließ,
Das war der Stern der Weisen,
  Der mir das Heil verhieß,
Der mich geführt zur Krippe,
  Aus der mein Christ gelacht,
Wie süß sprach seine Lippe,
  Wie heilig ward die Nacht!

Denn du — du warst mein Glaube,
  Der mich erlöst vom Fall,
Vor dir lag ich im Staube
  Wie einst der Hirt im Stall,
Und als aus deinem Munde
  Gewährend drang das „Ja“,
Klang's mir wie Engelskunde,
  Es war das „Gloria!“

... O Schicksalslilie, schlanke,
  Die Windsbraut brach heran: —
Dein Halskreuz, Kind, das blanke,
  Der Heiland fehlte dran!
Geknickt die keusche Ranke,
  Und wüst der weite Plan: —
Dein Halskreuz, Kind, das blanke,
  Du schlugst mein Lieben dran!

Charfreitag meiner Liebe,
  O Mitternacht des Leids,
O Antlitz thränentrübe,
  O blut'ges Marterkreuz!
Des Rosenschleiers Kette
  Schon dem Zerstäuben nah,
Der Weg von Bethel's Stätte
  Führt nach Calvaria.

IV.

Nicht mit des Avernus Mächten
  Steht die Seele mir im Bund —
Keines Fluches heis'res Krächzen
  Dringt aus meinem Duldermund!

Ob sie auch mein Glück gemordet
  Und mir alles, alles nahm, — —
Von dem Gipfel meines Schmerzes
  Segn' ich sie — ein Bileam:

„Hör' mich, Herr, noch eh' die Schulter
  Deckt des Todes Hermelin,
Meiner Liebe Sterbensqualen
  Nimm für sie als Sühne hin!“

V.

Zur Kirche ruft die Glocke vom Thurm,
Ich eile dahin trotz Nebel und Sturm,
Hinein, nur hinein — beim hellen Altar
Steht stolz vor dem Priester ein strahlendes Paar.

Die Handlung — schon ist sie dem Ende nah,
Es spricht nur die Myrthenbekränzte noch — — „Ja“ ...
Vom Chore ein festliches Orgelgebraus
Nun fröhlich, nun fröhlich ins Leben hinaus!

Wie jagen die Rosse durchs Märktlein gelenk,
Sie flüstert im Wagen: „Mein ‚Gottesgeschenk‘!“
Goldflüglein tragen sie himmelwärts — —
. . Im Kirchlein bricht blutend ein Dichterherz — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

* * *

Vögleins Bitte.

Wohl viele tausend Vögelein,
Die fliegen über Berg und Hain,
Sie haben alle süßen Mund,
Zu singen hell aus Herzensgrund.

Doch die da ziehen über Höh'n,
Sie haben auch zwei Flüglein schön
Mit Federn, die in selt'ner Pracht
Der Schöpfer ihnen zugedacht.

Das ist ihr Unglück, denn der Neid
Des Weibes, seine Eitelkeit
Sie treiben ohne Harm und Noth
Die armen Vöglein in den Tod!

Doch die da ziehen übern Hain,
Sie haben auch ein Körperlein,
Armselig zwar, doch zart und gut
Mit warmem, lebensfrischem Blut. —

Das ist ihr Fluch: denn wälsche Gier,
Sie locket uns'rer Wälder Zier
Ins mörderische Netz hinein
Und würgt die armen Vögelein!

„O bitt' euch", singt das Vögelein,
„Wollt doch nicht gar so grausam sein.
Wollt doch als Gottes Ebenbild
Nicht so beflecken euren Schild!"

„Habt doch Erbarmen auch mit mir.
Ich lohn' euch tausendfach dafür:
Ich fang' die Raupen euch vom Baume
Und sing' euch ein zu süßem Traume."

„Und wenn ich auf zum Himmel flieg',
Mich trällernd in den Lüften wieg' —
Will innig ich zum Schöpfer fleh'n:
‚Lass es den Menschen wohlergeh'n!'"

J. Marschner.

* * *

Feldblumen.

Der Abend war so mild und lau,
Wie Balsam süß die Luft.
Die Blume ließ im Abendthau
Entschwinden ihren Duft.

Der Mond ergoss sein Strahlenmeer
Herab so klar und rein,
Und hüllte rings das Thal umher,
In seinen Silberschein.

Im Zwielicht stand der dunkle Wald,
Erhaben still und tief.
Die Quelle schwieg im Felsenspalt,
Die ganze Schöpfung schlief.

So ruhig still, als wie ein Traum,
Entschlummert Glied um Glied.
Und diese Ruh', ich merkt' es kaum,
Bracht' Frieden ins Gemüth.

R. Z.

* * *

Da Steirerbua.

I bin a Steirerbua mit Fleisch und Bluat,
A köcke Födern wachelt auf mein Huat,
A saubers Dirndel — hoio! — is mei' Schatz,
Und wanns zan Raffen kimmt — i bin am Platz!

Da rechti Steirerhirsch muass steirisch rehrn,
Und d'rechti Steirerkuah muass steirisch plern,
Ja! was nöd steirisch is, muass steirisch sein, —
Kreuzhagelhollerstau'n, sonst schlag i drein!

Buam! wanns zan Raffen kimmt, das is a Freud!
Buam! wanns zan Raffen kimmt, aft sechts mei Schneid!
Da ruaf i: Buama, schauts, dass's eng vaziagts,
Sunst leg i los, dass's übern Dachstoan fliagts!

Franz Keim.

Das deutsche Laster.

Lieber Heimgärtner!

Im Novemberheft des „Heimgarten" ist ein Aufsatz, betitelt: „Den Deutschen ins Stammbuch", worin den trinkbaren Deutschen eine recht bittere Wahrheit unverzuckert gegeben wird, während jedem nüchternen, vernünftig denkenden Menschen beim Lesen das Herz aufgeht, da jeder Satz eine Wahrheit enthält, welche verdiente, überall in goldenen Lettern zu prangen; auffallenderweise wird aber in dieser Richtung selten ein Wort gesprochen und noch seltener eines geschrieben, und doch ist der Gegenstand von so enormer Wichtigkeit.

An den vielen tausend Existenzen, welche alljährlich materiell, physisch und psychisch zu Grunde gehen, ist bei neun Zehnteln das Trinken die Ursache.

In meinem Heimatorte, welcher vor zwanzig Jahren beiläufig 400 Einwohner zählte, gab es damals ein Wirtshaus, in diesem Wirtshause wurde nur zur Sommerszeit, und zwar nur an Sonntagen Bier verzapft; während des Winters würde es der Wirt als eine Herausforderung angesehen haben, wenn irgend jemand Bier verlangt hätte; damals befand sich die Gemeinde in einem gewissen Wohlstande; niemand hatte Hypotheken auf seinem Besitzstande, ja, es galt als eine Schande und wurde ängstlich geheim gehalten, wenn jemand bei einem Nachbar einen kleinen Betrag „aufs Wort“ sich ausgeliehen hatte; von Wechseln und grundbücherlichen Schulden sprach man mit einer gewissen Scheu, als ob der Gottseibeiuns bei diesen Sachen im Spiele wäre; heute sind nachgewiesenermaßen vier Fünftel des Besitzes hypothekarisch belastet, die Häuser und Felder in schlechtem Zustande, einige Häuseln sind wegen Baufälligkeit einfach verlassen worden, sie wurden dann abgebrochen und als Brennholz verkauft; nur in einem ist ein Fortschritt zu vermerken, statt einem Wirtshause haben wir deren drei, und es wird nicht nur im Sommer an Sonntagen Bier geschenkt, sondern das ganze Jahr gibt es Bier, Wein, Schnaps, Liqueur, Würste, es gibt Gänseschmäuse, Schweineschlachten, Bälle mit allen erdenklichen Benennungen, Bänkelsänger und Komödianten; an der Wand prangt der Musikautomat, die Tische sind bedeckt, auf dem Fensterbrettel lugt die Spielkarte nebst seinen Cigarrenkisteln hervor; Herz, was willst du mehr! und die Wirte? Die werden täglich feister; während früher die Dorfwirte irgend ein Handwerk pflogen und den Ausschank nur als Nebenbeschäftigung betrieben, so ist heute der Ausschank die Hauptsache.

Das eigentliche Leben concentriert sich heute im Wirtshause, für eine ruhige Häuslichkeit hat niemand mehr Sinn und Neigung; es versteht sich von selbst, dass der „fortschrittliche“ Bauer abends ins Wirtshaus geht, je früher am Nachmittage, desto lieber; morgen ist ja wieder ein Tag, philosophiert er mit seinen Zeitgenossen; mer kuoan sprechen, 's werd oall's noch reikum, sagte der Michelbauer und klapperte mit dem leeren Bierglase.

Ein paar versoffene Gäuche, welche ihr Hab und Gut verludern, richten und kritisieren und beherrschen, solange sie noch etwas besitzen und Ansehen genießen, die öffentliche Meinung, wenn sie dann zugrunde gerichtet sind und taglöhnern, dann wundert sich der Durchschnittsmensch, welcher so gerne dem Scheine huldigt, wie es möglich war, dass jene so lange das große Wort führen konnten, denn in der Regel sind es gerade die flachsten Köpfe.

Sind in einer Gemeinde die Saufbrüder in der Majorität, dann wehe dem nüchternen und fleißigen Bürger, er befindet sich immer in einer Art Bann, er wird verlacht, verläumdet und verspottet, man spielt ihm Schabernacke, man verhetzt seinen Dienstboten, kurzum, man trachtet, ihm auf jede nur mögliche Art zu schaden.

In vielen Dörfern werden nun schon gar die Gemeindeausschussssitzungen im Wirtshause abgehalten. Beim Glase wird das Wohl der Gemeinde berathen, das eigene aber leider darüber vergessen.

Es war in unserem Orte ein Bauer im Gemeindeausschusse, welchem nichts so sehr am Herzen lag, als das Wohl der Gemeinde — früher hatte er äußerst solid gewirtschaftet — aber seitdem die Sitzungen im Wirtshause stattfanden, war er auf die abschüssige Bahn gerathen, er fand sich geschmeichelt, wenn man ihn Herr Gemeinderath titulierte, und da man seine Schwäche bald herausgefunden hatte, so wurde er von den Wegelagerern der Kneipen, welche so gerne aus fremdem Beutel zechen, mit Liebenswürdigkeiten überhäuft, nur, um umsonst zu zechen, der Wirt that natürlich auch sein Möglichstes, um ihm den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen und so hat manche Sitzung drei Tage und länger gedauert; wenn er fort war,

wurde er weidlich ausgelacht: die Herrlichkeit dauerte aber nicht allzulange, heute ist derselbe ein verlottertes Individuum, von welchem niemand mehr Notiz nimmt.

Wir stehen heute unter dem Zeichen des „Suffes", aber niemand will etwas davon merken, und wenn dieser so progressiv fortschreitet, wie bisher, so wird die Zeit nicht allzufern sein, wo die mittleren Stände verproletarisiert sein werden, aber nicht, wie die Arbeiterverführer und Agitatoren meinen, durch die Ausbeutung, durch das Großcapital, nein, durch den Suff und was drum und dran hängt.

Mit vorzüglicher Hochachtung

J. L.

Der Pflug entehrt.

Eine Zuschrift.

Im Laufe des verflossenen Frühjahres las ich einen Zeitungsbericht, worin mitgetheilt wurde, dass gegen einen Reserve-Officier, welcher während den Ferien auf der Besitzung seines Bruders Dünger aufgeladen hatte, die Disciplinaruntersuchung im Zuge sei, und, wenn es sich als wahr herausstelle, dieser sein Verbrechen mit dem Verluste der Officierscharge sühnen müsse, weil es sich nicht mit der Ehre eines Officiers vereinbare, solche Arbeiten zu verrichten. — Also, da hat man nun den officiell verkündete Wahrspruch: „Der Pflug entehrt"! Unwillkürlich möchte man fragen, wie es sich mit der Ehre eines Officiers vereinbare, aus dem Staatshaushalt, welcher doch zum guten Theile aus der Arbeit des Grund und Bodens, mithin auch des Düngerladens entspringt, seinen Lebensunterhalt zu beziehen. Bevor noch der Officier säbel- und sporenklirrend durch die Gassen marschieren konnte, musste der Bauer schon lange mit Düngerwagen und Pfluge für dessen Unterhalt im Schweiße des Angesichts schaffen, und nun kommt der Lohn in Form einer officiellen Erklärung: „der Bauernstand ist ehrlos". — Ist denn diese Officiers-Ehre etwas specifisch Eigenthümliches und bringt sie der Officier schon mit auf die Welt wie ein Muttermal?

Alles, was der Mensch bedarf, entstammt dem Boden, und die Form, wie er es bedarf, setzt eine Menge Arbeit und Mühen voraus. — Nur die schmählich sich überhebende und über jedwedes göttliche und natürliche Gebot hinwegsetzende Herrsch- und Bedrückungssucht konnte in früheren trostlosen, unfreien Zeiten derartige Ehrbegriffe zeitigen und zu Missgeburten der Denkungsart ausreifen lassen, welche noch immer, trotz Edison und Röntgen, nicht zu beseitigen sind.

In unserem Zeitalter, in unserem „modernen", constitutionellen, freiheit- und fortschrittlich sein wollenden Staaten, mit einem Vertretungskörper, welcher sich Volksvertretung nennt, muss es einen überhaupt wundern, dass derartige Grundsätze aus der Herrschaft Ludwigs des Vierzehnten noch bestehen, denn: wäre der betreffende Stand ein in sich selbst abgeschlossener Aristokratenstand, welcher sich selbst erhält, dann könnte man sagen: pflanzt euch die absurdesten Ehrbegriffe so fest wie ihr wollt, in die Gehirne, es kostet uns nichts, aber bei der heutigen Lage der Dinge, wo die Armee ungeheuere Opfer verschlingt, darf das Volk nicht noch selbst zu Opfern falscher Ehrbegriffe werden.

Unsere approbierten Schul-Lesebücher enthalten Aufsätze, worin die Arbeit, der Fleiß gepriesen werden, in unserer Religion wird die Armut, die Arbeit geradezu verherrlicht, die Geisteskönige aller Völker haben die Arbeit und die Freiheit gefeiert, die National-Ökonomen machen die Arbeit zum Maßstab aller Werte — und da kommt im Jahre 1896 jemand und macht die Arbeit — unehrlich; der Säbel

mit dem goldenen Portepee sei nur berechtigt, die Ehre, und zwar die Ehre Nummer eins zu führen. Wenn ein Reserveofficier zum Zeitvertreib und vielleicht, weil es ihm Spaſs macht, auch einmal die Arbeit seiner Angehörigen kennen zu lernen, Dung auf den Wagen ladet, so ist das eine Sache, welche vernünftigermaßen niemanden außer ihm etwas angeht, weil ja niemand dadurch Schaden oder Gefahr leidet; wenn sich nun der Stand herausnimmt, darüber zu richten, so ist das ein Privilegium, welches an manches Schöne von weiland Absolutismus, Leibeigenschaft, Folter und Scheiterhaufen erinnert, aus welcher Epoche es ebenfalls stammt.

Darf man sich da angesichts solcher Thatsachen über die Unzufriedenheit des Bauern- und Arbeiterstandes noch wundern? Müssen der Bauer, der Arbeiter nicht alle Liebe zu seinem ohnedies beschwerlichen Berufe verlieren, wenn sie sehen, wie der Hände Arbeit verächtlich und ehrlos gemacht wird? Ist es nicht genug, selbst auf den Höhen des Lebens zu stehen, muſs man den tief Stehenden den Abgrund zeigen, in welchem sie ihr ganzes Leben kummer- und mühevoll hinfristen müssen?

Müssen da dem Volke, dem armen steuerzahlenden Volke, nicht allerlei Gelüste wachwerden, einmal den Spieß umzukehren? Will man denn niemals zur Erkenntnis kommen, daſs der Bauer, der Arbeiter, der Dienstbote, auch sozusagen Menschen sind und daſs ein geschickter Arbeiter, ein redlicher, fleißiger Dienstbote im großen Haushalte, Staat genannt, weit wichtiger und nützlicher ist, als mancher ordengeschmückte Hofrath. Man lamentiert über das Anwachsen des Socialismus, thut aber nichts, um die Gegensätze zu mildern; auf der einen Seite macht man fragwürdige Reformversuche, auf der anderen frischt man Privilegien aus dem sechzehnten Jahrhunderte auf.

Josef Lange.

Der Bauer und die Wildschäden.

Der Bauer und seine Interessen sind bei unserem bisherigen Parlamentswesen ganz unverantwortlich schlecht weggekommen. Die liberalen Herren haben zwar viel gesprochen, mit Ernst aber nichts durchgeführt. An diesen Umstand knüpft ein sehr treffender Aufsatz von Z. K. Lecher, den wir in der „Zeitschrift für Staats- und Volkswirtschaft" finden. In diesem Artikel, dem das Folgende entnommen ist, heißt es: Der kleinste nationale Krakehl, der Kampf um eine nationale Schule, um ein nationales Bezirksgericht, konnte das Reichsparlament und die zunächst betheiligten Landtage während mehrerer Sessionen in kampflustiger Erregung erhalten und entscheidend werden für Fragen der Machtstellung im Reiche und im Lande. Die vitalsten Interessen der Bauernschaft aber fanden geringe Beachtung. Nur für die Fragen des landwirtschaftlichen Unterrichtes traten die liberalen Parteien allezeit und überall wohlwollend ein. Im übrigen beschränkte sich ihre fördernde Thätigkeit den agrarischen Angelegenheiten gegenüber auf Maßregeln von Fall zu Fall.

Von großen bahnbrechenden Reform-Ideen war da beim besten Willen blutwenig zu entdecken. Was in dieser Richtung wenigstens angeregt, wenn auch nicht ausgeführt worden ist, geschah von conservativer Seite, und das selbstverständlich auch im Sinne einer conservativen Socialpoltik, die wieder auf Einrichtungen zurückgreifen möchte, welche die moderne Gesellschaft in ihrem rasch fortschreitenden Entwickelungsgange denn doch bereits glücklich überholt hat. Wie ungelenk und verständnislos man den Forderungen der Gegenwart und der Zukunft in beiden großen Parteilagern gegenüberstand und heute noch steht, das zeigen als ein recht drastisches Exempel unsere Jagdgesetze. Sie alle sind schwächliche Compromisse

zwischen Anschauungen, die noch aus der Feudalzeit stammen, und der modernen Staats- und Gesellschaftsordnung. Immer reitet noch Hackelberg, der wilde Jäger, durch die Paragraphe dieser Satzungen, welche bureaukratische Fürsorge und parlamentarischer Advocatenwitz zusammengestellt, corrigiert und amendiert, votiert und zur Sanction gebracht haben. An Stelle des alten Jagdregale, der Grundherrschaften ist allerdings für die Bauerngemeinden das eigene Jagdregale, das Eigenthumsrecht an der Jagd getreten. Die Gemeinden können dieselbe, wenn sie, was ja äußerst selten der Fall ist, nicht selbst die Jagd ausüben wollen, auf ihrem Gebiete verpachten. Letzteres darf als die Regel angenommen werden. Und da ist dann die Ausübung der Jagd seitens der Jagdpächter gesetzlichen Bestimmungen unterworfen, welche scheinbar beiden Theilen, den bäuerlichen Verpächtern, wie den zeitweiligen Jagdpächtern gerecht werden, Sonne und Wind nach Billigkeit zwischen ihnen theilen. Jedes dieser Jagdgesetze hat seine Bestimmungen über die Wildschaden-Entschädigungen an die Landwirte. Hört man hierüber die Jäger, so wären diese Bestimmungen unerträglich hart, hört man die Klagen der Landwirte, insbesondere die der Weinbauern und Obstzüchter, so würden auch ihre bestbegründeten Forderungen auf Wildschadenersatz niemals genügend berücksichtigt, käme bei der Weitläufigkeit des Verfahrens bei der Schadenermittlung und bei der einseitigen Auffassung der jägerfreundlichen Commissionen der Landmann beinahe immer in Nachtheil. Die Jagdfreunde fertigen diese Beschwerden rasch mit der Bemerkung ab, der Bauer sei eben niemals zufrieden, wo er die Herrischen als seine Wurzen betrachte. Das gegenwärtig vorliegende Gesetz nimmt es mit der Wildschaden-Entschädigung ernster als die bisherigen Satzungen ähnlicher Art. Ja, hörte man in jüngster Zeit die Stadtherren, die zu ihrem Jagd-Rendezvous auf das Land hinauskamen, so wären einige der in dem Entwurfe enthaltenen Bestimmungen so drückend für den Jäger, dass der Fortbestand der bisherigen Jagdherrlichkeit dadurch in Frage gestellt würde.

Viele hier mitwirkende Elemente stehen unter dem ererbten Banne der Jagdromantik, des Jagdsportes. Die Bauernschaft in den Landgemeinden wiederum, die frei sein mag von derartiger Romantik, soweit sie nicht in das Capitel von Wildschützen hineinschlägt, steht unter dem Banne des Bargeldes, das der Jagdpacht in die Gemeindecasse bringt. Die reichen Herren aus der Stadt zahlen ihr Jagdvergnügen sehr theuer, und in der Nähe der Großstadt und der großen Städte gibt es manche Zwerggemeinde, für welche der Jagdpacht ein Viertel, ja mitunter ein Drittel der gesammten Einnahmen bildet. Ungeachtet diese Thatsache uns wohl bekannt ist, wagen wir doch die Behauptung, dass in der Regel Jagdpacht und Wildschadenvergütung den wirklichen Schaden, den das Wild und dessen rationelle Hegung in den bäuerlichen Gemeinde-Jagdgebieten anrichtet, lange nicht aufzuwiegen vermögen.

Es wäre endlich einmal an der Zeit, dieser Frage nahe zu treten, sie nach allen Richtungen hin zu untersuchen und gründlichst zu prüfen. Nicht, was der Hase im Weingarten, im Obstanger, im Krautacker Schlimmes anstellt und — die Bestie ist wahrlich so verrucht, wie es der ehrsame Pfahlbürger in der Stadt auch nicht im Entferntesten ahnt — nicht, was das Reh im Saatgetreide, in jungen Obstanlagen vernagt, was die Hirsche im Walde freveln, ist das Ärgste, sondern was die sogenannte rationelle Wildhegung an Störung in den Haushalt der Natur bringt. Der Jäger vertilgt systematisch alles Raubgethier, das in den Lüften fliegt und auf vier Beinen läuft. Nun bildet aber das Jagdwild, dem zuliebe dieser unausgesetzte Ausrottungskrieg gegen die Füchse und Wiesel, gegen die Sippe der Eulen und Geier geführt wird, einen verschwindend kleinen Antheil der Nahrung dieses Raubzeuges. In wildarmen Gegenden kommt es kaum, in wildleeren gar nicht in Betracht. Dort

ist das fliegende, laufende und kriechende Raubunthier vorwiegend auf die kleinen Nager angewiesen. Die „Räuber“ sind die von der Natur bestellten Mäusevertilger, sie lassen die Mäuseplage, die Zeiselwühlerei nicht aufkommen. In Gegenden, in denen man den Fasanen und Rebhühnern zuliebe und um das zarte Leben jugendlicher Häslein zu schirmen, den besten unserer wilden Mäusefänger, das Wiesel, ausgerottet, stehen die Obstzüchter der unterirdischen Zerstörungsarbeit der Wühlmäuse rathlos gegenüber. Mitten im Hochsommer verdorrt da plötzlich eine ganze Zeile bereits in aller Fülle des Ertrages stehender junger Obstbäume in wenigen Tagen. Ein Sturmwind legt sie um, und zieht man sie aus dem Boden, so hat man nur mehr einen kahlen Wurzelstock, wie mit einem Böttchermesser beschnitten. Alle dicken Wurzeln sind abgenagt. Dass beispielsweise die Füchse nicht bloß eifrige Mäusefänger, sondern, wenn die Noth sie treibt, auch fleißige Insectenvertilger sind, dass sie sich auch mit Heuschrecken und ähnlichen Kerfen ihren Magen füllen, wenn sie keine warmblütige Beute erhaschen können, ist bekannt.

In welchem Jagdgesetze wird all dieser indirecte Wildschaden nur erwähnt, wo und wie wird dieser indirecte Wildschaden vergütet? Man komme uns nicht mit der Einwendung, die immer in ähnlichen Fällen vorgebracht wird, dass die Erträgnisse der Jagd, die Fleischproduction als Äquivalent ins Gewicht falle, mit dem Hinweis auf die Thatsache, dass in Wien allein nahezu zwei Millionen Kilogramm Wildfleisch verzehrt werden. Die Kosten der Production dieses Fleisches sind in gar keinem Verhältnisse zu seinem Werte, ganz abgesehen davon, dass ein großer Theil dieses Wildes von den herrschaftlichen Domänen aus großen geschlossenen Jagdgebieten kommt, in deren Wirtschaft, soweit sie reine Privatangelegenheit ist, sich Stadt und Land nur dann einzumischen haben, wenn öffentliche Interessen geschädigt werden.

Diese kommen auch auf den großen herrschaftlichen Jagdgebieten, bei den Jagdlatifundien gar sehr in Betracht, sobald das „Bauernlegen“ von Jagdherrschaften betrieben wird. Wenn von ostelbischen, von preußischen, von mecklenburgischen Junkern die Rede ist und vom Arrondieren ihrer Rittergüter durch Aufkauf kleiner Bauerngüter, so fand die Klage der Liberalen in den Berliner Volksvertretungen allzeit ein lautes Echo bei den Liberalen hierzulande. Für das „Bauernlegen“ zum Zwecke der Arrondierung älplerischer und voralplerischer Jagdgebiete hatte man bei uns zulande aber keine mitfühlende Schmerzempfindung. Nur ganz vereinzelte Stimmen wurden im Reichsrathe darüber laut, und nur im Klagenfurter Landtage wurde im verflossenen Jahre vom Bischof Dr. Kahn ein Antrag gestellt, der dem Bauernlegen für Jagdzwecke einen Riegel vorschieben sollte. Diese Frage hätte auch für Niederösterreich eine ganz actuelle Bedeutung — in der Jagdgesetzvorlage wird sie aber nicht berührt. Hoffentlich findet sich auch unter der Majorität der eine oder andere Abgeordnete, der, wenn die Vorlage zur Debatte kommt, diese wichtige Frage aufgreift. Will er über dieselbe genaueren Aufschluss erhalten, so kann er ihn sich aus Roseggers Roman: „Jakob der Letzte“ holen. Für die kleine Gruppe der Socialpolitiker ist es verdammte Pflicht und Schuldigkeit von parteiwegen, sich bei diesem Anlasse gegen das „Bauernlegen“ zum Vergnügen großcapitalistischer Nimrode zu rühren.

z. k. l.

Gegen die Feinde unserer Vögel.

Das Gegenwärtige ist gerade wieder einmal kein „Originalbeitrag". Wir freuen uns sogar darüber, dass er bisher schon vieltausendfach vervielfältigt wurde. Wir drucken diesen Aufruf der Vogelfreunde ab, weil derlei nicht oft genug gesagt werden kann und aus Liebe zu den lieblichsten Wesen der Schöpfung, die in Gefahr stehen, von einem wahnsinnigen und brutalen Menschentreiben ausgerottet zu werden.

Seit zehn Jahren ertönt in der ganzen weiten Monarchie der verzweifelte Klageruf einsichtiger Menschen: „Helfet der Vogelwelt, errettet die Vögel vor gänzlicher Vernichtung! Erlasset endlich ein wirkliches Vogelschutzgesetz, stoßet das bisherige mangelhafte um, sehet ab von dessen mangelhafter Beachtung und bildet Vereine, damit dieser Schädigung unserer landwirtschaftlichen Zustände, unseres Nationalreichthums endlich Einhalt gethan werde!"

Der Vogelwelt muss geholfen werden. Wandelte man in früheren Jahren durch die Felder, so sah man die Lerche, diesen herrlichen, diesen einzigen Vogel, der fliegend seine köstlichen Lieder aus der kleinen Kehle in den Äther hinausjubelt, in ganzen Scharen dahinziehen, man fand zahlreich die Wachtel, diesen unermüdlichen Vertilger der Heuschrecken und der Getreidekäfer, man erfreute sich an der großen Schar der Schwalben. Glückbringend erschienen sie dem Landmanne, gerne duldete er sie als Hausgenossen, wusste er doch, welches Heer von Ungeziefer vertilgt wurde! Im Walde tönte einem allüberall fröhlicher Gesang, liebliches Zwitschern entgegen. Und heute? Lerche und Schwalbe sind spärlich geworden, und in den sonst sangesvollen Wäldern herrscht meist banges, ödes Schweigen. Die Poesie des Waldes und des Feldes ist dahin, statt dessen streckt in schauerlicher Weise das schwarze Gespenst der Vernichtung seine verderbliche Hand aus. Die Nonne verwüstet unsere Wälder, neben ihr der Borkenkäfer und der Eichenprocessionsspinner. Tausende von Insecten und Raupengattungen treten in den Gärten die Herrschaft an und bereiten unserem Landmanne gar bange Stunden. Welch ein unheimlicher Blick in die Zukunft! Wird die Vernichtung der Vogelwelt so fortbetrieben wie bisher, dann können wir ja in zwanzig Jahren gar keine Vögel mehr haben! Bisher haben die kleinen gefiederten Sänger als unsere besten landwirtschaftlichen Arbeitsgehilfen das Ungeziefer rastlos, klaglos und ohne Entschädigungsansprüche vertilgt! Und wie erfolgreich waren sie dabei! Man hat ausgerechnet, dass eine einzige Meise in zwanzig Tagen zweihunderttausend Raupeneier vertilgt, mancher der Kleinen hat soviel Ungeziefer täglich verzehrt, als er selbst wiegt, und eine einzige Starfamilie täglich soviel wie das Gewicht von mehreren hundert Schnecken ausmacht. Wie nun, wenn diese unentgeltlichen Arbeitskräfte von Menschen in seiner Kurzsichtigkeit und in seiner Verfolgungswuth vernichtet werden! Wie viele Millionen von Taglöhnern sind nöthig, um das Ungeziefer zu tödten: wo ist denn der Gelehrte, der den äußersten Zweig eines Baumes vom Ungeziefer reinigt? Thörichtes Geschlecht, das so die Segnungen der wunderthätigen Schöpfung blindlings zerstört. Wie blind ist doch unsere materialistische Zeit! Den Büffel hat man in Nordamerika glücklich mittelst schauerlicher Schlächtereien ausgerottet, den Walfisch, die arme Robbe, das harmlose Känguruh auf den Aussterbe-Etat gesetzt; bald wird infolge der schnöden Habgier der afrikanische Elefant verschwunden sein, und wir — wir streben danach, die gefiederten Sänger, die besten und billigsten Arbeiter unserer schwergeprüften, um das tägliche Brot kümmerlich ringenden Landleute zu vernichten.

Unsere Monarchie ist vor allem in zweifacher Beziehung ein Massengrab der armen Vögel. Wenn unsere Vögel im Herbste dem Süden zuziehen, lauert ihnen die ganze Bevölkerung von Südtirol und Dalmatien auf. Mit allen möglichen Mordinstrumenten, mit Netzen der verschiedensten Art, auf die raffinierteste Weise sucht man

die Wanderer anzulocken, zu überfallen und in möglichst großer Zahl zu massacrieren. Wie entsetzlich, wie herzerschütternd, dass der Mensch in seiner Grausamkeit, Roheit und Gefühllosigkeit arme Lockvögel verwendet . . Mit glühendem Draht sticht der Südtiroler den armen Finken die Augen aus, zieht ihnen Zwirnsfäden durch die Nase und veranlasst sie, durch den so erregten Schmerz sich zu bewegen und Laute von sich zu geben. Und nicht etwa der italienische Bauer Tirols allein treibt dergleichen, nein, die Intelligenz geht mit dem verabscheuungswürdigen Beispiele voran. Jeder der Honoratioren hat außerhalb der Stadt seine Roccoli, seine Vogelherde. Das Netz wird gespannt, die ermüdeten Vögel lassen sich nieder, ein Pfiff ertönt, und die Vögel flattern ins Netz, dann kommt der reiche Villenbesitzer, der Bürgermeister oder der Herr Beamte und dreht den Vögeln den Hals um, bis er genug beisammen hat, um seine Bekannten zum Vogelschmause und zur Zecherei einzuladen. Ja noch mehr! Die edelsten, reichsten und angesehensten Damen Südtirols sitzen selbst am Vogelherd, sie drücken selbst mit ihren zarten, weißen Fingern unseren Zugvögeln, unseren zappelnden Sängern den Kopf oder die Brust ein. Wen ergreift da nicht Entrüstung! Und bittet man, sie mögen derartiges lassen, so lachen sie und rufen: „Was euch nicht einfällt, das ist ja unser Herbstvergnügen!"

Die Verwüstungen sind furchtbar. Im Trentino allein werden täglich zehntausend Tannenmeisen getödtet, im Ledrothale jährlich eine halbe Million Vögel, über das Etschthal und die Parallelthäler fehlen Angaben, in Dalmatien aber liegen Schwalben, Rothkelchen, Finken, Meisen, Drosseln in ganzen Haufen zum Verkaufe. Und die Gesetze? Das sogenannte Vogelschutzgesetz schützt die Vöglein in Steiermark, Böhmen, Mähren u. s. w., nur in Südtirol, wo sie eben millionenweise gegessen werden dürfen — ein Gaumenkitzel! Ist das nicht ein Hohn für viele Millionen Menschen, ein Hohn für uns? Wir müssen die Vögel schonen, damit sie von einer Handvoll Menschen in jauchzender Mordlust vertilgt werden können. Dies zu ändern, muss die wichtigste Aufgabe des Österreichischen Bundes der Vogelfreunde sein, es gilt, den Reichsrath zu veranlassen, dass er wirkliche Vogelschutzgesetze, keine Preisgebungsgesetze erlasse, und diese müssen überall beachtet werden. Geschieht dies, dann können wir auch fordern, dass das Königreich Italien unserem Beispiele folge. Und geschehen kann es nur, wenn unser Gedanke, unser Streben von der ganzen Bevölkerung unserer Monarchie gebilligt wird, wenn sich jeder uns anschließt.

Ein zweiter Hauptpunkt ist der Modebrauch. Er erfordert alljährlich Millionen und Abermillionen von Vogelleichen zum Hutputz. Was in den südlichen Ländern nicht gegessen wird, das wandert nach Paris und London, um dort der Mode zu dienen. Seit dreißig Jahren wächst der Brauch. England allein braucht jährlich fünfundzwanzig Millionen Vogelleichen, unsere Culturwelt hundert Millionen; zweitausend Millionen sind dieser Mode seit wenigen Jahrzehnten geopfert worden. Eine grauenerregende Zahl! Den Colibris, diesen herrlichen Tropenbewohnern, zieht man sogar, damit der Glanz des Gefieders erhalten bleibe, bei lebendigem Leibe die Haut ab! Wir wollen hier nicht auf das Unschöne des Tragens von Vogelleichnamen verweisen, stellen uns vielmehr auch hier wieder auf den national-ökonomischen Standpunkt und fragen, ob es denn klug von uns ist, dass wir blindlings den Speculationen gewissenloser englischer und französischer Händler unser gutes Geld opfern? Man kaufe fortan keine todten und zudem der Gesundheit schädlichen, weil mit Arsenik präparierten Vögel als Hutschmuck mehr, und das Geld bleibt im Lande.

Neben all dem gibt es gar vielerlei zu beachten. Wir sollen unsere nützlichen Vögel — den schädlichen wollen wir nicht die Stange halten, sie sind oft Feinde der nützlichen — hegen und pflegen, wo wir nur können, wir sollen ihnen Nistplätze verschaffen, Nester, Wohnungen und Futterplätze anbieten, wir sollen und wollen

danach trachten, dass die Zucht und das Halten des Geflügels und der Stubenvögel richtig geübt werden, wir wünschen den Eisenbahntransport der Vögel zu regeln, wir wollen vor allem auf das Gemüth der heranwachsenden Generation veredelnd einwirken. Bei solchem Unternehmen soll uns jeder unterstützen! Wir verlangen ja so wenig und sind für das Kleinste dankbar! Insbesondere aber erhoffen wir Unterstützung von all jenen, die unser Streben begreifen und denen es ja direct oder indirect Nutzen bringen muss; vor allem von der hohen Geistlichkeit. Ein Wort des Geistlichen zu rechter Stunde wirkt Wunder und stiftet Segen. Wir rechnen auf die Lehrerinnen und Lehrer, auf die Gemeindevorstände, auf die Gärtner, auf jeden Ökonomen. Wir sind ferner sicher, dass unser Streben von allen Verschönerungsvereinen gebilligt und unterstützt werden wird, ebenso von allen landwirtschaftlichen Bezirksvereinen und von den Zuchtvereinen. An alle richten wir die Bitte um Entgegenkommen.

Da wir nur zwanzig Kreuzer als Jahresbeitrag begehren, so stellen wir an alle, alle mit guten Gewissen die Bitte:

Tretet dem Österreichischen Bunde der Vogelfreunde bei und bleibt ihm treu!

Der Vorstand des Österreichischen Bundes der Vogelfreunde.

Gräfin Anna Buttler, geb. **Gräfin Stubenberg**, Ehren-Präsidentin; **M. von Schram**, General-Majors-Witwe, Präsidentin; **M. Woller Edle von Schwehr**, k. u. k. Oberstlts.-Gattin in Judendorf, Vice-Präsidentin; **M. von Balzberg** in Ischl; **Hertha Bayer**; **Dorothea Edle von Brühl** in Triest; **Martina Hofmann**; **Gräfin Seyssel d'Aix**; **Elise Ullrich**. — **Th. Arbeiter**, Lehrer; **Rudolf Bergner**, Schriftsteller; **Friedrich Hofmann**, Architekt; **F. Wieser**, k. u. k. Hauptmann i. P.; **J. Zwölfpoth**, k. u. k. Finanz-Rechnungs-Revident.

Einsame Gedanken.

Ich bin so müd, wenn auch des Frühlings Wehen
Die dusterfüllte, warme Luft durchzieht.
Was ist der Frühling mir? – Ein Wahn, der flieht,
Ein holder Traum von Werden und Vergehen!
Sind nicht die Blumen, die in Farbe glühten,
Entstanden aus den Leichen todter Blüten?

So heiter schön das Leben draußen spricht,
Die helle Pracht macht nur mein Herz erschauern.
Es gibt in der Natur kein echtes Trauern,
Ein jedes zieht sein eig'nes Ich ans Licht.
Als wir die neuen Knospen froh begrüßten,
Wer dacht' an jene Leben, die dies büßten?!

Wohl kehrt, von eis'gem, starrem Tod vernichtet,
Der Frühling wieder, sonnig, schön und jung,
Vergessend düsterer Erinnerung
Und stolz der Pracht, die er der Welt errichtet.
Vergang'ner Blüten sol' man nicht gedenken,
Er will uns neue, will uns schön're schenken!

Und feig, in Angst, ein grauses Bild zu schauen,
Verhüllet auch der scheue Mensch sein Haupt
Und fürchtet, dass man ihm das Einz'ge raubt,
An das er sich noch klammert in Vertrauen,
Und hat den Muth nicht, ohne weich zu klagen,
Sich stolz der Wahrheit strengen Spruch zu sagen.

Warum so feig? – Es hat uns die Natur,
Was wir genießen, alles frei gegeben,
Die schöne Erde und das liebe Leben.
Es ist ja recht und billig, dass sie nur
Den Einsatz fordert, den sie einst geliehen:
Verwelkte Blätter für ein neues Blühen!

Drum sollten wir es stolz und heiter wagen,
Dem Tod auch ohne Wahn ins Aug' zu seh'n.
Ist denn ein ew'ger Schlaf nicht himmlisch schön!
Und stärker, kühner wird das Leid getragen.
Wir finden stille Ruhe, heil'ge Klarheit
Im vollen Lichte jener starken Wahrheit.

Und wenn wir später muthlos, lebensmüde
Vom dumpfen Treiben, das da endlos rauscht,
Wenn unser Ohr den Stimmen nicht mehr lauscht,
Die wir vernommen einst im Klang der Liebe,
Wenn uns're Lebensgeister sich entfärben, —
Dann lasst uns ruhen, lasst uns furchtlos sterben!

Hela Balder.

Bücher.

Gestalten des Glaubens. Culturgeschichtliches und Philosophisches von Adalbert Svoboda. Zweiter Band. (Leipzig. C. G. Naumann. 1897.)

Der erste Band dieses groß angelegten Werkes ist vor kurzem in diesen Blättern besprochen worden. Rasch ist ihm der zweite Band gefolgt, in welchem unter anderem gezeigt wird, dass religiöse Irreführungen stets das sittliche Mündigwerden der Völker gehindert haben. Wohl mit zielbewusster Absichtlichkeit werden in diesem Buche zum erstenmal mythische und religionsgeschichtliche Gestalten verglichen. Der Abschnitt über religiöse Erbschaften sowie über die Gemeinsamkeit des Mythen- und Dogmenbesitzes dürfte manchem einiges Überraschende bieten. Wenn der Verfasser die Vorurtheile von dem nothwendigen Zusammenhange der Sittlichkeit mit der Religion zu zerstreuen sucht, so glaube ich, muss man ihm recht geben. Dass die Religion (natürlich die im Alltagssinn verstandene) den Menschen besser macht, wird durch die Geschichte und durch unendlich viele Beispiele aus unserem Leben widerlegt; aber glücklicher macht sie ihn, einen inneren Halt und Muth gibt sie ihm, eine besondere Kraft zur Vollführung besonderer Aufgaben. Und darin liegt wohl die Ursache der sonst unbegreiflichen Erscheinung, dass Religionen bei keinem Volke, besonders zur Zeit der Entwickelung, entbehrt werden konnten.

In dem Abschnitte über Christus kann ich mit dem Verfasser nicht vollends einverstanden sein. Er findet den Rath fatal, dass der auf die rechte Wange Geschlagene auch die linke hinhalten solle, oder dass die Hand, die Ärger gibt, abgehauen werde, oder dass man den Feind liebe und ihm Gutes thue. — Ich weiß, dass viele sich an diesen Aussprüchen stoßen. Ich finde mich leicht mit ihnen ab. Christus hat als Volksprediger gerne in Parabeln und Hyperbeln gesprochen. Der hochmüthigen, brutalen Menschheit sagt man wegen der Demuth und Selbstbescheidung nicht leicht zu viel, es ist nicht zu fürchten, dass sie solche Lehren wörtlich befolgt, um zu degenerieren, aber im Gedächtnisse bleiben sie doch, zur Besänftigung tragen sie auch bei, und wenn die wenigen, die obigen Lehren buchstäblich nachgelebt haben, darin ihr inneres Glück gefunden haben, so ist das nur erfreulich. Anderwärts ist nichts zu versäumen. Die sogenannte Vernunft und das Wissen geht ja auch aus nichts anderem hervor, als aus dem armen menschlichen Gehirne, das doch von den Materialisten des absolut geistigen Werkes gänzlich beraubt worden ist.

Im übrigen sind die „Gestalten des Glaubens" als eine kritische Betrachtung von hohem Werte, besonders gegenüber den unduldsamen, vorurtheilsvollen Auslegungen, die im Vereine mit der Gewalt schon so viel Unglück angerichtet haben! Officielle Religionen sind nicht die richtigen; erst wenn Religion sich mit freier Selbstbestimmung, mit Duldung paart, kann sie lebendig sein, zur gesellschaftlichen Entwickelung der Menschheit beitragen und selbst den modernen Menschen innerlich stärken und beglücken.

Und dieser Religion — dem unausgesetzten Streben, einem hohen sittlichen und schönen Ideale nahezukommen, das ich Gott nenne — ist der Verfasser, soweit ich ihn verstehe, nicht abhold. Dieses Ideal, dieses Gotthum aber ist nur anstrebenswert, wenn es eine wohlthätige Rückwirkung auf uns hat, mit anderen Worten, wenn es uns gnädig ist. Und so kommen wir auf anderem Weg zu jenem einen Ziele, in dem alle, die guten Willens sind, sich endlich finden.

Der crasse Atheismus, der dem Werke Svobodas nachgesagt wird, ist also lange nicht so schlimm, als ein pharisäerhaftes Vorurtheil etwa laut zu machen beliebt. Man muss nur einen Sinn zur Anerkennung aller Eigenarten haben, man muss nur Abweichungen, die dem Befangenen vielleicht als Irrthümer erscheinen, deswegen nicht gleich zum Feuertode verurtheilen, weil wir dann ja nicht sicher wären — selbst von anderen verbrannt zu werden.

Jedenfalls ist in Svobodas Werk, das nur für Gebildete passt, der eines Blutzeugen würdige Freimuth auf das höchste zu achten. Ein weiterer großer Vorzug des Buches besteht in der Unmenge geschichtlicher und ethnologischer Thatsachen mythischer und religiöser Natur, wie sie kaum je in einem anderen Werke so reich und systematisch zusammengetragen sich finden. Weitaus das Bedeutendste in den „Gestalten" ist die philosophische Höhe der sittlichen Weltanschauung, die im schärfsten Gegensatze steht nicht bloß zu den kirchlichen, sondern auch zu den politischen und socialen Zuständen unserer trostlosen Tage. R.

Ein Lied von der Menschheit. Hymne von Stephan Milow. Zweite, wesentlich veränderte Auflage. (Heidelberg. G. Weiß. 1896.)

Ein rascher und kühner Ritt auf dem Pegasus durch die Weltgeschichte. Ein bos-

hafter Recensent, vielleicht gereizt durch einige formelle Mängel und Plattheiten, hat das Gedicht eine geschichtliche Correpetition in Versen genannt. Es ist freilich wohl mehr! es ist ein hohes Lied von dem so unseligen und so göttlichen Geschlechte. Im Anfang, welche Idylle vom mythischen Paradiese:

Hier träumt die Menschheit abgeschlossen,
Des eig'nen Selbst noch kaum bewusst,
Vom warmen, klaren Licht umflossen,
Der Kindheit Traum mit reiner Brust.
Noch arglos heiter, unbefangen,
Nicht irre strebend voll Verlangen,
Nicht grübelnd, mit sich selbst entzweit,
Und was rings lebt, ist ihr gefeit.
Sie betet vor der Lotosblume,
Sie netzt sich in des Ganges Fluten,
Gleich einem großen Heiligthume
Schaut sie das All in milden Gluten.
Und heilig ist ihr Thun,
Sie kennt nicht Durst nach Thaten,
Sie schaut die sprossenden Saaten
Und preist andächtiges Ruh'n.
Ihr fehlen stolze Helden,
Doch fehlt ihr auch blutiger Zwist,
Von ihr bleibt nichts zu melden,
Weil sie unschuldig ist.

Bald klingt's anders, „wir legen der Menschheit Schuldbuch an, genannt Geschichte". Dann die Epochen der orientalischen Völkerentwickelung voller Blut und Graus. Noch einmal hellt es sich. Griechenland. Die Sonne Homers!

O welche Milde
In diesem Bilde!
Hier seh'n wir die höchsten Beiden,
Die sonst sich meiden,
Vereint einem Volke beschieden:
Die Kraft und den Frieden.
Kein Held, abwehrend böse Dränger,
Kein Weiser, Bildner, Werkner, Sänger
Vollendet uns allein die Welt,
Sie können's alle nur gesellt.
Ob einzelne auch höher ragen,
Der Antheil aller muss sie tragen.
Drum wollen wir auf keinen weisen,
Um als den Größern ihn zu preisen;
Lasst uns nur schau'n im Wunderglanze
Das schöne Ganze.

Dann ein Blick nach Palästina:

Hier lebt in wundersamer Art
Ein Hirtenvölkchen, friedlich geschart,
In nichts den Nachbarvölkern gleich,
An inn'rer Fülle wunderreich.
Er hangt begnügt am Nächsten noch,
Und trägt sich mit dem Höchsten doch.
In allem schlichten Sinnes nur,
Doch auch zu Thaten kräftig,
Vollbringt der Mann, treu der Natur,
Sein Tagwerk still geschäftig.
Der Vater befiehlt den Kindern
Und achtet sich selbst als Mindern,
Erscheint das Haupt der Gemeine;
Doch als das Größte, Eine,
Der allen gebeut, den alle loben,
Thront stolz Jehovah oben.
Was der Hebräer je beginnt,
Was immer er im Tiefsten sinnt,
Nur aus Jehovah fließt sein Denken,
Ihn zu Jehovah zurück zu lenken.
Sein ganzes Sein ist Gottesgefühl,
Sein größter Stolz sein Gott;
Er hat dem fremden Völkergewühl,
Den fremden Göttern nur Spott.

Der Gott, der alles schuf
Mit seinem Werderuf,
Der Herr der Nacht, der Herr des Lichtes,
Der Gnade und des Strafgerichtes,
Der Segen spendet
Und Leiden sendet,
Der Allergründer,
Der niedersieht,
Vor dem der Sünder
Vergebens flieht:
Das ist sein Gott, der ihn erwählt,
Vor andern erleuchtet und groß zu sein:
Indes die andern Irrthum quält,
Geht selig er zum Himmel ein. —

Das nächste Blatt schon lautet:

Doch als, von Feinden rings umgeben,
Das Volk, bedräut im tiefsten Leben,
Nun einen König sich erkürt,
Dass er's zu Sieg und Ruhme führt,
Da wankt in seiner eigenen Mitte
Sein bester Schutz: die alte Sitte.
Saul säet Zwist und David schändet
Durch Willkür, was er Gutes spendet.
Nur Weises spricht stets Salomon,
Doch macht es seine That zum Hohn;
Er schwelgt bei üppigen Gelagen
Und lehrt Entbehrung still zu tragen;
Er geht in Gold vom Fuß zum Scheitel,
Und ruft: Ach, alles ist doch eitel! —

Dann die Zeit der Römer, das Christenthum in rührenden Tönen, die Völkerwanderung, die Siege der Germanen, besonders schön der Gesang von Karl dem Großen. Das Mittelalter, die Reformation, die Reaction in den Jesuiten und Tyrannen, und die Revolution, „die schrecklichen Nachahmer der einstigen Recken":

Doch endlich reißt die lange Geduld,
Zu hoch gewachsen ist die Schuld,
Die Menschheit bäumt sich wild empor
Und Freiheit! Rache! dröhnt's im Chor.
Wo einst der große Karl gewaltet
Und jetzt Tyrann um Tyrann geschaltet,
Da bricht mit schütterndem Getos
Der Sturm unwiderstehlich los.
Hoch die Vernunft! sie soll uns befrei'n
Und soll uns darum auch göttlich sein.
Was nur gemahnt an die Leidenstage,
Es falle des Hasses wuchtigem Schlage!
So rast die Menge mit tollem Sinn.
Allein zuletzt — wohin? wohin?
Groß ist die Welt nach langem Ringen
Und viel zu wenig gibt's zu verschlingen.
O dass sie nicht
Jetzt vor Gericht
Kann all die Todten rufen,
Die dieses Wehe schufen!
Den Thränen von Millionen,
Dem Klagen, Seufzen, Schmachten,
Nur einen König entthronen,
Nur einen König schlachten!
Die Rache schreit
Nach Sättigung,
Und endlos weit
Begehrt ihr Sprung.

Als im Jahre 1869 diese Dichtung das erstemal erschien, hatte die Geschichte noch ihr großes Capitel nicht fertig. Die neue Auflage weiß der Deutschen stolzesten Gesang. Welcher Dichter aber kann mit den Siegen der Kriegshelden schließen? Nachdem der vom Ring der Weltgeschichte zurückgekehrte Sänger sich selbst frägt: „Hast du dir aus des Sturms Ge-

walten nichts heimgebracht zu deiner Ruh?" kommt er zum Schlusse: „Nicht im Gewirr des Weltenlebens, ein kleiner Zirkel uns'rer Brust, da liegt der Punkt, um den sich alles dreht." Dann nimmt die Hymne ihren höchsten Schwung über der ringenden Menschheit:

Das Schwert wird nimmer sie vollenden,
Ob es erglüht der Reinste schwingt.
Nein! lautlos muss der Same gleiten,
Ganz lautlos in der Zeiten Grund,
Und ungesehen sich verbreiten,
Einst thut ihn ja die Frucht doch kund.
Abseits vom Strom der Weltgeschichte,
Der mit Gebraus die Weiten füllt,
Und kaum gepriesen im Gedichte,
Vollbringt das Größte sich verhüllt.
Da wirkt, zerstreut in alle Welten,
Ein Häuflein stiller Kämpfer fort,
Es nennt sich nicht, es will nichts gelten
Und ist doch unser aller Hort.
Wer sagt: Das Recht sei nie gebrochen!
Und in der Brust den Dämon würgt,
Der hat ein segnend Wort gesprochen,
Das die Erlösung uns verbürgt.
In jedem, der, sich selbst bezwingend,
Des Bösen Köder von sich wies,
Wird für uns alle, Rettung bringend,
Erkämpft ein Fußbreit Paradies.
Kein Paradies mit Unschuldstagen,
Nicht mehr der Mensch'h it Kinderglück;
Doch mit Bewusstsein durch Entsagen
Erringen wir das Heil zurück.
Die Wahrheit ist, ob tausend lögen,
Das Gute lebt, wie vieles schlecht,
Und was die Mächt'gen auch vermögen,
Sie wandeln Unrecht nicht in Recht.
Unsterblich ist allein die Liebe,
Der stillen Selbstbescheidung That;
Ob alles, modernd auch zerstiebe,
Sie bleibt als wahre Gottessaat;
Sie lebt im Kleinsten unverloren
Und trotzet jedem Zornesstreich,
In ihr wird ewig neugeboren
Die Hoffnung auf das Himmelreich.

Dieser herrliche Ausklang erhebt das Gedicht zu den schönsten der Hymnen, die vom hochgemuthen Poeten je gesungen worden. M.

Nausikaa. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Hango. (Wien. A. Hartleben.)

Hango wird unter den begabtesten Lyrikern Österreichs mit Ehren genannt, sein nach Form und Gehalt bedeutendes Epos „Faust und Prometheus" erregte berechtigtes Aufsehen; nun hat er auch als Dramatiker große Erwartungen befriedigt. Die unglückliche Liebe der Phäakentochter zu Odysseus, dem Göttergehassten, ihre Schuld, indem sie ihn durch die Intrigue ihrer Amme an den väterlichen Herd zu fesseln sucht, und die Buße der Frevlerin bilden die Handlung des Trauerspiels, das in energischer Scenenführung und wahrhaft classischer Sprache abgefasst ist. Das Drama gelangte im Raimundtheater in Wien zur Aufführung, leider in unzulänglicher Darstellung; aber Kritik und Publicum gaben ihm, was ihm gebürt: einen unbestrittenen Ehrenplatz in der modernen dramatischen Literatur.

Die Buchausgabe zeigt eine theilweise Umarbeitung zugunsten der dramatischen und theatralischen Wirkung. Wieviele deutsche Bühnen werden wohl das bedeutsame Werk eines heimischen echten Dichters den Speculationen ausländischer Macher vorziehen?

H. F.

Aus dem bayerischen Wald. Erzählungen von Emerenz Meier. (Königsberg i. Pr. Thomas & Oppermann.)

Die sichere Zeichnung der Gestalten, die anschauliche, lebensvolle Schilderung von Sitten und Gebräuchen der Bayrischwäldler und die leichtfließende Sprache verrathen kaum, welchem Stande der Verfasser dieser herzbewegenden Geschichten angehört. Es ist — ein Bauernmädel aus Oberndorf bei Waldkirchen, das an Werktagen die Hauswirtschaft besorgt, in freien Stunden aber fabuliert, und wahrlich nicht mit der Feder eines Dilettanten. Manch zünftiger Schriftsteller könnte diese Emerenz um die Frische und Ursprünglichkeit ihrer Darstellungsgabe beneiden; es ist echter Wald- und Wiesenduft in diesen Stimmungsbildern. Die Poesie ist noch nicht versiegt in den Herzen des deutschen Volkes, das so herrliche Lieder gesungen hat. Professor Karl Weiß-Schrallenthal hat als zweiten Band seiner „Dichterstimmen aus dem Volke" vier Erzählungen von Emerenz Meier: „Aus dem Elend", „Ein lustiges Weib", „Der Brechelbrei", „Die Madlhüller" herausgegeben und verdient hiefür ehrlichen Dank, denn er hat damit einen Schatz aus dem Volksgemüthe gehoben. Die Dichterin ist eine erfreuliche und sehr beachtenswerte Erscheinung.

H. Fr.

Wiener Stadtgänge. Aus dem Skizzenbuche einer Theerjacke von Johannes Ziegler. Mit Bildern von Koloman Moser. (Wien. Robert Mohr. 1897.)

Freilich kann Eduard Pötzl leicht stolz sein, die Herausgabe dieses Büchleins veranlasst zu haben. Dass ein Norddeutscher, und Johannes Ziegler kam aus Hamburg, nur so wienerisch gemüthlich schreiben kann! Wienerisch gemüthlich in vornehmem Sinne. Es ist ja immer doppelt interessant zu hören, was ein „Ausländer" über uns sagt, besonders wenn's ein ganzer Kerl ist, der Kopf und Herz hat und noch dazu ein Poet ist, der die Localstimmungen auf menschliche Tiefen zurückzuführen weiß. Es sind persönliche Eindrücke aus Wien, das Was ist nichts Neues, das Wie hat es mir angethan. Seit Adalbert Stifter ist über den Stephansthurm nicht mehr so schön geschrieben worden, als in den Capiteln „Wien von oben gesehen" und „Eine Nacht auf dem Stephansthurm". Und wer den Stephansthurm verherrlicht, der hat bei mir gewonnenes Spiel.

M.

Dorffrieden und Alpenwildnis. Geschichten aus den Tiroler Bergen von Julius Syrutschek. (Dresden. Pierson. 1897.)

Der Verfasser der vorliegenden Erzählungen und Skizzen ist kein Neuling auf literarischem Gebiete, wir besitzen von ihm schon mehrere Sammlungen erzählender Stücke und namentlich seine in der jüngsten Zeit erschienenen Dorfgeschichten, die vorliegenden mitinbegriffen weisen auf ein starkes Talent, auf gewandte Darstellungs- und Erfindungsgabe. Die Tiroler Geschichten, welche Syrutschek hier vorlegt, zeigen auch deutlich, dass lebendige Originale ihm zum Vorwurfe gedient haben. Neben kleinen Skizzen finden sich tiefpoetisch angelegte und von dem frischen Hauche der Alpenwelt durchwehte Geschichten, deren Gestalten dem Leser plastisch entgegentreten, manche dieser Gestalten weist eine so echte Urwüchsigkeit auf, dass man unwillkürlich zu dem Schlusse kommt, sie müssen dem wirklichen Leben entnommen sein. So in der ganz vortrefflichen Erzählung: „Der Waldfeind." Die Figur des alten „Sonnstoaner", welcher den bösen Waldfrevel begeht in der eigensinnigen Meinung in seinem guten Rechte zu sein. Eine derbe, verbissene Bauernfigur lernen wir auch in dem „Elend-Weibel" kennen, während uns die Skizze „Überwunden" die rührende Persönlichkeit eines tüchtigen Künstlers vorführt, der als vergessener Dorfschullehrer alt geworden ist und zu spät durch seine herrlichen Compositionen in der Welt Aufsehen erregt. Vielleicht das beste Stück des ganzen Bandes dürfte der „Herrgottsprediger" sein, das einen edel mild und echt christlich denkenden Priester vorführt, welcher gerade seiner Gesinnung wegen der Verläumdung zum Opfer fällt. Noch manches wäre aus dem fesselnden Inhalt des Bandes zu nennen, doch möge der Leser das wirklich lesenswerte Buch selbst prüfen, er wird dem Verfasser gewiss seinen Beifall nicht versagen. Syrutschek dürfte in der nächsten Zeit mit einem Bande Erzählungen aus dem steierischen Unterlande hervortreten, auf welche man mit Recht gespannt sein kann. Schlossar.

Gedichte von Regina Ziegler. (Kronstadt, Siebenbürgen. 1896.)

Aus dem Osten der Monarchie, wo ein wackerer deutscher Stamm dem Andrängen der Magyaren und Slaven tapferen Widerstand leistet, kommt uns ein Bändchen Gedichte zu, die ein höchst beachtenswertes lyrisches Talent zeigen und alle Aufmunterung verdienen. Correcte Sprache und fließender Vers zeichnen sie aus und die Gabe, den eigenen Empfindungen in anmuthiger Weise Ausdruck zu geben. Wir wünschen diesem Versuch den besten Erfolg, und dem schönen Talente die gebürende Anerkennung.

Ein paar Proben aus Zieglers Gedichten:

Wind und Wald.

Allnächtlich geht durch den Buchenhain
Ein leises Rauschen,
Es zittern die Blätter im Mondenschein
In stummem Lauschen.

Die Winde säuseln aus Himmelshöh'n
Viel tausend Lieder,
Der Menschheit Jubel, ihr Klagen und Fleh'n,
Es steigt hernieder.

Sie bringen, was sie am Tage erlauscht,
Auf Schwingen getragen,
Der horchende Buchenwald wogt und rauscht
In Jubel und Klagen.

Ich lausche berückt am Waldesrand
Dem Singen und Klingen —
Will es vom Liebsten aus fernem Land
Mir Grüße bringen?

* * *

Warnung.

„Schau' nicht zu lang in die Sonne, Kind!"
Warnte mein Mütterlein.
Folgte ihm einst, doch blickt' ich zu lang
In zwei andere hinein.

Reiße den Blick von den Sonnen ich los,
Wo er selig geruht,
Seh' ich dunkel die ganze Welt,
Geblendet von jener Glut.

G.

Theodor Körner und seine Braut. Ein Beitrag zur Körner-Literatur und zur Geschichte des Hofburgtheaters in Wien. Von Dr. Hans Freiherrn von Jaden. (Dresden. Verlag des Universums.)

Das mit sechzehn hübschen Illustrationen versehene Büchlein ist ein an der Hand authentischer Quellen mühsam und mit Liebe zusammengestelltes Sammelwerk, durch dessen Lectüre man Antonie Adamberger, die berühmte Hofburgschauspielerin, einstige Braut Theodor Körners, liebgewinnen müsste, wenn man auch vorher noch gar nichts von ihr vernommen. Bekanntlich hat Fräulein Adamberger einige Jahre nach Körners Tod Herrn von Arneth, den Vater des gegenwärtigen Geheimraths Alfred Ritter von Arneth, geheiratet. Doch wahrte sie dem Geliebten ihrer Jugend bis in ihr hohes Alter ein pietätvolles Andenken. Unter den Bildnissen, welche Jaden seinem Büchlein beigibt, befindet sich auch ein Porträt Antoniens als „Emilia Galotti", dessen Original in der Familie von Arneth zu suchen ist. Interessant und mühsam ist auch die Zusammenstellung des Rollenverzeichnisses, laut welchem zu ersehen ist, wie oft und in welchen Stücken Demoiselle Antonie Adamberger vom Jahre 1805 bis zum 17. Juni 1817 an der Wiener Hofbühne aufgetreten ist. Beachtens-

wert sind die Worte, welche Antonie Adamberger selbst niedergeschrieben, als sie Körners zum erstenmal bei einer Probe des „Domino“ im Hofburgtheater ansichtig wurde; nicht minder interessant sind einzelne Briefe des Vaters Körner an seinen Sohn, Theodors an Hennoch und Anton Adambergers an Roose. Die Familien Jacquet und Adamberger stammen ursprünglich aus Frankreich und Bayern, sind aber längst in Österreich naturalisiert gewesen und fast alle ihre Mitglieder gehörten bekanntermaßen der Hofbühne an. Wenn vielleicht auch der kleinen Gilde der intimeren Körnerverehrer Jadens Büchlein nicht viel Neues bietet, so hat es doch jedenfalls den Vortheil, in anschaulicher Zusammenstellung auch der großen Menge all jene Daten zugänglich gemacht zu haben, welche bisher nur einzelne Enthusiasten sich mühevoll zusammensuchten.

Die Königin Hortense von Holland. Nach Äußerungen ihrer Zeitgenossen von Josef Turquan. Übertragen und bearbeitet von Oscar Marschall von Bieberstein. Zwei Bände. (Leipzig. Heinrich Schmidt und Karl Günther. 1897.)

Der Verfasser war bemüht, in dem Porträt der Königin Hortense, der Mutter Napoleon III. ꝛc., die Naturtreue allem anderen voranzustellen. V.

In treuer Hut. Eine Erzählung für Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren von Maria Wyß. (Stuttgart. Felix Krais.)

Eine der lieblichsten Erzählungen, die in neuerer Zeit für die Jugend geschrieben wurden. Ein junges Talent, von dem wir in dieser Richtung noch was erwarten können. M.

Die Zahl der Nummern der **Bibliothek der Gesammtliteratur** (Halle a. d. Saale. Verlag von Hendel) hat mit der neuen Serie das erste Tausend überschritten. Nun reiht sich das zweite würdig an. Kein geringerer als Friedrich Rückert ist es, der uns aus dem einen ins andere herüberleitet. Eine treffliche Auswahl aus dem reichen Schatz seiner Dichtungen von Dr. Oskar Linke feinsinnig zusammengestellt, bildet die neue Reihe. „Liebesfrühling“. Eine Auswahl der „Gedichte“. „Die Weisheit des Brahmanen“ in Auswahl. „Die Makamen des Hariri“. V.

Das Buch des Jahrhunderts ist Nansens **„In Nacht und Eis“** (Leipzig, F. A. Brockhaus) genannt worden. Mit Recht; denn zur Wende des Jahrhunderts gibt es ein großartiges Bild dessen, was der moderne Mensch in Erstrebung eines hohen Zieles zu leisten vermag. Soeben erschien die achte Lieferung.

Büchereinlauf.

Ludwig Anzengrubers gesammelte Werke. Zehntes Heft. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.)

Beckenfridli. Geschichte eines armen Knaben von A. Altherr, Pfarrer in Basel. (Zürich. Jacques Vollmann. 1897.)

Ins neue Land. Dramatisches Symbol von Anton Renk. (St. Ludwig. Basel und Leipzig. G. L. Kaltenlidt.)

Der Kampf um Shakespeare. Humoristisches Märchendrama von Edwin Bormann. (Leipzig. Selbstverlag. 1897.)

Leidenschaft. Von Felix Stenglin. (Berlin. Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1896.)

Ein Frühstück beim Adelsmarschall. Lustspiel in einem Aufzuge von Iwan Turgenjew. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Heinrich Stümcke. (Berlin. August Deubner. 1897.)

Das Räthsel des Menschen. Einleitung in das Studium der Geheimwissenschaften von Dr. Karl du Prel. (Leipzig. Philipp Reclam.)

Die künstlerische Persönlichkeit. Von Dr. Friedrich von Hausegger. (Wien. Karl Konegen. 1897.)

Traumgekrönt. Neue Gedichte von René Maria Rilke. (Leipzig. P. Friesenhahn. 1897.)

Vom Baum des Lebens. Phantasien einer Idealistin von Margarethe Halm. (Leipzig. August Schulze. 1897.)

Zum Licht! Gedichte von Wilhelm Holzhamer. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.)

Erinnerungen an die Gesammtausführung des Goethe'schen „Faust“ auf der königl. Hofbühne zu München. Von P. M. Reber. (München. Louis Finsterlin. 1895.)

Der Clericalismus in seiner Stellung zur Gesellschaft und zu den politischen Parteien der Jetztzeit. Dem Kärntner Landtag gewidmet von einem Freigesinnten. (Klagenfurt. J. & R. Bertschinger. 1897.)

Dr. Peabodys **Bericht über Treiben und Ausdehnung der Vivisection** in verschiedenen Ländern, gegründet auf Selbsterlebtes. Deutsch

bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von Frida Hummel. (Reutlingen. 1896.)

Blätter für Haus- und Kirchenmusik herausgegeben von Prof. Ernst Rabich. Erster Jahrgang. (Hermann Beyer & Söhne. Langensalza.)

Die einfachste Art der Buchführung für den Gewerbsmann und Landmann. Von Leopold Koch. Nebst zwei Übungsheften von demselben. (Stockerau. Selbstverlag des Verfassers. 1896.)

Postkarten des „Heimgarten".

W. M., Berlin: Zu geringschätzig. Die katholische Kirche ist vielleicht das größte, jedenfalls aber das feinste Culturwerk der Menschheit. Hermann Bahr nennt sie die geniale Nervenkennerin, — Seelenkennerin, würden wir übersetzen. Sehr vieles, was oberflächlicheren Beobachtern an ihr unsinnig vorkommt, hat einen tiefen Sinn, einen besonderen Zweck. Da ist für alles gesorgt, und der größte Freigeist, vorausgesetzt, dass er nicht besonders störrisch ist, hat unter dem Hute der katholischen Kirche so gut Platz, wie der gläubigste Asceт. Wieviel würde die katholische Kirche mit ihren Mitteln für das Christenthum thun können! — Ihr Aufsatz ist gut gemeint, verräth aber eine große Unkenntnis des Gegenstandes — man würde ihn kaum confiscieren, nur belächeln.

J. W., Znaim: „Die Welt, von oben bis unten, ist so schlecht, dass sie nicht das Recht hat, einen einzigen Richter aufzustellen." Gut. Wieso aber kommen Sie dann zum strengen Richterspruch?

Druckfehler. In Adolf Pichlers Besprechung der Dichterin Angelika Hoermann hat sich ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen. Auf Seite 477, zweite Spalte, Zeile 20, muss es heißen: „So wie er war, musste (statt „müsste") man ihn ein bisschen ins Düsseldorferische übersetzen." Der Unterschied der beiden Wörter ist hier wichtig.

Im selben Aufsatze muss es auch anstatt „Hans von Rinten" heißen: Hans von Vintler.

J. L., Klagenfurt: Vernunft ist Tugend. Zugegeben, dann aber ist Dummheit ein Laster. Das trifft dort zu, wo es eine selbstverschuldete Dummheit gibt, durch Eigensinn, Starrsinn, Bosheit u. s. w. erzeugt. Im letzten Grunde ist jede Schlechtigkeit eine Dummheit.

J. L., Wr.-Neustadt: Trösten Sie sich. Im Parlament scheint man keine guten Leute brauchen zu können, weil man selbst den ehrenwertesten Candidaten schlecht zu machen sucht, bevor er gewählt wird.

W. K., Wien: Ungefähr so:

Dem „Deutschthum" treu.
Der Phrase treu.
Dem Menschen treu
— Ist deutsch und treu.

J. S., Salzburg: Hamerlings einzige Auszeichnung war, keine gehabt zu haben. Denselben Fall finden Sie auch bei Anzengruber, Grillparzer, Adalbert Stifter, Ferdinand Raimund, Nestroy und anderen ausgezeichneten Männern.

Obderennsische Verehrer: Vergelts Gott für die gute Meinung! Was ich darüber denke, wenn ein Poet zu den Politikern geht, das finden Sie an anderer Stelle dieses Heftes.

R.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Pater Jakob.

Literarisches Erbe von **Karl Morre.**

Seit Jahr und Tag haben wir gehört, dass Karl Morre, der Verfasser des „Nullerl", an einem neuen Volksstück arbeite, welches den Titel: „Pater Jakob" führen sollte. In der literarischen Hinterlassenschaft des Dichters hat sich das Stück leider nicht vorgefunden, sondern waren von demselben nur einige Scenen des ersten Actes. Diese Scenen sind gewissermaßen aber ein Genrebild für sich, weshalb sie hier mit gütiger Erlaubnis der Witwe des Dichters abgedruckt werden. Dem Leser wird nur das Herz weh thun, dass dieses Volksstück nicht vollendet worden ist. Mit wem sollen wir darob hadern? Morre hat oft gesagt, das Zuwiderste seien ihm lachende Erben. Er selber hat in der That keine hinterlassen, und wir müssen mit dem Wenigen zufrieden sein, was in seiner Lade sich findet.

Der Stoff, aus dem das Volksstück: „Pater Jakob" hätte entstehen sollen, dürfte — mündlicher Andeutungen nach zu schließen — folgender gewesen sein: Eine Wohlthäterin hatte dem Pater zur Anschaffung einer Kirchenorgel einen Fonds zur Verwaltung übergeben. Der gut-

Digitized by Google

müthige Priester (der es nebenbei mit Ehe- und Liebesleuten zu thun hat) vertheilt das Geld nach und nach unter die Armen; dann kommen die Gewissensbisse und andere Conflicte; in der höchsten Steigerung derselben, von einer Reise zurückgekehrt, hört der Pater in seiner Kirche plötzlich die neue Orgel tönen, mit der seine dankbare Gemeinde ihn überrascht. — Dieser an und für sich nicht neue Stoff hätte, von Morre'schem Humor getragen, sicherlich auf der Bühne Wirkung erzielt. — Nun, es hat nicht sollen sein und wir geben nicht mehr, als wir haben.

Pater Jakob.

Erster Aufzug.

Einfaches Zimmer im Pfarrhofe. Im Vordergrunde links ein Fenster mit Blumen, daneben ein alter Kanzleitisch mit ein paar großen Büchern. Vor dem Schreibtische und neben demselben je ein alter Lehnsessel. Rechts im Vordergrunde eine Seitenthüre. An den Wänden Heiligenbilder. Im Hintergrunde links eine Thüre, neben der Thüre an der Rückwand eine lange Bank. Im Hintergrunde rechts eine kleine Nische mit einem Crucifixe. Vor demselben ein Betschemel. Hinter der Nische ein etwas höher angebrachtes Fenster mit der Aussicht ins Hochgebirge.

Erste Scene.

Frau **Gruber**, später **Strebitz**.

Gruber (eine alte, gemüthliche Frau — sehr einfach, aber reinlich gekleidet, reinigt mit einem Lappen das Fenster links. Allein). Jeden Tag könnt' man die Fenster scheuern, es hilft noch nichts. — Diese großen Eisenwerke mit ihrem Kohlenstaub beschmutzen die ganze Gegend.

Strebitz (vornehm bäuerlich gekleidet, aus rückwärts links. Mit bauernstolzen Manieren). Gut' Morgen, Frau Gruber!

Gruber (ihm entgegen freundlich). O, der Herr Gemeindevorsteher. Gut' Morgen!

Strebitz. Kann ich mit dem Herrn Pfarrer sprechen?

Gruber (artig). O ja, Herr Strebitz. (Entschuldigend.) Nur ein paar Minuten bitt' ich zu gedulden, es ist just sein Neffe bei ihm.

Strebitz. Der Herr Hofer?

Gruber. Sie haben was Wichtiges zu verhandeln.

Strebitz (boshaft lächelnd). Ich kann mir's denken. (Höhnisch.) Er braucht halt jetzt den Herrn Pfarrer, dass er ihn wo unterbringt. Ha ha!

Gruber (erstaunt). Unterbringt? —

Strebitz. Natürlich. Dem Schichtenmeister Hofer is ja gestern vom Werk gekündet worden.

Gruber (erschrocken). Gekündet?

Strebitz. Ja, wissen Sie das gar nit?

Gruber (entsetzt). Das wär' schrecklich. — Na na — es is nit möglich. — Das kann nit sein.

Strebitz. Da nutzt ka Jammern. Es is doch so. (Schadenfroh beiseite.) Und mir passt das heut' grad recht guat, 's wird den Alten weich machen.

Gruber (niedergeschlagen für sich). Kommt denn wohl alles über uns! (Laut.) Ja du mein Gott! Der Paul war doch immer fleißig und pünktlich in sein Dienst.

Strebitz. I glaubs eh; aber fleißig und pünktlich im Dienst is dermalen zu wenig; man muss sich auch außer Dienst dem Willen der Vorgesetzten fügen. (Höhnisch.) Na ja und das kann Ihr Herr Neffe halt nicht.

Gruber. Wir haben nie was Unrechts g'hört. Was soll denn der Paul jetz auf einmal verbrochen haben?

Strebitz. Was? No, fragens ihn nur selber. — (Hochmüthig.) Widersetzlich war er. Der Herr Director wollt' sei Tochter als Stubenmädl ins Schloss nehmen, aber der Herr Hofer war z' stolz, dass er sein Mädl dienen lasst, — er hat na g'sagt — und jetz kann er gehen. —

Gruber (niedergeschlagen, für sich). Mein armer Bruder! Wie wird der sich kränken! —

Strebitz (hochmüthig und höhnisch). Na ja. — Der Herr Neffe is halt eigensinnig. — Eigensinnig wie sein Onkel, der Herr Pfarrer.

Gruber (die nachsinnend dagestanden — wehmüthig, im vorwurfsvollen Tone). Aber Herr Strebitz! So was trauns Ihnen zu sagen. — Der Herr Pfarrer eigensinnig!

Strebitz. A ja — a ja — stark auch noch.

Gruber (wehmüthig). Du lieber Gott — kann es wohl noch einen Menschen geben, der nachgiebiger ist — der all seine Noth und sein Geschick geduldiger tragt als mein armer alter Bruder?

Strebitz (bedeutungsvoll). Nicht bloß sein Geschick geduldig tragen — (betonend) schön nachgeben, sich fügen nach oben — das ist die Kunst, mit der es der Mensch heutzutag zu was bringen kann. (Pause.) Schauns, Frau Gruber, jetz sitzt der Pater Jakob schon über die dreißig Jahr auf der kleinen, armen Pfarr!

Gruber. Früher war die Einnahm' nit so schwach.

Strebitz. Wenn Sie nit Ihre Pension hätten und ihm wirtschaften helfen — er müßt rein verhungern.

Gruber (ärgerlich und aufgebracht). Weil 's Werk alles zsammkauft. Bauern werden immer weniger und d' Arbeitsleut halten nix auf d' Kirch'n.

Strebitz. Ein Mann mit so einem Talent — wie Ihr Herr Bruder; — ein Priester, der predigen kann, als ob der Herrgott selbst aus sein'm Mund reden thät.

Gruber (einfallend, betrübt). Den lass'ns in sein alten Tagen so kümmerlich leb'n. (Seufzt.)

Strebitz (bedeutungsvoll). Und wer is schuld? Die reichste Pfarr könnt' Ihr Herr Bruder hab'n — Dechant könnt' er schon sein, — aber (vorwurfsvoll) — wann die hochwürdigste Obrigkeit sagt: So — dann macht's der Pater

Jakob —: So — (Eindringlich.) Schau'ns, Frau Gruber, heut' is grad wieder ein solchener Fall. Unsere Partei will einen frommen Mann als Abgeordneten wählen; die Gegenpartei is stark; es kommt nur auf ein paar Stimmen drauf an, und diese Stimmen sein in Ihrer Pfarr z' haben.

Gruber (aufmerksam). In unserer Pfarr?

Strebitz. Wenn Ihr Herr Bruder seinen Pfarrkindern nur a bisserl ins Gwiss'n redt — sein wir Sieger. (Spricht leise und eindringlich zu Gruber, ohne den eintretenden Pfarrer zu bemerken.)

Zweite Scene.

Pater Jakob — Paul Hofer — Vorige.

Pater Jakob (ein gemüthlicher, noch ziemlich rüstiger Greis von siebzig Jahren mit freundlichem Antlitz und mit schneeweißen, lockigen Haaren. Pater Jakob spricht im Verkehre mit den Bauern und mit seinen Verwandten im Dialecte — sonst aber in rein hochdeutscher Schriftsprache, wenn nicht ausdrücklich Dialect vorgeschrieben. Er kommt mit Paul aus der Seitenthüre rechts, spricht, ohne Strebitz zu bemerken, ernst, doch gutmüthig im Dialect). Na na, Paul. Ich mach dir kein'n Vorworf. Du hast recht gethan. Besser dem Elend — als der Schand entgegen — lieber das Brot — als die Ehre verlieren. (Pause. Gutmüthig.) Du weißt, Paul — mir geht's selber nit am besten — aber was i thun kann, werd' ich für dich und dein Kind thun.

Hofer (dankerfüllt und ergriffen). Mein lieber, mein guter Onkel! (Will ihm die Hand küssen.)

Pater Jakob (abwehrend, ernst). Geh' und bring' deine Tochter. (Erblickt plötzlich Strebitz, spricht sehr freundlich.) Ja, was seh' ich — der Herr Strebitz! (Geht ihm zu.) Gut' Morgen! Grüaß Gott!

Strebitz (demüthig ihm entgegen). Ich küss die Hand, Hochwürden. Ich küss die Hand. (Will die Hand küssen.)

Pater Jakob (abwehrend, freundlich). No, was bringt denn den Herrn Gmoanvorstand von Rohrbach in aller Fruah zu mir?

Strebitz (artig). Ein kleines Gebitt hätt' ich.

Pater Jakob. Schön, schön, und was soll das sein?

Strebitz (verlegen nach Paul blickend, dann halblaut zu Jakob). J bitt', es is was B'sonders, i möcht' mit Hochwürden allein sprechen.

Pater Jakob. Ach so —. Nu also dann kommens nur mit mir. (Zeigt auf die Thüre rechts.) Bitte!

Strebitz (halblaut). Der Herr Dechant von Rohrbach schickt mich her. (Ab rechts.)

Pater Jakob. So — so — so. (Ihm nach ab rechts.)

Gruber (wehmüthig). Paul! Paul! Was hab' ich g'hört von dir! Entlassen! —

Hofer (der nachsinnend dagestanden, verbissen). Ja! Entlassen! (Sarkastisch.) Sehr entlassen! Vorzüglich entlassen! Ha! Ha!

Gruber. Um Gotteswillen, was hast denn ang'stellt?

Hofer (aufgeregt.) Was ich ang'stellt hab'? Unverschämt war ich; — hochmüthig. Ha! ha!

Gruber (gutmüthig). Ach na, Paul — das glaub' i nit von dir.

Hofer. O glauben S' es nur — i bin ja wirklich hochmüthig. — Denkens Ihnen: unser Sultan — ah — will ich sagen — unser Herr Werksdirector, der sich aber von einem Sultan nur dadurch unterscheidet, dass der Türk auf einmal, unser Director aber ratenweise sein Serail ausstattet, hat mir die große Ehre erweisen wollen, (schmerzhaft bewegt) meine Paula, mein einziges Kind, meine zitternde Freud (erbittert) auf seine Hochschule zu nehmen, um sie als — Maitresse — für die Welt auszubilden. (Sehr ruhig.) Ich sag' Ihnen was, Frau Tant! (Sarkastisch.) Eine Bagage gibt's auf dieser Welt — eine grausliche Bagage!

Gruber. Wie du mir erbarmst — das kann ich gar nit sag'n.

Hofer. O, ich bin gar nicht zu erbarmen. Ich beziehe jetzt nur den verdienten Lohn. (Schmerzlich bewegt.) Jahre lang hab' ich ruhig zugesehen, wie die halberwachsenen Töchter der armen Arbeiter hinaufgelockt wurden aufs Schloss — aber, es war keine — meine Tochter. — Erst jetz, weil mein Kind an die Reih' kommt, rühr' ich mich.

Gruber. Was hättest denn thun soll'n?

Hofer. Nit zuschau'n! Wenn kein ehrlicher Mensch einem Schufte dient, kommt gleich und gleich z'samm. B'hüt Gott, ich hol' die Paula. Eine Bagage gibt's auf der Welt! (Wendet sich um, begegnet der Brandnerin, weicht ihr aus.) A Hauptbagage! (Rückwärts ab.)

Dritte Scene.

Brandnerin — Vorige.

Brandnerin (eine alte, durch großes Unglück geistig geschwächte Frau, blickt immer gerade vor sich und spricht das „Ah so!" stets rasch und stoßend im Discant aus. Sie kommt während der letzten Rede von rückwärts, will Hofer zugehen, der ihr ausweicht, kommt vor, spricht lächelnd). Bagage hat er zu mir g'sagt! Hauptbagage! (Lacht herzlich. Ernst.) Ah! is a guater Herr, der Herr Hofer; wohl guat! (Seufzt.) Mei Seliger hat den Herrn Hofer immer g'lobt! — immer.

Gruber. Was will denn die Brandnerin?

Brandnerin (ohne zu hören). Ja, mein Seliger war a a braver Mann. Alle Tag is er z'Haus kuma, alle Tag! Aber amol hab' i g'wart — und g'wart — es is Nacht word'n — nix kuma — endlich — spat — spat in der Fruah hab'n ihn vier Männer bracht, todt — todt — er war schon todt! (Bedeutsam.) Sein sechzig auf amol in der Gruab'n blieben. Mei Seliger auch. Ja! (Seufzt.) Ah — ja! —

Gruber. Allweil die alte G'schicht.

Brandnerin (rasch). Ah so!

Gruber (streng). Was will denn die Brandnerin? Wieder den Pfarrer anbetteln?

Brandnerin. Ah na — ah na. (Wichtig.) Taufschein, einen Taufschein für die Zwanzen Zilli, wissens, für döš Madel, was bei mir is. Ihr'n Vater hab'ns damals, wie's mein Mann bracht hab'n — a mitbracht. Todt — ganz

todt. Sei Weib, die Zwanzin, is damals vor Schrocken g'storben — g'schwind g'storb'n. I hab' 's Madl gnuma. War ein Jahr alt.

Gruber (verdrießlich). Aber Brandnerin! Wie oft wollns mir denn die G'schicht noch erzähl'n.

Brandnerin. Ah so! — Aber na — es is was anders — ja. Unser Herr Pfarrer, Ihner Herr Bruder, unser guater Herr Pfarrer, unser liaber Herr Pfarrer hat mir verholfen, dass ich 's Madel in ein Institut bring.

Gruber. Das weiß ich ja auch.

Brandnerin. Ah so! Ja — das wissen Sie auch ja. Aber ich muss einen Taufschein haben.

Gruber (verdrießlich). Den werd'ns schon krieg'n. (Nach der Bank zeigend.) Dort setz'ns Ihnen hin und wart'ns.

Brandnerin. Ah so! (Geht rasch zur Bank, setzt sich.)

Gruber. Mir geht dem Paul sein Unglück nit aus'n Kopf. — Wo wird der jetz a Stell finden?

Vierte Scene.

Greger — Vorige.

Greger (an der Thüre rückwärts). Schön guat Morg'n!

Gruber. Guat Morg'n, Greger! Was wollt denn Ihr?

Greger. Hochwürd'n Herrn Pfarrer möcht' i sprechen.

Gruber. Kann ich's ausrichten?

Greger (wichtig). Geht nit, geht nit. Is was extra Wichtiges. (Affectiert.) A Advicaten-Gschicht!

Gruber. So so so.

Greger. Ja, i und mein Nachbar, der Struck, habn an Besitzzerstörungs-streit g'habt zwegn oan Feldweg, und warn grad z'best dran, Advicaten-Process z'machen, und das hat der Herr Pfarrer erfahren und hat uns zwa hol'n lassn und hat g'sagt, sagt er, ehwenter wir zwa wegen den Weg zum advicatiern anfangen, sagt er, soll'n wir in die Stadt geh'n, hat er g'sagt, und er gibt uns oan Brief mit an sein Freund, dös wär a alter Advicat, der alles versteht, und was der sagt, sagt er, dös wär recht. Hat er g'sagt.

Gruber. No also, so wart' der Greger halt da, bis mei Bruder heraus-kommt. (Rechts ab.)

Greger. A ja — i wart schon, i wart schon. (Geht langsam nach rückwärts.)

Brandnerin. Hochwürd'n Herr Pfarrer wird no schlaf'n.

Greger. Was denn nit no, schlaf'n wird er, wenn er schon vor drei Stunden Fruhmesse g'halten hat. (Sieht zum Fenster hinaus.)

Brandnerin. Ah so!

Greger. Schau, schau — da kumt der Grabenhofer mit sein Weib. Also wird's do ernst. Wolln sich dö zwa Leutln wirklich scheid'n lass'n.

Brandnerin (den Kopf nach der Seite). Scheiden lass'n? Scheiden lass'n? I nit — i scho nit. Mich hat 's Unglück von mein Mann g'schieden. I nit! I schon nit. I hätt' mi nit g'schieden.

Greger. Ja, kann die Brandnerin das gar nit vergessen?

Brandnerin. A ja — a ja. Vergessen wohl, aber es fallt mir halt allweil wieder ein.

Greger (für sich auf den Kopf zeigend). Is nöt recht beinand, dös Weibsleut. (Setzt sich zur Brandnerin.)

Fünfte Scene.

Grabenhofer — Regina — Vorige.

Grabenhofer (kommt aus rückwärts, sieht sich um, setzt sich zu Greger auf die Bank). Guat Morg'n!

Regina (traurig zu Boden blickend, setzt sich zur Brandnerin).

Greger. Habt Ihr heunt alle zwa beim Pfarrer z' thuan?

Grabenhofer (sehr ernst). Ja, heunt wohl. Mitnand sein wir herkuma und oanzeln werd'n wir fortgeh'n.

Regina (bitter). Mir is eh recht.

Greger. So so so —. Alsdann wird's bei enk zwa wirkli ernst. (Kratzt sich am Kopf.) 's Weiberwechseln war sunst daweil nur Stadtleutbrauch.

Grabenhofer (springt auf). Geht's di was an? Misch' di nit drein, sonst sag' i dir was. (Setzt sich langsam nieder.)

Greger. No no no. Fress'n wirst mi do noch nit! Oder wohl?

Regina. Der Herr Pfarrer!

Sechste Scene.

Strebitz — Pater Jakob — Vorige.

Strebitz (aus rechts, bedenklich). A zwidere Sach dös. Recht zwider. (Streift auf sein Hut. Greger, Grabenhofer, Regina stehen auf.)

Brandnerin (steht auf, geht hastig vor, will Pater Jakob die Hand küssen). Hochwürden Herr Pfarrer, i bitt unterthänigst.

Pater Jakob (abwehrend). Wart'n, bis i die Brandnerin ruaf.

Brandnerin. Ah so! (Geht schnell zurück, setzt sich. Greger, Grabenhofer, Regina setzen sich.)

Strebitz. Dann muss ich's halt unserm Herrn Dechant vermeld'n, dass nix is. (Seufzt.) Wird ihm recht unlieb sein.

Pater Jakob. Thuat mir leid, aber i kann nix mach'n.

Strebitz (ungläubig lächelnd). Ah, können thät'ns schon, leicht a no. — (Zuredend.) Hochwürden, vielleicht überlegen Sie sich's do — ah ja — um der guat'n Sach will'n.

Pater Jakob. Na na na. I lass mi bei mein Herrn Amtsbruader vielmals entschuldig'n, aber es bleibt, wia ich g'sagt hab'.

Strebitz. Unser Herr Dechant hat halt g'meint, wann Hochwürden Ihren Pfarrkindern zureden, dass sie unsern Candidaten nehmen, dann wär' d' Majorität g'sichert.

Pater Jakob. Na na na, mei liaber Strebitz, in die Wahl meng' i mi nit ein. Meine Bauern soll'n wähl'n, wen sö woll'n. — Wia sie sich's betten, so werdns schlafen.

Strebitz. Hochwürden hab'n aber den größten Einfluss; was Sie den Leut'n sag'n, dös g'schieht.

Pater Jakob. Ja, g'schieht! Warum g'schiehts? Weil i meinen Pfarrkindern noch nie schlecht g'rath'n hab'. — Kann ich euerm Candidaten ins Herz schauen? Kann ich sein Verstand abwägen? Kann ich wiss'n, ob er für das Wohl des Volks einstehen wird? Und wann er's nit thuat? Soll ich die Verantwortung trag'n? Na na na, Strebitz — i meng' mi nit ein.

Strebitz. Es ist aber Pflicht eines jeden Priesters, dafür zu sorgen, dass gottesfürchtige Männer ins Parlament kommen.

Pater Jakob. Gib Gott, was Gottes ist — und dem Kaiser, was des Kaisers ist — so schreibt das Evangelium. In die irdischen Rechte meiner Pfarrkinder einzugreifen, steht mir nicht zu.

Strebitz (beiseite). Is dös a alter Zopf.

Pater Jakob (mit Wärme). Mein Parlament ist die Kirche, und meine Rednerbühne die Kanzel. Dort hab' ich die Aufgabe, die Gebote der Liebe und den Frieden zu lehren, und darum muass i heraußt'n zu meiner guat'n Lehr auch 's guate Beispiel geb'n. — Ja, mei liaber Strebitz, so denk i, und darnach thua i.

Strebitz (ärgerlich). Ja, wann Hochwürden so denk'n — dann is freili nix z'machen. Bhüat Gott.

Pater Jakob. Bhüat' Gott, Strebitz. Nix für unguat. I lass mich Herrn Dechant empfehl'n. Er soll nit ungehalten sein — ich kann nit anders.

Strebitz. Ich werd's ausrichten. (Zornig für sich im Abgehen.) Und du wirst dein Dickkopf bilaß'n. (Mitte ab.)

Pater Jakob (nach rückwärts sprechend). Alsdann wer war zuerst da?

Brandnerin (eilt rasch vor). I bitt, Hochwürden, um ein Taufschein für die Zwanzen Zilli.

Pater Jakob (vorwurfsvoll). Aber Brandnerin, wia oft muass ich's Euch denn noch sag'n -- Ihr sollt nach Rohrbach geh'n. Das Kind is ja in Rohrbach tauft word'n. I kann koan Taufschein ausstellen.

Brandnerin. Ah so!

Pater Jakob. Ja, ah so! — ja also nach Rohrbach geh'n.

Brandnerin (sehr naiv). Ich bitt, Hochwürden — i — i war schon in Rohrbach.

Pater Jakob (erstaunt). No also — und hat die Brandnerin koan Taufschein kriagt?

Brandnerin. Na! (Ihm ins Ohr flüsternd, aber deutlich.) Kost' — fünfzig Kreuzer Stempel!

Pater Jakob (belehrend). Natürlich — ohne Stempel darf man keinen Taufschein ausfertigen.

Brandnerin. Ah so! (Pause.) I bitt', Hochwürden, gebn's mir umsonst an Taufschein. (Lacht.) Ich hab' ka Geld — na, ka Geld.

Pater Jakob. Ach so — ka Geld. (Sucht verlegen in allen Säcken, bringt nur wenige Kreuzer vor, ruft) Anna! (Sucht in den Säcken, ruft) Anna! Anna!

Siebente Scene.

Gruber — Vorige.

Gruber (kommt aus Seite rechts). Hast du mich gerufst?

Pater Jakob (verlegen die wenigen Kreuzer, die er, vor Alter zitternd, auf der flachen Hand hält, nachzählend). Du Anna, sei so gut, leih' mir zweiundvierzig, dreiundvierzig, (aufblickend) fünfundvierzig Kreuzer, (nochmals revidierend) ja, fünfundvierzig Kreuzer leih' mir.

Gruber (erregt). Geld leihen? Ich? Was fallt dir ein.

Pater Jakob (besänftigend). Nur fünfundvierzig Kreuzer.

Gruber (unwirsch). I hab' nix. In sechs Tag'n kriag i erst mei Pension, wo soll ich's hernehmen? (Zornig zur Brandnerin.) Ich hab's ja g'wusst, dass sie wieder betteln kommt — diese freche Person.

Brandnerin (naiv und wichtig zu Gruber). Einen Taufschein brauch' ich.

Pater Jakob (besänftigend). No ja freilich, sie muss ja ein' Taufschein haben — was weißt denn du.

Gruber (ärgerlich). I leih' nichts her.

Pater Jakob. No, dann nehm' ich's halt aus'n Orgelfond. (Rasch ab rechts.

Gruber (die Brandnerin anfahrend). Wenn sich die Brandnerin noch amol untersteht, daher betteln z'kommen — nachher jag' ichs fort.

Brandnerin (gutmüthig belehrend). Er nimmt's aus'n Orgelfond. Ja.

Gruber (zornig). So, aus'n Orgelfond — und wie lang soll denn der no halten?

Brandnerin (steif in die Luft sehend). Wird schon halten, wird schon halten.

Grabenhofer (steht auf, nimmt Geld heraus, kommt langsam vor).

Gruber (zu Grabenhofer). Vor zehn Jahren hat eine wohlthätige Dame zweihundert Gulden g'stift zum Ankauf einer Orgel.

Grabenhofer. I woaß eh, ja.

Gruber. Eine Orgel z'haben in der Kirchen wär' sei sehnlichster Wunsch; vom Mund hat er sich jeden Kreuzer abg'spart, um 's Geld z'samm z'bringen, aber so lang betteln ihn die Leut an, bis der ganze Orgelfond weg is.

Grabenhofer. D' Brandnerin derf nit so zuadringlich sein. Unserm Herrn Pfarrer geht's selber knapp.

Brandnerin. Ah so!

Grabenhofer. Da is Geld für'n Stempel. (Gibt Geld, geht dann langsam zurück, setzt sich.)

Brandnerin (nimmt das Geld). Ich danke.

Gruber. Und jetz schau die Brandnerin, dass sie fortkommt.

Brandnerin. Ah so! — ja, ja. (Geht nach rückwärts.)

Regina (steht auf, gibt der Brandnerin Geld). Von mir auch a paar Kreuzer. (Setzt sich.)

Brandnerin. Ich danke. (Rückwärts ab.)

Gruber. Alle Bettelleut zügelt mein Bruder ins Haus.

Achte Scene.

Pater Jakob — Vorige.

Pater Jakob (kommt aus rechts, gibt Geld in ein kleines Papier, das er zusammenfaltet. Ohne aufzusehen, freundlich). So, mei liabe Brandnerin, da is das Geld.

Gruber. Die Brandnerin is schon fort.

Pater Jakob (sich umwendend, aufgeregt). Was? fort? (Zornig.) Wer untersteht sich, arme Leut, die bei mir Hilfe suchen, fortzujagen? (Drohend.) Du Anna! Anna!

Gruber. Sie hat ja 's Geld schon kriagt.

Pater Jakob (aufgeregt). Nix hat sie, von mir hat sie's zu kriag'n. I hab's ihr versprochen.

Gruber. Der Grabenhofer hat ihr's geben.

Pater Jakob. Still bist, sag' ich dir und kein Wort mehr. (Geht rasch zum Fenster links, öffnet dasselbe, beugt sich hinaus, ruft sehr freundlich.) Brandnerin! Brandnerin!

Brandnerin (von außen). Was schaffen Hochwürden?

Pater Jakob (ruft hinaus). Daher — daher! Aufpass'n!

Brandnerin. Ah so!

Pater Jakob. Da is das Geld. (Wirft das Papier zum Fenster hinaus, schließt freundlich lächelnd das Fenster.)

Gruber (verzweifelt). Jetz wirft er das Geld beim Fenster hinaus. Is das ein Verschwender. Es is aus der Weis. (Verzweifelt rechts ab.)

Pater Jakob (freundlich). Alsdann, Greger — was is mit Euch? War't Ihr schon in der Stadt?

Greger (kommt vor). A ja, Hochwürden. Wohl, wohl — i war in der Stadt, mei Nachbar, der Struck, a. Wir waren alle zwa. —

Pater Jakob. So. Und habt Ihr dem Herrn Doctor mein Brief geb'n?

Greger. A ja, freili, in die Hand geb'n. Er hot ihn g'schwind g'lesen, fest g'lesen. Is a alter Herr! a g'scheiter Herr!

Pater Jakob. So so. — No und was hat er Euch denn g'sagt.

Greger (sehr ernst und wichtig). Erst hat er den Brief g'les'n — dann hat er uns zwei g'fragt, was der Grund wert is, weg'n dem wir oan Besitz-zerstörungsprocess machen wollen — und dann hab'n wir drauf g'sagt: Zwei Gulden.

Pater Jakob (zustimmend). Zwa Gulden — ganz richtig. No und dann?

Greger (sehr ernst). No und dann hat er uns beide freundli ang'schaut — und hat g'sagt, sagt er — i und der Struck, sagt er, wir sind zwei Eselein.

Pater Jakob (gutmüthig lächelnd). Zwei Eselein?

Greger (verschämt und verlegen zu Boden blickend). Ja, zwei Eselein.

Pater Jakob (gutmüthig lächelnd). Ja warum denn?

Greger (verlegen). Ja, er hat g'sagt, sagt er, wenn wir uns jeder einen Advicaten nehmen, müssen wir vierzig Gulden Kleckspensari zahlen, und wer für zwei Gulden vierzig Gulden hergibt, (verlegen zu Boden sehend) der ist ein Eselein — hat er g'sagt.

Pater Jakob (lächelnd). So so — so — no und was habt ihr zwa denn dann g'macht?

Greger. No, wir sein dann ins Wirtshaus gangen und haben uns ausgeglichen.

Pater Jakob. Ausgeglichen, das hör' i gern.

Greger (freudig). Ja — der Struck hat mir Wein zahlt, und i hab' ihm Wein zahlt, und jetz sein wir zwa wieder guat Freund. Recht guat Freund.

Pater Jakob. Also schauts: Euch muass man vier Stund weit in d' Stadt schicken; dort muass euch einer mit Viehnamen tractieren, damit ihr zur Einsicht kommt, dass der Bauer seine schwer verdienten Groschen nit zum Processführen hat.

Greger (aufmerksam und ernst zustimmend). Es is wirklich wahr. Ganz richtig. Es is so. (Verlegen.) Aber dö Einsicht, Hochwürden Herr Pfarrer, hab'n wir nur Ihnen z' verdanken. (Will ihm die Hand küssen.)

Pater Jakob (abwehrend). Schon guat — schon guat.

Greger. Der Struck lasst Euch danken — und sei Weib lasst gar vielmals danken. (Verneigt sich.) Küss' d' Hand! Bhüat' Gott! (Geht langsam nach rückwärts.)

Pater Jakob. (Sieht ihm nach. Ruft freundlich) Greger!

Greger (wendet sich um, bleibt stehen).

Pater Jakob. Also wie hat der alte Herr Doctor zu euch gesagt?

Greger (verlegen zu Boden blickend, halblaut und verschämt). Zwei — Eselein! (Geht langsam rückwärts ab.)

Pater Jakob (lächelnd für sich). Das sein Kerl, meine Bauern! Wia die Griesknödl. (Wendet sich zu Grabenhofer, spricht freundlich.) No alsdann, und was hat's denn mit euch zwa?

Grabenhofer (steht auf, geht langsam vor). Ja, Hochwürd'n, bei uns zwa, da hat's was.

Regina (kommt langsam vor, spricht traurig). I bleib nit mehr bei eahm. I nöt, i geh in Deanst.

Pater Jakob. Hm hm hm!

Grabenhofer. Ja ja, Hochwürden, bei uns thuat's ka Guat mehr. (Entschieden.) Wir geh'n ausanand.

Pater Jakob (betrübt). So — so — so. Ja ja. I hab' schon was g'hört. (Traurig für sich.) Is do aus der Weis'. (Laut und herzlich.) Aber Leutln! Was soll aus euern armen Kindern werd'n?

Regina. Die Kinder nimm i mit. I bleib nit mehr bei eahm, auf koan Fall.

Grabenhofer (sehr erregt). Bei uns wird g'schied'n. G'schied'n sag' i. Was anders gibt's nit; drum möcht' i bitten, Hochwürden, dass die G'schicht in Ordnung bringen. Je eher, je besser. Heunt noch, heunt noch.

Regina. I bin jede Stund bereit.

Pater Jakob (recht herzlich und innig). Leutln! schauts mi an! Is dös wohl richtig euer Ernst? Überlegt es euch. Es is a schwerer, a großer Schritt.

Grabenhofer (sehr erregt). Hochwürd'n! I bitt'! Nix zuared'n, nix zuared'n. Es hilft nix. I gib nit nach. I leb' nit mehr mit ihr.

Regina. I bleib' a nit bei eahm. I nit! I thua fort. (Schluchzt und wischt sich mit dem Fürtuch die Thränen aus den Augen.)

Grabenhofer (erregt). Hochwürd'n! Da hilft ka Vermitteln. Mit uns zwa is aus. (Geht sehr erregt auf und nieder.) Wenn's Hochwürd'n nit recht is, so geh'n wir so. (Zornig.) I lass mi nix zwingen. I nit. (Wüthend.) Bei uns zwa is abdrosch'n! Feierabend!

Pater Jakob (ernst verweisend). No no no, nur nit so hopataschig. Frag'n werd' i do no dürf'n, was die Ursach is! — Oder dös a nit?

Grabenhofer (verlegen und ruhig). A ja — dös wohl.

Regina. I bin nit schuld. I nöt. (Weint heftig.)

Grabenhofer (verächtlich zu Regina). Fleanst schon wieder. No ja. Fleanen können die Weiber. Sunst eh nix.

Regina (zornig). Zwegn dir woan i nit. Zwegn dir schon nit.

Grabenhofer. Hilft dir eh nix. Mi machst nit woach. Mi nit.

Regina. Geh' zua! Du Unguat!

Pater Jakob (ernst und streng). Ruhig! Und ka Wort mehr! (Gelassen.) In meinem Pfarrhof wird nit g'stritt'n. Das merkt euch. (Pause. Sehr ruhig.) Regina! wann hab' ich euch getraut?

Regina (nachdenkend, halb für sich). Unser ältester Bua, der Urberl, geht ins siebente. Ja ja. (Laut.) Z' Fastnacht-Sunntag wird's halt acht Jahr werd'n, denk' i.

Pater Jakob (zunickend). Acht Jahr, ja, ganz richtig. (Seufzt, spricht betrübt halb für sich.) Du liaber Gott! (Seufzt.) I bin halt schon a alter Mann, meine Bandln woll'n nimmer guat halten. (Ernst und laut.) Regina! dort geh' hin, knie dich nieder, bet' fünf Vaterunser, und wann du zur Stelle kommst: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden, — dann halt a weng ein — und denk' nach.

Regina (geht langsam zurück, kniet sich nieder und betet andächtig, ohne umzusehen).

Pater Jakob. Alsdann Grabenhofer, was is die Ursach?

Grabenhofer (zu Boden sehend, kleinlaut). Untreu!

Pater Jakob. Untreu?

Grabenhofer. Leider! Schamen muſs i mi, daſs i's sag.

Pater Jakob. Hm hm hm. Dös wär' freili schlimm, recht schlimm, aber von Euerm braven Weib kann ich's fast nit glauben.

Grabenhofer (erbittert). Hätt's a nit glaubt, aber wahr is 's, wahr is 's! (Ingrimmig.) Mit'n Jaga . . . . . .

(Hier hat der Dichter abgebrochen und der Tod das „Fortsetzung folgt" gestrichen.)

Die Geschichte vom zurückgeläuteten Todten.

Erzählt von **Hans Malser**.

Mit aufgeschürztem Vortuch und scharfem Messer stand er im Kreise seiner Zöglinge, und schnitt ihnen der Reihe nach die Köpfe ab. Warf sie in einen Leiterwagen zusammen und die Stengel standen kahl da im Krautgarten. Hinterher kam das Weib und hackte auch die Stengel ab. Die Krautköpfe den Knechten und Dirnen, die Krautstengel den Schweinen, so spielte das traute Paar die Vorsehung für den Winter.

Auf einmal bog sich die krumme Alte geradewärts und horchte.

„Hörst nix, Fockel?" fragte sie ihren Mann.

Der stand auch still, legte die hohle Hand ans Ohr, machte einen kurzen Pfiff und sagte: „Läuten thun's."

„Was mögen's denn läuten? Im hellen Werktag?"

„Für unsere geköpften Krautgebel 'leicht freilich nit."

„Schaf, du!" dachte sie, sagte es aber nicht, denn er war Schultheiß.

Hastete der Halter Nickel am Feldrain heran: „Wiſst's es schon? Wiſst's es schon?"

„Was denn? Was ist denn geschehen?"

Der Halter athemlos: „Läuten thun's!"

„Das hören wir ja, du Popel! Warum läuten sie?"

„'s selb weiß ich selber nit."

Vom Dorfe her brummte es lange. Dann setzte das Läuten ab und begann wieder.

„Todtenschauer läuten! 's hat wieder einer dran glauben müssen", meinte der Fock und schnitt Köpfe.

Über den Feldweg kam der Feidelbub mit dem Rübenkarren gefahren, der berichtete, gestorben sei jemand.

„Du Fock, du Schultheiß-Fock!" rief der Halter, „jetzt weiß ich schon, weswegen sie läuten. Gestorben ist wer!"

Kam auch schon der Briefbote gegangen: „Eine Neuigkeit, meine Herren und Damen! Der Silsam ist gestorben!"

Dem Fock fiel das Messer aus der Hand, der Fockin die Hacke. Der reiche kerngesunde Silsam! Der ehrengeachtete Nachbar Silsam!

„'s Herzschlagel. In der Flachsdörrkammer."

Na, jetzt wussten sie auch, woran und wo.

„Mich g'freut's nimmer, 's Krautköpfen", meinte der Schultheiß. „'s ist eh eine Sitzung. Ich geh' zum Michelwirt."

„Thuts lieber beten!" ermahnte die Fockin.

„Halt' deinen Knödelbeißer!" gab der Fock rüde zurück und siffelte davon.

„Ins Wirtshaus, jetzt!" sagte der Halter. „Da thät ich was Gescheiteres wissen! Thuts beten!" Dann trottete er der Alm zu und freute sich über seine Klugheit, dass er gleich gewusst hatte, gestorben wäre einer und beten sollten sie!

Die anderen eilten ins Dorf. Dort war alles aufgeregt und fast in gehobener Stimmung. Es trägt sich doch gar so selten was zu, in Tummelberg. Jährlich zwei, drei Leichen, dann ist's aber auch ein Volksfest. Bis auf einen Bruder hatte der Silsam keinen Verwandten gehabt, also that das Todtenklagen niemandem weh, man trank dabei, man munkelte dabei, seufzte ein- ums anderemal: 's ist schad' um ihn! Wem er's nur vermacht haben wird! — Und im ganzen gab es eine rechte Unterhaltung.

Weil der Silsam ein guter Christ gewesen und sonst auch was, so gab es natürlich ein großes Leichenbegängnis. Der Pfarrer betete am Grabe nicht drei Vaterunser, wie es sonst geschah, sondern sieben, und die Gemeinde half wacker mit, den verstorbenen Mitgenossen ins Himmelreich hineinzubeten. Die drei Glocken läuteten eine ganze Stunde lang, die große brummte in langsamen Schlägen, die mittlere schlug ihre helleren und schnelleren Klänge, und die kleine bimmelte mit hastigen Schrittlein drunter her. Etliche mochten betend sich bei solchem Begängnisse wohl der irdischen Vergänglichkeit erinnert haben, die meisten dachten nichts, als etwa, dass bei diesem Knien auf den Erdschollen die Hosen schmutzig werden.

Als es vorüber war, sagten sie unter einander: „So, das wäre auch vorbei."

Aber es war nicht vorbei, es fieng erst an, und in der alten Chronik von Tummelberg ist die unerhörte Geschichte verbucht. — Als der Silsam bestattet war, erhob sich auf einmal die Mähr, der Silsam sei nicht gestorben. Er sei zwar todt, aber nicht gestorben wie andere Leute, er habe sich — selbst —

Es musste noch einmal vorzeitig Feierabend gemacht werden in den Gärten, auf den Feldern, und das Wirtshaus war so übervoll, dass der Michelwirt es sogar wagte mit dem abgestandenen Fass Bier, das er schon halb und halb für den Schweinstrog bestimmt gehabt hatte. Der Strick wurde herumgelangt von Tisch zu Tisch, ein schmales Korb-

band war es eigentlich, mancher versuchte spasseshalber seine Zähigkeit. „Halten thät's es! Gehalten hat's es!"

Des Verstorbenen Bruder, der Berthold, hätte vielleicht alles gewusst, aber er war nicht vorhanden. Der Pfarrer ließ ihn holen aus der Holzknechtkaserne, aber der Berthold wollte nichts sagen. Er hatte schon zu viel gesagt, nachts im Traume: „Bruder, Bruder, warum hast mir das gethan? Müssen alle warten aufs andere Sterben, hättest nit du auch warten können? Was pressiert's denn so, die Ewigkeit rennt dir nit davon! Wenn's aufkommt, scharren sie dich ein, wie einen Hund. Die Leut' sind Teufel bei so was, und die Schand kommt auf mich!" So hatte der alte Berthold im Traum geschwätzt in der Kasern', bis er nachher scharf ins Verhör genommen wurde. Na, halt am Strick habe er ihn gefunden, in der Flachskammer. Und warum? Kein Mensch wusste es. Der Silsam war in früherer Zeit immer so heiter gewesen, so angesehen und wohlhabend. Wo muss nun der Teuxel denn gesteckt haben? Der Berthold konnte sich's schon denken, als er in den Truhen Geld suchte und Schuldverschreibungen fand. Am nächsten Allerheiligen-Tag wird der eine fällig, der große, und der Klotzbauer wird herüberkommen aus dem Galtenthal und alle Herrlichkeit ausblasen. So ein Schuldbrief ist weniger als nichts. Armut! Mit der wär' am Ende noch fertig zu werden, der Mensch — wenn man's recht nimmt — braucht ja nicht viel, aber der Gläubiger Wuth und der Leute Hohn! Das mochte der Silsam gedacht haben. Das Korbband wetzte ihm derweil an der Schulter herum; strich ein wenig an den Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich wär' das beste. Versäumen thätest du nichts mehr auf dieser Welt. Auf dieser dummen Welt! Ich thät' gar nit so weh. Ein bissel anziehen, ein bissel blau vor den Augen, und gut ist's. Einmal ist einer zu früh abgeschnitten worden, der hat gesagt: Ihr verflixten Leut', es wäre so angenehm gewest, es hat just so schön gegruselt über den Buckel hinab. — Probier's mit mir. Taugt's dir nit, kannst dich ja auf die Füß' stellen." O, dieser höllische Korbstrick! — Und dann hat ihn der Bruder gefunden, auf die Füße gestellt hatte er sich nicht mehr, aber die Zunge hat er der Welt vorgestreckt, wie ein Bub, der jemandem ein boshaftes Schnippchen geschlagen.

Halb hörte solches der Pfarrer aus dem Munde des Berthold, halb dachte er sich's, und es wäre nur gut, dass es jetzt erst aufgekommen, da der arme Mensch schon mit christlichem Segen in der Erde ruht.

Nun aber standen etliche Bauern zusammen, meldeten sich im Pfarrhof und was jetzt zu machen wäre?

„Was wird zu machen sein", meinte der Pfarrer, „nichts."

„Aber das können wir nicht dulden! Auf dem geweihten Kirchhof, wo wir selber einmal liegen sollen, unsere Weiber und Kinder, da können wir keinen Selbstmörder brauchen. 'raus muss er!"

„Ja, Hochwürden Pfarrer, 'raus muſs er! Und das heilig' Gebet, das wir für ihn gehalten, nehmen wir auch wieder zurück!"

Dem Pfarrer war etwas ungleich. Man solle lieber kein Aufsehen machen, und den armen Silſam ruhig schlafen lassen.

„Kein Aufsehen! Ruhig schlafen, der Gottlose, in geweihter Erden!" schrien die Bauern, „wenn einmal die Geistlinger selber so reden, dann ist's kein Wunder, wenn der Antichrist anruckt mit Haufen!"

Der Pfarrer war ein wenig betroffen, daſs seine Pfarrkinder manche Predigt, die im Laufe der Zeit gehalten worden, so ernst genommen, daſs sie so fest waren im „Glauben". Er konnte sich eigentlich dazu gratulieren, aber eine Stimme zutiefst in seinem Menschenherzen sagte doch: Knöpfe sind's! Pharisäer sind's!

Er besprach sich mit Fock, dem Schultheiß, was da zu machen wäre.

Der Schultheiß rieb sich am Kinn, es war leidlich glatt rasiert, glotzte tiefsinnig drein, schnalzte mit der Zunge und sagte: „Na!"

Das war aber dem Pfarrer zu wenig.

Und der Schultheiß sprach: „Pfarrer, lassen wir ihn drinnen. Aber das Grab muſs er bezahlen, das geweihte, das ihm nicht gebürt. Hundert Thaler für die Gemeinde wird nit zu viel sein."

„Und die Kirche? Soll die schon wieder einmal leer ausgehen?"

„Der Friedhof gehört der Gemeinde, wird von der Gemeinde erhalten, was einkommt, gehört also auch der Gemeinde. Wem's nit recht ist, der soll klagen!"

„Du bist und bleibst ein Steinschädel!" sagte der Pfarrer, bestand aber nicht weiter auf seiner kirchlichen Forderung, weil er's insgeheim ja wuſste vom Berthold, der Silſam habe nichts hinterlassen.

Am nächsten Tage wuſste es freilich auch der Schultheiß.

„Nichts da ist?! Das ist doch ein hautschlechter Kerl gewesen, dieser Silſam. Ohne Umstände heraus mit ihm!" So das würdige Gemeindeoberhaupt, und hieb zornig mit der Faust auf den Tisch.

Da sagte der Pfarrer bescheidentlich: „Wenn nichts da ist, dann soll man ihn erst recht liegen lassen, wo er liegt. Das Exhumieren kostet ja Geld, wer soll's zahlen?"

„Die Kirche soll's zahlen!" sagte der Schultheiß, „denn der Kirche wäre es zugestanden, sich vorher zu überzeugen, ob der Todte auch richtig in geweihte Erde gehört oder nit!"

„Mit dir will ich nicht streiten, macht's was 's wollt's", sagte der Pfarrer und gieng davon.

Der Schultheiß zog den Berthold heran, des Verstorbenen Bruder: „Hörst, Mensch, du bist der Bruder, du bist der Erbe. Willst zahlen, daſs er liegen bleiben darf?"

„Du Patsch!“ gab der geringschätzig zur Antwort. Sonst sagte er nichts.

„Gut, du wirst zahlen fürs Ausgraben!“

Der Berthold steckte den Daumen zwischen den Zeige- und den langen Finger, bog die letzteren ein, so dass der Daumen hinten hinaus stand, und hielt solche zierliche Figur dem Schultheiß vor. Dieser gab ihm einen Fusstritt zur Thür hinaus, und damit war die Besprechung zu Ende.

Noch an demselben Tage kamen die Schaufler und begannen zu wühlen auf dem Grabe des Silsam. Der Pfarrer war nicht dabei, der gieng unruhig in seinem Baumgarten auf und ab und murmelte: „Bestie, dein Name ist Mensch!“ — Aber der alte gemüthliche Mann war eingeschüchtert, und der Muth des Herzens, mit dem er in früheren Jahren Glaubenseifer und Fehde gegen Andersartige gepredigt hatte, ließ ihn jetzt im Stiche, da es galt, einen abscheulichen Frevel zu verhüten.

Auf dem Kirchhof hatte sich das halbe Dorf versammelt, aber nicht um zu beten. Im Gegentheil, das vorige Begräbnisgebet musste rückgängig gemacht werden. Der Kirchendiener mit dem käsweißen Gesicht und dem kohlschwarzen Haar kniete während der Exhumierung vor dem großen Kreuze, hob die Hände gegen Himmel und rief in einem halb singenden Tone: „Himmelgott! Wir haben vor drei Tagen für den Silsam sieben Vaterunser gebetet, thu' sie streichen. Wir haben eine gute Meinung gemacht für seine arme christliche Seel', lass sie nit gelten. Verzeih' uns, dass wir so verblendet gewesen und für einen Selbstmörder gebetet haben, der in die unterste Höllen gehört. — Verzeih' uns die Sünd'!“

„Amen!“ sagte die Gemeinde.

Aber der Frieden war damit immer noch nicht ganz in die Gemüther zurückgekehrt. Denn nun fiel dem Klampferer-Schwend erst das Wichtigste ein: Die Glocken! — Hatten nicht die Kirchenglocken geläutet beim Begräbnis? Dem Selbstmörder! Die Glocken sind entweiht! Man kann sie zu keinem Gottesdienst mehr brauchen! Das wär' sauber! Bei Hochzeiten Selbstmörderglocken! — Sie müssen umgegossen werden.

Jetzt, das Umgießen war aber nicht nach der Leute Sinn. Ob es die Dorfgemeinde zu bestreiten habe, oder der Pfarrsprengel, zahlen müssten die Leute, und am Ende — so meinten sie — bliebe die Unweihe doch im Erz. Man müsse den Teufel anderswie austreiben. Der Kirchendiener mit dem käseweißen Gesicht und dem kohlschwarzen Haar lehnte am Kreuz, hielt die Arme über der Brust verschränkt und sagte es nur so nebenbei hin: „Wir haben das Gebet zurückgebetet, wir können ja auch die Glocken zurückläuten.“

Wie? — Sie horchten hin. Die Glocken zurückläuten? „Das ist wieder einmal gescheit, Kirchenwaschel!“ Die es sagten, tippten mit ihren Fingern auf die Stirn — das war soviel als zurückgelobt.

Der Kirchendiener sagte ganz gelassen: „Man braucht nur die Glockenklöppel umgekehrt einzuhängen, dann läutet's zurück."

Jetzt spotteten sie nicht mehr. Das war ein Gedanke! Das war ein Mittel. Das beste und das einzige. — Eilends machten sich etliche Bursche, der Klampferer, der Seiler und der Riemer darunter, mit Werkzeug auf den Thurm, und nach drei Stunden läuteten die Glocken zurück. Sie klöckelten verdammt schrill, aber das war eben das Passende, und unter ihrem Bimmeln wurde der Sarg des Silsam aus der Grube gehoben. Unter Poltern und Fluchen — denn das Ding war schwierig — wühlten sie unterhalb die Erde durch, zogen die Stricke ein und hoben den Sarg, der sich nur knirschend löste von seinen Schollen, aus der Tiefe herauf. Feuchte Erde klebte an den schwarzen Brettern. Am Strick schleiften sie die Masse über den Rasen hin, zum Thore hinaus. Der Abdecker leitete die Arbeit. Und draußen hinter der Kirchhofsmauer am Hagebuttenstrauch haben sie die Truhe eingescharrt.

Ein Anrainer wollte Verwahrung einlegen. Wie kam der Fidel-Veit dazu, bei seinem Acker eine solche Nachbarschaft zu haben?

„Ja, ja, Fidel-Veit", neckte der Klampferer, „nachher steigt dir der Silsam durch die Kornhalme herauf und ins Mehl!"

„Wie komm' ich dazu!" rief der Fidel dem Schultheiß entgegen.

„Halt' dein Lugendorf!" fuhr ihn dieser an, damit war der Protest erledigt.

Aber nicht alles war damit erledigt, es ergaben sich immer noch neue Schwierigkeiten. Der Eckgruberschuster warf die Frage auf von wegen der Todtenzehrung. Nach dem ersten Begräbnis waren die Leute beim Michelwirt zusammengekommen, um für die christliche Seelenruhe des Verstorbenen zu trinken. Diese christliche Seelenruhe musste jetzt auch zurückgetrunken werden. Nach dem vom Kirchenwaschel erfundenen Systeme war das gar nicht so schwer. Man setze sich umgekehrt zum Zechtisch, so dass ihm der Rücken zugewendet ist und trinke. So haben sie sich rings um die Tische gesetzt, sich fest dran mit dem Rücken gestemmt und haben zurückgetrunken fünf Stunden lang, bis in die tiefe Nacht, dass der Selbstmörder doch endlich zurückgebetet, zurückgeläutet und zurückgetrunken sei vom Himmel in die Hölle!

Und während die Leute im Wirtshause soffen und gröhlten, schlich in der Dunkelheit und auf Umwegen der Pfarrer hinaus bis zum Raine hinter der Kirchhofsmauer. Dort am Hagebuttenstrauch brach er zwei dürre Äste, band sie mit einem Dornzweig kreuzweise zusammen und steckte das Kreuz auf den lockeren Schollenhügel. Dann kniete er davor nieder und sprach ein Gebet für den Seelenfrieden des armen Silsam.

Das liebe Glück.

Von **Ludwig Kurowski.**

Wien, 8. Mai 1895.

Liebe Hermine!

Das Neueste, was ich Dir schreiben kann: Seit einer Woche bin ich bei einer Damen-Kapelle engagiert! Spiele jeden Tag im Prater. Die zweite Violine. Habe mir nach dem Conservatorium freilich etwas anderes gedacht. Gern hätte ich nämlich Concerte gegeben, aber an einflussreichen Bekannten fehlt es mir gänzlich, und ob ich das Talent habe, weiß ich eigentlich auch nicht. Mein Professor hat zwar immer gesagt, ich habe einen guten Strich, einen guten Ton, auch Vortrag, Verständnis. Das ist alles recht gut und schön, aber ich kann doch nicht fort müßig herumgehen und der armen Mutter, die ohnehin mehr als genug für mich gethan hat, noch länger zur Last fallen! Wie sie sich freut, dass ich endlich die Stelle bei der Damen-Kapelle bekommen habe, kann ich Dir gar nicht schildern. Und so freue ich mich mit ihr, dass ich mir endlich ein paar Gulden verdiene und die Aussicht habe, vielleicht eher jemanden zu finden, der sich für mich interessiert und mir am Ende zur „Künstlerin" verhilft; denn bei dem Stundengeben, was ich übrigens herzlich satt bekommen habe, schaut nichts heraus, als Ärger, und schlecht gezahlt wird man noch obendrein! —

Also bei einer Damen-Kapelle! Wenn mir das jemand noch vor einem Jahr gesagt hätte, den hätte ich einfach ausgelacht! Und so ist es gekommen, ich weiß es selber nicht, wie. Eine langjährige Freundin meiner Mutter kennt eine junge Dame, die auch bei einer Damen-Kapelle angestellt ist, und von der erfährt diese Freundin, dass die Kapelle jetzt zum Frühjahr eine zweite Violinistin braucht, denn die frühere hat geheiratet; und die Freundin hat das gleich meiner Mutter erzählt, und die hat wieder mit mir gesprochen, und so habe ich mich der Kapellmeisterin vorgestellt, und die hat mich gleich engagiert. In zwei Tagen war das Ganze abgemacht. Bis jetzt gefällt es mir nicht schlecht. Wir haben immer großen Beifall, ein hübsches Publicum, und ich mache, wie ich schon bemerkt habe, ein bisschen Furore. So oft ich auf die Leute hinunterschaue, sehe

ich immer, dass die meisten mich anschauen. Der Kapellmeisterin scheint das nicht unangenehm zu sein, aber die eine Primgeigerin und die Flötistin, die schon lange über die erste Blüte hinaus sind, haben hie und da spitzige Bemerkungen gemacht. Ich habe aber immer gethan, als wenn ich es nicht verstehen möchte. Neid, nichts als purer Neid! Ich thue nichts dazu, um den Leuten zu gefallen, und mache auch nichts auffällig, wie die anderen, die nicht wissen, was für eine Frisur sie tragen sollen! Besonders die Cellistin, die hat es auf die Männer scharf, immer schaut sie vom Notenblatt weg und auf die Leute hinunter, ob sie nicht einen mit den Augen fangen könnte, hat aber noch keinen gefangen, weißt, ist ein bissel zu „schiech" dazu! — Nach alledem ersiehst Du, dass es mir sehr gut gefällt, und wenn ich, offen gestanden, mit einem nicht ganz zufrieden bin, so ist es, dass ich nur die zweite Violine spiele. Lieber wäre mir schon die erste! Aber wer weiß, vielleicht kommt es auch dazu. —

Dass Dir bei Deinen lieben Eltern nichts abgeht, liebe Hermine, das kann ich mir recht gut denken. An Dich ist der Ernst des Lebens noch nicht herangetreten. Wird auch vielleicht gar nie herantreten, der böse Ernst. Dein Vater hat eine schöne Stellung, und in den besten Jahren ist er auch noch. Wenn der meine auch noch lebte! — Ich bitte Dich, mich Deinen verehrten Eltern bestens zu empfehlen. —

Schreibe mir nur ausführlich, wie der Maiausflug des Gesangvereines ausgefallen ist. Habe jetzt mit Proben und Productionen vollauf zu thun. Wenn ich einmal frei bin, rutsche ich zu Dir hinüber nach meinem lieben Hietzing und Schönbrunn, und dann plaudern wir wieder einmal von unseren schönen Schulmädchentagen!

Bitte um baldige Antwort. Es küsst Dich tausendmal Deine treue Freundin
Martha.

21. Mai.

Liebe Hermine!

Deine reizende Schilderung des Mai-Ausfluges hat mir sehr gut gefallen. Das muss ja ein sehr spassiger Herr sein, dieser Herr Römle, der jede Dame fragt: Haben Sie schon Kant gelesen? Na, ich wäre imstande, ihm darauf eine Grobheit zu sagen! Und dann der geschleckte und geschniegelte Holzer mit seinen gedrechselten Redensarten, mit seiner Delicatesse hinten und vorn! Gott! wenn nur die Männer wüssten, wie unausstehlich langweilig das alles ist! Wo bleibt da Geist und Verstand? Weißt Du, liebe Hermine, wie ich mir einen Mann vorstelle, der mir gefallen könnte? Erstens müsste er groß sein, schlank, schwarzes, großgelocktes Haar, einen kleinen, netten, schwarzen Schnurrbart, so allerliebste treuherzige Augen, eine schöne, gepflegte Hand, und lebhaft und witzig müsste er im

Gespräche sein, und die Stimme so ein klangvoller Bariton, einschmeichelnd, durch und durch sympathisch! Wenn er nichts als „Guten Abend, mein Fräulein!“ sagt, so muss das einem schon so zu Herzen gehen, als wenn ein anderer die heiligste Liebeserklärung —

Aber mein Gott! was thue ich denn? Ich schildere Dir Zug für Zug einen jungen Mann, den ich leibhaftig seit acht Tagen kenne. Ich will Dir auch seinen Namen verrathen: Volkmann, Erich Volkmann. Erich ist ein schöner Name, nicht wahr? Ja, Herrn Volkmann kenne ich seit acht Tagen und bin wirklich herzlich froh, will sagen, unendlich glücklich über diese Bekanntschaft. Doch ich will das Ganze im Zusammenhang erzählen, soweit ich das vermag.

Mir fiel schon längere Zeit ein junger Mann auf, der Abend für Abend an einem Tische gerade vor unserer Kapelle saß und mich häufig fixierte. Ich dachte mir aber nicht viel dabei, denn das bin ich bereits gewöhnt, angestarrt zu werden. Ich machte mir also nicht viel daraus, aber im Inneren gefiel er mir doch, er sah so interessant aus, so vornehm. Er kam gewöhnlich um sechs Uhr und blieb bis nach zehn. Einmal an einem Regentage, wir concertierten drin im Saal, war er nicht da und ich war damals den ganzen Abend verdrießlich, wusste anfangs nicht, was mir fehlte, bis ich darauf kam, dass er nicht da sei. Es war wirklich so, ich will mich vor Dir nicht verstellen, ich war wirklich noch nicht im geringsten verbrannt. Erst vor acht Tagen, da schickt er mir, natürlich unauffällig, durch einen Kellner ein kleines Bouquet mit seiner Visitkarte. Das hat mich, aufrichtig gesagt, herzlich gefreut. — Ich habe mich dann eine Zeit lang geniert, zu ihm hinzuschauen, aber das Bouquet habe ich an den Busen gesteckt. In der nächsten Pause war er schon bei mir und spricht mich an. Ich habe sehr spröde gethan, und dann war ich auch verlegen, denn meine Colleginnen, besonders die Flötistin und die Cellistin, sind förmlich grün im Gesicht geworden vor Neid und Ärger und haben mit einander zu tuscheln angefangen. Der Herr Volkmann hat sich aber durch mein eigenthümliches Benehmen nicht abschrecken lassen, ist denselben Abend noch ein paarmal zu mir gekommen, und jetzt spricht er Abend für Abend mit mir. Ich sage Dir, ein feingebildeter Mann, das sieht man ihm übrigens auf den ersten Blick an, und reich ist er auch. Er hat mir erzählt, er ist der Sohn eines mehrfachen Hausherrn, und in Baden haben sie eine Villa. Dann hat er mir gestanden, dass Musik seine einzige Passion ist, denke Dir nur, und dass er sich schon immer die Bekanntschaft einer jungen Künstlerin gewünscht hat. Ist das nicht entzückend? Ich habe ihm darauf mein Herz ausgeschüttet, wie ich so gerne eine große Künstlerin werden möchte, dass mir selbstverständlich meine jetzige Stellung als zweite Violinistin nicht genügt, dass ich den Posten nur angenommen habe, um etwas zu verdienen, sowie sich aber

eine Gelegenheit bietet, will ich wieder auf mein Ziel lossteuern. Er hat mich deswegen sehr belobt, und im Anfang hat er so Andeutungen fallen lassen, bis er endlich gestern sich ganz ausgesprochen hat. „Ich bin in der glücklichen Lage“, sagte er, „ich kann Sie weiter ausbilden lassen.“ Freilich müsste ich meine Stellung bei der Damen-Kapelle aufgeben, und er will mir Professoren halten, was ich nur brauche und verlange. Mir ist völlig schwindelig geworden vor Freude über diese Aussichten. Und dann hat er noch gesagt: „Mein liebes Fräulein, Sie werden wahrscheinlich ahnen, dass ich ein tieferes Interesse für Sie empfinde, halten Sie sich versichert, dass ich jederzeit Ihr Wohl im Auge behalten will, und wenn Sie mir auch einen kleinen Gegenbeweis Ihrer Gunst geben wollen, dann können auf die leichteste Art und Weise zwei Menschen zusammen glücklich werden, denen jedem für sich allein das Leben vielleicht nicht so rosig vorkommt, als es einmal doch ist, trotz aller Schwarzseherei, denn man muss nur die Augen aufmachen und das vorbeihuschende Glück greifen und festhalten, dann hat man den reinen Himmel auf Erden!“ — So hat er zu mir gesprochen mit seiner schönen Stimme, und seine Rede ist mir wie ein Evangelium vorgekommen, und da habe ich ihm, vorderhand nur so halb und halb zugesagt, dass ich mit seinem Vorschlag einverstanden bin. Gestern hat er mich schon in der Hauptallee geküsst. —

So, jetzt weißt alles und jetzt entscheide, was ich thun soll. Meiner Mutter traue ich mich noch nicht, etwas davon zu sagen, wie es um mich steht, sie ist schrecklich ängstlich und hätte gleich tausend Wenn und Aber bei der Hand. Aber Du bist auch so ein junges Blut, wie ich. Denke Dich in meine Lage so recht hinein und sage mir, was ich ihm definitiv antworten soll. Aber bitte gleich. Ich habe mir nur drei Tage Bedenkzeit ausgebeten. Ersuche Dich also, mir umgehend zu antworten. Du bist ja so gescheit, liebe Hermine, und auf Dein Urtheil gebe ich, Du weißt, sehr viel; wie Du mir schreibst, so werde ich handeln, und dann will ich auch mit der Mutter reden. Rette nur so bald als möglich aus ihren tausend Zweifeln Deine ungeduldige treue Martha.

26. Mai.

Liebe Hermine!

Eine solche Antwort hätte ich von dir am allerwenigsten erwartet! Ich hatte dich gebeten, Dich in meine Lage zu versetzen und mir zu rathen, was ich thun soll. Dass Du meine Bitte so auffassen wirst, dass Du Dich gleich berechtigt glaubst, mir eine Strafpredigt für meinen Leichtsinn zu halten, hat mich wirklich sehr überrascht, und der herzlose, kalte Ton Deines Briefes hat mich sehr in Erstaunen versetzt! Ich habe Dir als meiner besten Schulfreundin geschrieben, wie ernst es um mich steht, und Du spielst Dich gleich als meine Hofmeisterin auf! Das

finde ich im höchsten Grade beleidigend! Wenn Du wüsstest, in welchem Zustande maßloser Aufregung ich mich befinde, wie ich in einem Moment grenzenlos unglücklich bin, wie mein armes gequältes Herz blutet, und wieder in einem anderen Moment ich aufjubeln möchte vor Glückseligkeit — Du hättest wahrlich andere, schönere Worte gefunden, Worte des Trostes und der Erleichterung. Du räthst mir, das Verhältnis sofort abzubrechen. Ja, du lieber Himmel! Du kennst ihn ja gar nicht, und dann erlaubst Du Dir noch, in Ausdrücken von ihm zu reden, die mich tief verletzen müssen! Dass er ehrliche Absichten mit mir hat, habe ich Dir deutlich genug geschrieben, und sein Wort ist mir heilig! Ich könnte Dir sagen, was aus Dir spricht, aber ich will es lieber für mich behalten. Um eine Erfahrung bin ich wenigstens reicher geworden, wie meine Mutter immer sagt: Freunde in der Noth gehen hundert auf ein Loth. Ich werde mir aber schon selbst den Weg vorzeichnen, den ich einzuschlagen habe, und damit Gott befohlen! Ich kann nicht von ihm lassen, es ist ganz unmöglich!

Es grüßt Dich Deine Martha.

P. S. Übrigens, damit Du es weißt: Gestern habe ich ihm die definitive Antwort auf seinen Vorschlag bereits gegeben — ein dreimal unterstrichenes Ja! Und heute oder morgen rede ich mit der Mutter. Fix und fertig, da gibt's nichts mehr — kein Zurück! Ich liebe ihn bis zum Verrücktwerden! Die Obige.

28. Mai.

Lieber Erich!

Ich habe darüber nachgedacht, was Du mir gestern gesagt hast, und da Du heute Abend leider verhindert bist, zu kommen, so will ich Dir alles schreiben, was mir im Kopf herumgeht. Du willst mich ausbilden lassen. Ich bitte Dich, mir zu sagen, wie denkst Du Dir das eigentlich? Sollen Deine Eltern davon wissen? Meine Mutter müsste selbstverständlich davon erfahren. Hast Du vielleicht Deinen Eltern schon etwas von Deinem Plane gesagt? Und wie denkst Du Dir unsere Zukunft? In welchem Verhältnis soll ich ferner zu Dir bleiben? Du hast mich gestern versichert, dass ich Dir immer wert und theuer bleiben werde. Darf ich Dir, mein lieber Erich, auch fest vertrauen? Sage mir, bist Du so selbständig, dass Du auch gegen den Willen Deiner Eltern, wenn sie nämlich mit unserer Verbindung nicht einverstanden sein sollten, mich heiraten wolltest? Oder hast Du bereits alle Schwierigkeiten, die unserem Glücke im Wege stehen könnten, beseitigt? —

Verzeihe alle diese Fragen, die ich an einem regnerischen Vormittag an Dich stelle. Du weißt, wie ich Dich liebe, und wie ich von Dir die Erfüllung meiner innigsten Herzenswünsche erwarte, Du Guter. O, welches beneidenswerte Glück, von Dir geliebt zu werden! Wenn Du wüsstest,

lieber Erich, wie schön ich mir unsere Zukunft ausmale, unser harmonisches Zusammenleben, wenn Du nur eine kleine Ahnung von den süßen Träumen hättest, in denen mich Nacht für Nacht die herrlichsten Zukunftsbilder umgaukeln! Ich wollte, ich könnte der Zeit Flügel geben, dass sie sich beeilte und mir schon jetzt alle Verheißungen in strahlende Wirklichkeit verwandelte! —

Mir wird heute unendlich bange nach Dir sein, aber morgen können wir uns wieder aussprechen, und Du kannst wieder unaussprechlich beglücken Deine Dich aus tiefster Seele liebende Martha.

6. Juni.

Lieber Erich!

Ich muss Dir über den gestrigen Sonntag Vormittag doch einige Zeilen schreiben, weil ich es Dir nicht mündlich sagen kann. Dir war meine Weigerung wohl nicht recht, aber ich sage Dir: Ich schäme mich noch heute vor mir, und gestern glaubte ich in dem Moment, dass der Wald, dass jeder Baum sich mitgeschämt habe; und auch Deinetwegen habe ich mich geschämt und hätte das von Dir nicht für möglich gehalten! Ich kann es mir nicht anders erklären — Du edeldenkender Mensch warst einen Moment Deiner Sinne nicht mächtig, Du hast Dich vergessen. Du hast einen Augenblick nicht bedacht, dass Du ein schwaches Geschöpf vor Dir hattest. Mein Gott, was hätte meine Mutter gesagt, wenn sie einmal erfahren hätte, dass ihr Kind schlecht geworden? Ich glaube, es wäre ihr Tod gewesen! Nein, schlecht will ich nicht werden, und ich glaube, Du musst mich jetzt nur umsomehr achten, dass ich nicht eingewilligt habe und dastehe so rein, so mädchenhaft, wie Du mich kennen gelernt. —

Ich habe mir schon die größten Vorwürfe gemacht darüber, dass meine Mutter von unserer Liebe noch immer nichts weiß, und um meinem schlechten Gewissen zu entrinnen, möchte ich Dir eine inständige Bitte ans Herz legen: Mache einen Besuch bei meiner Mutter und sage ihr selbst, dass Du mich liebst. Sei überzeugt, dass sie Dich wie einen lieben Sohn aufnehmen und Deinen Eingang segnen wird.

Ich schicke Dir diesen Brief durch einen Dienstmann, damit Du mir noch heute abend Deinen Entschluss mittheilen kannst. Es küsst Dich oft und oft Deine Martha.

8. Juni.

Lieber Erich!

Seit zwei Tagen keine Spur von Dir! Keine Antwort auf meinen letzten Brief! Bist Du krank? Nur einige aufklärende Zeilen! Oder schicke einen Deiner Bekannten zu mir, damit ich von meinem Kummer um Dich befreit werde. Deine sehr besorgte Martha.

11. Juni.

Lieber Erich!

Wenn der Himmel auf einmal schwarz werden möchte und, ich weiß nicht, welche Wunder sich ereignen würden, mich würde alles kalt lassen nach den niederschmetternden Worten, die mir noch immer vor den Augen tanzen, weil ich ihre fürchterliche Gewissheit noch immer nicht einsehen, nicht begreifen kann! Mein Gott! Der Wechsel ist so rasch eingetreten, dass ich an meinem Verstand zweifeln könnte! Was hat dich so plötzlich bewogen, meine Bekanntschaft aufzugeben? Ich habe Dich doch mit keinem Wort beleidigt, vielmehr, wenn schon jemand Ursache gehabt hätte, verletzt zu sein, dann wäre ich es gewesen! Aber mir ist es gar nicht eingefallen, ich habe Dich bei mir entschuldigt, ohne dass Du erst mir was abzubitten brauchtest, was Du ja auch wirklich nicht gethan hast. Meine Aufregung in den letzten Tagen kann ich Dir nicht beschreiben. Ich wusste nicht, was mit Dir geschehen ist, und ängstigte mich ab, so dass ich keine Nacht schlafen konnte. Endlich, endlich ein Brief von Dir! Ich öffne ihn freudig, hastig, neugierig — und da wird mir schwarz vor den Augen, ich war einer Ohnmacht nahe. Du schreibst: „Ich sehe mich aus verschiedenen Umständen gezwungen, meine Beziehungen zu Ihnen abzubrechen." Was sind denn das für verschiedene Umstände? Was habe ich Arme denn verschuldet, sage mir doch, dass ich Dir auf einmal so gar nichts mehr gelte, nicht einmal so viel, dass Du mir nicht einen einzigen Grund angibst, warum Du mich nicht mehr liebst?

Ich beschwöre Dich bei dem Andenken an die glücklichen Stunden, die wir mit einander verlebt, schreibe mir nur einige aufklärende Zeilen, damit ich mir keinen Vorwurf machen kann, Dich, wenn auch nur unbewusst, so gekränkt zu haben, dass ich Dir jetzt so gleichgiltig geworden bin. O mein Gott! wie kurz währt des Menschen Glück, und wie soll er jede Stunde fürchten und bangen, dass im Nu ein Umschlag eintritt! Als Du mich liebtest, dachte ich keinen Augenblick daran, dass es eines Tages anders werden könnte. Und nun ist es mit einem Schlage da, das entsetzliche Anders, aus dem ich keinen Ausweg weiß. Das Leben ist für mich nichtig geworden, und ich finde es nicht mehr so rosig, wie Du mir noch vor drei Wochen verkündigt, wie ein Glücksapostel, dessen Worte ich einsog wie einen betäubenden Blumenduft. —

Erbarmen mit mir! Nicht so kalt wollen wir auseinandergehen, nicht in Groll und zorniger Anklage wollen wir uns trennen, sage mir nur einen Grund, einen einzigen, warum wir verzichten müssen, und ich will mich bescheiden und trösten: Du hast das große Glück, das Dir in Aussicht stand, nicht verdient!

Deine unglückliche Martha.

15. Juni.

Herr Volkmann!

Rücksichten auf Ihre Familie! — Ich weiß genug. —

Ich sende Ihnen Ihre Briefe zurück, weil Sie es so verlangen. Sonst besitze ich nichts von Ihnen. Das Armband, das Sie mir einmal schenken wollten, habe ich damals nicht angenommen, wie Sie sich erinnern werden. —

Leben Sie wohl und werden Sie glücklich — wenn Sie es können! Ich verlange vom Schicksal keine Sühne für die Enttäuschung, die Sie mir bereitet. Mir soll es genügen, wenn Sie einmal mitten in Ihrem schönsten Glückestaumel sich plötzlich meiner entsinnen und eine momentane Störung Ihres Wohlbefindens verspüren. Das genügt mir.

Martha Heller.

* * *

23. September 1895.

Liebe Hermine!

Meinen herzlichsten Glückwunsch zu Deiner Verlobung! Die Karte, die ich heute erhielt, war für mich eine rechte Überraschung! Ich hatte ja gar keine Ahnung gehabt, und auf Herrn Römle, der Dir damals auf dem Mai-Ausflug nicht gefallen hat, wäre ich schon gar nicht gekommen. Ich wusste nicht, dass er Beamter im Ministerium ist. Da ist Dir wirklich zu gratulieren. Ich freue mich unendlich über Dein Glück, Du kannst es Deiner alten Kameradin glauben. Aber so schnell ist es gekommen. Ich weiß nicht, soll ich sagen, umso besser, dass Dir die süße Zeit der heimlichen Liebe, dieses beseligende Versteckenspielen vor anderen Leuten, so schnell vorübergegangen ist, oder ist es schade darum, dass es nicht länger gedauert hat. Doch ich zerbreche mir da unnütz den Kopf über etwas, was ja Du am besten wissen wirst! Jetzt bist Du eine glückliche Braut — wohl Dir!

Wann wirst Du Hochzeit machen? Dass Du mich ganz gewiss benachrichtigst, damit ich Dich an Deinem Ehrentage sehen kann.

Sei nochmals versichert, dass ich mich herzlich freue. Glück und Wohlergehen auf Deinen ferneren Lebensweg wünscht Dir Deine alte, aufrichtige Freundin Martha.

10. October.

Liebe Hermine!

Du fragst mich in Deinem letzten Briefe, aus dem ich ersehe, dass Du meiner noch immer in alter Freundschaft gedenkst — nach meinem Herzensroman. Der ist zu Ende. Ganz so zu Ende gegangen, wie Du vorausgesehen. Heute habe ich Gott sei Dank! schon das Ärgste überstanden.

Hätte ich nur damals Deinem Rathe gefolgt, mir wäre viel erspart geblieben. Bei dem Ganzen beruhigt mich aber das Eine, dass meine gute Mutter nicht ein Sterbenswörtchen von jener Bekanntschaft erfahren hat. Das ist mir wirklich sehr, sehr lieb, sie hätte sich sonst zu viel gekränkt. —

Im übrigen kann ich Dir von meinem Leben, in dem jetzt ein Tag dem anderen gleicht, nicht viel erzählen. Ich spiele noch immer täglich im Prater, und meine Colleginnen sind noch immer gleich boshaft und männersüchtig, aber die Kapellmeisterin hat mich gern und hat mir auch versprochen, dass ich in der nächsten Saison, wenn ich bleibe, die erste Violine spielen werde. Das ist nun auch etwas. Wir wollen noch weitersehen. Oft kommt es ja über Nacht, das liebe Glück. —

Für Deine freundliche Theilnahme dankt Dir herzlich Deine treue

Martha.

Liebe.

Von **René Maria Rilke.**[1]

Und wie mag die Liebe dir kommen sein?
Kam sie wie ein Sonnen, ein Blütenschnei'n,
Kam sie wie ein Beten? — Erzähle:

Ein Glück löste leuchtend aus Himmeln sich los
Und hieng mit gefalteten Flügeln groß
An meiner blühenden Seele....

* * *

Es ist lang — es ist lang....
Wann — weiß ich gar nimmer zu sagen,
Eine Glocke klang, eine Lerche sang —
Und ein Herz hat so selig geschlagen.
Der Himmel so blank überm Jungwaldhang,
Der Flieder hat Blüten getragen, —
Und im Sonntagskleide ein Mädchen, schlank,
Das Auge voll staunender Fragen...
Es ist lang — es ist lang....

---

[1]) „Traumgekrönt." (Leipzig. P. Friesenhahn. 1897.)

Auf dem Stefansthurme.

Von Johannes Ziegler.[1])

Wien von oben gesehen.

Wer niemals den Stephansthurm bestiegen hat, geht nicht ohne Zagen daran. Der Thurm ist hoch, und wie es drinnen aussieht, kann man nicht wissen. Aber Unbekanntes zu erforschen, selbst wenn Beschwerde damit verknüpft ist, hat immer einen Reiz, und wenn auch etwas Widerstand im Gemüthe zittert, wird dieser durch den Wunsch nach Befreiung von der Blamage, den berühmten Thurm niemals bestiegen zu haben, zuletzt beseitigt. Am wirksamsten aber bringt die Sehnsucht, nach langwieriger, harter Jahreszeit die frisch begrünte, weite Landschaft und die liebenswürdige Stadt von der Höhe aus zu betrachten, den Entschluß zur Reife. So geht man denn getrost in das Kirchenmeisteramt, löst eine Erlaubniskarte und tritt das Wagnis an.

Gewiss, den Muth zu heben, ist der erste Anblick einer ziemlich steilen Treppe von wenigen Stufen nicht geeignet. Sie führt, wie es einem vorkommt, ins Dunkle. Aber schnell haben die Augen von dem raschen Übergange aus heller Sonne in Dämmerlicht sich beruhigt und sehen im Inneren des Thurmes sehr gut. Die Wendeltreppe, welche dann folgt, ist allerdings schmal, aber nicht unbequem. Immer höher dreht sie sich, immer höher steigt man auf ihr hinauf, und je höher man steigt, desto höher steigt auch der Muth; und wenn man schließlich merkt, dass wenig Beschwerde mit dem Unternehmen verknüpft ist, kennt der Muth keine Grenze mehr. Die Herzhaftigkeit wird aber belohnt; denn erstlich merkt man bald bei einem Blick aus den Guckfenstern, dass man sich schon über den Schornsteinen der hohen Gebäude, welche den Stephansplatz umschließen, befinde, was doch ein schöner Erfolg ist; und zweitens hat die Wendeltreppe dieselbe Eigenschaft wie die Windung eines Pfropfenziehers, nämlich dass sie ein Ende nimmt.

Die Stufen werden heller, und plötzlich sieht man sich vor einer Thüröffnung, die in einen ziemlich sonderbaren Raum führt. Dessen Fuß-

---

[1]) Aus „Wiener Stadtgänge". Von Johannes Ziegler. (Wien. Robert Mohr.)

boden ist von Holz, und in seiner Mitte befindet sich ein viereckiges Loch, durch welches zwei hölzerne Treppen ins Finstere führen. Um dort hinunter zu steigen, braucht man wieder einigen Muth, aber nicht viel. Es geht nicht tief hinab, und bald merkt man, wo man sich befindet. An einem ungeheuren Gebälk hängt hier die große Glocke von St. Stephan, welche Kaiser Joseph I. aus eroberten türkischen Kanonen gießen ließ. Sie ist sammt dem Schwengel über vierhundert Centner schwer und dröhnt so stark, dass der ganze Thurm zu beben anfängt und die alte Feuerlaterne in der Wächterstube in kreisende Bewegung geräth. Wegen der starken Erschütterung, welche, würde sie oft wiederholt, dem Thurme schaden möchte, wird die Glocke nur zu Ostern und am Frohnleichnamstage geläutet. Stumm hieng sie da, die Pummerin, wie der Volksmund sie nennt. Mit leisem Schrecken betrachtete ich das Ungethüm, wie es grünlich grau in dem grauen bestaubten Gebälke ruhte, und eilte dann die Stiege hinauf, nicht ohne Angst, dass der Schwengel vielleicht von selbst sich in Bewegung setzen möchte. Große Glocken haben etwas Grauenhaftes und Lebendiges an sich und sind Gespenstern nicht unähnlich. Dies verspürt man recht, wenn man sich ihnen ganz mutterseelenallein nähert. Da kann man das Gruseln lernen.

Über diesem Glockenraum führt dann die steinerne Wendeltreppe wieder in die Höhe des Thurmes. Abermals beginnt das Steigen. Beständig dreht man sich im engen Kreise um die Spindel der Treppe, deren Stufen sehr gleichmäßig sind, und wird, wenn man das Unternehmen eilig betreibt, von der Centrifugalkraft zuweilen gegen die Stiegenwand gedrückt. Die Centrifugalkraft ist eine Kraft, welche Rockärmel weiß macht. Langsam, langsam! Aber Neubegier und die Sehnsucht, bald das Ziel zu erreichen, beflügeln den Schritt. Ha, wie es treppauf geht! Bald zeigt sich indes auch hier ein lichtes Ende, und oben wird man von einem höflichen Thurmwächter empfangen, einem elegant gewachsenen, jungen Mann in der Leinwandtracht unserer Feuerwehr.

„Hier ist die Aussicht“, sagt er; „und wenn Sie sich ein wenig ausgeruht haben, können Sie noch fünfundsiebzig Stufen höher steigen.“

„So? Das ist eine schöne Aussicht.“

Hier ist das Wort Aussicht in dreierlei Begriff genommen. Der Ankömmling versteht zuerst die Aussicht auf das Steigen von noch fünfundsiebzig Stufen; wenn er sich dann ein wenig verschnauft hat, nimmt er das Wort in Bezug auf das prachtvolle Panorama, das sich von der Höhe des Thurmes seinen Blicken darbietet; der Thurmwächter aber meint die Aussicht auf sämmtliche Feuerbezirke Wiens und die zu erwartenden Schornsteinfeuer, Dachfeuer und Feuersbrünste. Unablässig gehen die Wachmänner, welche nach je vierundzwanzig Stunden abgelöst werden, von einem Fenster zum anderen und lugen durch die klaren Spiegelscheiben

Digitized by Google

aus, ob sich irgendwo ein verdächtiger Rauch zeige. Dazu gehört aber großes Unterscheidungsvermögen, und sie brauchen fast ein Jahr der Übung, ehe sie einen starken aber unschuldigen Schlotqualm oder eine aufwirbelnde Staubwolke oder andere Zufälligkeiten mit dem Rauch eines Schadenfeuers nicht verwechseln. Haben sie aber einmal Übung im Wahrnehmen erlangt, so kennen sie schließlich jeden Schornstein der ganzen weiten Stadt und seine Manieren. Treffliche Instrumente und telegraphische Apparate dienen zur Beobachtung, beziehungsweise zum Melden des Wahrgenommenen, und die ganze Einrichtung oben ist recht beruhigend.

Wenn man in London auf der Galerie der Paulskirche steht und hinausblickt, sieht man von London kein Ende. Soweit das Auge reicht, sind Häusermassen, und am Horizont ragt ein Wald von Fabrikschornsteinen mit langen schwarzen Rauchwimpeln, und gegen die See zu ohne Absehen das Gewirr der Schiffsmasten und Raaen. Solche Unendlichkeit ist allerdings in Wien nicht zu sehen, dafür aber liegt es so freundlich und lieb im Grünen, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Über die frischbelaubten Höhen des Wienerwaldes blicken schneeblinkende Firnen aus der Steiermark herüber. Vom Abhang des Kahlenberges an bis weit gegen Schwechat zieht sich ein krystallenes Band, die Donau, überspannt von leichtgesponnenen Brücken, von denen Eisenbahnschienen wie glänzende Fäden sich über das weite Marchfeld ziehen; alles lichtvoll und höchst anmuthig. Manchmal zieht der Schatten einer Wolke über die Ebene; und ist er vorübergeflohen, so leuchtet das Grün und das Goldige und das Krystallblinkende noch einmal so herrlich auf.

Ich glaube, es gibt keine so reizende und zugleich so ansehnliche Stadt auf Erden wie Wien. Weit ausgedehnt und doch absehbar liegt es zu Füßen des schönen Thurmes von St. Stephan. Die Gärten des Belvedere, die von Schwarzenberg, von Liechtenstein, der Stadtpark, der Augarten und der prachtvolle Prater liegen wie Decken aus grünem Sammt zwischen den Häusermassen, von denen fast nur das bräunliche Dachwerk zu erblicken ist. Wo man von hier oben das Straßenpflaster sehen kann, wie auf dem Stephansplatz, da zeigt sich dieses wie feines Mosaik, wie das regelmäßige Gekörne der Haifischhaut. Darüber rollen die kleinwinzigen Fiaker und die Omnibusse, und auf den Trottoirs gehen kleine, elegante Menschen. Über den Graben maschierte eine Militärmusik mit einem Fähnlein Soldaten und einem großem Schwarm Musikverständiger hinterdrein. Alles dies war ganz winzig und marschierte nach dem Takt in gleichem Schritt.

Nun waren noch fünfundsiebzig Stufen hinanzusteigen, und wer einmal bis zu den Wächtern gelangt, wird sich das letzte Ziel nicht entgehen lassen. Eine ebenso bequeme Wendeltreppe wie unten führt bis zur Helmgalerie. Von hier bis zur höchsten Spitze der Kreuzrose sind noch neunund-

zwanzig Klafter; davon sind sechs Klafter hohl, der übrige Theil der schlanken Spitze ist voll und nur mittelst Steigeisen zu erklimmen, die an der Außenseite des Thurmes befestigt sind. Auf der Helmgalerie steht man zwischen Spitzthürmchen, Zinken und Zacken und steinernem Blätterwerk. Soweit ein Arm reichen kann, ist hier die ganze Gothik von Narrenhänden mit Namen beschmiert, Namen aus allen möglichen Ländern der Erde, aber jedem merkt man die Freude über seinen hohen Standpunkt an.

Hier oben ist es recht einsam. Wenn der Wind durch die steinernen Blätter säuselt, hört man wenig von dem Gebrause der großen Stadt, das kaum als leises Murmeln heraufdringt. Fahren einige Wagen über den Stephansplatz, so ist ihr Geräusch nicht größer als das einer Bleistiftspitze auf Papier und klingt auch so. Aus der Tiefe zwischen den Häusern und aus den Höfen tönt das Gegurgel vieler Drehorgeln herauf, aber es ist so leise, so fern und so gleichmäßig, dass man es kaum vernimmt. Es erinnert an die Musik der Sphären, welche doch auch vom vielen Drehen herrührt. Eine weihevolle Stimmung beschleicht das Gemüth; man fühlt sich besser und den himmlischen Mächten näher. Hier muss ein herrlicher Aufenthalt für vereinsamte Raubmörder sein! Das einzige Wesen, das sich dieser Höhe naht, ist Meister Lobedanz, der Habicht, auch ein Raubmörder. Er umschwirrt mit seinem hellbraunen Gefieder die Thurmspitze, schwebt lauernd hoch in der Luft und stößt jählings hinab auf die Schwalbe, die ihr Nest im Sandsteinschnörkelwerk verläßt. Hat er sie, so verzehrt er seine Beute in den Schlupfwinkeln des mächtigen Kirchendaches, das tief unten liegt, lacht sich in die Kralle, und kümmert sich wenig um die Polizei.

Laue Pfingstluft umhaucht die schlanke, durchbrochene Thurmspitze. Blickt man an dieser hinauf nach den wehenden Wolken, die hoch über der Kreuzrose hinziehen, so ist es, als ständen die Wolken fest und der Thurm neige sich. Je länger man hinaufsieht, desto schneller scheint er sich zu neigen, um in die Stadt hinabzustürzen. Dann empfindet man Sehnsucht nach der Tiefe, fühlt den Wunsch, wieder zur Stadt hinabzukommen, doch nicht mit dem fallenden Thurm, sondern auf dem angenehmeren Wege der Wendeltreppen, welche zusammen über vierhundert Stufen zählen. Wer ohne Anfall von Drehkrankheit unten dann wieder in das freundliche Sonnenlicht des Stephansplatzes heraustritt, kann von Herzen froh sein, dass der Allgütige ihn vor Schaden gnädig behütet hat.

Eine Nacht auf St. Stephan.

Die ältesten Thurmwächter können sich nicht erinnern und wundern sich auch darüber, dass es niemals einem Menschen einfällt, am Abend den Thurm unserer Domkirche zu besteigen und dort bis zum Morgen zu verweilen. Auch im Kirchenmeisteramt war man ganz erstaunt über mein Begehren, dies thun zu dürfen, und der Kirchenverwalter blickte mich forschend an, als ob er einen Unzurechnungsfähigen vor sich hätte, schüttelte hundertmal den Kopf, machte hundert Bedenken geltend, und sagte auch, dass ein solches nächtliches Besteigen des Thurmes nicht ohne Feuersgefahr für diesen sei. Er dachte vermuthlich, dass die Reibung zwischen Stiefelsohle und Treppe die steinernen Stufen in Brand setzen und dass sich deren Feuer dem steinernen Stiegenmantel und darauf dem übrigen Sandsteinwerk des Thurmkolosses mittheilen möchte. Er theilte mir schließlich mit, dass er die Erlaubniss absolut nicht geben könne. Als ich aber dann von competenteren Personen dennoch Erlaubniss erhielt, stimmte auch er nach einigem Achselzucken bei. Aber schließlich hatte ich noch den strengen Blick des Meßners auszustehen, als ich am Abend kam, um den Thurm zu besteigen, und er sagte mir barsch, dass der Herr Verwalter es sehr sonderbar finde, woran ich mich aber weiter nicht kehrte.

Diesmal gieng das Steigen leicht, denn hier stieg der Mensch mit seinen höheren Zwecken. Die Stadt, wie sie die Augen schließt, wie sie schläft, wie sie wieder erwacht, einmal aus der Vogelperspective anzuschauen, ist voll Reiz und einer Nacht wohl wert. Die Thurmwächter, von meiner Ankunft benachrichtigt, waren in ihrem Empfang sehr liebenswürdig. Sie hatten ihre Fernrohre bereitgelegt, von welchen sie mir das schärfste zum Gebrauch überreichten. Die Thurmstube war von der Sonne, die sich gerade anschickte, hinter dem Kahlenberge zur Ruhe zu gehen, warm durchleuchtet. Die Stadt unten lag im goldigen Abendschein und über die besonnten Dächer hinweg warf der Stephansthurm seinen ungeheueren, scharf begrenzten Schlagschatten bis zur Rochuskirche auf der Landstraße. In der Tiefe der Straßen hatte sich schon Dämmerung eingenistet. Die Praterstraße, welche vom Thurme ihrer ganzen Länge nach zu überblicken ist, war von blauem Schatten gefüllt, und nur mit Hilfe des Fernrohres konnte man darin das Gewühl der Menschen und Wagen ausnehmen, die vom Prater heimkehrten. In dem Maße, wie der Sonnenball hinter dem Kahlenberge niedersank, wurden einzelne Theile der Stadt verdunkelt und nur noch die Thürme, die Schornsteine und einige hochgelegene Häuser leuchteten noch im rothen Licht, und die Fenster blitzten im Widerschein der Abendsonne. Am eifrigsten glühte ein breites röth-

liches Haus oben in der Reisnerstraße, aber auch dieses verglomm endlich wie erkaltendes Metall, und dann sank der volle Abend über die Stadt herab.

Als nun die Glocke acht geschlagen hatte, und als von allen Thürmen das Ave Maria verklungen war, flimmerten allmählich die Gasflammen aus der Stadt herauf. Die meisten waren wohl in der Tiefe der Straßen von den Häusern verdeckt, aber aus dem Laube des Stadtparkes glänzten sie hervor wie Johanniskäfer, und durch die Praterstraße zogen sich drei Reihen wie aufgereihte Feuerperlen; dazwischen glühten die Laternenaugen der Pferdebahnwagen, roth, grün, gelb, und bewegten sich langsam. Dann stieg hinter dem Leithagebirge ein greller Schein auf. Die Thurmwächter richteten ihr Fernrohr dahin. Es könne der Mond sein, sagten sie, aber der erste Schimmer des aufsteigenden Mondes, sagten sie, sei von einem ausbrechenden Feuer schwer zu unterscheiden. Aber bald setzten sie das Fernrohr wieder ab. Es war der Mond. Mächtig groß, dunkelgelb wie ein Eidotter stieg er im Abenddunst herauf. Auf der weiten Ebene des Ostens braute der Fuchs; ein Meer von Nebeln lag über Wiesen und Äckern und darüber schwamm der Mond groß und dumm. Der Mond hat etwas Dummes und Feierliches an sich, wenn er aufsteigt. Seine scheckigen Gebirge und hellen Flächen konnte man durch das Fernrohr gut ausnehmen. Aber allmählich stieg er höher, kam aus dem Dunst heraus, überschien die Stadt mit einem seegrünen Licht, so dass der Gaslaternenschein unten in der Singerstraße ganz roth dagegen war, und warf einen Schlagschatten des Stephansthurmes bis weit nach der Roßau hinüber. Das Haus in der Reisnerstraße sah man nimmermehr, denn alle Fernen unterhalb der Gegend, über welche der Mond emporstieg, waren von zauberhaften, silberschimmernden Nebeln verhüllt, aus welchen nur einige Lichter und Laternen gleich rothen Funken hervorglimmten. Auch auf der anderen Seite zeigte sich ein flaches, schimmerndes Nebelmeer, und darüber ragten wie Inseln die Gipfel des Aninger und des Rosenhügels.

Es war gerade elf Uhr, als unten in einem Hause auf dem Stephansplatz ein Fenster plötzlich sehr hell ward. Zwei Kerzen waren auf einen kleinen Tisch nahe dem Fenster gestellt worden, und daneben stand eine junge, unvorsichtige Dame, deren schlohweißes Hemd die Helligkeit noch vermehrte. Eine Weile blieb sie am Fenster, uneingedenk, dass der Stephansthurm auch Augen habe. Dann gieng sie mit ihrem langen Hemd wieder in die Stube zurück. Dann kam sie wieder und zog ihre Strümpfe aus. Dann gieng sie abermals in den Hintergrund, kam abermals ans Fenster und dachte lange Zeit, wie es schien, über ihre Angelegenheiten nach und dann blies sie plötzlich das Licht aus, so dass das Fenster dunkel ward. Auf anderen Fenstern schimmerte der Widerschein von Gaslaternen und hielt die ganze Nacht an.

Allmählich wurde es sehr still in der Stadt. Zuweilen hörte man das Rollen eines Wagens herauf, aber auch dieses ward immer vereinzelter. In den Intervallen war aus weiter Ferne das langsame Schlagen der Stunden von den Kirchthürmen der Dörfer und das hohle Gebell der Hofhunde zu vernehmen. Im Stadtpark schlug die Nachtigall. Kein Wind regte sich; es war eine wundervolle Mainacht. Fledermäuse umschossen mit ihrem lautlosen Flügelschlag den Thurm. Mondschein überglänzte alle Dächer. Das große Kirchendach schimmerte wie Email. Die mannigfaltig geformten, in der Nähe ungeschlachten Sandsteinschnörkel des Thurmes hoben sich gegen die lichtgrüne Dämmerung scharf und dunkel ab. Zu unseren Füßen tief unten schlief Wien. Es ist merkwürdig, sagte einer der Thurmwächter, der durch sein einsames Amt sich wohl an mancherlei Betrachtung gewöhnt hat, wie alle die Seelen jetzt da unten liegen; die eine liegt so, die andere liegt so, die eine kreuz, die andere quer; und alle liegen schichtenweise übereinander, je nach der Zahl der Stockwerke, die ein Haus hat.

In der Thurmstube war es recht angenehm. Sie ist von dem übrigen Theile des Wächterraumes abgeschieden, enthält einen alten grünen Kachelofen, zwei Tische, ein Feldbett, einige Stühle, eine Vorrichtung zum Kochen, und an der Wand tickt eine Uhr mit regelmäßigem scharfem Pendelschlag. Neben dem telegraphischen Apparat, der sauber in Stand gehalten ist, brannte eine Lampe. Die Thurmwächter, junge, aufgeweckte und nachdenkliche Leute, mit denen ein angenehmes Gespräch zu führen war, giengen unablässig von einem der vier Fenster zum anderen und spähten aufmerksam in die Welt hinaus. Wenn irgendwo ein Feuer ausbricht, zeigt sich anfangs ein schwacher Schein, aber gleich darauf schlägt die volle Lohe aus dem Dache und sieht von hier oben aus wie eine Rose, die plötzlich aus der Erde herauswächst.

Und dann röthet sich der Himmel von feuerdurchleuchtetem Qualm.

Bevor es drei Uhr geschlagen hatte, stieg im Osten ein fahler Schimmer auf. Es war der erste Schein des kommenden Tages. In dem Maße, als er heller ward, verlor sich die grüne, verschwommene Dämmerung des Mondlichtes, und die Häuser der Stadt traten in farblosen Umrissen hervor. Wohin man sehen konnte, schien alles in tiefem Schlaf zu liegen. Aber bei etwas zunehmender Helle nimmt man doch ein Zeichen des Lebens wahr; einige weiße Dampfwölkchen heben sich aus dem fahlen Morgengrauen ab und wirbeln aus Schornsteinen still in die Luft; es ist der Wasserqualm der öffentlichen Meinung, die in der Nacht auf Papier abgezogen wird und bis zum Frühstück der lieben Leser fertig sein muss. Diese weißen Wölkchen waren das einzig Bewegliche in der Morgendämmerung, die über dem Häusermeere der Stadt ruhte.

Aber bald darauf wachten die Zeisige im Stadtparke auf und schlugen Lärm; ihr Gezwitscher weckte die anderen Vögel. Von fernen Dörfern über der Ebene her vernahm man das Krähen der Hähne und das Anschlagen der Hunde. Um drei Uhr läuteten alle Glocken weit über Land und Stadt. Dies ward das Zeichen zu einem allgemeinem Jubel im Stadtpark; jeder Vogel sang sein Morgenlied nach seiner Art. Auch die Tauben, welche im Schnörkelwerk des Stephansthurmes nisten, schüttelten ihr knisterndes Gefieder und fiengen leise an zu gurren. Von unten hörte man das Poltern der Bauernwagen, welche, mit Gemüse beladen, zu Markte fuhren. Durch die Straßen giengen Laternenmänner mit Leitern und löschten die Gasflammen aus, welche schon vor dem kommenden Tage erblichen. Der Mond hatte sich hinter einer stahlgrauen Wolkenbank verborgen und legte auf deren Rand einen schmalen lichten Streifen wie Silber. Dann nahm die Helligkeit im Osten rasch zu; einige Morgenwolken rötheten sich, und plötzlich kam eine Flut goldigen Lichtes auf Wien herab, und die gloriose Sonne stieg empor.

Woher dann auf einmal die Morgennebel kamen, welche dicht oberhalb der Dächer die ganze Stadt überwallten, konnte ich in der Geschwindigkeit nicht bemerken. Wie hervorgezaubert waren sie da. Halb schien es, als stiegen sie aus der Stadt auf, halb, als senkten sie sich von oben in die Tiefe der Straßen und der Höfe; aber alle waren rosig und purpurn durchleuchtet und wogten über der Stadt wie ein lichtvolles Meer, aus welchem nur die Kirchthürme hervorragten. An einigen Stellen rauchten Bäckerschornsteine mit dickem Qualm, und auch die hohen Schlote im Westen begannen ihre langen schwarzen Rauchsäulen durch die Nebeldecke zu senden. Diese ruhte lange, nur in sich bewegt, und darüber war der große blaue Raum klar und glanzvoll.

Dann kam plötzlich ein leichter Wind auf und fegte die Nebelschleier vor sich her; gleich lustigen Morgengeistern flohen sie davon, übereinander rollend, alle der Ebene zu, wo sie spurlos verdufteten. Darnach trat die Stadt vom Sonnenschein beleuchtet hervor, und der neue Tag war da.

Kinder-Typen.

Gezeichnet von **Sophie von Khuenberg.**

Es gibt Leute, welche Kinder mit „Engeln“, und solche, welche sie mit „kleinen Affen“ vergleichen. Diejenigen, welche Engel sagen, sind enthusiastische Kinderfreunde, die anderen recrutieren sich zumeist aus kühlen, trockenen Naturen, die sich auf ihrer vorgerückteren Lebensstufe unendlich erhaben dünken über der unschuldig tastenden Kindheit.

Beides erscheint mir nicht richtig. Kinder sind trotz ihres drolligen Nachahmungstriebes etwas viel zu Reines, Reizvolles, um nur annähernd den Namen einer so cynischen Thiergattung, wie die der Affen zu verdienen — und um als Engel zu gelten, steckt wieder viel zu viel Menschliches, Natürliches in ihnen.

Sie repräsentieren so recht eigentlich das noch unverdorbene, naive Urmenschthum, das noch nichts weiß von Bildung, Verstellung, Pflicht und Ehre, und während die Großen in einem Wust von selbstgeschaffenen Begriffen zu ersticken fürchten, gehen die Kleinen mit aufrechten Köpflein und voller Seelenruhe mitten hindurch, unbeirrt und siegessicher, als ob das gar nicht anders sein könne.

Von Natur aus sind sie fast alle unverdorben und eindrucksfähig — die physische und psychische Pflege oder Vernachlässigung übt dann ihren wohlthuenden, beziehungsweise verderblichen Einfluss, und so kommt es, dass wir in Kindern schon deutlich die aufblühenden guten und bösen Keime sehen können, aus welchen der spätere Mensch sich entwickelt.

Kinder zu beobachten ist ein Studium, das sich lohnt und das, wenn es mit einem gewissen Ernst betrieben würde, für die Menschheit von weit größerem Nutzen wäre, als so manche andere Wissenschaft.

Die kleine Elsa steht vor dem Spiegel und betrachtet sich in ihrem neuen Kleidchen, das ein wahres Wunderwerk aus Sammt und Spitzen ist. Mama und das Stubenmädchen sind entzückt von dem Schick der kleinen Dame. Nun wird der weiche, mit Straußfedern geschmückte Hut über die schön gepflegten Locken gestülpt und nun ist sie fertig und kann Mama zum five o'clock tea begleiten; es kommen ausnahmsweise heute auch die kleinen Mädchen hin, alle geputzt und bewundert, wie sie selbst. Sogar feine Handschuhe hat man ihr mühsam über die kleinen zarten

Finger gezogen und Mama trägt ihr auf, recht manierlich zu plaudern, damit man sehe, sie sei ein gebildetes kleines Mädchen. O ja, sie weiß schon, — sie ist au fait von alledem, die kleine Else, sie lächelt blasiert und etwas eigenwillig: „Ach Mama, es wird heute gar nicht so lustig sein, wie bei dem Costümkränzchen neulich, . . . da waren doch wenigstens Buben, die mir Complimente machten" . . . . Mama lacht hell auf und das Stubenmädchen lacht pflichtschuldigst mit. „Nein, diese Kinder — köstliche Einfälle haben sie!" Und Mama sieht in ihrer blinden Liebe nicht, wie aus der kleinen eitlen Elsa einmal eine große eitle, männersüchtige Elsa werden muss, die nur an Modethorheiten und Flirt denken und alles andere dabei vergessen wird.

Was würde die kleine Elsa wohl dazu sagen, wenn ihrer puppenhaften Grazie so plötzlich der Sepp vom Keuschler Hirzner entgegenträte?! Das ist ein Kerl, der Sepp! Von Artigkeit hat er keine Spur, er merkt sich's kaum, dass man das Hütl vom rechten Ohr bis zum linken zieht, wenn der Herr Pfarrer vorbei geht. Ist aber auch ein weiter Weg für das Hütl, denn der Kopf vom Sepp ist breit und massig, wie der eines Stierkalbs. Er tappt auch so daher mit seinen zwei breiten, kurzen Füßen, als wenn er auf ungelenken Hufen gienge. Das An- und Ausziehen ist ihm in tiefster Seele zuwider, und so hat er ein gutes Auskunftsmittel ersonnen mit seinem Instinct für das Mühelose: er wirft sich sammt seiner rissigen Lederhose und seinem groben Lodenjoppel abends ins Stroh und geradeso steht er am nächsten Morgen wieder auf. Waschen thut auch nicht noth. Die Luft ist frisch genug, wer wird sich da obendrein noch nass machen.

Der Lehrer hat Mühe mit ihm. So groß sein Kopf ist, — es hat nicht viel Platz darin. Nicht einmal das bisschen Lesen und Schreiben, vom Rechnen ganz zu schweigen. Aber ein origineller Kauz ist er dennoch, der Sepp, man muss lachen über ihn. Und ein Mensch der die Leute zum lachen reizt, hat allemal gewonnen Spiel. „Sepp",, sagt der Lehrer eines Tages, um den Schweigsamen zum Reden zu bringen, „Sepp, wo wohnst denn eigentlich?" Der Sepp schweigt, lächelt ein wenig, steckt den Kopf tief ins Lodenjoppel. „No, i mein, wie hoaßt's denn bei Enk" ? frägt der Lehrer im einschmeichelnden Dialect, um ihn zu ermuntern. Der Sepp schweigt noch immer, nur seine runden Glotzaugen blicken auf und nieder, an dem Podium, auf welchem der Lehrer steht und ihn ansieht. Die Kinder ringsum kichern leise; am lautesten die kecke Mirzl, die so recht das Zeug in sich hat, die Buben auszuspotten.

„No, Sepp", meint der unermüdliche Lehrer, — „so sog, wia gehst denn, wannst hoamzua gehst?" Jetzt kommt allmählich Leben in den Sepp. Nachdenklich guckt er vor sich hin, dann steht er auf und

sagt mit einer ungeschickten Handbewegung, die Augen auf die Schulthüre gerichtet: „Ja wissens, durt ger i auffi, selm abi und drent umi!“ .... Jetzt weiß es der Lehrer.

Unsere Bügelfrau hat ein ganzes Nest voll Enkel. Wie das so geht bei den Leuten. Der Sohn ist ein armer, geplagter Teufel, rennt sich die Füße wund im Dienst der Post und hat ein Mädel geheiratet, weil 's ihm grad gefiel, ohne zu denken, ob's auch die richtige für ihn ist. Und das Mädel ward ein träges, übellauniges Weib und sorgte schlecht für die Kinder, die es zur Welt brachte. So fällt alle Plage der alten Großmutter anheim. Frühmorgens schon steht sie auf und füttert die hungernden Mäuler, dann geht sie tagsüber „ins bügeln“ und kaum ist der Abend da, so klingelt es leise an der Hausthür, und zwei oder drei Kinderköpfe lugen durchs Gitter herein: „Die Großmutter wolln ma abholn.“ „Jessas die Kinder“, sagt die Alte zürnend, aber man merkt ihr die heimliche Freude an, sie wiederzusehen, sie mitkosten zu lassen von dem Nachtessen, das ihr gespendet wird. Und sie setzen sich still zu beiden Seiten des Bügelladens und schauen der Großmutter aufmerksam zu, wie sie mit den faltigen Händen ein Wäschestück nach dem anderen gleichstreift und mit dem Eisen langsam darüber hinfährt.

„Ja, was wollt's denn da?“ grollt sie anscheinend, „hab i net gsagt, i kumm z' Haus, 's is ja so no nit spät.“ Die Kinder lächeln sie verklärt an, als wüssten sie ganz gut, wie dieses „Ausgezankte“ zu verstehen sei. „Weißt, Großmutter“, sagt endlich das Mädchen leise, „du hast gsagt, du wirst immer schwindli am Abend —“ — „Ja“, bestätigt der Bub, „und da hamma in Schlittn mitgnumen, weil grad so viel Schnee is und da führ ma di z' Haus.“

Die Alte stellt das Bügeleisen beiseite und schaut mit ihrem guten Gesicht bald auf den Buben, bald auf das Mädchen. „Seids denn gscheit?“ Das ist alles, was sie sagen kann. Aber in dem lächelnd scheltenden Ton klingt eine tiefe Freude. Und die Kinder sitzen da und lächeln sie an, halb verlegen, halb glücklich. Sie lieben diese alte Großmutter, die für sie arbeitet, von ganzem Herzen, und sie werden sehr unglücklich sein, wenn diese faltigen, fleißigen Hände für immer ruhen....

Nicht weit von ihnen wohnt ein nervöser, schmalbrüstiger Junge. Er ist das einzige Kind seiner Eltern, und das muss er bitter büßen. Verweichlicht und schwächlich, wie er ist, wollen sie durchaus einen brillanten Schüler aus ihm machen, schieben und drängen ihn, martern sein armes, junges Hirn, quälen ihn mit unnöthigen Fleißaufgaben, auf welche der vernünftigere Lehrer gar keinen Wert legt.

Er lernt nicht schlecht, er hat ein gewisses Talent, aber es thut weh zu sehen, wie unter dieser gewaltsamen Anspannung aller geistigen

Kräfte der arme, kleine Körper immer elender und schwächer wird. Die großen Augen blicken so freudlos aus dem blassen, zarten Gesicht, das einen nervösen, ermüdeten Ausdruck hat.

Er hüpft beständig, wenn er geht, aber nicht aus Lebensfreude, sondern aus einem physischen Bedürfnis, die schwachen Beine, die so selten laufen dürfen, zu bewegen. Wie ein kleiner, grauer, kränklicher Spatz sieht er aus, der arme Junge, wenn er mit seinem großen Ränzel zur Schule geht.

Alle Leute sehen das, nur die Eltern sehen es nicht. Sie werden ihn nach der Volksschule durch die Irrgänge des Griechischen drängen und jagen, und weiter und weiter, bis er erschöpft zusammenbricht.

Im besten Falle, — wenn sein schwächlicher Körper den Kampf siegreich besteht — werden sie seine Jugendlust vernichtet und die Welt um einen müden Streber bereichert haben.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein", möchte man mit Faust sagen, wenn man das Ninerl zu Gesicht bekommt! Wie von Rubens geträumt steht das kleine Mädel vor mir in seiner rosigen Fülle, mit dem blühenden Incarnat des Fleisches, mit den himmelblauen Augen und dem hellblonden, geringelten Haar, das man ihr nach Germanenart am Wirbel in einen Schopf gebunden hat. Sie sieht auch so aus, wie eine echte kleine Germanin, mit ihren wehrhaften, dicken Armen und ihrer stämmigen leuchtenden Schönheit. Bald ist sie lustig, übermüthig, bald wieder nachdenklich, und dazwischen zwitschert sie wie ein kleiner Vogel ihre Verslein so putzig herunter, macht ihre Knixe, ist aller Welt Liebling und verleitet schon heute so manche Mutter, welche Buben besitzt, um fünfzehn Jahre weiter zu denken.

Ja, wenn aus dem kleinen Ninerl ein großes geworden ist, dann wird sich noch viel anderes Hübsches von ihm sagen lassen! . . .

„Er interessirt sich für alles, der kluge Junge", meinte der Onkel, und klopfte dem aufgeschossenen Knaben, der eben dabei war, einen großen, zuckenden Nachtfalter mit der Nadel zu durchbohren, wohlwollend die Wange. „Laſst ihn nur machen. . . ."

Und der lange, wissensdurstige Schuljunge ließ sich das nicht zweimal gesagt sein. Er schoſs auf Vögel im Garten, legte eine Schmetterlingssammlung nach der anderen an, um sie dann in irgend einem Winkel verstauben zu lassen, tauchte Katzen ins Wasser und freute sich ihres todesbangen Zappelns, band Mäuse an einen langen Zwirnsfaden und jagte hinter ihnen her. Wenn im Hause Geflügel abzustechen war, erbot er sich, dies selbst zu thun, und mit einer Art von sinnlichem Behagen unterzog er sich dieser schrecklichen Arbeit.

„Ein brauchbarer Junge" wird er im ganzen Hause genannt und unter all den gedankenlosen, verblendeten Menschen ist keiner, der diesem

bösen Treiben Einhalt gebietet, der diese mitleidslose junge Seele zu retten versucht!

Ich aber sehe mit vorahnendem Schaudern aus dem wissbegierigen Knaben einen Mann werden, der unter dem Deckmantel der Wissenschaft sein Leben mit Grausamkeiten füllt. Den seelenlosen Vivisector seh' ich vor mir stehen in dem hellen, großen Raum, den er — der Menschheit zuliebe! — in eine Folterkammer verwandelt hat, um darin wehrlose Thiere langsam zu Tode zu quälen....

Da ist der kleine Heini ein anderer Kerl! Dem strömt die Welle heißen Mitgefühls beständig durch die Adern. Der Anblick eines schönen Pferdes, eines lieben Hundes versetzt ihn stundenlang in helle Begeisterung und wenn er ein Thier leiden sieht, so fängt er zu heulen an, oder er nimmt seinen ganzen ehrlichen Bubenzorn zusammen und hält Kleinen oder Großen, je nachdem er sie für schuldig hält, eine fixe Strafpredigt. Als er noch kleiner war, musste man ihm Münchnerbogen, auf welchen irgend ein Thier zu Schaden kam, kurzweg „umdichten" und heute noch mag er Jagdbilder und dergleichen nicht leiden und wendet sich mit einer Art von Unwillen davon ab.

„Der liebe Gott hat ja auch die Thiere gemacht, nicht wahr?" sagte er mir ganz kürzlich in seiner süßen Einfalt. „Gewiss, mein Kind." „Nun also", fuhr Heini beharrlich fort, „warum lieben die Menschen dann die Thiere nicht? Sag' einmal, warum thun sie's nicht?"

Ich weiß nicht mehr genau, was ich ihm geantwortet habe, aber ich weiß, dass ich ihn in meine Arme geschlossen und mit Thränen in den Augen geküsst habe!

Die Ehe im Vogelkäfig.

Eine Beobachtung von **Peter Rosegger**.

Unsere kleine Martha war Herrscherin geworden. Nicht etwa, dass das sechsjährige Dirndel ihre Geschwister beherrschte, oder ihre Mutter, oder gar ihren Vater! Gott bewahre! Ein kleines Haus mit zwei lebendigen Einwohnern hatte sie zu verwalten und zu regieren.

War eines Tages eine gute Seele vom Land hereingekommen und hatte was Verhülltes mit sich gebracht; und als die Hülle fiel, stand auf dem Tisch ein Vogelbauer. Der war aus braun berußten Holzspangen zierlich gezimmert, und darin auf dem Sprossel saßen zwei putzige Vögelein. Das eine war schön gelb vom Schnabel bis zur Spitze des Schweifes, ja

hatte sogar ein schwefelgelbes Höslein an; das andere war gelb und schwarz gefleckt und hatte ein sammtschwarzes Häubchen auf. Das Gelbe war schlanker, das Gefleckte war rundlicher und die gute Seele vom Land brachte den Unterricht mit: das Gelbe ist 's Mannl und das Scheckige ist 's Weibel. — Und Herrin darüber sollte von nun an die Martha sein. Diese erblasste vor Freudenschreck. Denn es ist ein großer Unterschied, ob ein Vogel von Thon ist, in den man beim Schweif hineinblasen muss, wenn er vorne pfeifen soll, oder aus wirklichem Vogelfleisch, das mit Flügeln bledert und aus eigenem Herzlein heraus pfeift und singt, wenn's lustig ist und kreischt, wenn ihm was weh thut! Den Thonvogel, den grünglasierten, wirft man des Abends in den Kasten, und wenn er sich ein Loch schlägt ins Köpfel, so thut's ihm weiter nicht weh. Aber der lebendige Vogel! Wenn die Martha aufwacht in der Nacht und hört das Thierlein flattern, so ist gleich der Gedanke: Was fehlt ihm? Hat er Hunger? Durst? Thut ihm sonst was leid? — Und die Kleine ist jetzt auf einmal eine Große: sie kann vor Sorgen nicht schlafen.

Was soll denn aber fehlen jetzt bei der Nacht? In dem einen Tröglein sind Brosamen und Rübsamen und Hanfkörner, in dem andern ist Wasser. Warum sie bledern bei der Nacht, die kleinen Wesen? Was sie aufschreckt und aufregt, das ist nicht Hunger, nicht Durst. Mische dich lieber nicht drein, o Kind, da soll sich kein Drittes hineinmischen — denn es ist der eheliche Zwist. — Du bist ganz verblüfft und kannst es nicht begreifen, warum sie miteinander raufen, die lieben Thierlein, dass die Federchen stäuben und sträuben. Andere wüssten es freilich besser, sagen dir's aber nicht, stellen nur für sich allein tiefsinnige Betrachtungen an über diese Vogelehe.

Eine Liebesehe, wie man merkt, ist es nicht. Eine Vernunftehe? Wohl auch kaum, denn es ist nicht vernünftig, ein Paar, das sich mit den Schnäbeln hackt und einander die Federn ausrupft, in die bekannte „engste Hütte“ zu sperren. Eine Convenienzehe wird es sein, denn es hat jemandem conveniert, diese Wesen aus der freien Luft herabzufangen oder mit Vorbedacht aufzupappeln und ins Loch zusammenzustecken zur Qual und Pein! — „Ein Mannl und ein Weibel!“ Damit glauben sie alles geschlichtet zu haben. Und die persönliche Neigung — He? Die Liebe? — Wenn man so von den Leuten nach Laune oder Zufall ein „Mannl“ und ein „Weibel“ zusammenfangen und einsperren wollte, ohne zu fragen, was sie eigentlich von einander halten — da möchte ich einmal die Romanschreiber sehen! Welch tragische Situationen! Welcher Jammer! Und welcher Bucherfolg! Es soll ja ein so großes Vergnügen sein, von unglücklicher Liebe und missrathener Ehe anderer zu lesen. — Ans Elend, ans verlorene Lebensglück der armen Thierlein denkt niemand. Die katholische Menschenehe ist auch ein Eisenkäfig, und was für einer! Aber

manchem losen Vogel gelingt es doch, zwischen den Sprosseln zu entkommen. Die kleinen Vöglein aber sind hilflos, eines wie das andere, sie müssen warten, bis die Spangen vermorscht sind, oder der Zufall einmal ein Loch offen läßt, oder bis sie eines Morgens steif und aufgedunsen auf ihrem eigenen Dunge liegen und die Krallen krumm gegen Himmel recken. Auf das berühmte Menschenherz, das gute, gottgefällige, dürfen sie nicht bauen; dem besten, wenn es so ein paar gefangene Thiere zu eigen nennt, fällt es wohl ein, sie aus Liebe zu schanden zu füttern, nicht aber sie freizulassen. Ja selbst die kleine Martha hebt laut zu weinen an, wenn einmal der Vorschlag auftaucht, die Vögel ihrer weiten Himmelsluft zurückzugeben. Wehe euch, Thiere, wenn ihr Lieblinge der Menschen werdet! Sie bringen euch gewiss bald so weit, dass ihr thatsächlich noch am selben Tage verloren wäret, wenn man euch nach langer Gefangenschaft plötzlich euere Rechte gäbe!

Also auslassen auf keinen Fall! Hingegen will die Herrin ein Übriges thun. Das Sparschweinchen, das seit Jahr und Tag alle Geburts- und Namenstaggroschen und Tugendpreismünzen gefressen hat, wird an die Tischecke geschlagen — ein-, zwei- — dreimal — und die Schätze quellen dem Dirndl in die hohle Hand, in den Ärmel, zu Boden hinab und kollern, ihrer endlich erlangten Freiheit sich freuend, in alle Winkel hinaus. Reichbemittelt wandert die Martha mit der älteren Schwester auf den Markt und kauft ein herrliches Vogelhaus. Es ist größer wie das alte, es ist nicht aus Holz, sondern aus feinem, wie Silber blinkendem Draht in zierlichem Geflecht. Was nicht aus Metall ist, das ist aus hellem Glase. Es ist ein wahrer Palast mit allen möglichen Einrichtungen und Bequemlichkeiten. Ein Speisesaal mit zwei feingearbeiteten Glaströglein, Zuckerzänglein und Traubenhaltern; ein Salon mit versilberten Sprangeln, anstatt der Sophas zum Sitzen; ein Schlafgemach mit den Aufsitzstangen. Und nebenan ein Badezimmer, an welchem unsereiner vielleicht nur das eine aussetzen könnte, dass es gläserne Wände hat. Nach außen hat das prächtige Palais schöne Zacklein und Thürmlein, und in der Mitte einen Dachkuppelbau, deren Zweck — genau wie bei manchem modernen Menschenhause, — darin besteht, dass sie nicht zum Stile passen und zu nichts zu brauchen sind.

Also, der Vogel hat in diesem Hause alles, was ein Vogel braucht, bis auf das eine — den freien Himmelsraum zum Fliegen. Dieses Prachtstück nun widmete die kleine Martha ihren beiden Vögelein. Bei der Uebersiedlung wurden die geöffneten Thore der beiden Häuser so aneinandergestellt, dass die Thiere nur so durchzuschlüpfen brauchten, wie wenn man von der Schwemme in den Festsaal geht. Das Erste des Mannls im neuen Hause war, dass es sich an den obersten Sprangel des Salons setzte. Und das Erste des Weibels war, dass es den Ehegespons vom

Sprangel herabjagte. Denn — um ganz freimüthig zu sein — der Mann stand stark unter dem Pantoffel. Kam im Troge frisches Futter geschoben, so machte sich alsogleich die Ehefrau dran, und wenn auch er sachte geschlichen kam, so gab sie ihm eins mit dem Schnabel aufs Fell. Er war stärker als sie, schien sich aber doch wesentlich besser zu stehen, wenn er von seiner Kraft nicht Gebrauch machte. Einmal ließ er sich's beifallen, trotz ihres Verbotes ein Zuckerkörnlein zu picken — sofort packte sie ihn mit dem Schnabel am Rücken, zauste ihn heftig hin und her, trug ihn solchergestalt auf das Sprangel und ließ den Schelm, der so an ihrem Schnabel hieng, ein Weilchen in der Luft baumeln. Darauf setzte er sich an seinen Platz und war ganz ruhig. In Menschenehen könnte dergleichen natürlich nicht vorkommen. — Hatte die Hausfrau sich gesättigt, dann piepste sie manchmal den Gemahl herbei und steckte ihm ganz zärtlich Körner und Brotkrümchen mit ihrem Schnabel in den seinen. Hernach saßen sie nebeneinander auf dem Sprangel und plauderten gemüthlich. Piepste sie, piepste er, piepste wieder sie. Manchmal ward es zu einem kleinen Geträller, zu einem Duettchen, wieder ein anderesmal schien sich das Gespräch zu einem Austausch sehr entgegengesetzter Meinungen zu steigern, dann überschmetterte sie ihn, und er war still. Auch das kommt bei Menschen nie vor.

Wenn die Vogelfrau den Mann bisweilen längere Zeit nicht bevormundete, dann hüpfte er ganz in den obersten Raum hinauf und sang sein helles wirbelndes Lied. So frisch und laut sang er, dass es in allen unseren Stuben wiederklang. Armer guter Kerl, der die Welt trotz allem noch so schön findet! — Freute er sich denn aber auch an der Welt? Er freute sich nur an seinem Singen. Das Weibel, das tief unten am Trogsprossel saß, konnte es nicht so. Sie wendete das Köpflein schief gegen ihn empor und bewegte, als ob sie mitsänge, den Schnabel auf und zu. Kein Laut kam aus ihrer Kehle, doch war sie gewisslich davon überzeugt, dass das schöne lustige Singen ihr Werk sei.

Die fatalsten Auftritte gab es allemal des Morgens. Da sollte das Mannl ins Bad gehen und wollte nicht. Ein- wie allemal musste sie ihm den Standpunkt klar machen, wer da im Hause zu befehlen und wer zu gehorchen habe. Es schien manchmal, als mache ihm die Tyrannei des lieben Weibels Spaß, denn mir ist es sonst nicht recht klar, warum er sich doch jedesmal weigerte, ins Wasser zu springen, bis sie ihn mit crassem Gekreisch und gezücktem Schnabel förmlich hineinjagte. Hernach blieb sie stets mit hochgehobenem, nervös zuckendem Köpflein so lange dabei stehen, bis er sich über und über gebadet hatte. Beim Abschlenkern des Wassers machte er es so geschickt, dass die daneben stehende Ehewirtin nicht angespritzt wurde. Sie schien keine Freundin von Wasser zu sein und nahm selbst nie ein Bad.

Das Weibel war überhaupt viel klüger als das Mannl, ganz natürlich! Das hatte nie vergessen, nach dem Speisen an den Sprangeln den Schnabel zu wetzen und abzuschleifen; das Mannl versäumte es, und die Folge? dass der obere Theil des Schnabels zu lang ward und schließlich bei gastronomischen Genüssen ein Hindernis bildete. Da wurde es dann freilich nöthig, dass das Weibel dem Eheherrn manchmal mit ihrem Schnabel das Futter in den Mund stecken musste. — Natürlich, wenn das Weib den Mann ernähren muss, da kann er sich wohl nicht wundern, wenn sie die Hosen an hat!

Manchmal scheint es allen Ernstes, als ob im Thierreiche sich die Menschheit wiederholen sollte vom ersten bis zum letzten Tage. Eine Apfelspalte wurde durch die Käfigspangen gesteckt. Das Mannl hüpfte unzähligemale vorüber und sah es nicht, oder wollte es nicht sehen. Das Weibel fieng vom Apfel an zu naschen und reichte schließlich in ihrem Schnabel auch dem Manne davon. Dieser genoss das Stückchen mit Behagen, darauf wurden sie ganz zärtlich miteinander, genau wie es Adam und Eva gemacht haben im Paradiese.

Die Ehe war kinderlos. In unserem Hause gieng ein dunkles Gerücht um. Es wären im Vogelbauer Eierchen gesehen worden, aber das Weibel habe sie aus dem Weg geräumt. Wenn das wahr ist, so konnte es wohl kaum aus Nahrungs- oder Erziehungssorgen geschehen sein, denn darum brauchte die Vogelfrau sich so wenig zu bekümmern, wie eine Goldgräfin. Vielleicht waren es tiefere, philosophische Gründe, die ihr eine weitere Fortpflanzung des Stammes in der Sclaverei unthunlich erscheinen ließ. Denn die Herrscherin, die kleine Martha, war aus Liebe so hart geworden, dass sie jede denkbare Gelegenheit zu einem Fluchtversuch vereitelte. Sie überhäufte die Vöglein mit Leckerbissen und Schmeicheleien, sie gab ihnen die zärtlichsten Namen, einfache, oder aus allen möglichen Koseworten zusammengesetzte, die überhaupt in ihrem regen Kopfe zu finden waren. Aber sie ließ die Lieblinge in der Gefangenschaft schmachten.

Und nun kam sachte heran der Unglückstag. Es war Sommer geworden, der Vogelkäfig wurde hinausgestellt auf den Gartentisch unter der Linde. Oben in den Zweigen hüpften die Finken munter umher und sangen ein wenig. Der Kanarienvogel im Käfig saß auf seinem obersten Sprangel unter der Drahtkuppel und jubelte aus vollem Schnabel ein hellklingendes Lied. Die Vögel auf dem Lindenbaum stutzten und hörten dem gefangenen Vetter zu. Sie verhehlten sich's nicht, der konnte es, das war ein Studierter! Nun ja, dachten sie, der hat leicht singen, der ist Hausbesitzer und hat alles, was sein Herz verlangt. Die Lebensmittel, die unsereins all Tag so kümmerlich suchen muss, ihm werden sie ins Zimmer gebracht. Und was für Sachen! Zucker aus Böhmen und Körner

aus seinem Vaterlande, den kanarischen Inseln. Was sie für Geschichten machen mit so einem Kanarivogel, und uns, seine Blutsverwandten, verleugnet er! Und diese vornehme Badekammer! Der wird's wissen, warum er so oft badet! Sie soll den Schmutzfink jeden Tag ins Bad jagen müssen, heißt es. Ein resches Weibel! Aber ein herziger Schatz mit dem schwarzen Häublein. Meiner Seel'! so ein Hausweibel, das wär' schon ein Gusto! Dass immer einer doch alles beisammen haben muss, was gut und theuer ist! — So redeten oben die Finken unter einander in ihrer Vogelsprache, die gerade für Menschenkinder so leicht zu verstehen sein müsste! — Doch, die Philister auf dem Baume verstanden ihren Blutsverwandten, den beneideten, ja vielleicht selber nicht. Für ein Jauchzen hielten sie sein Singen. Es ist die Frage, ob's nicht ein Weinen war! Denn just vorhin hatte die theure Ehehälfte ihn wieder einmal tüchtig gezaust. An seinem zarten gelben Gefieder standen sogar ein paar Blutstropfen. — Das Geschick war in guter Laune und schickte einen bösen Buben. Nachbars kleiner Veitl schlich den Gartenzaun entlang, man weiß nicht genau, wie es sich vollzog, während wir drinnen beim Mittagstisch saßen. Als der vorüber war, stand die kleine Martha draußen vor dem Vogelkäfig, stand starr wie ein Bildstöckel und schaute auf den Käfig. Daran war das Drahtthürlein offen und drinnen saß nur ein Vogel am Trog und pickte Hanfkörner. Das Weibel war's, und das Mannl fehlte. Das war weg. Und hockte der gelbe Bursch auf dem Lindenast, drehte das Köpfchen hin und her und lugte herab. Die Finken waren erschrocken höher in die Krone hinauf geflattert, der Kanari aber saß da, sang nicht, sondern freute sich in stiller Beschaulichkeit seiner Schicksalswendung. In größter Betroffenheit durchschaute die Martha rasch, wer jetzt der Mächtigere sei, sie, oder der Vogel mit den bledernden Flügeln. Wenn das Volk empört ist, da drohen die Herrscher nicht, da locken sie. Und begann das Dirndl gegen den Flüchtling gewendet also zu manifestieren: „Geh, Vogerl, du dummes, du liebes! Versuch's nur und flieg' fort, wirst es schon sehen — patsch wirst liegen auf dem Pürzel! Wo du's nicht gewohnt bist, das Fliegen. Und frisst dich der Häher! Ja ja, der scheckige Häher, der frisst dich! Willst nicht doch lieber in dein schönes Häuselein? Nicht? Na, dann lass' es bleiben. Ich mag dich eh nimmer!" Wie die Kleine bei dieser Sauren-Trauben-Moral des Fuchses angekommen war, bog sich schon das Maulchen krumm und der klägliche Jammer brach los. Darob war der Gelbe erst recht nicht erbaut, er flatterte auf und ins Gebüsch hin, dass menschliche Augen ihn nimmer sehen konnten.

Weniger als die kleine Martha machte sich seine Ehegenossin draus. Ein bisschen verwundert blickte sie umher, als sie sich in dem wieder geschlossenen Käfig allein sah. Dann flog sie auf das Sprangel und suchte eins zu singen,

gleichsam, als wäre es ihr ganz lieb so und sie brauche gar keinen Mann und sie pfeife auf ihn. Es war aber ein sehr verdächtiges Singen, es konnte auch ein Rufen sein, er möge keine Dummheiten machen und heimkehren! Er werde doch einen Spaß verstehen! Er werde ihre kleinen Neckereien doch nicht anders, denn als Liebesbezeugungen aufgefasst haben! — Ein paar Finkinnen flogen nun vom Lindenbaum gegen das Gebüsch hin, in welchem der Ausreißer verschwunden war. Da begann das einsame Weibel zu zucken mit dem Köpfchen, zu flattern mit den Flügeln, zu zittern am ganzen Leibe. — Angst und Eifersucht.

Der Liebe ganzes Weh zum erstenmal!

Nach allen Seiten guckte sie hinaus zwischen die Spangen. Dann flatterte sie zum Trog, hob die schönsten Körner heraus und sammelte dieselben auf ein Häufchen im Winkel, wo der Entflohene gerne gehockt war. Sie selber genoss nichts . . . .

Die Bewohnerschaft des ganzen Hauses hatten wir aufgeboten, um den Auswanderer zu suchen in den Büschen, auf den Bäumen, im Kornfeld. Ich selbst war auf Geheiß der kleinen Vogelbeherrscherin auf einen Holzapfelbaum geklettert, weil zwischen den Blättern etwas Gelbes zu sehen gewesen, das sich hernach als ein angefressener Holzapfel herausstellte, und noch dazu als ein sehr saurer. Alle Buben des Dorfes, die schlimmen wie die braven, wurden unter erklecklicher Belohnung gedungen, die Wiese, den Schachen und weiter oben den Wald zu durchspähen. Einer von ihnen brachte einen halbblinden Gimpel herein und behauptete steif und fest, es wäre der entflohene Kanarienvogel. Die kleine Martha schritt langsam umher im Garten und im Schachen, that fröhliche Lockrufe und war doch traurig zum Vergehen. Die ältere Schwester rieth ihr, als Lockmittel das kreischende Stimmlein des Weibels nachzuahmen. „Ja, Schnecken!“ rief der Bruder, der jüngere, „da wird er dir kommen!“

Und er kam nicht, und sie brachten ihn nicht. Hingegen wusste eine Nachbarsmagd zu berichten, draußen am Rain in den Wildkirschbäumen sei so ein schwefelgelber Vogel gesehen worden. Der hätte zuerst nicht recht fliegen können, sei, je mehr er gebledert, desto tiefer bodenwärts gekommen. Dann habe er im Heidekraut eine Weile gerastet und sei hernach plötzlich in einem hohen Bogen himmelwärts davongeflogen.

Am nächsten Morgen war im Käfig das Futter nicht angerührt, das Weibel saß hoch oben auf dem Sprangel und war rund wie eine Kugel und hatte die Federn aufgesträubt. Und als wieder ein anderer Morgen kam, da lag es rücklings auf dem Bodenspreu und reckte starr die Branklein gegen Himmel.

Wie man Bücher nicht kritisieren soll.

Nach **Otto Ernst.**

In der Bücherkritik muss es doch ernstlich hapern, weil schon so unendlich viel über sie geschrieben worden ist. Einen der besten Aufsätze über diesen Gegenstand fanden wir im „Magazin". Er stammt aus der Feder Otto Ernsts, ist so wohlwollend als strenge, so wahr als geistreich. Wir geben hier einen beherzigenswerten Auszug.

Ein junger Mann, der sich dem edlen Berufe der Schriftstellerei zu widmen gedenkt, stößt heute (wie auch wohl früher) auf große Hindernisse und muss sich lange in Geduld zu fassen verstehen. Wendet er sich an eine Zeitschrift oder Zeitung, so wird man viele Bedenken tragen, ihn zu beschäftigen. Was er an fertigen Arbeiten etwa vorlegen kann, wird mit großem Misstrauen betrachtet und je besser es ist, desto eher natürlich als lange noch nicht druckreif erachtet. Und ihn auf gut Glück anstellen oder mit bestimmten Aufträgen versehen? Für den politischen Theil? den belletristischen? den wissenschaftlichen? den localen? Überall sind doch gewisse Garantien nöthig, eine gewisse „bewährte Vergangenheit"! Was ist zu thun? Der Chefredacteur ist ein gutmüthiger Mann und möchte wohl helfen; der homo novus dreht verlegen seinen Cylinder in den Händen herum. Da trifft der Blick des Redacteurs ein paar Recensionsexemplare auf seinem Schreibtische: Heyse? Fontane? Th. Storm? „Halt, da ist ja Arbeit für Sie! Besprechen Sie mal diese Bücher!" Ob er schreiben kann, ob er Geist, Wissen, Charakter u. dgl. hat, das kann man unmöglich wissen; aber recensieren wird er ja können. Da sind auch ein paar moderne (oder alte, je nachdem), da kann er „vermessern", „vermöbeln", da kann er zeigen, ob er schneidig schreiben, ob er „feuilletonistisch" schreiben kann. Oder es handelt sich um einen, der zwar schon bei der Feder alt geworden ist, es aber immer noch nicht zum Schriftsteller gebracht hat, es auch niemals dahin bringen wird; er ist ein armer, nothleidender Teufel, man will ihm eine Wohlthat erweisen, ihm ein Almosen geben, und so gibt man ihm Bücher zu besprechen. Zu was Besserem ist er nicht zu gebrauchen.

So verachtet ist heutzutage die Kritik.

Ein anderes, schweres Übel besteht darin, dass man bei der Wahl der Recensenten wenig oder gar nicht auf den Charakter sieht. Wenn auch feststehen dürfte, dass ein bedeutendes dichterisches Lebenswerk nur von einer vornehmen, adeligen Persönlichkeit ausgehen kann, so ist doch wohl nicht zu leugnen, dass vereinzelt ein Kunstwerk auch einem talentierten oder selbst genial veranlagten Lumpen gelingen kann, und jedenfalls kann es einer Redaction gleich sein, ob sie eine gute Novelle, ein gutes Gedicht von einem Ehrenmann oder einem Hallunken bekommt. Aber wem sie die Kritik anvertraut, das kann ihr nicht gleichgiltig sein. Denn die Kritik ist eine Mittheilung des Kritikers an das Publicum, deren Wert zu einem erheblichen Theile auf Treu und Glauben beruht. Es handelt sich hier nicht nur um subjective Urtheile, sondern ebensosehr um objective Thatsachen, die ein Schelm mit leichter Mühe aus Neid, aus Rachsucht, aus purer Bosheit oder aus Lust, seine Recension pikant zu machen, verdrehen, fälschen oder ganz hinweglügen kann. Dergleichen geschieht alle Tage; ein solcher gentleman macht zum Beispiel eine Inhaltsangabe zurecht, nach der etwa ein „Hamlet" oder ein „Lear" jedem Einsichtigen als das Werk eines Blödsinnigen erscheinen muss. Aber selbst wenn er die Thatsachen unverändert lässt; einem Schubjak ist es bekanntlich ein Leichtes, sich eine streng ehrliche Begeisterung oder Entrüstung zu suggerieren; niemand bildet sich so leicht ein, ehrlich zu sein, wie ein Schuft. Gebt ihm nur eine halbe Secunde Zeit, seine Gemeinheit zu vergessen, und er findet schon wahrhaftig großartig und miserabel, was er so gern großartig oder miserabel finden wollte.

Mir scheint, die Redactionen sollten bei ihren Recensenten ebensosehr, vielleicht noch mehr auf Integrität des Charakters, als auf kritische Intelligenz sehen.

Eine andere Erscheinung an unserer modernen Pseudokritik ist die Schnoddrigkeit, die Besprechung im gerümpften Nasenton, die oft mit jener „feuilletonistischen" Schreibweise compliciert auftritt. Ich habe nichts gegen das Nasenrümpfen; aber es soll nicht a priori geschehen; der Recensent soll nicht mit der erhabenen Miene des siegesgewissen Verreißers, soll nicht mit einem blasierten „nil admirari" in den Mundwinkeln an ein Werk herantreten, soll nicht mit dem Gedanken ins Theater oder an ein Buch gehen: ich werde schon einen Witz finden, dem auch dieses Opus nicht standhält. Wenn man blasiert ist von allzuvielem Sehen, Lesen und Recensieren — und ich kann mir sehr wohl eine Stimmung denken, in der einem der „Faust" genau so schmeckt wie „Die beiden Klingsberg" — dann soll man eben eine größere Pause machen und meinetwegen aufs Land gehen, um sich zu erholen; die Autoren sind nicht dazu da, die schlechte Laune eines Blasierten auszubaden. Unausgesetzt zu recensieren ist ohnedies eine abnorme Beschäftigung; wie der Bäcker X-Beine und

der Reiter O-Beine bekommt, so bekommt der ewige Recensent ein verschrobenes Auffassungsvermögen. Zunächst soll ein Kritiker unbefangen lesen, sehen, hören können, das ist das Unerläßslichste an seinem ganzen Geschäft.

Wenn er dann der Meinung ist, das Werk sei schlecht und der Autor ein ganzer oder halber Stümper, ein-schwach oder garnicht Begabter, dann mag er streng und scharf, ja grausam sein, dann mag er den Unberufenen mit Spott und Hohn nach Hause schicken, dann mag er ihn vernichten. Das ist nicht nur sein Recht, sondern seine Pflicht, und wenn er dieser mit Gewissenhaftigkeit genügt hat, dann mag er sich immerhin mit dem Erfahrungssatze trösten, dass ein starker Autor und sein Werk auch ein halbes Dutzend vernichtende Kritiken vertragen. Und so energisch sein Missfallen sein kann, so energisch soll auch sein Gefallen sein können, so lebhaft soll er auch bewundern und sich freuen können, und dann soll er bei aller Verstandesklarheit so schreiben können, dass man durch seine Worte das heilig erregte Herz schlagen hört. Welche Wirkung eine Dichtung auf ihn ausgeübt hat, was er von ihr hält, das soll ein Kritiker schreiben; den „objectiven" Wert eines Kunstwerkes kann kein Mensch feststellen, und die reservierten kühlen Referenten, die nach der Lectüre einer Dichtung sich selbst erst ein niederschlagendes Mittel verabreichen, um „gerecht" sein zu können, und die ihren Beruf dahin auffassen, dass sie sich selbst und dem Verfasser möglichst viel Wasser in den Wein schütten müssten: das sind gerade die ungerechtesten und elendesten Kritiker von allen, ganz abgesehen davon, dass nur untergeordnete Individuen dazu kommen können, ihr eigenes Gefühl und Urtheil zu fälschen. Endlich: wenn dem Kritiker das gerade vorliegende Werk zwar ganz oder theilweise verfehlt, der Autor ihm aber als ein beachtenswertes Talent erscheint, dann mag er die Fehler jenes Products immerhin streng und scharf beurtheilen; aber er soll dann den Respect nicht außer acht lassen, der einer kräftigen Begabung unter allen Umständen gebürt. Das echte Talent und sein Träger sollen dem Kritiker heilig sein; mit hämischer Freude über seine Schwächen und Missgriffe herfallen, an diesen den Ruhm eines „schneidigen" Kritikers sich verdienen wollen, ist gemein und widert sehr bald den anständigen Leser an. Die besseren Leser haben es bald heraus, ob ein Kritiker wirklich über das in Frage stehende Buch schreibt, oder ob er es nur zum eigenen Nutzen als Eselswiese behandelt. Die meisten Kritiker leiden an der verteufelten Einbildung, sie ständen über dem Autor, weil sie ihn beurtheilen dürfen, sie gerieren sich gleichsam als Herren der Kunst. Mit ängstlicher Sorgfalt hüte sich der Kritiker davor, ein „schneidiger" zu werden. Ein Mensch ist nicht dazu da, zu verletzen, sobald man mit ihm in Berührung kommt; diesen Zweck würde schon ein ganz gewöhnliches Stachelschwein erfüllen. Schneidigkeit ist die z. B. gesellschaftlich concessionierte

Roheit jener vom-Absolutismus protegierten Halbbarbaren, die vor lauter Carrièremachen etwas zu studieren und zu leisten vergaßen und nun zum Dank dafür überall, sei es in welcher Stellung immer, Polizeidienste thun; Schneidigkeit ist die maskierte Brutalität der kleinen und kleinsten Herrschaftslüsternen, die aus ihrer übergeordneten Stellung Capital für ihre Eitelkeit schlagen; Schneidigkeit ist die Zuflucht der Dummen, denen es nicht gelang, als solche Autorität zu erlangen und sich nun durch parfümierte Rüpelei eine imposante Haltung geben zu müssen; kurz: Schneidigkeit ist verschämte Flegelei oder unverschämte Dummheit. Mit schneidigen Leuten soll sich ein Kritiker nicht gemein machen. Freilich, dem Pöbel imponiert „Schneidigkeit". Der Pöbel freut sich immer, wenn jemand oder etwas gründlich verrissen wird, einerlei ob er diesen Jemand oder dieses Etwas kennt oder nicht. Der Mob spannt wohl einem x-beliebigen Ruhmeshelden die Pferde aus oder läßt sich von dessen Wagen überfahren; aber es fällt ihm gar nicht ein, Pietät, gesunde Pietät vor dem Talent, dem Genius zu haben. Ihr mögt ihm fünf oder zehn gute herrliche Stücke geschenkt haben: wenn ihm euer elftes Stück missfällt oder ihm der Einfall kommt, es sich missfallen zu lassen, so seid ihr vor faulen Äpfeln und Eiern nicht sicher. Das ist des Pöbels Rache. Es ist so leicht, einen „Hamlet" oder einen „Faust" à la Blumauer oder à la Offenbach zu behandeln. Eine einigermaßen moderne Besprechung des „Othello" würde etwa so aussehen müssen:

„In Ermangelung tragischer Stoffe nimmt Herr Shakespeare für seine Trauerspiele auch mit lächerlichen vorlieb. Othello, ein schneidiger General und waschechter Nigger, gut conserviert, verliebt sich in die Tochter eines Herrn Senators. Die junge Dame, die vermuthlich in der Ausstellung ‚Kairo' oder bei Herrn Hagenbeck verschiedenemale ihr Herz entdeckte, erwidert die Gefühle des wollhaarigen Feldherrn und empfiehlt sich mit ihm, während ihr würdiger Vater von Staatsgeschäften ausruht. Jago, ein Fähnrich und vollkommener Filou, schlau wie alle Fähnriche, möchte begreiflicherweise gern Lieutenant sein ꝛc. ꝛc. Was um alles in der Welt mag wohl Herr Sh. mit seinem ‚Othello' beabsichtigt haben! Allem Anscheine nach kitzelt es unsern fleißigen Stückeschreiber, einmal ein großes ethnologisches Problem zu behandeln und die Überlegenheit der weißen Rasse über die schwarze zu zeigen. Nach der Darstellung des Herrn Verfassers ist die Sache nun furchtbar einfach: nach diesem wunderbaren Machwerk sind die Weißen schlaue Leute und die Schwarzen die unglaublichsten Dummköpfe. Der Verfasser zählt sich jedenfalls zu den Weißen. Um seine hochoriginelle These zu begründen und zu demonstrieren, verschmäht Herr Sh. nicht die abgedroschensten und zugkräftigsten Theatermittelchen, wie kalt lächelnde Bösewichter, verlorene und wiedergefundene Schnupftücher, Eifersucht, venetianische Decorationen, Schiffe, Courtisanen, Lieutenants, Erdrosselung

auf offener Scene 2c. 2c. Othello selbst ist das Dümmste an dem Stück und daher der Held ein brauchbarer Mensch: er glaubt alles, was man ihm erzählt. In einem erleuchteten Augenblick läſst der Verfasser ihn einen Esel nennen. Vielleicht hat sich Herr Shakespeare von diesem ‚Charakter' eine ansteckende Wirkung auf das Publicum versprochen. Zum Schluſs bricht eine epidemische Stecherei aus, und das Stück verendet am Personenmangel. Von Ibsen scheint Herr Sh. überhaupt nichts zu wissen. Wenn Hoffnung vorhanden wäre, daſs Herr Sh. den großen Norweger verstehen könnte, würde ich ihm ein Exemplar von dessen Dramen schenken; so aber verlohnt es sich nicht der Kosten 2c. 2c."

Dies ist so ungefähr die Art der literarischen Schusterjungen-Kritik; schade um jeden Satz, in dem der Autor nicht einen geistreichen Schlag auf den Cylinder bekommt. Ich gebe zu, daſs ich jene Methode nur stümperhaft nachgeahmt habe; sie will eben gelernt sein, so gut wie das Volteschlagen und das Pfeifen auf dem bloßen Finger.

Ich glaube, es würde vollauf genügen, wenn fünf bis zehn Procent aller Erscheinungen gründlich besprochen, alles übrige aber mit Stillschweigen übergangen würde. Bei typischen Repräsentanten einer schlechten Literatur könnte man ja immerhin eine Ausnahme machen und auch einmal eine Abschreckungskritik veröffentlichen. Das Todtschweigen, wenn es von ehrlichen und urtheilsfähigen Recensenten ausgeübt wird, ist, glaube ich, die beste Waffe gegen den Dilettantismus. Gegen die Masse des lächerlichen oder nur langweiligen Schundes vermag man ja doch mit Vernichtungskritiken nicht aufzukommen. Wer heute und hier mit Unrecht übergangen wird, wird sich morgen und anderswo schon Aufmerksamkeit erzwingen, und übrigens hängt die Verbreitung eines Buches immer noch mehr von der mündlichen, privaten Empfehlung ab als von der öffentlichen, gedruckten. Ein gutes Buch geht langsam und sicher seinen Weg.

Freilich: damit unsere großen Zeitungen zu einer achtungsvollen Pflege der Kritik den Muth fänden, müſsten sie ein literarisches Publicum, will sagen: überhaupt ein durchgebildetes Culturvolk vor sich haben. Ein solches Culturvolk sind wir Deutschen nun noch nicht. Wir bringen auch solche Kerle hervor wie den Fridtjof Nansen, bringen sie in derselben Anzahl und Größe hervor wie andere Nationen; aber wir haben kein Volk, das sich über solche Männer theilnehmend freuen kann. Unseren Massen imponieren wohl die steigenden Ansprüche eines unverschämten, großmäuligen Terrorismus und Clericalismus, aber nicht die hoffnungbringende, menschheitbefreiende Culturthat eines wahren Helden. Solange unser Volk auf diesem Niveau bleibt — und die Reaction wird es schon auf ein noch tieferes hinabdrücken — solange ist wenig Aussicht vorhanden, daſs man so überflüssige Dinge wie die literarische Kritik ernsthaft behandelt.

Graz vor hundert Jahren.

„Die Lage unserer Hauptstadt Grätz, welche nach Wien und Prag die größte, schönste und volkreichste aller deutschen und hungarisch-erbländischen Städte gerechnet wird, ist sehr angenehm; da die Steiermark ein Land ist, welches wegen eigener Fruchtbarkeit und zum gemeinen Leben erforderlichen Nothwendigkeiten keines anderen Landes bedarf, so haben unsere alten Vorfahren Grätz fast an die Grenzen des oberen und mitternächtigen Steiermarks gebauet, damit es von den rauhen, sehr hoch und steilen Felsen entfernt, jedoch deren gesunde Luft zu genießen hätte.“ Mit diesen, von einem warmen Localpatriotismus getragenen Worten leitet Aquilinus Julius Cäsar seine Beschreibung der steyrischen Landeshauptstadt ein. Der Autor, der sich im Buche selbst unter den „gelehrten Grätzern, die sich durch Schriften bekannt machen“ aufführt, Julius Cäsar, mit dem Klosternamen Aquilinus, aus adeliger Familie, war am 1. November 1720 in Graz geboren, besuchte die unteren Schulen in seiner Vaterstadt, trat 1736 ins regulierte Chorherrenstift Vorau, legte 1737 die Profess ab und wurde 1743 odiniert. Er wirkte dann als Lehrer im Stifte und vertiefte sich in dessen Urkunden- und Bücherschätze. 1761 wurde er Pfarrer zu Dechantskirchen, 1765 Stadtpfarrer in Friedberg, den Rest seines Lebens verbrachte er, von einer kleinen Stiftspension lebend, bei seinem Jugendfreunde, dem Dechanten Josef Peinthor in der Nähe von Graz und starb am 2. Juni 1792. Er schrieb unter anderem die für die älteste Geschichte des Landes wichtigen, wenn auch vielfach als unzuverlässig erkannten „Annales ducatus Styriae“ (Graz und Wien 1768—1779), wovon jedoch der vierte schon vollendete Band aus Mangel an Unterstützung nicht gedruckt wurde und in Wien verloren gieng; eine Beschreibung des Herzogthums Steyermark (Wien 1773, zwei Bände), eine kurzgefaßte Geschichte des Landes für die Schulen, eine Geschichte der inneröstterreichischen Gelehrten, Einiges kirchlichen Inhalts, endlich die hier zu besprechende „Beschreibung der kaiserl. königl. Hauptstadt Grätz und aller daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten, nach der berliner und potsdamer Beschreibung eingerichtet“ (Salzburg bei Joh. Jos. Mayrs sel. Erbin 1781.) Mit jener naiven Anschaulichkeit, an der so manche moderne Topographen lernen könnten, gibt Julius Cäsar in diesem Buche ein Bild von seinem vielgeliebten Grätz, wie es vor etwa

120 Jahren aussah. Der warme, gemüthliche Ton, wie ihn unsere Alten so gut trafen, der reiche Inhalt und ein gelegentlich durchschimmernder Humor machen die in drei Theile gegliederte Beschreibung zu einer anziehenden Lectüre. Es möge hier aus dem Buche entnommen sein, was noch heute einiges Interesse beanspruchen kann.

Graz hatte nach einer 1770 vorgenommenen Conscription sammt Vorstädten 11.862 männliche und 13.052 weibliche, somit insgesammt 24.914 Einwohner. An Häusern wurden gezählt: in der Stadt 404, in der Murvorstadt 954, in Graben, Geydorf und St. Leonhard 478, in Münzgraben 300, in Summa 2136 Häuser. Grätz „an sich selbst", nämlich die eigentliche Stadt, ist eine starke Festung, hat tiefe breite Gräben, 10 Basteien, einige Ravelins und eine auf einem ziemlich hohen Berge angelegte Citadelle, welche uneigentlich die Festung genannt wird. Thore gab es damals fünf: Das Murthor an der Murbrücke, das Neuthor am Ende der Metzgergasse oder des sogenannten kälbernen Viertels, das Eisenthor an der Ausmündung der Herrengasse, das Paulus- und das Sackthor. Neben dem Eisenthor waren die bürgerlichen Bastionen und Wälle, neben dem Paulusthor die landschaftlichen. Beim Paulus- und beim Sackthor war die Befestigung der Stadt an die des Festungsberges angebunden. (Der Ausdruck „Schlossberg" scheint jener Zeit noch nicht üblich gewesen zu sein.) Auf den Basteien konnte man um die ganze Stadt herum gehen, was ganz so wie in Wien ein entzückend schöner Spaziergang gewesen sein muss. Rechter Hand von der Murbrücke abwärts lag die Bäckerschupfe, wie sie auch in anderen Städten bestand, 1780 aber wohl kaum mehr in Gebrauch war. „Auf solche werden die Bäcker, die öfters das Gewicht an Brodbacken nicht beobachten, gesetzet und in die Muer geprellet, von denen schon bereiteten Nachen aus solcher herausgezogen." Nächst der Murbrücke war auch der Fischmarkt.

Nun werden die Straßen, Gassen und Plätze der Stadt mit allen wichtigeren Gebäuden aufgezählt. Die Häuser macht unser Gewährsmann, zur größeren Ehre seiner Vaterstadt, höher, indem er nämlich nach niederdeutschem und holländischem Muster das Erdgeschoß als ersten Stock bezeichnet. Ein großer Raum im Buche ist der Burg gewidmet, die der Geburtsort so vieler Habsburger gewesen sei: des Erzherzogs Karl, der Kaiser Ferdinand II. und III., des Erzherzogs Leopold, Bischofs von Passau; des Erzherzogs Leopold Wilhelm, der als Feldherr aus der letzten Periode des dreißigjährigen Krieges bekannt ist, und Anderer.

Das landständische Theater und der Redoutensaal, 1775 von den Ständen erbaut, standen schon zu Cäsars Zeit in Blüte: „Es werden in solchem nicht nur deutsche Schauspiele und welsche Opern aufgeführt, sondern auch Concerten, Akademien und eine ordentliche Casine

für Adeliche und Angesehene gehalten. Es ist in selbem ein Tracteur und ein Kaffeesieder angestellet und werden allhier allerlei Spiele täglich vorgenommen. Alle Zimmer, deren sehr viele, sind herrlich und prächtig ausgemalen und in allem eingerichtet. In der Redoute erscheinen zur Fastnachtszeit oft mehr als 500 Personen.“ Die Herrengasse führt den Namen nicht umsonst, weil hier außer dem Landhaus auch die Häuser der vornehmsten Adelsgeschlechter (Breuner, Purgstall, Steinpeiß, Heinrichsperg &c.) zu sehen sind. Endlich der große Paradeplatz (später Hauptwach-, heute Hauptplatz) mit dem Rathhause, einem ansehnlichen Gebäude von vier Geschossen mit einem kleinen, ober dem Erdgeschosse vorspringenden Gang „um Verordnungen zu verruffen. In dem ersten Geschoße sind einige Sachen zu verkaufen, es befindet sich auch allda die Stadtmauth und Wage. In dem zweiten ist die Kapelle, Rathsstube und Kanzley. In dem dritten ist das bürgerliche, in dem vierten aber das Criminalgefängniß derer, die den Tod oder andere schwere Strafen verschuldet haben. In diesem Geschoße sind auch andere tiefere und schwerere Gefängnisse der Maleficanten.“ Auf dem Paradeplatze fällt das Weiß'sche Haus auf, das ansehnlichste Privatgebäude in Grätz mit fünf Geschossen, benannt nach seinem Erbauer Weiß, einem Kaufmanne, welcher Bankerott gemacht. Daneben das Prunersteiner'sche Haus mit dem hlg. Christoph im Gemälde. „Aus diesen dreißig großen und kleinen Gässen“ fasst der Autor seine Darstellung zusammen, „ist die breiteste die Herrengasse, die unbequemste die Sporrergasse, die unruhigste die Schmiedgasse, die volkreichste die Muergasse. So viel (fährt er fort) konnte ich von unserer Hauptstadt Grätz vorstellen, welche, ob sie schon nicht groß, doch herrlich genug ist, eine Hauptstadt zu seyn. Zu ihrer Vollkommenheit mangelt ihr nur, dass sie keine Residenzstadt ist.

Nun zu den Vorstädten, die sämmtlich offenstehend, ohne Mauern, Linien und Werke sind. Die Muervorstadt, die schon 1164 unter Ottokar V. genannt wird, ist die älteste, noch einmal so groß als die Stadt selbst, etwa eine Stunde lang und eine halbe breit. Im achtzehnten Jahrhundert hat sie, vornehmlich durch Anlegung von Kasernen, Krankenspitälern, sowie des Armen-, Arbeits- und Zuchthauses sehr zugenommen. Sie zerfällt politisch in zwei Quartiere (während die innere Stadt seit der Feuerlöschordnung Kaiser Karls VI. 1722 in sieben Quartiere oder Viertel getheilt war) und hat zwei Kirchspiele; bis zum Mühlgange nämlich gehört sie zur Stadtpfarre, jenseits desselben zur Pfarre Straßgang. Die wichtigsten Verkehrswege sind die Straße vom Muerthor gerade gegen Eggenberg (heutige Annenstraße), die Straße auf die Lend, rechter Hand vom Muerthore, und linker Hand die auf den Grieß.

Die übrigen Vorstädte werden zusammen behandelt, „weil ohnehin nicht so Vieles zu bemerken vorfällt“. Sie sind der Graben, das

Geydorf, die St. Leonharder Straße (nun sehr angewachsen und „so bebauet, dass man von St. Leonhard bis nach Grätz an die sogenannte Schanz und Wälle beständig in einer Gasse fährt, wo beyderseits Häuser gebauet sind"), endlich der Münzgraben mit der landschaftlichen Reitschule, wo man Unterricht im Reiten erhalten kann und „wo die Landschaft in einem schönen langen Gebäude einen Bereiter hält. Man kann allda auch bey dem Reiten und Pferdeabrichten zusehen."

Ein eigener Abschnitt ist den „sämmtlichen hohen Stellen" gewidmet. Wir werden da über Entstehung, Einrichtung und Wirksamkeit des inneröſterreichischen Guberniums, der inneröſterreichischen Regierung (welche hauptsächlich richterliche Functionen hatte), des k. k. General-Militär-Commando, der k. k. Banco-Administration u. s. w. unterrichtet. Der Magistrat endlich bestand aus dem Bürgermeister, dem Stadtrichter, sieben Rathsherren (darunter ein rechtsgelehrter Syndicus) und einem geheimen Protocollisten; hatte als „Obergerhab aller Bürgerskinder", eine Pupillarcommission, ein Einnehmer-Amt, eine Kanzlei u. s. f., übte das Blutgericht und hatte gewisse polizeiliche Functionen. Es besteht Meldepflicht, was eine solche Sicherheit herbeiführt, dass man des Nachts wie beim Tage auf der Gasse gehen kann. Trefflich sind auch die Feueranstalten organisiert; endlich sind „alle Gässen der Stadt, auch einige der Muervorstadt, des Nachts mit Laternen (die Zeit des ersten Mondesviertel ausgenommen) beleuchtet, die Gässen rein gehalten und von Schnee und Eiß gesäubert. Die sehenswürdige Wachtparade an dem großen Platz zu Grätz zieht täglich auf, und ist Abends gemeiniglich eine lieblich ertönende Musik, nach Discretion der Herren Offizieren."

„Weil nun aber einem Fremden besonders angenehm zu wissen ist, welche gute Wirthshäuser in einem Orte zu finden sind", so wird dieses wichtige Thema mit aller Gründlichkeit behandelt. Grätz zählte also damals an Einkehrwirthshäusern (Gasthöfen) 34 in der Stadt und in der Murvorstadt nicht weniger als 111! Dann 12 Kaffeehäuser, die Zeitungen führen (10 am linken, 2 am rechten Ufer), 3—4 italienische Kaufleute, die mit Austern, Müscherl, Sardellen, Kalamari &c. handeln (im Franciscanergässel), weiter 16 Bierbräuer. „Die Bierschenken will ich gar nicht anführen." In Graz finden sich vier Wirthshäuser, wo man ohne Bestellung Mittags und Abends Tafel findet, „welche recht gut und niedlich gedecket ist; ohne den kleinen Gastwirthen, welche zu 10 und 7 kr. Tafel geben." Die besten Gasthäuser sind in der Stadt: der Lämplwirth in der Schmiedgasse, H. Math. Wittmann, „wo der Kaiser bisher jederzeit seine Einkehr genommen hat" (thatsächlich stieg der große Josef, statt in der Burg, stets in diesem nach unseren Begriffen höchst bescheidenen Gasthöflein ab), die hungarische Krone in der Herrengasse, die goldene in der Färbergasse, der goldene

Adler und der Reichsapfel in der Sporgasse; dann in der Murvorstadt: der Elephanten-, der goldene Rössel-, der goldene Sonnen-, der goldene Löwen-, der Mohren- und der Gräßlwirth, letzterer am Grieß.

Mietkutscher oder Fiaker gab es nur acht, „weil Adel und besserer Bürgerstand selbst eigene Pferde und Kutscher halten". Dagegen sind Mietsänften zu haben, endlich genügend Lohnlakaien mit erforderlichen Sprachkenntnissen.

Endlich seien aus der eingehend behandelten Tabelle der Kaufmannschaft, der Manufacteurs, Professionisten 2c., welche Aufstellung der Autor dem wohledelgebornen Herrn Bürgermeister von Anthauer verdankt, folgende Daten herausgehoben. Es gab 1781 in Graz: Gold- und Silberarbeiter 14, Handschuhmacher 6, Uhrmacher 8, Schneider 86, Hafner 5, Schlosser 7, Schuster 94, Tischler 11, Glaser 4, Peruquenmacher 15, Rauchfangkehrer 4, Bader oder Chirurgi 10. Buchhändler waren nur zwei: Moriz Lechner in der Sporrergasse Nr. 159, und Franz Richter, Herrengasse Nr. 148, daneben aber 7 Buchbinder, welche ihr privilegium personale haben, mit allen Büchern zu handeln. Kaufleute im engeren Sinne werden 37 angeführt (darunter Georg Koch, Platz Nr. 235, mit Galanterie- und Nürnbergerwaaren handelnd), daneben aber die Krämer, die zum Theile dem Handlungsgremium incorporiert waren. Fabriken gab es vier, für Kriegel, Stahl, Glocken und Papier. „In Grätz fallen zwei Jahrmärkte ein, der erste auf Mittfasten oder Sonntag Lätare bis an die Palmwoche, der zweite von Ägidi bis Michaeli." Daneben der Niclasmarkt für Spielereien. Am Ägiditage ist Vieh- und Pferdemarkt beim Eisenthor außer der Stadt.

Dr. von Newald.

Stacheln.

Vergleich.

Ein gutes, weiches Herz,
Der Edle mag's nicht missen;
Doch ist es, sonder Scherz,
Ein wahres — Nadelkissen.

Weg und Ziel.

Die kürzesten Wege, das sind die geraden:
So sagen gar viele;
Doch manche kommen auf krummen Pfaden
Viel eher zum Ziele.

Ahnenstolz.

Auf Ahnen stolz sind manche „Helden"
Und noch dazu oft wie!
Doch können stolz wohl ziemlich selten
Die Ahnen sein auf sie.

Anfang und Ende.

„Beim Gelde hört die Freundschaft auf!"
Behauptet mancher Mann;
Doch in so manchem Lebenslauf
Fängt sie dabei erst an.

Kreislauf des Lebens.

Im Winter leben Maiers frei und frank
Und essen, trinken, tanzen sich halb krank;
Im Sommer trinken sie aus manchem „Borne",
Dann fängt die Sache wieder an von vorne.

A. Frankl.

Als wir unschuldiges Blut vergossen haben.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von **Peter Rosegger.**

Blutvoll, blutvoll waren sie, die Leute des Waldlandes. Aber die Feldzüge nach Italien oder nach Böhmen oder anderswohin liebten sie nicht. Die Kriege nach Bedarf machten sie sich selber in den Samstagnächten auf der Gasse, oder Sonntags im Wirtshaus. Da konnten sie Krieg erklären und Frieden schließen, wann sie wollten. Waren etliche Löcher geschlagen, aus denen das überschüssige Blut entweichen konnte, so wurde der Frieden geschlossen und Männer, die sich früher geschlagen und gestochen hatten, giengen nun mit verbundenen Köpfen gemüthlich miteinander heim.

Das galt aber nur von den Männern, von den jungen und reckenhaften. Die anderen, die durchaus friedliebenden, die nichts schlagen konnten, als die Bäume, und nichts stechen, als die Schweine — die mussten sich bei Blutüberfülle anders behelfen — sie giengen zum Bader. Der Schröpf und der Aderlass, das waren dazumal neben Lebensessenz und Rosenbuschbalsam die Universalmittel gegen alle Krankheiten. Die Vollblütigen, auch wenn sie gesund waren, giengen alljährlich zum Aderlass, um sich zu sichern vor dem Schlagtreffen. Die Blassen und Bleichsüchtigen giengen auch zum Aderlass, weil man glaubte, dass denen das Blut in den inneren Organen gestockt sei und man es durch einigen Ablauf flüssig machen müsse. Ein rüstiger Jägersmann hatte mir einmal vertraut, es wäre viel leichter brav bleiben, wenn der Mensch öfters zum Aderlass gienge. Ob man noch heute im Walde solche Blutzeugen der Bravheit finden kann? Die heutigen Waldburschen nehmen eher Eisentropfen zu sich, damit ihnen das Blut nicht zu wenig wird. Wohin sie's vorher verschwenden, das weiß ich nicht.

Der erste Anlass zum Aderlass war gewöhnlich eine „hitzige Krankheit" in der Jugend. Und es gieng der Glaube, dass, wer einmal angefangen, nicht mehr aufhören dürfe. Versäume er den rechtzeitigen Aderlass, so komme irgend eine schwere Krankheit über ihn oder gar kurzerhand der Schlagfluss. Waren sie dann gesund oder krank, vollblütig oder blutarm, sie giengen alljährlich zum Aderlass. Der Bader meinte, schaden thäte es nie, Blut wachse nach wie Klee auf der Wiese, daran junger allemal frischer und süßer sei, als alter, abgeblühter. Diese Kleewissenschaft musste

den Bauern einleuchten. Noch lieber als die Männer giengen die Weiber, was mich erst nachträglich besonders wundert. Sie giengen zum Aderlass als Mädchen wie als Mutter, ja noch als Greisin glaubten sie, dass junges Blut nachwachsen würde, wenn das alte heraußen wäre.

Wenn die Jahreszeit seit dem letzten Aderlass um war, dann meldeten sich auch thatsächlich gleich Beschwerden. Kopfschmerz, Gliederschwere, Abgeschlagenheit, Schwindel. Besonders, wenn letzterer sich einstellte, war es höchste Zeit, zum Bader zu laufen, um dem Schlaganfall zuvorzukommen. Bei vielen macht sich das Bedürfnis fühlbar, im Frühjahr, wenn die Knospen sprangen.

So war es auch bei meiner Mutter. Um den Mai herum war allemal die Rede vom Bader. Sie säume schon zu lang, es wäre höchste Zeit; des Morgens, wenn sie aufstehe, tanze die ganze Stube um sie herum. — Da gieng sie denn endlich in Begleitung einer Magd oder des Vaters den stundenlangen Weg nach Langenwang zum Bader. Begleitung war deshalb nöthig, weil auf dem Heimweg manchmal Ohnmachtsanfälle drohten. Und einmal, als wieder der Tag kam, stand es so, dass mir, weil sonst niemand vorhanden war, die Aufgabe zufiel, die Mutter zu begleiten. Ich war zur Zeit ein junger Mann von nicht ganz sieben Jahren, und wie es in meiner Erinnerung ist, so will ich's erzählen.

Des Morgens im Sonnenschein davon und in die weite Welt hinaus, als die mir damals das Mürzthal galt, das war eine große Freude. Dass die Mutter in ihrem Armkörbchen so viele Tücher und Binden mit hatte, fiel mir nicht auf. Erst später, als die Schluchten dunkel geworden waren und die weltfernen Gegenden wieder licht, als auf der Landstraße lauter fremde Leute zogen, bettelnde Handwerksburschen, fluchende Fuhrleute, schreiende Zigeuner, wurde mir unheimlich in der Ahnung, dass in dieser schrecklichen Fremde der lieben Mutter, die so still und gütig neben mir hergieng, heute was geschehen würde.

So kamen wir nach Langenwang zum Bader. Vor seinem Hause stand ein blühender Kirschbaum, unter demselben liefen Kinder herum, schrien und lachten in den Baum hinauf, und oben im flaumigen Geäst kletterte der Bader auf und nieder. Er hatte ein altes bartstoppeliges Gesicht und eine graue gestrickte Wolljacke an und er stellte einem buttergelben Falter nach, der in und um den Baum munter hin- und herflatterte, als wollte er den Alten necken. Wir standen unten, meine Mutter hüstelte, dass der Bader uns gewahren möchte, er lugte auch zwischen den Ästen einmal herab, ohne sich in seiner Schmetterlingsjagd weiter stören zu lassen. Vor dem Hause auf der Bank saß ein borstiger Mensch, der wartete und wartete, und endlich schrie er hinauf: „Na, Bader, werst noch nit bald so gnädig sein und herabsteigen? 's ist noth, mein Weib hat das Nervenfieber!"

Antwortete oben der Bader: „So, das Nervenfieber hat s'? Na, wenn du's eh kennst, was gehst denn noch zum Arzt? Jetzt habe ich keine Zeit. Siehst es denn nit, dass die Kinder den Falter haben wollen?" und fächelte mit seinem Hut in die Luft hinaus, um den Gelben zu fangen.

Sagte hierauf der Borstige: „Wenn du selber nit so viel Vertrau hast auf deine Medicin, dass dir das gelbe Vieh wichtiger ist, nachher — behüt' dich Gott!" Und gieng mit seinen krummen Knien heftig davon.

Mir war dieser borstige Mann sehr zuwider vorgekommen. Wo der Bader eh so ein lieber Mensch ist und den Kindern Falter fängt! Nein, der gute Mann! der thut meiner Mutter nicht weh.

Als dem Schmetterling der Spass zu langweilig wurde, flog er hoch im Zickzack gegen den blauen Himmel und der Bader stieg schnaufend vom Baum und jagte die Kinder auseinander. Als er das Anliegen der Mutter vernahm, wies er uns hinein in die Stube, dort sollten wir warten. — Ganz verwunderlich bald kam eine Frau in weißer Haube und brachte eine große grünglasierte Schüssel. Ich erschrak ein wenig, ohne recht zu wissen, warum. Meine Mutter packte das Verbandzeug aus, und als der Bader erschien, entblößte sie den Arm. Der Mann betastete und beguckte die großen bläulichen Adern und sagte: „Waldbäuerin, es ist wieder einmal die höchste Zeit. Nit einen Tag mehr kunnt ich dir sicher versprechen, alle Augenblick' kann's geschehen sein. Wenn 's Blut ins Hirn steigt, bist fertig." Jetzt that er aber selber noch mit den Vorbereitungen so langweilig um, dass ich die größte Angst bekam, es stiege derweil ins Hirn. Endlich zog er aus dem Sack das Schnappmesser, aber in demselben Augenblick stürzte die weißhaubige Frau zur Thür herein: Vom Stall wären die Ferkeln ausgekommen und liefen im ganzen Dorf umher. Da that der Bader einen erklecklichen Fluch, schmiss das Schnappmesser auf den Tisch und gieng Ferkel fangen.

Das ganze Jahr ist mir nicht so lang vorgekommen, als die Zeit, da wir jetzt warten mussten. Unverwandt blickte ich die Mutter an, die ergeben da saß und sich manchmal mit dem rothen Hanbtüchel übers Gesicht fuhr. Als die Ferkeln wieder im Stalle geborgen waren, saß sie, gottlob, immer noch aufrecht da. „Jetzt werden wir's bald haben!" sagte der Bader, und kurze Zeit darauf schlug das Schnappmesser in die Ader des linken Armes. Und jetzt war ein schwarzer Springbrunnen da, der in die Schüssel plätscherte, wie daheim der Wasserquell in den Trog. Mir war gar behaglich im Ansehen dieses Brunnens, denn mit demselben ergossen sich ja alle möglichen Krankheiten, namentlich die Gefahr des „Gehirnschlages" in die Schüssel. Als aber diese mehr als zur Hälfte voll war, und der Strahl immer noch rann, da wurde mir bange. Der Bader hielt meiner Mutter eine Essigflasche unter die Nase. Und endlich legte er den Verband an. Die Schuldigkeit war ein Zwanziger, das Blut wurde draußen auf den

grünen Rasen ausgegossen und meine Mutter wankte blass und erschöpft wegshin. Ins Wirtshaus giengen wir, und da war es gut. Braten, Semmelschnitten mit Zucker und Zimmt in Wein gebeizt und noch ein Glas Wein extra. Blutmachende Mittel hatte der Bader verordnet. Die dicke Wirtin saß neben uns am Tische, legte ihre Arme gekreuzt über den Busen, war so mitleidig und erzählte Geschichten, wie Aderlässe den Tod gebracht hätten.

Nach dem Essen war der Mutter ums Rasten, und am Nachmittage giengen wir den Heimweg an. Auf der weißen Straße und an den kahlen Bergböschungen der Illach war es noch heiß. Im Trabachgraben am Waldhang und neben dem schäumenden Wasser wurde uns frischer, und ich kleiner Schlingel kam mir wichtig und bedeutsam wie ein Großer vor, als Begleiter und Beschützer der Mutter so einherzusteigen! Für alle Fälle hatte ich meine Vorschriften, die der Vater mir eingeschärft. Aber sie schienen überflüssig zu sein. Es kam der steinige Waldsteig bergan, die alten Bäume deckten uns mit ihren Astwüchsen ein, wie ein grünes Gewölbe, und mancher Windbruchstamm lag knorrig und spießig über dem Wege, so dass wir mühevoll drunter durchkriechen oder darüber klettern mussten. In dieser Wildnis stolperte die Mutter, fiel zu Boden und stieß ihren Arm an einen Stein. Sie erhob sich sehr schnell und brummte ein wenig, aber nicht über den schlechten Weg, sondern über ihre Ungeschicklichkeit. Da könnte man sich sogar wehthun, meinte sie. Dass sie sich wehe gethan hatte, verschwieg sie. Nach einem Weilchen, als wir zum Anger kamen, der mitten im hohen Walde liegt und wo der Fußsteig an die Straße stößt, setzte sich die Mutter, ohne weiter ein Wort zu sagen, auf den Rasen. Ein in Essig getränktes Tuch, das sie mithatte, that sie fast hastig hervor, fuhr sich damit über die Stirn, an den Mund, dann sagte sie zu mir: „Ein klein Randel schlafen lass mich. Sieben Vaterunser sollst beten, nachher wecke mich wieder auf.“

Sie lehnte sich zurück aufs Moos und schlief. Etwas zu schnell mochte ich das Vaterunser siebenmal hergesagt haben, sie hatte noch nicht ausgeschlafen. Mir fiel der Ausspruch des Vetters Jakob ein: „Im Schlafen wachst beim Menschen das Blut am geschwindesten.“ Auf dem Anger standen allerhand rothe, blaue und weiße Blümlein, die brockte ich zu einem Strauß, und legte ihn der Mutter heimlich auf die Brust. Wenn sie sich dann beim Erwachen darüber wundern würde, wollte ich sagen: „Ja, Mutter, dieweil Ihr geschlafen habt, sind die Blumen aus der Brust hervorgewachsen.“ — Daneben, im Walde drüben, schrie eine Amsel, und da dachte ich an jenes Märchen, in welchem ein Vogel den im Walde verirrten Kindern zurief: „Eilet, eilet, es kommen Räuber!“ Rasch versuchte ich, die Mutter zu wecken, zupfte sie am Kleid, berührte sie am Haupt. Sie schlief, im Gesicht blass wie das Essigtuch, mit dem

das Antlitz halb gedeckt war. Zwischen den Binden des Armes rieselte Blut hervor und sickerte in raschen Tröpflein auf das Gras. Ich hatte für alle Fälle Vorschriften gehabt, die waren vergessen, ich wusste nichts und nichts. — Wenn's so war, wie mir's heute vorschwebt, so begann ich nun über den Anger hin und her zu laufen und in den Wald hineinzurufen um Hilfe. Im Walde knisterte es, ein Hirsch setzte zwischen den Stämmen dahin, mit hochgehobenen Geweihen, plötzlich wendete er sich, sprang heran, an mir vorbei in den Anger und mit gespanntestem Satz über meine Mutter dahin. Fast der Boden hat gedröhnt, sie ist nicht aufgewacht. Das Thier war zurückgescheucht worden von einem klappernden Scheiterkarren, der die Straße herankam. Den Fuhrmann, der oben saß und ein Liedel pfiff, rief ich an: Komm mir zu Hilf', ich weiß nit, was es mit meiner Mutter ist. Sie will nit mehr aufwachen!"

„Recht hat sie", antwortete der Fuhrmann, hieb auf das Ross ein und fuhr weiter. Ein scheckiges Hündlein hatte er mit, das umkreiste bellend den Karren, dann lief es zu mir, sprang mich an, schnupperte am Lager meiner Mutter herum, begann an ihrem Arm das Blut zu lecken und an ihrer Stirn die Tropfen. Auch dem Thiere schrie ich zu: „Hilf mir, du lieber Hund!" Der aber lief keifend dem Fuhrmann nach, gleichsam: Schämst du dich denn nit, Christof! So davonzufahren! Geh' doch erst sehen, was ihr ist! — Und das ist auch wahr, mochte sich der Christof gedacht haben, es muss richtig was geben, weil der Hund so thut. Will doch umkehren und sehen, was ist. So wendete er das Fuhrwerk, fuhr wieder herbei, hieng das Ross an einen Baum an und gieng herab zu dem Anger. Als er sie sah, und das Blut, und die Waldbäuerin erkannte, murmelte er: „So steht's! Na, dann muss man sie heimführen." Trug sie wie ein Kind auf den Armen zum Karren, wo er sie neben der Straße niederließ. Während er die Scheiter ablud, begann sie zu sich zu kommen. Ihr erster suchender Blick war nach mir. Auf mein Hinsinken an ihre Brust und lautes Weinen sagte sie leise: „Hab' ich denn so lange geschlafen? Aber jetzt ist mir schon besser. Du, mich däucht, es sind die Binden ledig geworden. Bluten, das thät' nit gut sein." Und band sich selbst die Fatschen fest, das eine Ende mit den Zähnen haltend, das andere mit der rechten Hand um den linken Arm windend.

„So, mein Bübel", sprach sie wohlgemuth, „und jetzt rucken wir in Gottesnamen wieder an."

„Was?" lachte der Christof, „jetzt, wo ich die Scheiter hab' abgeworfen, will die Waldbäuerin auf den Füßen heimgehen? Wo ihr just todtenschlecht ist gewest! Gewiss beim Bader gewest! Gewiss auf dem Aderlass! Unschuldiges Blut vergießen! Dummheiten!"

Weiter, däucht mich, hat er nichts gesagt, hat meine Mutter auf den Karren gelegt, hat mich auch dazugethan, das scheckige Hündlein ist

selber hinaufgehüpft und hat sich niedergelegt zu der Mutter ihren Füßen. Der Christof — er hat ein blaues Jackel angehabt und eine Zipfelmütze auf, ich sehe ihn heute noch — ist zu Fuß gegangen, hat das Ross geführt und hat uns zur Abenddämmerung glücklich heimgebracht ins Waldhaus.

Die schriftstellernde Hausfrau.

Eine Skizze von B. Klarent.[1])

Aber, Ilse, das darfst du nicht dulden, dass draußen auf dem Vorsaal zweck- und nutzlos drei Lampen auf einmal brennen! Die Jungfer Köchin denkt wohl, das Petroleum fließe uns gratis zu, nein liebes Kind, da musst du besser aufpassen, denn sonst ist es freilich kein Wunder, dass du nie mit deinem Wirtschaftsgeld auskommst."

So zürnend trat Regierungsrath Keller in das traulich und behaglich eingerichtete Zimmer seiner jungen Frau, die, durch Blattpflanzen und hochstämmige Topfgewächse halb verborgen, an ihrem mit Photographieständern und zierlichen Nippes geschmückten Schreibtisch saß und rastlos die Feder über die Seiten eines dicken Heftes gleiten ließ.

Ungnädig tauchte Ilses Blondköpfchen aus dem lauschigen, grünen Verstecke auf, und vorwurfsvoll waren Ton und Blick, mit denen sie gereizt erwiderte: „Du besitzest ein seltenes Talent, mich immer im ungeeignetsten Moment zu stören, Arnold, und gerade, wenn ich am dringendsten zu arbeiten habe, mit irgend einer Nichtigkeit hindernd zwischen meine Gedanken zu treten, dass mir stets der Faden abreißt, und ich das, was mich eben noch greifbar umgab, nicht sofort wieder zu gestalten vermag, sondern nach solcher unnöthigen Unterbrechung erst mehrere kostbare Minuten zum Sammeln meiner Ideen verlieren muss!"

Noch ehe der junge Ehemann eine Antwort darauf geben konnte, die, nach seinem gerötheten Gesicht und seinen blitzenden Augen zu schließen, wahrscheinlich nicht zum sanftesten ausgefallen wäre, öffnete sich zögernd die Thür, und das niedliche Stubenmädchen wurde sichtbar.

„Ich wollte nur sagen, Herr Regierungsrath, dass die Kohlen wieder alle sind; auch reicht das Holz nur noch bis morgen mittag!"

„Wie ist das möglich!" donnerte ihr der Hausherr entgegen. „Ich habe doch erst vor kurzer Zeit einen großen Vorrath von Brennmaterial

[1]) Aus dem Büchlein: „Für den häuslichen Herd." Plaudereien, Skizzen, Briefe und Lebensbilder für die Frauenwelt von B. Klarent. (Stuttgart. Jos. Roth. 1896.) Dieses Werkchen ist für junge Ehe- und Hausfrauen nicht genug zu empfehlen. Nicht in trockener, nüchterner Form, sondern in warm und lebendig geschriebenen Scenen und Geschichtlein trägt die Verfasserin die große und doch so einfache Kunst vor, in der Ehe glücklich zu werden.

anfahren lassen, der doch jetzt, wo bei dem milden, warmen Wetter wenig geheizt wird, nicht schon aufgebraucht sein kann!" Das Stubenmädchen zuckte mit gleichgiltigster Miene die Achseln, und Frau Ilse fieng an, sich etwas unbehaglich zu fühlen.

„Wer hat den Schlüssel zum Holz- und Kohlenraum?" frug der erregte Hausherr.

„Der wird wohl unten dranstecken", war die gleichmüthige Entgegnung des Mädchens.

„Was? der wird unten dranstecken", fuhr der Regierungsrath ärgerlich auf, „das wird ja immer besser, da heizen wahrscheinlich so und so viel fremde Leute mit von unseren Holz und Kohlen, und ich darf mich allerdings nicht mehr über die unnatürlich beschleunigte Abnahme derselben wundern. Warum bleibt der Schlüssel stecken, Lisette, und weshalb wird er nicht, wie das in jedem geregelten Hausstand üblich ist, der Frau vom Hause abgeliefert, wenn der erforderliche Tagesbedarf an Brennmaterial geholt worden ist? Antworten Sie sofort, ich will die Wahrheit wissen!"

„Mein Gott, Herr Regierungsrath", erwiderte gekränkt Lisette, „der Schlüssel hat schon am Holzbehälter gesteckt, als ich hier in den Dienst trat, und ist seitdem nicht von der Frau Regierungsrath gefordert worden. Wer sollte auch von uns Holz und Kohlen forttragen, wir sind alle ehrliche Leute und würden uns dergleichen nie zu schulden kommen lassen. Sie brauchen ja nur in unsere Dienstbücher zu sehen, wo unsere Treue und Ehrlichkeit schwarz auf weiß verzeichnet stehen. Die Köchin braucht einfach alles Holz und alle Kohlen in der Küche, weil sie aus Bequemlichkeit von früh an, wo sie den Kaffee kocht, bis zum späten Abend, wo sie das letzte Geschirr spült, das Feuer nicht ausgehen läßt. Ich habe mich auch schon darüber gewundert, denn bei meiner früheren Herrschaft — — — — — — —"

„Es ist gut, Lisette, gehen Sie hinaus und schicken Sie die Köchin herein", unterbrach der Hausherr die Reminiscenzen Lisettens.

„Herr Regierungsrath wünschen?" frug gleich darauf die dicke, behäbige Köchin.

„Warum unterhalten Sie den ganzen Tag in der Küche ein Riesenfeuer, anstatt es nach jeder Mahlzeit, wie es sich gehört, ausgehen zu lassen?" nahm der Hausherr das ungewohnte Examen nach dieser Seite hin auf.

„Was? ich unterhalte ein Riesenfeuer! Wer hat das gesagt? Das ist nicht wahr! Ich bin die sparsamste aller Köchinnen, denn bloß um das Anbrennholz zu sparen, lege ich immer ein paar Kohlen auf, und nur aus diesem Grunde schüre ich das Feuer den Tag über langsam fort. Und nun bekommt man noch für Sparsamkeit Schelte, nein, das

ist zu hart", — das rothe, breite Gesicht verschwand hinter der blauen Schürze, aus welcher es schluchzend hervortönte: „Wenn es der Frau Regierungsräthin nicht recht gewesen wäre, hätte sie es mir ja nur zu sagen brauchen."

Eine nicht misszudeutende Handbewegung nach der Thür, und die dicke Köchin verschwand mit erstaunlicher Geschwindigkeit.

„Wo sind die Schlüssel zum Weinkeller, zur Speise- und Vorrathskammer, Ilse?" wandte sich jetzt der Gatte ernst und streng an die junge Frau, die mit einem aus Trotz und Verlegenheit gemischten Ausdruck ihre hübschen Blauaugen zu ihm aufschlug und dann mit einer Stimme, in welcher eine gewisse Befangenheit zitterte, sagte: „Die Speise- und Vorrathskammer halte ich grundsätzlich nicht verschlossen, um meinen Leuten kein unbegründetes Misstrauen zu zeigen und um sie selbständig zu machen, und die Schlüssel zum Weinkeller hängen in der Küche!"

„Oder sie stecken unten dran, was mir das Wahrscheinlichere scheint, wenn ich mir den durchaus nicht mit unserem Bedarf im Einklang stehenden Verbrauch von Wein klar mache. Während du hier an deinem Schreibtisch, unsichtbar für jedermann und ärgerlich über jede Störung, mit größtem Eifer ‚arbeitest', d. h. die von deiner Phantasie belebten Gedanken und Gefühle, möglichst gut stilisiert, zu einer deiner Novellen formierst, amüsieren sich deine unbeaufsichtigten Dienstboten nach ihrer Weise, verfügen über Speisen und Getränke, vernachlässigen ihre Arbeit und verschwenden, da sie dem wachsamen Hausfrauenauge entrückt sind, so unverantwortlich viel, dass das unseren Verhältnissen entsprechend aufgestellte Haushaltungsbudget in Wirklichkeit um das Vierfache überstiegen wird. Nein, Ilse, so darf es nicht weitergehen, willst du mich nicht schließlich pecuniär ruinieren! Erst die Pflicht, dann das Vergnügen am Schreibtische!"

„Ich gehöre aber nun einmal nicht zu jenen hausbackenen, unbedeutenden Frauen, deren Höchstes ein gut gerathener Pudding und ein tadellos verlaufenes Waschfest ist! Bei mir lässt sich einfach die göttliche Gabe der Poesie nicht gewalsam unterdrücken, sondern sie breitet ihre purpurgoldenen Flügel aus zwischen mir und der ärmlichen Prosa und trägt mich mit himmelanstrebendem Flug über alle häuslichen Nichtigkeiten und Erbärmlichkeiten hinweg. Freilich du, Arnold", schloss Ilse unter Thränen, „du verstehst mich hierin nicht, denn zwischen uns fehlt — Gott sei's geklagt — das sogenannte geistige Fluidum, das alles erst verklärt und vollkommen macht, — du willst mich zur Köchin und Wirtschafterin herabdrücken, während meine geistige Befähigung, mein Federtalent und alles Hohe und Tiefe, was meine empfängliche Seele füllt, unerkannt und unverstanden bleibt."

„Ilse!"

In diesem einen Worte lag eine Welt voll Liebe und Schmerz, der sich die thörichte, kleine blonde Frau nicht verschließen konnte, und die aufsteigende Scham und Reue ließen sie ihr thränenüberflutetes Gesicht in die Hände verbergen.

Arnold sah gespannt nach ihr hin, und als sie in ihrer Stellung verharrte, fuhr er in warmem, überzeugendem Herzenston fort: „Glaube mir, meine Ilse, Gott hat das Weib zur ‚Hausfrau' geschaffen, und solange es seine Berufung zu den damit verbundenen Pflichten nicht klar erfasst, von ganzer Seele annimmt und dadurch in die erste weibliche Lebensaufgabe eingedrungen ist, erreicht alles Ringen und Streben nach Glück und Befriedigung nicht das Ziel, und das Herz findet nicht die aus treuer Pflichterfüllung entspringende bleibende Ruhe. Keine Hausfrau darf sich — wenn auch die äußeren Verhältnisse noch so glänzend sind — ungestraft ganz den Mühen und Schaffen im Alltagsleben und den Anforderungen ihres Haushaltes entziehen, sondern muss als Grundpfeiler des Familienglückes, des ehelichen Friedens und des Wohlstandes ihre wirtschaftliche Thätigkeit betrachten, wenn dieselbe auch bei günstiger pecuniärer Lage schließlich nur in einer gewissenhaften Oberaufsicht gipfelt! Zudem kann eine pflichttreue Hausfrau, welche die Augen offen hält und selbständig ihrer Wirtschaft vorsteht, durch Vorbeugen und Vermeiden von mancher Unüberlegtheit und von unnützem, leichtsinnigem Verschwenden, dessen sich die Dienstboten ohne Controle stets schuldig machen, nicht unbedeutende Ersparnisse erzielen, die, den Armen zugewendet, ihr einen Gotteslohn eintragen. Indem nun die umsichtige, praktische Hausfrau auch ihr Scherflein dazu beiträgt, die Thränen der Sorge zu trocknen und die tiefe Kluft, welche die Begüterten von den Unbegüterten trennt, etwas auszufüllen, betheiligt sie sich segensreich auch mit an den Bestrebungen für das allgemeine Menschenwohl und an der unermüdlichen Arbeit im großen Staatshaushalte, was doch, sollte ich denken, ein so stolzes, erhebendes Gefühl für jede Frau sein muss, dass sie sich freudig und gern mit der unvermeidlichen Prosa des Lebens aussöhnen und nicht mehr geringschätzig auf Kochlöffel und Staubtuch herabsehen sollte! Findest du das nicht auch, kleine Ilse?"

Noch ehe Arnold ganz ausgesprochen, lag das blonde Frauchen schon an seinem Herzen und drückte ihr Antlitz fest gegen seine Schulter, denn ich glaube, sie schämte sich gar zu sehr.

Liebkosend streichelte der Gatte das goldige Trotzköpfchen und fuhr lachend fort: „Fern ist es von mir, deine schriftstellerische Thätigkeit, in der du und andere Anregung und Genuss finden, zu hemmen, im Gegentheil, Ilse, ich erfreue mich herzlich daran und billige ganz deine Federbeschäftigung, die aber bloß der Inhalt deiner Mußestunden sein soll, denn die Schriftstellerin darf die Hausfrau nicht verdrängen! Poesie

und Prosa, diese beiden dir so schroff erscheinenden Gegensätze, mit richtigem Sinn und Herzenstakt zu einheitlicher Harmonie vereinend, schaffst du das echte, rechte häusliche Glück, und indem du für das geistige und leibliche Wohl deiner Familie gleich gewissenhaft sorgst, herrschest du als die Segenspenderin deines Hauses! Nun aber ist es genug des Predigens! Komm, Ilse, lies mir lieber deine begonnene Novelle vor!"

Soweit der Erzähler, welcher übrigens selbst eine Frau ist, die — schriftstellert. Doch alles zu seiner Zeit und bei dem Umstande, daſs in einem bestimmten Worte die Buchstaben richtig gesetzt sind. Neigung oder Eignung? Nur letztere berechtigt. Wenn eine George Sand oder eine Ebner-Eschenbach oder eine Mariot dichtet, gut! Aber selbst bei diesen Frauen wäre, wenn sie keine verläſslichen Köchinnen hätten, das Kochen nothwendiger, als das Dichten.

Was ich noch sagen wollte. Heutzutage möchten die Frauen gleichberechtigt sein mit den Männern. Dieser Verzicht ist sehr freundlich von ihnen, denn bisher waren sie manchmal ein wenig — bevorzugt.

Da fällt mir das wackere Ehepaar ein, mit welchem ich vor einiger Zeit die Rax bestiegen habe. Er war wohlbestallter Amtsdiener, wie sollte da sie die „Dienerin" eines Dieners sein! Das war doch gar zu tief unten. Sie wollte — wenn schon nicht Herrin, so doch Genossin des Mannes sein mit allen gleichen Rechten. Von den Pflichten sagte sie einstweilen nichts. Die beiden Leutchen erörterten das unterwegs auf den Berg ziemlich lebhaft, wobei die Frau dem Manne entschieden über war, weil er unter dem schweren Rucksack schnaufte, sie aber ihre ganze Kraft dem gelenkigen Zünglein zur Verfügung stellen konnte. — Plötzlich aber blieb er stehen: „Alte, du hast recht, das Weib soll dem Manne in allem gleichberechtigt sein. Diese zwei Stunden von Prein herauf habe den Rucksack ich getragen, die nächsten zwei Stunden bis zum Karl Ludwigshaus darfst du ihn tragen!" Und warf ihr das Bündel vor die Füße. — Die Frau war ob solcher Rücksichtslosigkeit natürlich auf das äußerste empört und weinte vor Zorn über den ungalanten Mann. Den Rucksack ließ sie liegen, bei ihrer Forderung der Frauenemancipation verharrt sie noch heute. R.

Kleine Laube.

Jung Unnutz.

Schelmenlieder von Ferdinand Wittenbauer.[1])

Vorsicht.

Lieb Mütterlein, dass ich ein Unnutz bin,
Raubt deinen Nächten die Ruh'?
Ach, schlag' dir die Plane aus Herz und Sinn —
Horch' einmal zu:

's war einer in Welschland, ein Feuermund,
Der hatte die Wahrheit erkannt,
Er donnerte los wie ein Höllenschlund —
Man hat ihn verbrannt.

Ein Frommer in Böheim, der war fein klug,
Hat niemand mit Wahrheit gekränkt,
Er sagte selbst das nicht, was man ihn frug —
Man hat ihn ertränkt.

Ein Weiser in Franken hat muthig und keck
Am Borne der Weisheit geschöpft,
Docierte den Leuten die Bäuche leck —
Man hat ihn geköpft.

Ein Braver in Östreich sah fleißig zu,
Wie die Sternlein am Himmel lungern,
Er ließ seinem Hirne nicht Rast noch Ruh —
Man ließ ihn verhungern.

So geht's den Tröpfen, die ohne Scheu
Den Sinn nach Hohem gelenkt;
Thät' ich was schaffen — bei meiner Treu,
Ich würde gehenkt.

Lieb Mütterlein, würd' ich ein großer Mann,
Kein Stündlein wärst du mehr froh;
Ich bleibe ein Unnutz, solange ich kann —
's ist sichrer so.

* * *

Liebe.

Es war einmal ein Kater,
Der liebte eine Maus;
Sie saß vergnügt in ihrem Loch,
Der Kater winselte und roch,
Nur um ein Küsslein bat er,
Das Mäuslein lacht ihn aus.

Der Kater kränkt sich mager,
Flieht Dach und Katzenmaid.
Das Mäuslein, munter und gesund,
Bleibt liebeleer und kugelrund,
Nur nachts auf ihrem Lager
Thut ihr der Kater leid.

---

¹) Diese Gedichte entnehmen wir der Sammlung: „Jung Unnutz". Schelmenlieder von Ferdinand Wittenbauer. (Wien. Karl Konegen. 1897.) Den Lesern wird's sicherlich nach Weiterem gelüsten von dieser Sorte. Das Büchlein hat gar manches urfrische Lied voll kecken Humors; es kann heiteren Gesellen aufs wärmste empfohlen werden. Die Red.

Digitized by Google

Sie hält auf Ruf und Sitte —
Doch wenn er sich entleibt?
Voll Mitleid und Erbarmen
Ruft sie heran den Armen:
„Ich füg' mich Eurer Bitte —
Wenn es beim Kusse bleibt."

Der Kater thät' es schwören
Beim höchsten Kirchendach.
Er küsste durch den engen Spalt
Die Mäuselschnauze rosig kalt —
Es schwand ihm Seh'n und Hören,
Dem Mäusel wurde schwach.

Ein wonniges Getriebe
Im Katerherzen zuckt;
Aus Küssen wurde Beißen,
Aus Beißen ward Zerreißen —
O übergroße Liebe,
Das Mäusel war verschluckt.

Von seiner Liebsten Blute
Der Kater rein sich schleckt;
Ein Thränlein ihm vom Lid troff,
Bekreuzt sich seinen Friedhof
Und seufzt: „Schlaf' sanft, du Gute,
Du hast mir sehr geschmeckt."

* * *

m Kloster.

Mittags vor der Klosterküche
Müder Bettler stand,
Süßer Duft und Wohlgerüche
Hielten ihn gebannt.
Ei wie's drinnen dampft und kochte!
Was da alles schmoren mochte?
Und der Ärmste riecht und schmeckt,
Was die Mauer deckt.

Wurzelbrühe, Eierkuchen,
Zarter Rosenkohl,
Butterkräpflein, Aal und Huchen,
Trüffel Espagnole.
Wunderlich, wie sich das mischte,
Wer ein Brödlein doch erwischte!
Ei, versuch's und lad' dich ein,
Poch' ans Fensterlein.

Küchenpater kommt gepustet,
Schnell das Gitter hebt.
„Ach verzeiht, wenn's mich gelustet,
Gebt mir Armen, gebt."
Pater fasst den Topf am Henkel,
Schiebt ihn gnädig auf das Bänkel;
Eitler Träumer jetzt erfahr's:
Wassersuppe war's.

Öd und leer — kein einz'ger Bissen —
Bettler schaut erbost:
„Frommer Mann, lasst mich es wissen,
Ist das Klosterkost?"
Pater herrscht mit strenger Miene:
„Seid Ihr Jude, Beduine?
Wisst in christo schlecht Bescheid —
Es ist Fastenzeit."

Herz, thu' dich auf!

Aus dem Grabe Peter Hebels ist diese Blume hervorgewachsen. In des Dichters nachgelassenen Papieren ward etwas gefunden, das gleich den bekannten besten Dichtungen des schwäbischen Sängers an die Herzen pochen muss. Leider ist unsere Zunge nicht eingerichtet für die alemannische Mundart, unbeachtet und welk lag das Blümlein darnieder an der staubigen Heeresstraße der deutschen Literatur. Ich denke, es ist was Rechtes, wenn ich es sorgfältig aushebe mit seiner Wurzel, und wenn ich es auffrische mit dem Thau des steirischen Waldes. — Thue dein Herz auf, Leser. In mir ist so viel Maienglück und Pfingstjubel — ich spende dir davon.

Sonntag war's, in der Morgenfrüh. Ich schritt dahin in schweren Gedanken, wie es denn sein muss auf dieser schönen Welt, dass sich die Menschen einander das kurze Spannlein Leben gar so bitter vergällen! Wo ich geh' und steh' an diesem Morgen, es ist so lieb und heimlich, und hell scheint die Sonne nieder rechts und links auf die Dörfer und auf die weißen Thürme der Kirchen. Die Kirchthürme stehen und schauen hin auf einander von weitem über das Weizenfeld und über die grünen, blühenden Wiesen; und keiner will den Anfang machen mit dem Geläute.

„He, Nachbar, heb' du an“, sagt der eine zum Nachbarsthurm, „bist du nicht der ältere, und hast du nicht die größeste Glocke?“

„Was willst denn?“ sagt der andere zurück, „'s hat ja noch nicht Neun geschlagen!“

Auf dem Birnbaume dort hat ein Vöglein gesungen, bei dem bleib' ich stehen, und wie ich ihm zuhorch', da denk' ich: Hier predigt ja wahrlich ein Fink auf seiner grünen Kanzel! Und unten hockt das Blümel, ein Maiblümel ist's, und horcht ihm zu. Der Zuhörer schnarcht nicht und schläft nicht, der Prediger schnupft nicht und brüllt nicht und haut nicht die Faust auf die Kanzel, freundlich geht's zu, und das Maiblümlein spürt's, wie es der himmliche Vater aus saftigem Erdreich füttert und kleidet und schmückt mit allerlei Farben, gleichwohl es nicht strickt und nicht spinnt. Und dem Fink geht's nicht schlechter. Wie er gewachsen, der Fink, so ist auch sein Röcklein gewachsen. Das Beinkleid zu kurz nicht, wie beim Halter, dem Franzl, und das Wams nicht zu eng, wie bei unserer Weiddirn'. Und so trägt es der Vogel, das Gewand, Feiertags und Werktags, und 's ist alleweil ganz nagelneu, und so oft als der himmlische Vater vorbeigeht, da fragt er: „Na, Fink, hast ein gutes Gewandel?“ Soll er's nicht gesagt haben, so hab' ich mir es vorgeträumt. Hat aufgehört nachher, der singende Prediger, und sein Schnäbel gewetzt am Zweiglein.

Die Bienen haben Orgel gespielt, und wie ich steh' auf dem Hügel, da läutet es auf allen Thürmen mit allen klingenden Glocken. Vergelt's euch Gott, dass ihr meiner gedenkt und mich ruft in die Kirche! Da bin ich schon und sitz' in einem kühlen Winkel unter dem rosenumwundenen Bild der Mutter Gottes.

Was ich nun hab' vernommen in der Kirche, das will ich erzählen. Maidel, geh' ruck' mir einen Stuhl her! So, brav bist! Sollst zu Lohn einmal kriegen einen recht braven Mann. — Vom Pfarrer erzähl' ich, und seiner Predigt, kann ich's nicht sagen wie er, so will ich's halt sagen, wie ich's kann.

Zuerst haben sie gebetet, alsdann georgelt, gesungen, wie das der Brauch ist. Und während sie singen, steigt schon der Pfarrer auf die Kanzel; nimmt die Sanduhr zur Hand, schüttelt sie leicht und klopft darauf — sie hat nicht wollen laufen.

Und nachher, wie die Orgel verbrummt hat, hebt er an zu predigen vom selbigen Tauben und Stummen, wie der fremd' Mann ist kommen her vom galiläischen Meere, dem Kranken den Finger aufs Ohr hat gelegt und auf die Zunge und gesprochen den Spruch: Herz, thu' dich auf! — Ist dem Kranken auf einmal das Auge voll Wasser, und der Taube, der Stumme ruft aus: „O hört, ihr Leut', wie die Wasserwellen rauschen, wie der Wind pfeift im Schilfrohr und die Fischerin lieblich thut singen!“ — Seine Vater und Mutter sind schier vor Freuden vergangen. Ist das nicht ein himmlisch Wunder gewesen? Unser Doctor kunnt's nit so! — Es ist ein mächtig groß Wort, sagt der Pfarrer, dieses Hephata vom Himmel!

Ja freilich wohl, mächtig groß, ich möchte es auch einmal hören. Kaum ich das denk', da spricht der Prediger weiter. Und klingt's nicht, dies Wort, wenn man horcht, an allen Orten und Enden? Nicht im Wald, auf der Au und in allen menschlichen Herzen? — Geht einmal im Winter aufs Feld und gucket, wie es da ausschaut! Alles steinhart, die Pflanzen verfroren und maustodt der Erdgrund, alle Bäche vereist, und mühselig dreht sich das Mühlrad. Alle Fenster verschneit und verweht, alle Thüren mit Stroh ausgestopft. Kein Drössel hörst singen, kein Vogel kann hüpfen in der Sonne. Es ist Lichtmess schon da, und alleweil wird's noch nicht anders. Die Fasten ist da, und man meint, es bliebe starr und wüsst' sich nicht zu helfen, bis im Märzen auf einmal ganz leise wer ausruft: Herz!

Herz, thu' dich auf! — Wie weht jetzt der Föhn so weich her über dem Waldland! „Es wird anderes Wetter!“ sagt der Vater zum Sohn und nestelt sein Halstüchel auf. Es tropft von allen Dächern, und der Boden, wie er locker und grün wird! Und daheim sagt die Mutter zum Töchterl: „Geh', Dirndl, mach' auf das Fenster, lass' den Frühling herein und sag': grüß dich Gott, Frühling! Lass' die Schäflein hinaus, schau, der Halterbub jagt schon durchs Dörfel!“ — Auch gucken hervor die Halme und treiben schon Blätter und Knöspleln auf Wiesen und Feld, in Wald und Garten. Und der Vogel, der gestern noch die Wegsteuer nicht gehabt hat, ist heut' ein reicher Mann, hat Würmlein auf der Weid', und das Zehentrecht hat er auf allen Feldern und Bäumen. Hat Haus und Hof, und schaut, sein Weibel, das baut ein klein Bettlein drin, und wenn man dazu kommt, na, tröst' dich Gott! Was liegt denn im Bettel? Guldene Eier gar, fein rundlich mit bunten Flecklein. Was ist in dem Knöspel! Was steckt verborgen da drin im rundlichen Kastel ohne Thürl und Astel? Man mag sich's wohl denken, aber niemand weiß es, niemand kann schauen, niemand es aufthun; kein Schlosser noch hat den Schlüssel geschmiedet, der aufthut das heilige, süße Geheimnis.

So vergeht nun ein Tag um den andern, Ostern vergeht und Weißsonntag, da klingt vom Himmel die Stimme: „Herz, spring' auf!“ So ruft es leise, so ruft es laut, ruft Tag und Nacht, ruft Sonntags und Werktags, Herz, thu' dich auf! — Und alles hört, und alles folgt dem himmlichen Weckruf. Und jetzt hat man nicht Augen genug zum Gucken, das Knöspleln springt auf, und das Röslein erröthet und neigt verschämt seinen Kopf. Das Ei springt jäh auseinander, und ein junges, helläugiges Vöglein hüpft munter in die Welt. Und wo man schaut, und wo man horcht, ist Leben und Leben. Von Ostern bis Pfingsten ist ein großer, ein einziger Feiertag, eine Urständ Tag und Nacht, Sonntags und Werktags. Ja selbst auf dem Kirchhof die Gräber beben im süßen Schauer, aber der wachende Engel des Herrn hält seinen Finger an den Mund: Pst! Für Euch, lieben Schläfer da unten, für Euch ist's heute noch nicht Zeit! — Und deckt die Hügel mit einem Schleier von Blumen.

Und auf allen Bäumen blüht's, und der Blüten lieblicher Maischnee weht durch die Luft. Auf allen Sträuchern, im Gras, es funkelt wie von Silber und Diamant, und ein süßer Wind haucht her über Wald und Garten. Es klingt und es singt, man weiß selber nicht wie, auf der Welt, bei meiner Seel', schier nicht anders, wie Harfen und Silberglocken. Wo man schaut, und wo man horcht, ist Leben und Lust. — Die Bruthenn', die hat schon zwölf Junge, dass ihr die Flügeln zu klein sind, um alle zu decken. Auf der Matten grasen die Lämmer und springen und wissen es kaum zu gebrauchen, ihr junges, munteres Leben. Die Ähren und Blümlein heben ihre Köpfchen zum Himmel, durstig sind sie und warten auf Regen. — Was sagt der Barometer? Oben will er aus! Und der blauäugig' Himmel lacht nieder und freut sich, weil alles, alles ihm zu nach der Höh' will ...!

So predigt der Pfarrer am heiligen Pfingsttag. Dann schüttelt er sachte die Sanduhr, 's ist Zeit, dass er Schluss macht. Die Sanduhr jedoch, sie will heut' nicht rinnen. Ein Zeichen vom ewigen Leben!

Die kältesten Ostern

feierte Nansen vor drei Jahren, als sein Schiff in den Eiswüsten des Pols festgebannt lag. Die Temperatur betrug 33° R. unter Null. Er berichtet darüber in der soeben erschienenen elften Lieferung seines fesselnden Werkes „In Nacht und Eis“ (Leipzig, F. A. Brockhaus):

„Montag, 26. März 1893. Wir liegen ohne Bewegung; keine Drift. Wie lange wird das dauern? Wie stolz und triumphierend war ich bei der letzten Tag- und Nachtgleiche, die ganze Welt erschien mir hell; jetzt bin ich nicht mehr stolz. Die Sonne steigt empor und taucht die Eisebenen in ihren Glanz. Der Frühling kommt, bringt aber keine Freude mit. Hier ist es so einsam und kalt wie je. Die Seele erstarrt. Sieben weitere Jahre eines solchen Lebens oder vielleicht nur vier — wie wird die Seele dann sein? Und sie ...? Wenn ich meinem Sehnen nur freien Spielraum lassen, die Seele austhauen lassen dürfte. O, ich sehne mich weit mehr, als ich eingestehen darf. Ich habe nicht den Muth, an die Zukunft zu denken .... Und wie wird es zu Hause werden, wenn Jahr auf Jahr vergeht und niemand kommt?“

Aber nur flüchtige Momente sind es, in denen solche trübe Stimmungen Nansen ergreifen. Rasch ermannt er sich, und die alte Energie und Thatenlust bringt durch:

Noch immer muss ich warten und die Drift beobachten; aber wenn sie die verkehrte Richtung einschlagen sollte, dann werde ich alle Brücken hinter mir abbrechen und alles auf einem Marsch nach Norden über das Eis wagen. Ich weiß nichts Besseres zu thun. Es wird eine gefährliche Reise sein, eine Frage um Leben oder Tod; aber habe ich eine andere Wahl?

„Es ist des Mannes unwürdig, eine Aufgabe zu übernehmen und sie dann aufzugeben, wenn der Höhepunkt der Schlacht bevorsteht. Es gibt nur einen Weg, und der ist Vorwärts!“

Wie rührend ist dieses menschliche Zagen und Hoffen des Nordpolhelden! Demnächst werden wir mehreres von ihm hören.

Emil Zola über den Schutz der Thiere.

In diesem Jahre fand in Paris die vierundvierzigste Hauptversammlung „der Gesellschaft des Thierschutzes“ statt. Der Cultusminister schickte Emil Zola als seinen Stellvertreter. Der berühmte Romanschreiber hielt ungefähr folgende Anrede: „Ich vertrete den Herrn Minister hier nicht in amtlicher Beziehung, sondern nur als Thierfreund. Nur als solcher ergreife ich das Wort, in der Überzeugung, dass ich nicht nur den hier Versammelten, sondern auch den weitern Kreisen meiner Landsleute einen Dienst erweise, wenn ich öffentlich als Thierfreund hervortrete. Ich rechne es mir übrigens durchaus zu keinem Verdienste, die Thiere zu lieben, da mir das nicht die geringste Mühe verursacht. Seit dreißig Jahren schon habe ich kein Buch geschrieben, ohne in ihm meine geliebten Thiere zu erwähnen. Sollte es möglich sein, dass es Menschen gibt, die die Thiere nicht lieben? Können wir uns die Natur ohne Thiere denken? Die Wälder ohne Vögel; Wiesen, Felder und Berge ohne lebende Wesen? Stellen wir uns vor, dass der Mensch allein, ohne andere Geschöpfe wäre, wie leer, still und traurig wäre es um uns her! Wir haben ja so

vieles mit den Thieren gemein, es ist uns fast nichts zu eigen, was nicht auch ihnen zutheil wurde. Wie wir, werden auch sie geboren, sie leiden und sterben, ebenso wie wir. Es sind unsere Gefährten, nur unvollkommener, hilfsbedürftiger, ohne Sprache, durch die sie sich beklagen könnten, ohne Schlussfolgerung, die es ihnen ermöglichte, sich ihrer Kraft bewusst zu werden, so dass sie dieselbe zu ihrem Nutzen verwenden könnten. Das alles verpflichtet den Menschen, sich ihrer zu erbarmen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil wir stärker und klüger sind. Um der Gerechtigkeit willen, aus Achtung vor der Schöpfungs-That, die auf derselben Erdscholle unser Leben und das der Thiere wachgerufen und dasselbe Blut in unsere Adern gegossen hat, müssen wir die Thiere lieben und beschützen. Es ist unsere heilige Pflicht, die Thiere vor den Qualen zu beschützen, die wir von ihnen abwenden können.

Sie, meine Herren, die sie hier versammelt sind, um Mitleid für die Thiere zu fordern, sprechen ja fast alle Sprachen der Welt. Wo nur irgend gleichgesinnte Verbindungen entstehen, werden Sie sich sofort mit ihnen verständigen und mit ihnen arbeiten können.

Möchten doch alle Völker darauf hinarbeiten, dass die Thierquälerei als Schande, als im höchsten Grade strafwürdig zu betrachten sei.

Vielleicht kommen die Menschen dann auch zur Erkenntnis, dass es eine Schande und ein Verbrechen ist, sich gegenseitig anzufallen und zu tödten."

Die Wirkungen körperlicher Überanstrengung beim Radfahren.

Von Dr. D. Ritterband.

Das Radeln ist erst in den beiden letzten Jahren so recht in Flor gekommen und das macht es erklärlich, weshalb die medicinische Literatur über gesundheitliche Schädigungen, die dieser Sport unter Umständen zur Folge haben kann, bei uns im ganzen spärlich ist, während im Auslande, besonders in Amerika, eine große Zahl von Veröffentlichungen in den ärztlichen Fachblättern sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt. In diesen Tagen hat nun die Berliner medicinische Gesellschaft nach einem einleitenden Vortrag des Dr. Albu in ausführlicher Discussion diesen wichtigen Gegenstand behandelt, und es dürfte für unsere Leser gerade jetzt, wo der Sommer vor der Thür, und die Landstraßen sich mit Radlertrupps männlichen und weiblichen Geschlechts zu bevölkern beginnen, nicht ohne Interesse sein, was die Herren Ärzte über dieses Thema zu sagen haben.

Es ist seit langem bekannt, dass übermäßige Kraftanstrengungen einen ungünstigen Einfluss auf gewisse innere Organe ausüben. So beobachtete der nun verstorbene Professor Fräntzel bei Touristen nach übermäßigem Bergklettern und bei Soldaten nach forcierten Märschen Dehnungen des Herzmuskels. Zwei Berliner Gelehrte, Zunz und Schumburg, unterzogen diese Frage vor Jahren einer experimentellen Untersuchung, indem sie Soldaten mit schwerer Belastung lange Märsche machen ließen. Das Resultat war auch hier eine Erweiterung des Herzens. Auch die Nieren leiden unter länger dauernden excessiven Muskelanstrengungen. Dies lässt sich leicht durch Untersuchung der Ausscheidungen dieses Organs feststellen, in denen man im Falle einer Alteration, etwa einer Entzündung, Eiweiß und gewisse zellige Bestandtheile der Nierensubstanz findet, die unter normalen Verhältnissen fehlen. Leube hat nun bei Soldaten nach längeren Märschen vielfach obigen Befund erheben können, und auch Kolbe, der bei Sportsmen

Untersuchungen anstellte, fand z. B. bei Ruderern im Anfang des Trainings regelmäßig Eiweiß, das aber bereits nach acht Tagen verschwand.

Dr. Albu hat nun seinerseits zwölf Radrennfahrer vor und nach einer Fahrt von fünf bis dreißig Minuten Dauer genau untersucht und recht bemerkenswerte Ergebnisse gewonnen. Dieselben waren, je nach dem Grade der Trainirung, der Gewohnung und der Widerstandskraft der einzelnen Radler, verschieden, aber doch bei allen mehr oder minder ausgeprägt vorhanden. Die Action des Herzens war in einem Maße verstärkt, dass sie bei jedem Herzstoß die Brustwand fühl- und sichtbar erschütterte. Es fand sich eine, bei manchen Fahrern sogar relativ beträchtliche Herzerweiterung, die vor der Fahrt nicht bestanden hatte, und zuweilen waren statt der normalen Herztöne gewisse Geräusche zu hören, die den Beweis lieferten, dass die Function des Herzens in hohem Grade alteriert war. Der Puls war im ersten Moment unfühlbar, dann fadenförmig, weich und klein und schlug 144 mal in der Minute, während die normale Pulszahl 75 bis 80 beträgt. Das Athmungstempo war 48 bis 64 pro Minute (statt 18 unter gewöhnlichen Umständen). Lippen und Gesicht zeigten eine bläuliche Färbung, also Zustände, wie sie ähnlich sonst nur bei drohender Herzlähmung gefunden werden. Man hatte den Eindruck, dass diese Männer sich nur infolge langer Gewöhnung und durch ihren energischen Willen aufrecht hielten. Diese Erscheinungen sind in der Hauptsache die Folge excessiver Muskelanstrengung. Dieselbe erhöht den Blutdruck und steigert die Circulation so bedeutend, dass der Herzmuskel das ihm in weit größerer Menge und unter weit stärkerem Druck als sonst zuströmende Blut nicht bewältigen kann und infolge dessen gedehnt wird. Dazu kommt die eigenthümliche vorgebeugte Stellung der Flieger bei forciertem Fahren, wodurch der Leib und mit ihm die hier liegenden großen Gefäße, die das Blut zum Herzen zurückführen, comprimiert werden. Hierdurch entsteht für die Fortbewegung des Blutes vom und zum Herzen ein enormes Hindernis, was natürlich der Dehnung und Erweiterung dieses empfindlichen Organs ganz besonders Vorschub leisten muss. Nun sind alle diese Erscheinungen zunächst nur vorübergehender Natur und gleichen sich im Zustande der Ruhe sehr bald wieder aus. Wiederholen sie sich aber häufig, oder ist das Herz von vornherein nicht ganz gesund, so ist es klar, dass es endlich seine Elasticität verliert und sich tiefgreifende Schädigungen entwickeln, die nicht mehr zu reparieren sind und blühende Personen schließlich zu Invaliden machen.

Auch in der Nierenthätigkeit fand Dr. Albu bei allen Wettfahrern, die er untersuchte, mehr oder weniger bedeutende pathologische Veränderungen der vorhin gekennzeichneten Art. Und von ihnen gilt in gleicher Weise, wie von den Schädigungen des Herzens, dass sie sich anfänglich und bei genügender Schonung wieder ausgleichen, dass sie aber durch Summierung der schädigenden Wirkungen schließlich irreparable Störungen herbeiführen, die ein dauerndes Siechthum zur Folge haben.

Nun dürfen aber ängstliche Gemüther beileibe nicht glauben, dass ihnen zugemuthet werden soll, das Radfahren in Zukunft überhaupt aufzuheben.

Es bestätigt sich hier nur das alte Wort des modus in rebus. Es wurde in der Discussion allerseits, auch vom Vortragenden, hervorgehoben, dass das maßvolle Radeln eine durchaus gesunde Körperübung sei, und bei manchen Krankheitszuständen geradezu Heilwirkungen hervorbringe. Es wurden Beobachtungen mitgetheilt, wonach junge Mädchen, die infolge von Bleichsucht nicht mehr Treppen steigen konnten, ohne dass ihnen die Luft mangelte, durch das Radeln ihre Beschwerden verloren und mit der Zeit ganz schneidige Radfahrerinnen wurden. Auch gewisse Unterleibsstockungen und Frauenleiden und vor allem die Krankheit fin de siècle, die Neurasthenie, erfuhren eine außerordentlich günstige Beeinflussung. Es gibt freilich auch Leiden, die selbst einen maßvollen Gebrauch des Bicycle nicht gestatten. Deshalb thut jeder, der

sich nicht ganz gesund fühlt, gut, erst den Arzt zu befragen, ehe er sich diesem schönen Vergnügen hingibt. Maßlosigkeit in seiner Ausübung rächt sich aber früher oder später, auch bei gesunden Individuen, und am meisten und frühesten dann, wenn sie sich mit ungeordneter Lebensführung und — sit venia verbo — mit Excessen in Baccho et Venere verbindet. „Umschau."

Das Goldland Steiermark.

Ein Rückblick in ferne Vergangenheit nach Z. K. L.

Zur Zeit der Geburt Christi waren in den heute österreichischen Ländern südlich der Donau keine Germanenstämme ansässig. Südlich der Donau bis hinab an die Save im heutigen Kärnten, Krain, Steiermark und im cisdanubischen Ungarn, sowie in den innerösterreichischen Erzherzogthümern hausten keltische Stämme, die im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung durch die Zuwanderung aus Gallien verstärkt worden waren.

In den anderthalb Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung war das Gebiet der keltischen Taurisker, der Tauernanwohner, das neue Goldland für die Culturwelt am Mittelmeer; Noreia, das heutige Neumarkt in Obersteier, war das Johannesburg jener Tage. Zu den Lebzeiten des Polybius (202 bis 122 v. Chr.) wurden diese ergiebigen Goldlager aufgedeckt, wo das edle Metall ohne viel Mühe gewonnen werden konnte. Damals fand in Italien ein Run nach dem Goldlande statt. Tausend Jahre bevor in der großen Lagune des Veneter Meeres der erste Pfahl in den Schlick gerammt wurde, um der ersten Hütte der künftigen Dogenstadt Grundhalt zu geben, durchstreiften also schon „Venedigermännlein" mit der goldzeigenden Haselgerte die Tauern. Unsere alten Sagen haben doch gar tiefgehende Wurzeln! Es kamen Leute aus Italien, um zu prospecten und um in Gemeinschaft mit den Einheimischen das Goldlager auszubeuten, gerade so wie heutzutage, wenn in Südafrika oder Australien neue Goldfelder entdeckt werden. Die Ergiebigkeit der Taurisker Goldwäschen war so groß, dass dieses Edelmetall in Italien auf ein Drittel seines früheren Wertes sank. Die Römer waren ebenso weitsichtige Colonialpolitiker, wie es heute die Engländer sind. Sie haben sich frühzeitig der Freundschaft der Herren des Goldlandes, der Taurisker, versichert, um sie dann schließlich, da diese Älpler nicht so vorsichtig waren, wie die Transvaal-Boeren gegenüber den britischen Eroberungsversuchen, in die Bundesgenossenschaft und damit in die Unterthanschaft zu zwingen.

Und wir? Wir sind bloß zu spät gekommen.

Ein Bauer als Schriftsteller.

Von einem Schweizer.

Ein Bauer als Schriftsteller ist so etwas Fremdes, Eigenartiges, dass man kaum an eine solche Möglichkeit denken mag. Wie soll ein Bauer schriftstellern, betrachten wir nur seine arbeitsharten Hände, die wohl gewohnt sind, Schaufel und Hacke, Pflug und Egge zu handhaben. Aber die Feder, das feine kleine Ding! Wie unbeholfen sieht sich's an, wenn ein Bauer seinen Namen schreiben soll, eine Bescheinigung ausstellt oder seine Tagesnotizen in die „Bintig" einschreibt. Aber wir Schweizer besitzen das Wunder, wir haben einen Bauern, der Geschichten schreibt, die sich zu den Besten in ihrer Art zählen dürfen. In Kestenholz bei Bensingen, Canton Solothurn, lebt er und heißt Josef Joachim. Am 3. April 1835 wurde

Josef Joachim als sechstes Kind eines mittelmäßig begüterten Bauern geboren und lange Zeit war er nicht allein das jüngste Kind, sondern auch das Sorgenkind seiner Mutter. Ein hartnäckiges Augenleiden brachte den Knaben geistig und körperlich herunter, so dass er die ersten Schuljahre als wenig begabt galt. Erst als Joachim die damals noch sehr primitive Secundarschule in Neudorf besuchen konnte, begann er sich kräftiger zu entwickeln und verrieth Talent. Sein heißester Wunsch, studieren zu dürfen, fand beim Vater kein Gehör. Der fand, das Studieren tauge wenig für einen Bauernsohn, es sei zu „herrig“ und zudem entfremde er sich seinem Stande und seinen Angehörigen. Etwas wollte der Vater doch gewähren, so ließ er den Josef Joachim auf ein Jahr ins Welschland (französische Schweiz) ziehen. Kaum heimgekehrt nach Restenholz, musste er tüchtig mithelfen bei der Landwirtschaft, zu Hacke und Pflug greifen. Jahrelang betrieb Joachim Landwirtschaft, ohne nur irgendwie seinem Wissensdrange folgen zu können, sei es im Lesen von bildenden Schriften oder einem anregenden Umgange. Ab und zu erschienen in Fachschriften Abhandlungen von Joachim über landwirtschaftliche Zeitfragen. Er stund schon in den Vierziger Jahren, als er durch einen Zufall zur Redaction eines politischen Blattes beigezogen wurde. Die schlechten, gedankenarmen Feuilletons, die den Lesern als Geistesnahrung geboten wurden, empörten Joachim und regten in ihm den Versuch an, Gesunderes zu bieten. Im Jahre 1881 erschien als Feuilleton Joachims erste Novelle: „Der Erntetag“, die noch dadurch besonderen Reiz und Wert hatte, dass ein Bauer selbst über das Bauernleben schreibt. Der Beifall, den die Novelle fand, ermuthigte Joachim zu neuen Arbeiten und so entstunden eine Reihe reizender Erzählungen aus dem Bauernleben, die meist im Solothurner Dialect geschrieben sind. Aus vielen spricht ein reicher, gesunder Humor, namentlich in „Verstunet“ und „Doch die Rechti“ und „N'es Stück Schulmeisterlebe“; eine reizende Idylle ist: „Uf em Hübeli“. Die Erzählungen jener Zeit wurden als Buch unter dem Titel: „Aus Berg und Thal“ herausgegeben. (Olten, Druck und Verlag des Oltner Tageblatt).

Trotz der Erfolge, die Joachim durch seine literarischen Arbeiten hatte, blieb er, wozu ihn der Wille des Vaters gemacht hatte, — ein einfacher, schlichter Bauer. Sein Beruf ist es, der schwere, vom Wetter und — den Menschen abhängige, der den eigenartigen Stempel seinen literarischen Arbeiten aufdrückt. Denn ein Mann, der seine ganze körperliche Kraft in den Dienst der Pflichterfüllung stellen muss, so dass man meint, für anderes, denn für den Bauernberuf könne unmöglich Interesse, vergessen Begeisterung da sein, ein solcher Mann muss ein selten reiches und reges Innenleben führen. Joachim lebt als Bauer, lebt mit den Bauern und hat wohl, weil er so frei und klar schreibt, schon oft unter den Bauern, ihren Engherzigkeiten, ihrer Interesselosigkeit gelitten. Er kennt seine Bauern, schildert sie beim Handel und Wandel, im Hause, auf dem Feld, beim „Freien“, beim Politisieren, kurz, er schildert das Leben, wie er es kennt. Dem Bauer selbst hält er durch seine Geschichten einen eigentlichen Spiegel vor; er entrollt uns ein Stück Cultur- und Sittengeschichte des schweizerischen Bauernlebens. So schildert er im „Glyms auf der Höhe“ jene hartköpfigen Bauern, die sich gegen alles Neue und Bessere taub verhalten, weil sie es nicht anders haben wollen. — Vor allem ist es aber Joachims Hauptwerk, das berechtigtes Aufsehen erregte und Joachim selbst viele Verehrer bringen wird, sobald der prächtige Bauernroman: „Die Brüder“ (1891 im Verlag von Benno Schwabe erschienen) besser bekannt sein wird. In dieser Geschichte, die in zwei Theile zerfällt, 1. Peter, der Leuenwirt, 2. Sylvan, der Unchrist, gemahnt uns Joachim ganz an Rosegger, nur ins Schweizerische übersetzt, d. h. Joachim schildert Schweizerzustände, Schweizerbauern. In rascher Aufeinanderfolge waren schon 1889 im gleichen Verlage: „Lonny, die Heimatlose; 1890 eben-

dort „Erzwungene Sachsen"; 1891 ebendort „Fünfzig Jahre auf dem Erlenhofe", erschienen; alles sind größere Volksgeschichten, ebenso: „Geschichten der Schulbase".

Sein Hauptwerk, nämlich der Roman: „Die Brüder", ist ein eigentliches Epos in Prosa. Als Vorwurf zu den „Brüdern" dient ihm die Lebensgeschichte zweier Brüder, die ungleich begabt und verschieden im Charakter sind. Es ist aber nicht die Lebensgeschichte zweier Brüder allein, nein, die Geschichte eines ganzen Dorfes, dessen Seele ein Mann, ein Bauer ist, und der segensreich wirkt, sich zu den höchsten Ämtern emporschwingt durch seine Klugheit, Rechtlichkeit und schließlich an den Hetzereien seiner Feinde, die am neuen Pfarrherrn eine Stütze haben, zugrunde geht. Mit ihm leidet auch die Gemeinde, die sich in Parteien theilt, Hass und Zwietracht nisten sich ein. Es ist die alte Geschichte des Culturkampfes. Eine Kraft und eine Tiefe spricht aus dem Werk, eine Wahrheit im Empfinden, wahrlich, die „Brüder" dürfen sich neben das Beste stellen, was die Dorfgeschichte aufweist. Wie versteht Joachim nicht den erbangesessenen Bauern zu schildern, der ebenso stolz und hochmüthig an seinem Stande, seinem Gelde, seinem Stamme hängt, wie der eingefleischteste Aristokrat. Wie fein ist der Humor, mit dem der Bartle, ein Schulmeisterlein, sich über solche Bauern lustig macht.

Ein eigenartig Gegenstück zu den „Brüdern" bildet „Lonny, die Heimatlose"; hier schildert Joachim, wie ein Bauernsohn das Unerhörte thut nach Bauernbegriffen, und um ein Mädchen freit, das einer „Haudererfamilie" (Körberfamilie) angehört. — Meisterhaft schildert er die Sitzung des Gemeinderathes, der glaubt, ob der unherkömmlichen Heirat auch ein Wörtlein mitsprechen zu müssen. Dieser Spott, dieser Hohn auf die Engherzigkeit und Kleinlichkeit des Bauernstolzes ist mit prächtigen Mitteln durchgeführt. Das Buch ist reich an Schilderungen aus dem Leben der „Hauderer"; es zeugt von genauer Kenntnis mit all den Gebräuchen und Sitten dieser „Nomaden". Das Ende ist unsäglich ernst, und doch wieder war es fast nicht anders zu erwarten.

Ganz anders ist Joachims neuestes Buch: „Die von Froschlach" (ebenfalls im Verlag von Benno Schwabe, Basel erschienen). Es sind Bilder und Geschichten aus einem schweizerischen Landstädtchen, so originell und frisch, so lebhaft und munter geschrieben, dass man glaubt, das Städtlein und seine Leute auch schon 'mal irgendwo gesehen zu haben. Mit so viel Humor ist das Kleinstadtleben geschildert, sind all die Geheimnisse und Klatschereien erzählt, dass man das Buch stets wieder gerne liest. Ohne langweilig oder widrig zu werden, sind die engsten, kleinlichsten Verhältnisse so spaßig erzählt, dass man gar zu gerne mehr wissen möchte.

Was Joachim bisher geschrieben, ob Ernst, ob Scherz, eine klare Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse, eine gesunde Anschauung, naturgetreue Darstellung der Volkscharaktere, viel Gemüth und oft ein leiser Zug von Spott sind die Merkmale seiner eigenartigen Schreibweise. Möchte es Joachim vergönnt sein, die Verehrung als einer unserer besten Schriftsteller noch lange zu genießen, dass seine schönen Volks- und Dorfgeschichten ihm stets mehr Freunde gewinnen. Und in der Fremde draußen möchten die Geschichten des schweizerischen Bauers bekannt und ihm die Anerkennung zutheil werden, die er als Schriftsteller, als Schilderer des schweizerischen Volkslebens verdient in reichstem Maße. Diese Anerkennung spornt Joachim vielleicht zu Neuem, Schönem an und wir Schweizer sind stolz, einen solchen Mitbürger zu besitzen. R. Gutersohn.

Die Erbschaft.

Der Weg is stoani zur Kapelln
Und angach bis auf d' Schneid,
An gsunden Menschen wird r hart —
Aft erst an alten Leut!

Und dena gsiacht mr alle Täg
A Muatterl, däs dort bet't
Van iadn Staffel, wo am Roan
A Kreuzwegbildl steht.

Die Händ halts zsam und biagt die Knia,
Es kimt ihr sauer an,
Und drein in der Kapell'n rutscht s
Bis zan Altar voran.

Van iadn Breverl macht s a Kreuz
Und bußt 'n Herrgott d' Füaß
Und nimmt aft ba der Kirchenthür
Vom Weichbrunn ganze Güass.

„Ja, Muatterl", frag ih, „stößts ja grad
Ins Himmelreich a Loh,
Däs habts nit noth — aft zwegn was
Dakreuzigts Enk denn so?" —

„Hau", moants, „däs thua ih für mein Suhn;
Ös wissts, die junga Leut,
Dö habn vor lauter Erdenlust
Fürn Himmel gar koa Zeit.

So bet halt ih a Trüml mehr,
Auf dass nach mein Vasterbn
Der Bua halt doh die Fürbitt hat
Von seiner Muatta z' erbn."

Hans Fraungruber.

's ausgliehni Büachl.

Da Hiasl kimbb zan Pforra.

„Gua Morgn, Howürdn, buss d Hond!"

„Grüß Gott, Hiasl, wie gehts? Bist doch wieder soweit aus dem Bett?"

„Nötholber, Howürdn, nötholba!"

„Kannst doch schon wieder arbeiten?"

„Nou frei nit. Will völli nouh nit gehn. Da Teixl nouh amol! Wiar ohgmühlt sein ma Händ und Füaß!"

„Ist kein Wunder. Hat dich rechtschaffen gehabt."

„Und hiaz wird ma holt souviel die Zeit lonk. Frei nit zvatreibn woaß ih ma's, in gonzn Tog. Souviel lonkweili. Und do hät ih schön bittn mögn, Howürdn, um a wenk wos zan lesn. A Büachl, oda wos."

„Zum Lesen willst du was haben. Ganz gern. Wart' nur ein bissel!"

Da Pforra suacht eahm aus sein Gloskostn a Büachl aussa. „So, Hiasl, das dürfte jetzt passen für dih. Aber hübsch acht geben drauf, verstehst! Dass kein Fettfleck dran kommt." — Drauf gibb er eahm s Büachl in d Hond: Geschichten und Schwänke von Till Eulenspiegel.

„Bedonk mih schön, bedonk mih! Wiar scha recht ochting gebn, wir's scha fleißi wieda zrugg bringa. Buss d Hond!"

Noch a Weil bringg da Hiasl 's Büachl wieda zrugg.

„Na, wie hat es dir gefallen?" frogg da Pforra.

„Recht guat, Howürdn, sa weit recht guat. A rars Büachl. Ih jogs, wan ih nit gwisst hät, dass s Gottes Wort is, ih hät immeramol frei laut auflochn mögn."

Bücher.

Oswald von Wolkenstein. Erzählendes Gedicht von Angelica von Hörmann. (Dresden. L. Ehlermann.)

Blasiert von dem vielen Neuen und zornig darüber, dass so selten etwas Rechtes kommt, habe ich mir gedacht: Da sind die alten Rittergeschichten auch nicht schlimmer. Denn seit der Knabenzeit, wo sie freilich mit Gier gelesen wurden, bin ich den Rittergeschichten des Mittelalters sehr abhold geworden. Nun nahm ich — mehr aus Trutz, denn aus Neigung, diesen „Oswald von Wolkenstein“ zur Hand und begann zu lesen. Zuerst habe ich mich geschämt, dann habe ich mich gefreut, dann ward ich entzückt, und endlich habe ich mich wieder geschämt. Das erste Schämen, weil ich so geringschätzig eine Art Dichtung abthun wollte, die mit dem Kranz der blauen Blume geschmückt, hochgemuth den Heldensinn, die Liebe und die Treue zu verherrlichen pflegt. Gefreut habe ich mich über die Form. Die Dichtung ist in Versen, die so fein und anmuthig sind, wie heute kaum etwas noch geschrieben wird. Die Ungezwungenheit des Ausdrucks mit künstlerischer Reinheit des Metrums verbunden! Entzückt war ich über die Geschichte selbst, über die Charakterisierung der handelnden Personen und über den tiefen Gehalt. Und endlich das zweite Schämen war wegen des feuchten Auges, bei dem ich alter Bär mich über die Geschicke Oswalds und seiner Margarethe ertappt hatte. Von allen Schönheiten des Büchleins die bedeutendste, ein Stück von classischer Vollendung, ist die hochdramatische Scene zwischen Oswald und der Verrätherin Sabina. — Weiter gehe ich nicht. Wollte meine holde Leserin nur neugierig machen, damit sie das Werk kaufe und mir einen großen Genuss zu verdanken habe. Denn ich bin nicht zufrieden, dass diese herrliche Dichtung aus Tirol in mir noch fortwirkt wie sonnige Sonntagsweihe, es sollen auch andere davon haben und gerade meinen treuen Heimgartenlesern gönne ich Schönes vor allen. — Das Buch vom Minnesänger Oswald ist den Manen Robert Hamerlings gewidmet. Hätte es unser Dichter nur noch lesen können! R.

Einsam und arm. Von Bertha von Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Ein gutes, unterhaltendes und zugleich ernstes Buch soll ich Ihnen anrathen, liebe Frau? Kaufen Sie sich die neueste Erzählung von Bertha von Suttner, die ja auch Sie, soviel ich weiß, als den Friedensengel verehren. Glauben Sie aber ja nicht, da eine Tendenzschrift in die Hand zu bekommen: das Buch: „Einsam und arm“ ist nach meiner Meinung ein Kunstwerk. Nach dem Eindrucke, den es auf mich gemacht, möchte ich es zu den allerglänzendsten Erzählungen rechnen, die in den letzten Jahren geschrieben worden sind. Und zu den ergreifendsten. Der Held ist ein gewöhnlicher, unbedeutender Mensch, ein alter kränklicher Mann, der seine kleine Rente in einem Dorfhäuschen genießt und dabei seine eigene Lebensgeschichte aufschreibt. Ein kümmerlicher, ein fast trostloser Stoff — und was hat die Dichterin daraus gemacht! Unsereiner gehört ja auch zum Handwerk, und wenn einer, der da weiß, wie selten und schwierig etwas Gutes geschaffen wird, auch den Collegen weniger streng beurtheilt, als der Zunftkritiker, der selber gar nichts machen kann — so rücksichtslos ist er doch, um offen zu sagen, was ihm an anderen gefällt oder nicht gefällt. Wenn die verehrte Erzählerin ein- oder das anderemal nicht ganz auf der Höhe ihres Könnens war, mein Gott, das passiert ja jedem so, der überhaupt etwas kann: in diesem Werke hat sie wieder gezeigt, dass sie einer Ebner, einer Mariot nicht zurücksteht! Nicht an Ideen und nicht an Kraft. Eine wahrhaft große Weltanschauung, eine scharfe Beobachtungsgabe, ein glänzender Geist und Stil, das sind die durchläufigen Eigenschaften des Buches „Einsam und arm“. Was aber dieses Werk besonders wertvoll macht, entzückend wertvoll, es ist der Schatz von Menschenliebe, der ihm innewohnt. Und diese schöpferische Liebe hat einen ursprünglich ganz banalen Herdenmenschen vertieft und gehoben zu einer hochinteressanten Gestalt, deren Schilderung nicht einen Augenblick trivial oder interesselos ist. Mit diesem Karl Binsenmann, meine liebe Leserin, wollen Sie Bekanntschaft machen, und Sie werden erfahren oder neuerdings davon überzeugt sein, was alles in einem Durchschnittsmenschen steckt, wenn ein Dichter sein Wesen enthüllt. R.

Die künstlerische Persönlichkeit. Von Dr. Friedrich von Hausegger. (Wien. Karl Konegen. 1897.)

Die künstlerische Persönlichkeit ist der des Individuums, des persönlichen Ich entgegengestellt, ist gewissermaßen die allgemein menschliche Persönlichkeit, die Persönlichkeit der Gattung. Aus ihr entspringt das Kunstwerk, zu ihr führt es zurück. Aus diesem Grundgedanken entwickelt der bekannte Ästhetiker in äußerst sinnreicher Weise eine Betrachtung

über das Wesen der wahren Kunst, die sich besonders in der Musik ausführlicher ergeht und den Kunstfreunden einen willkommenen Maßstab bietet. M.

Sammlung aus den Werken Goethes. Herausgegeben von A. v. L. (Wien. R. Lechner. 1897.)

Die vorliegende Blumenlese aus den Werken des großen deutschen Dichters ist in Anlage und Ausstattung ein so originelles, das Andenken Goethes ehrendes Buch, dass wir es für unsere Pflicht halten, die Leser ganz besonders darauf aufmerksam zu machen. Der starke Band enthält für jeden Tag des Jahres ein Blatt, welches einen sinnigen Spruch aus den Werken Goethes an der Stirn trägt, der auch wohl von künstlerischer Hand mit einem passenden Bilde oder einer Zierleiste geschmückt ist. Die eine Seite jedes dieser Blätter ist für etwaige Eintragungen des Eigenthümers freigelassen. Die Auswahl der Sprüche und Citate wurde in sinniger Weise getroffen, und zwar durch Frauenhand, wie wir hier verrathen können, Alice Baronin Liebig hat diese Auswahl besorgt und auch den Gedanken zu der hübschen Anlage des ganzen Buches gegeben. Sie schreibt in den Begleitzeilen: „Gar manches in diesen Blättern wiedergegebene Wort des großen Meisters ließ mich der Lebensfreude volles Maß erkennen, manches andere brachte mir Gleichgewicht der Seele in ernster Stunde. So rang sich bald der Wunsch empor, andern durch diese Auslese aus Goethes herrlichem Gedankenschatze Gleiches zu bieten und jedem Tage des Jahres einen Hauch Goethe'schen Geistes zu sichern". Die Citate sind kurz, aber prägnant, sie erscheinen theils in Vers, theils in Prosa, allen Werken dieses Meisters entnommen, auch den Briefen und den Gesprächen mit Eckermann und zeugen namentlich von der Vertraulichkeit der Dame mit dem gesammten Schriftschatze, welchen uns der Dichter des „Faust" in seinen unsterblichen Werken hinterlassen, nicht minder aber von dem tiefen Verständnis, das diese Verehrerin unseres Dichterfürsten für dessen Geistesschöpfungen entgegenbringt. Die Ausstattung des Werkes ist eine ganz besonders originelle, sowohl in Einband, als auch in Druck und Papier. Der Deckel zeigt uns auf lichtem Grunde in Schwarzdruck die Muse in moderner Gestaltung, eine Leier spielend, welcher Goethes Porträt zur Verzierung dient. Das starke Handpapier, der Roth- und Schwarzdruck in Schwabacher Lettern, alles hat den Charakter besonderer Vornehmheit. Die Zeichnungen, welche jedes dritte oder vierte Blatt schmücken, sind ebenso originell, als fein ausgeführt und künstlerisch bedeutend. So macht dieses Goethebuch der Herausgeberin, wie auch der Verlagshandlung besondere Ehre. Möge es noch viele, die nicht alle Perlen aus den Werken dieses glänzenden Dichtergeistes kennen, mit dem hier gebotenen bekannt und vertraut machen. Schlossar.

Traumgekrönt. Neue Gedichte von René Marja Rilke. (Leipzig. P. Friesenhahn.)

Poeta nascitur — das verrathen diese Gedichte, das zeigt die lebendige Seele dieser Poesien. Und darum sprudelt es aus ihnen heraus, so frisch, so zügellos in Fülle der Jugend, darum hat man bei ihnen das Gefühl, durch kräftigende, stählerne Luft zu schreiten, dem goldigen Morgenleuchten entgegen. Eine Fülle, eine Kraft, eine Gesundheit, ein herzlich heiteres Schaffen, ohne Anstrengung und Kopfzerbrechen, das ist des Dichters, und das suggeriert uns. Und man muss, glaube ich, kein allzugroßer Prophet sein, um voraussehen zu können, dass diesem so überschäumenden Dichtertalente einst ein Lorbeer winken wird. Moczan.

Büchereinlauf.

Der Weltuntergang. Eine Phantasie aus dem Jahre 1900 von Vincenz Chiavacci. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Wandernachtigall. Roman von Cl. Nast. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Der Radmeister von Vordernberg. Ein Gewerkschaftsbild aus der ehernen Mark von Arthur Achleitner. (Graz. „Styria". 1897.)

Die Augen der Erinnerung und anderes von Heinrich Seidel. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.)

Das neue Gewissen. Erzählung von Adolf Voegtlin. (Leipzig. H. Haessel. 1897.)

Allgemeine Nationalbibliothek. (Wien. C. Daberkow.)

Wildfeuer von Friedrich Halm.

Gyges und sein Ring von Friedrich Hebel.

Zu ebener Erde und im ersten Stock von Johann Nestroy.

Biblische Sonette von Wilhelm Onke. (Ilsenburg am Harz. H. Schilling. 1896.)

Jung Unnutz. Schelmenlieder von Ferdinand Wittenbauer. (Wien. Karl Konegen. 1897.)

Kampf und Spiele. Gesammelte Gedichte von Detlev von Liliencron. Erster Band.

Kämpfe und Ziele. Gesammelte Gedichte von Detlev von Liliencron. Zweiter Band. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.)

Die zehn Gebote. Erzählungen des Kanzelfriedrich von Wilhelm Schäfer. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.)

Aus dem Züricher Verlag von „Sterns literarischem Bulletin der Schweiz":

Walter Wendrichs neue Lieder von Maurien Reinold von Stern.

Heinrich Heines Liebestragödien von Max Kaufmann.

Ethische und philosophische Betrachtungen auf empirischer Grundlage von C. J. Schwab.

Gespenster der Erinnerung von Ottilie Siebenlist.

Auf neuen Bahnen von Wilhelm Arent. (Berlin. August Deubner. 1897.)

Volksdichtungen in oberösterreichischer Mundart von Josef Deutl. (Linz. E. Mareis' Buchhandlung 1897.)

Blaue Fernen. Neue Reisebilder von Ludwig Hevesi. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Das Raimund-Theater. Passionsgeschichte einer deutschen Volksbühne von Adam Müller-Guttenbrunn. (Wien. Verlag der „Neuen Revue" I. Wallnerstraße 9. 1897.)

Die Emigrantenliteratur. Von Georg Brandes. (Leipzig. A. Barsdorf. 1897.)

Politische Schriften im Verlag von J. F. Lehmann, München:

Ein neuer Reichstag — Deutschlands Rettung. Von Dr. Johannes Unold.

Die Weltstellung des Deutschthums. Von Fritz Bley.

Deutsche Weltpolitik. Von Professor Dr. E. Hasse.

Postkarten des „Heimgarten".

J. K., Graz: „Gott segne das ehrsame Handwerk!" heißt es bei dem katholischen Gesellenverein. Das ist schön. Wenn aber die famosen Führer einer gewissen Partei den Gegner auf das äußerste beschimpfen wollen, so nennen sie ihn — einen Schneidergesellen. — Jemand wegen seiner ehrlichen Arbeit lächerlich zu machen, das ist nach unserer Meinung der höchste Grad sittlicher Verkommenheit.

J. W., Harlberg: Das Gedichtchen von Marie Harrer lautet:

Kinder, thut den Vögeln kein Leid!
Noch eine kleine Zeit,
So haben sie Flügel,
Haben sie Lieder wie wir.
Sie sind die Engel der Erde. —
Zwischen jenseits und hier
Botschaft tragend,
Fliegen sie her und hin
Ihr kurzes, sorgenloses Leben lang.
Machet den Vögeln nicht bang,
Quälet sie nie. —
Schließet die Zweige wieder —
Der Vögel himmlischen Brüder,
Die Engel, bitten für sie.

J. K., Graz: Sie bringen uns Folgendes:

Fräulein vom Lande: Sagen Sie mir doch, Herr Baron, was ist denn das eigentlich, ein Stammbaum?" — Baron: Ja, meine Liebe, ein Stammbaum! Das ist ein großer Baum, an dessen Ästen unsere Ahnen hängen!" — Fräulein: Mein Gott — also ein Galgen?!"

Sollten Sie dieses Ding nicht einem alten Witzblatt entnommen haben? Kein Unglück, aber dann hübsch zugestehen!

A. B., Schönwerth: Gedrängte und gefällige Schilderung origineller Sitten und Gebräuche aus dem Erzgebirge willkommen.

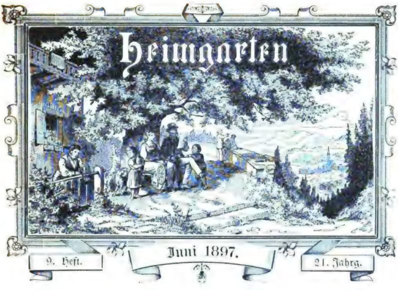
Das clericale „**St. Angela-Blatt**" in Wien veröffentlicht unter der Rubrik „Warnungstafel", schwarz eingerandet, die folgende Notiz:

„Rosegger: „**Das ewige Licht.**" Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers. Sehr anmuthig, duftig geschrieben, die hineingestreuten, Zweifel enthaltenden Redeweisen werden deshalb umso weniger von flüchtigen Lesern erfasst werden. Sonderbar klingen die Worte aus dem Munde des Priesters (1. B., S. 7): „Unser Zeitalter ist ein kritisches, wir ständen anders da ohne den Cölibat, und wir wären göttlicher, wenn wir menschlicher sein wollten." Rosegger täuscht und blendet gern, seine gläubigen Anspielungen klingen fast wie Hohn. (!!) Und doch, welch ein Liebling des Volkes und auch der höheren Stände ist er geworden, so dass selbst in katholischen Blättern fast in empfehlenden Worten auf ihn hingewiesen wird."

Einigen Trost gewährt uns der erste April, an welchem obige Notiz erschienen ist.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Als wir den Albert besuchten.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von **Peter Rosegger.**

Es waren uns drei Burschen und drei Dirnlein, und so stiegen wir scherzend hinan gegen das Almhaus auf dem Zerbeck. Einer der Burschen war Student, der demnächst die Priesterweihe empfangen sollte. Ein katholischer Priester — also war eines der Dirnlein ohne Herzensgespan. Diese Einsame hieß Agatha, und gerade sie war die feinste und die unbefangenste. Sie hatte weite, weiße Hemdärmeln, aber ihre Zähnlein schimmerten schier noch lichter. Sie hatte ein rosenrothes Seidentuch breit über den welligen Busen gezogen, aber ihre runden Wänglein blühten fast noch frischer. Sie hatte ein vergissmeinnichtblaues Schürzlein umgebunden, aber ihre lachenden Äuglein blauten noch tiefer. Dem einen jungen Bauerntölpel wurde ganz rauschig zumuth, wenn er mit der Agatha unterwegs fingerhäkelte oder den Arm um ihren Nacken legte. Die anderen Dirnlein sahen es nicht gern, wenn wir mit unseren plumpen Armen der Agatha schönes Seidentuch zerknitterten. Wir maßten uns auch weiter kein Recht an auf die kleine Frische, sie gehörte so halb und halb dem Wirtssohne im Almhause oben und wir mussten unser Glück schon

anderwärts versuchen. Mir war nicht viel drum, ich dachte lieber an den schlanken Albert. So oft ich früher diesen Burschen mit dem falben Schnurrbärtlein und den zarten Bartflocken unter den Ohren gesehen, hatte ich an den jungen Kaiser Franz Josef denken müssen, mit dem er nachher den Feldzug nach Italien mitgemacht. Am letzten Abend vor seinem Abmarsch ins Welschland war der Albert dabei betreten worden, wie er sein Schnurrbärtlein der Agathe an die Lippen rieb und wie sie mit den weißen Zähnlein ihn keck am Barte festhielt. Gern wäre damals der junge Soldat an dem feurigen Dirndel hängen geblieben, aber der alte Radetzky glaubte, ohne den Albert die Welschen nicht bändigen zu können, und so musste er fort. Seither hatten die anderen Burschen gelegentlich zwar mit der frischen Agatha mancherlei Kurzweil getrieben, doch aber die engeren Rechte des Kaiserjägers nicht geschmälert. Wir hatten — auf das in den Bart beißen anspielend — sie hernach viel damit geneckt, dass sie damals mit dem Salat allein zufrieden sein musste; im übrigen einem Soldaten den Schatz abwendig zu machen, während er im Felde stand, war bei den Burschen in Alpel nicht der Brauch.

Die Heimkehr nach dem Feldzug war eine traurige gewesen. In Welschland drin hatten die Österreicher das Feld des Ruhmes nicht gefunden, wohl aber war die Abtheilung des Albert in die Sümpfe des Mincio versprengt worden, wo der verwundete Alpensohn sechsundzwanzig Stunden lang hilflos im Moraste stecken blieb. Auf einem Karren, mit dem später der Grillbauer zur Eisenbahn Bretter geführt, hatte er den Burschen heimgebracht. Er war wie ein Todtengerippe, um das eine gelbliche Haut gespannt ist, und sein erstes Wort, als er den Jugendgenossen daheim die kalte Hand hinhielt, war: „O Freunde, uns ist recht geschehen!“

Und der arme Bursch war so ganz und gar unschuldig an den abscheulichen Welthändeln, an denen sich im Namen der Nation die Nationen verbluten. . . .

Die Agatha habe ich damals nicht dürfen anschauen, es war zum Weinen. Sie hat's nicht wollen scheinen lassen, ist überlaut lustig gewesen wie sonst, aber dabei völlig abgewelkt. Ein paarmal hatte sie ihn besucht im Almhause, da hatte ihr aber seine Mutter zu verstehen gegeben, dass man die Suppe nicht vor dem Tischgebete isst. Von dem Dirndl war es zwar so nicht gemeint gewesen, aber verstanden hatte sie es doch. Seine Mutter hatte ja tröstend beigesetzt: Bis der Albert wieder gesund sein werde, sollten sie halt in Gottesnamen Ernst machen.

Und im Herbst, als kein Windrauschen und kein Vogelsang mehr war, als der stille wolkenlose Himmel leuchtete über den blauenden Felsen und gilbenden Wäldern, da hörte man, der Albert sei auf den Beinen und seine Wangen würden stellenweise schon wieder blühend. Er sitze häufig

vor dem Haus im Sonnenschein, blicke in das Thal hinab und verlange nach Jugendgenossen.

Daher hatten wir gute Kameraden uns an diesem Sonntagsnachmittag zusammengethan und gesagt: Jetzt gehen wir den Albert heimsuchen. Der Student, der Bornfranzel und ich. Der Student war ein halb demüthig, halb verschmitzt auslugendes Bürschlein. Der Franzel war ein stämmiger Bengel mit hervorstehenden Augen und Backenknochen, ein herlebiges Blut. Ich war ein dummer Junge. Die drei Dirnlein brauchten zu diesem Gange nicht erst besonders gebeten zu werden. Das eine dieser Dirnlein ist schon beschrieben, das andere wartete, beschrieben zu werden, und das dritte ist unbeschreiblich. Die Hane, die sich an mich machte, wollte nämlich manchmal ein wenig angedichtet sein. Und ich habe dazumal manch eine angedichtet, solange sie in irgend einer Ferne war; kam sie in die Nähe, so vergieng mir alles Dichten und ich sann auf Flucht. — Die Hilda, die der Bornfranzel mit Aufmerksamkeiten überhäufte, das war die Unbeschreibliche. Sie verbarg, wenn etwas Anzügliches gesagt wurde, ihr Gesicht in den Ellbogen, oder verhüllte es mit der Schürze. Sie schämte sich immer, gieng stets einige Schritte hinter oder vor uns, aber doch immer so nahe, dass sie alles hören konnte. Dem jungen Theologen, der gar sittsam war, gefiel es sehr gut, wenn die Hilda ihr Schürzlein schämig zum Gesichte hob, auch er mischte sich nicht in die Unterhaltung, die nur dem Übermuthe halbwüchsiger und sehr weltlich gesinnter Burschen angemessen war. Es mochte damals nicht ganz die übermüthige Lustigkeit gewesen sein, in der wir sonst manchmal zum Almwirtshause hinaufgestiegen waren. Es lag so eine verdächtige Gewitterschwüle über der kleinen Gesellschaft, die heute miteinander mehr flüsterte als schrie und jauchzte. Wenn ein Verständiger unsere Pulsschläge untersucht hätte: Der meine gieng langweilig, bei den anderen dürfte es bisweilen ein bedenkliches Zucken und Hüpfen gegeben haben. Bei einem der Genossen zeigte es sich fast sicher, dass er Fiebervorstellungen hatte und an anderes dachte, als an Waldwipfel und Berggipfel, oder als an den Albert, der krank gewesen war und nun anhub, gesund zu werden.

So kamen wir zum Almhause auf dem Bergpass des Zerbeck, wo man in zwei Thäler hinabsieht. Aus dem einen hallte das taktmäßige Geknatter der landesüblichen Herbstpeitschen herauf, aus dem anderen wehte fernes Glockengeläute. Wir setzten uns vor dem Wirtshause an den Tisch, der unter einem Hollerstrauche stand. Über unseren Häuptern hiengen die rothen Trauben.

„He, Wirtin! Almwirtin!“

Auf diesen Ruf kam eine alte Magd aus dem Hause getorkelt: „Was wollts denn? Die Wirtin ist heut' hinab nach Fischbach gegangen.“

„Wo ist denn der Albert?“

„Der Albert", antwortete die Magd zögernd, „— der ist auch fort."

„Gut ist's!" rief der Bornfranzel, „wenn der schon fortgehen kann, nachher ist's gut, und auf das hin, Regerl, bringst mir jetzt eine Halbe Wein!"

„Und mir ein Seidel!" setzte ich bei, denn bei mir bestand nicht die Absicht, ein Dirndel mittrinken zu lassen, außer es wäre die Agatha gewesen, die der erklärte Schatz des Albert war.

Aber die Agatha bestellte ein Krügel Milch; der Studiosus bestellte nichts, weil ihm die Wirtinnen auch so was vorzusetzen pflegten. Die Magd brachte uns das Verlangte. Die Hane, die sich vorher an mich geschlossen hatte, stützte jetzt ihren rundlichen Ellbogen auf die Achsel des Studenten, guckte ihm mit vorgeneigtem Haupt schelmisch ins Gesicht und sagte überlaut: „Eine filzige Gesellschaft, das! Uns zweien lassen sie gar nichts auftischen. Jetzt bestellen wir uns zusammen eine Maß Glühwein, magst?"

Der Theologe lächelte bloß verbindlich, denn er hielt die Aufforderung für einen Spass. Da hieb ihm der Bornfranzel die Hand aufs Knie und sagte: „Bist ein Narr, Matthias!"

Der Student schaute mit einem wehmüthigen Lächeln drein. Narr wäre er just keiner, aber — blöde ist er. Anschicken kann er sich's nicht. Der Glühwein hätte ihm vielleicht geholfen, doch die Magd erklärte, einen Glühwein könne sie nicht machen, und das wäre kein Tag zum Glühweintrinken.

Jetzt war aber die Sitzbank zu kurz, und weil die Hilda Gefahr lief, stehen bleiben zu müssen, so zog der Franzel sie nieder auf seine Knie. Das Dirndel mochte bedenken, dass eine zwar nicht stehen, doch aber gern sitzen bleibt, wenn sie sich vorzeitig einem Burschen aufs Knie setzt, sie entwand sich also dem Arme des Bornfranzels, schmiegte sich hinter die Bank hinüber und verhüllte ihr Rundgesichtlein mit der Schürze. Einer von uns schlug ein Schelmenliedel an, die anderen stimmten bei. Die alte Magd stellte einen Korb mit Brot auf den Tisch und sagte: „Thuts lieber beten, als wie so singen! Hörts nit läuten?"

„Hi, wegen dem da!" lachte der Franzel, „am Sonntag läuten sie den ganzen Tag!" und er brachte neuerdings seine vierzeiligen „Herzjucker" vor. Die Agatha und die Hane kicherten neckisch, die Hilda that mit dem Ellbogen einen Stoß in die Luft und wendete sich unwillig ab. Das verdross den Franzel, er blinzelte nach der Hane herüber, die mir mein locker gewordenes Halstuch festband. Dieses Mädel war ohne Weinbegastung mit mir zuthunlicher, als das seine mit und trotz derselben, er stieß daher mit meinem Glase an und sprach: „Kamerad, weißt, was ich möcht'? Ich möcht' mit dir Dirndel tauschen."

„Es gilt, Franzel!" rief ich und hob mein Glas, denn sofort überblickte ich den gegenseitigen Vortheil. Meine Hane war ankletterisch, das gefiel ihm. Seine Hilda war spröde, das gefiel mir. Aber es trat das Unerwartete ein. Die Hilda sagte gelassen: „Der ist mir auch lieber" und setzte sich rasch an meine rechte Seite. Und die Hane sagte: „Wer aufs Dirndeltauschen ausgeht, den mag ich nicht", und blieb an meiner linken Seite sitzen. Ich wollte gar keine haben und hatte nun zwei. Da ward ich hochmüthig und spitzte nach beiden Seiten meine Ellbogen aus. Der Bornfranzel, der Student, sie waren ja viel netter als ich, sie wären dankbar gewesen für eine Gunst, die mir zur Zeit noch ziemlich gleichgiltig gewesen. Es gibt eben Zeiten im Leben der Dirnlein, wo sie lieber neben einem Knaben sitzen, als neben einem Burschen.

Es gieng gegen den Abend, und über die Bergrücken krochen die Herbstnebel heran. Die zwei Dirnlein drängten zum Heimweg, die Agatha jedoch war der Meinung, man müsse den Albert erwarten; sei er in den Wald gegangen, so müsse er doch bald zurückkehren. Der Franzel meinte dasselbe. Die alte Magd wurde befragt, wohin er denn gegangen sei, der eben erst Genesene; sie gab zur Antwort, die Wirtin könne nicht mehr lange ausbleiben. Als es schon zu dunkeln begann, machten sich die Dirnlein im Hof beim Vieh zu schaffen; die Hilda streichelte den Kettenhund, huschte dann gegen ein Hinterpförtlein des Hauses, wo sie verschwand.

Der Bornfranzel fand, dass einem bei dem langen Sitzen die Glieder steif würden, er stand also auch auf, spreitete die Füße und schlenkerte die Arme aus. Dann stand er noch so ein wenig herum am Hollerbaum, an der Hausecke, und ich flüsterte dem Studenten zu: „Pass einmal auf, er steht nicht mehr lange herum, er wird bald verschwunden sein."

„Wenn das Weintrauben wären!" sagte der Student, und wir betrachteten scheinbar sehr angelegentlich die rothen Hollerbeeren, dieweilen wir insgeheim den Franzel beobachteten, der sich sachte an das Hinterpförtchen des Hauses stahl und hineinhuschte.

Natürlich meinte der Student sogleich, man müsse sehen, dass der Franzel drin in der Dunkelheit nicht irgendwo hinabfalle, weshalb er ein Streichholz in Brand steckte und zum besagten Pförtlein hineinleuchten wollte. Da kam der Franzel schon heraus. Ganz verstört torkelte er über die Schwelle, warf noch einen Blick hinter sich und fuhr mit der Faust über sein Gesicht. Dann blieb er vor uns stehen, that einen tiefen Athemzug und murmelte: „Jetzt bin ich aber erschrocken."

Wir zwei anderen schmunzelten uns zu. Dem kecken Burschen war wahrscheinlich was Unliebsames widerfahren.

„Jetzt weiß ich's", rief der Franzel dann mit einem hohlen Lachen. „Jetzt weiß ich's schon, wo der Albert ist. — Da drinnen, da in der Kammer. Mausetodt."

So etwas läſst man ſich nicht geſagt ſein, man muſs es allemal ſelber ſehen. Wir giengen hinein. Er lag auf einem langen Brette aufgebahrt, zu Häupten zwei Lichter und ein Sprengwaſſergefäß. Über den ſchlanken Leib war ein Leintuch gehüllt, auf dem wachsfahlen Geſichte ſaßen Fliegen. —

Am Morgen, als die Almwirtin ihm die Milchſuppe zum Bett gebracht, war er gelegen, und, mit dem Geſichte an die Wand gekehrt, nicht mehr zu wecken geweſen. Der Wirt war auf einem Holzhandel aus, ſo hatte ihm die Mutter das Todtenbett gemacht, hatte dann ihr Sonntagsgewand angezogen und war hinabgegangen nach Fiſchbach.

Jetzt, was haben wir aber mit der Agatha angefangen? Wir ſtanden unter dem Hollerbaum und hielten Rath. Sie wollte ihm entgegengehen auf dem Waldweg, da ſagte der Student, der Albert ſei zu Hauſe, er ſchlafe ſchon, ſagte es aber ſo ungeſchickt, daſs das Mädel ihm zuerſt ſtarr ins Geſicht blickte und dann einen Schrei that. — Sie iſt in derſelbigen Nacht im Almhauſe geblieben, bei ihm; nun hat niemand mehr etwas dagegen eingewendet.

Wir anderen ſind thalwärts gegangen durch den Wald, wo es oft ſo finſter war, daſs der Student mit ſeinen Streichhölzern leuchten muſste. Kein anzügliches Wort iſt gefallen, kein übermüthiges Schnaderhüpfel iſt geſungen worden. Der Bornfranzel führte die Hilda am Arm, daſs ſie nicht ſtolpere, der Student die Hane. Vielleicht ſind ſie kalt und gelaſſen nebeneinander hergegangen, vielleicht haben ſie ſich enge und innig aneinandergeſchmiegt, ich kann das nicht wiſſen.

Ich bin allein hinterher gegangen und habe mir gedacht, wie es bisweilen wohl geſchehen kann, daſs ein Todter die Lebendigen den rechten Pfad weiſt, entweder den der Sitte, oder den der Liebe.

Das Lied.

Kein Adler mag ſich heben
So hoch zum Himmelszelt,
Als deine Luſt am Leben
Im Liede aufwärts gellt.

So tief legt ſich der Müde
Zur letzten kühlen Raſt,
Als du dein Leid im Liede
Zur Ruh' gebettet haſt.

R.

Der Weißmantel.

Eine Erzählung von **Adalbert Stifter.**[1])

In unserem Vaterlande steht ein Schloss, wie man in manchen Gegenden sehr viele findet, das mit einem breiten Wassergraben umgeben ist, so zwar, dass es eigentlich aussieht, als stünde es auf der Insel eines Teiches. Von solchen Vertheidigungsmitteln sind gewöhnlich diejenigen Schlösser umgeben, die auf Flächen liegen, also das Vertheidigungsmittel des Wassers haben, aber dafür desjenigen entbehren, das ihre stolzen Schwestern auf hohen Bergen und schroffen Felsen besitzen. Sie müssen die geringere Sicherheit, die ein Wassergraben gibt, noch mit feuchter Luft, mit Fröschequaken und Fliegenungeziefer erkaufen, während ihre erhabenen Schwestern zu dem größeren Schutz der hohen Felsen noch die reine Luft und die Aussicht als Zugabe erhalten. Dafür können die ersten sich gegen Winterstürme in ein ganzes Bett von Bäumen verhüllen, während die letzten dem Anfalle der Winde so hingegeben sind, wie ein Kiesel im Flusse dem ewigen Glätten durch Wasser. Seit aber unsere Mitmenschen nach und nach den Harnisch abgelegt haben, seit das Pulver erfunden worden ist, gegen welches ein Wassergraben und ein hoher Fels nichts nützt, ziehen sich die Mächtigeren von den Bergen und aus den Teichen heraus, und lassen die Trümmer wie ein abgelegtes zerrissenes Kleid auf ihrem früheren Platze stehen. Wer aber nicht so mächtig und reich ist, der muss sein früheres Haus bewohnen und sich gegen die schlechten Einflüsse so gut als möglich zu sichern suchen. So sieht man noch manches bewohnte Schloss in seinem Teiche wie einen Fehler der Zeitrechnung stehen, und manches mit verwahrten Fenstern und Fensterläden von einem Felsen hernieder schauen. In dem einen versumpft das Wasser immer mehr, in dem anderen wird die Wetterseite preisgegeben und die Zimmer ziehen sich tiefer zurück.

Unser zu Anfang dieser Zeilen erwähntes Wasserschloss heißt Ax. Es ist von den Besitzern in neuerer Zeit etwas gethan worden, um die Lage zu erleichtern. Es ist statt der früheren Bogenbrücke, die immer

[1]) Diese Erzählung findet sich unter dem Titel „Bergmilch“ in Stifters „Bunten Steinen“. Wir wollen nicht müde werden, auf den genialen und reinen Dichter hinzuweisen und ihn unseren Lesern in Erinnerung zu bringen. Die Red.

ausgebessert werden musste, und die an dem Schlossthore gar in eine Zugbrücke endete, an welcher es stets Anstände gab, ein großer fester Steindamm gebaut worden, auf dem eine mit runden Kieseln gepflasterte und mit Mauern eingefasste Straße läuft, auf welcher man in geräumigen Wägen oder zu Pferde lustig in gerader Richtung von dem Schlosse weg sprengen kann, während es früher noth that, dass man sogar mit einem Schubkarren sehr sachte fuhr, dass Zug- und Bogenbrücke nicht beschädigt würde. Der Großvater des letzten Besitzers hat sogar mit vielen tausenden von Fuhren mit Steinen und Erde aus seinem Antheile im Arwalde den Teich hinter dem Hause ausfüllen lassen, hat Erde aufgeführt, hat Bäume gepflanzt, und hat so den Garten seiner Wohnung unmittelbar an das Gebäude angestoßen. Er hat dadurch der Festigkeit des Schlosses, wenn es einer bedürfen sollte, nichts genommen; denn der Garten ist mit einer sehr hohen, sehr alten, sehr dicken und aus Steinen gebauten Mauer umgeben, die ein Gitterthor aus starkem Eisen hat, das auf das Feld hinaus führt.

Der Nachfolger hatte nichts gethan, und der letzte Besitzer, der ein Junggeselle geblieben ist, und gar keine Verwandten hatte, so dass er nicht einmal wusste, wem er sein Gut vermachen sollte, hat gar keine Neigung verspürt, das Erbe seiner Ahnen irgendwie zu verändern. Und so stand das Gebäude noch da, wie es zu Großvaters Zeiten gewesen ist, es hatte vor den Fenstern noch das Wasser aus den Ritterzeiten und aus dem Bauernkriege, und athmete noch die Sumpfluft, und erlitt noch das Froschgequake und das Mückenstechen, wie es die Ritter und Bauern gelitten haben, die hier gehaust und gekämpft hatten.

Das Schloss hatte allerlei Rundungen, Brustwehren, dicke Mauern, kleine Schießlöcher und Dinge, die wir heute nicht mehr begreifen, die aber ein solches Gebäude einst sehr fest machten, und heute in den Augen junger Leute ihm ein sehr geheimnisvolles und merkwürdiges Ansehen geben, besonders, wenn noch eine Armschiene oder ein Helm in irgend einem Winkel des Hauses gefunden wird. Was aber unserem Schlosse ein besonders auffallendes Ansehen gibt, ist ein runder, sehr dicker und sehr hoher Thurm, der gar kein Fenster und also im Innern nur finstere Räume hat, der statt eines Daches mit Steinen gepflastert ist, die das Regenwasser in einer Rinne an einer Stelle ablaufen lassen, und die mit einer vier bis fünf Fuß hohen Mauer als Brustwehre umgeben sind. Der Thurm hat wahrscheinlich, weil das Schloss in der Ebene liegt, als Warte, als Lug ins Land und bei Belagerungen als Vertheidigungsmittel gedient. Jetzt sind in seinen inneren Räumen, die wegen der Dicke der Steinmauern sehr kühl sind, alle Gattungen von Grünwaren, Gemüsen, Kartoffeln, Rüben, selbst Wein und Bier aufbewahrt, denen man an kühlen Tagen Luft durch geöffnete Zuglöcher zulassen kann. Die Höhe

des Thurmes dient jetzt bloß mehr zur Aussicht, welche aber leider nur in eine große fruchtbare Ebene geht.

Der letzte Besitzer hat, wie wir sagten, nie geheiratet. Er war der einzige Sohn seines Vaters, von der Mutter etwas verzogen und von der Natur widersprechend ausgestattet. Während er nämlich ein wunderschönes Angesicht und einen sehr wohlgebildeten Kopf hatte, war der übrige Körper zu klein geblieben, als gehörte er jemand anderem an. Er hieß im Hause seines Vaters der Kleine, obwohl es einen größeren nicht gab, da er der einzige war. Er fuhr auch fort, der Kleine zu heißen, da er schon dreißig Jahre alt war, und man nicht mehr daran denken konnte, dass er noch wachse. Er hieß auch auf der lateinischen Schule und auf der Universität der Kleine. Mit diesem Widerspruche der Körpertheile war noch einer der Geistesvermögen verbunden. Er hatte ein so reines Herz, im Alter fast noch knabenhaft rein, dass er die Liebe und Verehrung der Edelsten erworben hätte, er hatte einen klaren sicheren Verstand, der mit Schärfe das Richtige traf, und den Tüchtigsten Achtung eingeflößt hätte: aber er hatte auch eine so bewegliche, lebhafte und über seine anderen Geisteskräfte hinausragende Einbildungskraft, dass sie immer die Äußerungen seiner anderen Geistesthätigkeiten zu Schanden machten, und sich in struppigen, wirren und zackigen Dingen Luft machte. Wäre sie bildend gewesen, so wäre er ein Künstler geworden; aber sie blieb nur abschweifend, zerbrochen und herumspringend, so dass er Dinge sagte, die niemand verstand, dass er witzig war, dass er lächerlich wurde und vor lauter Plänen zu keinem rechten Thun kam. Daraus folgte, dass in seinem Leben nur Anfänge ohne Fortsetzung und Fortsetzungen ohne Anfänge waren.

Er wurde einmal, da sein Vater und seine Mutter schon todt waren, der Gegenstand großer Zuneigung eines Mädchens. Er liebte das Mädchen so sehr, dass kein Wesen auf der Erde war, dem er eine gleiche oder nur annähernde Neigung hätte schenken können. Es schienen also alle Bedingungen zu einer glücklichen Vereinigung vorhanden zu sein. Aber einmal machte er sich in Gesellschaft vieler Menschen durch seine Reden und Wortsprünge so lächerlich, dass das Mädchen mit Glut und Scham übergossen da saß. Er schrieb des anderen Tages an seine Braut, dass er ihrer unwürdig wäre, und dass er sie nicht unglücklich machen könne. Alle Zuredungen seiner Freunde waren umsonst, das Mädchen bereute bitter seine Empfindung und beweinte den Tag: aber es war vergebens, und die Verbindung blieb getrennt.

So kam er nicht dazu, seine Gaben, besonders sein Herz zu verwerten, und lebte vereinzelt dem Alter entgegen.

Da er einmal entschlossen war, sich nicht mehr zu verehelichen, machte er es sich zur Hauptaufgabe, sich seinen künftigen Erben zu suchen. Das Gut, das außer dem Schlosse in liegenden Gründen, besonders

Wäldern bestand, und die landesüblichen Bezüge hatte, war einst ein landesfürstliches Lehen gewesen, war aber infolge großer Verdienste eines Ahnherrn mit Abfindung entfernter Anwärter in wirkliches Eigenthum übergegangen. Der Schlossherr, wie sie ihn in der ganzen Gegend nannten, konnte also mittelst Testament über das Gut verfügen. Er wollte aber der gesetzlichen Erbfolge zugethan bleiben, wollte dem, der ihm, wenn er ohne Testament stürbe, gesetzlich folgen würde, auch testamentarisch seine Nachlassenschaft zuwenden, nur wollte er den Erben vorher kennen lernen, ob er der Erbschaft auch würdig wäre.

Er schlug also das Ahnenbuch auf. Abkömmlinge von ihm waren natürlich nicht da. Also zu Geschwistern. Die waren ebenfalls nicht da. Also zu den Vorfahren. Vater und Mutter waren todt, beide hatten keine Geschwister. Also zu den Großeltern. Der einzige Großvater väterlicherseits hatte einen einzigen Bruder, dessen nachkommende Linie aber erloschen war. Also zu den Urgroßeltern. Alle von ihnen abwärtsgehenden Linien, die er in dem Buche verzeichnet fand, und in den Ländern erforschte, reichten nicht in die Gegenwart. Ihr Erlöschen war ämtlich belegt. Er gieng eine Stufe höher, die Sache war immer schwieriger. Aber alle Linien, die von allen Stufen, sie mögen wie hoch immer sein, hinabliefen, rissen ab, ihr Abriss war beurkundet, und er kam endlich dort an, wo nichts mehr zu wissen ist, und wo keine Abstammung mehr erhellt und erweislich ist. Nachdem er so viele Reisen gemacht, nachdem er einen Theil seines Lebens damit zugebracht, nachdem er sogar in den Zeitungen einen Aufruf hatte ergehen lassen, wer mit ihm verwandt sei, möge sich melden und nachdem manche gekommen waren, aber keinen Beweis hatten beibringen können, gelangte er zu der traurigen Entdeckung, dass er ganz und gar keinen Erben besitze.

Er wollte daher wenigstens für den Fall sorgen, wenn er schnell und unversehens von der Erde genommen würde, und setzte aus Vaterlandsliebe den Kaiser zum Erben ein. Er that das Testament in die Lade seines Schreibtisches.

Wenn er es auch aufgegeben hatte, sein Herz noch an eine Frau zu hängen, so war dies nicht auch mit Freunden der Fall. Er hatte solche immer gehabt und da er alt wurde, bekam er derselben noch mehr. Ja sogar die Frauen wurden ihm wieder zugethaner, freilich nicht in dem Sinne, dass sie ihn hätten ehelichen wollen; denn da er älter wurde, stachen seine Wunderlichkeiten, obwohl sie noch größer geworden waren, nicht mehr so hervor, ja sie wurden, da sie von Witz und Einbildungskraft unterstützt wurden, zur Lebhaftigkeit, die einen alten Mann ganz besonders zierte, und er wurde überall liebenswürdig geheißen. Auch seine körperliche Nichtstimmung verschwand, da man Schönheit und Übereinstimmung bei einem Alten nicht suchte.

Unter seinen Freunden war der erste und geliebteste sein eigener Verwalter. Schon in früher Jugend — und er ist sehr früh zum Besitze seines Vermögens gelangt — sah er ein, dass er durch seine Einbildungskraft sich zu Versuchen, steten Abänderungen, ja zu Vernachlässigungen seines Anwesens hinreißen lassen, die namentlich im Landbaue stets von schlechten Folgen begleitet sind. Daher sah er sich nach einem jungen Manne um, der ihm sein Vermögen verwalten könnte, und weil er mit seinem Verstande sehr gut die Eigenschaften anderer Menschen abzuschätzen wusste, so gelang es ihm auch, einen sehr tüchtigen zu finden. Er erwarb ihn als Vorstand seiner Güter mit einem sehr anständigen Gehalte und mit der Bedingung, dass er sich von niemandem etwas einreden lasse, am allerwenigsten von ihm selber. Der Vertrag wurde unterzeichnet, und die Männer fuhren recht gut mit einander. Der Verwalter verstand seine Sachen vortrefflich, machte das Gut nach und nach immer besser, verliebte sich in dasselbe, betrachtete es und behandelte es zuletzt wie sein eigenes, und gewöhnte sich zu seinem Herrn zu sagen, er solle sich nicht in fremde Sachen mischen; nur dass sie Geld und Geldsachen in einer eigenen Truhe behandelten, zu der jeder einen Schlüssel hatte, dass sie das Geld wie das eines Dritten ansahen und sich ihre Bezüge davon auszahlten. Der Verwalter hatte auch seine Wunderlichkeiten, und gieng namentlich in die Bücher und politischen Ansichten seines Herrn ein, so dass sie sich liebten, dass der Schlossherr immer auf seinem Schlosse blieb, und dass der Verwalter keine bessere Stelle verlangte. Beide schienen dasselbe Los des nicht verehelichten Lebens gezogen zu haben.

Aber wie die Schicksale der Menschen wandelbar sind, der Verwalter gerieth noch in seinen vorgerückteren Jahren in die Fallstricke eines Mädchens, und heiratete es.

Nun kam ein ganz seltsames Verhältnis über den Schlossherrn. So wie der Verwalter sich als Eigenthümer des Gutes betrachtete, und selbes so behandelte, so betrachtete sich der Schlossherr als verheiratet. Wenn sein Verwalter immer auf den Feldern, Wiesen, in den Wäldern war, und sagte: mein Hafer, meine Bäume, mein Holz, mein neugekauftes Feld; so war der andere immer in dem Schlosse und sagte: unser Kasten, unsere Aussicht, unseren neuen Geräthe, unsere Kinder.

So wie der Verwalter und der Schlossherr früher immer an demselben Tische gespeist hatten, so blieb es auch jetzt, und der Schlossherr speiste mit der Familie des Verwalters. Da einmal Kinder kamen, da zeigte es sich recht, wie sehr der Schlossherr zu dem Familienleben geeignet gewesen wäre; denn er war ein Kinderfreund, und die Kinder merkten das sehr bald, und es kam die Thatsache zum Vorscheine, dass alle viere zu dem Schlossherrn „du“ sagten, es war ihnen mit aller Strenge

nicht abzugewöhnen, er war froh darüber, und wäre betrübt geworden, wenn es ihnen abzugewöhnen gewesen wäre. Die Schlossbewohner wohnten alle in demselben Flügel, und wenn ein Fremder gekommen wäre, der die Verhältnisse nicht gekannt hätte, so würde er geglaubt haben, der Schlossherr sei ein alter Verwandter, der unter seinen Angehörigen seine letzten Tage verbringe.

Das erste Kind, welches dem Verwalter geboren wurde, war ein Mädchen. Es bekam den Namen Ludmilla. Der Schlossherr wollte es nicht so nennen, er nannte es nur immer abgekürzt Lulu.

Das zweite Kind war ein Knabe, Alfred, das dritte ein Mädchen, Klara, und das vierte ein Knabe, Julius.

Damit war die Reihe abgeschlossen, es erschienen keine mehr.

Lulu wuchs heran. Sie bekam die verständigen, ruhigen, braunen Augen ihres Vaters und den lieblichen Mund der Mutter. Und wie sie, waren alle Kinder das eine oder andere Gemisch ihrer Eltern.

Sie begannen heranzuwachsen, der Schlossherr führte sie aller Orten herum, hatte seinen Stolz über sie, nahm stets immer ihre Partei gegen die Eltern, und hätte sie, wären nicht andere treffliche Eigenschaften und Umstände ins Mittel getreten, vollständig verzogen.

Einer dieser Umstände war die Mutter selbst. Sie war eine gelassene vernünftige Hausfrau mit einem wohlwollenden Herzen. Sie waltete in Reinlichkeit, Ordnung und Sittsamkeit im Hause, und diese Eigenschaften verstand sie in einem gewissen Grade auch ihrem Gesinde einzupflanzen, und daher auch den Kindern. Sie zankte nie, war aber unermüdlich, dieselbe Sache so oft zu befehlen und thun zu lassen, bis sie dem damit Beauftragten zur Geläufigkeit und Gewohnheit war. Durch die Gleichheit und Heiterkeit ihres Wesens kam Gleichheit und Heiterkeit in die Kinder, durch Abwesenheit jedes Harten, Unziemlichen waren sie fein und anständig, und besonders war es die Scham, etwas Unrechtes zu thun, was ihnen ein Beistand war, und das Erröthen war eine harte Strafe, weil die Mutter selbst mit großem Ernste allem aus dem Wege gieng, was sich nicht schickte.

Ein zweiter Umstand war der Vater. Die größte Rechtlichkeit und Biederkeit in seinem Wesen verfehlte nicht, auf die Kinder, selbst da sie noch sehr klein waren, einen großen Eindruck zu machen. Er war ihnen das Bild der Vollkommenheit und des Wissens, und als ihnen von dem Vater im Himmel erzählt wurde, dachten sie sich denselben so wie ihren Vater auf Erden, nur älter. Sie hatten vor dem freundlichen Vater, der nie einen Verweis, sondern höchstens einen Rath gab, mehr Furcht und Scheu, als vor der oft rügenden und ermahnenden Mutter.

Der dritte Umstand war der Lehrer der Kinder. So wie der Schlossherr sich mit Umsicht einen Verwalter ausgesucht hatte, so suchte

sich der Verwalter mit Umsicht einen Lehrer aus. Er brachte einen Mann in das Haus, der in den Jahren schon etwas vorgerückt, ruhig und ernst war, und von dem der Verwalter wusste, dass er die Kinder bald sehr lieben würde. Er hatte einen kleinen Gehalt von seiner früheren Erziehung her, von dem er, da er unverehelicht war, hätte leben können; aber das Erziehen war ihm so zur Natur geworden, dass es ihm eine große Freude gewährte, dass ihm der Verwalter den Antrag machte, und dass er die Last wie ein Geschenk hinnahm.

Der Mann stimmte zu den beiden anderen Männern in Gutem und Thörichtem so, dass die Leute halb im Ernste, halb im Scherze sagten: „Nun, der hat ihnen noch gefehlt."

Er sagte nach kurzer Zeit gleichfalls wie die zwei anderen Männer: „Mein Hauswesen, meine Kinder."

Die Kinder liebten ihn sehr, aber sie neckten ihn nie, was sie mit dem Schlossherrn öfter thaten. In verschiedenen Abstufungen hatten alle drei Männer etwas Sonderbares, was die Kinder aber nur bei dem Ausgezeichnetsten, bei dem Schlossherrn merkten. Die Mutter allein war die immer klare und einfache.

Als Lulu heranwuchs, als sie sehr schön und lieb zu werden versprach, als sie die großen Augen demüthig niederschlug, die Wimpern darüber hinab zielten, und nicht mehr so oft wie früher sich vorlaut erhoben, als endlich auch noch das Letzte eintrat, nämlich ein oftmaliges heißes Erröthen ohne Grund und Ursache: da schlich der Schlossherr einmal leise auf sein Zimmer, riegelte hinter sich die Thür zu, gieng heimlich zu der Lade seines Schreibtisches, that sie auf, nahm das Testament heraus, in welchem er den Kaiser zum Erben eingesetzt hatte, und durchstrich es ganz und gar. Dann schrieb er emsig ein neues, und setzte Lulus Namen hinein. Er warf den anderen drei Kindern Vermächtnisse aus, die Lulu auszuzahlen hatte, wodurch sie Lulu zwar näher kamen, aber sie doch nicht erreichten. Als er das gethan hatte, gieng er mit einem glänzenden Angesichte in den Garten, als hätte er einen Schabernack verübt, und freue sich auf dessen Bekanntwerden. Um gar kein Aufhebens zu machen, und keine Vermuthungen und kein Gerede zu veranlassen, ließ er keine Zeugen unterfertigen, sondern that unserem Gesetze, das er gut kannte, damit Genüge, dass er am Eingange schrieb: „Mit meiner eigenhändigen Schrift und Unterschrift."

Dennoch hätte Lulu einmal seine Gunst und wahrscheinlich auch die Erbschaft, von der sie nichts wusste, vom Grunde aus verscherzt, hätte sie ihn nicht ohne ihr Wissen bereits so unterjocht gehabt, dass er sich nicht mehr aus der Sclaverei zu befreien vermochte.

Es waren jene traurigen Tage eingetreten, in denen ein auswärtiger Feind den Boden unseres Vaterlandes betrat, lange und

wiederholt da verweilte, und durch Schlachten ihn verwüstete, bis er durch jene ruhmwürdigen Anstrengungen großer Männer, an denen unser Vaterland einen glänzenden Antheil nahm, aus allen Fluren, wo man die deutsche Sprache spricht, wieder verjagt wurde.

Schon bei dem Beginne der französischen Kriege kamen die drei Männer in die größte Aufregung. Sie waren insgesammt sehr eifrige Vaterlandsfreunde, ließen an den Franzosen nichts Gutes gelten, wünschten sie nur bald geschlagen, aufgerieben, vernichtet und zugrunde gerichtet. Am weitesten gieng hierin der Schlossherr, der in dem Angriffe gegen unser Land geradezu die unverzeihlichste Schandthat erblickte, was sich schon aus seiner Anhänglichkeit an den väterlichen Boden und aus der Thatsache erklären ließ, dass er, ehe ihn sein Herz anders verleitete, für seine Erbschaft keinen würdigeren Erben zu finden gewusst hatte als den Kaiser. Er meinte, die Franzosen seien bloß Räuber und Mörder, man müsse sie ausrotten wie Ungeziefer, und jeden und alle, wo sie sich blicken ließen, erschlagen, wie man einen Wolf erschlage, wenn er durch die Felder in den Hof herein gerannt komme. Nicht einmal in dem Himmel gab er ihnen einen Platz, sondern jeder musste in die Hölle. Ob er mit dem Erschlagen, wenn es dazu gekommen wäre, rechten Ernst gemacht hätte, weiß man nicht, da bisher keine Gelegenheit war, sein Wesen bis zu thätigem Ingrimme empor zu steigern.

Als die Franzosen Fortschritte machten, wurde es noch ärger, die Männer redeten von nichts als Zeitungen, Nachrichten und dergleichen, und führten grausame Worte in dem Munde. Die Kinder wussten von nichts, sie hatten damals nur die Obliegenheit zu wachsen, und waren die einzigen, die von den Ereignissen unberührt blieben.

Die Mutter war in einer schmerzlichen Lage. Sie konnte jene hohe Freude nicht theilen, die die Männer über jeden Vortheil hatten, den die Unserigen errangen, sie fühlte nur die Wunden, die geschlagen wurden, ob sie auch dem Feinde galten, und wenn sie auch wünschte, dass Friede würde, und unsere Fluren von dem Feinde befreit wären, so wünschte sie das nicht durch Erschlagen aller Feinde, sondern nur durch ihr Vertreiben, und sie konnte es nicht verhehlen, dass es ihr sehr widrig sei, dass vernünftige Wesen ihren Streit nicht in Vernunft und nach Gerechtigkeit austragen können, sondern dass sie sich gegenseitig dabei tödten, und sie schalt die Wildheit der drei Männer, welche auch nicht mehr die Thatsachen rechts und links sähen, sondern nur den Feind im Auge hätten, auf den sie blind los rennen wollten.

So waren die Sachen endlich zu jenem Stande gediehen, da unsere Truppen auf unserem Boden geschlagen sich nach Norden zogen, um dort noch tiefere und schmerzlichere Wunden zu empfangen, bis das Maß voll war, bis das Gericht eintrat, und der Übermuth und die

Willkür wieder in ihre Grenzen zurück geworfen, ja dort hart bestraft werden sollte.

Als unsere Truppen sich damals vor dem Sieger zurückzogen, geschah es zum erstenmale, dass auch eine Abtheilung unserer Kriegsmacht und zwar, eine Hauptabtheilung in die Gegend kam, in welcher das Schloss lag. Den ganzen Tag waren Truppen gezogen, Richter, Geschworene, Gemeindemänner hatten zu thun, Vorspann und Wegezeigung musste geleistet werden, und jedes Haus gab, was es vermochte. Die Bewohner der Umgebung hatten herbei gebracht, was sie konnten, und hatten es auf dem Platze des Dorfes aufgehäuft.

Gegen Abend kam eine Abtheilung Russen. Sie schienen nicht mehr weiter gehen, sondern hier Nachtruhe halten zu wollen. Sie schienen aber ihrer Sache nicht sehr gewiss zu sein, und schickten sich an, große Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Sie zerstreuten sich nicht, wurden nicht in die Häuser verlegt, und brachen ihre kriegerisch eingetheilten Glieder nicht ab. Von der Umgebung musste Stroh herbeigebracht werden, das an jener Stelle zum Bette diente, an welcher der Schlummernde aufspringen, und sogleich auf seinem Platze stehen konnte. Die Wachenden waren zur Übersicht und Warnung versendet und ausgestellt. Manche Abtheilungen lagen weiter zurück in den Feldern, und alle waren nach gewissen Anordnungen vertheilt. Die Bewohner mussten Lebensmittel, Brennbedarf und andere Dinge herbeischaffen, und an bestimmte Stellen abliefern. Sie durften aber nicht zwischen den Gliedern herumgehen, sich nicht in die kriegerischen Anordnungen eindrängen, und etwa da Unordnung anrichten. Sie hatten Befehl, wenn die Dämmerung eingetreten wäre, ihre Wohnungen nicht mehr zu verlassen.

Dass das alles die größte Aufregung unter den Bewohnern hervorbrachte, lässt sich denken. Sie gaben ihre Beiträge gerne, sie hätten alles gegeben, wenn sie den Sieg auf unsere Seite hätten bringen können; aber sie waren unruhig, was die Nacht, was der kommende Tag bringen könnte. Dass kein einziger an Ruhe dachte, ist begreiflich.

Der Schlossherr hatte seine Vorrathskammer, seine Speicher, seine Küche und seinen Keller geöffnet, er gab mehr als gefordert wurde, und er sandte unter Tags Knechte mit Wägen an entfernte Stellen seines Gutes, wo er Scheuen und Getreideböden hatte, um Vorrath herbeizuführen, wenn etwa der folgende Tag noch etwas in Anspruch nehmen sollte.

So war die Nacht hereingebrochen. Sie war dunkel, weil es später Herbst war und weil tiefe Wolken den Himmel bedeckten.

In den Häusern des Dorfes waren Lichter, weil die Leute nicht schlafen giengen. Es war stille, nur dass ein gedämpfter Ruf der Wachen oder das Klirren und der Stoß einer Waffe die Ruhe zuweilen unterbrach.

Die ganze Familie des Schlosses, selbst Gesinde eingerechnet, war in der sogenannten Gartenhalle untergebracht. Die Gartenhalle ist ein großes Gemach und heißt deshalb so, weil es rückwärts gegen den Garten liegt. Es ist gewölbt, hat sehr starke dicke Steinmauern, die Fenster sind mit eisernen Stäben versehen, und die Geräthe sind sehr alt und sehr stark. Man kam gerne im Sommer dahin, weil das Gemach kühl war, und weil die grünen Zweige sehr anmuthig an den Fenstern spielten. Im Winter war es häufig an den langen Abenden der Aufenthalt der Mägde, die da spannen oder andere Arbeiten verrichteten, weil es sich gut heizen ließ, und nicht selten geschah es, dass die Verwalterfamilie, der Schlossherr und der Lehrer herab kamen, man versammelte sich um den Ofen, und gerieth öfter in das Erzählen von Märchen und Geschichten.

Dass man gerade heute dieses Gemach zum Aufenthalte gewählt hatte, war das Werk des Vaters. Wenn es doch zu etwas kommen sollte, und Kugeln fliegen würden, war man hier für die ersten Augenblicke am sichersten. Gegen das Dorf und den Teich hin war man durch die ganze Dicke des Schlosses gedeckt, gegen die Seiten schützte die halbe Schlosslänge, weil das Gemach in der Mitte lag, und gegen den Garten der Garten, der sehr lang war, und daher den Lauf einer Kugel schwächte, und der in der Nähe der Fenster des Gemaches seine dicksten und dichtstehendsten Bäume hatte, die sie auffangen konnten. Man hatte beschlossen, die ganze Nacht da zuzubringen. In keinem anderen Theile des Schlosses war ein Licht. Nur ein paar Knechte, die in dem Meierhofe waren, hatten eines in ihrer Stube, das aber bald erlosch, da sie schlafen giengen. Die Mägde aber waren alle in der Gartenhalle und spannen.

Als man sich in die Lage gesetzt hatte, die jedem zusagte, als die zwei kleineren Kinder eingeschlafen waren, die zwei größeren in der Nähe der Mutter bei dem Ofen sich zusammen gekauert hatten, und die Spinnräder schnurrten, kam man wieder ins Erzählen, aber heute mit Eifer in das der Kriegsereignisse, und zwar noch dazu in die Färbung, wie sie der Leidenschaft eines jeden zusagte.

Als der Lehrer eine vergleichende Thatsache aus der alten Geschichte erzählt hatte, sagte der Schlossherr: „Da machten es die Tiroler noch besser und heißer; als die Franzmänner durch das Thal des Glercs herunter zogen, war kein Mensch in dem Dorfe. Die Männer waren mit ihren Stutzen in die Steine hinauf gegangen, die zu beiden Seiten der Straße empor ragen, und die Weiber und Kinder waren noch viel höher in den Wald und gar bis gegen den Schnee hinan gebracht worden. Nur ein achtzigjähriger Zimmermann, der keinen Freund und keinen Feind hatte, war im Dorfe zurückgeblieben. Er stand hinter

seiner Scheuer, und hatte den Stutzen geladen. Als die schneeweißen Mäntel kamen — denn die Reiterei der Franzosen hatte weiße Mäntel, und war in der Vorhut — hielt er den Athem an, und gebrauchte die Augen. Der beste Federbusch, der in der Mitte wehte, schien dem Vornehmsten anzugehören, weil die anderen ihm Ehrfurcht erwiesen. Der Zimmermann sprang hinter der Scheuer hervor, legte an, ein Rauch — ein Bliz — ein Krach — der Federbusch war verschwunden, und der Reiter lag todt unter seinem Pferde. Sie hieben im nächsten Augenblicke den Zimmermann zusammen, er lachte in sich, und ließ es geschehen. Jetzt sprengten sie in das Dorf, durchsuchten alles, fanden keinen Menschen, fanden keine Schätze, und da ihre Kameraden, die Fußgänger, nachgekommen waren, zündeten sie das Dorf an allen Ecken an, und zogen weiter. Es gieng ganz gut, sie zogen in der Stille der Berge fort, bis das Thal enger wurde, und die Gleres an der Straße rann. Da wurden die Klippen lebendig, lauter Rauch und lauter Blitzen und Krachen, und auf jeden Schuss fiel ein Mann, und es wurde immer geladen, und es krachte immer wieder, als ob ihrer viele Tausende oben wären; und wenn die Soldaten hinauf schossen, da trafen sie niemand, weil sie niemand sahen, und wenn sie hinauf wollten, so konnten sie nicht, weil die Felsen zu steil waren, und weil sie erschossen wurden. Und als sie sich beeilten, und im Laufe fort wollten, um aus dem entsetzlichen Wege zu kommen, und als sie gegen den Ausgang gelangten, wo die Straße durch die engsten Schluchten läuft, da sprangen unzählige Felsstücke von den Bergen nieder, aufgehängte Bäume rollten herab, schmetterten alles nieder, machten in der Enge einen Verhau, die Franzosen konnten nicht vor, sie mussten zurück, sie flogen, sie rannten — da hatten sie aber das brennende Dorf, das sie selbst angezündet hatten, unter den Füßen, die hölzernen Häuser waren alle in Glut, dass man nicht zwischen ihnen durch konnte. Da waren sie in der Noth, da war mancher schneeweiße Mantel ein rother, mancher schwamm in der Gleres, mancher lag auf der Decke des Pferdes, ohne dass der Reiter dabei war, viele Männer lagen auf der Straße, viele verbrannten, und wenige kamen auf einsamen Pfaden nur durch, um draußen zu sagen, was ihnen begegnet sei, oder um auf Irrwegen von den Landleuten gefangen und erschlagen zu werden."

Da es nach dieser Erzählung eine Weile still war, sagte er: „So sollten wir es auch machen, wir haben zwar keine Berge und keine engen Thäler, in denen wir auf sie warten könnten, wie die Tiroler; aber wir sollten uns zusammenthun wie sie, wir sollten Waffen tragen, uns üben, uns verabreden, Kundschaft einziehen, und wenn wir erfahren, dass ein Trupp, dem wir gewachsen sind, durch einen Wald oder Busch oder Hohlweg zieht, sollten wir ihm auflauern, und alle, die er enthält,

erschießen. In den obern Ländern sind in ein Seitendorf, ich weiß nur seinen Namen nicht zu nennen, ich habe mir die Sache erzählen lassen, zwölf französische Reiter gekommen, um zu plündern. Die Bauern verstanden aber die Sache schlecht, und überfielen sie, da sie in einem einsamen Wirtshause zechten, und schlugen sie bei einem einzigen todt. Die Pferde, welche im Hofe angebunden waren, trieben sie weit nach Ungarn, und verkauften sie, die Sättel, die Kleider, die weißen Mäntel und die Waffen verbrannten sie im Feuer. So mögen manche Feinde von ihrer Hauptabtheilung weg gekommen, nicht mehr zurückgelangt sein, und niemand weiß, wohin sie gerathen sind."

„Aber", sagte die Mutter, „wenn es schon unter den Völkern festgesetzt ist, dass die Kriege durch die Armeen ausgefochten werden, so sollten die Bevölkerungen sich ruhig verhalten, und die Sache in die Hände des Heeres legen. Einen einzelnen Feind, der sich harmlos nähert, zu erschlagen, scheint mir ein sündlicher Mord zu sein."

„Sie nahen sich aber nicht harmlos", sagte der Schlossherr, „wie haben sie nur in ihrem eigenen Lande gewirtschaftet, sie haben ihre Landsleute erwürgt, ersäuft, erschossen, enthauptet, weil sie ihnen verdächtig waren, oder den König liebten, und dann sind sie heraus gegangen, und wollten es bei uns auch so machen. Wir sollten gegen einander sein, und das Land in Zerwürfnis bringen, daraus es kaum entrinnen könnte. Darum sollen wir sie verfolgen, ausrotten, vertilgen, wie wir nur können; und wenn sie darüber zornig werden, und wüthen, so ist es nur desto besser, damit die Menschen es nicht mehr ertragen können, sich zusammen thun, und sie aus dem Lande jagen, dass kein Huf und kein Helmbusch von ihnen mehr bei uns ist. Wenn morgen die Franzosen nachkommen, können Dinge geschehen — wer weiß, was geschieht."

Während er so sprach, hörten die Dienstleute zu, die Mägde hatten das Spinnrad still stehen lassen, die Knechte, die da waren, sahen ihn an, und der Verwalter und der Lehrer blickten vor sich. Es war mittlerweile so finster geworden, dass es schien, als wären die Fenster des Gemaches nur schwarze Tafeln, von draußen hörte man nicht das Geringste herein, und nur die Uhr pickte eintönig an der Wand. Die zwei jüngsten Kinder schliefen fest, Alfred kauerte neben der Mutter und fürchtete sich, Lulu stand neben ihm, und half fürchten.

(Schluss folgt.)

Aus dem Tagebuch des Nordpolfahrers.

Fridtjof Nansen gibt uns in seinen hochinteressanten Aufzeichnungen, welche unter dem Titel „In Nacht und Eis" bei Brockhaus in Leipzig erscheinen, auch eine Schilderung der langen Winternacht am Nordpol. Was dieser große, thatstarke und gleichzeitig so herzwarme Mensch über die Weihnachtszeit 1893 auf seinem Schiffe „Fram" ins Tagebuch schrieb, das soll den Lesern des „Heimgarten" mitgetheilt sein. Danach kann man sich von dem Leben mitten im ewigen Eise der Polarnacht eine gute Vorstellung machen. Es soll ein kühles Lüftchen sein in unseren heißen Sommertagen.

Nansen schreibt:

Donnerstag, 21. December. Es ist merkwürdig, wie doch die Zeit vergeht! Nun haben wir schon den kürzesten Tag, obwohl wir hier gar keinen Tag haben. Aber wir gehen wieder dem Licht und dem Sommer entgegen. Heute versuchten wir zu lothen und ließen 2100 Meter Leine auslaufen, ohne den Grund zu erreichen.

Mehr Leine haben wir nicht; was ist zu machen? Wer hätte aber auch denken können, dass wir so tiefes Wasser finden würden?

Den ganzen Tag sahen wir einen Lichtbogen am Himmel, dem Mond gegenüber; es ist also ein Mondregenbogen, aber ohne Farbe, soweit ich zu beobachten imstande gewesen bin.

Freitag, 22. December. Vergangene Nacht schossen wir einen Bären. Jacobsen sah ihn während seiner Wache zuerst und schoss danach, worauf das Thier sich davonmachte. Dann kam er in die Kajüte und machte uns Mittheilung, worauf Mogstad und Peder an Deck giengen.

Sie bemerkten den Bären wieder auf dem Wege nach dem Schiffe. Plötzlich bekam er aber auf dem Eise im Westen den Galgen mit der Bärenfalle in Sicht, worauf er sich dorthin wandte. Er betrachtete sich den Apparat ganz genau, erhob sich dann vorsichtig auf den Hinterbeinen und legte die rechte Tatze auf den Querbaum gerade neben der Falle, starrte zögernd den köstlichen Bissen an, schien aber die hässlichen Klappen rund herum durchaus nicht leiden zu können.

Mittlerweile war Sverdrup auf das Deckhaus gestiegen und beobachtete ihn von dort im glitzernden Mondschein. Das Herz klopfte ihm; jeden Augenblick erwartete er, das Zuschnappen der Falle zu hören.

Allein der Bär schüttelte argwöhnisch den Kopf, ließ sich langsam wieder auf alle Viere nieder, schnüffelte vorsichtig an dem Draht herum, mit welchem die Falle versichert war, und gieng dann an demselben entlang bis zu der Stelle, wo der Draht an einem großen Eisblock befestigt war.

Er gieng rund herum und besah es sich, wie geschickt alles eingerichtet war; dann verfolgte er langsam den Draht zurück, erhob sich wieder wie vorher, mit der Tatze auf dem Querbalken des Galgens, blickte lange auf die Falle und schüttelte wieder den Kopf, wobei er vermuthlich zu sich sagte: „Diese hinterlistigen Kerle haben das geschickt für mich ausgedacht."

Dann nahm er den Marsch nach dem Schiffe wieder auf. Als er noch sechzig Schritt vom Bug entfernt war, gab Peder Feuer; der Bär stürzte, sprang aber wieder auf und machte sich davon. Nun feuerten Jacobsen, Sverdrup und Mogstad, worauf er zwischen einigen Eishügeln zusammenbrach.

Er wurde sofort abgehäutet, doch fand man in dem Fell nur das Loch einer einzigen Kugel, die hinter den Schulterblättern durch den Körper gegangen war. Peder, Jacobsen und Mogstad schrieben sich jeder diese Kugel zu, Sverdrup gab seinen Anspruch auf, weil er zu weit nach dem Heck zu gestanden hatte.

Als Mogstad den Bären direct nach seinem Schusse fallen sah, rief er: „Die habe ich ihm gegeben"; Jacobsen schwört darauf, dass er ihn getroffen habe, und Bentsen, der den Zuschauer spielte, ist bereit, einen Eid darauf abzulegen, dass Peders Kugel die That vollbracht habe. Der Streit über diesen wichtigen Punkt ist während des ganzen Verlaufs unserer Expedition nicht geschlichtet worden.

Wundervoller Mondschein. Eispressung in mehreren Richtungen. Heute haben wir unseren Vorrath an Schießbaumwolle und Kanonen- und Gewehrpulver auf Deck gebracht, weil es dort sicherer ist als im Raum. Im Falle eines Brandes oder eines anderen Unfalles könnte eine Explosion im Raum vielleicht die Seiten des Schiffes hinaussprengen und uns in den Grund bohren, ehe wir noch Zeit hätten, uns umzudrehen. Etwas haben wir auf die Back gebracht, etwas auf die Brücke; von beiden Orten würde es sich rasch auf das Eis werfen lassen.

Sonnabend, 23. December. Heute ist, was wir in Norwegen „Kleiner Weihnachtsabend" nennen.

Ich gieng heute Morgen weit weg nach Westen und kam spät zurück. Überall hatte sich Eis zusammengeschoben, mit flachen Schollen dazwischen. Einer neu gebildeten Öffnung im Eise wegen, die ich auf der frischen dünnen Eisschicht nicht zu überschreiten wagte, musste ich umkehren.

Nachmittags versuchten wir als erste Weihnachtsunterhaltung eine Eissprengung mit vier Prismen Schießbaumwolle. Mit einem der großen eisernen Bohrer, die wir zu diesem Zwecke mitgebracht hatten, wurde ein Loch gebohrt, in welches wir die Ladung mit dem Ende des elektrischen Leitungsdrahtes bis etwa einen Fuß unter die Oberfläche des Eises versenkten. Dann zogen wir uns zurück. Ein Druck auf den Knopf, es erfolgte ein dumpfer Knall, und Wasser und Eisstücke wurden hoch in die Luft geschleudert.

Obgleich die Sprengung sechzig Meter entfernt stattfand, erhielt das Schiff doch einen so starken Stoß, dass alles an Bord erzitterte und der Reif von der Takelung herabgeworfen wurde. Die Explosion schlug ein Loch durch das eindreiviertel Meter dicke Eis, außerdem aber bildeten sich nur schmale Risse um das Loch herum.

Sonntag, 24. December. Weihnachtsabend. 37° C. Kälte. Glitzernder Mondschein und die unendliche Stille der arktischen Nacht. Ich machte einen einsamen Spaziergang auf dem Eise. Der erste Weihnachtsabend, wie weit von der Heimat!

Nach der Beobachtung sind wir auf 79° 11′ nördlicher Breite; es findet jetzt keine Drift statt. Wir sind zwei Minuten südlicher als vor sechs Tagen.

Von diesem Tage sind im Tagebuche keine weiteren Einzelheiten mitgetheilt; aber wenn ich an ihn zurückdenke, wie klar tritt alles wieder vor mich hin!

Es herrschte eine eigenthümlich gehobene Stimmung an Bord, die sonst bei uns durchaus nicht üblich war. Ein jeder beschäftigte sich in seinen geheimsten Gedanken mit der Heimat, allein die Kameraden sollten das nicht merken, und infolgedessen wurde mehr gescherzt und gelacht als sonst.

Alle Lampen und Lichter, die wir an Boden hatten, wurden angezündet, und jede Ecke im Salon und in den Cabinen wurde glänzend erleuchtet.

Die Verpflegung an diesem Feste übertraf natürlich die aller früheren Tage, denn Essen war das einzige, womit wir Feste feiern konnten. Das Diner war in der That ausgezeichnet und ebenso das Abendessen, nach dessen Beendigung ganze Berge von Weihnachtskuchen auf den Tisch kamen, die Juell während mehrerer Wochen fleißig gebacken hatte. Dann hatten wir den Genuss eines Glases Grog und einer Cigarre, da diesmal das Rauchen im Salon selbstverständlich erlaubt war.

Den Höhepunkt erreichte die Feier, als zwei Kisten mit Weihnachtsgeschenken herbeigebracht wurden, die eine von Scott-Hansens Mutter, die andere von seiner Braut, Fräulein Fougner. Rührend war die kindliche Freude anzusehen, mit welcher jeder seine Gabe in Empfang nahm, mochte

es nun eine Pfeife, ein Messer oder eine sonstige Kleinigkeit sein; man fühlte, dass es gleichsam eine Botschaft aus der Heimat sei.

Nachher wurden Reden gehalten, und dann erschien die „Framsjaa“ mit einer illustrierten Beilage.

Nach dem Vorlesen der Zeitung kamen Instrumentalvorträge und Gesang, es war schon spät in der Nacht, als wir das Lager aufsuchten.

Montag, 25. December. Weihnachten. Thermometer 38° C. unter Null. Ich unternahm in dem wundervollen Scheine des Vollmondes einen Spaziergang nach Süden, brach aber bei einem neuentstandenen Riss mit einem Bein durch das junge Eis und wurde durch und durch nass. Solch ein Unfall hat aber bei derartigem Frost sehr wenig auf sich; das Wasser erstarrt sofort zu Eis und macht einem nicht sehr kalt, vielmehr fühlt man sich bald wieder trocken.

Zu Hause werden sie jetzt viel an uns denken und uns viele mitleidige Seufzer weihen wegen all der Entbehrungen, die wir in dieser kalten, trostlosen Eisregion zu ertragen haben. Ich fürchte aber, ihr Mitgefühl würde sich abkühlen, wenn sie uns sehen, die bei uns herrschende Fröhlichkeit hören und Zeuge all unserer Behaglichkeit und unseres guten Muthes sein könnten. Ihnen kann es zu Hause kaum besser gehen. Was mich selbst anbetrifft, so habe ich noch niemals ein so sybaritisches Leben geführt und niemals soviel Grund gehabt, die Folgen zu fürchten, die es mit sich bringt. Man höre nur das Menu unseres heutigen Diners:

1. Ochsenschwanzsuppe;
2. Fischpudding mit Kartoffeln und geschmolzener Butter;
3. Renthierbraten mit Erbsen, französischen Bohnen, Kartoffeln und eingemachten Kronsbeeren;
4. Moltebeeren mit Sahne;
5. Kuchen und Marzipan (ein willkommenes Geschenk vom Bäcker der Expedition, den wir dafür segneten).

Und zu alledem das in unserem Welttheil so berühmte Ringnes-Bockbier. Ist das die richtige Art von Diner für Leute, die sich gegen die Schrecken der Polarnacht abhärten sollen?

Wir hatten sämmtlich so viel gegessen, dass das Abendessen ganz ausfallen musste. Im Laufe des Abends wurde Kaffee serviert mit Ananasconfect, Honigkuchen, Vanilleschnitten, Cocosnussmacronen und verschiedenen anderen Kuchen, alles das Werk unseres ausgezeichneten Kochs Juell. Den Beschluss machten Feigen, Mandeln und Rosinen.

Um die Schilderung dieses Tages zu vervollständigen, möchte ich auch noch das Frühstück angeben: Kaffee, frischgebackenes Brot, herrliche dänische Butter, Chester- und Holländer Käse, Zunge, Corned beef und Marmelade. Wenn man aber glaubt, dass dies ein besonders gutes Frühstück war, weil wir Weihnachten hatten, so irrt man sich; es war

genau, was wir immer hatten, mit Ausnahme des Kuchens, der nicht zu unserer täglichen Kost gehörte.

Fügt man zu all diesen guten Dingen noch unser festgebautes, sicheres Wohnhaus, unseren behaglichen Salon, der von einer großen und mehreren kleineren Petroleumlampen erleuchtet wurde, wenn wir gerade kein elektrisches Licht hatten, die beständige Fröhlichkeit, das Kartenspiel und die große Menge von Büchern mit und ohne Illustrationen, die gute, unterhaltende Lectüre boten, und dann einen tüchtigen, gesunden Schlaf -- was konnte man sich Besseres wünschen?

Aber, o Polarnacht, du bist wie ein Weib, ein wunderbar liebliches Weib!

Du besitzest die edeln, reinen Züge antiker Schönheit, aber auch ihre Marmorkälte. Auf deiner hohen, glatten Stirn, rein wie der klare Äther, ist keine Spur von Mitgefühl für die kleinen Leiden des verachteten Menschengeschlechts; auf deiner blassen, schönen Wange ist keine Spur von Gefühl. Deine in den Raum hinauswallenden rabenschwarzen Locken sind vom Reife mit glitzernden Krystallen überstreut. Die stolzen Linien deines Halses, die Rundung deiner Schultern sind so edel, aber, ach, auch so unsagbar kalt; dein keuscher weißer Busen ist gefühllos wie schneebedecktes Eis.

Rein, schön und stolz schwebst du durch den Äther über das gefrorene Meer, und dein aus den Strahlen des Nordlichtes gewobenes Gewand bedeckt das Himmelsgewölbe. Nur zuweilen ahne ich ein schmerzliches Zucken deiner Lippen, und aus deinen Augen schaut traumverloren eine unendliche Traurigkeit.

O, wie müde bin ich deiner kalten Schönheit! Es verlangt mich, zum Leben zurückzukehren. Lass mich als Sieger oder als Bettler heimkehren, mir gilt es gleich! Aber lass mich heimkehren, um das Leben neu zu beginnen. Hier vergehen die Jahre; was bringen sie? Nichts als Staub, trockenen Staub, den der erste Windstoß verweht; an seine Stelle tritt neuer Staub, den der nächste Wind wieder fortfegt. Wahrheit? Weshalb macht man immer so viel aus der Wahrheit? Das Leben ist mehr als kalte Wahrheit, und wir leben nur einmal.

Dienstag, 26. December. 38° C. unter Null. Es ist die größte Kälte, die wir bis jetzt gehabt haben. Heute unternahm ich einen weiten Gang nach Norden und fand eine von neu entstandenem Eis bedeckte große Rinne mit einer vollständig offenen Wasserfläche in der Mitte. Das Eis schwankte unter meinen Schritten auf und nieder und verursachte eine Wellenbewegung im offenen Teich.

Es war seltsam, den Mondschein wieder einmal zu sehen, wie er sich in den kohlschwarzen Fluten spiegelte; er rief die Erinnerung an wohlbekannte Scenen in mir wach. Ich folgte der Rinne weit hinauf.

Da ich in dem nebeligen Lichte unter dem Monde die Umrisse hohen Landes zu sehen glaubte, gieng ich immer weiter, bis sich letzteres schließlich als eine Wolkenbank hinter den aus dem offenen Wasser aufsteigenden mondbeschienenen Dünsten erwies. Von einem hohen Eishügel sah ich, dass diese Öffnung sich so weit nach Norden ausdehnte, wie das Auge reichte.

Dasselbe üppige Leben wie gestern; ein Diner von vier Gängen. Um Cigaretten mit Pfeilen nach der Scheibe schießen, war die große Aufregung des heutigen Tages. Pfeile und Scheibe waren Johansens Weihnachtsgeschenk von Fräulein Fougner.

Mittwoch, 27. December. Heute stellte sich wieder Wind ein, sechs bis acht Meter in der Secunde; die Windmühle dreht sich wieder, und die Bogenlampe erhellt uns aufs neue das Leben.

Johansen kündigte für den Abend „Großes Schießen bei elektrischem Licht und Freiconcert“ an. Schade für ihn, dass er es that, denn er und mehrere andere schossen, bis sie bankerott und bettelarm waren und einer nach dem anderen das Schießen unter Zurücklassung seiner Cigaretten aufgeben musste.

Donnerstag, 28. December. Dicht vor der „Fram“ befindet sich eine neu gebildete breite Rinne, in der das Schiff quer liegen könnte. Sie hat sich in letzter Nacht mit Eis bedeckt, in welchem sich heute leichter Eisdruck zeigte. Merkwürdig, wie gleichgiltig wir gegen solche Eispressungen sind, die manchem früheren Polarforscher so große Sorge verursacht haben!

Wir haben auch nicht die allergeringste Vorbereitung für einen etwaigen Unfall getroffen, keine Lebensmittel an Deck, kein Zelt, keine Kleidung in Bereitschaft. Das mag wie Leichtsinn aussehen, jedoch ist in Wirklichkeit nicht die geringste Aussicht dafür vorhanden, dass der Eisdruck uns schaden könne: wir wissen jetzt, was die „Fram“ vertragen kann.

Stolz auf unser prachtvolles, starkes Schiff, stehen wir auf dem Deck und beobachten, wie das Eis gegen seine Seiten prallt, hier zermalmt und zerbrochen wird und unter ihm durchgehen muss, während neue Eismassen aus der Dunkelheit heranstürzen, um demselben Schicksal zu verfallen. Hier und dort erhebt sich unter betäubendem Getöse eine große Masse und wirft sich drohend gegen die Verschanzungen, um dann plötzlich wie das andere Eis zu versinken. Zu Zeiten aber, wenn man in der gewöhnlich todtenstillen Nacht das Gebrüll der fürchterlichen Eispressung hört, kann man doch nicht umhin, sich der Unglücksfälle zu erinnern, die diese unbezähmbare Gewalt schon herbeigeführt hat.

Ich lese gerade die Geschichte von der Expedition Kanes (1853—55). Der Unglückliche! Seine Vorbereitungen waren jämmerlich unzureichend. Mir erscheint es als ein leichtsinniges, nicht zu rechtfertigendes Beginnen, mit einer solchen Ausrüstung aufzubrechen. Fast alle Hunde starben an

schlechter Nahrung; alle Leute hatten aus demselben Grunde Scorbut, dazu kamen Schneeblindheit, Frostbeulen und allerhand anderes Elend.

Kane bekam eine gesunde, heilige Scheu vor der arktischen Nacht, worüber man sich nicht wundern wird. Er schreibt in seinem Werke:

„Ich fühle, dass wir den Kampf ums Dasein unter ungünstigen Umständen führen, und dass ein arktischer Tag und eine arktische Nacht den Menschen schneller und ernstlicher altern lassen, als ein Jahr irgendwo sonst auf dieser mühseligen Welt."

An einer anderen Stelle schreibt er, es sei für civilisierte Menschen unmöglich, unter solchen Lebensbedingungen nicht zu leiden.

Das waren traurige, aber keineswegs einzig dastehende Erfahrungen. Ein englischer Polarforscher, mit welchem ich mich unterhalten habe, äußerte sich ebenfalls in sehr entmuthigender Weise über das Leben in den Polarregionen und bekämpfte mein gläubiges Vertrauen in die Möglichkeit, den Scorbut zu verhüten. Er war der Meinung, dass Scorbut unvermeidlich und noch keine Expedition ihm entgangen sei, wenn auch einige ihm einen anderen Namen gegeben hätten; nach meiner Ansicht eine einigermaßen niederdrückende Auffassung der Dinge. Glücklicherweise bin ich aber in der Lage, zu behaupten, dass diese Ansicht nicht gerechtfertigt ist, und ich bin neugierig, ob nicht beide Forscher anderer Ansicht würden, wenn sie hier wären.

Was mich selbst betrifft, so kann ich sagen, dass die arktische Nacht keinen alternden oder schwächenden Einfluss irgendwelcher Art auf mich ausgeübt hat: im Gegentheil, ich scheine jünger zu werden. Diese ruhige, regelmäßige Lebensweise bekommt mir außerordentlich gut, und ich kann mich keiner Zeit erinnern, in welcher ich mich in besserem Gesundheitszustand befand, als gerade jetzt. Ich weiche so sehr von jenen Autoritäten ab, dass ich diese Region als ein ausgezeichnetes Sanatorium für Fälle von Nervosität und allgemeiner Schwäche empfehlen möchte. Das in aller Aufrichtigkeit.

Fast schäme ich mich des Lebens, das wir führen. Ohne alle jene so düster geschilderten Leiden der langen Winternacht, die von einer gehörig aufregenden arktischen Expedition unzertrennlich sein sollten. Wir werden darüber nichts zu schreiben haben, wenn wir wieder nach Hause kommen.

Dasselbe, was ich von mir gesagt habe, kann ich auch von meinen Gefährten behaupten: sie sehen sämmtlich gesund und wohlgenährt aus und erfreuen sich des besten Befindens; keines jener traditionellen blassen, hohlwangigen Gesichter, keine Niedergeschlagenheit. Niemand könnte darüber im Zweifel sein, wenn er das im Salon erschallende Gelächter hört, das Spielen mit den „schmierigen Karten" beobachtet.

Aber woher sollte auch wohl Krankheit kommen? Bei der allerbesten Nahrung jeder Art, soviel wir Lust haben, und in solcher Mannigfaltigkeit, dass selbst der Wählerischste ihrer nicht überdrüssig würde; bei guter Wohnung, guter Kleidung, guter Ventilation, Bewegung in der freien Luft nach Belieben, keiner Überanstrengung bei der Arbeit; bei lehrreichen und amüsanten Büchern jeder Art, Erholung bei Karten-, Schach-, Domino- und Halma-Spiel, bei Musik und Geschichtenerzählen — wie könnte da wohl jemand krank werden? Hin und wieder höre ich eine Bemerkung, die vollständige Zufriedenheit mit unserem Leben kundgibt. Wahrlich, das ganze Geheimnis liegt in der richtigen Anordnung der Dinge, und namentlich darin, dass man vorsichtig mit der Nahrung ist.

Was meiner Ansicht nach eine besonders gute Wirkung auf uns ausübt, ist, dass wir alle zusammen in einem Salon leben, wo alles gemeinsam ist. Soviel ich weiß, ist dies das erstemal, dass ein solcher Versuch gemacht worden ist; aber er ist sehr zu empfehlen.

Einige der Leute klagen, wie ich höre, über Schlaflosigkeit, die allgemein als eine unvermeidliche Folge der arktischen Dunkelheit betrachtet wird. Soweit meine Person in Frage kommt, kann ich sagen, dass ich davon noch nichts gespürt habe; ich schlafe bei Nacht ganz vortrefflich. Ich glaube nicht recht an diese Schlaflosigkeit, aber ich gestatte mir auch kein Nachmittagsschläfchen, dem die meisten der anderen sich hingeben. Wenn sie am Tage mehrere Stunden ruhen, so dürfen sie doch nicht erwarten, nachts ebensogut zu schlafen. „Einen Theil seiner Zeit muss man wach sein", sagt Sverdrup.

Sonntag, 31. December. Der letzte Tag des Jahres ist gekommen. Es ist ein langes Jahr gewesen und hat viel Gutes und Schlimmes gebracht. Es begann mit Gutem, indem es mit Klein-Liv ein Glück so neu, so seltsam schenkte, dass ich anfänglich gar nicht daran glauben mochte. Aber schwer, unaussprechlich schwer war dann der Abschied; kein Jahr hat mir schlimmere Pein verursacht, als dieses. Und seitdem ist mir die ganze Zeit ein einziges sehnsüchtiges Verlangen gewesen.

Willst von Pein du frei sein und von Leid,
Darfst nichts lieben du allhier auf Erden.

Aber es gibt noch Härteres als sehnsüchtiges Verlangen! Alles, was gut und schön ist, kann in seinem Schutze gedeihen; alles würde vorbei sein, wenn wir aufhörten, zu verlangen.

Endlich bist du doch abgethan, altes Jahr! Du hast uns nicht so weit gebracht, wie du hättest sollen; und doch hättest du es noch schlimmer machen können, du bist trotz alledem nicht so ganz schlecht gewesen. Sind nicht alle unsere Hoffnungen und Berechnungen gerechtfertigt worden, und treiben wir jetzt nicht gerade da, wo ich es gewünscht und gehofft hatte?

Nur eins war verkehrt — ich habe nicht gedacht, dass die Drift in so vielen Zickzack-Zügen vor sich gehen würde.

Einen schöneren Sylvesterabend hätte es nicht geben können. Das Nordlicht erstrahlt in wundervollen Farben und Lichtstreifen über den ganzen Himmel, namentlich aber im Norden. Tausende von Sternen funkeln zwischen dem Nordlicht am blauen Firmament. Nach allen Seiten dehnt sich das Eis endlos und schweigend in die Nacht hinaus; die reifbedeckte Takelung der „Fram" hebt sich scharf und dunkel gegen den leuchtenden Himmel ab.

Im Lauf des Abends wurden wir mit Ananas, Feigen, Kuchen und Confect bewirtet, und gegen Mitternacht brachte Hansen Grog und Nordahl Cigarren und Cigaretten herbei.

In dem Augenblicke, als das Jahr zu Ende gieng, standen wir alle auf, und ich musste ein paar Worte sprechen: dass das alte Jahr trotz allem ein gutes gewesen sei, und dass ich hoffe, das neue würde nicht schlimmer ausfallen; dass ich ihnen für ihre gute Kameradschaft danke und überzeugt sei, dass unser Beisammensein in diesem Jahre ebenso behaglich und angenehm sein werde wie in dem verflossenen. Dann sangen sie die Lieder, die man uns bei den Abschiedsfesten in Christiania und Bergen gewidmet hatte.

O, wein' nicht, Mutter, ihnen gabst
Du selbst den Wunsch, zu schweifen
Fern von der Heimat, in Gefahr
Und Nacht herumzustreifen.
Du wiesest nach dem offnen Meer,
Nach Norden zu entfalten
Die weißen Segel — jetzt kannst du
Nicht mehr zurück sie halten.

Ja, Mutter, deine Söhne sind's,
Stolz magst du auf sie schauen,
Trotz der Gefahren mannigfach
Kannst fest du auf sie bauen.
Und kommt der Tag, an dem die „Fram"
Zur Heimat kehret wieder,
Trotz Zähren werden tausendfach
Ertönen Jubellieder.

E. N.

Es wird wundernehmen, dass wir das neue Jahr schon begrüßt haben, während es zu Hause erst in acht Stunden beginnt. Jetzt ist es beinahe vier Uhr morgens. Ich hatte beabsichtigt, aufzubleiben, bis es auch in Norwegen Neujahr sein würde; aber nein, lieber gehe ich zu Bett und schlafe und träume, ich sei zu Hause.

Was der Schwalbe auf der Reise passiert ist.

Recht verdrießlich ist es für die Spatzen, im Frühjahr, wenn die Schwalben kommen. Die „lieben Vogerln“ sind sie im Winter, wenn alle anderen fortgeflogen und die Sperlinge allein häuslich daheim geblieben sind. „Das Vogerl singt!“ heißt's, wenn ein Sperling kreischt. Von dem Augenblicke aber, wo die Schwalben zurückkommen aus der fernen Fremde, gilt der Spatz nichts mehr. Die Schwalbe ist auch just keine Nachtigall, was das Singen anbelangt, ist keine Lerche, was das Hochfliegen betrifft, ist kein Paradiesvogel, was die Farbe angeht. Aber einzuschmeicheln versteht sie sich bei den Menschen, indem sie ihr Nest an ihre Wohnungen baut, die Hausgiebel umkreist und das Kindermärlein zwitschert, „vom Glück, das die Schwalben bringen.“

Es ist also kein Wunder, dass bei solcher Erwägung die Spatzen sich ärgern im Frühjahre, wenn die Schwalben kommen. Der alte Spatz, der jetzt auf dem Ast einer Esche saß, als die erste Schwalbe sichtbar wurde, wie ein winziger Punkt am blauen Himmel, und als sie rasch heranschoss gegen das Landhaus — dieser Spatz hätte sich am liebsten eilig zurückgezogen ins Laub der Esche, um den missliebigen Vogelrivalen nicht begrüßen zu müssen bei seiner Ankunft. Aber die Esche hat zu solcher Zeit noch kein Laub, die Schwalbe war da und dem Spatzen blieb nichts übrig, als zu piepsen: „Glückliche Ankunft! Seid ihr wieder da?“

„Ich bin wieder da“, zwitscherte der Ankömmling traurig und ließ sich ganz erschöpft auf dem Dachfirst nieder, aus offenem Schnäblein den Athem kurz hervorstoßend.

„Wie geht's? Wie war die Reise?“ fragte der Spatz, ohne übrigens die Antwort abwarten zu wollen. Als er aber sah, dass die Schwalbe heute kein Gefolge hatte, das sie nicht, wie in früheren Jahren, in langen Schleiern heranzogen am Firmament, blieb er sitzen auf seinem Ast und erkundigte sich bei dem rastenden Schwalbenmännchen nach seiner geschätzten Familie.

Die Schwalbe schwieg und ließ ihr Köpfchen niedersinken zwischen den eingezogenen Flügeln.

„Frau Gemahlin hoffentlich wohl? Kindlein auch?“ fragte der Spatz.

„O Freund!“ antwortete die Schwalbe, recht mittheilungs- und trostbedürftig. Aber sie konnte lange nichts hervorbringen, als ein schluch-

zendes, unverständliches Piepsen. Auch arbeitete ihre kleine Lunge immer noch heftig, halb siech von der Reiseanstrengung. Dem Spatzen kam es nicht recht vor, er vergaß seine Missgunst und flog auf den Dachfirst hin. Ein paar Spannen von der Schwalbe entfernt, ließ er sich nieder, flatterte mit den Flügeln und sprach: „Du bist vorausgeflogen um Quartier zu machen, nicht wahr? Und sie kommen morgen erst nach?"

„Sie kommen nie wieder nach!" schmetterte die Schwalbe schrill aus ihrer Kehle.

„Was ist denn geschehen? Erzähle, Schwalbenmann", so sagte der Spatz.

„Lass mich!" antwortete die Schwalbe. „Dich kann mein Unglück ja doch nur freuen. Weiß es recht gut, dass du mir und meiner Familie nie gewogen warst. Du hast dir's während unserer Abwesenheit wohl wieder in unserem Neste bequem gemacht!"

Der Spatz schwieg einen Augenblick. Dann sprach er: „Ich will dir nicht unrecht geben. Angenehm ist es gerade nicht für unsereinen, wenn du und deinesgleichen im Sommer bei uns der Hahn im Korb seid. Und wenn der kalte Winter kommt, wo der Vogel erst zeigen soll, dass er auch was ertragen kann, geht ihr auf die Sommerfrische ins Morgenland. Unsereiner hat die Ehre, derweil daheim bei Sturm und Gestöber im verlassenen Neste der Hausmeister zu sein; ist aber gleich himmelhoch gefehlt, wenn man sich drin ein wenig häuslich einrichtet. Nun, jeder wie er kann. Will euch weiter nichts nachtragen und schließlich gehören wir Vögel doch alle zusammen und sollen uns gegenseitig beistehen in der Noth. Wie ich merke, hast du ein Anliegen, Schwalbenmann. Sollte deinen Leuten der Geier etwas angethan haben?"

„Was, Geier!" sagte die Schwalbe. „Der holt uns nicht ein. Aber der Mensch! Dieser dankloſe, falsche Mensch, dem wir so viele Freude bringen!"

„Wenn der Geier euch nicht einholt, wieso dann der Mensch mit seinem lächerlichen Gehewerk?" fragte der Spatz.

„Freilich, freilich, Sperling. Als Lebewesen ist der Mensch der armseligsten eins. Aber so viele Schlauheit und Falschheit hat er in sich, und das sind seine Mittel und seine Waffen, in denen ihm kein anderes Geschöpf gewachsen ist!"

„Ich weiß es, wir erfahren es alle", sagte der Spatz. „Hier Nachbar, warte ich dir mit einem kleinen Imbiss auf!" Er hatte aus dem bemoosten Dachbrett ein Würmchen gepickt und selbes vor die Schwalbe hingelegt.

Diese ließ das Ehrenbrot liegen, ward jedoch ein wenig zutraulicher. Sie fuhr fort zu sprechen: „Einen solchen Verrath hast du noch nicht erfahren, als wir in diesen Tagen! Du beneidest uns um die Sommer-

frische im Morgenlande, während ihr da den kalten Winter habet. Schön ist es freilich dort. Und doch sollst du froh sein, dass deine Gesundheit dem rauhen Klima gewachsen ist und du die weite Reise nicht machen musst, jedes Jahr zweimal. Der Mensch braucht auf Dampfwägen und Schiffen wochenlang dahin. Du, mein lieber Spatz, würdest überhaupt nicht hinkommen.

„Wieso?" sagte dieser. „Wenn ich auch langsamer fliege als du, weil mir das Hetzjagen durchaus zuwider ist, hinkommen würde ich ja doch, wenn ich will. Auf ein paar Tage länger kommt's mir nicht an. Ich würde mir anständig Zeit lassen, über Nacht mich auf einem Baum oder Busch wohl ausrasten, Körnlein brocken, Käfer jagen und am nächsten Tage wieder gemüthlich weiterfliegen."

„So!" antwortete die Schwalbe und blickte mit ihrem Rundäuglein ganz sonderbar auf den Spatzen. „So würdest du thun! Lieber Freund, man merkt dir's an, dass du noch nicht weit umhergekommen bist in der Welt. Bis Dalmatien und etwas weiter hin dürftest du mit deinem Reiseplan auskommen. Aber hernach das Meer! Das hat keinen Baum und keinen Strauch zur Nachtherberge. Da heißt es ununterbrochen fliegen, ich glaube, du würdest, wenn's überhaupt nicht ganz und gar unmöglich wäre, mehrere Tage brauchen, um das mittelländische Meer zu übersetzen und im heißen Afrika Fuß zu fassen."

„Und ihr?" fragte der Spatz, indem er mit einer raschen Bewegung das Würmlein selber aufpickte.

„Das Meer? Wir überfliegen es in wenigen Stunden. Und selbst da wollen die Kräfte manchmal nicht langen und müssen Gott danken, wenn wir Schiffe finden, auf deren Masten und Getackel wir uns setzen können zu kurzer Rast."

„Und wenn's Piratenschiffe sind?"

„Die Seeleute thun uns nichts zuleide, nicht einmal die Piraten. Sie wissen, dass wir Schwalben Glück bedeuten. Und wäre auch das nicht der Fall, sie, die selbst in steter Gefahr sind, sehen unsere Noth und verschonen uns, bis wir erfrischt weiterfliegen können."

Der Spatz war etwas kleinlaut geworden. Nicht ohne Respect guckte er auf das Schwalbenmännchen und dachte wohl bei sich: Deine Sommerfrische ist erst nicht ganz so billig zu haben, als man es sich vorstellt.

„Aber schön muss es sein, im Morgenlande", sagte der Spatz.

„Schön ist es freilich. Es ist ja das Paradies", antwortete die Schwalbe.

„Mich wundert nur, dass ihr nicht dort bleibt, wenn es so schön ist und wenn die Reise hieher so beschwerlich ist", so der Spatz.

„Wir haben Heimweh", sagte die Schwalbe.

„Wo seid ihr denn daheim?“ fragte der Spatz. „Ein halbes Jahr hier, ein halbes Jahr dort. So seid ihr dort so gut daheim, als hier. Oder besser dort, weil dort ja das Paradies ist!“

Darauf sprach die Schwalbe: „Wir sind daheim, wo wir geboren sind, und das ist hier im Abendlande. Wir sind daheim, wo wir unser Haus bauen und unsere Kinder zur Welt bringen, und das ist hier im Abendlande. Dort im fernen Süden, in den Oasen der Wüste, ist es heiß, unter Palmenblättern und Kakteen suchen wir unsere Schatten und die Rosen von Kairo duften uns an, wenn wir munteren Fluges die Pyramiden umkreisen, wie hier die Hausgiebel und die Kirchthürme. Aber in den schwülen Nächten, wenn der Nil am Ufer rieselt und die Schakale des Sandes schreien, da träumen wir voller Sehnsucht von den kühlen Wäldern der fernen Heimat, von den blühenden Äpfelbäumen auf grünem Rain. In langer Regenzeit harren wir unter triefenden Blättern der Palme den Tagen entgegen, wo der Samum sich erhebt, der ewige Sonnenschein kommt, die heißen Lüfte zittern und endlich vom Meere herab laue Winde streichen. Nun ist es Zeit. Wir rufen das aus und versammeln uns. Wir machen Flugübungen und ruhen und stärken unsere Kräfte und nehmen dann Abschied vom Paradiese. Es ist nicht der betrübte Abschied, wie im Herbst von der nordischen Heimat, es ist ein frohes: Lebewohl, Morgenland! Und dann davon in großen Scharen durch die Lüfte, pfeilschnell der Heimat zu. Beim Abfliegen von der felsigen Küste Afrikas müssen wir uns darauf gefasst machen, dass unsere Flügel rastlos ausgebreitet bleiben, unser Schnabel keinen Bissen und keinen Tropfen genießen wird, bis die Gestade des Abendlandes unter unseren Füßen sind. Gott mit uns! so schmettern wir das Reisegebet gegen Himmel auf. Früh morgens reisen wir ab in Afrika, am Nachmittage werden wir auf den lieben Giebeln rasten, unter deren Bretter unsere Nester des vorigen Jahres kleben. — So war es auch am gestrigen Morgen, als ich mit Weib und Kindern abflog von den Thürmen der Türkenstadt. Laut jubelte unter uns jung und alt, schneller wie der Sturm schossen wir im unendlichen, wohlgeordneten Zuge über dem dunklen Gewässer dem Norden zu, der lieben, süßen Heimat. Die kleinen Vogelherzen voller Glück, keine Ahnung von dem Unglücke, das uns auf dieser Reise treffen sollte.“

„Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?“ fragte der Spatz.

„Noch lange nicht Mittag ist's“, erzählte die Schwalbe weiter, „über uns der blaue Himmel, unter uns das dunkle Wasser. Kein Eiland, kein Schiff. Ich fühle, wie die Flügel schwerer werden, wie ich sinke unter die Linie des Fluges. Mein Weib hinter mir kreischt auf: Ich kann nicht mehr weiter, es verlassen mich die Kräfte! Da ruft von oben herab einer unserer Jungen: Muth! Ich sehe den weißen Streifen! Die Küste von Dalmatien! Frisch vorwärts! — Nach wenigen Minuten sind wir dem

Lande so nahe, dass mit freiem Auge die Menschen zu sehen sind, die am Strande sich beschäftigen. Endlich wieder die lieben Menschen! Wir sausen den Felsen zu, da wird unten geschossen, an meinen Ohren pfeifen Schrote vorüber. Wie? Uns sollte das gelten? ‚Gut Freund!' rufe ich hinab. Es kracht das zweitemal, das drittemal, mein Jüngster vom vorigen Jahre zuckt zusammen, aus seinen Flügeln sprühen die Federn davon. ‚Gut Freund! Gut Freund!' schreien wir. Mein Weib, das viel tiefer fliegt, gibt uns ein Zeichen, ihr nachzukommen. Hinter den Felsen, in Gebüschen habe sie ein sicheres Versteck wahrgenommen. Dort sitze ein anderer Schwalbenvogel und lade uns ein mit hellem Ruf. Wir eilends darauf hin ins Gebüsch, in ein feines Flechtwerk, wie geschaffen zur sicheren Rast. Kaum aber hocken wir drin, so zieht das weite Netz sich blitzschnell zusammen, ich enkomme noch zur Noth und fahre empor, viele Genossen aber sind gefangen, darunter mein Weib, meine Kinder. Ich fahre wieder niederwärts, fluchend dem Lockvogel, der uns verrathen hat. Und war doch selbst ein Opfer abscheulichen Verrathes, der arme Schelm. Mit glühendem Draht hatte man ihm die Augen ausgestochen; mit einem durch die Nase gezogenen Faden hat man ihn an den Olivenzweig gebunden, damit er durch sein Geschrei uns andere in das Verderben locken sollte. Meine unglücklichen Genossen! Wie sie kreischten und flatterten und sich immer mehr vergarnten im Netz, bis ein Menschenmann kommt, das Netz aus dem Gebüsch löst und es mit seinen in Todesangst schreienden Opfern über den steinigen Boden davonschleift . . . ."

So hatte die Schwalbe erzählt, ihr Gefeder sträubte sich auf vor Grauen. Der Spatz saß sprachlos da. Endlich begann er doch zu fluchen über den Strandräuber, den bübischen Strolch, der die arglosen Wesen so heimtückisch einfieng.

„Ich rathe dir, dich zu mäßigen", sagte die Schwalbe in bitterer Ironie. „Sonst könntest du Unannehmlichkeiten haben! Es war durchaus kein bübischer Strolch, es war der Herr Bezirksrichter von Benka-Lica! Ich bin noch weinend, flehend über seinem Haupte gewesen, als er die Beute in sein Haus zog und an den Vogelherd, wo die armen, — armen . . ."

Er konnte nicht weiter. Die kleine Kehle zog sich zusammen in Herzleid. Stöhnend hat er es später herausgestoßen, wie man seine Lieben, eins ums andere, aus dem Netze fieng und den in roher Faust entsetzlich zitternden Geschöpflein den Hals umdrehte. Ihnen den Hals umdrehte, sie briet und verspeiste! Der Herr Bezirksrichter habe dabei mit der Zunge geschnalzt. Ein köstlicher Leckerbissen! —

„Und bist du nicht niedergeschossen und hast dem Ungeheuer nicht die Augen ausgepickt?"

„Die Rache überlasse ich einem Stärkeren!" sagte die Schwalbe. „Du kannst es nicht glauben, Spatz, wie traurig ich dann weitergeflogen bin. Die schönen Sommerfreuden in der Heimat, das junge Familien-

glück — alles ist hin. Noch einmal bin ich in diese Gegend gekommen, die wir so selig unsere Heimat nannten und die mir jetzt so fremd und trostlos geworden ist. Noch einmal will ich die Wipfel und die Giebel sehen, die wir in glücklichen Zeiten umkreist haben. Dann fliege ich weiter."

„Wohin willst du denn?" fragte der Spatz mit Theilnahme.

„Das weiß ich nicht. Wohin, das ist mir gleich, nur fort von den Menschen."

„Deinen Unmuth begreife ich", sagte der Spatz mit wohlwollender Überlegenheit. „Aber du weißt das Neueste nicht. Du weißt nicht, dass die Menschen unter sich einen Bund von Vogelfreunden gegründet haben, der dem Herrn Bezirksrichter von Benka-Lica und seinesgleichen das Handwerk legen will." Die Schwalbe horchte auf. Der Spatz fuhr fort: „Es wird nämlich in ganz Dalmatien und auch in Südtirol die Schindluderei getrieben. Man fängt in diesen Ländern jährlich Millionen von durchziehenden Vögeln mit allen denkbaren Vorrichtungen und Tücken. Durchaus nicht bloß arme Leute, die sonst nichts zu essen haben, auch hochansehnliche Herrschaften! Denn sie machen sich ein Vergnügen daraus, die lieben Singvögel zu morden! Die meisten der armen Thierlein werden aufgefressen von jenen Cannibalen, die schönsten, buntfarbigen aber werden an eitle Frauenzimmer verkauft, und die dummen Urscheln stecken aus lauter Hoffart die kleinen bunten Vogelleichen auf ihre Hüte."

„Unglaublich!" rief die Schwalbe aus.

„Nicht wahr? So etwas kann in einem Narrenthurm doch nicht vorkommen, denn zu solcher Narrheit gehört auch eine gute Portion Schlechtigkeit, Herzlosigkeit! Dieser bunte Kopfputz der „Damen" ist endlich aber den anderen doch zu bunt geworden und sie haben auch einen Bund gegründet, um die abscheuliche Vogelmörderei abzuschaffen. Das wird durch ein Gesetz geschehen und der Erzherzog Franz Ferdinand selber hat sich an die Spitze des Bundes gestellt."

„Ist es doch wahr?" rief die Schwalbe hoch erregt aus. „Heute habe ich unterwegs so etwas gehört von diesem Vogelbunde. Ich konnte es kaum glauben, dass es nebst den bösen Menschen auch noch so gute gibt, aber nun es schon die Spatzen auf dem Dache pfeifen, wird es wohl wahr sein."

„Ich will dir auch sagen, Schwalbenvogel", zwitscherte der Spatz dem anderen vertraulich zu, „dass sogar in diesem Hause, auf dessen Giebel wir sitzen, Leute wohnen, die den Vogelschutzbündlern angehören."

Als die Schwalbe das gehört hatte, hob sie ihr stahlblinkendes Köpflein und sagte: „Auch in diesem Hause? Wenn dem so ist, dann will ich nicht fortfliegen. Dann will ich mich auf meinem alten Familiensitze niederlassen und versuchen, ein neues Leben anzufangen. Das Haus soll gesegnet sein!"

Heitere Erinnerungen eines alten Militärbandisten.

Mitgetheilt von F. X. Freiheim.

Mein erster Hausarrest.

Als ich mich im Juni 1829 freiwillig zur Regiments-Kapelle des 27. Infanterie-Regiments assentieren ließ, stand ich im achtzehnten Lebensjahre. Da aber damals in Graz noch keine Civil-Kapellen existierten, wo ich Gelegenheit gehabt hätte, mein Können zu verwerten, und so meiner Mutter, welche sich als arme Witwe kümmerlich durchbrachte, eine Beihilfe zu leisten, so trat ich freiwillig in obige Regiments-Kapelle ein, dessen Kapellmeister ein früherer Freund meines im Jahre 1827 verstorbenen Vaters war.

Doch kaum war ich einige Tage Soldat, als schon eine Strafe über mich verhängt wurde, ohne dass ich mir ein Vergehen zuschulden kommen ließ.

Es war damals bei der Musikkapelle eingeführt, dass alle Recruten, welche noch kein Jahr dienten, alle kleinen Verrichtungen machen mussten, wie z. B.: Tisch und Boden reiben, Wasser holen, Brot und Tabak fassen, sowie auch bei Platzmusiken das Pultetragen.

Eines Tages, als bei unserem Herrn Obersten eine Tafel stattfand, zu der fremde Officiere geladen waren, wurden wir zur Tafelmusik vor die Wohnung des Herrn Obersten commandiert. Da ich noch keine Parademontur hatte, so musste ich nebst ein paar anderen Recruten und einigen Mann von der Compagnie zu dieser Musik Pulte tragen helfen.

Unser Herr Oberst war wohl ein schneidiger Commandant, aber kein großer Musikkenner; ihm war ein gut markierender Defilier-Marsch oder ein Walzer von Lanner oder Strauß lieber als die schönste classische Musik.

Obwohl unser Herr Kapellmeister womöglich darauf Rücksicht nahm, so wählte er unglückseligerweise als vorletzte Programmnummer die erst neu einstudierte Ouverture zur Oper: L'ultimo giorno di Pompei, welche einen ungewöhnlichen, kurz abbrechenden Schluss hatte.

Gleich darauf ließ der Herr Oberst durch eine Ordonnanz den Regimentstambour heraufholen, dem er sagte, dass die ganze Banda acht Tage Hausarrest und der Herr Kapellmeister am nächstfolgenden Tage zum Rapport zu erscheinen habe.

Obgleich ich bloß Pulteträger, so war ich, als zur Musikbande gehörig, vom Hausarrest nicht ausgeschlossen.

Am nächsten Tage, als der Kapellmeister beim Rapport erschien, war er sehr überrascht, als ihm der Oberst sagte, die Banda hätte das vorletzte Stück umgeworfen.

Erst auf die Versicherung des Kapellmeisters, dass dies nicht der Fall war und die Ouverture von der Musikbanda genau so gespielt wurde, wie sie der Compositeur componierte, hob er den verhängten Hausarrest wieder auf, mit dem Bedeuten, in Zukunft nicht mehr zu spielen.

Der manipulierende Feldwebel.

Einige Tage darauf befahl mir der Regimentstambour, zum Feldwebel meiner Compagnie zu gehen, der mir eine neue Montur für die Parade geben sollte. Damals gehörte jeder Bandist in den Stand einer Compagnie und war bloß der Musikbanda zur Dienstleistung zugetheilt. Den früher vom manipulierenden Feldwebel erhaltenen alten Rock, welcher zu groß und auch schon ziemlich abgenutzt war, ließ ich bei unserem Schneider, welcher auch Bandist war, wenden und neu egalisieren, so dass er frischgeputzt wie neu aussah.

Ich hatte diesen Rock gerade am Leibe, als mir der Regimentstambour den früher erwähnten Auftrag gab, daher auch gleich zum Feldwebel gieng, welchen ich mit dem Gefreiten vom Tage in seiner Monturskammer traf.

Als ich mich meines Auftrages entledigte, gab mir der Feldwebel wieder einen alten Rock und sagte, ich hätte ja ohnehin einen neuen Rock an.

Auf meine Erklärung, dass dieser der alte Rock sei, den er mir vor acht Tagen gegeben, und den ich auf eigene Kosten wenden und neu egalisieren ließ, schrie er: „Verfluchter Kerl! Er will gar noch raisonnieren!“ Dabei griff er nach einem auf einer Monturskiste gelegenen Haslinger und schlug nach mir.

Ohne den alten Rock anzunehmen, verließ ich sogleich die Monturskammer und meldete den Vorfall beim Rapport dem Musikhauptmann, welcher mich dem Regimentsrapport vorführen ließ.

Als ich da dem Herrn Oberst den Sachverhalt erzählte, ließ er sogleich den Feldwebel und den Gefreiten, welcher Zeuge der Misshandlung war, holen, und ich, sowie der Regimentstambour, welcher mich vorführte, mussten im Vorsaal warten.

In kaum einer halben Stunde darauf erschienen die Gerufenen und als mich der Feldwebel erblickte, frug er mich barsch: „Was macht denn Er da?“ worauf ich ganz ruhig antwortete: „Das werden Sie bald erfahren.“

Es dauerte nicht lange, als wir beide vorgerufen wurden, und ich in Gegenwart des Feldwebels meine Beschwerden wiederholen musste, worauf derselbe sich damit entschuldigte, dass er nur im Interesse des Ärars habe handeln wollen.

Hierauf trat der Herr Oberst fast an ihn heran und schrie ihn mit den Worten an: „Haben Sie diesen Mann auch im Interesse des Ärars hinters Ohr gehaut? Vorderhand gehen Sie zum Profoßen. Rechts um.“ —

Mein erster und letzter Roman.

Unter den Verlassgegenständen meines seligen Vaters befand sich auch mehr als ein halber Ries starkes Papier, welches zu seinen Notenschreibereien bestimmt war und worauf er sich die Notenlinien selbst zog.

Da das Papier schon sehr stark gelb war, so beschloss ich, dasselbe in die Kaserne zu nehmen und in meinen dienstfreien Stunden meinen ersten Versuch zu unternehmen, einen Roman zu schreiben, welcher den Titel: „Der Pulverthurm“ führen sollte.

Als ich mit dem Sujet des Romanes im Reinen war, machte ich mich sogleich an die Arbeit und da mir bei meiner kleinen Löhnung von nur täglichen fünf Kreuzer C.-M. die Mittel fehlten, ins Wirtshaus zu gehen, so blieb mir nach den Proben viel Zeit für meinen Roman.

Ich hatte denselben in Quartformat bereits mit Verwendung von fünf Buch Papier geschrieben und auf dem Fensterbrett neben meinem Bett sammt einigen Musikalien verwahrt.

Eines Tages, an einem sogenannten Schlaparamentstag, wo ich nur mehr zwei Kreuzer Wiener Währung besaß, kam mir der Gusto, für diesen Vermögensrest beim Marketender Butter zu kaufen, um mein schon ziemlich trockenes Commissbrot schmackhafter zu machen, was ich auch ohne langes Bedenken ausführte. Als ich das Papier besah, worauf das kleine Stückchen Butter lag, bemerkte ich, dass das darauf Geschriebene meine Handschrift sei und beim Durchlesen derselben erkannte ich mit Entsetzen, dass das Stück Papier aus meinem Roman war. Ich sah gleich in meinem Manuscipte nach und gewahrte, dass darin mehr als hundert Blattseiten fehlten.

Ergrimmt gieng ich sogleich zum Marketender und fragte ihn, wer ihm das Papier gebracht hätte, doch wusste er keine andere Auskunft zu geben, als dass ihm ein junger Soldat im Zwilchrocke mehr als ein halb Buch Papier für eine Portion Fisolen mit Essig und Öl überlassen

habe, was den Wert von vier Kreuzer W. W. ausmacht, auch sei das Blatt, worauf meine Butter lag, das letzte, das er noch besaß.

Nach dieser Wertschätzung meiner beinahe zweimonatlichen Arbeit vergieng mir die Lust, den Roman zu ergänzen, und als ich eines Tages vergeblich in meine Börse blickte, um eine Kleinigkeit für den etwas rebellisch gewordenen Magen herauszufinden, nahm ich den Rest meines Manuscriptes und opferte es für zwei Portionen Fisolen mit Essig und Öl.

Die Diebsmausfalle.

Bevor unser Regiment nach Italien abmarschierte, wurde die Regiments-Kapelle für Garten-Concerte stark in Anspruch genommen, wobei die meisten auch viel Geld verdienten.

Da kam es in zwei Nächten vor, dass in der ersten Nacht einem Bandisten zwanzig Kreuzer und in der nächsten Nacht wieder einem anderen zehn Kreuzer C.-M. aus ihren Börsen verschwanden, ohne dass man auf irgend einen der Zimmergenossen Verdacht haben konnte.

Obgleich ich mein Geld in der Börse, wie alle anderen Kameraden, im Hosensack stecken ließ und dieselbe vor dem Schlafengehen an einen Nagel der Brotstelle aufhieng, so wurde sie doch längere Zeit vor fremdem Eingriff verschont. Ich nahm mir aber ungeachtet dessen fest vor, den Dieb zu fangen, zu welchem Zwecke ich mein Geld, welches aus acht Silberzwanzigern und einem Silberzehner bestand, in Gegenwart mehrerer mit mir am Tische sitzenden Bandisten zählte, wobei mir einer derselben sagte: „Du hast viel Benise.“

Tags darauf, als die Tagreveille geschlagen wurde, stand ich sogleich auf, besah meine Börse und fand, dass mir der Silberzehner fehlte. Der Dieb war sehr bescheiden. Ich gieng dann von Bett zu Bett und als ich zu jenem kam, worin der schlief, der sich tags vorher über mein vieles Geld wunderte, weckte ich denselben und hielt ihm meinen Handspiegel vors Gesicht mit den Worten: „Kerl, wie bist denn du im Gesicht und an der rechten Hand so schwarz geworden?“ Er sah verblüfft hinein und sagte bloß: „Waß i nöt!“ Ich aber erwiderte darauf: „Ich will dir's sagen, Hallunke! In meine Hosentasche hast hineingegriffen, in der ich nebst der Börse auch Kienruß hineingesteckt hatte, um den Dieb zu fangen.

Er hat's weiter nicht geleugnet, sondern für den Zehner, den er zurückgab — fünfundzwanzig bekommen.

Der Ball beim Festungscommandanten.

In den letzten vier Tagen zu Mantua, vor dem Abmarsche unseres Regimentes ins Lager war unsere Kapelle, insbesondere die Hautboisten-Abtheilung, welche auch mit Streichorchester bei Bällen die Musik besorgte, so sehr in Anspruch genommen, dass zum Schlafen fast keine Zeit übrig blieb.

Am vorletzten Tag vor dem Abmarsche gab auch der Festungscommandant von Mantua den Officieren der Garnison einen Ball in seiner Wohnung, bei welchem sich nebst anderen Generalen auch Feldmarschall-Lieutenant Graf Radetzky einfand. Alle Honoratioren von Mantua waren dazu geladen. Die Hautboisten-Abtheilung, welche die Ballmusik zu besorgen hatte, bestand mit Zuhilfenahme von sechs Bandisten aus sechzehn Mann. Das Orchester war erhöht in einer Ecke des Saales untergebracht. Als Dirigent fungierte der Hautboist Groß, welcher ein guter Violinspieler war und die meisten Tanzpièçen sogar auswendig spielte, aber dem Schlafe sehr ergeben war, besonders wenn er mehrere Nächte nicht vollständig ausschlafen konnte.

Es passierte ihm bei diesem Balle etwas, das niemand für möglich hielt, denn als vor der Raststunde ein Cotillon getanzt wurde, wobei FML. Radetzky mit dem Festungscommandanten gerade unterm Orchester stand, und mit selbem conversierte, fiel ersterem plötzlich die Violine des Dirigenten Groß auf die Achsel, welcher sie auch auffieng und auf das Orchester sah, dabei aber laut zu lachen anhub, denn Groß hatte die Augen fest zu und spielte mit dem Fidelbogen auf seinem linken Arm, an dem er mit den Fingern alle Griffe machte, als wenn er die Violine noch in der Hand hätte.

Dieser Vorfall kürzte den Cotillon ab. Radetzky reichte selbst dem plötzlich erwachten Dirigenten die Violine, und erkundigte sich um die Ursache seiner großen Müdigkeit und sagte, als er von der übermäßigen Anstrengung hörte: „Dass man unter solchen Umständen schläfrig werden kann, das begreif' ich, aber wie Sie schlafend geigen können, das begreif' ich nicht."

Und für das Geigen im Schlafe gäb's keine Strafe.

Schwärzer-Geschichten.

Von **Josef Wichner.**[1])

In Bezug auf das Schwärzen oder Paschen oder Schmuggeln habe ich mir meine Meinung schon längst gebildet. Mag nun dasselbe, von den etwaigen und oft recht großen Gefahren an Leib und Leben abgesehen, an und für sich eine oder auch keine Sünde sein, wie selbst die Gottesgelehrten streiten, eines ist mir gewiss: Ein wahrhaft vollendeter und sittlich vollkommener Mensch thut's nicht!

Da ich mir aber durchaus nicht einbilde, sittlich vollkommen und ein durchaus gefestigter Charakter zu sein, da ferner auch der Tiroler Jakl seine Mängel und Gebresten erkennt und da endlich selbst der hochwürdige P. Cyprian aus dem ehrwürdigen Orden der minderen Brüder . . . jeden Tag Reue und Leid erweckt, so haben halt wir drei auch einmal geschmuggelt oder zollpflichtige Waren an den gestrengen Nasen der noch gestrengeren Finanzbeamten oder Grenzjäger vorbeigetrieben . . . möge uns der heilige Ärarius, der besondere Schutzherr und Wohlthäter des bewaffneten Friedens, die längst verjährte Schuld in Anbetracht des hier folgenden offenen Bekenntnisses in Gnaden erlassen und den verübten Betrug verzeihen!

1. Wie ich geschwärzt habe.

Wer in der Erdkunde oder auch nur in der Kunde von Europa halbwegs bewandert ist, der weiß, dass kaum ein Flecklein Erde zum Schmuggeln so vielfach Gelegenheit bietet, als der nasse Bodensee, über den die Dampfer allweil aus einem Staat in den anderen fahren, aus der Schweiz nach Baden, aus Baden nach Württemberg, aus Württemberg nach Bayern, aus Bayern nach Österreich und aus Österreich wieder in die Schweiz, und darum ist einmal meine blonde Freundin, eines

[1]) Aus „Nimm und lies!“ Ein Schock neuer Geschichten, Schwänke und Gedanken von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1897.) Ein neues Buch von Josef Wichner braucht man bloß anzuzeigen und siehe, mit beiden Händen greifen darnach seine zahlreichen Freunde. Etwas ganz Köstliches gibt's in jedem Bande. Die Red.

Schulkameraden und nunmehrigen Rechtshelfers ehrsame Frau, der Versuchung erlegen und hat sich herausgenommen, eine herrliche Gliederpuppe, die nicht nur die Augen öffnen und schließen, sondern sogar „Papa“ und „Mama“ sagen konnte, aus dem Badischen ins Österreichische hinüber zu zaubern, und weil ich damals gerade die Fahrt über die ganze Länge des Sees mitmachte, so fragte sie mich um Rath, wie denn das Kunststück am sichersten zu bewerkstelligen sei.

Aber lehre einer eine Tochter Evas das Schwärzen!

Sie macht gewiss, ich wette hundert Zwetschkenkerne gegen eine Nuss, alles verkehrt und geräth in dem Augenblicke, da nur Selbstbeherrschung retten kann, in eine solche Verwirrung, dass sie nimmer weiß, ist sie der Herr im Hause oder ist sie's nicht.

Auch meines Freundes wackere Gattin blieb den Grundsätzen echter Weiblichkeit getreu.

Sie band die liebe Puppe, meiner Weisung gehorchend, wohl so an ihren Leib, als wolle sie gelegentlich mit ihr den Tod in den Wellen suchen, sie warf auch ihren Mantel in kühnem Schwunge darüber, also dass es den Anschein hatte, als trage sie, der damaligen Mode entsprechend, eines jener berühmten Parisergewölbe, wie der Hund Atlas eines fand;[1]) aber . . . wie sie mit bebenden Händen die Knoten verschlungen hatte, das ist mir heute noch ein Räthsel.

Genug . . . als sie im österreichischen Hafen die Landungsbrücke betrat, da . . . schleifte sie das arme Kind an der langen Schnur auf dem Boden hinter sich her, als sei mitten im Sommer eine Schlittenpartie verabredet worden.

In solch einem Augenblicke hilft nur entschlossenes Handeln ohne jegliche Unterhandlung, und also bückte ich mich, ergriff das unselige Geschöpf und steckte es blitzschnell unter meinen Rock, den ich vorsichtshalber gut zuknöpfte.

Nun aber waren wir beide, die blonde Freundin und ich, durch die verhexte Schnur verbunden und mussten so an den Argusaugen der Zollbehörde vorüberwandeln.

Augenblicks schloss ich die Augen, tastete mit suchendem Stocke und unsicheren Füßen hinterdrein und . . . hörte zu meiner großen Genugthuung:

„Ach . . ., der arme, blinde Mann und die bedauernswerte junge, schöne Frau!“

Im selbigen Augenblicke aber ist's mir kalt durch den Leib gefahren; denn ich hab's auf einmal gefühlt, es sei eigentlich ein Frevel, ein Leiden zu heucheln, mit dem uns Gott strafen könnte.

---

[1]) Vergl. die Erzählung „Atlas der Gewölbträger“ in den „Alraunwurzeln“.

Na . . ., und da hat die Tochter Evas, die zum Frevel den Anlass gegeben, wie alles glücklich vorbei und die Puppe gerettet ist gewesen, halt auch ihren Text bekommen . . . ich bin bekanntlich nichts weniger als „galant“, und selbst, wo ich an das Geschlecht, das immer gehätschelt sein will, etwelchen Honig verschwende, ist stets etwas beißender Senf dabei.

2. Wie der Tiroler Jakl geschwärzt hat.

Der Tiroler Jakl hat das Schwärzen über die Nordtiroler Kalkalpen als lohnendes Geschäft betrieben, nicht bloß zum Spasse, wie ich und meines Freundes . . . besonnene Frau.

Und dieweil es ihm zu umständlich war, allweil über die höchsten Höhen zu kraxeln, um den neugierigen Grenzwächtern auszuweichen, so verfiel er auf allerlei Finten, und eine derselben sei folgende gewesen:

Einmal wollte er, ich weiß nicht, welche kostbare Ware aus dem Bayerlande ins Innthal hinüberbringen, und weil er sich dachte, auf einer guten Fahrstraße gehe so etwas viel bequemer vonstatten, als auf einem halsbrecherischen Grate, so kauft er im Bayerlande unweit der Grenze einen geräumigen Holzsarg, wie er sich etwa fürs Wamperle in seinen besten Jahren geschickt hätte,[1]) pfropte die Ware hinein, schloss den Deckel und ließ den Sarg von vier gemieteten Trägern am Zollhause vorbeitragen. Er selber gieng, den Hut in den Händen drehend, hinterdrein und betete laut ein Vaterunser ums andere, und es klang das gar schauerlich, weil er als guter Tiroler Sänger einen hochgewölbten Schallboden am Halse trug. Den neugierigen Wächtern aber erzählte er, der Scheibentoni, sein Bruder, sei beim „Zeigen“ auf der Schießstatt verunglückt, und da zuckten auch die Wächter alle ihre Hüte und sprachen für die Seele des Todten ein andächtig Gebet.

Der Jakl aber hat am selbigen Abend aus dem Schallboden heraus zu seinen Freunden gesagt:

„I hob's eh nit ong'logen, die Lotter, und wohr ischt's, was i hob' g'sogt. Oder, Leutl'n, ischt der Toni nit wirklich verunglückt beim ‚Zoag'n?‘ Freilich . . . scho' vor epper a zehn Jahrln, und doss er drin ischt, in dera Kischten, dos hob' i eh nit g'sogt!“

O . . . du Hauptschlankl!

Die Nachahmung aber empfehle ich doch nicht, einmal, weil man mit dem Tode und mit heiligen Dingen keinen Spott treiben soll, sodann weil die Wächter nun schon gewitzigt sind, also dass sich einer schön

[1]) Vergl. die Erzählung „Arms Wamperle“ in der Sammlung „Aus der Mappe eines Volksfreundes“.

anschmieren thät, wollte er den nämlichen Kniff nochmals versuchen, endlich, weil das Schwärzen nun einmal kein behördlich gestattetes Gewerbe ist und es in einem Staate schlecht aussähe, wenn alle Leute übern Zaun tragen wollten, was nach dem Gesetze beim Gartenthürlein nicht ein noch aus darf.

3. Wie der Pater Cyprian geschwärzt hat.

Der Pater Cyprian, ein armer Kapuzinermönch, fuhr einmal auf der Eisenbahn über die Landesgrenze, und in der nämlichen Wagenabtheilung saß eine Frau, die wollte dem Gesetze auch eine Nase drehen, hatte aber nicht den Muth dazu.

Sie hatte in der Hauptstadt des Nachbarreiches feine Brabanter Spitzen für ihr neues Ballkleid eingekauft, und die sollten als blinde Reisende durchs Zollhaus hindurchmarschieren.

Je näher aber der Zug zu der Grenze kam, umso stärker pochte der Dame das Herz im Bewusstsein ihres Unrechtes und in der Angst vor dem berühmten elften Gebote, und endlich sagte sie zum freundlichen Pater, der schon lange mit den Reisenden recht leutselig gesprochen hatte und seine Dose fleißig herumreichte:

„Ich bitte, Hochwürden, helfen Sie mir aus der Verlegenheit und stecken Sie diese Spitzen in Ihre Kapuze; bei Ihnen sucht gewiss kein Mensch, und so bringe ich sie glücklich hinüber!"

Der einem harmlosen Spasse nicht abgeneigte Mönch entgegnete, er sei gerne bereit, der Frau einen Dienst zu erweisen; nur dürfe sie bei ihm als einem Ordensmanne nicht voraussetzen, dass er sich zu einer Lüge gebrauchen lasse. Würden ihn die Beamten fragen, so werde er ohne weiters die reine Wahrheit sagen, ohne sich um die etwaigen Folgen zu kümmern.

Die Frau gieng in der festen Überzeugung, dass ein Bettelmönch sicher „unangefochten" über die Grenze komme, auf alles ein und steckte dem gefälligen Pater das Päckchen in die Kapuze; doch . . . siehe, kaum betraten die Reisenden die Zollhalle, da reckte ein besonders neugieriger oder auch gut aufgelegter Grünrock den Hals und schrie:

„Hochwürden . . . nichts Steuerbares?"

„Gewiss", sagte der Pater und hob die arg zerfranste Kutte ein wenig in die Höhe, „ich habe Brabanter Spitzen zu einem Ballkleide."

Da erhoben die Beamten ein unbändiges Gelächter über die feinen Brabanter Spitzen und ließen den Ordensmann unbehelligt seines Weges ziehen, und also konnte die Dame ihre Ware wieder in Empfang nehmen.

Dies sind die drei versprochenen Schwärzergeschichten.

Dieweil aber jeder Sänger, und wenn auch nur zwei Hände Beifall klatschen, alsogleich noch ein Gesätzlein draufgibt, so erzähle ich zu guter letzt, dass einmal eine Dame, da sie sich der Grenze näherte, einen ihr fremden Mitreisenden ersuchte, ihr zur Schädigung des Ärars behilflich zu sein, indem er die von ihr im Auslande gekauften Dinge in seine Tasche stecke.

Der „galante" Mann that auch ganz nach dem Willen der Frau, und so kamen sie glücklich über die Grenze.

Hier stellte der artige Herr die „aus den Fingern der Kroaten geretteten Schätze" zurück und sagte mit höflicher Verbeugung:

„Ich bitte recht sehr, meine Verehrteste, in Zukunft einen anderen Mann mit der heikeln Aufgabe zu betrauen; denn . . . ich bin der Finanzinspector und dürfte mich zu solchen Unternehmungen nicht mehr hergeben!"

Gut, dass der Boden fester war als zu Brüx im Böhmerlande, sonst . . . wäre die Dame wenigstens bis zum Kopfe oder noch weiter hineingesunken!

Wieder einmal bei den Berlinern.

Aus dem Reisetagebuch des Herausgebers.

Da hat der Verein „Berliner Presse" mich eingeladen, hinabzukommen und zu Gunsten seiner Witwen und Waisen den Berlinern etwas Steirisches vorzulesen. Unter der Bedingung, dass sie mit mir keine Geschichten machen, habe ich zugesagt.

„Aber Waldbauernbub!" hat mich jemand aus dem Reiche angerufen, „was hast denn du in Berlin zu suchen?"

„Menschen."

„Wie? Menschen? In dieser modernen Großstadt? In diesen Kreisen, die mit so viel Hochmuth auf alles blicken, was nicht Berlinerisch ist, deren zersetzender Geist gerade das Gegentheil ist von der warmherzigen, deutschen Volksseele, die du ihnen vielleicht näher bringen könntest?"

„In *diesen* Kreisen suche ich wahrlich meine Leute nicht. Und doch werde ich sie finden. Wien, Berlin, Paris hat so gut seine schlichten treuherzigen Menschen, als das Alpendorf, aber sie sind nicht so in der Oberfläche, sie sind mehr in der Tiefe, wo Arbeit und Leid die Frivolität nicht so aufkommen lassen. Auch schon bei den Witwen und Waisen der Modernen fangen die Menschen an. Ich gehe nach Berlin." Denn im Grunde war ich selber recht gespannt darauf, ob und inwieweit Berlin noch das alte wäre, wie vor Jahren.

Unterwegs im trauten, sonntägigen Dresden hielt ich Rast. Es ist ein wahres Herzensverhältnis zwischen den Sachsen und Steirern und da bangte mir allerdings ein wenig vor dem Contrast in Berlin. Zu Dresden war im Dampfwagen ein bequemes Gelass angewiesen worden, zum einsamen Sinnen. So rollte es nun die Ebene hinab zwischen Kieferwäldern, Wasserflächen und Windmühlen. Nach drei Stunden verblich sachte der sonnige Himmel, im Norden stand es, wie ein bleigraues Gewitter und in diese finstere Atmosphäre fuhren wir hinein. Es ist der Rauch-, Staub- und Dunstkreis von Berlin.

Als ich nach Berlin kam, war das erste, mich vor Berlin zu verstecken, denn mir gieng's nach Ruhe und Sammlung, und ich fand sie in stillem Freundesheim. Zweimal kroch ich hervor. Ein Besuch bei dem Landsmanne Rudolf Falb, der, zum frühen Greise geworden, es im Siechenstuhle büßt, dass er seine Kraft und Gesundheit einst als Forscher in den Wildnissen von Südamerika zurückgelassen. Aber in heller Freude schlug er nun die Hände zusammen über den großartigen Erfolg der Falbspende, die durch Freundesbestrebung die Höhe von 75.000 Mark erreicht hatte! — Der zweite Besuch bei Spielhagen, wo ich mit ein paar lieben Freunden im Familienkreise höchst anregende Stunden verlebte. Der berühmte deutsche Romanschriftsteller gehört zu jenen glücklichen Naturen, die im brodelnden Hexenkessel der Großstadt die Unbefangenheit für behagliches und harmonisches Menschenleben sich zu bewahren wissen. Auch er fühlt die Vereinsamung in der ungeheueren Backsteinwildnis Berlins, mitten in dem gährenden Aufwuchern einer neuen Zeit, die unheimlich ist, weil man sie noch nicht kennt; andererseits ist die Großstadt sein Lebenselement und das Feld seines schöpferischen Geistes. In einer Behausung, die nach unseren dörflichen Begriffen geradezu fürstlich ist, umgeben von geschmackvoller Pracht, schreibt Spielhagen seine Werke. Mit der Beruhigung, dass manchmal auch die Deutschen ihre Lieblingsdichter gut zu halten wissen, habe ich mich von dem Verfasser der „Problematischen Naturen“ frohgemuth verabschiedet.

Mittlerweile hatte sich die Nothwendigkeit herausgestellt, zweimal zu lesen, das heißt, die steierische Vorlesung am nächsten Tage zu wiederholen. Die Zuhörerschaft der beiden Vorlesungen war eine ziemlich unterschiedliche. Bei der ersten die Mitglieder der „Berliner Presse“, großentheils mit einem ironischen Lächeln in den Mundwinkeln und den kritischen Stift in der Hand; bei der zweiten die Menschen, die ich suchte. Der Beifall ließ wahrlich nichts zu wünschen übrig. Und auch die Presse gab sich rührende Mühe, liebenswürdig zu sein. Aber noch ein anderes empfand ich, besonders am zweiten Abende, ein wortloses, innig warmes Grüßen, ein Versichern aus beseelten Augen, dass der norddeutsche Volksgeist den süddeutschen recht gut versteht, ja noch mehr, dass er im Grunde ein

und derselbe ist. Und das Hinabtragen unseres oberdeutschen Wesens in die nördlichen Flächen, und das Mitheimnehmen dessen, was dort gut und tüchtig ist, kann man wohl als eine Aufgabe deutscher Wanderpoeten betrachten.

Im übrigen wiederholten sich die Dinge. Manche waren — und sie sagten es am nächsten Tage rundweg in der Zeitung — anfangs von dem steierischen Poeten auf das lebhafteste enttäuscht. Wenn man einen stattlichen Älpler mit Kniehosen und blondem Vollbart erwartet, einen derben Bajuwaren mit tiefem Bierbass — und es kommt ein schlankes Männlein herein, von dem man zuerst nicht weiß, ist es ein Schulmeisterlein, der das A-B-C verbreitet, oder ein Landpastor, der aus der Bibel vorlesen will, oder ist's doch richtig der Schneider, der sich an den Leuten Maß nehmen will! — Als wir aber einige Zeit beisammensaßen, schienen die Enttäuschten sich etwas zu erholen und zu befreunden mit dem A-B-C und der Bibel und dem Menschenmessen des bebrillten Steirers im schwarzen Rocke.

Am nächsten Tag cursierte die Mär von dem „ehemaligen Schneidergesellen", die zu schön ist, um wahr zu sein. Wenn der Schneidergeselle ein Feldherr, oder ein Republikpräsident, oder ein Schauspieler, oder ein Dichter wird, so ist das eben viel großartiger, als wenn das einem Kaufmanne oder einem Soldaten oder einem Professor passiert, und manchmal schon kam es mir vor, dass gut die Hälfte meines bescheidenen Rufes in der — ehemaligen Schneidergesellenexistenz besteht. Schade nur, dass es mit dieser historischen Vergangenheit nicht ganz richtig ist. Schneidergeselle bin ich nie gewesen. Ich war Bauer. In meiner Jugend ein paar Jahre mit einem Bauernschneider im Gebirge herumgezogen, habe ich es jedoch über den Lehrling nicht hinausgebracht. Als die Arbeit karg wurde, ich aber mit einiger Umständlichkeit ein Beinkleid zusammennähen konnte, sagte mein alter Meister: „Von mir aus bist jetzt frei." Aber nicht in dem Sinne, als wäre ich nun vom Lehrling zum zünftigen Gesellen avanciert, sondern vielmehr in dem Sinne, als könne ich nun gehen, wohin ich wolle. Allerdings, als ich in die Stadt gieng, begriff es der gute Alte nicht, wie einer das brave Handwerk mit der windigen Stadtzodelei vertauschen könne. Also mit dem Schneidergesellen ist's nichts, und das habe ich einmal deutlich sagen wollen, auf die Gefahr hin, dass mein Renommee nun beim Teufel ist. Gewisse Geschichtlein der „Waldheimat" sind überhaupt mit einiger Vorsicht aufzunehmen, der Mann, der sie geschrieben, ist nicht bloß Autobiograph, sondern nebenbei vielleicht auch ein klein bisschen Dichter. Diese Vermuthung wird sogar eingangs jenes Buches angedeutet.

Nun noch einmal zu den Berliner Vorlesungen. Dort las ich auch das schöne Stieler'sche Gedicht: „An Anfrag", in welchem ein Bauer

seine drei Söhne auf den Schlachtfeldern Frankreichs verliert. Nach Schluss dieses ergreifenden Gedichtes blieb es im Saale todtenstill. Am nächsten Tage las ich in den Zeitungen darüber folgende Erklärungen. Nummer 1, das Gedicht hat so tief erschüttert, dass man die Stimmung durch Beifall nicht entweihen wollte. Nummer 2, das Stieler'sche Gedicht, deren Tendenz sich gegen den Krieg kehrt, wurde bei uns in Preußen abgelehnt. Nummer 3: Beim Stieler'schen Gedichte gieng ein Hauch tiefer Bewegung durch den Saal. Möchten es unsere Dichter nur recht oft, und besonders auch hier betonen, dass die Deutschen nicht bloß Krieger und Journalisten, sondern auch nebenbei noch Väter, Mütter, Söhne, Brüder und Schwestern sind. — Sehr köstlich war das Blatt Nummer 4: Wie kommt ein steierischer Bauer dazu, seine Söhne auf den Schlachtfeldern von Wörth, Orleans und Sedan zu verlieren? Was geht diese Sache die Steirer an? — Mit Verstattung, ich habe es deutlich gesagt, dass das Gedicht nach dem Bayerischen des Karl Stieler ins Steierische übersetzt wurde, ungefähr, wie man den Homer ins Deutsche übersetzt, ohne dass jemand veranlasst werden soll, zu glauben, die Helden der Odyssee wären Deutsche gewesen. — Und wenn der schneidige Recensent meint, dass uns deutsche Steirer der Krieg vom Jahre 1870 nichts angienge, dann soll er seine nationale Zeitungspolitik bloß hübsch auf den Nagel hängen und sein Brot anderweitig suchen.

Der Director des Schillertheaters ließ sich einfallen, gelegentlich meiner Anwesenheit das Volksdrama „Am Tage des Gerichts" zu geben. Ich erschrak. Werden die Leute nicht sagen: Aha, das hat der Autor eingefädelt und jetzt will der Mann von der Berliner Presse sich gleich den Dank für die Vorlesungen holen? — Mich hat's recht vom Herzen gefreut, dass die Presse den Zweck meiner Vorlesungen würdiger aufgefasst und das Stück leidlich verklöpfelt hat.

Ist also an einem und demselben Abende Berlin vom steierischen Poeten an zwei Seiten angegriffen worden, im Westen wurde steierisch gelesen, im Osten steierisch gespielt. Das Schillertheater sandte nach der Vorlesung Wagen und Nachricht herüber, die Leute schrien, ich solle rasch kommen und mich verneigen. Ich war zu erschöpft. Auch bekommt der Mensch durch das viele Verneigen leicht einen krummen Rücken. Die Aufführung des Stückes soll übrigens eine ausgezeichnete gewesen sein. Sie erfuhr eine große Anzahl von Wiederholungen.

Ich hatte in der großen Stadt an der Spree viel mit Unwohlsein zu kämpfen. Besonders war es eine starke Heiserkeit, die den zweiten Leseabend in Frage stellte. Der Arzt suchte die Stimmbänder mit Medicinen und Sect aufzufrischen, ich gebot ihnen: Ihr müsset! Und sie gehorchten. Die theils rauhe, theils schrille Stimme ist den steierischen Bauern und alten Bäuerinnen gar nicht so übel zustatten gekommen.

Trotz des leidenden Zustandes war ich in Berlin sehr gehobener Stimmung, und das ist wohl kein Wunder bei den Auszeichnungen, die ich von allen Seiten erfuhr, bei dem Verständnisse und der Herzenswärme der Zuhörer, bei der liebevollen Fürsorge der Freunde, und endlich bei dem Umstande, dass es mir möglich ward, den Erwartungen des Vereines zu entsprechen. Als diese Pflicht erfüllt war, bin ich allerdings mit dem ersten Zuge heimwärts gedampft, hinauf gegen die hohen Alpen, aus denen sich's einmal zur Abwechselung so gut von oben herabschauen lässt — auf Berlin.

Kranzspenden.

Aus der Zeitschrift: „Das Leben".

Es ist eine schöne Sitte, dass man die Todten mit Blumen zu Grabe geleitet und dann auf ihrem Grabe noch einen Blütengarten pflanzt und pflegt. Der Brauch ist wohl auch nicht neu; er stammt — ich weiß wirklich nicht viel davon — aus alten Zeiten und findet sich bei vielen Völkern und in mannigfachen Formen vor.

Zur Entstehung mag er wohl gekommen sein aus der Weltanschauung des allgemeinen Mitgefühles heraus, aus dem Mythos oder der recht eigentlich ästhetischen Naturanschauung, die alles Wahrnehmbare ganz von Gefühl erfüllt ansieht und die Welt als eine Gesellschaft gefühlvoller Geisterseelen auffasst. Ja, ich möchte sagen, es ist dies geradezu eine Forderung, ohne die eine Kunst gar nicht möglich wäre. Der Künstler braucht das Mitgefühl der Natur beim kleinsten Werk, und jeder Naturgenuss beruht im Grunde darauf; man könnte der Natur gar kein wahres tiefempfundenes Interesse entgegenbringen, sähe man sie nicht mit fühlenden Geistern erfüllt.

Und wie man hinausgeht in den Wald, ans Meer, in die Öde, und ihnen, die uns voll Mitgefühl umgeben, sein Leid klagt, so legt man auch Zweige und Blüten auf die Bahre eines lieben Todten, dass sie mittrauern, die Trauer mehren helfen, dass sie theilhaben an unserem Schmerze. Auch mag die Vereinigung blühender Blumen und grünender Zweige mit dem Leichnam, mit dem Bahrtuche, als Symbol der unzertrennlichen Einheit des Lebens mit dem Tode gedacht und empfunden worden sein. Und schon darum ist die Sitte schön, weil sie symbolisch ist, und weil sie einen schönen Gegensatz und harmonischen Einklang enthält. Vielleicht wollte man sich endlich von der, viele erschreckenden

Vorstellung des Todes, von dem Bilde des grinsenden Schädels befreien, indem man diesen mit Rosen bekränzte. — — —

Von all dem Empfinden ist, mit Ausnahme vielleicht des letzteren, aus der Todesscheu entspringenden, heute keine Spur mehr bei den zu einer lästigen, häßslichen und widerlichen Unsitte gewordenen Kranzspenden.

Stirbt uns ein Verwandter, Freund oder Bekannter, so erheischt es die Sitte, dass man zum Beweise besonderer Theilnahme den Hinterbliebenen einen Kranz ins Trauerhaus schickt. Man läßst sich natürlich nicht lumpen, und da sich ein gewisses Gegenseitigkeitsverhältnis herausgebildet hat, und man auch beileibe nicht hinter anderen Freunden in der Güte und Schönheit des Gebrachten zurückstehen will, so hat sich die Kranzindustrie zu großer Vollkommenheit entwickelt; sie hat aber auch die bizarrsten und geschmacklosesten Formen angenommen; denn sie ist eben auch der Mode und damit allen Übertreibungen und Lächerlichkeiten unterworfen.

Und was ist der Effect? Vom ästhetischen Gesichtspunkte kann man gewiss nicht sagen, dass drei Kränze schöner sind als einer, zehn schöner als zwei; also dem Schönheitsbedürfnisse verweinter Augen und betrübter Seelen wird durch einen Haufen Kränze kein Genüge gethan — und den Todten in der Truhe ficht es nicht an. Ich finde schon die Form des Kranzes unschön.

In den Schmerz der Hinterbliebenen jedoch mischt sich ein peinliches Empfinden: Jeder neuanlangende Kranz bedeutet eine Verpflichtung zu gleicher Spende bei Todesfällen in der Familie der Spender. Und dabei wird die Sache geschäftsmäßig trocken, häufig ohne alles Mitgefühl abgethan; gewöhnlich ist es Ärger und Unlust, was man fühlt, nicht Trauer. Man erhält die Todesanzeige. — „Oh je! Da müssen wir einen Kranz kaufen!" Wenn's auch nicht der erste Ausruf ist, so ist's doch eine der ersten Empfindungen. Die Unsitte der Kranzspenden wirkt daher in vieler Hinsicht auch verrohend. Man zahlt fünf Gulden, zehn Gulden oder noch mehr, weil man muss, weil man einem gesellschaftlichen Zwange unterliegt — man drückt seine Theilnahme in echt moderner Weise in Geld oder Geldeswert aus. Dabei hat man überdies das höchst unbefriedigende Gefühl, dass „ein Dritter sich freut", und das ist der Kunstgärtner und Kränzefabrikant. Der streicht lachend sein Geld ein — und ein schönes Stück Geld! Denn bei Kranzspenden läßst man sich, wie gesagt, nicht lumpen, und man scheut sich auch, bei solchem Anlasse zu feilschen!

Manchem aber thut dieses Zahlen bitter weh; so unvermuthet fünf, zehn oder mehr Gulden für n i c h t s hingeben zu müssen, ist nicht jedermanns Sache und Vergnügen, und alle empfinden dabei das Unsittliche einer wirklichen Vergeudung.

So ist diese Unsitte wohl allen zum Ekel geworden, alle empfinden sie geradezu als einen Unfug — aber mit der Abschaffung will natür-

lich keiner den Anfang machen. Feiner empfindende Seelen lassen zwar auf die Todesanzeige die radicale Bemerkung drucken: „Kranzspenden werden dankend abgelehnt". Aber das ist auch nicht das rechte. Es schafft keinen Ersatz für das, was man entziehen will; auch steckt vielleicht noch etwas anderes dahinter: „Wir geben daher selbst auch keine Kränze". Dann ist es eigentlich eine Ablehnung werkthätiger Theilnahme, die ein kaltes, abweisendes, individualistisches Moment enthält.

Ich möchte etwas anderes vorschlagen. Man setze auf die Todesanzeigen ungefähr die folgende Bemerkung: „Die Beträge für die zugedachten Kranzspenden wollen dem wohlthätigen Vereine N. N. zugewendet werden". Wenn man seine Leute kennt, mag man sich vielleicht noch den Zusatz erlauben: „Das Namensverzeichnis der P. T. Spender wird im X-Blatte veröffentlicht werden". Oder aber die wohlthätigen Vereine schaffen sich hübsche, vielleicht auch künstlerisch ausgeführte Karten an, welche die Mittheilung enthalten: „Frau oder Herr A. hat aus Anlass des Todes von Frau oder Herrn B. dem gefertigten Vereine zu Gunsten der Armen den Betrag von x Gulden gewidmet". Diese Karten werden dann vom Vereine den trauernden Hinterbliebenen ins Haus geschickt. Wird diese das nicht erheben? Werden es nicht Tropfen lindernden Balsams in die brennende Wunde sein, zu wissen, dass nun manche andere Sorge, mancher Schmerz von armen, auch bedrückten Mitmenschen gestillt, manche Zähre getrocknet werden wird?

Und ich stelle mir vor, es wird dann auch hier eine Concurrenz wachgerufen werden; das wird aber ein edler, schöner Wettstreit sein — wenigstens nach dem Erfolge. Um die Motive kümmere ich mich nicht, das soll jeder mit sich selbst ausmachen. Ich bin sogar der Meinung, ein Appell an die ethischen Gefühle wird nicht so wirksam sein, als wenn man es dahin brächte, dass die Sache — Mode wird.

Mein Vorschlag richtet sich daher zunächst an die Damen der „Gesellschaft", die die vornehmsten und maßgebendsten Sclavinnen der Mode sind. Sie haben oft, meine verehrten Damen, den Fasching durchwüthet und durchtanzt, zwar auch vielfach, was Ihren edlen Herzen Ehre macht, „zum Besten der Armen"; nun aber streuen Sie Asche auf Ihre schönen Häupter und bringen Sie meinen Vorschlag — 's ist ein rechter Aschermittwochsvorschlag — in die Mode! Sie brauchen nicht einmal den so schwierigen Anfang zu machen! Ich habe — mitten im Fasching — den gleichen Vorschlag bereits einer kleinen Gesellschaft befreundeter Herren gemacht, die ihn geradezu mit Begeisterung aufgenommen haben, und alle verpflichteten sich freiwillig, ihrerseits in dieser Weise vorzugehen und die neue schöne Sitte zu verbreiten.

Und eine schöne Sitte würde es werden! Welch tröstlicher Gedanke, mit seinem Tode Schmerzen anderer zu stillen, Noth zu lindern! Wie

köstlich und beruhigend zu denken, dass nicht mehr das Schmunzeln des Kranzbinders, sondern fromme Gebete und Segenswünsche aus dankerfüllten Herzen uns auf der letzten großen Reise geleiten werden! Das wäre ein rechtes „sociales Sterben!“

Es lässt sich allerdings einwenden, dass mit der Durchführung meines Vorschlages die Handelsgärtner, Fabriken von künstlichen Blumen und die Blumenverkaufsgeschäfte einen empfindlichen Schaden erleiden würden; das ist richtig. Weil aber die neue Sitte, wenn überhaupt, ohnehin nur langsam durchdringen wird, so haben die betreffenden Geschäfte hinreichend Zeit, eine allmähliche Einschränkung dieser Betriebszweige vorzunehmen.

Als ganz und gar verkehrt muss es jedoch bezeichnet werden, wenn man, um eine Beeinträchtigung der Kunstgärtner und Kranzindustrien zu vermeiden, der Erhaltung der bestehenden Unsitte das Wort reden würde. Das ist gerade so, wie wenn man für die Aufrechthaltung der Turfwetten sprechen wollte, um das edle Gewerbe der Bookmakers nicht zu schädigen. Im Gegentheile, es muss als volkswirtschaftlich nothwendig und staatswirtschaftlich dringend geboten bezeichnet werden, eine Production zu beschränken, welche das Socialcapital verschwendet, d. h. Theile desselben nutzlos verschwinden macht. Denn die gesammte Kranzindustrie erzeugt weder Capitalgüter, die zur Wiedererzeugung weiter verwendet werden, noch Genussgüter, die der Befriedigung irgend eines Bedürfnisses dienen, also gebraucht oder verbraucht werden. Sie erzeugt, keinem zur Freude, allen zur Last, nur fictive Werte, die in kürzester Frist den Kehrichthaufen vergrößern, für die aber doch ganz bedeutende Mengen des Socialcapitals, das derart der wirklichen Production entzogen oder vorenthalten wird, hingegeben werden. Endlich ist auch der Nachtheil, den die Kranzspendenindustrie erleidet, jedenfalls gering anzuschlagen gegenüber den Vortheilen, die zahlreiche Bedürftige empfangen.

Übrigens sage ich gar nichts dagegen, dass die nächsten, unmittelbaren Angehörigen der Todten selbst, Gatten, Kinder und Eltern, auf die Bahre Blumen und Zweige legen. Es ist dies eine Äußerung des Schmerzes; es sind die letzten Zeichen der Liebe; es ist eine Sprache, die nicht Worte hat, nur stumme Naturlaute. Diese Spenden werden auch nie ein edles, schönes Maß überschreiten.

Ich möchte selbst nicht ohne Blumen und ohne Grünes zu Grabe getragen werden. Aber nur ja keinen gekauften Kranz! Da drehe ich mich noch im Sarge um! Man lege mir einen Buschen Waldzweige auf die Bahre; oder wenn es Sommer ist, dann sollen mir meine Buben Alpenrosen von den Bergen herabholen. F. v. W.

Mit dieser Anregung, die wir der neuen, bei Braumüller in Wien erscheinenden Zeitschrift „Das Leben“ entnehmen, sind wir auf das lebhafteste einverstanden.

Glauben und Leben.

Berlin hat doch auch noch andere Ideale und Bestrebungen als die, eine Weltstadt zu werden, das Paris des deutschen Reiches zu sein und geringschätzig auf andere Städte herabzusehen. Diese Großstadt scheint nicht Lust zu haben, gleich dem alten Rom sich so lange aufzublähen, bis sie platzt. Es rührt sich ein sittliches Bewusstsein, welches auch die Großstadtmenschen einen Weg weisen will, der nicht in den Abgrund führt.

Von der Vereinigung „Ethische Cultur“ in Berlin ist vor einiger Zeit ein Schreibebrief an mich gekommen, angefüllt mit schweren, ewigen Fragen, die ich armer Mensch beantworten soll. Da ich mich in der Welt und besonders im Volksherzen zeitlebens ein bisschen umgesehen hätte, so wolle man meine Meinung wissen über die Beziehung zwischen Religion und Moral. Und da wären die folgenden Fragen: Ist glaubenslos und sittenlos dasselbe? Kommt die Humanität aus der Religion, oder wird sie erst in diese hineingetragen? Ist es wahr, dass im schlichten Volke die Sittlichkeit von den Jenseitsvorstellungen getragen wird, oder stammt die Sittlichkeit am unverfälschtesten aus dem von allem Jenseitsglauben unabhängigen Rechtsgefühl, Mitgefühl, Gemeinsamkeitsgefühl? Gibt die Priesterlehre den sittlichen Halt, oder wird diese theils unvermerkt, theils durch offene Opposition beständig vom natürlichen Moralbewusstsein corrigiert? Welche Conflicte entstehen aus diesen Zwiespalten in den natürlichen Lebensverhältnissen?

Man merkt wohl, dass die Fragesteller moderne Menschen sind, denn die Fragen sind so gestellt, dass sie leichter im Sinne der Naturmoral, als in dem der Religion beantwortet werden könnten. Ich habe über diese wichtigen Dinge manchmal nachgedacht und mir eine Meinung gebildet, die allerdings mich befriedigt, die deshalb aber nicht gerade die Kraft haben muss, auch andere zu befriedigen. Dass meine Anschauungen der Natur und Denkart vieler Menschen angemessen sind, das hat sich wohl schon bisweilen gezeigt, und so will ich unbefangen dran gehen, die oben gestellten Fragen in wenigen Zügen zu besprechen.

Ist glaubenslos und sittenlos dasselbe?

Man braucht kein großes Kirchenlicht zu sein, um diese fast ein wenig boshaft klingende Frage rundweg mit nein zu beantworten.

Ich mag nicht bestreiten, dass, wie es später näher berührt werden wird, der Glaube unter Umständen der Sittlichkeit auf die Beine helfen kann. Im allgemeinen aber sehen wir jeden Tag und allerorts, dass in Bezug auf sittliches Leben kein wesentlicher Unterschied besteht zwischen Orthodoxen und Atheisten, vorausgesetzt aber, dass letztere gebildet seien und nicht der rohen Menge angehören. Der größte Egoismus wird oft mit dem Mantel des Glaubens zugedeckt, und der Gottes- und Himmelleugner kann der opferfroheste Menschenfreund sein. Gerade in der gebildeten Welt kommt das vor. Im Volke mag es allerdings vielfach anders sein. Ich will Folgendes betonen: Man darf die Durchschnittsmenschen nicht verachten, ob sie nun was immer sind — Philister gibt es oben und unten, und am meisten in der Mitte — man darf sie nicht verachten, denn es sind Menschen, die mehr oder weniger vom allgemeinsamen Leide geheiligt sind. Aber das muss man schon sagen, wenn der gemeine Eigennutz keinen Gott weiß, keine Strafe im Jenseits zu befürchten hat, dann wird er bald nur mehr ein Thier sein. Der Glaube fügt ihn erst ein als brauchbares Material in den Menschenbau. Freilich macht auch so einen der Glaube an Himmel oder Hölle nicht sittlich, weil es eben nicht sittlich ist, aus Hoffnung auf Lohn oder Furcht vor Strafe brav zu sein.

Kommt die Humanität aus der Religion, oder wird sie erst in diese hineingetragen?

Es kann beides der Fall sein. Aus der christlichen Religion strömt seit fast zweitausend Jahren ein Meer von Humanität. Für die grausamen Religionskriege, für die Inquisition, für die brutale Unduldsamkeit und für so vieles Abscheuliche, das im Namen Gottes verübt worden ist, darf man das Christenthum nicht verantwortlich machen. Es war missverstandenes Christenthum. Das Christenthum Jesu war vollendet, was später in dasselbe hineingetragen worden, hat es nur verdorben. — Doch gibt es bei wilden Völkern Naturreligionen, in denen Grausamkeit Gottesdienst ist. Da kommt es dann vor, dass erleuchtete Männer die Religion umwandeln, Sittlichkeit in sie hineintragen, sie zum Gefäß einer neuen Cultur machen. So sind Religionen Werkzeuge für Staatenbildungen geworden, damit waren sie allerdings noch nicht sittlich im reinsten Sinne, denn sie dienten einem profanen Zweck.

Ist es wahr, dass im schlichten Volke die Sittlichkeit von den Jenseitsvorstellungen getragen wird, oder stammt die Sittlichkeit am unverfälschtesten aus dem von allem Jenseitsglauben unabhängigen Rechtsgefühl, Mitgefühl, Gemeinsamkeitsgefühl?

Zum Theile ist diese Frage schon beantwortet. Edler angelegte Naturen werden auch ohne Jenseitsvorstellung in ihren Handlungen sich leiten lassen vom Rechtsgefühle, vom Mitleide, vom Gemeinsamkeitsbewusstsein, und es wird ihnen leicht ankommen, sittlich zu sein, weil

es ihnen eben schon so angeboren ist. Nun ist aber sozusagen der Mensch nicht ohne Erbsünde geboren, die allermeisten müssen erst zum Rechten erzogen werden. In der Erziehung ist das Vorbild die größte Macht. Menschliche Vorbilder werden von gemeinen Naturen nicht anerkannt, es müssen göttliche sein. Man muss ihnen die Sittlichkeit verkörpern in den Göttern. Das Christenthum hat in den weithinleuchtenden Gestalten seiner Heiligen volksthümliche Symbole von Seelengröße, und es hat an Christus ein Vorbild der Menschlichkeit und Göttlichkeit zugleich, wie die Welt und ihre Geschichte ein zweites nicht besitzt. Die Ideale des Christenthums haben — das ist meine Überzeugung — einen unendlichen Fonds echter Sittlichkeit in das Menschengeschlecht gebracht. Abgesehen von Lohn oder Strafe im Jenseits gibt das rechtverstandene Christenthum eine solche uneigennützige Freude am Guten, dass man es seiner selbst willen sucht. Und das Rechtsgefühl, das Mitgefühl, das Gemeinsamkeitsgefühl unserer Cultur, war es immer so da? Nein, das Christenthum hat es gebracht. Ist auch dieses dreifache Sittlichkeitsgefühl von Jenseitsvorstellungen unabhängig, so ist und bleibt es doch ein Ausfluss der Religion, des Christenthums. Also kurz: Edle Naturen werden auch ohne religiöse Vorstellungen sittlich sein, aber ohne eine verbreitete sittliche Religion werden eben nur wenige Naturen edel erzogen werden können.

Den unedlen sucht's das Christenthum leichter zu machen.

In alter Zeit und auch noch in der neuen schreibt das Christenthum vor, den Menschen Gutes zu thun G o t t z u l i e b e. Auch die Nächstenliebe soll man ausüben G o t t z u l i e b e. — Warum wird nicht Liebe zu den Menschen ihrer selbst willen verlangt? Wahrscheinlich, weil dieses Gebot für die meisten zu schwer zu halten wäre. Wer die Menschen kennt und unter ihren Eigenschaften zu leiden hat, der kann sie kaum lieben, sie verdienen viel mehr Geduld als Liebe. Gott lässt sich leichter lieben, er ist uns als der Vollkommenste bekannt, er hat uns nie beleidigt, ihm verdanken wir alles, was wir sind und genießen. Dem Gläubigen kommt es also viel leichter an, den Mitmenschen Gott zuliebe Gutes zu thun, als ihrer selbst willen.

Was ohne religiösen Grund an Wohlthun und Gemeinnützigkeit geleistet wird, das kommt weniger aus liebevollem Herzen, als aus Pflichtgefühl, zum Theile vielleicht sogar aus Furcht vor den Folgen unbesänftigter Armut. Einst verdankte der Bettler das Geschenk des Reichen Gott, heute dem bösen Gewissen.

Gibt die Priesterlehre den sittlichen Gehalt, oder wird sie beständig von einem natürlichen Moralbewusstsein corrigiert?

Das Priesterthum gründet sich stets auf das Dogma, auf einen sinnfälligen Formencultus, der — wenn nicht schon vorwegs außerhalb des Sittlichkeitsbegriffes stehend — mit der Vervollkommnung des letzteren nicht immer gleichen Schritt hält. Wenn nun im Volke das selbständige

Sittlichkeitsgefühl schwächer ist, als die Neigung zum starren Dogma, so wird das Volk vom Priesterthume beherrscht; ist es aber stärker, so wird die Priesterlehre von dem lebendigen Moralbewusstsein corrigiert. Da unser Moralbewusstsein das christliche ist, so hat man es in unserer Zeit vielfach erleben können, dass die Priesterlehre von der Christuslehre corrigiert wurde.

Heute wird das in manchen Kreisen berüchtigte Schlagwort ausgegeben, die Religion sei Privatsache. Natürlich Privatsache. Was soll sie denn anders sein? Soll sie officiell sein wie die Militärpflicht oder das Steuerzahlen? Sie kann so wenig officiell erzwungen werden, wie etwa der Patriotismus, oder der Geschmack, oder die Ehe. Der Patriotismus kann öffentlich protegiert, der Geschmack in den Schulen ausgebildet werden, das ändert nichts daran, dass sie Privatsache sind. Die Ehe wird amtlich ertheilt, öffentlich anerkannt, deshalb hört sie nicht auf, Privatsache zu sein. Die Religion soll in der Schule gelehrt, im Leben geübt werden, trotzdem bleibt sie Privatsache, das heißt ureigenste Herzensangelegenheit einer Person. Und dort, wo sie das nicht ist, wo sie aus äußeren Gründen vorhanden ist, etwa aus angewohntem Herkommen, aus gesellschaftlichen Rücksichten, aus politischen Bestrebungen, da ist sie nicht mehr Religion, da ist sie nur noch eine infame Gotteslästerung. — Religionsfreiheit ist deshalb nicht ein Missachten der Religion, als vielmehr ein Schutz derselben. Unser persönliches Verhältnis zu Gott ist gesetzlich geschützt, so wie ein Privateigenthum geschützt ist. Niemand hat das Recht, uns die ursprüngliche, die angeborene oder anerzogene Religion gewaltsam aus dem Herzen zu reißen, oder eine andere dahin zu verpflanzen. Niemand hat das Recht, unsere religiösen Gefühle öffentlich zu verletzen, so wenig, wie unsere Ehre. Die Religion ist Privatsache wie ein erworbenes Gut oder wie die persönliche Ehre, und wie diese gesetzlich geschützt.

Was nun ist denn so Schlimmes daran, dass Religion Privatsache ist?

Soll diese innerliche, heilige, beseligende Wesenheit denn aggressiv werden? Soll sie politisch dazu missbraucht werden, um Völker zu dirigieren, Staaten zu stützen, Kirchen zu weltlichen Herrschern zu machen? Um des Himmels willen, was wäre das für ein religiöser Zweck! Was wäre das für ein verhängnisvolles Verkennen, oder fluchwürdiges Entstellen des Christenthums oder einer anderen Religion, die auf das außerweltliche Gottesreich, auf das tiefinnerste Gemüthsreich ihr einziges Gewicht legt! Einer Religion, die den Betenden ins einsame Kämmerlein schickt und deren Reich nicht von dieser Welt ist!

Eine christliche Schule wünsche ich dem christlichen Volke. Sie macht aber die Religion noch lange nicht zu einer officiellen Sache, oder zu einem Zwange. Denn mit Zwang kann man dem i n n i g e n Glauben, der c h r i s t l i c h e n Empfindung nicht bei; man rückt Herzensfrömmigkeit aus ihrer christlichen Einfalt, indem man sie auf öffentlichen Kampfplatz

stellt, man erstickt sie, indem man ihr Gewalt anthut. Und was zurückbleibt, es ist das abscheuliche Pharisäerthum, das aus irgendwelchen weltlichen Vortheilen Religion heuchelt. Nur dort, wo Religionsfreiheit, heißt das, die Religion des Einzelnen, wirklich feindselig angegriffen wird, kann aus reinster christlicher Frömmigkeit sich ein Kampfgefühl entwickeln, aus dem — die Märtyrer entstehen! Wer jedoch unter der Fahne „Religion“ auszieht, um politische Parteien zu gründen oder gar Länder zu unterjochen, den stelle ich zu jenen heidnischen Tyrannen, die auszogen, um mit List und Gewalt die Welt zu erobern. —

Aus den Gegensätzen von Religion und Naturmoral sind die größten Conflicte der Menschheit herorgegangen. Es sollte also eins von beiden aus der Welt geschafft werden? Aber wie? Die beiden sind voneinander nicht zu trennen, indem eins das andere bekämpft, gebärt eins das andere, und umgekehrt. Die rein begriffliche Naturmoral, von einzelnen führenden Geistern aufgestellt, verdichtet sich in der Menschheit, wie diese einmal ist, naturgemäß zu sinnlichen Vorstellungen, geht also über auf religiöses Gebiet, um sich bei hochentwickelten Individuen wieder in das reine Sittlichkeitsgefühl umzusetzen. Oder so: Ein Führer will die Einheit seines Volkes erzielen, er sagt: Haltet zusammen, denn ihr gehört zusammen, ihr seid Brüder. Da denkt sich das Volk: Wenn wir Brüder sind, so müssen wir einen gemeinsamen Vater haben. Wer ist dieser Vater? Wo ist er? W i e ist er? Nun kommt der Priester und zeigt ihn im Symbole, im Bilde: es ist der Gott-Schöpfer. Dann kommen aufgeklärte Geister und lehren: Das Bild ist falsch, der Gott-Schöpfer ist im Bilde nicht zu fassen, denn er ist die allgemeine Kraft, die Weltseele, das Gute an sich. — Und das Gute an sich ist der reine Sittlichkeitsbegriff. — Da wären wir einmal herum.

Eine allgemeine Erkenntnis der Nothwendigkeit beider Theile und ihrer Gegensätze würde eine große und reinsittliche Errungenschaft sein. Denn diese Erkenntnis müsste zur Duldsamkeit führen.

Wie also halte ich's? Ich persönlich halte es nicht mit einer Religion, die den Menschen nur mit Lohn oder Strafe erziehen will. Aber darum leugne ich nicht ihren Wert. Für sehr viele wird sie wohl das Richtige sein. Ich halte es mit dem Guten an sich, aber auf diesem Wege finde ich — die Gottheit. Die unendliche, allmächtige und allweise Gottheit, die ich nicht beurtheilen kann, weil ich sie nicht begreife, die ich mir kosmisch oder persönlich, körperlich oder seelisch vorstellen kann, je nachdem ich ihr mit meinem Herzen am nächsten zu kommen vermag. Sie ist alles. Wir kommen aus ihr, wir sind in ihr, wir gehen zu ihr, es ist die Gottheit, die Christus den himmlischen Vater nennt.

Dieses Gefühl in Gott zu sein trägt viel dazu bei, unsere thierische Natur zu überwinden und sittlich besser zu werden. Doch kann ich mir

immerhin auch Personen vorstellen, die Gottesglauben und thierische Selbstsucht recht gut in sich zu vereinigen wissen. Sie lassen einfach Gott einen guten Mann sein und thun, was sie wollen. Besser macht die Religion nur unter Umständen, viel öfter aber macht sie glücklich. Der Glaube an einen Gott, der endlich alles ins Rechte bringt, beruhigt, tröstet, gibt dem Herzen einen heldenhaften Gleichmuth, der froh und stark macht auf Erden. Und nebenbei die Aussicht auf ein besseres Leben in einer anderen Welt!

Das haben wir jenen Naturvölkern voraus, deren Götter hässlich, dumm und grausam sind: Unser Gott ist der Inbegriff alles Guten. Und so fasst sich diese Betrachtung über das Verhältnis und den Unterschied zwischen Religion und Sittlichkeit leicht in den einen Satz zusammen: Religiös sein heißt, Gott zu glauben, sittlich sein heißt, Gott zu leben.

R.

Volksseele aus der nordwestlichen Steiermark.

Von **Karl Reiterer.**

Seit September vorigen Jahres in meinem neuen Domicile Weißenbach bei Liezen, kam mir neuerdings Original-Sagenmaterial zu, von dem im Nachstehenden einiges geboten wird, wobei ich, wenn thunlich, immer anführe, wo, wann und von wem mir die betreffenden Daten zugemittelt wurden.

Am 23. Februar d. J. erzählte mir A. Weichbold in Weißenbach, dass in Niederhütten dort, wo jetzt ein See ist, einst eine Kirche stand. Den Schlüssel zur selben hatte man lange beim vulgo Rienschwoager, Haus Nummer 66, Gemeinde Wörschach. Es wurde mir erzählt, der Schlüssel habe eine ganz außergewöhnliche, antike Form gehabt. Die eine Glocke jener Kirche, welche der Sage nach untergieng, befindet sich derzeit in Niederhofen, einer früheren Pfarre zwischen Stainach und Wörschach. Über diese Glocke wusste man bereits in Donnersbachwald zu erzählen, dass sie die Kraft habe, Wetter zu vertreiben. Sie soll viel Silber enthalten haben.

Johann Sulzbacher in Weißenbach erzählte jüngst: Einst wettete Petrus mit dem Teufel um eine Menschenseele, wer zuerst eine Hose fertig bringe, der solle die Seele haben. Der Teufel nahm — wie es nur ein dummer Teufel thun kann — einen langen Faden, so dass er nach jedem Stiche um ein Haus laufen musste. Petrus aber war klüger und gewann die Wette. Eine ähnliche Sage traf ich seinerzeit in Donnersbachwald. Es erzählte mir nämlich der Holzarbeiter Fritz von einer Wette zwischen

dem Teufel und einem Schuster. Auch mit einem Teufel wettete einst ein Bauer im oberen Ennsthale.

Johann Imnitzer theilte mir in Weißenbach mit, dass in Hintereck, einer Alpe nördlich vom Ennsthale in der Warschaneckgruppe, ein See sei, in dem sich einst ein Lindwurm befunden haben soll. Eines Tages kam dieser ins Thal herab, es war damals, als die Häuser von Liezen, das einst zur Zeit der Slaven eine Stadt gewesen, noch bis Weißenbach herausreichten. Die Kirche von Liezen stand damals auf einem Hügel. Sie war früher ein Heidentempel. Der Lindwurm verschüttete die ganzen Häuser. Ein Bauer gab darauf dem Unthiere Heu und Pulver, worauf es verendete. Im Todeskampfe rollte es bis zur Radlbrücke. Das Gerippe war lange zu sehen.

Franz Sulzbacher sagte, dass vom Schmied Moser bis zum Pyhrn, nördlich von Weißenbach und Liezen, ein Lindwurm verborgen war. Der Kopf war beim Hintereck-See, der Schweif beim Passe Pyhrn. Das Ungethüm brach aus, rollte bis zum Mitterberg, eine Erhebung zwischen Liezen und Lassing, und traf dort bei einem Bauer nebst einer Heufuhr ein Fass Pulver. Dies verschluckte der Lindwurm, worauf er zerplatzte. Von einer Lindwurmsage, die ich in Donnersbachwald traf, später. Auch in Kleinsölk existieren Lindwurmsagen. Ebenso heißt es, dass seinerzeit in der Schöttelschlucht, südlich von Donnersbachwald, ein Lindwurm gehaust haben soll.[1]) Im unteren Ennsthale war auch einst ein Lindwurm, er bahnte der Enns, welche früher über die Buchau rann, einen Weg durchs berühmte Gesäuse. Aus all dem ist zu entnehmen, dass die nordwestliche Steiermark reich an Lindwurmsagen ist.

In Weißenbach allgemein verbreitet ist die Sage, dass nördlich vom Dorfe, bei den sogenannten Weißenbacher Mauern, ein beinahe senkrecht aufstrebendes Felsgestein, 's Fraunloch sei, in dem sich früher Goldsand befand, der von Venediger Männlein fortgetragen worden war. Vergleiche über Venediger Männlein Zingerles „Sagen aus Tirol".

Von einem Venediger Männlein erzählte mir seinerzeit auch früher genannter Holzarbeiter Jakob Fritz in Donnersbachwald. Besagtes Venediger Männlein soll aber in der Gegend von Wildalpen zu treffen gewesen sein. Zuletzt wurde es ertappt und musste sagen, wo sich 's Gold befinde, worauf es nicht mehr zu sehen war.

Dominicus Imnitzer vulgo Stampfer Domini, wohnhaft beim Stampfer, Haus Nummer 33 in Weißenbach, sechzig Jahre alt, erzählte mir jüngst in Weichbolds Gasthaus, Nummer 1 daselbst, in Gegenwart des eben anwesenden Villenbesitzers F. Weichbold und des Privaten Franz Staudacher allen Ernstes, dass er, beim Moser in der Sensenschmiede

[1]) Bringt auch Krainz in seinen steierischen Sagen.

bedienstet, in den Sechziger Jahren den lebendigen Teufel auf der Straße gesehen habe. Der Böse war in Menschengestalt, lag auf der Straße querüber, hatte einen Pferdekopf und langen Schweif und war auf dem Rücken hohl und feurig. Als Imnitzer gegen die Sensenschmiede zu weitereilte, folgte ihm der Teufel bis zu den Gebäuden, die zu Nummer 44, der Sensenschmiede, gehören. So oft Imnitzer sich umgesehen hatte, sah er hinter sich den Teufel. Kreideweiß vor Schreck fiel Domini bei der Stubenthür hinein. Seine Kameraden kartelten eben im Hause. Es war auch der Stoanwirthias darunter, welcher noch am Leben ist und als Augenzeuge genannt werden kann. Die Genossen Imnitzers, von diesem über das Vorgefallene unterrichtet, blickten durchs Fenster ins Freie und sahen draußen den Teufel. Was man von derlei zu halten hat, darüber denke jeder selber nach. Eigenartig ist der Fall gewiss.

Wie mir Lehrer College F. Groß aus Niederöblarn zu Weihnachten vorigen Jahres mündlich mittheilte, glaubt man in seinem Domicile, eine Stunde östlich von Öblarn, dass ein Lärch- oder Tannenzweig das Wetter, welches eintrifft, anzeigt, wenn man ihn derart befestigt, dass er sich mit der Spitze nach oben oder unten bewegen kann. Krümmt sich zum Beispiel die Spitze nach abwärts, so trifft schlechtes Wetter ein. Herr Weichbold sagte uns, dass man diese Anschauung auch in Weißenbach kenne.

Ägyd Luidold, Knecht beim vulgo Zettler in Donnersbach, theilte mir mit, dass in seinem Domicile bereits zweimal der ewige Jud gewesen sei und sich geäußert habe: „Als ich das erstemal da war, war Donnersbach eine Erlenau, das zweitemal traf ich ein bewohntes Dorf, das drittemal wird's wieder eine Au sein."

Warum Donnersbach eine Erlenau werden soll, besagt eine andere, uns ebenfalls von Ägyd Luidold mitgetheilte Sage, die lautet, dass auf der Waidhofer Alpe, westlich vom Donnersbachgraben, ein See sei, in dem ein Lindwurm hauset. Noch in den Sechziger und Siebziger Jahren sah man häufig, dass der See starke Wellen warf. Einige wollten gar gesehen haben, wie der Lindwurm seinen Kopf aus dem Wasser herausstreckte. Wenn nun dieser Lindwurm, heißt es, ausbricht, so wird das Gebirgsdorf Donnersbach zerstört werden. In den Achtziger Jahren verstummte aber, wie Luidold sagte, das Gerede über den Lindwurm.

Beim Sandwirt in Singsdorf bei Rottenmann soll auch einst der ewige Jude übernachtet haben, wie mir Theresia Wischnitzky im Vorjahre erzählte. Er gieng die ganze Nacht um einen Tisch im Zimmer herum, man hörte es deutlich. Morgen sah man niemanden mehr: der ruhelose Wanderer war verschwunden.

Der alte Klammer in Donnersbach, der anfangs der Sechziger Jahre als Auszügler starb, war ein eifriger Schatzgräber, wie Ägyd

Luidold versicherte. Klammer behauptete immer, im vorgenannten Fraunofen sei ein Schatz verborgen: Gold, zu dem man aber nicht gelangen könne, weil ein todtes Wasser davor sei, ein Wasser, in dem selbst eine Flaumfeder untergeht. Dasselbe erzählte uns E. Höpflinger, die zu sagen wusste, ihr Bruder, ein Stögersohn in Donnersbachwald, seinerzeit beim Militär gestorben, habe beim Schafesuchen einst den Schatz gesehen: es sei ein „Karfunkelstein" (wahrscheinlich Bergkrystall). In den Achtziger Jahren kam einst ein Bergknappe und besichtigte die Stelle, er sagte aber, es sei nichts zu machen. Eine andere eifrige Schatzgräberin war die alte Pötschin in Donnersbachwald, Besitzerin jener Realität, die heute dem vulgo Diewold z' Stein, Gemeinde Lassing, gehört. Der Volksmund behauptet, dieses Weib habe eine Schwörruthe besessen, es soll dies vor circa zwanzig Jahren gewesen sein. Auch ließ die Pötschin einen oder mehrere Bergknappen kommen. Noch heute sieht man jene Stelle, wie diese ein Loch auswühlten. Es wird nur ein Klumpen „Arz" gefunden worden sein.

Hiebei möchten wir einflechten, dass das Volk, was charakteristisch ist, Fraunöfen, Fraunlöcher, Fraunberge und Fraungruben &c. kennt. Vom Orte Fraunberg im Ennsthale circulieren fliegende Blattdrucke mit einem „neuen" Liede von der „unbefleckt wunderbarlichen jungfräulichen Mutter Maria, vor ihrer Bildnuß am Fraunberge bey Admont in Obersteyer, in welchem Bilde Maria bis jetzt her schon ganzer 413 Jahre verehret wird. 1815." Oberhalb dieses Textes ist eine Abbildung mit den Worten: „Maria Frauenberg bey Admont in Obersteyer. 1788." Über den Ursprung von Fraunberg ist in der „Geschichte des Benedictinerstiftes Admontes" von Wichner zu lesen.

Noch nirgends aber trafen wir erwähntes Lied, von dem die fünfte und sechste Strophe lautet:

Vom Jahre eintausend vierhundert und zwey
Maria zeigt, dass sie Schutzmutter hier sey.
Ihr liebreiches Bild ist jener Zeit hier,
O christliche Seele, zu helfen mit dir.

Am anderten Samstag nach Ostern, zu Nacht,
Durch Glanz das Bild fanden, die so noch gewacht.
Man brachts in die Kirche nach Admond; von dort
Kams wieder, erzählt man, ans vorige Ort.

Beim Gschmeier, einem Bauer bei Selzthal, soll einst, wie mir Theresia Wischnitzky erzählte, ein Wechselbalg über eine Leiter hinunterg'walgen sein, nämlich ein vom Teufel ausgetauschtes Wesen. Um den Bösen zu bannen, damit er nicht mehr ins Haus kommt, thue man allerlei zerbrochenes Geschirr auf die Platte des Hausherdes, denn in diesem Falle kann sich dann der Teufel nicht auf den Herd setzen, und bleibt weg.

Wechselbalgsagen kennt man auch in Donnersbachwald. E. Höpflinger erzählte mir, eine Sennin habe einst einen Wechselbalg erhalten, den sie

auf ihr ureignes Kind nicht gut behandelte. Was nun thun? Der Vater des Kindes gieng auf die Alm und fand dort, wie der Böse seinen Sprössling in der Hütte in den Armen hatte. Dieser nieste, worauf der Vater „Helfens Gott!" sagte. Der Teufel warf nun 's Kind zur Hüttenthür hinaus, ohne dass dem Kleinen dabei etwas geschah.

Franz Staudacher in Weißenbach erzählte uns, seine Mutter habe ihm oft erzählt, wie sie einst, mit dem Ehegatten nach Hause gehend, bei einem Loch neben der Straße einen Mann ohne Kopf gesehen habe. Der Mann jedoch habe ganz und gar nichts gesehen, weshalb das Weib Angst empfand. Wie Staudacher sagte, meinte seine Mutter, sie denke stets mit Grauen an jene Stunde zurück, wo sie den unheimlichen Geisterspuk bemerkte.

Früher genannter Gewährsmann sagte uns auch, dass es von der „verschneiten Alm" — dem Dachstein — das Sprüchlein gäbe:

Ein schwarzer Stier, ein schwarz' Kalb
Und ein schwarz' Schwein
Müssen machen, dass sie
Wie früher soll sein,

welcher Vers uns noch nirgends untergekommen ist. Vergleiche Krainz' „Mythen und Sagen" aus Steiermark.

Der Ort Weißenbach war einst eine Colonie Holzknechthütten, was auch ins Bereich der Sage gehört, wie uns der gegenwärtige Gemeindevorsteher, Herr Franz Platzer, ein intelligenter Grundbesitzer, erzählt. Schon 1830 bis 1835 waren hierorts drei Lehrer thätig. Den Unterricht ertheilte man in der Platzer'schen Badstube, später im Hause Nummer 1, Nummer 18 und Nummer 32. Das gegenwärtige Schulhaus wurde 1885 ein öffentliches Gebäude. Das erste Haus von Weißenbach soll das vulgo Fiedler gewesen sein, das noch Ähnlichkeit mit einer Holzknechthütte hat.

Frau Maria Weichbold im Hause Nummer 1 in Weißenbach erzählte in ihrem Gastlocale, ihre Tante, die schlaflose Nächte hatte, sei einst in der Perchtennacht beim Fenster gelehnt und habe, dabei betend, ins Freie geblickt. Da sah sie die Percht, wie sie sich immer größer und größer machte und zuletzt verschwand.

Am Blasentage, 3. Februar l. J., hörten wir von Anna Schnepfleitner die Sage, es sei einst ein Schweinehirt gewesen, dem der heilige Blasius einen Zettel gab: dieser war ein Schutzmittel, dass den Thieren auf der Weide kein Unheil widerfahre; der Zettel brauchte nur auf einen Stock geklebt und dieser in die Erde gesteckt werden, so konnte sich der Hirte entfernen, den Schweinen geschah nichts. Einst fiel der Stock um und der Teufel erschien.

Aus Donnersbachwald stammt, dass so die Buama lieg'n, wie der Hafer im Herbst liegt. Liegt der Hafer zum Beispiel recht durcheinander auf dem Felde, so liegen auch die Buben des Hofes „ungsteam". Wie das Korn, so liegen im selben Verhältnisse die Bauersleute, wie uns E. Höpflinger bedeutete. Wenn einem auf der Alm etwas vorgesetzt wird, so darf man nicht „Vergelts Gott" sagen, sonst kriegt die Brenntlerin Flöh, wie uns Eva Höpflinger, ein Waldbauerndirndl, derzeit in St. Martin a. d. Salza, mittheilte.

Ägyd Luidold, vulgo Zettler Gidi in Donnersbach, wusste zu sagen, dass die Leute im Gebirge, vornehmlich im Donnersbachthale, glauben, man müsse Esswaren aus dem Weichfuchtel zu Ostern den Rindern geben: damit s' von den Hexen ungeschoren bleiben. Etliche Viehmägde meinen ferner, die Hexen könnten den Thieren nicht schaden, wenn sie nach dem Füttern mit Urin benetzt würden.

Das Volk glaubt, dass das Johannis-Evangeli, welches beginnt: „Im Anfange war das Wort", böse Geister und Personen bannen könne.[1]) So soll der alte Hüttstetter, derzeit in Irdning, seinerzeit vulgo Schaffer in Donnersbachwald, einst den Gasselbuben, als sie nicht von den Fenstern seiner Töchter zur nächtlichen Stunde weichen wollten, 's Johannis-Evangelium citiert und dabei gesagt haben: „Weichet, ihr bösen Personen, von meinen Töchtern!" Dem Leser, dem dies nicht glaubwürdig erscheinen sollte, sei bedeutet, dass Obiges in Donnersbachwald ziemlich allgemein bekannt ist und uns unter anderem vom bereits verstorbenen alten Stögerwirt erzählt wurde. Benannter Hüttstetter war nämlich sehr bigott und glaubte fest und steif, er könne mit dem Johannis-Evangelium auch bei den Gasselbuben etwas erzwecken. Eine Tochter dieses Hüttstetter ist heute die vulgo Karlbäuerin recte Tüachlerin bei Irdning. Sie ist die jüngste von den Schwestern, die damals in Donnersbachwald von den Gasselbuben viel behelligt wurden. Selbstredend machten die Bursche später eine Hetze daraus, das bigotte Bäuerlein zu necken. Wir führen den Fall an, um zu zeigen, dass hie und da im Gebirge Leute existierten, die so abergläubisch waren, dass es an Blödsinn grenzte, besonders dann, wenn es religiöses Gebiet streifte. Der Mysticismus machte das Volk eben zu allen Zeiten zum vernunftlosen Pöbel, das gilt vielfach noch heute, wie ich es besonders in Donnersbachwald traf.

---

[1]) Auch die Gewitter.

Kleine Laube.

Des Teufels Lohn.

Nach einer Tiroler Sage von Alfred Graf Widenburg.

Ein Fuhrmann auf durchweichter Bahn
War gründlich festgefahren!
Da steht er, sieht sein Unglück an
Und kraut sich in den Haaren.

Dann fallen Hiebe hageldicht,
Doch rührt sich nichts vom Flecke —
Es tobt und flucht der arme Wicht,
Der Wagen steckt im Drecke!

Da naht ein Herrlein, schmuck und nett,
Im Wams von grünem Leder,
Gar kecklich sitzt ihm am Barett
Die rothe Hahnenfeder!

„Hoho! du armes Bäuerlein,
Was hilft dir dein Geklatsche?
Doch gehst du meinen Vorschlag ein,
Zieh' ich dich aus der Patsche!

Nur zahlst du mir's alsbald zurück!
Soll ich dich vorwärts bringen,
Muss ich zum Lohne mir ein Stück
Von deinem Leib bedingen!"

Dem Bauer schien der Antrag zwar
Nicht sonders zu behagen,
Doch weil er gar so hilflos war:
„Topp!" — ruft er — „eingeschlagen!"

„Sitz, auf!" so spricht der Junker, lacht
Und murmelt etwas leise
Und plötzlich, wie durch Zaubermacht,
Steht das Gefährt' im Gleise!

Dem Bauer ward ganz schwül zu Sinn,
Die schweren Gäule rennen,
Der Wagen rollt so leicht dahin
Als wär's auf einer Tennen!

Da ruft der Junker donnernd: „Halt!
Bis du bezahlt hast, bleibe!
Du weißt es, uns're Wette galt
Ein Stück von deinem Leibe!"

Der Bauer hemmt der Rosse Trab
Und schneidet sich verstohlen
Ein Stückchen Fingernagel ab:
„Da habt Ihr! — Gott befohlen!"

„Was soll ich mit dem Nagelschnitt
Von groben Bauerntatzen?" —
„Beliebt's Euch, Herr, könnt Ihr damit
Euch hinterm Ohre kratzen!"

Der Junker brummt in sich hinein:
„Wahrhaftig", meint er, „schlauer
Und gröber könnt' kein Teufel sein,
Als ein Tiroler Bauer!"

Dass er der Teufel selber war,
Thät' er beschämt verschweigen,
Wie könnt' er sonst mit Haut und Haar
Den Bauern sich noch zeigen?!

Suchet die Ursachen.

Die Deutschen in Österreich stehen seit langem verblüfft vor der Thatsache, dass sie an den Grenzen überall zurückgedrängt werden, dass sie auf ihren Sprachinseln schwinden, fremdvolkliche Ansiedlungen mitten in den deutschen Landen aber, stets wachsen und erstarken.

Der Grund dieser unheimlichen Erscheinung wird bei der Regierung gesucht, die den nichtdeutschen Völkerschaften in Österreich auf Kosten der Deutschen zu große Vortheile einräumt. Auch dass die Deutschen politisch nicht einheitlich und schneidig genug vorgehen, ist sicherlich mit ein Anlass. Mir scheinen diese Gründe wichtig aber nicht ausreichend zu sein. Es müssen in den Volksschichten Dinge vorgehen es müssen auch noch andere Umstände mit- und zusammenwirken, die unser Zurückgedrängtwerden, unsere Schwächung verursachen. Es müssen noch tiefer liegende Ursachen sein! — Die Sache ist so überaus wichtig, dass es mich wundert, wie nicht schon längst eine eigene Forschung entstanden ist, um die sicherlich sehr mannigfachen Ursachen zu ergründen, die uns umzubringen drohen. Es sollte mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln untersucht werden, ob nicht etwa auch folgende Thatsachen schädigend mitwirken: dass wir so viele böhmische und slovenische Dienstboten aufnehmen, dass wir so viele italienische Arbeiter beschäftigen, dass wir nicht die Sprachen der Nachbarn lernen wollen, während diese die deutsche mit Passion lernen, um sich bei uns einnisten zu können. Vielleicht ist es nicht gut, wenn Deutsche ihre Weiber aus anderen Nationen hereinheiraten, während das Hinausheiraten weit seltener vorkommt. Vielleicht ist es auch gefehlt, dass die vermögenderen Deutschen wirtschaftlich so gerne mit Industrie und Handel sich befassen und überhaupt höher hinaus wollen, während die unteren Volksmassen von anderen Nationalitäten durchsetzt werden, also, dass dir Deutschen, während sie als Spitzen der Gesellschaft stehen, sachte unterminiert werden. Vielleicht ist es gefehlt, dass die Deutschen sich schon als Kinder weniger abhärten, eine zu verfeinerte Lebensweise führen und zu sehr nach Genuss gehen, was ja die besondere Gefahr jedes alten Culturvolkes ist. Vielleicht ist es gefehlt, dass die Deutschen einen viel geringeren Kindernachwuchs haben, als etwa die Czechen und andere, deren zahlreiche Nachkommenschaft der Natur eine große Auswahl an starken Individuen für künftige Geschlechter gibt. Die Czechen und Slovenen sind noch mehr Naturvolk, als die Deutschen, sie lassen der Natur freien Lauf, kümmern sich weiter nicht um die Zukunft, haben einfach so viele Kinder, dass diese im eigenen Lande gar nicht Platz und Brot finden, also hinaus müssen, abgehärtet wie sie sind, den Daseinskampf inmitten anderer Nationalitäten aufnehmen, dieselben mit ihrem Blute durchsetzen und also Fuß fassen. — Wahrscheinlich gibt es auch noch andere Ursachen unseres Verfalles, und die Aufdeckung derselben schiene mir von großer Wichtigkeit! Ich glaube, es wäre eine nationale That ersten Ranges, wenn wir uns in aller Ruhe klar zu werden suchten darüber, warum wir Deutsche überall sachte und so unaufhörlich zurückgedrängt werden, und wenn wir unser Volk darüber aufklärten, dass nicht gerade die Politik allein schuld ist an dem Verhängnisse, sondern auch unser persönliches Leben, unsere Erziehung, unsere Art zu wirtschaften, und mancherlei anderes. R.

Lourdes.

(Roman von Emile Zola. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1897.)

Emile Zolas neuestes Werk ist eine großartige Trilogie: „Lourdes-Rom-Paris.“ „Paris“ ist noch nicht erschienen. „Rom“ hat der „Heimgarten“ schon besprochen. „Lourdes“ tragen wir nun nach.

Pierre, ein junger Abbé, begleitet seine junge sieche Freundin Marie von Paris nach dem Wunderorte Lourdes in den Pyrenäen; Marie sucht bei der heiligen Jungfrau Heilung ihres Leidens, der Priester seinen verlorenen Glauben. Marie wird in der Grotte von ihrem schweren Siechthum ganz plötzlich und wirklich geheilt, der Abbé findet seine Gläubigkeit nicht. Wohl hatte er sich gesagt, wenn die Freundin von der heiligen Jungfrau geheilt würde, so werde er wieder glauben, aber ihr Heilungsprocess stellte sich als ein naturgemäßer heraus, der allerdings durch ihren festen, glühenden Glauben vor sich gieng, und Pierre kehrt ungehört und unbekehrt nach Paris zurück, das Leben sich nun nach seiner Art philosophisch zurechtlegend — in der kalten, trostlosen Wüste jener Vorstellungen, die der arme, unzulängliche Mensch mit so großem Stolze — die Vernunft nennt.

Das Werk ist, was Menschenkenntnis und naturalistische Schilderung anbelangt, von dämonischer Gewalt. Aber das ist bei Zola nichts Neues. Etwas Neues jedoch ist der pietätvolle Ernst, die glühende Menschenliebe, ja ich möchte sagen, die Rechtfertigung des Himmels, die in dem Roman „Lourdes“ zu so hohem, dichterischem Ausdrucke kommen. Allerdings schreckliche Dinge muss der Leser an sich vorüberziehen lassen, vor allem die Schilderung der abscheulichen Krankheiten, womit alle Welt nach Lourdes kommt. Zarter ist dargestellt die Rancune der Ausbeuter, das geschäftliche Gebaren mit den Heiligthümern und der Geschäftsneid. Diesem gegenüber jedoch stehen herrliche und liebenswürdige Gestalten des Priesterthums und des Volkes.

Zola ist der frömmste der Atheisten. Noch nie ist die Inbrunst des Glaubens, der Andacht so wunderbar hinreißend geschildert worden, als in diesem Lourdes. Die Grundtendenz ist allerdings — moderne Glaubenslosigkeit, aber das Werk ist so objectiv gehalten, dass sie stellenweise völlig zurücktritt und fast nur in den Reflexionen des Helden zum Ausdrucke gelangt. Thatsächlich zeigt das Riesengemälde im ganzen und im einzelnen die göttliche Macht des Glaubens, seine Wunderkraft und seine sittliche Wirkung. Freilich heilt die Natur all die schrecklichen Krankheiten, aber ohne die gläubige Inbrunst und Verzückung würde sie in vielen Fällen eben nicht heilen. An den Kranken, die geheilt werden, schildert Zola die Macht der Verzückung, des Wollens, der Zuversicht, der Geist ist stärker als das Fleisch, und durch solche geistige und willensglühende Einwirkungen entsteht die Heilurg, die wir eben das Wunder nennen. Wunder, weil sie nicht auf dem gewöhnlichen physischen Weg der Materie veranlasst wird und vor sich geht. Und welche Einwirkung der leidenschaftliche Glaube auf die Nächstenliebe haben kann, das ist wohl kaum je so lebhaft geschildert worden, als es Zola thut. Der ganze Roman „Lourdes“ ist ein hohes Lied der Nächstenliebe. Einer überaus rührenden, sich selbst vergessenden, in der Heilung anderer seligen Nächstenliebe, die allerdings nur so lange vorzuhalten scheint, als diese Menschen im Bannkreise von Lourdes stehen.

Als Zola die Feder zur Hand nahm, um Lourdes zu beschreiben, da hat man gemeint, er würde mit dem Fanatismus der Materialisten und Atheisten das ganze Lourdes in Trümmer schlagen. Und nun that er's mit einer unendlichen Rücksicht, Zartheit und Wärme, mit einem Mitleide, welches das christliche ist. Er schildert die Entstehung des Wunderortes, das arme Hirtenmädchen Bernadette, dem die heilige Jungfrau erschienen in der Grotte, er schildert den ersten ungestümmen Zudrang des Volkes, das Bestreben der Kirche, die abergläubische Bewegung

zu unterdrücken. Er schildert die revolutionäre Leidenschaft, mit welcher das Volk die Grotte sich erkämpft und die wunderbaren Heilungen, die an Gläubigen geschahen. Er schildert dann die einreißenden Intriguen, die Kämpfe zwischen dem alten Lourdes und der neuen Stadt, die bei dem ungeheueren Pilgerzuzug aus der Erde wuchs. Er schildert die Localitäten, den Cultus voll märchenhafter Pracht, er beleuchtet den ganzen überaus eigenartigen Gegenstand von allen Seiten gründlich. Mittelpunkt aber bleiben die zwei unsäglich rührenden Menschen Pierre und Marie, die auf dem weißen Pilgerzuge mit den fünfhundert Kranken aus Paris gekommen sind. Und unter diesen Kranken, welche Fülle der verschiedenartigsten Charaktere, deren kurze Aufzählung allein schon unseren Rahmen weit überschreiten würde. Es ist eine ganz besondere, fast ungeheuerliche Welt, die da existiert in diesem Lourdes, wo das Mittelalter und die moderne Zeit so beispiellos zusammenprallen. Das sage ich trotz der doctrinären Akademie der Wissenschaften zu Paris, die dem großen Romandichter die Anerkennung verweigert: Kein anderer hat die Gaben, dieses Bild so groß, so märchenhaft, so wahr, so furchtbar, so versöhnend zu entwerfen, als Zola.

So versöhnend?! Versöhnend nur durch die große Milde, die alles verzeiht, weil sie alles begreift. Aber nicht lösend und erlösend in thatsächlicher Weise. Der Dichter möchte gewiss gerne harmonisch schließen, aber die Thatsachen erlauben es nicht. Er versucht es in seinem Abbé Pierre mit einer traurigen Philosophie der Vernunft, der Resignation, mit einer Heiligung des Leidens. — Die Dornenkrone drückt er dem Leser aufs Haupt, da er ihn entläßt. Rosegger.

Es war ein Frühling, und herrlich der Morgen....

Es war ein Frühling, und herrlich der Morgen;
Ich fühlte mich grade so recht ohne Sorgen,
Ich wollte ergehen mich in der Natur
Und streifte behaglich durch Wald und durch Flur.
Ringsum ein blühendes Wogen und Düften,
Es lag ja die Freude frei in den Lüften,
Drum eitele Trübsal, hinaus aus der Brust,
Heut schlägt mir das Herz nur in Wonne und Lust.
Da kommt mir nun plötzlich auf meinen Wegen
Ein blasser, verkümmerter Junge entgegen,
Der flehet mich an mit schüchternem Muth:
„Ach, geh'n Sie mit mir doch, o sein Sie doch gut,
Der Vater kam gestern krank aus dem Walde
Vom Holzfällen, drüben an jener Halde,
Und legte sich schlafen und sprach kein Wort,
So liegt er auch heute noch immer dort;
Er hat noch niemals geschlafen so lange,
Drum wurde uns Kindern allein so bange;
Er lieget so stille und gleichet aufs Haar
Dem Mütterchen, als sie gestorben war." —
Ich lauschte bewegt auf des Knaben Worte,
Da hielt er stille, wir waren am Orte,
Es war ein zerborstenes einsames Haus,
Die Armut schaute zum Fenster heraus. —
Die Stube erfüllte dunstige Schwüle,
Die Wände rußig, und Lehm war die Diele,
Durchs einzige Fenster an jeder Wand
Herein nur ein kärglicher Lichtstrahl fand.
Ein Häuflein Kinder herum sich trieben,
Ich zählte sie alle, es waren sieben,
Das größte, ein Knabe im elften Jahr,
Und viere wohl erst das jüngste war;
Sie alle elend, verwahrlost, zerrissen,
Die Kleidung beschmiert, durchlöchert zerschlissen,
Denn noch vor kurzem erst trug man hinaus
Die Mutter zum Friedhof ins letzte Haus.
Ich gieng zum Bette und sah in das bleiche
Gesicht dem Schläfer, — er war eine Leiche. —
Ach, Kinder, hier kommt jede Hilfe zu spät,
Vertraut euer Schicksal nur Gott im Gebet,
Der Vater, er lebt nicht mehr hienieden,
Er ist im Himmel, im ewigen Frieden;
Da knieten sie schluchzend ums Lager herum,
Und nur der Jüngste allein blieb stumm,
Der schaute verwundert mich an daneben,
Und seine Lippen begannen zu beben:
„Nicht wahr, du Vetter", so fragte er drauf,
„Der Papa, der wacht wohl gar nicht mehr auf?"
Da konnt' ich der Rührung nicht widerstehen,
Mich hatte schon längst niemand weinen gesehen,
Doch hier, da flossen die Thränen so lind,
Ich hab' mit den Ärmsten geweint wie ein Kind.
Wer glaubte wohl, dass in der kleinen Kammer
Vereinen sich könnte so vieler Jammer?
Als ob nur dahin noch, neben dem Tod,
Den Eingang gefunden hätte die Noth. —
Und draußen ein blühendes Wogen und Düften,
Es schwingt sich die Freude noch über den Grüften;
Das ist das Leben, nur so ist es dein, —
So theilen sich Freude und Trübsal hinein.

Josef Lange.

Sei du selbst!

Einer merkwürdigen und überraschenden Beleuchtung der Lehre Christi begegnen wir in der Berliner Zeitschrift „Die Kritik". In derselben veröffentlicht Oskar Wilde einen kleinen Aufsatz unter dem Titel: „Das Geheimnis der Lehre Christi." Wir können nicht umhin, diesen Aufsatz unseren Lesern vorzulegen. Zu einer Zeit, wo alle Individualität verachtet ist und man lauter Schablonenmenschen anstrebt, wird der Hinweis ganz besonders gemäß sein. Oskar Wilde sagt:

„Erkenne dich selbst!" so stand über dem Eingang zur alten Welt. Über dem Eingang zur neuen Welt soll geschrieben stehen: „Sei du selbst!" Die Botschaft Christi an die Menschheit war nichts anderes als dies „Sei du selbst".

Wenn Jesus von den Armen spricht, meint er einfach eigene Persönlichkeiten, ebenso wie, wenn er von den Reichen spricht, er einfach Leute meint, die ihre Persönlichkeit nicht entwickelt haben.

Jesus bewegte sich in einem Gemeinwesen, welches gerade wie das unsere die Anhäufung von Privateigenthum erlaubte; und das Evangelium, welches er predigte, war nicht, dass es in solch einem Gemeinwesen ein Vortheil wäre für den Menschen, von kärglicher ungesunder Kost zu leben, zerlumpte ungesunde Kleider zu tragen, in schmutzigen ungesunden Wohnungen zu hausen, und dass es ein Nachtheil wäre für die Menschen, unter gesunden, angenehmen und sittlichen Bedingungen zu leben. Solch eine Ansicht wäre in jenem Lande und zu jener Zeit unrecht gewesen, und umsomehr natürlich heute und bei uns; denn je weiter nordwärts der Mensch dringt, desto mehr werden die materiellen Bedürfnisse von unabweisbarer Bedeutung für das Leben, und unsere Gesellschaft ist unendlich mannigfaltiger und bietet weit größere Gegensätze von Luxus und Armut, als irgend eine Gesellschaft der alten Welt. Was Jesus meinte, war dies: er sagte zum Menschen: „Du hast eine schöne Persönlichkeit. Entwickle sie, sei du selbst. Denke nicht, deine Vollendung liege in der Anhäufung oder dem Besitz äußerer Güter. Deine Vollendung liegt in deinem Innern. Wenn du nur dies verwirklichen kannst, so wirst du nicht nach Reichthum trachten. Gewöhnliche Reiche können bestohlen werden. Wer wahrhaft reich ist, niemals. In der Schatzkammer deiner Seele liegen unschätzbare Kleinodien, die dir nicht genommen werden können. Und so suche dein Leben so zu gestalten, dass das, was außer dir ist, dir keinen Schaden bringen kann. Und so versuche auch frei zu werden von persönlichem Eigenthum. Es bringt mit sich kleinliche Sorgen, endlose Arbeit, unaufhörliches Unrecht. Persönliches Eigenthum hindert den Individualismus auf jedem Schritt." Es ist zu bemerken, dass Jesus niemals gesagt hat, dass Arme nothwendig gut oder dass Reiche nothwendig schlecht sein müssen. Das wäre nicht richtig gewesen. Reiche Leute sind als Classe besser als Arme, moralischer, intellectuell höher stehend und gebildeter. Es gibt nur eine Classe in der Gesellschaft, die mehr an das Geld denkt als die Reichen, und das sind die Armen. Der Arme kann an nichts anderes denken. Das ist der Fluch der Armut. Was Jesus wirklich sagt, ist, dass der Mensch seine Vollendung nicht erlangt durch das, was er hat, oder selbst durch das, was er thut, sondern einzig und allein durch das, was er ist. So wird der reiche Jüngling, welcher zu Jesus kommt, als ein durchaus guter Bürger dargestellt, der keines von den Gesetzen seines Staates, keines von den Geboten seiner Religion übertreten hat. Er gehört durchaus zu den achtbaren Leuten. Jesus sagt zu ihm: „Verachte das Privateigenthum, es hindert dich daran, zur Vollendung zu gelangen. Es ist eine Fessel für dich. Es ist eine Last. Deine Persön-

lichkeit bedarf seiner nicht. In dir, nicht außer dir wirst du finden, was du wirklich bist und wessen du wirklich bedarfst.“ Seinen eigenen Freunden sagt er dasselbe. Er lehrt sie, sie selbst zu sein und sich nicht immer um andere Dinge zu sorgen. Was haben andere Dinge für Bedeutung? Der Mensch ist vollkommen in sich selbst. Wenn sie hinausgehen in die Welt, werden sie in Streit gerathen mit ihr. Das ist unvermeidlich. Die Welt hasst den Individualismus. Doch das soll sie nicht stören. Sie sollen ruhig sein und sich selbst genug. Wenn jemand ihnen ihren Mantel nimmt, sollen sie ihm ihren Rock dazu geben, um zu zeigen, dass materielle Güter nichts bedeuten. Werden sie beleidigt, so sollen sie nicht anworten. Was bedeutet das? Was die Leute von einem sagen, ändert den Menschen nicht. Er ist, was er ist. Die öffentliche Meinung hat absolut gar keinen Wert. Selbst wenn sie thätlich angegriffen werden, so sollen sie ihrerseits nicht zu Thätlichkeiten schreiten. Das hieße auf dieselbe niedrige Stufe hinabsteigen. Ja selbst im Gefängnisse kann ein Mensch vollkommen frei sein. Seine Seele kann frei sein. Seine Persönlichkeit kann unberührt bleiben. Er kann in Frieden leben. Und vor allem sollen sie sich nicht in anderer Leute Angelegenheiten hineinmischen oder überhaupt über sie richten. Die Persönlichkeit ist etwas Geheimnisvolles. Der Mensch kann nicht immer geschätzt werden nach dem, was er thut. Er mag die Gesetze halten, und doch unwürdig sein. Er mag die Gesetze übertreten, und doch edel sein. Er mag ein schlechter Mensch sein, ohne je etwas Schlechtes zu thun. Er mag eine Sünde gegen die Gesellschaft begehen, und doch durch diese Sünde seine wahre Vollendung verwirklichen.

Eine Frau wurde des Ehebruchs überführt. Wir kennen nicht die Geschichte ihrer Liebe, aber ihre Liebe muss sehr groß gewesen sein, denn Jesus sagte, ihre Sünden wären ihr vergeben, nicht weil sie bereute, sondern weil ihre Liebe so gewaltig und wunderbar war. Später, kurz vor seinem Tode, als er bei einem Festmahle saß, kam das Weib und goss kostbare Wohlgerüche über sein Haupt. Seine Freunde wollten dazwischen treten und erklärten es für eine Verschwendung und meinten, dass das Geld dafür zur Unterstützung Bedürftiger oder einem ähnlichen Zweck hätte verwendet werden sollen. Jesus war nicht dieser Ansicht. Er zeigte, dass die materiellen Bedürfnisse des Menschen groß und unabweisbar wären, doch dass die geistigen Bedürfnisse noch größer wären, und dass in einem erhabenen Augenblicke, indem sie diese Ausdrucksweise wählt, die ihr eigenes Wesen ihr gebietet, eine Persönlichkeit zu ihrer Vollendung gelangt. Die Welt verehrt dies Weib noch jetzt als eine Heilige.

Der Individualismus zwingt aber zu gewissen Consequenzen. So muss die bestehende Form der Familie mit ihren Schranken und Fesseln verschwinden und ersetzt werden durch einen Zustand edler Freiheit. Jesus war sich dessen vollkommen bewusst. Er verwarf die Anforderungen, welche die Familie stellt, obgleich sie zu der Zeit und in der Gesellschaft, in der er lebte, in sehr ausgeprägter Form bestanden. „Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder?“ so sagte er, als man ihm mittheilte, dass seine Verwandten ihn zu sprechen wünschten. Als einer seiner Jünger um die Erlaubnis bat, seinen Vater begraben zu dürfen, da war seine furchtbare Antwort: „Lasset die Todten die Todten begraben.“ Er wollte keinerlei Anforderungen zulassen, durch welche die Persönlichkeit in Anspruch genommen würde.

Und so wird der ein Leben nach Christi Vorschrift führen, welcher vollkommen und durchaus seine Persönlichkeit zum Ausdruck bringt; mag er ein großer Dichter sein, ein großer Mann der Wissenschaft oder ein junger Student an der Universität, ein Hirt auf der Heide oder ein Dramatiker wie Shakespeare, mag er über Gott philosophieren wie Spinoza, mag es ein Kind sein, das im Garten spielt,

oder ein Fischer, der seine Netze im See auswirft. Es hat nichts zu bedeuten, welche Stellung er einnimmt, solange er die Vollkommenheit der Seele, die in ihm lebt, verwirklicht. Oskar Wilde.

Wir enthalten uns dieser Auffassung gegenüber aller Kritik, meinen nur das eine, dass sie unter zahllosen anderen Privatauslegungen der Lehre Christi, die gegenwärtig wieder auftauchen, eine der interessantesten ist.

Der Streit mit sich.

(Gedichte von Gustav Renner.[1])

Die Welt.

Ein wüstes Meer, ein Abgrund von Gemeinheit,
Voll heißer Wollust, Neid, Hass, Trug und List,
Das, gift'ger Säure gleich, am Herzen frisst,
Ist diese Welt. Aus diesem Sumpf des Lebens
Streck' wild verzweifelnd ich den Arm vergebens,
Zu retten mir des Leib's, der Seele Reinheit.

* * *

Einsam.

Stumm geh' ich, der rohen Masse gesellt,
Der seelenlosen; verspottet, gehöhnt,
Gehasst und gemieden — und einsam in meiner
Brust berg' ich die himmelentspross'nen Gedanken,
Die ätherfrohen Hochgefühle.
Nie sprang mein Gedanke in eines Freundes Herz,
Das gleiche Feuer zündend, nie sank ich im Rausch,
Dem schrankenlösenden, in liebende Arme.
Nie fühlte ich der Bewunderung Sporn,
Des Neides tröstendes Gift, und niemals
Hob sich mein Geist in vereintem Flug
Zu den Sternen empor, in kühnem Wettkampf.
So geh' ich dahin, so vergeh' ich dahin,
Ins Wesenlose grub meines Denkens Meißel,
In keinem Gehirn bleibt eine Spur
Von meinem ärmlichen Erdendasein.
Der Gedanke zerflossen, das Gefühl verrauscht,
Der Leib ein wurmzerfressener Staub —
Ich gehe einsam!

* * *

Trotzdem.

Und ich liebe dich doch, du mein kühnes Leben!
Ich liebe dich doch!
Reiche mir deine Schalen beide,
Gefüllt bis zum Rande mit Lust und Schmerz.
Erhebt mich die Freude empor bis zum Himmel,
Lässt mich der Schmerz doch wurzeln im Grund.
Warfst du mich nieder ins tiefste Elend,
Legtest mich fest in eherne Ketten,
Gabst du die Kraft mir doch auch, mich zu retten.
Dich lieb' ich, o Leben! Die heiße Schlacht
Um Sein und Nichtsein, um alles und nichts.
Dich lieb' ich, o Leben!

[1]) Aus „Gedichte" von Gustav Renner. Zürich. Th. Schröter. Dritte Auflage. Ein echter Dichter! Er singt das ewige Lied des Leides, aber singt es mit einem stolzen, hochgemuthen Herzen. M.

Wenn der junge Tag in die Welt hineinspringt,
Die glühende Sonnenfackel in Händen,
Entzündend die Morgenwolkenschar,
Dass lodernd sie aufflammt in prangender Glut —
Dann heb' ich aufs neue empor mich vom Lager,
Mit dir zu beginnen den Kampf, o Leben,
Den heißen Kampf,
Den unerbittlichen!
Und ich zwinge dich einst und ich zwinge dich doch,
Ich trete dich einst, wie du mich getreten,
Und ich setze die strahlende Krone aufs Haupt,
Bestimmend mir selbst des Tages Schicksal,
Und gehe den Pfad, den ich will!

* * *

Gebet.

Allewiger, den nur die Sehnsucht kennt,
Den keine Sprache, den kein Name nennt,
Der in den Tiefen ruht, den Höhen schafft,
Du, der Gedanke, Leben, Macht und Kraft —

Dich ruf' ich an, der lebt in meinem Geist,
Dich ruf' ich an, der in den Adern kreist,
Dich ruf' ich an, der das, was ist, erhält:
Um Hilfe fleh' ich dich, o Herr der Welt!

Gott verzeihe ihr.

Von Bertha v. Suttner.

In wilder Unrast lief die junge Frau im Zimmer umher, bald zum Fenster, bald zur Thür.

„Mutter, Mutter, ich werde wahnsinnig, ich ertrag' es nicht . . .“

Die andere, im Hintergrunde auf einem Betschemel kniend, das Gesicht in den Händen vergraben, blieb regungslos.

„Hörst du, Mutter, ich ertrag' es nicht . . . die Angst . . . und dazu der Zorn, der rasende Zorn über den namenlosen Blödsinn . . . Fluch sei jenen —“

Jetzt wandte sich die Kniende um.

„Marie, mäßige dich, mein armes Kind“, sprach sie, „das Unvermeidliche muss man tragen . . . Statt Flüche auszustoßen, solltest du Gottes Gnade anflehen. Sieh mich an: mir ist dein Mann, mein einziger Sohn, gewiss so theuer wie dir . . . Auch mir ist das Herz voll Bangen . . . Aber ich füge mich; denn es musste sein. Und ich vertraue dem Himmel . . . er wird mein Gebet erhören, und unser Adolf kommt unversehrt oder mit einer unbedeutenden Verwundung davon. Er ist ein gewandter Fechter . . . wie gut, dass wir, seine Eltern, darauf bestanden, dass er fechten lerne. Es sind hundert Chancen gegen eine, dass sein Degen die Brust des Gegners durchbohre, ehe dass ihm dieser etwas zuleide thut.“

„Mir schaudert! So soll er einen Mord auf dem Gewissen haben, mein milder, mein edler Mann! . . . Und der andere . . . glaubst du nicht, dass für ihn auch ein liebendes Weib zittert, eine Mutter betet? Was soll dein Himmel da thun? . . . Thorheit, Thorheit, Wildheit . . . ich hasse euere ganze Gesellschaft, die solches duldet, nicht nur duldet — unterstützt. Du selber, Mutter, hast es gewusst, dass er sich schlagen werde und hast es nicht gehindert.“

„Wie konnte ich?"

„Hast es mir nicht rechtzeitig gesagt, dass ich hätte mich zu seinen Füßen werfen können . . . zu den Füßen des anderen — ihre Knie umklammern und flehen, dass der Frevel nicht geschehe."

„Das wäre deiner und deines Mannes unwürdig gewesen. Wenn die Ehre gebietet, dann —"

Marie machte eine verzweifelte Handbewegung, um den Satz der alten Frau zu unterbrechen, und warf sich stöhnend auf einen Lehnstuhl. Es war ja doch vergebens, beim Fenster hinauszuspähen, zur Thür zu horchen: es konnte noch keine Nachricht kommen. Ihr Mann war vor kaum einer halben Stunde fortgefahren und der Ort, an dem das Duell ausgefochten werden sollte, war vierzig Minuten von der Stadt entfernt.

Sie hatte nichts gewusst von dem Duell. Sie glaubte, als ihr Mann so zeitig früh vom Hause wegfuhr, dass er zu einem Patienten gerufen worden. So hatte er ihr wenigstens gesagt. Es war ihr nur aufgefallen, dass er sie beim Fortgehen gar so zärtlich küsste, dass in dem Tone seines „Lebe wohl, Marie" etwas wie Abschiedsweh zitterte. „Adolf, was ist dir?" hatte sie gefragt. „Du bist zu einem Typhus-, zu einem Cholerakranken gerufen? . . . Du gehst einer Gefahr entgegen?" — „Ein Arzt ist immer in Lebensgefahr, theueres Kind . . . gib mir noch einen Kuss."

Darauf war Marie in das Zimmer der Schwiegermutter gegangen. Die alte Frau war schon aus dem Bette, was sonst um so frühe Stunde ihre Gewohnheit nicht war. — „Mutter, ich komme zu dir, weil mir so bange ist . . . Adolf ahnt Gefahr." — „Also weißt du? . . . O, er hätte besser gethan, zu schweigen. . . So Gott will, kommt er unversehrt zurück, und da wäre dir die Angst erspart geblieben. Diese Unsicherheit ist ein schreckliches Gefühl . . . ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen — es gab keine ruhige Minute mehr für mich, seit ich von diesem Duell weiß" . . . Da hatte Marie einen markerschütternden Schrei ausgestoßen, denn so war das Geheimnis verrathen worden. Darauf musste die alte Frau noch alles erzählen, was sie wusste: weswegen, und gegen wen, und wo der Zweikampf stattfand. Sie sagte aber nur ein paar kurze Sätze und dann, sich unterbrechend: „Nein, nein — zum Sprechen ist jetzt nicht Zeit . . . in diesem Augenblicke wird sich alles entscheiden . . . jetzt will ich beten, beten." Und sie kniete auf ihrem Betschemel nieder. „Komm zu mir, meine Tochter."

Marie aber war händeringend zum Fenster geeilt und von dort zur Thür und zum Fenster zurück: „Mutter, Mutter, ich werde wahnsinnig — ich ertrag' es nicht."

Jetzt lag sie da, in dem Lehnstuhl und mit jedem Athemzug stieß sie ein leises, schmerzliches Stöhnen aus.

Die alte Frau kam nun herbei, und legte die Hand auf Mariens Schulter: „Nimm doch Vernunft an, mein Kind! Wie denn, wenn unser Adolf hätte in den Krieg ziehen müssen? Da hättest du auch nicht murren dürfen. Fasse es so auf, das wird dir Kraft geben. Wenn die Ehre des Vaterlandes ruft, so gibt es kein Schwanken, und ebenso ist es jeden ritterlichen Mannes Pflicht, die eigene Ehre —"

Marie sprang auf:

„Genug, um Gotteswillen genug! Deine Worte verzehnfachen nur meinen Schmerz und meinen Zorn. Krieg? Glaubst du, der Vergleich tröstet mich? Zweikampf der Völker und Krieg zwischen zweien: es ist dasselbe ruchlose Princip . . . Und dass es noch waltet und wüthet, dieses Princip, daran sind solche Phrasen

schuld . . . Und dass auch Frauen, auch Mütter so reden — ich kann's nicht anhören."

Sie eilte aus dem Zimmer der Schwiegermutter in ihr eigenes zurück. In diesem Augenblicke war ihr zumuthe, als müsste sie diese Frau hassen, die, während ihr einziger Sohn vielleicht den Todesstoß erhielt, noch Worte der Begründung und der Verherrlichung für den blutigen Widersinn fand.

Ihr Blick fiel auf die Standuhr. Dreißig Minuten über Sieben . . . Um Sieben war er weggefahren — mit einem langsam dahintrabenden Einspänner, — sie hatte ihm vom Fenster aus nachgesehen . . . Konnte sie ihn nicht noch erreichen, wenn sie — —

Ohne den Plan weiter auszudenken, führte sie ihn auch schon aus. Sie warf ein zur Hand liegendes Spitzentuch über den Kopf und verließ in laufendem Schritte Zimmer und Haus. Um die Ecke war ein Fiakerstand. Eine Minute später, als sie nach der Uhr gesehen, jagte sie schon nach der Richtung jenes Wäldchens, wo das Duell stattfinden sollte. Den Platz würde man schon finden, da in der Nähe gewiss die Wägen der Secundanten und des Arztes halten mussten.

Die Fiakerpferde liefen zehnmal rascher, als jener Einspänner davongefahren war; die Vorbereitungen zum Zweikampf: Schrittzählen, Waffenprüfen u. dgl. nahmen auch noch Zeit ein — vielleicht war der Gegner etwas später eingetroffen — kurz, es war möglich, dass sie noch zurechtkomme.

Zurecht — wozu? Darüber gab sich die Geängstigte gar keine Rechenschaft. Sie bedachte nicht, dass, wenn sie dahergestürzt käme und mit melodramatischer Geberde sich zwischen die Klingen der Kämpfenden würfe, das vielleicht wie abgekartet aussehen konnte. Was bliebe da dem Manne anderes übrig, um solchen Verdacht von sich abzuwälzen, als ein nächstesmal — aber diesmal unter strenger Wahrung des Geheimnisses — das Duell dennoch auszufechten? An alles das dachte Marie nicht; sie wollte nur dorthin kommen, wo ihr Theuerster bedroht war, ihn retten — retten. Durch ihr Bitten, ihr Knien, ihr Flehen, ihr Schreien — es durfte, durfte nicht sein!

Nach viertelstündiger, rasend schneller Fahrt war der Wagen zur Stelle. Der Kutscher, der schon öfters Clienten zum Zweikampfe in jenes Wäldchen geführt, hatte die erforderliche Richtung eingeschlagen.

„Hier sind wir, gnä' Frau", sagte er, sich umwendend, „sehn's, dort unten stehen vier Wägen. Steigen's aus und gehn's über den Weg da — der führt zur Wiese, wo die Herrschaften gewöhnlich miteinander raufen."

Marie sprang aus dem Wagen und lief den Waldweg entlang. Als sie an dessen Ende anlangte, athemlos, die raschen Herzschläge bis in die Kehle fühlend, da lag die Lichtung vor ihr, aber — sie brach zusammen.

Das Bild, das sich ihr geboten, hatte ihr die Besinnung geraubt.

Auf dem Grase hingestreckt, eine regungslose Gestalt. Darüber gebeugt, in kniender Stellung, der Arzt; in einiger Entfernung vier Männer, anscheinend in eifrigem Gespräch; und zu Häupten des Gefallenen, mit zerknirschter Miene, auf seinen Degen gestützt, der traurige Sieger.

Und dieser Sieger — so viel hatte die unglückliche Frau noch erkannt — war nicht ihr Gatte, es war der andere.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem Marie von dem Nervenfieber genesen war, in welches sie nach dem Tode ihres Gatten verfallen, übergab man ihr den Brief, den ihr Mann hinterlassen hatte:

„Mein geliebtes Weib! Wenn Du dieses erhältst, bist Du Witwe, und unsere Kinder sind vaterlos. Was mich in den Tod getrieben haben wird, ist ein Verbrechen. Nicht dasjenige meines Mörders, sondern der Gesellschaft. Dieses sogenannte Ehrengebot ist — eine Schande. Und wieder nicht derjenigen, die sich ihm fügen, sondern der Gesammtheit, die, aller Vernunft, aller Menschlichkeit zum Trotz, es aufrecht erhält.

Ein Beweis von Muth soll es sein, das Leben nicht zu achten, es wegen einer Lappalie in die Schanze zu schlagen, es jedem Raufbold zur gefälligen Verfügung zu stellen. Muth! Habe ich, der Arzt, nicht Muth gebraucht, um in die Choleraspitäler zu gehen — und habe ich da gezittert? Heute zittere ich, denn ich fürchte — ja, fürchte, — ich schäme mich nicht, dieses Wort niederzuschreiben — ich fürchte zweierlei: Dich und die Kinder nicht wiederzusehen, oder vielleicht jenen Menschen zu tödten, von dem ich weiß, dass er das einzige Glück eines alten Vaters ist, der meines Vaters Freund war. Aber wenn auch das nicht wäre, sieht man denn nicht ein, dass Tödten und Verwunden ebenso widerlich und schmerzlich sein kann, als selber getödtet oder verwundet zu werden? Sieht man nicht ein, dass man den Zweikampf fürchten kann, nicht weil man ein ängstlicher, sondern weil man ein menschlicher Mensch ist?

Er muss ein Ende nehmen, dieser tolle Ehrenwahn. Gibt es in England, dieser Heimat der ‚Gentlemen', keine Ehre? Aber Duelle gibt es dort nicht mehr. Nicht herabgedrückt soll der Begriff der Ehre werden, sondern erhöht. Die Ehre eines Menschen mag immerhin sein Höchstes, aber auch sein Eigenstes sein — ein Etwas, das nur er selbst verletzen und verlieren kann — aber das durch die Angriffe eines anderen nichts von seiner Blankheit einbüßt. Veröffentliche diesen Brief. Mein Tod soll wenigstens dazu nützen, der Gesellschaft zu sagen, dass eines der Opfer ihres Vorurtheiles sie darob verachtet. Und Dir trage ich es auf, diese Verachtung unseren Kindern beizubringen; nicht den Söhnen allein, sondern mehr noch den Töchtern. Die Frauen sind es, welche das Schlägerthum auf dem Duellplatz und auf dem Schlachtfeld glorificieren; sie sind es, die fest an alte Vorurtheile geklammert bleiben, die es nicht wollen, dass an dem, was ist — so unvernünftig und grausam es auch sei — gerüttelt werde. „Ich hätte wahrhaft Lust", — sagte ich zögernd zu meiner Mutter — „die Herausforderung dieses blöden Jungen abzulehnen." — „Unmöglich, Adolf! Die Ehre über alles ... Was würde der junge Mann und die Zeugen und die Welt dazu sagen? Und wenn es ruchbar würde, wie müsste Marie sich schämen ... Zwar wäre Dein Verlust mein Tod — dennoch sage ich da: Geh' hin und schlag' Dich!"

Und jetzt, Marie — mein armes Weib? ... Und meine arme Mutter? Gott verzeihe ihr!"

(Aus „Waffen nieder!")

Gedanken und Einfälle.

Von Franz Goldhann.

Geld bedeutet Macht —
Das Recht wird ausgelacht. ...

* *
*

Es gibt Frauen, die ihre Männer „ausziehen", um sich — anzuziehen.

* *
*

Um zu „leben“, hat schon mancher Mensch, wenn er nichts mehr besessen, sich selbst verkauft.

* * *

Die Hörner, welche sich lebenslustige Männer in der Jugend abstoßen, wachsen manchmal später im ehelichen Leben wieder gut nach. . . .

* * *

Wer sich selbst zu beherrschen vermag — siegt.

* * *

Wenn ein Mann den Tugendhaften spielt, so ist das manchmal — kein Verdienst.

* * *

Ganz kluge Menschen gibt es eigentlich gar nicht, denn entweder ärgern sie sich über die Dummheit der anderen, oder sie halten und gehen mit der Menge.

* * *

Ein Missverständnis in unserem Heim soll nie über das Abendgeläute hinaus andauern.

Unterschiedliche Kunstfreunde.

Eines Sonntags, als ich zu Graz auf den Schlossberg gieng und unterwegs so an unterschiedlichen Gruppen der Spaziergänger vorüberschritt, hörte ich den Banquier G. zur Gräfin S. sagen: „Die erstbeste Operette ist hundertmal mehr wert, als solche Rührstücke, wie dieses Hauptmannische ‚Hannele‘.“

„Ach Gott, ja, Baron“, antwortete die Gräfin. „Man hat im Leben Trauriges genug, im Theater will man sich amüsieren!“

„So ist's, Gräfin!“

Ich gieng weiter.

Vor mir schritten etliche Personen von der arbeitenden Classe.

„Ich bin noch ganz weg!“ sagte ein Weib. „Es ist himmlisch! Dieses ‚Hannele‘ ist himmlisch!“

„So will ich mir's doch auch ansehen“, sagte ein Mann.

„Ich bitte dich, Franz, gönn' dir's. Man hat ohnehin so wenig Herzerfreuliches auf der Welt.“

Ein dritter dieser Leute sagte: „Ich hab' mir gestern für die ‚Tolle Nacht‘ ein Kartel gekauft. Mir thut's heut noch leid um die fünfundzwanzig Kreuzer. Das ist zu dumm! Wenn man seine Kümmernisse hat, ist man für so Dummheiten nit aufgelegt.“

Ich gieng weiter und hatte jetzt Stoff zum Denken. Die einen wollen das Stück nicht, weil man im Leben ohnehin Trauriges genug hat. Die anderen wollen es gerade darum sehen, weil man auf der Welt ohnehin sonst so wenig Herzerfreuliches erlebt. Mitten im Ernste des Lebens stehend, sind sie für Dummheiten nicht aufgelegt.

Die einen finden bei dem tief und ernst angelegten Stück Langeweile und Verstimmung, die anderen Freude und Erhebung. Die einen gehören der reichen und vornehmen Gesellschaft an, die anderen dem gemeinen Volke.

Und so kam ich zu folgendem Schluss: Für die einen im Parquet und in den Logen ist die erstbeste Operette gut genug, für die anderen auf der Gallerie sollen die Dichter ihr Bestes geben, was himmlische Genien ihnen verleihen. R.

Falsche und wahre Cultur auf dem Lande.

Pfarrer Dr. Hansjakob, der badische Volksschriftsteller, sagt unter anderem von der Cultur auf dem Lande: „Es besteht eine wahre Manie, alle Cultursprünge möglichst auch beim Landvolk einzuführen, und ich meine als oft, die Cultur, wie sie heute ihre mehr als zweifelhaften Segnungen im Volke verbreitet, sei jenes Weib, das der heilige Johannes in seiner Apokalypse beschreibt und das ‚angethan war mit Purpur und Scharlach und übergoldet mit Gold, Edelgestein und Perlen und das auf einem Thiere saß, welches sieben Köpfe und zehn Hörner hatte‘. — Das ist ja der Segen und das Glück des Bauernkindes, welche es vor dem Stadtkind voraus hat, dass es viele Surrogate und Hilfsmittel, die das Stadtkind braucht, nicht nöthig hat. Zu was turnen, wenn man den ganzen Tag im Freien beschäftigt ist und alle seine Glieder dabei recken muss? Das Bauernkind braucht auch keine Spielkasten und Bilderbücher. Es hat Spiele und lebendige Bilder in der Natur in Fülle und schöpft aus dieser unversiegbaren Quelle genug, um gescheiter und praktischer zu sein als die Stadt- und Culturkinder. Woher kommt es denn, dass die Bauernbuben vielfach die talentvolleren sind, wenn sie zum Studium kommen? Antwort: nicht bloß von gesundem Blut, sondern auch von ihrem steten innigen Verkehr mit der Natur und mit der Menschenwelt. Ja, mit der Menschenwelt. Das Stadtkind sieht viele, viele Menschen durch die Straßen ziehen, aber es kennt sie nicht. Das Bauernkind kennt alle Leute im Kirchspiel, lernt sie kennen in Leid und Freud, in Liebe und Hass. Wer aber wenige Menschen genau kennt, der kennt alle. Darum ist in der Regel auch der ‚dumme, einfältige‘ Bauer an Verstand und Menschenkenntnis dem blasierten Stadtvolk weit überlegen.“

Der Scharfrichter von Griechenland.

Dass die guten Griechen keine Freunde vom Menschentödten sind, haben sie in ihrem letzten Kriege kläglich bewiesen. Einen Scharfrichter aber müssen sie doch haben und ist das eine sehr romantische Figur. Der Franzose Gaston Deschamps erzählt in seinem Buch: „Das heutige Griechenland“:

Die Strafkammern des Königreichs Griechenland sprechen ziemlich oft die Todesstrafe aus. Seit einigen Jahren werden die Urtheilssprüche auch wirklich vollzogen.

Der Scharfrichter ist selbst ein zum Tode Verdammter. Einen ehrlichen Mann, der sich zu diesem Handwerk entschlossen hätte, hat man in Griechenland nie finden können. Sogar unter den beglaubigtsten Verbrechern hatte man Noth, einen willigen Henker zu finden. Vor einigen Jahren stellte man einen Mörder vor die Wahl zwischen der Nothwendigkeit, selbst das Schaffot zu besteigen, und dem Amt, die anderen hinzurichten: er zog das erstere vor. Seine Frau hatte ihn in seinem Gefängnis aufgesucht und bei allen Heiligen der orthodoxen Kirche beschworen, er solle sich nicht zu solcher Gemeinheit verstehen, sondern wenigstens seinen Kindern einen ehrbaren Namen lassen.

Der Henker lebt verbannt in einem alten, noch von den Venetianern erbauten kleinen Thurm auf einem Inselchen vor dem Hafen zu Nauplia. Jeden Morgen wirft ihm ein Schiffer ein Brot hin und macht sich schleunigst wieder von dannen, indem er es ängstlich vermeidet, auch nur ein Wort mit dem Verfehmten zu wechseln. Zweimal im Jahre kommt ein hellenisches Kriegsboot und holt ihn ab; man zieht ihn sammt dem Richtbeil und dem hölzernen Schaffot an Bord herauf und es beginnt eine Rundreise, auf der alle Verurtheilten, die in den Kerkern des Königreiches warten, hingerichtet werden. . . .

Ich habe einmal in Hanoi sechs Piraten enthaupten sehen. Sie knieten auf der Erde; um sie zu zerstreuen, schnitten Hanswürste vor ihnen Grimassen und steckten die Zunge heraus. Der Henker stand mit einem großen Säbel hinter ihnen; er zündete sich eine Cigarette an und erlaubte ihnen, desgleichen zu thun. Als er mit Rauchen fertig war, winkte er ihnen, dass der Augenblick gekommen sei. Jetzt steckte er seinen Finger in den Mund, wo er ein Priemchen Betel kaute, und mit der rothen Farbe des letzteren zeichnete er ihnen jedem einen Ring um den Hals, um genau zielen zu können und das Fleckchen nicht zu verfehlen. Er köpfte sie sehr geschickt, mit einem einzigen Schlage. Dem letzten kam ich etwas zu nahe; das Blut spritzte bis zu mir. Ich gieng gerade weiß; es war eine fatale Geschichte . . .

Lustige Zeitung.

Englisches.

Erster Freund (kurz vor seinem Hochzeitstage): „Du, sag' mal, John, wieviel gibt man denn eigentlich einem Geistlichen für die Trauung?"

Zweiter Freund: „Ach, ich geb' gewöhnlich zehn Dollars."

Frl. Clara (zu ihrem kleinen Neffen): „Ja, denk dir mal, Fritzchen, wie ich gestern abend so spät von euch fortgieng, sah ich einen Mann auf der Straße — ach Gott, was bin ich gerannt!"

Fritzchen: „Und hast du ihn gekriegt, Tantchen?"

Mama: „Fritzchen, weshalb ziehen im Winter die Störche nach dem Süden? Weißt du das?"

Fritzchen: „Ja, Mama, weil die Leute da auch Kinder haben wollen!"

Lehrer: „Tommy, wann wurde Rom gebaut?"

Tommy: „In der Nacht."

Lehrer: „Wer hat dir den Unsinn in den Kopf gesetzt?"

Tommy: „Well, haben Sie nicht selbst gesagt, es wär' nicht an einem Tag erbaut worden?"

Mama: „Aber, Flora, woher weißt du, dass der junge Mann dich liebt? Hat er es dir denn gesagt?"

Flora: „O nein, Mama, aber wenn du nur sehen könntest, wie er mich ansieht, wenn ich ihn einmal nicht ansehe!"

Arzt: „Medicin dürfte Ihnen wenig nützen, Mrs. Highton; mehr Bewegung ist's, was Ihnen noth thut."

Mrs. Highton: „Noch mehr Bewegung? Aber, bester Doctor, ich sitze ja so schon den ganzen Tag im Schaukelstuhl."

Bücher.

Die eherne Mark. Eine Wanderung durch das steierische Oberland von Ferdinand Krauß. Zweiter (Schluss-)Band. (Graz. „Leykam". 1897.)

Seinerzeit ist in diesem Blatte der erste Band der „Ehernen Mark" besprochen worden. Das Erscheinen des zweiten Bandes verzögerte sich, und wenn man nun die gewaltig viele Arbeit sieht, die darin steckt, so wundert man sich wahrlich nicht darüber. Diese im großen Stile angelegte Heimatskunde ist bisher das erste und einzige Werk, welches Obersteier monographisch nach jeder Richtung behandelt. Geographie, Geschichte, Ortsbeschreibung, Volkskunde, Kunst (besonders die kirchliche), Touristik, Volkswirtschaft, alles findet seine Berücksichtigung, und weil der Verfasser die nach gewissenhaften Studien, Reisen und Informationen geschriebenen Texte über die einzelnen Orte ortskundigen Persönlichkeiten stets zur Revision vorgelegt hat, so ist die beste Gewähr für die Richtigkeit im ganzen und im einzelnen vorhanden. Der besondere Wert des Buches liegt in dem genauen Eingehen auf alle Details der einzelnen Ortschaften und Gegenden, so dass das Werk, wie dessen Einleitungsworte selbst besagen, nahezu auf jede Frage Antwort geben kann.

Der zweite Band enthält die Beschreibung des ganzen steierischen Ennsthales, des Palten- und Liesingthales, des Murthales mit den Seitenthälern, besonders aber auch des steierischen Salzkammergutes. Es sind also die schönsten Theile unseres Landes, die in dem Werke eingehende Schilderung und begeisterte Würdigung finden. Die „Eherne Mark" ist wohl dazu angethan, in dem Steirerherzen die Liebe zu seinem herrlichen Heimatlande neu zu entflammen. Und so hat es der Verfasser wohl auch gemeint. Schon ein flüchtiges Durchblättern des Buches bereitet schöne Überraschungen durch die sehr zahlreichen Illustrationen von Ernestine v. Kirchsberg, Karl O'Lynch und Georg Weineiß. Mancher Steirer wird bei diesen künstlerisch ins schönste Licht gerichteten Gegenden, Ortschaften, Gebäuden, Gebirgen, Seen, Wasserfällen u. s. w. ausrufen: Wie? Das kommt in Steiermark vor? Das ist nicht aus Tirol, nicht aus der Schweiz? Das existiert in der Nähe von meinem Wohnort und ich habe noch nie davon gesehen, gehört?! Ja gewiss, besonders in den seitlichen Hochthälern des Ennsthales gibt es Naturschönheiten, die nur darum nicht Weltruf haben, weil sie bisher für den Fremdenzug zu entlegen, ohne Weg und Steg und ohne — Entdecker gewesen sind! Bilder wie der Salzafall, der Risachfall, der Schwarze See, der Bodensee im Seewegthal, der Hintersee u. s. w. müssen ja jeden Naturfreund entzücken. Wenn Krauß' „Eherne Mark" eine größere Verbreitung fände, so wäre es nicht anders denkbar, als dass das steierische Oberland, was seine Naturschönheiten betrifft, zu außerordentlichem Ansehen kommen müsste in Nah und Fern. — Dem Bande sind zwei Karten von Alfons Egle beigegeben, die klar und übersichtlich gezeichnet sind und nur bedauern lassen, dass sie sich nicht über alle vom Werke behandelten Gebiete erstrecken. Denn man möchte mit Hilfe der Karten ja alles durchwandern. Es wäre doch köstlich, wenn unsere naturlustigen Steirer einmal einen Sommer darauf verwendeten, um die Gegenden des Oberlandes kennen zu lernen, die durch Krauß' „Eherne Mark" dem großen Publikum sozusagen enthüllt worden sind. — Ich kann nicht zurückhalten mit meiner Freude darüber, dass wir dieses heimische Werk empfangen haben und dass es nun vollendet daliegt. Da dieses zweibändige, über tausend Seiten starke Werk mit allen Einzelnheiten nun vor uns liegt, sehen wir auch die ungeheuere Arbeit, die der selbstlose Verfasser seit vielen Jahren unter persönlichen Opfern geleistet hat. Wackerer Ferdinand Krauß, ich sage dir meinen Dank! Ich danke dir aber nicht im Namen der Steiermark, das soll sie selber thun, indem sie dein Werk nach Gebür würdigen und nach Verdienst verbreiten wird. Rosegger.

In Nacht und Eis. Die norwegische Polarexpedition 1893—1896 von Fridtjof Nansen.

Dieses hochinteressante Werk ist nun in seinen zwei starken, reich illustrierten Bänden bei F. A. Brockhaus in Leipzig fertiggestellt und erschienen. Es kann in achttägigen Lieferungen oder auf einmal bezogen werden. Der Text ist von Nansen selbst verfasst, in volksthümlicher Schlichtheit und Deutlichkeit erzählt er das ganze beispiellose Unternehmen, die Reise, die Entdeckungen, das Leben und die Abenteuer vom kleinsten bis zum größten. Er erzählt treuherzig von den Leiden und Freuden der Helden, ihre Zweifel, ihre Entmuthigungen, ihre Siege. Der Leser meint dabei zu sein und fühlt alles mit, wie bei dem interessantesten Roman. — Wir wollen heute über dieses epochemachende Werk nicht das letzte Wort gesprochen haben. M.

Die neue Serie der **Bibliothek der Gesammtliteratur** (Halle. Verlag von Otto Hendel) bringt:

„Aus Friedrich Hebbels Tagebüchern." Die hohe, fast einzige Bedeutung dieser Selbstbekenntnisse des großen Dichters steht über allem Zweifel; Wilhelm Scherer begrüßt in ihnen „ein literarhistorisches Denkmal ersten Ranges". — Alphonse Daudets „Tartarin in den Alpen". Die Abenteuer des berühmten Helden von Tarascon auf dem Rigi, der Jungfrau und dem Montblanc, und seine überraschende Rückkehr. — Zwei Erzählungen des beliebten A. v. Hedenstjerna, „Marie aus dem goldenen Ross" und „Der Majoratsherr von Halleborg". Dr. S.

Der Radmeister von Vordernberg. (Ein Gewerkschaftsbild aus der ehernen Mark von Arthur Achleitner. (Graz. Styria. 1897.)

Der Titel ließe auf eine Erzählung, einen Roman schließen, es ist zum Theil auch etwas Ähnliches. Doch im Vordergrunde steht die Beschreibung der Vordernberger Radmeisterschaft und was Erzherzog Johann, der ein Vordernberger Radmeister gewesen, für sie gethan hat. Der Verfasser entwickelt ein klares, tiefernstes Bild des Aufschwunges und des Verfalles. Dieser eherne Stoff ist sehr geschickt berankt mit der Liebesgeschichte eines Erzführers, in welcher Achleitner sein besonderes Talent, volksthümliche Gespräche zu schildern, glänzend bewährt. Gewöhnlicher ist die Charakterisierung des Prinzen Johann und seiner Gemahlin, aber es ist für einen Volksmenschen eben nicht leicht, bei Schilderung hoher Persönlichkeiten das „Milieu" haarscharf zu treffen. Der Dialect, in dem Achleitner unsere Obersteirer sprechen lässt, ist klipp und klapp der bayerische. Aber das macht nichts, der steierische Leser kann ihn ja steierisch aussprechen, und der Dialectunkundige merkt's nicht. Der Obersteirer mag in jeder ihm beliebigen deutschen Mundart plaudern, solange er nicht slovenisch spricht, passiert's. — Das Büchlein ist mit hübschen Bildern versehen und hat in seiner Beschreibung der Erzbergbahn einen zwar nüchternen, aber willkommenen Ausklang. R.

Das heutige Griechenland. Von Gaston Deschamps. Autorisierte Übersetzung von Dr. Paul Markus. (Großenhain. Hermann Starke.)

In diesem Jahre hat Griechenland durch seinen Krieg eine große Reclame für sich gemacht. Eine kostspielige Reclame. In den Zeitungen hat man zumeist nur seine politischen und militärischen Seiten beleuchtet, so wird nun ein Buch willkommen sein, welches uns in das Land und das Leben dieses Reiches viel tiefer und nachhaltiger einführt und von allem zu erzählen weiß, was uns von den Nachkommen der alten Hellenen wissenswert sein mag. Ein geistreicher Franzose, der sich jahrelang in Griechenland aufhielt, hat das Buch geschrieben, allerdings ausschließlich von französischem Geiste aus, dafür ist das Werk auch von der Akademie mit dem Preise gekrönt worden. M.

Die erste Lieferung der **„Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte"** ist soeben zur Ausgabe gelangt und liegt uns vor. Der Inhalt umfasst die Colonisation in Österreich-Ungarn. Derselben musste ein verhältnismäßig größeres Augenmerk zugewendet werden, als dies in literar-historischen Schriften sonst zu geschehen pflegt, und zwar um nachzuweisen, dass das deutsche Element in Österreich-Ungarn eine genügend starke Unterlage für eine deutsch-österreichische Literatur bildet. Äußerst interessante und erhebliche Überraschungen werden uns hier geboten.

Beigegeben sind dem Hefte drei bildliche Beilagen: Eine buntfarbige Freske aus dem Schlosse Runkelstein in Tirol, zwei von den Triaden, enthaltend: die drei berühmtesten Liebespaare aus den höfischen Ritterepen und die drei Lieblingshelden des nationalen Volksepos mit ihren berühmten Schwertern. Eine zweite Faltbeilage bringt eine Seite aus einer in der k. k. Hofbibliothek befindlichen Handschrift einer Jesuitenkomödie, ein Grillparzerbildnis (Holzschnitt) schließt die Reihe. Die in den Text aufgenommenen Abbildungen zeigen Bauernhaustypen, in Salzburg gefundene gothische Runennamen und Bibelcitate und eine Seite aus den Originalaufzeichnungen Kaiser Josefs II. über seine zweite südungarische Reise 1768. V.

Die Schweiz. Illustrierte Zeitschrift. Erster Jahrgang. Erscheint alle vierzehn Tage. (Zürich. Polygraphisches Institut.)

Die erste Nummer, textlich interessant und künstlerisch bedeutend ausgestattet, lässt an diesem neuen Unternehmen etwas besonders Gutes erwarten.

Hausschatz moderner Kunst. Unter diesem anheimelnden und bezeichnenden Titel veröffentlicht die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien eine stattliche Auslese von Bildern moderner Meister. Schon das Inhaltsverzeichnis der ersten fünf Hefte mit den Namen Schwind, Feuerbach, Defregger, Grützner, Schindler, Böcklin, Gabr. Max, Uhde und Liebermann zeigt, welche Mannigfältigkeit der „Hausschatz" aufweisen wird. Und noch eines erhebt das neue Unternehmen zu dem Range ein.r vornehmen, durch und

durch künstlerischen Publication, die Wahl der Reproductionsweise. Statt der durch ihre Gleichförmigkeit bald ermüdenden photomechanischen Verfahren übernimmt es die Radierung in den Händen berühmter Meister. So genießt der Betrachter in jedem einzelnen Blatte nicht ein Kunstwerk, sondern zwei, das darstellende und das dargestellte.

Der „Hausschatz moderner Kunst" wird in zwanzig monatlichen Lieferungen, jede mit fünf Blatt Radierungen, erscheinen; das soeben ausgegebene erste Heft enthält: A. Böcklin, Villa am Meer, Radierung von W. Hecht; H. Kauffmann, Verliebt, Radierung von H. Bürkner; Fr. A. von Kaulbach, Ein Maitag, Radierung von W. Unger; E. Grützner, Klosterschäfflerei, Radierung von C. Vadiß; F. von Uhde, Auf dem Heimweg, Radierung von W. Unger. V.

Büchereinlauf.

Nimm und lies! Ein Schock neuer Geschichten, Schwänke und Gedanken von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1897.)

Der Spion. Historische Erzählung von August Guntermann. (Freiburg i. Breisgau. Paul Waetzel.)

Ein moralisches Stück. Roman von Eugen Salinger. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Bartel Geraser. Drama in drei Acten von Philipp Langmann. (Leipzig. Robert Friese. 1897.)

Andreas Hofer, der Sandwirt. Eine Episode aus dem Tiroler Freiheitskampfe. Schauspiel in fünf Acten von Karl Domanig. (Innsbruck. Wagners Universitätsbuchhandlung. 1897.)

Allgemeine Nationalbibliothek von C. Daberkow. (Wien.)

Savonarola. Von Nikolaus Lenau.

Der Windfall. Von Ferd. Kürnberger.

Der Unbedeutende. Von Johann Nestroy.

Pumphia. Das Amtsgeheimnis von Friedrich von Radler.

Katechismus der Handschriftendeutung. Nach dem neuesten Stande der Forschung und nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von G. W. Geßmann. Mit zweihundert Handschriften-Facsimiles. (Berlin. Karl Siegismund. 1897.)

Moderne Gelehrte. Eine dramatische Kreidezeichnung vom Kriegsschauplatz der Wissenschaft in drei Theilen. Von Wilhelm Ressel. (Dresden. Moriz Rätze. 1897.)

Unsere Monarchie zur Zeit des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. k. u. k. Apostol. Majestät Franz Joseph I. Herausgegeben von Julius Laurencic unter Mitwirkung der hervorragendsten Schriftsteller und Künstler. 24 Hefte. In vier Sprachen. (Wien. Georg Szelinski. 1897.)

Apotheker Heinrich. Roman von Hermann Heiberg. Dritte durchgesehene Auflage. (Leipzig. Gustav Fock.)

Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leben und Politik des Fürsten Bismarck seit seinem Scheiden aus dem Amte auf Grund aller authentischen Kundgebungen. Herausgegeben und mit historischen Erläuterungen versehen von Johs. Penzler. Erster Band. (Leipzig. Walther Fiedler. 1897.)

Was lehrte Jesus? Zwei Urevangelien. Von Wolfgang Kirchbach. (Berlin. Ferd. Dümmler. 1897.)

Wiener Zeitbilder. Ausgewählte Humoresken und Skizzen von Eduard Pötzl. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Deutsche Lyriker. Ein Sammelwerk mit Quellenangaben und literarisch-kritischem Begleitwort, herausgegeben von Hermann Kiehne. (Nordhausen. Selbstverlag des Herausgebers.)

Neue Lieder eines Taubstummen von Eugen Sutermeister. (Bern. 1897. Selbstverlag.)

Aus dem Lande der Gegensätze. Englische Reisebriefe von Julius Werner. (Dessau. Paul Baumann.)

Eine neue Bestattungsart. Weder Erd- noch Feuerbestattung. Von Karl Th. Schulz-Dresden. (Berlin. Actiengesellschaft „Pionier". 1897.)

Briefe eines jungen Deutschen und einer Jüdin. Von Johannes Dahlmann. (Berlin. Verein für deutsches Schriftthum.)

Urheberrecht. Von Dr. Heinrich Schuster. (Wien. Alfred Hölders Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1897.)

Die Fremdwortfrage für die Behörden, Fachwissenschaft und Gewerbe nebst einem Verdeutschungswörterbuch von A. Hausding. (Berlin. Karl Heymann. 1897.)

Randglossen zur modernen kaufmännischen Bildung. Herausgegeben von der „Handelsakademie Leipzig" (Dr. Ludwig Huberti). (Leipzig. Verlag der Handelsakademie). Heft 1: „Was heißt und zu welchem Ende besucht man die Handelsakademie?"

Maifeier 1897. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Consumvereine und Arbeiterbewegung. Von Karl Kautsky. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung. 1897.)

Henry Dunant, der Begründer des Rothen Kreuzes und der Genfer Convention. Vortrag von Professor Rudolf Müller. Stuttgart. 1897.)

Bewirtschaftung kleiner Hausgärten. Praktische Anleitung von E. Eibel. Gemüsebau. Obst-, Beeren- und Blumen-Anlage. Topfpflanzenzucht im Kleinen. Das Treiben der Pflanzen und das Zimmer-Aquarium. Die Cultur des Beerenobstes und die Weinbereitung aus demselben. Mit Illustrationen. (Leipzig. Emil Stock.)

Der Naturfreund. Belletristische Monatsschrift. Herausgeber: Alois v. Warnus. (Linz a. D. Buchdruckerei Karl Kolndorffer. 1897.)

Sommerfrische und Thermalbad Topolschitz, Post Schönstein bei Cilli, Südsteiermark.

Das Raigerner Liederbuch. Von Prof. Emil Soffé. (Brünn. M. Rohrer. 1897.)

Das neue Handelsgesetzbuch für das Deutsche Reich. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Einhundertachtzig Hausconditorei-Recepte. Von Emilie Kieslinger. (München. Seitz & Schauer. 1897.)

Danksagung.

An das Comité der Rudolf Falb-Spende, an die Presse und die Geber!

Nachdem ich im vorigen Jahre durch eine plötzlich eingetretene Lähmung auf das Krankenlager geworfen und nahezu erwerbsunfähig geworden war, hatten sich Männer mit hervorragenden Namen und von einflussreicher Stellung verbunden und einen Aufruf erlassen, der die Theilnahme der Bevölkerung allenthalben in bedeutendem Maße wachrief. Es konnte mir an meinem sechzigsten Geburtstage, am 13. April d. J., ein so reiches Ergebnis dieser Theilnahme übermittelt werden, dass ich und meine Familie der materiellen Sorge, welche die Krankheit mit sich brachte, nun enthoben sind. Ich sage zunächst allen Herren des Central-Comités, welchen an dem Zustandekommen dieses Erfolges ein so wesentlicher Antheil gebürt, sowie auch den Comités in den einzelnen Städten, insbesonders meiner Heimat, die ihren Sohn in der Fremde nicht vergessen hat, meinen innigsten Dank! Meinen wärmsten Dank aber auch der gesammten Presse, welche mit größter Bereitwilligkeit den Aufruf in allen Ländern verbreitete. Sie hat sich in meiner Sache auch auf dem Gebiete der Menschenliebe als eine Großmacht erwiesen! Und herzlichsten Dank vor allem auch jedem einzelnen der Geber, sowie den Instituten, die durch besondere Veranstaltungen das Werk fördern halfen. Mein Dank ist um so aufrichtiger, als ich mir eines der Gabe äquivalenten Verdienstes nicht bewusst bin. Möchte derselbe — und das ist meine Bitte an die Presse — ein ebenso vielfaches und weitreichendes Echo finden, wie es der Aufruf gefunden hat.

Berlin, den 18. April 1897. **Rudolf Falb.**

Postkarten des „Heimgarten".

M. Graz: Betreffende Stelle ist einigermaßen missverstanden worden. Hauptsache dieser Kirche ist bei ihren Mitgliedern das Bekenntnis. Denken kann sich jeder, was er will. Der Freidenker wird übrigens auch den Kirchen das Recht ihrer Existenz und Lehre freigeben.

M. M., Kaaden: Den köstlichen „Onkel Bräsig" finden Sie in Fritz Reuters „Ut mine Stromtid".

J. St. in B.:
„Bin ich auch ein winzig armes Binkerl,
Ich möcht' dennoch ins Poetenwinkerl"
sagen Sie da. Ja, recht gerne!

Mei Tram.

Ols i z' Schlof bin kemma
Hot mar oftn tramt,
Dass die Todensenzt'n[1])
Mi hätt' weggagramt;
Is 's ma no so bitta gwen und load,
D' Seel woar denna draußt'n aus ihrn Kload.

[1]) Todtensense.

Kimm zan Himmel zucha,
Läut dan Glöckl on,
Schreit da Peda außa:
„Wer hot dös jazt thon?
Is leicht oana, der glei do kunnt bleibn?
Müad ma mit der Kreid' in Rauchfong schreibn."

„I bin's, hei'ger Peda,
Thät um Einlošs frogn;"
Thua eahm 's gonzi Herzload
Aus mein Lebn vorklogn.
„No, kimm eina!" sogt da Peda grüabrt,
Hot mi ofin on da Hond in Himmel gfüahrt.

Wia i bin daschrockn,
Ols 's ma kimmt in Sinn,
Dašs i ohni Dirndl
Jazt in Himmel bin.
„Je mein Dirndl! — — Peda, woart a Weil,
I hol 's Dirndl nua in olla Eil!"

„Wirst nit bleib'n herinnat,
Wonst schon einag'hörst,
's Dirndl g'hört in Brautstond,
Oft in Himmel e it!"
„Ohni Schotzerl gibt's koan Himml, Mann; —
Peda, — 's Dirndal, sišt lauf i davaun!"

„No, so hol das!"
Hot der Olte brummt.
I hob g'locht und g'juchazt,
Dašs mein Kopf hot g'summt.
„Dirndl!" schrei i — — und bin gach dawocht,
's Dirndl steht neb'n meina und hot g'locht.

Sollten auch Ihre „Waldgeschichten" so lebhaft an bekannte Vorbilder erinnern, dann — lieber nicht!

G. M., Graz: Die Frivolitäten in R.'s Werke „Die Älpler" thun Ihnen weh? Die Dinge sind aber nicht ganz so frivol, wie sie aussehen, sie sind nur eine vielen ungewohnte Form. Es ist kecker Bauernhumor, der außer seinem Bereiche so leicht missverstanden wird. Wenn wir Bauersleute just in guter Laune sind, machen wir Witze über uns selbst, über unser Liebstes, unseren Kaiser und unseren Gott. Letztere kennen uns schon und sagen: „Ein loses Maul habt ihr zwar, seid aber sonst gute Kerle!" — Machen Sie es ihnen nach!

J. W., Wien: Kein so übles Zeichen. Ein hoher Zinsfuß soll ja beweisen, dass weit weniger gespart wird, als die Gesellschaft nöthig hätte. Das Sinken des Zinsfußes hingegen soll andeuten, dass die Ersparnisse sich gesteigert haben und bald ausreichen. Wer selbst Erspartes hat, braucht doch zu hohen Zinsen nichts aufzunehmen.

Z. M., Znaim: Die Sonate nach unserer Meinung vom künstlerischen Standpunkte aus beurtheilt nicht hervorragend, jedoch für die Jubiläumsfeier zur Veröffentlichung immerhin geeignet, denn es ist viel Treue und Wärme in den Gedichten. Wir wollen seinerzeit einige der bezeichnendsten veröffentlichen. Wir behalten die Sachen zurück.

P. L., München: Sie hätten der zimperlichen Dame antworten sollen, wie jener Schriftsteller in der Gallerie einem älteren Fräulein geantwortet hat, das sich von der Statue des Apoll schamhaft zur Seite wandte: „Ich sehe einen Gott, sehen Sie denn einen Mann?!"

P. K., St. Louis: Motiv etwas abgebraucht. Doch soll der wackere Junge seinen weiten Weg nicht umsonst gemacht haben.

* Die große Agitation, welche von Graz aus unter dem Schlagworte „Österreichischer Bund der Vogelfreunde" ins Werk gesetzt worden ist, nimmt immer größeren Umfang an. In den zehn Monaten seines Bestandes hat der Bund weit über 25.000 Mitglieder gewonnen. Der Bund hat bisher über eine halbe Million Druckschriften verbreitet, und zwar nicht nur in deutscher, sondern auch in italienischer und slovenischer Sprache. Erzherzog Franz Ferdinand hat das Protectorat des Vereins übernommen.

* Von jetzt ab lautet die Adresse Peter Roseggers: Krieglach, Steiermark. Alle geschäftlichen Briefschaften, die den „Heimgarten" betreffen, sind zu richten an die Verlagshandlung „Leykam" in Graz, Stempfergasse 4.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Endlich allein!

Von **Josef Wichner.**

Wie schön malen doch die Herren Romanschriftsteller den Augenblick aus, da der neugebackene Ehemann seine süße Alma, Bertha, Clementine u. s. w. dem Elternhause, dem Trubel der Hochzeitgäste und den Blicken neugieriger Gaffer entführt und da zwei überglückliche Menschenkinder, sei es im Eisenbahnwagen erster Classe, sei es im leicht hinfliegenden Landauer, von einer Centnerlast befreit, aufathmen und aufseufzen:

„Endlich . . . endlich allein!“

Rein das Wasser möcht' einem im Munde zusammenlaufen . . . wenn sich nur die Wirklichkeit nicht oft ganz anders gestalten würde, als sie sich in den sonst ehrenwerten Köpfchen abspielt, deren Göttin die ewig bewegliche Phantasie ist.

Ich wenigstens kann mir's nicht vorstellen, dass ein halbwegs ernst veranlagtes Mädchen ihr Elternhaus leichten Herzens verlassen, sich ohne Zagen in die Arme des gewiss geliebten, aber ihr bisher noch fremden Mannes werfen und ohne Bangen in die vielleicht verhängnisvolle Zukunft blicken kann.

Digitized by Google

Ich wenigstens möchte aus den Augen der Braut die Thränen küssen, die sie ihren Eltern und Geschwistern, ihren Freundinnen und . . . vielleicht sogar ihren Puppen nachweint; denn ich müsste befürchten, daß sie auch für mich kein Herz hätte, wenn es nicht warm für alles schlüge, was sie . . . aus Liebe zu mir . . . für immer verläßt!

Und dass selbst die ersten der sogenannten Honigwochen lauter Honig bringen, auch das ist zumeist nur ein Traum der Poeten, der nur wenigen Auserwählten in Erfüllung geht, indes die große Menge auch in des Lebens schönste Tage des Lebens Sorgen und Kümmernisse und auch . . . des Lebens Unverstand mit hinüberschleppen muss.

Dies kann mein bester Freund Wilhelm bestätigen, mit dessen gütiger Erlaubnis ich hiemit der Wahrheit gemäß erzählen will, wie es ihm in den ersten Tagen seiner Ehe ergangen ist.

Es thut nichts zur Sache, wie Freund Wilhelm, der gleich mir die Knaben lehret und ihnen wehret, seine Lebensgefährtin, eines Försters liebliches Töchterlein, gefunden hat.

Auf der Bühne senkt sich bekanntlich der Vorhang, wenn die Liebenden sich nach Überwindung unendlicher Hemmnisse die Hände reichen; bei mir aber geht er erst jetzt in die Höhe.

Die Trauung fand auf Wunsch des Bräutigams, der sich vor den ländlichen Gebräuchen des „Verziehens" und des Festmahles, sowie den sonst unvermeidlichen Busserln zahlreicher mittelalterlicher Tanten flüchten wollte, in Wien statt. Nur wenige der nächsten Anverwandten waren Zeugen der kirchlichen Handlung und Theilnehmer an einer einfachen Tafel, die den mehr als bescheidenen Verhältnissen eines Revierförsters und eines angehenden Gymnasiallehrers entsprach.

Dass sich der Bräutigam vor der Trauung die allzu engen Handschuhe zerrissen und, ein echter Gelehrter, gar nicht daran gedacht hatte, die Braut und zwei Kranzeljungfern mit Blumensträußen zu erfreuen, wurde von den wenig abergläubischen guten Leuten zwar herzlich belacht, aber durchaus nicht als böses Vorzeichen aufgefasst.

Und doch sollten noch am selben Tage der Thränen genug fließen! Schied doch die Tochter von dem alternden Vater, der ohne sein Kind in sein Forsthaus zurückkehren musste.

Gut, dass die Rotunde im Prater mit einer Ausstellung die junge Frau den Schmerz des Scheidens etwas vergessen ließ; aber weniger gut schien es dem neuen Eheherrn, dass sie sich nicht einmal auf der völlig menschenleeren Außengallerie der Laterne küssen lassen wollte, weil . . . nun weil's jemand aus der Stadt sehen könnte!

Am Nachmittage fuhr das junge Paar in das nahe Landstädtchen, wo der Professor bereits eine Wohnung gemietet hatte und wo die Einrichtung bereits angelangt sein musste, nicht nur die Einrichtung allein,

sondern auch etwelcher Küchenbedarf, Schmalz in massigen Töpfen, Eier im Häckselruhebette und, der Stolz der Hausfrau, eine stattliche Reihe von Gläsern mit eingemachten Früchten in glattgehobelter Kiste, zwischen Kleiderstoffresten sorglich verpackt.

Das war das Werk der liebenden Mutter, der immernährenden, die ihrem Kinde die ersten Sorgen des neuen Haushaltes erleichtern wollte.

Aber ... trotz des Übereinkommens mit dem Hausherrn saß die frühere Partei noch wie angewachsen im Neste, das von rechtswegen den Neuvermählten gehörte, und es bedurfte eines ordentlichen Donnerwetters mit Verweisung auf die zuständigen Behörden, ehe sich die unverschämten Spatzen langsam anschickten, den angekommenen Schwalben den Platz zu räumen.

Immerhin aber musste das Pärchen die ersten drei Tage in einem Gasthause zubringen, dessen geriebener Besitzer seinen Vortheil wahrnahm und in der Voraussetzung, dass ein Glücklicher allweil volle Hände habe, die Preise auf eine völlig unnatürliche Höhe hinaufschraubte.

Ich möchte nicht behaupten, dass all das einen jungen Ehemann, der noch nicht einmal sein erstes, kärglich bemessenes Gehalt bezogen und ... der leider seiner Herzallerliebsten noch nicht einmal die Höhe seiner aus den Studienjahren stammenden, unvermeidlichen Verpflichtungen völlig aufrichtig einbekannt hat, dass all das so einen armen Ehemann besonders heiter zu stimmen vermag.

Und das Frauchen ... das war von der „Hochzeitsreise“ her noch etwas verdutzt und machte ein allerliebstes „Schnoferl“; denn der Herr Gemahl hatte auf dem Bahnhofe der Großstadt, gewiss sehr zur Unzeit, zu sparen angefangen und war, sich nach Schulmeisterart mit Nachdruck und übel angebrachter Redseligkeit über Ökonomie im Haushalte verbreitend, in die dritte Classe eingestiegen, in der man seiner Ansicht nach ebensoweit komme, wie in der ersten.

So sind diese Männer ... vor der Ehe versprechen sie, ihr Ideal zeitlebens auf den Händen tragen zu wollen, und schon am Hochzeitstage setzen sie es auf ein steinhartes Brett unter rauchende Bauern, keifende Marktweiber und schreiende Wickelkinder!

Und, was gar schrecklich war, Wilhelm hatte sich von erfahrenen oder vielmehr boshaften Ehemännern einflüstern lassen, es müsse einer, um das von jeder Frau angestrebte Pantoffelregiment zu vermeiden, nach dem bewährten Grundsatze der alten Römer (principiis obsta) gleich im Anfange den Herrn hervorkehren, und demgemäß sprach er, seine innige, herzliche Liebe gewaltsam zurückdrängend, einigemale in etwas barschem, fast befehlendem Tone und that so dem ohnedies erregten Gemüthe seiner lieben Clara weher, als er nur ahnen mochte.

Ach, wie wonnesam klang doch bisher das „Clärchen“ von seinem Munde, und jetzt . . . jetzt hieß es nur mehr so breit und gedehnt „Clara“!

So vermochte das gute Weibchen bereits während der Fahrt die Thränen kaum zurückzuhalten, und als sich nun gar der verwandelte Gatte beim Abendimbisse ungeduldig und unwillig geberdete, weil die „Clara“ die vom Frackkellner überreichte Speisekarte allzu lange unentschlossen prüfte (sie wollte ja so nur die billigste Speise aussuchen), da war es mit der schwer bewahrten Fassung vorbei, sie erhob sich und eilte in ihr Zimmer, schloss die Thür hinter sich ab, warf sich auf ein Ruhebett und weinte und weinte, wie wohl noch nie in ihrem Leben. Ach, sie war so unglücklich . . . so unendlich unglücklich . . . in diesem Augenblicke wäre ihr der Tod ein willkommener Freund gewesen!

Völlig verblüfft folgte Wilhelm der Geliebten, die er ganz gegen seinen Willen so sehr gekränkt hatte. Er pochte an die Thüre, er bat, er flehte um Einlass . . . vergebens . . . nur ein schmerzliches Schluchzen war die Antwort.

Da riss ihm der ohnedies nicht stark gedrehte Geduldsfaden, Thränen und Seufzer ohne vernünftigen Grund waren ihm nicht weniger zuwider als dem Wirte „zum goldenen Löwen“ in Goethes unvergleichlich schöner Dichtung, er merkte, dass das Treiben des jungen Paares von den Dienstleuten mit spöttischen Blicken und lauschenden Ohren beobachtet wurde, und also sprach er mit gedämpfter Stimme, aber ernst, durchs Schlüsselloch:

„Gut . . . mein Kind . . . wenn du trotz meiner Bitten in deinem Starrsinn beharren willst, so . . . nun, so gehe ich, und . . . die Folgen kannst du dir selber zuschreiben!“

Sprach's und gieng schweren Schrittes die Treppe hinab und über den Marktplatz in die Auen am großen Strome, um sich zu beruhigen und dem . . . Trotzköpfchen Zeit zu gönnen, dass es sich besinne.

Clärchen aber stand bereits hinter den herabgelassenen Rollhängen, sie sah, wie der doch so geliebte Mann seinen Weg gegen den Strom nahm . . . ein fürchterlicher Gedanke fuhr wie ein Blitz durch ihr Herz:

„O mein Gott, wenn er sich jetzt ein Leid zufügt, wenn ich ihn, den ich heute für mein Leben gewonnen habe, heute für immer verlieren soll . . . durch meine Schuld . . . durch meine kindische Empfindlichkeit!“

Und sie warf sich vor einem Muttergottesbildnisse, das eine Wand zierte, auf die Knie und rang die Hände. . . .

Da pochte es leise an die Thüre. . . .

„Lieb' Clärchen, mach' mir doch auf!“

O, wie das Weibchen da aufsprang, wie es ihren Wilhelm stürmisch in seine Arme schloss . . . ach, es ist doch gut, dass man sich

im Eheleben manchmal ein wenig missversteht und ein wenig zankt ... Die Versöhnung ist gar so schön!

Am selbigen Abend noch schrieb Clärchen nach Hause:

„Sorget Euch nicht um mich, liebe Eltern; ich bin so ... so unsagbar glücklich ... mein Wilhelm ... trägt mich wahrhaftig auf den Händen!“

Manch eine Thräne tropfte aufs Papier und verwischte die Schrift ... ein Chemiker hätte Schmerz und Freude, Weh und Wonne in den Tropfen gefunden.

Und nun galt es, in gemeinsamer, beseligender Arbeit das Nest recht behaglich einzurichten.

Am vierten Tage waren die Spatzen gottlob! ausgeflogen, der Möbelwagen stand vor der Hausthüre der neuen Wohnung, die Träger hatten ihre Arbeit zum Theile bereits vollbracht ... einiges nur allzu gründlich!

Wenigstens fiel es dem Frauchen auf, dass vor dem Thore bunte Kleiderfleckchen herumlagen, die völlig denen glichen, in welche die Mutter die Einsiedegläser verpackt hatte.

Und ... in dem Hausflur ... da zeigte sich zum Entsetzen des jungen Paares die reinste Idylle: gut ein Dutzend mehr oder minder zerlumpter Kinder saßen auf den Fließen und griffen mit triefenden Händen, ohne sich vor den herumliegenden Glasscherben zu scheuen, in eine äußerst süße Masse, in die eingesottenen Marillen, Zwetschken, Kirschen, Ribiseln und Preiselbeeren, die da einträchtig und friedlich in ihrem Safte schwammen ... ein ungeschickter Arbeiter hatte die schwere Kiste fallen gelassen und so den kleinen Plebejern zu einer seltenen Schnabelweide verholfen!

Da möchte ich wohl die Frau kennen, die da nicht weinen würde!

So ward auch der Einzug ins neue Heim mit Thränen gefeiert, mit Thränen, denen allerdings ein Lächeln beigesellt war beim Anblicke der verschmierten, glückseligen Kindergesichtchen in dem Hausflur.

Wer andere glücklich macht, kann schon selber ein wenig Unglück leichter ertragen!

Und dass die Wohnung bei der bekannten Zuvorkommenheit unserer Hausherren völlig in Ordnung war, das kann man sich denken; nur ein Kaminfeger, zwei Maurer und drei Maler hatten noch etliche Tage zu thun, und ein Tischler musste einem ... Wanzenheere mit Terpentinöl eine Schlacht liefern, sonst fehlte zum Vollglücke der beiden Flitterwochenleutchen rein gar nichts!

Ach ja ... „Endlich allein“
Bringt oft viel Pein;

doch vermögen so ein paar Grillen und Wanzen ein junges Eheglück nie völlig zu trüben!

Der Weißmantel.

Eine Erzählung von **Adalbert Stifter.**

(Schluss.)

In diesem Augenblicke, als die Gesellschaft also in der Gartenhalle des Schlosses nächtlicher Weile beisammen war, regte sich ein leises Geräusch an der Klinke der Thür, die Thür öffnete sich, und es trat ein Mann herein, der einen glänzenden Helm auf hatte, und in einen langen weißen Mantel gewickelt war.

Alle schauten auf ihn.

„Ich habe Licht durch diese Fenster scheinen gesehen“, sagte er in guter deutscher Sprache, „und bin herein gekommen, eine Bitte vorzubringen.“

„Und welche?“ fragten der Verwalter und der Schlossherr zugleich.

„Sie werden mir gefälligst auf die Spitze des dicken Thurmes folgen“, sagte der Fremde, indem er auf den Verwalter zeigte.

Er hatte hiebei den einen Arm erhoben, den Mantel gelüftet, und man sah, dass er in der Hand des anderen Armes eine doppelläufige Pistole habe.

„Wer kann das fordern, ich bin hier der Gebieter“, rief der Schlossherr.

„So, Sie sind der Gebieter?“ sagte der fremde Mann, „Sie gehen auch mit hinauf.“

Hiebei griff er mit der freien Hand auf die Pistole, und spannte beide Hähne, dass man sie knacken hörte.

„Sie werden eine Laterne auf die Treppe mitnehmen, und vor mir gehen“, fuhr er fort, „es wird keinem ein Haar gekrümmt, solange alles ruhig ausgeführt wird. Wenn ich aber Verrath merke, muss ich von den Waffen Gebrauch machen, es geschehe dann, was wolle. Bleibt hier ruhig sitzen, ihr anderen, bis sie wieder zurückkehren.“

Er war mit dem Rücken gegen die Thürpfosten stehen geblieben, hatte die Pistole in der Hand und sah alle an.

„Es ist nichts, seid nur ruhig, und folgt uns“, sagte der Verwalter, indem er den Schlossherrn bei der Hand nahm, „und ihr verlasst keiner das Gemach, bis wir wieder kommen.“

Er langte bei diesen Worten mit der Hand nach der Laterne, die neben dem Weihbrunnenkessel hieng, machte sie auf, zündete das Stümpfchen Kerze in derselben an, schloss sie wieder gut zu, schritt in die Stube vor, und sagte: „Wenn es gefällig ist.“

Der fremde Mann ließ, indem er sich seitwärts stellte, den Verwalter und Schlossherrn bei der Thür hinaus, und folgte ihnen dann, mit dem Körper seitswärts gewendet, dass er die in der Stube und die Vorangehenden zugleich überblicken konnte.

Die Zurückgebliebenen hatten kein Wort gesagt, die Sache war einestheils so schnell vor sich gegangen, und die Ruhe des Verwalters hatte ihnen anderentheils Vertrauen eingeflößt.

Die zwei Männer giengen mit der Laterne den Gang entlang, der zu dem Thurme führte, der Fremde folgte ihnen, dass sie die Sporen, die er an den Füßen hatte, stets hinter sich klirren hörten.

Sie kamen an die Treppe und stiegen hinan. Als der Fremde merkte, dass sie bald oben seien, befahl er ihnen, stille zu stehen, die Laterne auf eine Stufe zu stellen, zu öffnen, und mehrere Stufen aufwärts zu gehen.

Als sie das gethan hatten, näherte er sich der Laterne, zog aus seiner Manteltasche ein sehr kleines Laternchen heraus, zündete ein fast unscheinbares Lichtchen in demselben an, ließ die andere Laterne auf der Treppe stehen, stieg gegen die Männer, die indessen gewartet hatten, hinan, und befahl ihnen, weiter zu gehen.

Als man auf das Steinpflaster des Thurmes hinausgekommen war, welches, wie oben gesagt wurde, die Stelle des Daches vertritt, hieß er die Männer an einem Platze der Brustwehre, wo er sie sehen konnte, stehen bleiben, er selber gieng an eine andere Stelle der Brustwehr, stellte sein sehr kleines Laternchen darauf, legte die Pistole daneben, zog eine Brieftasche heraus, und fieng an, bei dem Scheine seines Lichtchens in dieselbe zu schreiben oder zu zeichnen. Die Nacht war so finster, dass man von der Gegend nichts sah, als einen einzigen schwarzen Raum, in welchem die Lichter und Wachfeuer wie rothe Sternchen sich zeichneten. Von dem Dorfe sah man nichts als den Umriss mancher Dächer und der Kirche. Von dem Platz war ein Theil durch die Feuer der Truppen beleuchtet.

Als der Fremde eine Weile gezeichnet oder geschrieben hatte, steckte er seine Brieftasche wieder ein, nahm sein Laternchen in die eine, seine Pistole in die andere Hand, und hieß die Männer vor sich hinab gehen.

Als man zu der Stelle gekommen war, wo die Laterne stand, mussten sie dieselbe nehmen, und den Mann in der Weise, wie man heraufgekommen war, wieder zurückführen.

Da man an der Thüre der Gartenhalle angekommen war, sagte der Fremde, dass ihn nun zwei Männer auch durch den Garten bis zu

dem Gitter, das auf das Feld hinaus führt, begleiten müsten. Wenn er außerhalb des Gitters wäre, könnten sie zurückkehren. Die Laterne müsten sie in dem Thorwege, der an der Halle vorbei führt, stehen lassen.

Der Schlossherr und der Verwalter giengen also in dem finstern Garten vor dem Fremden her.

Nicht weit von dem Schlosse fand man ein Pferd an einem Baume angebunden. Der Fremde löste es los, schlug den Zügel um den Arm, und führte es hinter sich her. Er führte es nicht auf dem Gartenwege, auf dem die zwei Wegweiser giengen, sondern auf dem Rasen daneben, damit die Hufschläge nicht gehört würden.

Als man in die Nähe des Gitters kam, zeigten sich dunkle Gestalten an demselben. Der Fremde näherte sich den beiden Vorgängern plötzlich und flüsterte ihnen zu: „Halt!"

Dann schaute er sehr lange und, wie es schien, anstrengend auf die Gestalten.

Endlich sagte er sehr leise, sie sollten ihn wieder zu der Halle zurückführen.

Sie thaten es, er zog sein Pferd hinter sich her.

Da sie bei der Halle angekommen waren, befahl er ihnen, das Thor, welches den an der Halle vorbeiführenden Thorweg schloss, und überhaupt das Hauptthor des Schlosses war, zu öffnen.

Der Verwalter gieng nach dem Schlüssel, während der Schlossherr in der Gewalt des Fremden bleiben musste, und da der Verwalter aus der Gartenhalle, in welcher sich der Schlüssel befunden hatte, heraustrat, folgten ihm auch neugierig die Leute, die in der Halle gewesen waren. Der Fremde hielt sich an sein Pferd, hatte den Schlossherrn immer im Auge, und die Pistole in der Hand. Der Verwalter und ein Knecht sperrten das Thor auf, thaten im Laternenschein den großen eichenen Querbalken weg, öffneten die beiden Flügel, dass man in den schwarzen Raum hinaus sah.

„Thut die Laterne zurück", sagte der Fremde.

Als man das gethan hatte, schaute er eine Weile scharf bei dem Thore hinaus, den Blick aber jeden Augenblick kurz auf den Schlossherrn richtend, dass derselbe sich nicht entfernen konnte. Dann, soweit man bei dem Scheine der Laterne beurtheilen konnte, richtete er etwas an dem Pferde, prüfte anderes, und da es gut befunden war, schwang er sich hinauf. Da er einmal oben saß, war es nur ein Augenblick, in welchem er sich gleichsam festzusetzen suchte, dann gab er die Sporen, that einen Ruf, und mit einer so fürchterlichen Schnelligkeit, dass man kaum mit den Augen blicken konnte, dass die Funken in Schwärmen sprühten, flog er über den Steindamm hinaus. Als er jenseits war, wie man aus dem schwächeren Hufschlage schließen konnte, schoss er rechts und links einen

Pistolenschuss ab, worauf sogleich Blitze hinter ihm sichtbar wurden, Schüsse krachten, Geschrei sich erhob, und sich ferner zog.

„Das ist ein Mann", rief Lulu jubelnd.

„Du Scheusal, du kleine Ausgeburt", schrie der Schlossherr, „du fällst in Bewunderung unseren Feinden zu."

„Er ist ja kein Franzose", antwortete Lulu, „er spricht so schön deutsch."

„Um so schlechter, um so tausendmal schlechter ist er", sagte der Schlossherr, „als ein Deutscher sollte er lieber in die fernsten Gegenden ziehen und betteln, ehe er mit dem Erzfeinde sich verbindet, ja er sollte lieber den Tod leiden. So aber nimmt er von unserem Thurme die Stellung der Verbündeten auf, verräth sie, und wir werden es morgen früh schon sehen, wenn sie ihn nicht niedergeschossen oder erwischt haben."

„Er rennt mit seinem Pferde an ein Haus an, und zerschmettert sich und das Thier", sagte eine Magd.

„Der rennt nicht an", erwiderte ein Knecht, „er sieht sich die Sache gut zusammen, und versteht sein Ding."

„Er ist doch ein Mann, wenn er auch ein Feind ist", sagte Lulu.

„Warum hast du ihn denn nicht umgebracht, da er einen weißen Mantel hat?" fragte Alfred den Schlossherrn.

Dieser schaute den Fragenden an und antwortete nicht.

„Kinder, Leute, wir werden hier bald ein anderes Schauspiel haben", sagte der Verwalter, „dieser kühne Mann mag nun umgekommen sein oder nicht, er ist ein Feind, wie sich aus seinem Thun gezeigt hat, er ist aus unserem Schlosse in unsere Verbündeten gesprengt, bald werden sie da sein, und werden Rechenschaft fordern. Sehe jeder, dass er sich genau merke, wie die Sache, bei der er war, hergegangen ist, damit er die Wahrheit bekennen könne, dass sich keine Widersprüche finden, die uns arge Dinge bereiten könnten. Die Soldaten im Dorfe draußen sind auf dem Rückzuge begriffen, und sind erbittert. Lasst uns das Thor wieder schließen, aber bei dem ersten Stoße an dasselbe es gerne und schnell öffnen. Bis dahin gehen wir wieder in die Gartenhalle."

Die Knechte schlossen das Thor, thaten den Eichenbalken vor, gaben dem Verwalter den Schlüssel, und man gieng mit der Laterne wieder in die Halle.

Man war noch nicht lange dort, als sich Schläge an das Thor vernehmen ließen.

Die Mutter that einen schwachen Schrei und bewegte sich gegen den Vater hin. Dieser beruhigte sie, ließ das Thor öffnen, und gieng selber den Eintretenden mit einem Lichte entgegen. Es waren zwei Vorgesetzte mit Begleitung von Soldaten. Der Steindamm war mit Soldaten bedeckt.

„Sind noch mehrere Feinde hier?" fragte einer der Vorgesetzten in ziemlich verständlicher Sprache.

„Es war der einzige, der eben hinaus geritten ist“, antwortete der Verwalter.

Sofort ließ der Krieger alle Aufgänge, alle Thüren und die Ausgänge in den Garten mit Mannschaft besetzen. Die Schlossleute wurden in der Halle bewacht, und der Schlossherr und der Verwalter mussten unter Bedeckung von Soldaten in alle Räume des Schlosses gehen, dass man dieselben untersuchte. Der Schlossherr war viel geselliger, gesprächiger und freundlicher gegen die jetzigen vielen bewaffneten Soldaten, die ihn begleiteten, als er es früher gegen den einzigen gewesen war. Als man nirgends etwas Verdächtiges fand, kehrte man zu der Gartenhalle zurück. Den Garten untersuchte man nicht, nur wurden die Ausgänge aus dem Schlosse zu ihm sehr verrammelt, dass ein Feind, wenn einer im Garten wäre, schon dadurch gefangen war.

Dann schritt man zum Verhöre. Der Verwalter erzählte die Sache, wie sie sich begeben hatte. Er stellte die Vermuthung auf, dass der Fremde durch den Garten gekommen sein müsse, weil das Thor gegen das Dorf geschlossen gewesen sei und in dem Dorfe sich ja die Verbündeten befunden hätten. Wenigstens habe der Fremde durch den Garten fort gewollt, dies werde sich deutlich in den Fußstapfen und namentlich in den Hufspuren im Grase zeigen, wenn man sie morgen bei Tage untersuchen wolle.

„Man wird die Sache untersuchen“, sagte der Krieger.

Hierauf wurde der Schlossherr abgesondert vernommen, und dann alle anderen, selbst die Kinder.

Als dieses vorüber war, wurden die Männer in ein Gewölbe des Thurmes abgeführt, dort eingesperrt und bewacht. Die Weiber und die Kinder wurden in der Gartenhalle gelassen, wurden aber dort ebenfalls eingesperrt und bewacht.

Von da an vergieng die Zeit, die Ängstlichkeit und die Besorgnis abgerechnet, ruhig. Nicht ein Laut war zu vernehmen, als zuweilen der Schritt einer Wache vor der Thür, das Rasseln eines Gewehres oder ein Kolbenstoß. An dem Himmel war kein Lüftchen, die Wolken schienen unbeweglich dort zu stehen, und die Wipfel der Bäume im Garten regten sich nicht. Unter diesen Betrachtungen brachten die Gefangenen der Gartenhalle die Nacht zu. Dass kein Schlaf in ihre Augen kam, ist begreiflich. Wohin man die Männer gebracht hatte, wussten sie nicht.

Als endlich das Morgengrauen anbrach, hörte man verworrenes Getöse, wie Fahren, Reiten, Gehen, Rufen, man hörte endlich Hörnerklänge, Trompeten und Trommeln, aber alles gedämpft, da es von der entgegengesetzten Seite des Schlosses herkam. Sehen konnte man nichts, da die Thür verschlossen war, und vor den Fenstern nur die Bäume des Gartens standen, deren dunkle Wipfel sich immer deutlicher gegen den grauen, lichter werdenden Himmel zeichneten.

Endlich geschah ein dumpfer ferner Schlag, der aber so schwer war, dass die Luft beinahe erzitterte. Gleich darauf ein zweiter. Sie folgten nun schneller, und es war beinahe wie ein entfernter Donner, der so tief gieng, dass manchmal die Fenster leise klirrten. Die Trompetenklänge, das Blasen der Hörner, das Wirbeln der Trommeln nahm in der Nähe zu.

Der Tag wuchs immer mehr dem Morgen entgegen.

Das Rollen des Donners kam näher, es gieng in ein Krachen über, und hinter den Gipfeln der Bäume stieg ein weißer Rauch auf. Endlich krachte es auch ganz nahe an dem Schlosse, man konnte nicht erkennen, woher es kam, bald war es rechts, bald links, bald vorne, bald hinten, bald mehr, bald weniger, aber furchtbar war es, dass das Gemach sich zu rühren schien; und wenn der kleinste Zwischenraum eintrat, so hörte man einen Ton, wie wenn unzählige Hölzlein an einander geschlagen würden, es waren die Schüsse der kleinen Gewehre. Sogar die Trommeln konnte man zuweilen vernehmen.

Der Rauch war endlich so in den Garten gedrungen, dass er wie ein Nebel in den Bäumen war. Er vermehrte und verdichtete sich stets, dass kaum die nächsten Stämme zu sehen waren. Im Zimmer entstand übler Geruch.

Als dieses lange gedauert hatte, zog sich der Donner auf der entgegengesetzten Seite in die Ferne, das Rollen wurde dumpfer, einzelne Schläge waren in der Nähe noch zu vernehmen, aber man hörte Geschrei, Brausen und verworrenes Getöse. Zuletzt wurde auch das immer schwächer, man hörte nichts mehr, der Rauch zog sich langsam aus den Bäumen, die Wolken waren auch gleichsam durch den Schall verjagt worden, und die Sonne, die anfangs als eine rothe Scheibe in dem Rauch gestanden war, glänzte endlich freundlich in den Garten hinunter.

Die Frauen in der Halle warteten lange. Als aber gar kein Ton sich vernehmen ließ, als sie auch gar kein Geräusch von der Wache vernahmen, die außer der Thür war, so riefen sie auf dieselbe. Sie erhielten keine Antwort. Sie riefen noch einmal, und stärker, aber erhielten wieder keine Antwort. Da versuchten sie an der Thür und an dem Schlosse zu rütteln. Von außen erfolgte kein Zeichen und kein Widerstand. Nun rissen sie wirklich mittelst Beilen und Stemmeisen, die in der Gartenhalle als brauchbare Werkzeuge immer vorräthig waren, das Schloss herunter, und öffneten die Thür. Kein Mensch war vor derselben. Die Thorflügel standen weit offen. Im Dorfe rauchte noch kohlendes Stroh, und von einer entfernten Hütte, die brannte, gieng Rauch auf. Sonst sah man keine Beschädigung, aber man sah auch keinen Menschen im Dorfe. Unter dem Schwibbogen des Thores lag eine eiserne Kugel, und eine andere stak in der Mauer des Schlosses.

Als man noch so schaute, hörte man plötzlich Gerassel und Getrappe rennender Pferde, und in dem Augenblicke kam um eine Ecke der Häuser ein Schwarm weißer Reiter, bog gegen das Schloss, und ritt über den Steindamm herein. Lulu rief beinahe vor Freude auf, als sie an ihrer Spitze den Mann im weißen Mantel erblickte, der in der Nacht im Schlosse gewesen war. Man hoffte, dass man wenigstens von der Ungewissheit, vielleicht auch von der Angst und Bangigkeit befreit werden würde.

Der Mann ritt auf die Versammelten zu. Bei der Beleuchtung des Tages sahen sie erst jetzt, dass er noch sehr jung sei, und ein blühendes Angesicht habe. Er stieg sogleich von dem Pferde, und sagte: „Ich habe nur kurze Zeit; ich musste Ihnen gestern Schrecken und Gewalt anthun, damit wir heute die Früchte ernten. Wir haben sie geerntet und sind im Vorrücken begriffen. Ich aber bin auf einen Augenblick gekommen, um mir Verzeihung einzuholen, dass ich von einer harten Kriegsregel Gebrauch gemacht habe und ich bin auch gekommen, um die Bewohner allenfalls von einer Unannehmlichkeit, die ihnen mein Verfahren könnte zugezogen haben, zu befreien. Wo sind die Männer?"

„Wir wissen es nicht, wir haben uns in diesem Augenblicke aus unserem Gefängnisse in der Gartenhalle befreit, sie sind in der Nacht gefangen abgeführt worden", sagte die Mutter.

„So müssen wir sie suchen", erwiderte der Fremde, „vielleicht sind sie im Hause."

Er nahm aus Vorsicht mehrere bewaffnete Reiter mit, und aus Kenntnis der Kriegsgebräuche schlug er gleich den Weg zu dem Thurme ein. Alle Frauen folgten ihm. Der Schlüssel stak an der Thür des Gewölbes, in welchem sich die Männer befanden. Man drehte ihn um, traf da die Gefangenen und ließ sie heraus.

Als die Angehörigen sich gegenseitig überzeugt hatten, dass keines einen Schaden genommen habe, und als sich die Unruhe von Fragen und Antworten ein wenig gelegt hatte, trat der Fremde gegen die Männer heran, und sagte: „Wir haben, und ich hege die Hoffnung, nicht ganz ohne Zuthun meiner gestrigen Beobachtungen, den Sieg errungen. Ich bin gekommen, verehrte Herren, um den Augenblick, der mir vergönnt ist, zu benützen, Sie um Verzeihung wegen meines Verfahrens gegen Sie in dieser Nacht zu bitten. Hier ist eine Karte mit meinem Namen und Stande, Sie können an meiner Person und meinem Vermögen Genugthuung fordern, wenn Sie eine zu fordern für gut befinden sollten."

Bei diesen Worten reichte er dem Schlossherrn ein Blatt Papier.

„Den Frauen", fuhr er fort, „kann ich freilich keine Genugthuung für die Angst und den Schrecken geben, um so inniger bedarf ich ihrer Verzeihung, und umso mehr bitte ich sie darum."

„Die beste Genugthuung würde sein", sagte der Schlosherr, „wenn Sie nicht auf jener Seite ständen, auf der Sie stehen."

„Mein Herr", erwiderte der Fremde, „wenn Sie diese Ansicht bei meinem Könige durchsetzen können, so werde ich eine That wie die von heute Nacht mit leichterem Herzen verrichten, als ich sie heute verrichtet habe. Aber bei dem Krieger heißt es gehorchen. Nun lebt wohl, meine Zeit ist sehr gemessen."

Er reichte dem Schlosherrn die Hand, der sie nahm.

„Haben Sie doch keine Verletzung erlitten?" fragte der Verwalter.

„Keine einzige", antwortete der junge Mann.

„Nun leben Sie wohl", sagte der Verwalter, „und mögen Ihre Thaten von leichten Gefühlen begleitet sein."

„Amen", sagte der junge Mann.

Er beugte sich vor den Männern, aber noch tiefer vor den Frauen, selbst vor den Mägden, seine Begleiter schwenkten sich, und er gieng mit ihnen davon.

Man sah ihnen nach, sah sie unter dem Thorbogen zu Pferde sitzen, und über den Steindamm hinaus reiten.

Jetzt war nichts mehr von den Kriegern zu sehen.

Nachdem der Verwalter und der Schlosherr die Unordnung im eigenen Hause, soweit als möglich war, besichtigt hatten, wobei einige schöne, von Kugeln arg verletzte Gartenbäume zu bedauern waren, verfügten sie sich in das Dorf, um dort und in der Umgegend den Bewohnern in den Maßregeln beizustehen, die infolge des stattgehabten Gefechtes nothwendig geworden waren. Unterbringung der noch aufgefundenen oder nach und nach eintreffenden Verwundeten von Freund und Feind war das erste. Der Arzt richtete im Schlosse ein Hospital ein, und die Verwalterin kochte für Freunde und Feinde. Das zweite war die Beerdigung der Todten. Endlich gieng man an das Einsammeln und Aufbewahren von Waffen und Kriegsgeräthen, und an das allmähliche Ausbessern der Verletzungen an eigenen Häusern und Gebäuden.

Es pflegte in diesen Tagen mancher Verwundete seinen Nachbar, der noch ärger verwundet war. Mancher trug einen Feind zur Verpflegung herbei, und am dritten Tage verbreitete sich die Nachricht, dass ein Pferd regungslos bei seinem todten Reiter in den Kohlgärten auf der Anhöhe stehe und dass ein Spitz nicht von dem Grabe seines Herrn wegzubringen sei.

Anfangs zogen noch viele feindliche Abtheilungen den Fliehenden nach, dann aber hörte dies auf, es kam nichts mehr, und Schloss und Dorf hat bis zum Frieden weder feindliche, noch freundliche Krieger mehr gesehen. — — —

Es waren Jahre nach diesem Ereignisse vergangen. Die Feinde, die damals gesiegt hatten, waren nun vollkommen geschlagen, ihre

Hauptstadt erobert, ihr weltberühmter Führer auf Elba und endlich nach seinem Hervorbruche gar auf St. Helena verbannt, und der Friede ruhte segnend auf allen Ländern, die so lange verwüstet worden waren. Die Menschen, welche den Krieg noch gesehen hatten, erkannten vollkommen dessen Entsetzliches, und dass ein solcher, der ihn muthwillig entzündet, wie sehr ihn spätere verblendete Zeiten auch als Helden und Halbgott verehren, doch ein verabscheuungswürdiger Mörder und Verfolger der Menschheit ist, und sie meinten, dass nun die Zeiten aus seien, wo man solches beginne, weil man zur Einsicht gekommen: aber sie bedachten nicht, dass andere Zeiten und andere Menschen kommen würden, die den Krieg nicht kennen, die ihre Leidenschaften walten lassen, und im Übermuthe wieder das Ding, das so entsetzlich ist, hervorrufen würden.

Es war in unserem Schlosse abermals der Herbst gekommen, aber ein so lieblicher, dass man die meiste Zeit im Freien zubringen konnte, und dass die Bewohner des Schlosses täglich große Spaziergänge machten, um noch das letzte ruhige Lächeln der Natur vor den Stürmen und Fröften zu genießen.

So saßen sie auch einmal alle an einem Nachmittage auf einem Hügel, der in dem Garten nahe an dem Gitterthore, das auf das Feld führt, entstanden war. Alfred und Julius hatten nämlich alle Ferien aller ihrer Studienjahre dazu verwendet, mit eigenen Händen und kleinen Schubkarren einen Hügel aufzuführen, und darauf ein Säulenhäuschen aufzurichten, in dem die ganze Bewohnerschaft des Schlosses Platz hatte. Der Schlossherr und der Verwalter hatten die Knaben walten lassen, weil sie es für besser hielten, dass sie da bauten, wenn auch etwas so Ungeschlachtes als einen Hügel, als dass sie durch Vogelfangen oder Jagen zerstörten. Weil die Sonne gar so lieblich schien, wollte man in dem Säulenhäuschen den Nachmittagkaffee verzehren. Man hatte die ganze Geräthschaft auf dem Tische, wollte aufgießen, und spielte mit den gelben Blättern, die herum lagen, oder mit den Herbstfäden, die heuer besonders reichlich flogen, und an den Säulen des Häuschens und an den Gewändern der Gesellschaft hiengen.

Plötzlich that Lulu, die eine erwachsene und, wir müssen es sagen, sehr schöne Jungfrau geworden war, einen Schrei.

„Hat dich eine Spinne geschreckt?“ fragte man.

„Nein, ein weißer Mantel“, antwortete sie, und zeigte nach der Stelle, nach welcher sie bei Ausstoßung ihres Schreies geblickt hatte.

Alle schauten hin.

Außerhalb des Gitters stand auf dem Feldwege, der um den Garten gieng, ein Wagen, in demselben saß ein einzelner Mann, der einen weißen Mantel um die Schultern hängen hatte, und unverwandt auf die Gesellschaft hinein sah.

„Lauf, Julius“, sagte der Vater, „und frage, ob er etwas wünscht.“

Der Knabe lief hin, redete mit dem Manne, kam zurück, und sagte: „Eingelassen wünscht er zu werden, er sagt, er sei nicht ganz fremd."

Der Knabe erhielt den Schlüssel, den man zur Bequemlichkeit bei Spaziergängen immer mit sich führte, er schloss das Thor auf, der Fremde gieng herein, stieg den Hügel hinan und stellte sich der Gesellschaft vor.

Man erkannte ihn augenblicklich. Es war der junge Mann aus jener schrecklichen Kriegsnacht. Aber er war nun kein Jüngling mehr, sondern ein freundlicher Mann, der so gütig blickte, dass man unmöglich hätte glauben können, dass er derselbe sei, der damals das fürchterliche Spiel auf Leben und Sterben getrieben habe.

„Verzeihen Sie, meine Herren und Frauen", sagte er, dass ich zu Ihnen komme, ich bin Ihnen nicht fremd, Sie haben nicht Ursache, mir irgend gut zu sein; aber Sie werden mich doch auch nicht hassen, was ich daraus schließen muss, dass seit den vielen Jahren her keine Genugthuung von mir wegen jener Nacht gefordert worden ist."

„Nein, nein, es wird auch keine mehr gefordert werden", rief man, und nöthigte ihn zum Sitzen.

Er that es, und sagte: „Lassen Sie mich nur noch einen Augenblick fortfahren. Jeder Mensch hat einen Punkt der Sehnsucht in seinem Leben, nach dem es ihn immer hinzieht, und den er erreichen muss, wenn er ruhig sein will. Meine Sehnsucht ist jenes Gitter dort. Seit ich damals in der Nacht sein Schloss erbrach, um auf den Thurm zu gehen, und die Lichterstellung des Feindes zu zeichnen, seit jenem Augenblicke, wo ich es, da ich zurückkehrte, von dem Feinde besetzt fand, und nun nur noch die Aussicht vor mir hatte, entweder als Spion gefangen und schimpflich aufgehängt zu werden, oder durch einen tollkühnen Ritt von vorne heraus in die überraschten Feinde zu sprengen, um entweder ehrlich zu fallen, oder eben durch die Unglaublichkeit des Wagstückes durchzukommen — nach rückwärts hätte ich wegen des geackerten Bodens und der anderen Hindernisse nicht hinaussprengen können — seit jenem Augenblicke zog es mich immer zu dem Gitter, und ich dachte, ich müsse es doch noch einmal sehen. Darum kam ich her und fuhr auf dem Feldwege um den Garten zu dem Gitter. Und lassen Sie mich es offenherzig sagen, einen nicht minderen Antheil an meinem Kommen hat der Gedanke, Sie alle zu sehen, mir wegen des Übels, das ich Ihnen zufügte, und das mir immer Unruhe machte, Ihre vollkommene Verzeihung zu holen und Ihre Achtung zu erwerben; denn ich habe seither in vielen Schlachten mit jenem leichten Herzen gekämpft, das mir dieser Herr damals gewünscht hat."

Er zeigte mit diesen Worten auf den Verwalter.

„So gefallen Sie mir viel besser, junger Mann, als in jener Nacht", sagte der mit rothem Angesichte und schneeweißen Haaren prangende Schlossherr.

„Ja, lieber Herr", erwiderte der Fremde, „ich kenne kein fröhlicheres Gefühl, als mit entlasteter Brust an der Seite seiner Stammes- und Sprachgenossen einem übermüthigen und anmaßenden Feinde des schönen Vaterlandes entgegen zu reiten. Mir ist dies Gefühl zutheil geworden, ich habe gesucht, die Scharte, die meine Dienstpflicht in jener Nacht der gemeinschaftlichen Sache vielleicht geschlagen hat, wieder gut zu machen, und mögen alle Himmel geben, dass das so tief fühlende, denkende, edelherzige Volk der Deutschen nie wieder in seinen altersgrauen Fehler zurückfalle, und gegen sich selber kämpfe."

„Ja, gebe es Gott, gebe es Gott", sagten die Männer.

Es war indessen der Kaffee eingeschenkt worden, und die Hausfrau gab dem Fremden die erste Tasse. Der Verwalter ließ den Wagen um die Gartenmauer herum in das Schloss bringen, und der Schlossherr und alle luden den Fremden ein, nun in Ruhe und Muße in dem Schlosse zu bleiben, um das Gartengitter so oft anzuschauen, als er wolle.

Die Einladung wurde angenommen.

Der Fremde blieb nun in dem Schlosse. Er konnte das Gitter, den Thurm, den Garten und die Gegend betrachten, soviel er nur immer wollte. Aber das Schicksal hatte auch noch ganz andere Zwecke mit seiner Reise verbunden. Alle gewannen ihn sehr lieb. Zwischen Lulu und ihm hatte sich das Verhältnis vollständig umgekehrt. So wie sie ihn in jener Nacht bewundert hatte, so konnte nun er von seiner Seite aus nicht aufhören und kein Ziel finden, das Mädchen zu bewundern. Und da er es dem Kinde schon in jener Nacht angethan hatte, und da er jetzt gar so gut und freundlich war, so konnte es nicht fehlen, dass auch ihn die Jungfrau bald außerordentlich liebte, und die Verehrung eine vollkommen gegenseitige war.

Da er wegen des guten Verhältnisses, das sich mit allen angeknüpft hatte, und wegen des Wunsches aller immer länger im Schlosse blieb, da er sich über Stand und Vermögen auswies, ja sogar endlich ein benachbartes, feil gewordenes Gut kaufte, um in der Gegend ansässig zu werden, so stand einem Bündnisse nichts entgegen, und die zwei Leutchen wurden in der Pfarrkirche des Dorfes ehelich eingesegnet.

Und von nun an begann ein ruhiges, friedliches und glückliches Leben. Oft, wenn die Ehegatten in der Zukunft allein bei einander saßen, wenn er Lulu seine Freude und sein höchstes Glück auf dieser Welt nannte, sagte sie: „Wie hast du durch dein Herz die schönste Genugthuung gegeben, die du geben konntest."

„Es ist doch gut, dass ich ihn damals nicht erschlagen habe", sagte noch lange und öfter der uralte, gleichsam immer kleiner werdende Schlossherr.

Lulu lächelte jedesmal bei dieser Rede, später lächelten auch Alfred und Julius und endlich alle, selbst der graue Lehrer, obgleich er der Schach- und Spaziergenosse des Schlossherrn geworden war.

Die weißen Mäntel spielten noch lange eine Rolle in der Familie. Nicht nur trugen Alfred und Julius, die in dem kaiserlichen Heere dienten, weiße Mäntel, sondern auch der kleinere Alfred und der kleinere Julius, die Buben Lulus hatten im Winter, wenn sie im Schlitten über die Ebene gefahren wurden, weiße Mäntel an, die aus jenem weißen Mantel entstanden waren, den der Vater angehabt hatte, als er auf seinem Zuge begriffen war, das alte eiserne Gitter zu suchen. Der Vater hatte mit den Waffen die weißen Mäntel abgelegt, und trug jetzt im Winter dunkle und ausgezeichnete Pelze.

Der Schlüssel,

oder die Geschichte vom Freischürfer.

Von **Hans Malser.**

Von berufswegen war er ein pensionierter Major. Aber er gab nichts drauf. Er war heraufgekommen bis zum Major, ohne eine Schlacht gewonnen oder verloren zu haben, damit konnte sich eine Soldatenseele nicht begnügen. Die Soldatenseele hatte er übrigens in der abgelegten Uniform stecken lassen, die Pension bezog er bei derben Wasserstiefeln, in denen er jetzt umhergieng im Land, um wenigstens im Civile etwas zu leisten.

Als einst in Bosnien bei einem Straßenbau, den er bedeckte, eine Bergerzader freigelegt wurde, kam der Major auf den Gedanken, in der Erde gäbe es größere Reichthümer, als über derselben, und — Krösus habe nicht Völker erobert, sondern Bergbau getrieben. Krösus war ihm nämlich lieber als Alexander. Als hierauf — ob mit oder ohne seine Anregung, das bleibt sich für uns ganz gleich — seine Pensionierung erfolgte, sprach er in Matthisson'scher Elegie: „Mein Los bist du, o dunkle Erde!" und dachte in Rothschildischer Frische: Jetzt verlege ich mich auf den Bergbau! — Er ließ seine Frau mit einer aufblühenden Tochter in der Hauptstadt sitzen, zog ins Mittelgebirge hinaus, mietete sich in den Gasthof eines Landstädtchens ein, begann Fachwerke über den Bergbau und über die wertvollen Mineralien zu studieren. Er schlug die Berggesetze auf und sah, dass es gar bequem war. Unter behördlicher Anmeldung und gesetzlicher Entschädigung des Grundeigenthümers darf der Mensch graben, schürfen wo er will, was er in der Erde findet und

entdeckt, das gehört sein. Jedermann ist also eigentlich Besitzer ungeheuerer Reichthümer, nur muss er sie zu suchen und zu heben wissen.

So begann der Herr Major zu schürfen. Drei alte Bauernknechte hatte er sich hergerichtet zu fermen Bergmännern. Sie hatten ihre Ampeln und ihre Pickeln und ihre Schaufeln und ihre Schubkarren und vor allem ihre Zimmermannswerkzeuge, um zuerst die Stollen zu bauen mit festen Balken. Und wenn sie also drinnen arbeiteten im kühlen Berge, da stand der Major hinter ihnen und wartete und lugte. Die Wände waren vorläufig Schotter oder Lehm, tiefer hinein Lehm und Lehm und nichts als Lehm. Mit jedem Pickelschlag fiel eine Scholle zu Boden, aber hinter ihr war auch wieder nur Lehm. „Das macht nichts, das macht gar nichts, denn mit jedem neuen Schlage kann sich das Glück entscheiden.“ Plötzlich konnte eine Steinkohlenader da sein, oder Erz, oder gar noch was Besseres. Wer kann's wissen? Wo soll Gold und Silber dann zu finden sein, wenn nicht im Berge? Woher haben die montanistischen Millionäre ihre Schätze denn genommen, wenn nicht aus dem Berge, wo sie vorher verdeckt gewesen sind mit simplen Wiesen und Wäldern, und verschlossen mit Stein, Schotter und Lehm? Anzeichen waren auch hier vorhanden, ganz besondere Anzeichen! Die Wasserläufe, die Sand- und Erdlagerschichten, und was weiß ich sonst, hatte der Major längst alles genau erwogen, berechnet, hatte halbe Nächte gebrütet über den Eigenschaften des Gebirges und die weiteren halben Nächte geträumt von unerschöpflichen Kohlen- und Erzlagern, die geeignet sind, die ganze Volkswirtschaft des Landes auf den Kopf zu stellen und ihn, den Bergbauherrn, zu einem Geldfürsten ersten Ranges zu machen. In einer Nacht war ihm Rothschild erschienen, ich glaube der Amsel war's, in blendendem Heiligenschein der Goldstrahlen, und der hatte mit hohler Stimme gefragt: „Major, was greifest du in meine Rechte?“ Und der Major hatte ebenso geantwortet: „Amsel, was greifest du in die meinen?“ —

Allerdings war es nach monatelangem Pickeln schon geschehen, dass seine drei braven Bergknappen sagten: „Herr Major, hier ist's ganz umsonst. Alleweil nur Lahm und zuletzt gar Wasser. Wir thun nit mehr weiter, denn wir kunnten mit gutem Gewissen keinen Taglohn mehr annehmen, wir bringen nichts auf.“ Moderne Arbeiter waren es nicht, wie man sieht. „Keinen Taglohn annehmen, weil sie nichts aufbringen!“

„Kurasch habts keine!“ schnauzte sie der Major an, „vorwärts!“

Dann pickelten sie wieder ein paar Wochen und er stand hinter ihnen mit seinen Wasserstiefeln in der Lache und schaute auf die niederpatschenden Schollen und was hinter ihnen sich zeigte. Es war aber ein Hauptschmutzian von einem Berg, er hielt die Taschen zu, er gab nichts her. Mit höhnischer Grimasse seiner wässerigen Lehmschichten schwieg er es dem Major zu: Wir wollen sehen, wer's länger macht, du oder ich!

Wenn die Bergknappen „nichts nehmen“ wollten, so durfte ihnen der Herr Cavalier umsoweniger etwas schuldig bleiben. Doch woher nehmen, wenn der Berg nichts gab! Aber er muſste! Dieser Steinschädel soll durchbrochen werden — von der anderen Seite, durch die Felswand hinein. — Nichts. Auch von dieser Seite erwies sich der Berg als taube Nuſs, nachdem man wochenlang an ihm geknackt hatte.

Der Major wuſste nun in der Gegend noch eine Schurfstelle, da konnte es nicht fehlen. Schon vor Jahren hatte jemand von oben hinab einen Schacht gebohrt und war in der Tiefe auf schwarzglänzende Kohlen gestoßen, aber auch auf Wasser, so daſs das Unternehmen damals aufgegeben werden muſste. Gut, dieser Schatzkammer wird man von anderer Seite beikommen, vom Wiesenthale aus durch die sogenannte Lendlan.

Mit frischem Muthe wurde hier der Stollen geschlagen und das graue Geschütte zu großen Haufen ins Freie gebracht.

Nun lebte an der Lendlan ein alter Hirte, dem that das Herz weh, weil seine grünen Matten mit Schutt und Stein angefüllt zu werden in Gefahr standen, und weil die Stille seiner Alm, wo sonst nur der Vogel gesungen, das Hifthorn geschallt hatte, durch das Pochen und Schlagen und Karrenrasseln der Bergleute zerstört werden sollte. Dieser Hirte hatte in der Bergschlucht, hinter Felsblöcken und Haselbüschen ein paar gute Freunde. Zwei kleine, dickwanstige, langbärtige Bergmännlein waren es. Sie thaten gerne selbander Karten spielen mit den dreilappigen Ahornblättern, die im Herbst vom Baume fielen. Einmal hatte sich sogar ein Vierter eingemischt, ein grüner Jägersmann, der hatte funkelnde Goldstücke auf die Platte geworfen und wollte mit dem Hirten spielen. Die Bergmännlein tuschelten dem Alten zu: „Sylvo, sei nicht leckerig, der Herr Teufel will dir deine Seele abgewinnen!“ — Meine Seele, die brauch' ich selber, dachte der Hirt, die Ducaten aber brauch' ich nicht. Ist wohlgemuth zu seiner Heerde gegangen und hat was Lustiges geblasen.

Zu diesen Freunden in der Schlucht nun gieng der Hirt Sylvo in seiner Noth und sagte: „Bergmännlein, wenn ihr just Zeit habt, so seid so gut und erweiset mir eine Gefälligkeit. Ist da oben ein Kerl, der wühlt in den Berg und verwüstet mir die Alm. Verstopfet ihm das Loch mit Steinen, ich bitt' euch, oder gießet ihm Wasser in die Stollen, oder laſst ihm ein paar schlagende Wetter los, oder was ihr wollt. Er thut alles verderben mit seinen abscheulichen Schutthaufen. 's ist schade um das Heu!“

Sagte eines der Bergmännlein: „Du willst Heu, und der Major will Kohlen. Das ist euer kindischer Menschenwille, da reden wir nicht viel drein.“

„Mir geht's nit ums Heu allein!“ klagte der Hirte, „mir geht's auch um die Blümlein, die verschüttet werden sollen.“

„Und dererwegen wollen wir sehen, was zu machen ist“, sagten die Zwerge, dann krochen sie hinein in ihre Felskluft.

Mittlerweile hatte der Major mit seinen Leuten sich tief in den Berg gegraben und immer stand er hinter den Knappen, leuchtete ihnen mit hochgehobener Lampe über die Achseln und lugte, wann endlich die erste Kohlenstrieme sichtbar werde hinter den Pickeln. Es war aber immer noch nichts als Lehm und alle Tage kam zu seinem Ärger früher der Schichtschluss als die Kohlenader. Da konnte der Major in den Nächten gar nicht mehr schlafen und zählte ungeduldig die Stunden bis zum Beginne des neuen Tagewerks. Dabei fiel ihm manchmal ein: Es ist doch dumm! Wozu denn das? — Aber das Leben schien ihm nicht lebenswert ohne Bergschurf. Einmal nächtig war's, der Uhrzeiger wollte gar nicht weiter rücken, da stand der Major um Mitternacht vom Bette auf, zündete die Ampel an und gieng hinaus auf die Lendlan. Gieng durch den langen Stollen hinein in den Berg, in der Hand hochgehoben die Ampel mit dem schwankenden Licht — wie eine verlorene Seele, so einsam. Eine feuchtkalte Luft kam ihm entgegen, einmal fiel ein Tropfen auf die Ampel, das Lichtlein schrak zusammen, verlosch aber nicht ganz. Als er endlich an die Stelle kam, wo tags zuvor die letzten Lehmschollen niedergekollert waren, fasste er seinen mitgebrachten Pickel. Es war ganz heiß über ihn gekommen. Er musste das Ziel erreichen, er selbst, noch in dieser Nacht. Als ob die Kohlen ein Magnet gewesen wären, und sein Herz ein Eisenklumpen, so zog's ihn an die Wand und er begann zu pickeln. Hart und knorzig war der Stoff, ein paarmal Funken gab das Eisen. Und jetzt war es, dass sachte aus dem Gestein eine Hand hervorwuchs, eine braune, knochige, lebendige Menschenhand. — Der Major war im ersten Augenblick zurückgeprallt. Es war gewesen, als ob diese gespenstige Hand nach seinem Pickel langen wollte, um ihm denselben zu entreißen. Als er näher hinblickte, sah er, dass in der Hand ein Schlüssel lag, ein kleiner Schlüssel, aus dem blaue Flämmchen zuckten und ein bläulich phosphorescierender Rauch aufstieg. Die aus dem Felsen hervorgewachsene Hand war nun unbeweglich und hielt ihm den Schlüssel vor. Und jetzt fiel es dem Major ein: das ist der Schlüssel zu den Schätzen der Berge; den möchte ich nehmen, aber man wird sich die Finger verbrennen. — Weil aber die Hand, die doch auch von Fleisch und Blut zu sein schien, nicht zuckte unter dem lohenden Schlüssel, so langte er endlich mit Vorsicht hin, und siehe, der Schlüssel brannte ihn nicht. Er fasste an, um den seltsam qualmenden Dietrich zu betrachten, und als er ihn zögernd wieder in die Hand zurücklegen wollte, war diese nicht mehr da. Nur die kahle ruppige Felswand starrte in mattem Rothscheine der Ampel.

Als der Major hierauf den Rückweg antreten wollte, fand er sich nicht zurecht. Er hatte gar nicht gewusst, dass seine Knappen auch schon

Querstollen geschlagen hatten. Er war nun in einen solchen gerathen und plötzlich stand er vor einem Pförtlein. Weil es verschlossen war, so fiel es ihm ein, den Schlüssel zu versuchen. Er steckte ihn an, und das Pförtlein gieng leise auf. Wie? Nicht eine Schatzkammer mit aufgestapelten Goldbarren? Ein Gemach mit Tisch, Kästen, Laden und Papieren wie die Stube eines Kaufmannes. Die Luft war schwer und roch nach Papierstaub. Am Schreibtische saß ein Greis, hager, geknickt, mit eingefallenen, bartstoppeligen Wangen und trockenen Lippen. Aber die Äuglein hinter den Buschen glühten, lohten fast in blauen Qualmchen, wie vorhin der Schlüssel. Der Alte kam dem Major bekannt vor. — Er hatte nun vor sich große Geschäftsbücher aufgeschlagen und rechnete. Kam von der Seitenthüre her eine schöne Frau geschwebt, legte dem Kaufmann die weiße Hand auf die Achsel und sagte gar fein und zart: „Komm, guter Mann, es ist schon spät!"

„Lass mich, liebes Kind, lass mich", antwortete er heiser, ohne aufzublicken, „begib dich nur in dein Gemach, wenn ich fertig bin, werd' ich schon kommen." Und kritzelte und rechnete. Die Frau schwebte davon, der Alte hob Bücher und Bücher aus den Kästen und besah und verglich die Ziffern. Dann schloss er eine eiserne Kiste auf, nahm große Mappen mit Wertpapieren, Päcke mit Cassebüchern heraus, endlich zwei schwere Ledertaschen mit großen Banknoten, in denen er wie in einem Gebetbuche blätterte oder die er in Fächerform ausbreitete, wie man in der Hand Spielkarten hält.

„Komm doch endlich, lieber Mann!" hatte es noch einmal von der Seitenthür her gerufen. Er hörte es nicht, zählte, rechnete und wühlte fort in seinen Papieren. — Zur Erfrischung that er einen Schluck aus dem Glase mit Zuckerwasser.

Der Major hatte unbemerkt diese Vorgänge beobachtet, dann trat er zurück und zog das Pförtlein leise zu.

Eine Weile irrte er in den Gängen umher, dachte dabei vielleicht doch ein wenig daran, dass der Alte ein Thor sei, weil er der schönen Frau nicht Gesellschaft leiste, und ob sie nicht vielleicht des Schutzes bedürftig wäre? Die Ritterlichkeit des Officiers wurde in ihm wach, und er versuchte seinen Schlüssel bei einem zweiten Thürlein, das seine kleine Ampel ihm gezeigt hatte. Auch das öffnete sich, aber nur durch die Spalte guckte er hinein in den von einem matten Rosalicht zart erhellten Raum. Berauschender Wohlduft athmete ihm entgegen, er sah seidene Vorhänge, schwellende Kissen, und ein üppiger Teppich war ausgebreitet in dem reizenden Gemache. Auf einem der Kissen lehnte wie anmuthig hingegossen die schöne Frau im weißen Nachtgewand, zwei kohlschwarze Strähne des Haares fluteten nieder über die Wellen des Busens und es war, als zuckten auch aus diesen Strähnen die blauen Flämmchen mit

feinem Knistern. Ihr Angesicht hielt sie gegen den Boden gesenkt, denn zu ihren Füßen, auf dem Teppiche lag ein junger Mann. Lange ausgestreckt lag er auf dem Bauch, und mit den Ellbogen stützte er sein Haupt, in dessen schlingelnden Locken die Frau mit den Fingern wühlte. — Da sprang plötzlich eine Nebenthür auf, das Volk von Dienern und Dienerinnen drängte jammernd und händeringend herein: „Gnädigste Frau, gnädigste Frau! O mein Gott, gnädigste Frau!"

„Was wollt ihr?" rief diese.

„Ein Unglück! Ein unbeschreibliches Unglück. Der gnädigste Herr!"

„Wer?"

„Der gnädigste Herr ist plötzlich gestorben!"

Mit einem klingenden Wehschrei sprang die Frau empor, brach in ein schrilles Klagen aus und zerriss ihr Gewand. Plötzlich ward sie ruhig und fragte die Dienerschaft: „Ist es wirklich? Habt ihr euch nicht getäuscht?"

„Starr und kalt liegt er auf der Ottomane."

„Ach, mein armer Mann! Mein heißgeliebter Mann! — Gehet jetzt hinaus! Ich komme gleich nach!"

Und als sie wieder allein waren, sprach sie zum jungen Manne, der mittlerweile im Hintergrunde gestanden war: „Alan! Hast du einige Geschicklichkeit in Frauentoilette? Ich mag jetzt die Zofe nicht um mich haben, es kommt mir das Weinen etwas schwer an. Vorbereitet ist alles."

Sie öffnete einen spiegelglatten Kasten und nahm schwarze Trauerkleider heraus, und er half ihr, sie anzuziehen. Dabei küsste er wiederholt ihre Schulter und ihren Nacken. —

Der Major hatte durch die Thürspalte gerade genug gesehen und schlich, an den feuchten Wänden hintastend, davon. Denn es war ihm die Knappenampel ausgelöscht. Zur Aufregung, in die ihn das erlauschte Geschick des armen Millionärs versetzt hatte, kam nun noch die Angst um sein eigenes Leben. Wenn er in den Irrgängen des Berges sich nicht mehr zurechtfände? Wenn er verschmachten müsste, langsam, verzweifelnd, in diesem furchtbaren Grabe! — Die sonnigen Matten draußen! Nun will er's fast begreifen, weshalb der alte Hirt die Blümlein der Wiese so ängstlich hüten wollte vor dem Schutt des Bergwerks. Jener junge Mann, hütet er in seinen Armen nicht auch eine süße Blume? Während der Geizhals in seinem Gelde schwelgte, des Weibes vergessend im Geld erstickte, ist sie dem Freunde soviel wie zurecht anheimgefallen. O lachender Erbe, mitten in den Freuden des Lebens, während ich in grauser Nacht vergehen muss! —

So in sich klagend und verzagend stieß er an getrocknetes Holz. Da war eine Klinke, ein Schloss, aber es gieng nicht auf. Der Major versuchte es auch hier mit dem Schlüssel, der in seiner Hand immer noch bläulich schimmerte. Während die Pforte aufgieng, pochte drinnen ein

Knall. Menschenverlassen, aber in einem Meer von Licht stand eine Tafel mit silbernen Schüsseln, goldenen Humpen, krystallenen Bechern, voll der seltensten Speisen und üppigsten Früchte. Eine Welt an Reichthum, Schönheit und Genuss hatte sich versammelt in diesem prunkvollen Saal, in dem jetzt ein dumpfes Schweigen war. In den Gläsern perlte noch der Sect, von dem vorhin eben eine Flasche geknallt haben mochte. Doch — was soll dieser Schwefelgeruch — dieser Pulverdampf? — Auf dem Sopha lag, sein Leben verröchelnd, der junge Mann mit dem ringelnden Lockenhaar — in der Hand den Revolver, aus dessen Mündung noch ein zartes bläuliches Rauchwölklein stieg. — — —

Am nächsten Morgen wunderten sich die drei Bergknappen, dass sich der Herr nicht einfinde zur gewöhnlichen Stunde, als die Schicht begann im Stollen. Gegen Mittag aber erschien ein Bote mit dem Befehle, sie sollten aufhören zu pickeln und sich in der Wohnung des Herrn Majors einstellen, um den Schichtenlohn in Empfang zu nehmen. Er lasse nicht mehr weiter arbeiten.

Denn an demselben Morgen war der Major sehr verstört aus dem Schlafe erwacht. Ein Traum hatte ihn so sehr geängstigt, dass er fieberte. — Und am Nachmittage gieng er langsam über die Matten hin, seit langem das erstemal sahen seine Augen Blumen, hörten seine Ohren Vogelgesang, haschte seine Hand nach der des alten Hirten, die er lange nicht loslassen wollte.

„Hat der Herr heute Feiertag?“ fragte ihn dieser.

„Sylvo“, antwortete der Major, „alter Sylvo, weißt du was? Ich schürfe nicht mehr. Für einen alten Herrn ist das nicht klug. Findet man nichts, so verdrießt's, und findet man etwas, so —.“ Ein Schauder schütterte durch seinen Leib.

„Ist dem Herrn nit wohl?“

Wegsäule.

An einem schönen Aussichtspunkte bei Krieglach ist Folgendes zu lesen:

O Welt, wie bist du schön,
Im Thal und auf den Höh'n!
Ach Menschen, wäret ihr gut,
In Treuen und Herzensmuth:
Wir hätten trotz aller Beschwerden
Den Himmel schon hier auf Erden!

Maximilian von Mexiko als Schriftsteller.

Zur Erinnerung an den 19. Juni 1867 von **Franz Jesser.**

Maximilians Leben und Sterben ist eine historische Tragödie im echtesten, ästhetischen Sinne, weil es eine weltgeschichtliche Episode ist. Der Held ist ein Idealist im ureigensten Sinne des Wortes, das heißt, er ist der Träger einer Idee, er geht geistig und psychisch in ihr auf, sein gesammtes Handeln ist die Umsetzung der Idee in die That; und als seine Weltanschauung mit einer fremden in Conflict geräth, als That und That sich bekämpfen, da unterliegt nicht nur seine Idee, sondern ganz folgerichtig auch sein Handeln — der Held büßt die tragische Schuld mit dem Tode. Diese Schuld liegt aber nicht in einem sittlichen Fehler des Helden, nicht in einer Charakterschwäche, sondern in der Unterschätzung und Verkennung der entgegenstehenden Weltanschauung. Das Episodenhafte im Geschicke Max' beruht darin, dass sein Handeln wenige Spuren in der Weltgeschichte zurückgelassen hat. Der fernabliegende Schauplatz der Tragödie erspart uns den Zwiespalt zwischen persönlicher Theilnahme und politischer Überzeugung, so dass wir uns ganz dem Zauber der Persönlichkeit hingeben können und dem unglücklichen Kaiser den Zoll des tiefsten poetischen Mitleids, das heißt des Mitleids gepaart mit Bewunderung, abstatten müssen. Dieses Mitleid wird noch verstärkt durch die Erfahrung, dass auch Maximilian ein Opfer jenes Napoleon gewesen, der über uns Österreicher und Deutsche so viel des Unglücks gebracht hat.

Nur aus dieser Auffassung heraus läßt sich die Legendenbildung der naiven Volksphantasie erklären, die um das Geschick Maximilians die buntesten Ranken gewunden.

Dieses Mitleid haben ihm alle Völker, nicht zum mindesten die Mexikaner selbst gezollt (wie sich aus dem Buche „Hesse-Wartegg: Mexiko, Land und Leute" ergibt), alle Biographen haben, ungeachtet ihrer historischen Kritik, vor der Person Halt gemacht, mit einziger Ausnahme J. Scherrs. Wir können nicht umhin, den biographischen Theil seines „Trauerspieles in Mexiko" geradezu ein Pamphlet zu nennen.

In seinem fast zur Idiosynkrasie gewordenen Fürstenhasse weiß er kein zutreffenderes Mittel, die Theilnahme an dem persönlichen Geschicke Maximilians zu verringern, als dass er ihn zu einer vollständigen geistigen

Null herabdrückt. Man beachte die ausgesuchte Bosheit in dem Satze: „Max war zum stillen Träumer und Reimer, zum Kunstkenner, Parkanleger und Blumenzüchter gemacht“, nicht aber zum Herrscher. Als ob es zwischen einem Träumer, Reimer, Blumenzüchter und einem Herrscher keine andere geistig und ethisch große Charakterfigur gäbe! Zum dreißigstenmale jährte sich am 19. Juni 1897 der Tag, an dem Maximilians edle Gestalt in den heißen Sand Queretaros niederbrach; dreißig Jahre auch sind es, dass seine Schriften [1]) in einer Volksausgabe der Öffentlichkeit übergeben wurden. Sie sind unbeachtet geblieben; das Scherr'sche Urtheil über diese „Stilübungen“ aber hat sicherlich große Verbreitung gefunden. Ist diese vernichtende Kritik berechtigt? Um das Gesammtresultat dieses Aufsatzes voraus zu nehmen, so müssen wir erklären, dass das Scherr'sche Urtheil aus der Literaturgeschichte gänzlich, vorbehaltlos zu streichen ist.

Max ist nicht bloß ein geistreicher Dilettant, sondern ein Schriftsteller von echter poetischer Begabung, von sympathischer Originalität, von großer Kraft und Schönheit der Sprache. Seine Schriften sind Gelegenheitsschriften, Confessionen seines Inneren im Goethe'schen Sinne. Rückhaltlos und rücksichtslos legt er seine ganze innerste Individualität dem Leser vor; alles ist erlebt, selbst die Reflexion ergibt sich ungezwungen aus dem anregenden thatsächlichen Vorkommnis. Die Reiseskizzen vor allem sind geeignet, eine empfindliche Lücke in unserer wenig zahlreichen, gediegenen, nichtwissenschaftlichen Reiseliteratur auszufüllen. Wir können die „Reiseskizzen“ unbedenklich den Forster'schen Schilderungen, der Hildebrand'schen „Reise um die Erde“ (was launige Erzählung anbelangt) an die Seite stellen. Ihre Eigenart liegt in der glühenden Begeisterung für das Naturschöne, in dem großen stofflichen Reichthum, in der Eleganz und Feinheit der Sprache, nicht zum mindesten aber in dem Gegensatze zwischen der herkömmlichen Auffassung des Geisteslebens eines Fürsten und der Weltanschauung des Erzherzogs. Die „Reiseskizzen“ sind nur eine Auswahl aus den Reisebeschreibungen des Erzherzogs. Nach dem Berichte Hellwalds „Kaiser Maximilian“ wurden die Reiseschilderungen meist als Manuscript gedruckt und nur an Vertraute als Geschenk gegeben.

Die in den „Skizzen“ geschilderten Reisen erstrecken sich über die Jahre 1852, 1853, 1859—60, die er theils als Subalternmarineofficier, theils als Schiffscommandant, theils als Passagier auf einem österreichischen Kriegsschiffe (unter Tegetthoffs Commando) unternahm. Er besucht Italien, die Balearen, Spanien, Algier, Madeira, Portugal, die Azoren, Canarien und Brasilien. So mancher Globetrotter mag verächtlich auf ihn herabsehen. Maximilian zeichnet eines vor diesen modernen Weltreisenden aus, was er selbst mit den Worten feststellt: „Verachten muss

[1]) „Aus meinem Leben“. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte. Sieben Bände. Leipzig. Dunker und Humblot. 1867. Anonym erschienen.

man jene, die sich wie Koffer nutz- und gedankenlos durch die Welt schleppen lassen; leider ist die Zahl dieser Reisenden sehr groß und die hoffnungsvolle Jugend des neunzehnten Jahrhunderts, in praktischem Materialismus auferzogen, hält sich zwar verpflichtet, zu reisen, weiß aber recht gut, dass es im höchsten Grade mauvais genre ist, an irgend etwas Interessantem Interesse zu finden, durch irgend etwas Kunstvolles gefesselt oder gar in Emotion gebracht zu werden. . . . . Man ennuyiert sich und andere und wird eine Geißel für alle jene, mit welchen man in Berührung kommt."

Da haben wir den begeisterungsfähigen Max, den alles Schöne in Kunst und Natur in „Emotion" bringt, dem nichts widerlicher ist als das gespreizte, unnatürliche Wesen, das man gesellschaftliche Etikette nennt, der nach Naturwüchsigkeit förmlich lechzt und der für die armen unterdrückten Neger und Indianer, für die geknechteten Sicilianer Worte des tiefsten Mitleids, der höchsten Empörung findet.

Und weil er selbst sich nie „ennuyiert", weil er aus dem unbedeutendsten Vorkommnis die geistvollsten Schlüsse zu ziehen weiß, weil alles mit der reizendsten, liebenswürdigsten Intimität und mit feinem souveränen Humor überhaucht ist, „ennuyiert" er auch nie den Leser. Immer spricht eine sympathische, originelle Persönlichkeit zu uns. Es sei uns gestattet, näher auf eine Schilderung seiner Weltanschauung einzugehen.

Manchen Lesern ist wohl der schöne Brief bekannt, den Max aus Anlass der Novaraexpedition an Alexander von Humboldt schrieb. Die große Verehrung Maximilians für Humboldt ist nicht nur persönlicher Natur, sondern gründet sich in erster Linie auf die Gleichheit der Naturauffassung des Meisters und des Schülers. Das Naturgefühl Max' ist ein modernes, im Sinne der Humboldt'schen Kosmosidee, die die Welt als einen einheitlichen, gewordenen, lebendigen Organismus ansieht und alle Erscheinungen der organischen und anorganischen Natur auf ein ewiges Grundprincip zurückführt, das „Gott" zu nennen Max sich nicht scheut. „Was ist Gott? Die Kraft, welche die Urstoffe in Bewegung, System und Verbindung bringt . . . . Dieser Urkraft sich zu fügen ist Pflicht". Dieses Ewige der Schöpfung, die Größe Gottes in der Natur, findet er vor allem dort, „wo die Schöpfung noch unangetastet dasteht", besonders in der „Gleichheit des Maßes und der Form", also nicht in der Mannigfaltigkeit der Staffage einer cultivierten Landschaft, sondern in den großen „monotonen" Landschaftstypen, in denen „Poesie, Gemüth und Phantasie noch ein weites Feld vor sich haben". An vielen Stellen nennt er diese Typen: Wüste, Steppe, Urwald, Meer und Hochalpenwelt. Er sagt einmal: „Es ist merkwürdig, dass ich selbst im tiefsten Urwalde Anklänge an die Alpen gefunden. Es sind in Europa nur diese Gegenden, welche in ihren unbewohnten, unentweihten Theilen an die hiesige Natur (Brasilien)

mahnen. Nur im Alpenlande findet man jene überwältigende Ruhe, jene märchenhafte, bald Entzücken, bald Schauer erregende Stille, jenen inneren Juwelenglanz der smaragdgrünen Vegetation. Man sieht eine Natur, die um ihrer selbst willen und für das Lob des Schöpfers da ist, nicht aber ausschließlich für den Menschen blüht und sprosst."

Wie schon aus dem ersten Citat ersichtlich war, ist die Auffassung der Schöpfungsidee durch Max ganz modern entwicklungsgeschichtlich; gleichwohl oder vielmehr gerade deswegen ist Maximilian ein Beispiel dafür, wie wohl sich moderne Naturauffassung mit tiefer Religiosität, ja mit ausgesprochener Bekenntnisgläubigkeit verträgt. „Die Religion ist Pflicht — nicht Passion", aber Pflicht für jedermann, für den Gebildeten so gut, wie für den Ungebildeten. Er tritt daher ganz sinngemäß auch für die äußere Bethätigung der religiösen Überzeugung ein, er tadelt es, dass „man sich in unserem Zeitalter in Augenblicken religiösen Ernstes von einer unbegreiflichen Verlegenheit erfasst fühlt."

Gleichwie die Naturanschauung Max' nicht kalt materialistisch-naturwissenschaftlich, sondern vor allem eine Gefühlsangelegenheit ist, so ist ihm auch seine auf die Natur begründete Religion gleichzeitig Verstandes- und Herzenssache. Er verlangt auch vom religiösen Cultus Einwirkung auf das Gemüth. Maximilian ist ein überzeugter Katholik, was ihn aber nicht hindert, alles Unnatürliche in Glaube und Cultus, wie Inquisition, Intoleranz, Ausarten des Cultuspompes in Schauspielerei (wie in Portugal), Ausnützung der Religion für egoistische Zwecke zu hassen. Er hält die Trennung der Leichen Andersgläubiger von denen der Katholiken für das „Liebloseste und Unverständlichste"; er ist, nebenbei bemerkt, „Enthusiast für die Feuerbestattung".

Er ist kein „Pfaffenknecht", er hat erbarmungslos seinen Spott über jene Priester ausgegossen, die nichts sind, „als Angestellte, die einen schwarzen Rock tragen und Messe lesen, weil es gerade Mode ist". Dass derartige Priester nur allzu häufig vorkommen, daran tragen die Priesterseminare Schuld, diese „Fabriken, in denen Geistliche nach der Elle gemacht werden, die von abstoßendem Kastengeiste erfüllt sind". Gerade im Priesterstande müsse „Neigung und Beruf zusammenfallen".

Auch von den Betorden hält er nicht allzu viel. Die zahlreichen brasilianischen Klöster scheinen ihm ein Luxusartikel zu sein; denn „für den moralischen Selbstmörder (im edleren Sinne) ist in Brasilien nicht das Kloster, sondern der Urwald die wahre Heimat der Seelenruhe". „Die zahllosen Frauenklöster sind vollends nur schmutzige Schreine, in denen man alten Plunder aufhebt." Maximilian weiß eben sehr wohl zwischen Katholizismus und Clericalismus zu unterscheiden. Die brasilianischen Klöster erscheinen ihm als ein Zufluchtsort für die „Faulenzerei". Uneingeschränktes Lob, tiefe Verehrung aber hat er für die Trappisten in

Algier und für die große, durch die „seichte Aufklärerei" leider vernichtete Culturarbeit der Jesuiten in Südamerika. Wenngleich selbst die geistlichen Arbeitsorden in das „Dampfgetriebe Europas" nicht mehr passen, so können sie dennoch in halbcivilisierten Ländern von Nutzen sein. Was heißt das anderes als: Alles zu seiner Zeit und an seinem Orte; alles ist ein organisch Gewordenes, das einem Vollkommeneren Platz zu machen hat. Dieser leitende Grundsatz durchzieht seine gesammten politischen und socialen Anschauungen; auch er erfließt aus der auf der Natur begründeten Weltanschauung Maximilians. Sein politisches Glaubensbekenntnis liegt in den Worten: „In der menschlichen Gesellschaft ist alles faul, wo die Gewalt den gegenseitigen Contract des freien Willens aufhebt." Er tritt darum für die constitutionelle Verfassung rückhaltslos ein, er erklärt nachdrücklich, „der Herrscher sei des Volkes wegen da". Kenntnis des Volkes ist die erste Pflicht der Verwaltung; diese Kenntnis ist aus der Quelle selbst zu schöpfen, nicht auf dem Wege bureaukratischer Relationen zu holen. Erst dann, wenn eine Regierung die „stets richtigen Instincte des Volkes" erkannt hat, vermag sie ihre Bürger „zu stufenweiser Selbstentwickelung" zu leiten. Max ist kein Freund der „menschenfressenden Armeen", er verlangt allgemeine Volksbewaffnung wie der echteste Demokrat. Bezeichnend für seine Gesinnung ist der Ausspruch: „Es ist eine arge Missgeburt unserer Zeit, dass sich in friedlicher Gesellschaft Bewaffnete neben Unbewaffneten zeigen dürfen."

Was seine socialen Ansichten angeht, so treten naturgemäß die heimischen Verhältnisse zurück, da sich ja seine Beobachtungen auf wenig industrielle Länder beziehen. Gleichwohl können wir aus den wenigen auf uns bezüglichen Äußerungen auf seine innige Theilnahme mit dem Fabriksproletariate schließen. Auch das Fabriksproletariat ist gleich dem stehenden Heere eine Beschränkung des freien Willens, die letztere „heuchlerischer Weise entschuldigt mit dem Staatswohle", die erstere, hervorgerufen durch die Übermacht des Capitalismus, „des elenden Geldes" und den Hunger. „Die einzige wahre Triebkraft des neunzehnten Jahrhunderts erkennt er im Associationsgeiste". Er verlangt „Bildung als der einzigen Grundlage wahrer Freiheit", denn nur die Bildung der breiten Volksschichten vermag die drohende Kluft zwischen der Minderzahl gebildeter Reicher und der großen Masse ungebildeter Armer zu überbrücken. Das Fabriksproletariat bedarf unbedingt eines geistigen Gegengewichtes gegen die geisttödtende mechanische Arbeit. Ist das nicht auch die Tendenz der modernen University extension?

Viel ausführlicher befasst sich Max mit der Sclaverei, für die er nur ein Wort der Verurtheilung hat. Gleichwohl weiß er die Gefahr zu schätzen, die für den plötzlich freigelassenen Sclaven aus seiner Unbildung und Subsistenzlosigkeit erwächst. Unbarmherzig ist seine Verurtheilung des

portugiesischen Colonialsystems in Brasilien, das nicht auf eine Erschließung der natürlichen Hilfsquellen und auf die Hebung der Bevölkerung hinzielt, sondern auf die Aussaugung des Landes. Portugal „ist eine tropische Liane, die ihren Stamm so lange ausgesogen hat, bis sie selbst aus Mangel an Nahrung vertrocknet". Portugal ist ein gänzlich heruntergekommenes Land; Beweis die vielen — Antiquare in Lissabon. Johann Scherr hat auch den Versuch unternommen, das deutsche Nationalgefühl Max' als Coquetterie zu verdächtigen. Dem gegenüber sei auf das schöne Gedicht „Guten Morgen im Urwalde" hingewiesen.

Ist es vielleicht antinational, wenn der Erzherzog es freudig begrüßt, dass sein erlauchter Bruder Kaiser Franz Josef den Gebrauch der französischen Hofsprache auf das unumgänglich nöthigste Maß beschränkt hat zu Gunsten der deutschen Sprache. Wie wehmüthig ist seine Klage über die betrübende, ja empörende Erscheinung, dass die deutschen Auswanderer so rasch ihre Nationalität aufgeben. Aber Max weiß auch den Grund dafür: „National kann nur der sein, der Grund hat zu heißer Liebe oder zu glühendem Hasse." Der Deutsche aber hat zu nichts dergleichen Veranlassung in seinen sechsunddreißig Vaterländern. Folgerichtig verlangt er für Deutschland einen ganz anderen, „festeren Kitt" als die damalige Bundesverfassung war. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten, wollte ich seiner anderen treffenden ethnographischen und historisch-politischen Bemerkungen gedenken — man lese selbst nach.

Nur eine Anschauung müssen wir in Betracht ziehen — seine Vorliebe für England und englisches Leben. Sie ist bezeichnend für die leitenden Grundzüge seiner Weltanschauung. „England ist ein natürlich gewordenes, urwüchsiges, darum kräftiges Staatswesen — die Engländer sind das einzige nordische Volk, das sein schlechtes, rauhes Klima erträglich gemacht hat — durch einen vernünftigen Lebenscomfort." Und Max folgte getreulich ihrem Beispiele; auch er ist ein hervorragender Lebenskünstler, der, wie er einmal sagt, sich als „Prinz verpflichtet fühle, das Geld mit vollen Händen auszugeben, weil das Volk der ganz richtigen Meinung sei, das Geld stamme aus seiner Tasche." Diese heilsame Verschwendung übt aber Max nicht im egoistischen Interesse, sondern im Dienste eines zweiten Ideals, des Schönheitsideals.

Den Comfort fasst er als „Genussharmonie" auf, die er dahin erläutert: „Genussharmonie im edlen Sinne umfasst die Blüte jeder Kunst, die gelungenen Linien der Architektur, die reichen Farben der Malerei, die hehren Formen der Sculptur, die sanften Töne der Musik und verschmilzt sie mit dem Dufte der Natur, den Vortheilen des Klimas und der Jahreszeiten, mit allem, was den Sinnen schmeichelt, ohne sie zu betäuben und das Leben verschönert und geistig erfreut." Sein Schönheitsideal ist die vollendete Harmonie, die vollständige Übereinstimmung

der Form mit der Idee, kurz: die untrennbare Vermählung des Geistes mit der Natur. Die Natur ist der Boden, aus dem seine Religiosität, seine politischen, socialen und ethischen Anschauungen, sein Schönheitsideal erwachsen; sein Geist steht nicht im Kampfe mit der Natur und darum gibt es in seinem Charakter keine Disharmonie. Wir stehen vor einer vollendeten modernen καλοκαγαθία. Und seltsam! Sie ist unter demselben Himmel erwachsen, wie die antike! Unter dem tiefblauen Firmamente des Südens, unter der Gleichmäßigkeit des Klimas, im Angesichte des ewigen Meeres, unter der Fülle und Farbenglut subtropischer Vegetation.

Klarheit des Himmels, „Fülle der Sonne in ihren herrlichen Farbentönen“ gehen ihm über alles. Er sagt einmal sehr schön: „Hier umfloss uns der warme, beglückende, dufterfüllte Hauch des reichen, üppigen Sommers, die Luft hatte jene Elasticität, jenen Vegetationsgeruch, jene balsamische Weichheit, die uns Europäern nur im höchsten Sommer gespendet wird.“ Diesem Schönheitsideal conform lauten auch seine künstlerischen Urtheile. Seine Lieblinge sind die echte Antike — man lese die prachtvolle Schilderung der mediceischen Venus — Raphael und Van Dyck. Die Michel Angelo'schen Sculpturen in der Grabkapelle der Mediceer missfallen ihm als mythologisierend-christlich, es spricht aus ihnen ein unberechtigter geistiger Hochmuth. Münchens Architektur wirkt auf ihn wegen ihres „museenhaften Charakters“ erkältend; er gibt der maurischen den Vorzug.

Er verlangt Verbindung der Architektur mit der Landschaft, ja sogar Durchsetzung der architektonischen Linien mit dem gefälligen, farbigen Pflanzenwuchse. Interessant sind auch seine Ansichten über Parkanlagen. Den Vorzug gibt er den altitalienischen Gärten mit ihrem freien Baumwuchse, ihrer Verbindung der Architektur, die stets als das Wichtigste vorherrschen muss, mit Landschaft und Sculptur.

Farbig, hell, sonnig ist seine Weltanschauung, farbig, hell, sonnig wünscht er sein Leben gestaltet. Diese echt südliche Lichtfreude hat ihn vor nebelgrauem Pessimismus bewahrt — seine Wehmuth durchzieht die farbenprächtige Schilderung gleich einem Sommerwölkchen am blauen Himmel. Diese Wehmuth erfließt aus der Unmöglichkeit, seinen Thatendrang zu befriedigen. Sie kommt besonders in den Jahren 1859—60 zum Durchbruche, nach dem unglücklichen Kriege 1859, dem seine Demission als Gouverneur der Lombardei vorausgieng. Das Capitel seiner Statthalterschaft wartet noch auf eine ausführliche einsichtige Darstellung, wie sie Hellwald in seinem schönen Buche angedeutet hat. Diese Wehmuth hat ihren Grund in der Thatenlosigkeit, zu der ihn seine Demission verurtheilt. Das hat ihn wohl auch zu seiner brasilianischen Reise getrieben. Einzig und allein die Sehnsucht, seinen Thatendrang zu befriedigen, führte zum mexikanischen Unternehmen; gänzlich abzuweisen

ist die Andeutung Scherrs, als wäre es Maximilian um die Befriedigung persönlicher Eitelkeit zu thun gewesen. Eitel war er nie, stets ist er bestrebt, seine Stellung als Erzherzog in den Hintergrund zu drängen, jeder Huldignng zu entfliehen, wie er selbst es mit so köstlichem Humor anläſslich seiner Ankunft in Bahia schildert. Und daſs es Maximilian um seinen Thatendrang ernst war, daſs er arbeitsfreudig war wie kein zweiter, beweist seine Reorganisation, oder vielmehr die Neugründung der österreichischen Marine und seine von den Italienern stets gewürdigte Thätigkeit als Statthalter der Lombardei.

Wir glauben, es wäre eigentlich selbstverständlich, daſs sich der kommende Geschichtsschreiber Maximilians die Grundlagen seiner Kritik aus den Werken des Erzherzogs selbst holen müsse. Hoffentlich sind bis dahin seine gesammten Reiseschilderungen der Öffentlichkeit übergeben. Auch sind manche Gedichte Maximilians ohne die uns fehlenden Reiseschilderungen nicht recht verständlich, nicht sowohl dem Inhalte, als vielmehr der Stimmung nach. Die Gerechtigkeit gebietet zu erklären, daſs Max gröſser in der prosaischen, denn in der gebundenen Rede ist — Poet aber ist er hier wie dort, und zwar ein sehr bedeutender. Auch in den Gedichten finden wir die glühende, farbentrunkene Naturschilderung, die wahrhaft freiheitliche Gesinnung, die rücksichtslos und scharf tadelt, wo ihr geistige oder sociale Bedrückung und Ausbeutung begegnet. Auch die Sprache der Gedichte ist eine leicht flüssige, bilderreiche, es fehlt ihr jedoch manchmal die Prägnanz des Ausdruckes — der Gedankenreichthum hält nicht gleichen Schritt mit der scharf pointierten poetischen Ausdrucksweise. Könnte man diesen Mangel nur bei recht vielen Modedichtern feststellen!

Auch die „Aphorismen", die übrigens eine Fundgrube geistreichster Gedanken sind, leiden manchmal an zu geringer Schneidigkeit der Fassung. Maximilian läſst sich gern „gehen" (um einen Wiener Ausdruck zu gebrauchen); und gerade dieses Sichgehenlassen, dieses sofortige Anknüpfen des Gedankens an das Ereignis verleiht den Reiseskizzen den Zauber der Unmittelbarkeit und Frische der Diction. Wir haben in der vorstehenden Darstellung aus der reichen Fülle des Stoffes nur das Wenige herausgerissen, was wir für unseren Zweck als ganz besonders erläuternd erachtet haben. Möchte doch dieser bescheidene Versuch, die dichterische and ethische Persönlichkeit Maximilians zu charakterisieren, recht vielen Lesern unvollkommen erscheinen und sie bestimmen, sich ein umfassenderes Bild aus den Werken selbst zu entwerfen.

Die gerechtere Würdigung des Schriftstellers, die gröſsere Verbreitung seiner Werke wäre sicherlich die pietätvollste Ehrung des unglücklichen Kaisers.

Ein Tag im Böhmerwalde.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Die Moldau ist, so weit sie mir zu Gesichte kam, ein moorbrauner, stehender Fluss. Er rinnt nicht in majestätischen Wogen dahin, wie etwa die Salzach oder die Mur, nicht in raschen, rauschenden Wellen, wie die Enns, oder ein anderer Bach, der von oben nach unten kommen will; nein, die Moldau steht oder liegt dahin wie ein schmaler, in unendliche Länge gezogener Teich. Dass er sich in den Ebenen des slavischen Böhmens so still und unbeweglich benimmt, das will mich nicht wundern; den Slaven gegenüber hat der Deutsche zu schweigen heutzutag. Und die Moldau kommt aus deutscher Heimat. Aber dass diese Moldau auch daheim in ihrem Böhmerwalde, in ihren Bergthälern so fast träge dahinfließt, ist für einen Gebirgsfluss doch merkwürdig. Freilich sucht sie in unzähligen Krümmungen und gewagtesten Wendungen allen Unebenheiten sehr geschickt auszuweichen, dass es ihr möglich werde, im ebenen Thale zwischen Mooren, Hügeln und bewaldeten Höhen sachte dahinzuliegen. Übrigens wird gewiss auch dieses braune Kind des Urwaldes und der Heide auf dem Lebenswege seine wilden schreienden und schäumenden Kämpfe haben. Das Ländchen ist freilich so voller Naturfrieden, dass sich ein rauschendes Wasser in dasselbe gar nicht schickt.

Von Budweis aus bin ich eines Tages auf der Salnauer Eisenbahn hinaufgefahren in den Böhmerwald. Die Eisenbahn weiß durchaus nichts davon, dass das Land so eben ist, der Zug hat sich schnaufend beklagt darüber, dass er so mühesam hinanmüsse über die föhrengekrönten Höhen von Korsek und Goldenkron, während die Moldau die ebenen Gründe, Engthäler und Schluchten recht gut zu finden weiß. Hätte die Bahn dem Flusse entlang ihren Weg genommen, so wäre sie in ein heilloses Hin und Her gerathen und in Gegenden gekommen, wo sie absolut nichts zu thun gehabt haben würde.

Bei Krumau ist die Eisenbahn oben auf der Höhe, während die Moldau unten die Stadt vielfach umschlingt, ja in ihren Schlingen gefangen hält. Es ist aber eine reizende Gefangenschaft, in der das alte Krumau mit seinem riesigen Fürstenschlosse ruht. Ein klein Venedig möchte das sein, so wird diese malerische Stadt in Quer und Krumm

durchzogen vom stillen braunen Wasser, über das zahlreiche Brücken die Gassen und Plätze, die Hügel und Gebäude verbinden. Prag ist als Stadtbild weltberühmt, aber die kleine Fürstenstadt an der Moldau steht der großen Königsstadt an demselben Flusse in malerischem Reize nichts nach, die Lage von Kruman dürfte mit seinen gewaltigen Bergschlössern, mit seinen enge zusammengerückten Giebeln und Thürmen den Vorrang behaupten. Das Wahrzeichen, der Gallerietthurm, hat so leicht nicht seinesgleichen. Das gedeihsame Städtchen, welches heute über neuntausend Einwohner zählen dürfte, möchte sich sicherlich gern ausbreiten, aber die nahen Hügel und Berge halten es fest im Zaum und sagen: Gemach! Es ist ganz überflüssig, dass alles Großstadt werde! Sei froh, dass du noch auf dem Lande stehst, altes Kruman, zwischen Wäldern und Bergen, dass noch keine Fabriksschlote ihre rußigen Rauchfahnen schwingen über deine funkelnden Thurmknäufe und Kreuze! Wenn du noch ein klein wenig im mittelalterlichen Verhältnisse stehen solltest zu deinem Fürsten Schwarzenberg, dem Nachfolger der Witigonen und der Rosenberge, so mache dir nichts draus. Nimm nur nicht allzu viel tschechische Dienstboten und Handwerksleute auf in deine Mauern, bestreite den Bedarf selber durch zahlreiche deutsche Nachkommenschaft und vor allem bete jeden Tag ein andächtiges Vaterunser auf die gute Meinung, dass dein Patron, der großmächtige Fürst Schwarzenberg, nicht ganz seiner deutschen Abstammung vergesse. — Und nun behüte dich Gott, du feines Venedig des Böhmerwaldes! Deinen Berg, den Schöninger, kann ich diesmal nicht besteigen, denn er hat eine Nebelhaube, und in dieser Tarnkappe ist der Recke nicht sichtbar. Und ebenso unsichtbar von ihm aus wäre auch das Land.

Ich will weiter hin ins Herz des Böhmerwaldes, dorthin, wo sein großer Dichter gelebt hat und wo auch die Wiege seiner Poesie gewesen ist.

Die Eisenbahn muss mancherlei Ränke und Winkelzüge machen, um ihre gemischten Züge in das Hochthal zu bringen. Sie führt mich auch an dem Orte Höritz vorüber, das Oberammergau des Böhmerwaldes. Wenn die in diesem Flecken so prächtig begonnenen Passionsspiele nur nicht etwa in Komödiantenthum ausarten! Die Gefahr liegt selbst in Oberammergau nahe. Denn was einmal mit Reclame für den Fremdenzuzug arbeitet, dem glaube ich nicht mehr recht, dass er recht glaubt. Und wenn bäuerliche Darsteller das „Leiden Christi“ verkörpern wollen, so muss der Glaube die Kunst ersetzen.

Das nur im Vorbeigehen, oder Vorbeifahren. Wir kommen endlich ins Hochthal, ein breites Almenthal mit ebenen Wiesen, bebauten Hügeln und Heiden, auf welchen Föhren stehen und große graue Steine liegen. Im Hintergrunde hohe Waldberge, gegen Mittag hin in der Ferne blaue Höhenzüge. Die Station Oberplan, wo wir aussteigen, liegt siebenhundert Meter hoch. Es streicht eine kühle Luft, außer Bäume,

Gras und Hafer scheint hier nicht viel zu wachsen. Um so verwunderlicher die vielen Ortschaften, die weitum weiß und wohlbestellt daliegen. Der Markt Oberplan liegt gegen Mitternacht hin, ein wenig oben an einer flachen Berghöhung. In der Stimmung eines Wallfahrers stieg ich hinan. Seit dreißig Jahren war es mein Verlangen, einmal zu diesem Orte zu kommen, wo mein Lieblingsdichter geboren war und seine Kindheit verbrachte, die Landschaft zu sehen, die ihm zur Quelle einer unvergleichlichen Poesie geworden war. Obwohl ich mein Lebtag nie bisher in den Böhmerwald gekommen war, hauchte mich hier überall eine große Heimlichkeit an, denn meine Seele hatte ja so oft und glücklich hier gelebt, wenn ferne in Steiermark seine Werke gelesen wurden. Die Gegend hat äußerlich so gar keine Ähnlichkeit mit Krieglach-Alpel, es wäre denn, dass hier wie dort nichts als Bäume, Gras und Hafer wachsen wollen. Aber es kam mir vor, als hätte ich hier im Hochthale der Moldau eine Kindheit gelebt, die innerlich jener von Alpel gleich war. So mächtig und nachhaltig wirkt der Eindruck dessen, was man in der Jugend mit heißem Durste liest.

Im Gasthofe „zum Gassel" beim Thor hineintretend, hörte ich plötzlich rufen: „'s Lenzen Peterl!" So haben sie vor vierzig Jahren mich in Alpel geheißen. Stand ein Mann vor mir, ein Bürger Oberplans, und gestand in treuherziger Weise, dass er mich kenne, nach dem Bilde, dass er — mich in Krumau wissend — mein Erscheinen erwartet habe, weil ich ja ein Verehrer seines Oheims sei. Dann stellte er sich vor als ein Neffe meines Dichters Adalbert Stifter. Und hat es sich gewiesen, dass dieser Stifter der Jüngere ebenso mit meinen Geschichten und meinen Schriften vertraut war, als ich mit denen des älteren Stifter. Sein Sattlergewerbe und seine mit Erfolg betriebenen Arbeiten auf elektrischem Gebiete lassen dem Manne auch noch Zeit für Literatur, und die Werke seines großen Oheims hindern ihn durchaus nicht, auch den Schriften Geringerer seine Neigung zuzuwenden.

Stifter lud mich in sein Haus, und an derselben Stelle, wo einst Adalbert als Knabe gehockt und später als in die Vacanzen heimgekehrter Student gesessen, war nun der „Lenzen-Peterl" und trank einen prächtigen Kaffee, von der Hausfrau gastlich credenzt. Ein Kranz schöner und munterer Kinder umgab mich, und die ganze Familie, darunter eine alte herzfrische Großmutter, die viel vom Schwager (dem Dichter) zu erzählen wusste, hat mich mit einer offenen schlichten Herzlichkeit erfreut und geehrt. Das Geburtshaus Stifters ist ein kleines gemauertes, ebenerdiges Gebäude mit drei oder vier Zimmern, wovon eines — das der Großmutter — ein förmliches Stiftermuseum mit Bildern, Handschriften und anderen Andenken vom Dichter, der vor zweiundneunzig Jahren als Sohn eines Leinwebers hier geboren worden war. Das

Haus ist noch in seiner ursprünglichen Gestalt gut erhalten. Am Eingange liegt auch jener große Stein noch, „in Gestalt eines sehr in die Länge gezogenen Würfels", von dem der Dichter in seiner Erzählung „Granit" spricht, wie er darauf sitzend von einem schalkhaften Wagenschmiermann angeschmiert worden war und was es hierauf für einen Tanz gegeben hat. Das ist aber nur die humoristische Einleitung zu einem ergreifenden Bilde, das Stifter in jener Erzählung von der Pest entwirft, die einst in diesem frischen Bergthale geherrscht hat.

Dann besuchten wir die Pfarrkirche, in der mir Stifters Schilderung der heiligen Christnacht einfiel. Dann stiegen wir zur Anhöhe hinauf, die hinter dem Orte ragt und auf der das Kirchlein „zum guten Wasser" steht. Hinter demselben ist der Föhrenhügel mit einem Kreuze und einem Stein, auf welchem der Dichter so gerne gesessen ist. Dieser Platz ist unbeschreiblich stimmungsvoll, von ihm aus überblickt man einen großen Theil des Schauplatzes Stifter'scher Erzählungen. Unten vom Orte hin weit ausgebreitet das ebene Wiesenthal, welches zu dieser Jahreszeit im April noch fahl und kahl war. Kein Baum und kein Strauch. Die Moldau hat keine buschigen Verbrämungen wie andere Flüsse, wenn sie durch bewohnte Thäler rinnen, ganz nackt geht sie durch die moorigen Wiesen und Auen, und in ihren launischen und launigen Krümmungen bildet sie bei Oberplan ein förmliches Herz, welches in Adalbert Stifters Schriften das Herz des Böhmerwaldes genannt wird. — Welliges Hügelland begrenzt das Thal von Oberplan; gegen Mittag hin weitet sich der Blick bis zu fernen blauenden Höhenzügen, hinter welchen an klaren Tagen aus unermesslichen Weiten die leuchtenden Fels- und Schneegipfel der Alpen sichtbar sein sollen. Gegen Morgen hin, in der Nähe von Oberplan, ist ein Höhenrücken mit einzelnen grauen Steinen besäet, mit Heidekraut und schütteren Föhren bestanden; hier spielt Stifters Novelle „das Heidedorf", welche ein Stern der deutschen Literatur ist und bleiben wird. — Gegen Abend hin erhebt sich in nicht zu großer Ferne ein länglich hingestreckter Berg voller Wald — nichts als Wald, der höchste Berg des Böhmerwaldes, der 1378 Meter hohe Blöckenstein. Hoch an seiner Brust, in einer Faltung des Berges von Felsen und Hochwald umgeben, liegt der tiefe, schwarze Blöckensteinsee. Wer gute Augen hat, der kann bei klarem Wetter von der Anhöhe „zum guten Wasser" aus, an jenem dunklen Berghang, in der Gegend, in welcher der See liegt, eine schlank aufsteigende Steinsäule sehen — das Adalbert Stifter-Denkmal. Dort ist der Schauplatz, wo sich Stifters unvergleichliche Erzählung „Der Hochwald" ereignet hat.

An jenem hochgelegenen Waldsee soll vor langen Jahren schon eine Menschenwohnung gewesen sein. „Der Ritter von Wittinghausen hat sie

für seine zwei Töchter wegen des Schwedenkrieges erbaut. Seine Burg ist damals verbrannt worden, die Ruinen stehen noch gegen Sonnenaufgang — wie ein blauer Würfel aus dem Thomaswalde empor. Das Haus war hinter dem See, wo die Wand es beschützt, und ein alter Jäger hat die Mädchen bewacht. Heutzutage ist von alledem keine Spur mehr vorhanden." Wer es wissen will, wie es den Mädchen ergangen ist in ihrem Asyle der Bergwildnis, der folge dem Böhmerwald-Dichter in seinen „Hochwald". —

Oberplan ist nicht allein stolz auf seinen Dichter, es ehrt dessen Andenken auch mit rührender Pietät. Auf der Anhöhe „zum guten Wasser" hat es einen Stifterpark angelegt, zu welchem eine Anzahl von Bürgern die Grundstücke geschenkt haben. Wenn man auf einer Bank dieses Naturparkes sitzt und hinausträumt in die stille, weite, sonnige Gegend, da kommt sachte der ganze Hauch Stifter'scher Schönheit ins Herz gezogen, man träumt das „Heidedorf" und den „Hochwald", den „Witiko", den „beschriebenen Tännling", den „Nachsommer" und die „Mappe des Urgroßvaters", die alle mit dieser Landschaft und mit diesen Menschen verwoben sind. Man fühlt sich zurückversetzt in den idyllischen Frieden der ersten Hälfte des Jahrhunderts, als das Waldland noch weltfern ruhend seinem Geschicke überlassen war.

Still, sonnig und weltfern, das ist die Stimmung, die über dieser Gegend ruht. Und dazu kommt eben der unbeschreibliche Hauch der Stifter'schen Poesie, so dass diese classisch idyllische Landschaft nur einen Anachronismus hat — die Eisenbahn.

Aber gerade diese Eisenbahn hat mich in die Gegend gebracht, in die ich ohne sie wahrscheinlich nie gekommen wäre. Bei anderen wird es auch so sein. Und so wird es darauf hinauskommen, dass wir diesem Anachronismus dankbar sind. — Würde ich im östlichen Bayern, in Böhmen oder Niederösterreich leben, dieses Thal von Oberplan wollte ich mir zur Sommerfrische erkiesen. Abgesehen von der guten Statt, die man in Oberplan findet, kann man wohl nicht leicht eine frischere, friedlichere, fröhlichere und — um das Turner-Viergespann vollzumachen — frömmere Gegend haben, als dieses traute Herz des Böhmerwaldes.

Heute kann man noch buchstäblich von einem Böhmerwalde sprechen, ja weiter hinten gegen Abend soll es sogar noch einen wirklichen Urwald geben, den einzigen in deutschen Landen, wo vielhundertjährige Bäume eben so ursprünglich zusammenbrechen und an der Stelle vermodern, als sie aufgewachsen sind. Allerdings soll diese ununterbrochene Ursprünglichkeit nur der Großmuth des Eigenthümers Fürsten Schwarzenberg zu danken sein, der mit Absicht den Wald unberührt lässt, damit die moderne Zeit doch irgendwo sehen kann, wie ein Urwald ausschaut. Allerdings kommt mir ein freiwillig gestatteter Urwald vor, wie ein Bär im

Zwinger — man muss aber froh sein, dass man überhaupt noch irgendwo einen sieht.

Nicht das erstemal fiel es mir auf, auch aus den Schilderungen eines neueren Böhmerwalddichters, Johann Peter, wurde es mir klar, dass das Volksleben des deutschen Böhmerwaldes eine ganz besondere Ähnlichkeit hat mit dem Volksleben der nordöstlichen Steiermark; derselbe Menschencharakter, dieselben Sitten und Einrichtungen; ja sogar an Mundart und Kleidung fand ich nahe Verwandtschaften. Wie kommt das, da zwischen den beiden Ländern doch wenig Verkehr geherrscht haben kann und das weite Donaubecken dazwischen liegt, welches eine wesentlich unterschiedliche Volksart aufweist. Freilich mag die Ursache großentheils an der Frau Mutter liegen, der Mutter Erde, die ihre Kinder eben unterschiedlich erzieht. Das reiche Donaugefilde, die fruchtbaren Hügel Oberösterreichs, die üppigen Ebenen Niederösterreichs haben deren Bewohner harsch und protzig gemacht, während die ärmeren Bergbewohner schlichter geblieben sind und in ihrer Abgelegenheit die alten Charakterzüge länger bewahrt haben.

Eine gemeinsame Eigenschaft aber ist es doch, die uns Deutsche mitsammen verbindet, ob wir nun in fruchtbaren Geländen leben oder auf kargerer Scholle — Durst haben wir. Durst haben wir, aus Berg und Thal, von hüben wie von drüben. Und da haben die wackeren Böhmerwäldler ein Mittel erfunden, den Durst für die Allgemeinheit nutzbar zu machen. Ein gemeinnütziges Trinken! Den Bierkreuzer! Das Krügel Bier kostet dort zu Gunsten eines wohlthätigen Zweckes um einen halben Kreuzer mehr. Die Oberplaner haben sich auf diese Weise bereits ein schönes Schulhaus zusammengetrunken und gegenwärtig sind sie beim Armenhaus, dessen stattlicher Rohbau bereits dasteht. Dieser halbe Bierkreuzer soll im Orte jährlich über zweitausend Gulden einbringen! — Ich ziehe weiter keine Schlüsse, denn offen gesagt, ich habe selbst so viel mitgetrunken, dass es fürs Armenhaus reichlich auf einen halben Dachziegel langen wird. Wenn der bitter bittere Durst eben einmal da ist und er also nothgedrungen gelöscht werden muss, so finde ich die Sitte des Bierkreuzers sehr nachahmungswert. Auch bei uns in Steiermark gäbe es in manchen durstigen Ortschaften Armenhäuser, Bildungsanstalten, Feuerwehren und dergleichen zusammenzutrinken. —

In der Abenddämmerung vom Bahnhofe aus noch einen Rundblick ins friedsame Gelände mit seinen ruhigen Linien, über denen der feurige Duft bereits verloschen war. Als der Schaffner die Coupéthür zuschlug, war es mir, als wäre nach der Lesung eines Stifter'schen Idylls das Buch zugeklappt worden. Noch sah ich das weiße Oberplan ruhen dort oben an der Höhung, dann schob sich sachte der dunkle Waldrücken vor, mit seiner Heide des „Heidedorfes“. — Über dem Plöckenstein schim-

merte noch das Abendroth. Ich zog den Vorhang zu und wiederholte den schönen Tag in meinem Inneren.

Zweiundzwanzig Stunden später raste der Zug der sausenden Enns entlang in die Alpen hinein. Welch eine unerhörte Landschaft zu beiden Seiten unter den beständigen Krümmungen der Bahn. Welch ein lebendiges, verrückt tanzendes Bild! Dort hinter steilen, finsteren Waldrücken taucht plötzlich eine kahle Felsspitze auf und fliegt wie ein Ballon von vorne nach rückwärts, dann wieder von rückwärts nach vorne. Eine dämmerige Seitenschlucht öffnet sich, daraus blinkendes Schneegebirge zuckt, sofort wirft sich die Schlucht uns in den Weg und wir fahren hinein. Leuchtende Bergkuppen springen hinter Almen himmelhoch empor und tauchen wieder unter. Ein wüst schrundiger Felsthurm fliegt jetzt zur Rechten vorüber, um nach einer Minute zur Linken aufzutauchen. Alle Augenblicke zweigt eine Seitenbahn herzu, die sich sogleich wieder als unsere eine Bahn darthut. Das Wasser, das gischtende, einmal da oben, einmal dort unten, einmal hinter der huschenden Böschung, dann wieder zweifach in plötzlicher Krümmung, immer schreiend, gegen moosige Felsblöcke brandend und hoch aufschäumend aus seinen grünlichen Fluten. Dieweilen springen über den Vorbergen fortwährend die schroffen Wände, die schneeigen Riffe, die zackigen Spitzen wirr durcheinander, ein wahrer Hexentanz des Hochgebirges, zu dem die sausende Enns und der brausende Eisenbahnzug die Musik machen. Und dieweilen Aug' und Ohren mir fiebern mitten in dieser wirbelnden Landschaft, steht tief in meiner Seele das stille Thal von Oberplan, mit seinen ruhigen Formen, seinen sanften Farbentönen und seiner unendlichen Friedensharmonie zwischen Himmel und Erde.

Die Bauern-Schauspieler aus Schliersee.

Zum Grazer Gastspiel im Mai 1897.

Als ich nach der ersten Vorstellung des Schlierseer Bauerntheaters — „'s Liserl von Schliersee“ wurde gegeben — das Haus verließ, war meine Stimmung nicht besonders heiter. Mir war wieder einmal recht klar geworden, was wir verloren haben. Dass wir ein Paradies verloren haben! — Allgemein hat die Kritik, die europäische wie die amerikanische, zugegeben, dass die Schlierseer Darstellungen reine Natur sind. Das Bauernthum, das sie vorstellen, ist voller Leben, Lust und Humor. Immer und überall Singen und Jauchzen, werktags wie feiertags, bei der Arbeit wie im Wirtshaus, immer und überall sprudelt

die Heiterkeit, immer und überall Singen und Jauchzen. Und wenn auch der kecke Älplertanz dazukommt, so ist das nachgerade eine elementar explodierende Lust! —

Das ist die Natur des älplerischen Bauernthums. So ist es einst auch bei uns gewesen in unseren steierischen Bergen und Dörfern, es ist keine Mär der Idyllendichter, wie man heute meinen könnte, da man es gar nicht mehr glauben mag, dass Menschen überhaupt so lustig sein können. Nein, es ist wirklich so gewesen, ja es ist gegendenweise, dort, wo die liebe Cultur noch nicht so recht hingekommen, wohl auch heute noch so, und gerade in Oberbayern scheinen sich erkleckliche Reste zu finden; dort gibt es Leute, an denen äußere Anlässe noch imstande sind, die goldene Menschheitsjugend aus ihnen hervorzulocken.

Im allgemeinen jedoch ist aus unserer Bauernschaft nicht mehr viel Erfreuliches herauszulocken. Die Leute singen und jauchzen nicht mehr, außer es thut ein Räuschchen mit. — Die Ursachen, warum es so ist, sollen hier nicht erörtert werden, genug, die Idylle war thatsächlich einmal vorhanden, und sie ist vergangen. Das letzte Restchen davon — wird um Geld aufgezeigt.

Übrigens dürfte es nicht allein das Geld sein, das eine Anzahl Schlierseer Bauern und Gewerbsleute hinausführt in die weite Welt, um ihre Kunst zu zeigen, als vielmehr noch die Lust an der Sache, denn es ist ihre Natur und es macht ihnen Spass, die Freude am Schaustellen zu bethätigen. Mir ist noch keine Künstlerschaft vorgekommen, die so nahe mit der Natur verwandt wäre, als diese Schlierseer Bauerngesellschaft. Es ist erstaunlich! Man glaubt die Leute ordentlich zu entwürdigen, indem sie ins Bereich der Kritik gezogen werden. Sie sind Kunst geworden und Natur geblieben..

Da thun sich in oberbayerischen Bauerndörfern heitere Bursche und Dirndln zusammen, um an Sonn- und Feiertagen zur Ergötzung von sich und anderen Theaterstücke aufzuführen. Mit dem Krippenspiel, dem Passionsspiel mögen sie den Anfang gemacht haben, wie es die landesgenössischen Oberammergauer thun. Dann kam vielleicht die heilige Genofeva dran, der bayerische Hiesel und dergleichen. Und so trieben sie es in ihrem dörflichen Kreise, bis eines Tages ein Schauspieler aus München zufällig solche Aufführungen sah und sofort die außerordentlichen Talente erkannte, die da in Kinderschuhen schritten. Der einflussreiche Künstler mit dem vortrefflichen Herzen und sonstigem Zugehör nahm sich der Leute an, versammelte sie, bildete sie aus und machte Künstler aus ihnen. Er hatte diese Talente, die anfangs wahrscheinlich nach fremden Schablonen zu arbeiten trachteten, nur zu ihrer eigenen Natürlichkeit zurückzuführen, an der sie wie so viele andere unbewusst vorübergegangen wären — und die Meisterschaft war fertig. Eine Meisterschaft, die sich

nicht bloß in allen großen Städten zeigen konnte, mehr noch, die dort sogar vorbildlich auf andere Künstler wirkte. Die Volksschauspieler, und wären sie aus den besten Theaterschulen hervorgegangen, können von den Schlierseern lernen. Ja ich glaube, dass selbst Mitglieder der classischen Bühne an ihnen die Natürlichkeit und Einfachheit vortheilhaft beobachten können. Allerdings haben die Schlierseer Schauspieler es insofern leicht, als sie auf ihrer Bühne nur das zu sein haben, was sie sind, während der Berufsschauspieler fast allemal gerade das nicht scheinen darf, was er ist. Übrigens vermuthe ich, dass in der Schlierseer Gesellschaft sich manches Talent befinden dürfte, das nicht allein Gestalten seiner Kreise spielen kann, sondern auch imstande ist, sich in fremde und fremdartige Charaktere und Verhältnisse hineinzuversenken. Und warum auch nicht? Die Schlierseer haben jedenfalls wieder bewiesen, was das Dorf, unabhängig von vieler Schulung, hervorbringen kann.

Unter der Ägyde des Münchener Schauspielers Konrad Dreher haben sich die Schlierseer Kunstbeflissenen seit vier Jahren zu einem festen Bunde geeinigt und in ihrem Alpendorfe ein stattliches Theater bekommen, wo sie zur Sommerszeit all sams- und sonntägig spielen, vor Sommerfrischlern und den Heimatsgenossen. Die Gesellschaft besteht aus dreißig Personen. Ihr Spielplan umfasst gegenwärtig vierzehn Volksstücke, alle aus dem oberbayerischen Bauernleben und von Fachleuten für diese Truppe hergerichtet. Übrigens hängen die Leute noch ihrem Berufe nach und sind fleißige Feldarbeiter, Handwerker, Metzger, Fährmänner, Jäger, Holzknechte, Wirte, Wirtinnen, Nähterinnen u. s. w. Für einen größeren Theil des Jahres gehen sie auf Reisen. Vor zwei Jahren waren sie in Amerika, wo sie in verschiedenen Städten, in denen Deutsche leben, mehr als hundert Vorstellungen gaben. Die Amerikaner sollen außer sich gewesen sein über die Bergfrische, die ihnen die Schlierseer aus den deutschen Alpen hinübergebracht haben. Jauchzend betraten die oberbayerischen Bauern am 27. September 1895 in New-York das amerikanische Land und ein New-Yorker Blatt hatte bald darauf Gelegenheit zu sagen, dass diese Schlierseer Gesellschaft wohl das merkwürdigste Ensemble ist, von dem die Theatergeschichte überhaupt zu berichten weiß. „Sie spielen nicht, sie leben auf der Bühne, und das ist das Geheimnis des Erfolges." Übrigens wollen die Schlierseer sich auch gar nicht Künstler nennen lassen, eben weil sie nichts Neues schaffen, sondern nur das geben, was sie sind. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass zum Beispiel der Wirt bloß den Wirt, der Holzknecht den Holzknecht, der Jäger nur den Jäger spielen könne. Jeder und jede weiß all die eigenartigen Typen und Charaktere zu individualisieren, die sie in ihrem Lebenskreise sehen. Wäre dieser Lebenskreis ein weiterer, so würden die Darsteller auch vielseitiger sein, und sohin gehören sich doch gewiss zu den Künstlern.

Den Souffleur kennen diese Schauspieler nicht; sie behaupten auch nicht, ihre Rollen wörtlich auswendig zu wissen. Aber jeder und jede ist mit dem Stoffe so genau vertraut, dass sie unmittelbar mitleben, mitsprechen und überall zu rechter Zeit eingreifen können. Man könnte sagen, sie spielen aus dem Stegreif. Man wird es nicht für möglich halten, dass auf solche Art alle Glieder der Dichtung in richtiger Ordnung und mit den richtigen Worten wiederkommen, die für die Zuschauer zum klaren Verständnisse nöthig sind. Und ob es möglich ist, frage ich, dass ohne leitenden Einsager die Handlung als solche aus dem Genreartigen plastisch herausgearbeitet werden kann, oder ob diese wichtige Sache jedesmal dem Zufall überlassen bleibt? Nein, sie spielen klipp und klar ein- wie das anderemal. Wenn hier der Einsager überflüssig ist, dann frage ich weiter, weshalb die Berufsschauspieler sich des armseligen Behelfes eines Souffleurs nicht entschlagen können? Die Antwort kenne ich. Es ist ein Unterschied, ob eine Truppe jahraus jahrein eine geringe Anzahl von Stücken gibt, oder ob der Schauspieler im Jahre fünfzig, achtzig oder noch mehr Stücke einlernen muss. Wie wäre da ein Auswendigspielen, ein gänzliches Aufgehen im Stücke möglich!

Und nun bin ich dort, wo ich schon lange gerne gewesen wäre. Ich stimme in der Theaterwelt nur für Wandertruppen. Feſtständigkeit taugt nicht im Komödiantenleben, die führt früher oder später zur Verflachung, zur Verrottung der Kunst und zur Gleichgiltigkeit im Publicum. Je weniger man die Persönlichkeit des Schauspielers kennt, desto unmittelbarer wirken seine künstlerischen Gestalten. Und je vielfältiger der Schauspieler sich in zahllosen unterschiedlichen Stücken zerstreuen und zerstücken muss, umsoweniger wird er fähig sein zur künstlerischen Einheit und Vertiefung bei den einzelnen Rollen. Das ist doch einleuchtend. Wieviel Neues, Vollendetes würden wir im Laufe eines Jahres sehen, wenn in unseren Kunsttempeln die unterschiedlichen Wandertruppen sich ablösten! Und die Truppe, die sich auf ein einziges Fach, und in diesem sich auf wenige Stücke beschränken kann, wird doch gewiss Besseres und Vertiefteres leisten, als eine Gesellschaft, die allwöchentlich ein oder mehr Stücke für wenige Aufführungen einlernen muss! Da hätten wir organisch zusammengestellte Truppen für Oper, Operette, Schauspiel, Lustspiel, Volksstück, Posse u. s. w. und solche würden in einer Stadt abwechselnd für stets kürzere Perioden erscheinen und so das Theaterinteresse der Bevölkerung stets rege erhalten. — Wenn der Verfall unserer ständigen Theater so weiter greift, wir wir's jetzt sehen, so wird die Reform der Bühne durch Wandertruppen auch eintreten müssen.

Doch gehen wir vom Wunsche zur Erfüllung über und werfen noch einen Blick auf die bäuerlichen Schauspieler aus Schliersee. Sie wohnen am Fuße des Wendelsteins, gerade in jener Gegend, wo sich vor einem

Jahre der große Haberfeldtreiber-Process abgespielt hat. Eine beträchtliche Anzahl der Bauern jenes Thales sitzt heute unter Schloss und Riegel und die Freien sinnen darüber nach, was zu machen sei, dass ihnen die Urvätersitte, das heilige Geheimgericht des Volkes, nicht gänzlich entwunden werde. Aus dieser altgermanischen Siedelung stammen die Bauernschauspieler, die uns ein so lebendiges Bild vom Wesen des Haberfeldtreibens vorgelebt haben. — Im ganzen halten sie sich lieber an die heitere Seite des Lebens, wo man bei den Klängen der Kuhglocke und der Zither tanzt, singt und juchhezt. Und sie erst zeigen es uns, was das heißt, tanzen, singen und jauchzen! — Dieser „Schuhplattler“, das wilde Werben des glühenden Alpenburschen ums spröde und bald wie Wachs sich schmiegende Dirndl! Es ist ein Schauspiel für sich, das die Schlierseer prächtig in ihre Stücke einzuflechten verstehen. Als vor Jahren die Schauspieler des Münchener Gärtnertheaters bei uns waren, haben sie uns auch einiges geschuhplattelt. Aber die Einfügung dieses Tanzes in die Komödie nahm sich dort balletartig aus, während die Schlierseer als handelnde Personen in dem Geiste des Stückes tanzen. Und was kann das für ein urgesundes, kreuzlustiges Volk sein, das in solchen Bewegungen und Rhythmen seiner Lebensfreude Luft machen muss! Denn dass dieser Tanz nicht etwa fürs Theater erfunden ist, sondern eine volksthümliche Eigenschaft der Älpler vorstellt, wird niemand bestreiten. — Und dann der Naturgesang, das Volkslied! Das, wie sie die Lieder singen, ist nicht musikmäßig in akademischem Sinne, und doch wird selten eine andere Musikart auf die Zuhörer eine solch mächtige Wirkung üben, als die theils tiefsinnigen, theils pudelnärrischen Lieder, die uns diese Schlierseer gesungen. Mich haben diese Lieder ganz jung gemacht, und ganz traurig. So wurde ja eben in meiner Jugend gesungen und gejauchzt — und das ist nicht zu vergessen.

Glücklich müssen wir uns preisen, wenn das, was im Leben verloren ist, im Wiederscheine und im Wiederhall der Kunst noch ein Weilchen fortspielt. Und, so denken wir, sollen die wackeren Schlierseer dem zwanzigsten Jahrhunderte zeigen, wie man noch im neunzehnten gejuchhezt hat da oben im Gebirge. R.

Aus Robert Hamerlings Liebesleben.

Vor mir liegt ein Buch, aus dessen Blättern es wie der Duft erster Rosen heraufweht, wie der Athem des Frühlings.

„Selig sind die Liebenden,
Selig, auf deren träumende Stirn
Fällt der Liebe erster Morgenthau“ . . .

Diese Verse klingen und tönen durch die Seiten des Buches, das uns von den goldigen Tagen des ersten voll- und tiefempfundenen Glückes erzählt, von den holden schwärmerischen Thorheiten der Jugendliebe, von all' der Keuschheit und Zartheit der Gefühle, die in solcher Reinheit das Menschenherz nur empfindet, wenn es noch von tausend Idealen erfüllt ist und von der Weisheit des Nichtwissens, wenn es allein mit liebenden Organen noch Welt und Menschheit umklammert.

Die Liebesgeschichten dieses Buches enden eigentlich alle „traurig“; nicht mit den grausamen und plötzlichen Katastrophen des Romanes, die jäh über die Häupter der Helden einbrechen, mit „componierten“ Abschlüssen, sondern allmählich, nach und nach, wie es das alltägliche Leben so fügt, lockern sich die von Herz zu Herz gesponnenen Fäden; Laune, Missverständnis, Trennung lösen leicht, was so fest verknüpft schien, und keine unübersteiglichen Hindernisse, keine von der Natur, der Sitte und der Sittlichkeit haushoch errichteten Schranken trennen die Liebespaare, sondern anscheinend nichtssagende Kleinigkeiten, die der Dichter verschmäht, darzustellen.

Und solche Geschichten der Wirklichkeit enden gewöhnlich auch nicht mit gebrochenen oder zerstörten Herzen, nicht mit einem Sprung ins Wasser oder mit Werthers Pistolenschuss, sondern nur um eine Erfahrung reicher geht man auseinander. Aber wenn man nach größerem oder kleinerem Zeitraum auch trotz der unglücklichen Jugendliebe glücklicher Familienvater werden kann, etwas Verbitterung hat man immerhin davongetragen, etwas Herzenshärte, und die Spuren der Wunde führt man als ewige Narbe mit sich. Nur vielleicht noch mehr Glückserinnerungen! Der leichte Schleier der Trauer, der über den Geschichten dieses Buches ausgebreitet liegt, verfärbt nicht den leuchtenden Schein, der aus ihnen hervorglänzt. Das Glück der ersten Liebe überwiegt noch immer das Leid, das sie bereiten kann.

Ein echter Dichter war es, der uns das Buch beschеert hat, einer der letzten, die den Traum des Hellenismus geträumt haben, und ein König von Sion, welcher von einem zukünftigen Reiche der Schönheit schwärmte und ein ästhetisches „Phalansterion“ als sein Ideal verkündete. Es war sein letztes Werk, keine Gedicht- oder Novellensammlung, keine süßliche Backfisch-Lyrik, sondern ein Stück Lebensgeschichte, eine volle Wirklichkeit. Kurz bevor der Tod an ihn herantrat, auf seinem Krankenlager versetzte er sich noch einmal mit ganzer Seele in die Tage der Jugend zurück und durchlebte noch einmal in greller Erinnerung die Zeit der ersten Liebschaften und der ersten Liebe.

Ich spreche von Robert Haimerlings „Lehrjahren der Liebe“.[1])

Das Buch hat nicht nur ein künstgeschichtliches Interesse, indem es uns mit dem Leben und der Entwickelung eines hervorragenden Dichters bekannt macht und eine der Quellen aufdeckt, aus denen eine sehnsuchtsvolle, weiche Liebeslyrik hervorfloss, die mehr Entsagung als Leidenschaft kennt und fast nichts von jener Sinnlichkeit, dem Farbenglühenden besitzt, das dem „Ahasver in Rom“ und „dem König von Sion“ so weite Leserkreise erschloss. Vielleicht mehr noch fesselt es durch psychologische Feinheiten, indem es uns einen reinen und vollen Einblick in jugendliche liebeerfüllte Herzen gewährt. Einen Vorzug hat es sogar vor Goethes „Wahrheit und Dichtung“. Wenn uns der ältere und größere Dichter von seiner Liebe zu Franciska von Sesenheim erzählt, so erzählt er uns aus der Erinnerung des Greises heraus, unter der Herrschaft allgemeinerer Phantasie-eindrücke. Hamerling aber veröffentlicht all seine Tagebuchblätter und Briefe aus jener Zeit, ohne ein Wort hinzuzuthun oder wegzunehmen, und sie wirken daher mit der vollen Frische des Ebenerlebten. Es fehlt eine künstlerische Abrundung, Minderwertiges und Gleichgiltiges müssen wir mit in den Kauf nehmen, aber diesen Mangel ersetzt reichlich die Schärfe und Reichheit der unmittelbaren Beobachtung. Fast von Tag zu Tag verfolgen wir das Auf und Ab der Empfindungen, und es läuft viel weniger Gemachtes und Zurechtgestutztes unter. Wollte sich der Tagebuchschreiber auch einige Schminke auflegen, wir würden es doch leichter und rascher bemerken, indem wir die Überschwänglichkeiten des einen Tages und den Missmuth des anderen gegen einander abwägen.

Zwanzig und einhalb Jahre alt war der Dichter, als er zum erstenmale die Universitätsferien in seiner Heimat zubrachte. „Ich sitze, gottlob, wieder auf meinen Schlössern im Waldlande“, schreibt er am 18. August 1850 in sein Tagebuch und natürlich, dem jungen Studenten hängt das Philologenzöpflein mächtig auf den Rücken herab. Überall sieht er Najaden, Dryaden und Oreaden, und die urdeutschen Wälder und Felder Nieder-

[1]) „Lehrjahre der Liebe.“ Tagebuchblätter und Briefe. Von Robert Hamerling. Hamburg, Verlags- und Druckerei-Actiengesellschaft (vormals J. F. Richter). 1890.

österreichs tauft er mit altgriechischen Namen: die Wälder gehören Aphrodite, Klio und Dionysos, auch gibt es einen Olymp dort, einen Mnemosyne-, einen Euphrosyne- und Apollo-Hain, sowie einen Park der Charitinnen. Am liebsten liest er in Petrarcas Sonetten vom Leben und Tod der Donna Laura, und all seine dichterischen Empfindungen gießt er deshalb auch vorzugsweise in die Sonettenform hinein. Seine Liebesabenteuer sind die harmlosesten von der Welt, und die Erkorene, wie es scheint, gerade keine übergewöhnliche Erscheinung, wenn sie auch von der jugendlichen Phantasie des verliebten Dichters mit einem ganz zauberischen Lichte übergossen wird. Er nennt sie immer nur die „Lilie“, und „Lilie“ schneidet er in alle Rinden ein. Hamerling hielt sich damals in dem nahe bei seinem Geburtsorte Kirchberg am Walde gelegenen Schweiggers zu Besuch bei seiner Base „Suleicha“ und ihrem Gatten, dem Vetter Koppensteiner auf. In dessen Laden kehren die beiden Töchter des Ortschirurgen, die „Rose“ und die „Lilie“ häufiger ein, um ganz prosaisch Einkäufe zu besorgen. Bei der „Rose“ darf man sich schon Dreistigkeiten erlauben, indem man sie plötzlich von hinten her überrumpelt und abküsst, wogegen sie sich nicht allzu heftig wehrt, während die Lilie — eigentlich heißt sie mit dem Vornamen Genoseva — mehr als Ideal platonisch von fern verehrt wird. Freilich gibt sich der junge Student auch ihr nicht „allzu einseitig“ hin, und so leicht ist ein junges Mädchen, das in seinen Gesichtskreis tritt, vor seiner stillen Liebe nicht sicher. „Ich verehre“, philosophiert er in seinem Tagebuche, „die Frauen als den Auszug, die Quintessenz, den Mikrokosmus des Schönen, aber ich kann nicht umhin, das Ganze noch lieber zu haben, als den Auszug. Ich liebe mehr, als ich ans Herz drücken, mehr, als ich mit Armen umfangen kann. Meine Liebe ist unendlich, wie das All, und meine Poesie allumfassend, wie meine Liebe. Alles Einzelne sprüht nur F u n k e n der Schönheit und entlockt mir deshalb auch nur Funken der Liebe . . .“ Und vielleicht gieng diese Erkenntnis doch nicht allein aus dem Unbestand eines jugendlichen Dichterherzens hervor, sondern, wie mir scheint, offenbart sich in diesem Bekenntnis auch etwas von dem innersten Wesen, dem bleibenden Charakter Hamerlings. Mit voller Ausschließlichkeit vermochte er sich einem einzigen weiblichen Herzen überhaupt nicht hinzugeben, anderseits aber fehlte ihm auch jede Begabung, um den rücksichtslosen Don Juan spielen zu können, und so bildet sich etwas von einer sehnsuchtsvollen keuschen Junggesellenlyrik aus, in welcher das Erträumte das Wirkliche überwiegt. Das höchste Glücksgefühl bereitete ihm seine Liebesschwärmerei für die „Lilie“, als er das Mädchen zum letztenmale vor Schluss der Ferien erblickte, — und wirklich, er erblickte sie nur: „Schon wollte ich ohne Gruß vorübergehen. Da blickte sie mich an und grüßte zwar nicht, aber über ihr Antlitz flog ein seltsames Lächeln, das ich weiter mit keinem anderen Beiwort entheiligen

will — und in ihren Zügen lag ein Ausdruck, wie ich ihn nie und nirgends weder an ihr, noch sonst einem weiblichen Wesen gesehen, und in welchem Liebreiz, Innigkeit und Ernst in wunderbarer Weise gemischt erschienen. .... Ich grüßte und gieng unendlich verlegen an ihr vorüber; aber ich schäme mich vor ihr dieser Verlegenheit nicht. Nein, nie habe ich geliebt — nein, nie war sie schön — meine Lieder sind Lüge — aber heut war sie schön — heut habe ich sie geliebt! Ich habe die Lilie nie brennend geliebt, und ich werde sie vielleicht nie brennend lieben, — aber einen Moment durchzuckte mich nach dieser Begegnung der Blitz der Liebe mit all seinen Wonnen und all seinen Schmerzen! Ich lief mehr als ich gieng in meine Föhren und warf mich unter die Bäume auf den Boden hin. Vor mir stand das süße, süße Bild, und mein Herz quoll über von wonneseliger Ahnung, gemischt mit einem Gefühl unendlicher Wehmuth. Ich drückte das Gesicht tief ins Moos — und dichtete kein Sonett — nein, was ich that, das wissen nur die Waldblumen, auf welchen meine Augen lagen."

Als Hamerling ein Jahr später neuerdings die Ferien in Schweiggers verbrachte, war die „Rose" verheiratet, die gutmüthigere der beiden Schwestern, während die „Lilie" ihr Bündel geschnürt hatte und das Glück in Wien suchte. Diesmal that es ihm eine „hübsche Fremde im schwarzen Anzug" an, eine Kürschnerstochter aus Schrems, mit der er auf einem Kirmesball zusammentraf, eine Augenblicksliebe, die ihn immerhin auf einen ganzen Tag lang in „köstlichste Stimmung versetzte".

Die erste tiefere und dauerndere Liebe, welche auf voller Aussprache der Gefühle beruhte, die Lust und das Glück der eigentlichen Jugendliebe lernte der Dichter erst in den Jahren 53 und 54 kennen, als er sich in Graz auf den Gymnasiallehrerberuf vorbereitete und zum erstenmale mit seinen Gedichten an die Öffentlichkeit trat. Dieser Abschnitt des Buches umfasst den größten Raum und fesselt auch durch seinen Inhalt am meisten die Aufmerksamkeit. Trotz der Alltäglichkeit der Vorgänge treten bedeutsamere seelische Verwickelungen hervor und einige der Liebesscenen athmen eine dichterische Unmittelbarkeit, wie sie nur eine Kunst hervorbringt, die sich möglichst treu der Natur anschließt.

Als der Dichter das junge Mädchen kennen lernte — ihr Vorname ist Pauline — hatte das holde süße Kind bereits einen Liebsten, Heinrich B. mit Namen. Sie liebte ihn glühend, schon seit einigen Jahren, mit aller Innigkeit einer ersten Jugendliebe. Denn der junge Mann war fast mit ihr aufgewachsen, er wohnte früher jahrelang im Hause, hatte bei der Familie als Studiosus ein Zimmer gemietet. Hamerling spielte zunächst bei ihr nur die Rolle eines vertrauten Freundes und glaubte, sich deshalb auch keine Gewissensscrupel machen zu müssen. „Ich bin nicht dazu geboren", schreibt er in sein Tagebuch, „Weiberherzen zu

bethören, besonders wenn sie schon ausgefüllt sind von einem süßen Geheimnis." Eifersüchtelei von Seiten Heinrichs, der sich damit in der Liebestaktik einen Fehler zuschulden kommen lässt, sein Fernbleiben, die Vernachlässigung der Geliebten lassen diese jedoch sich enger an den neuen Vertrauten anschließen, der sie durch all sein „Witz- und Gefühlsfeuerwerk" lebhaft zu fesseln vermag. In ihrer Seele kämpfen die Erinnerungen an die alte eingewurzelte Liebe und die freudigen Gefühle, welche das Gespräch und die stille Verehrung des jungen Dichters in ihr erregen. Sie wechselt zwischen Thränen und ausgelassener Heiterkeit. Aber dem neuen Freunde will es scheinen, dass sie eine von Seiten Heinrichs angebahnte Versöhnung ohne besondere Freudenäußerung aufnimmt, und es fällt ihm auf, dass sie mit besonderer Lebhaftigkeit daran denkt, wie der Vater ihren Geliebten durchaus nicht ausstehen kann. Sie fürchtet dessen „Fluch" und kann und will ohne den väterlichen Willen nicht die Seinige werden.

Man hat dauernd das Empfinden, dass Hamerlings Liebe zu Pauline aus tiefgehender Leidenschaft eigentlich nicht hervorwuchs, dass ihm das Herz nie mit dem Kopfe durchgieng, dass sogar eine leichte Eitelkeit seinerseits mit unterlief. Doch war das Gefühl gewiss stark genug, dass er sich über dessen Innerlichkeit und Kraft wohl einer Täuschung hingeben konnte. Und es blieb ihm auch gewiss nicht verborgen, wie sich das Herz des Mädchens immer mehr ihm zuneigte. Um das Gewissen zur Ruhe zu bringen, versucht er sich jedoch immer wieder zu entnüchtern und sich selbst einzureden, dass alle Vertraulichkeiten ganz harmloser Natur sind. Nicht ohne höheres psychologisches Interesse liest man aus den Blättern des Tagebuches heraus, wie sich die beiden jungen Herzen einander nähern, wie sie furchtsam wieder zurückgehen, vom Augenblicke sich hinreißen lassen und sich mehr und mehr von der Liebe, „trotz ihrer Sündhaftigkeit", umstricken lassen. „Heute", schreibt Hamerling am 23. December, „waren wir alle drei" — die dritte im Bunde, Paulinens Freundin, führte den Namen Lotte — „zusammen noch kindischer und muthwilliger als sonst. Pauline war viel hingebender. Sie wehrte sich zwar auch, wie sonst gegen meine scherzhaften Liebkosungen, aber es lag in ihrer Strategie doch etwas Eigenthümliches, das mich noch mehr bezauberte und entflammte. Sie besann sich zuweilen erst etwas spät, gab sich einen Moment wie selbstvergessen hin und wusste, wenn sie auf der einen Seite versagte, auf der anderen zu entschädigen. Wenn ich sie scherzend ein wenig an mich drückte, wendete sie den Mund und das Antlitz seitwärts, aber es drückte sich dabei der hintere Theil ihres Köpfchens wie unwillkürlich fester an meine Brust. Wenn man das alles so beschrieben liest, so sollte man freilich meinen, dass Pauline etwas für mich empfindet: aber in der Wirklichkeit, ach, da gibt es viele kalte,

gleichgiltige Momente; Momente, wo Pauline von mir nichts weiß und wo ihr Auge sehnsüchtig nach dem Holländer in die Ferne schweift." Am Weihnachtsabend sitzt man am Tische Stuhl neben Stuhl, aber auch der Papa leider gerade gegenüber und hatte ein scharfes Auge auf beide. „Cupido weiß jedoch auch mit geringen Mitteln oft viel zu leisten. Unsere Hände kamen oft auf dem Tische nebeneinander zu liegen. Da machte nun der kleine Finger meiner rechten Hand zuweilen einen kleinen Streifzug unter die Finger ihrer linken, ohne dass ein Mensch dessen gewahr wurde. Auch unter dem Tisch begegneten unsere Hände sich auf Augenblicke, und das holde Mädchen war dann gar nicht träge, meine Finger zwischen die ihrigen einzuklemmen. Dabei machten wir die ernsthaftesten Gesichter von der Welt, blickten einander kaum an und schienen nur mit dem Spiele beschäftigt. Es kann nichts Zarteres, aber auch nichts Süßeres geben, als ein so verstohlenes, vor aller Welt Augen geübtes und doch von aller Welt unbemerktes Kosen." „Wenn ich nur darüber Gewissheit hätte", fügt er jedoch hinterher, „ob die erwähnte Zärtlichkeit und Wärme Paulinens auf Rechnung der Freundschaft und etwa noch des Temperamentes fallen kann, oder ob man darin schon nothwendig ein Symptom erwachender Herzensneigung finden müsse. Wäre letzteres der Fall nun, dann gälte es freilich, ihr Lebewohl zu sagen." Er denkt nicht daran, Heinrich gefährlich zu werden und ihn aus dem Herzen des Mädchens zu verdrängen, aber ein klein wenig Schadenfreude gegenüber den geschniegelten Herren Pflastertretern und Mädcheneroberern empfindet er doch, wenn er, der stille, unbeholfene Poet, zuweilen doch auch etwas Weniges durch holde Musenkunst auf ein Frauenherz wirkt. Endlich glaubt er aber doch ernsthafter mit ihr sprechen und sich losreißen zu müssen; sie fühlt sich durch seine Worte verletzt, er sucht sie zärtlich wieder zu trösten, und zuletzt folgen, wie es so Lauf der Welt ist, den Thränen kosende und neckende Worte, und unmerklich macht der Ernst der Lage einer kindlich unbefangenen Fröhlichkeit platz. „Zuletzt aber schied ich mit der Erklärung, dass es mir mit meinem Entschluss ernst sei." Der arme Heinrich, der sich inzwischen in eifersüchtigem Gram verzehrt hatte, mochte schließlich einsehen, dass er durch sein Fernbleiben am wenigsten ausrichtete und schrieb „einen sehr langen, inhaltreichen Brief, in welchem die innigste Liebe und zugleich leidenschaftlicher Unwille sich aussprach über die Kälte, welche Pauline ihm gegenüber in letzter Zeit an den Tag gelegt habe". Aber für ihn war es zu spät geworden. Wohl will der junge Dichter mannhaft von der Geliebten sich losreißen. „Noch einmal schlang mein Arm sich um ihren Nacken — es sollte ja das letztemal sein — aber ich werde mir nie verzeihen, dass ich es that. Ein unerfahrener Neuling, wusste ich nicht, was ich jetzt weiß: dass, wenn man von einer lieben Seele scheiden will, man nur recht raschen, kühlen Abschied nehmen muss,

denn ein gerührter, zärtlicher Abschied ist nur ein neues, festeres Netz, das uns umstrickt und fesselt. Denn als ich, noch am Piano sitzend, meinen Arm wie gesagt um Pauline geschlungen, da kam auch mein Haupt immer näher an ihre Brust; endlich ruhte es ganz darauf, und sie ließ es schweigend geschehen. Aber dabei blieb es nicht, ich fühlte, wie auch sie ganz leise die Hand auf meine Schulter legte und sie darauf ruhen ließ. Dies vermehrte meine Glut. Meine Lippen berührten die ihrigen — und ich war nicht mehr imstande, sie zurückzuziehen. Wie festgemauert war mein Mund auf dem ihrigen, und sie wehrte dem Druck desselben nicht; sie war wie bewusstlos; unbeweglich hielt sie, von meinen Armen umschlossen, das Haupt unter meinem Kusse und drückte mit geschlossenen Augen zuletzt ihre Lippen den meinigen entgegen. Dabei war ihr Antlitz tiefernst und bleich; in höchster, fast krankhafter Erregtheit erschien sie wie starr und todt, aber als mein Kuss unwillkürlich feuriger wurde und meine Lippen plötzlich die Fläche der ihren inniger berührten — da durchzuckte sie ein Schauer und ihr Athem wehte mir glühend entgegen. Ich riss meinen Mund zuletzt von dem ihrigen; sie kam zu sich und lehnte verschämt ihr Angesicht auf das Piano nieder."

Eine kleine Zeit lang kämpfte die arme Mädchenseele noch leidenschaftlich und nicht ohne tiefere Qual gegen ihre Doppelneigung an. Am liebsten möchte sie sterben, um von dem Zwiespalt ihrer Gefühle sich zu befreien. Endlich sagt sie sich jedoch von dem früheren Geliebten endgiltig los. Man kann nun gerade nicht sagen, dass der jugendliche Hamerling durch diese Hingabe in leidenschaftliche Glut versetzt wird und sich sehr dankbar für das Opfer erweist. Für eine Romeo-Natur ist er von etwas allzu bedenklichem Geist, eine Natur, die sich unbekümmert dem Augenblicke nicht hinzugeben vermag, ein Grübler, der über das Wenn und Aber nicht hinwegkommt. Spricht sein Benehmen nicht für eine sehr heiße, hitzige Liebe, so kann man ihm doch anderseits eine seelische Begründung nicht absprechen. Ein Furchtgefühl hat ihn erfasst. „Was ist Liebe? Hat Pauline ihren Heinrich nicht glühend geliebt? Dieser Gedanke verfolgt mich wie ein Dämon und lässt keine reine Freude an Paulinens Hingebung in mir aufkommen. . . . Wer bürgt mir dafür, dass ich von Pauline nicht auch einmal durch eine ähnliche Erklärung, wie heute Heinrich, überrascht werde." Ohne festen Glauben an die Treue und Beständigkeit der Geliebten, der ihm durch ihr Benehmen gegen den früher Erkorenen erschüttert ist, wagt er nicht, sich ihr völlig hinzugeben; er will zunächst ihre Gesinnungsstärke und Charakter erproben. Immer von neuem gießt dieses Misstrauen in jeden Becher der Liebeslust einen Tropfen Gift, und noch eine andere Gewalt: die Eifersucht. Bei jeder Liebkosung empfindet er bitter, dass sie vor ihm einen anderen mit gleichen

Beweisen ihrer Huld überhäufte. Es kommt daher zu mancher gereizten Scene, zu peinlichen Erregungen, und Glut und Frost wechseln beständig. Auf einem Balle beschäftigt sich der junge Dichter viel mit einer anderen Dame, weil er Pauline in deren Bräutigam verliebt glaubt, und Pauline kokettiert mit diesem, in der Annahme, dass ihr Liebhaber allzu eifrig um die Gunst jener Dame werbe. Eine Eifersuchtspartie zu vieren. Denn dem fremden Paare ergieng es genau ebenso. Dieser nicht gerade erquickliche Zustand dauert einige Monate hindurch, wenn es dabei auch an Stunden eines reinen Liebesglückes nicht fehlte. „Einer der herrlichsten Abende meines Lebens“, heißt es am 21. September: „Pauline empfieng mich sehr herzlich. Sie übergab mir einen großen Büschel ihrer feinen und glänzenden Haare, in einen Zopf geflochten und dann rund zusammengelegt, und ich musste ihr geloben, dies Geschenk zu immerwährendem Andenken aufzubewahren. Ich pflege jetzt du zu ihr zu sagen, wenn wir allein und gut gelaunt sind, weil es ihr Freude macht. Ich verlangte nun von ihr, sie sollte mich diesen ganzen Abend auch duzen. Wenn sie aus Unachtsamkeit sich verspreche und „Sie“ sage, so solle sie verurtheilt sein, mir tausend wohlgezählte Küsse in ununterbrochener Folge zu geben. Sie versprach sich bald und war nun herzlich gern bereit, sich der festgesetzten Strafe zu unterziehen. Sie gab mir wirklich die tausend Küsse mit großer Innigkeit und Wärme. Es wurde uns sehr heiß dabei. Sie ermüdete gar nicht; mir selbst war die Sache viel beschwerlicher als ihr. Sie hielt meine Wangen dabei mit den Händen fest; schon trat mir der Schweiß auf die Stirn, aber ich durfte nichts merken lassen, und sie wollte es nicht leiden, wenn ich ernsthaft drein sah. Wenn ich aber lachte, so wurde sie gleichfalls böse und meinte, ich wolle ihrer spotten. Im übrigen übereilte sie sich nicht und zählte mir ein Hundert um das andere bedächtig auf. Es waren die süßesten Küsse, die sie bisher mir gegeben, und sie waren von sonstigen Beweisen der Zärtlichkeit und Innigkeit begleitet. Merkwürdig war der letzte dieser tausend Küsse; er währte fast ein paar Minuten.“

Zuletzt trug aber doch der Dämon der Eifersucht den Sieg davon. Zum letztenmale war der Dichter mit Paulinen am 11. December persönlich zusammen. Bei der Mutter Hamerlings war jene Eifersucht erwacht, die man so häufig, insbesondere bei Frauen trifft, die das Hauswesen ihrer Söhne regieren. Ihre leidenschaftliche Erregtheit war schließlich auf einen so bedenklichen Grad gestiegen, dass er begriff, er hätte fortan nur die Wahl, entweder Pauline aufzugeben oder ein häusliches Unheil heraufzubeschwören. Eifersucht außerdem auf einen bildhübschen italienischen Studenten, der von dem Vater Paulinens die Zimmer abgemietet, ließ ihn den Vorsatz fassen, fern zu bleiben, wie einst jener Heinrich ferngeblieben war. „In ihren letzten Worten spiegelte sich eine Ahnung dessen,

was bevorstand. Mir ist, als sähe ich sie noch heute sinnend stehen an der Gitterthür, den Leuchter in der Hand, während ich mich von ihr wandte und wie vernichtet still die Treppe hinuntergieng auf Nimmerwiedersehen. Ich habe nie erfahren, wie Pauline mein Fernbleiben aufnahm."

Vielleicht war ihr Gefühl in der That allmählich erkaltet, und durch übermäßige Beständigkeit zeichnete sie sich nicht aus. Mit der Rückkehr des jungen Italieners in seine Heimat nahm auch dieser ihr dritter Herzensroman sein Ende. Später trat sie in ein Verhältnis zu einem ältlichen Officier, wobei es auf eine Heirat abgesehen war. Sie scheint sich aber in diesem nicht glücklich gefühlt zu haben, denn sie fasste, wie man erzählt, plötzlich den Entschluss zu sterben, trank zu diesem Behufe ein Glas kaltes Wasser, während sie sehr erhitzt war, und starb an einer Affection der Lunge im Jahre 1860. Ihrer Liebe zu Hamerling gedachte sie als ihrer wahren und einzigen Liebe.

Das Buch bringt noch Briefe an Marie Mossner und die Schauspielerin Antoinette Julius aus den Jahren 1862 und 63, aus denen hervorgeht, dass das Herz des Dichters acht Jahre später noch einmal wärmer aufflammte. Doch redet aus ihnen mehr der Ton der Freundschaft, als der Liebe. Paulinens Herz war es, „an welchem, wenn es auch den frühesten jugendlichen Idealen meiner Poetenseele nicht ganz entsprach, mir doch zum ersten- und vielleicht auch zum letztenmale recht tiefinnig wohl geworden ist, was ich freilich erst jetzt empfinde und zu würdigen imstande bin", schrieb der Dichter, kurz bevor der Tod ihm die Augen zudrückte.

—t—

Die Türken im Mürzthale.

Ein Bild aus der Schreckenszeit unserer Vorfahren.

Von **Peter Rosegger.**[1])

In der alten Pfarrkirche zu Krieglach befindet sich eine Tafel mit folgender Inschrift: „In dem 1529 Jahr ist der Türgkh hie gewösen vnd hat 800 vnd etlich Perschaunen wegkh gefiehrt. — — Was folgen werdt ist Gott bekanndt."

Diese wenigen trockenen Worte — sie fassen eine Welt von Jammer und Noth! Sie lassen uns einen grellen, tiefen Blick thun in die Schreckenszeit unserer Vorfahren. Ja, nicht immer hat in diesem schönen, friedlichen Lande die Idylle gewohnt! Doch über die wilden Stätten des Unheiles

[1]) Eine Jugendstudie.

ist seitdem Jahrhundert um Jahrhundert gezogen, und heute breiten sich darüber blumige Auen, grüne Wälder und belebte Ortschaften; und der Bürger und der Ackersmann und der Waldbewohner genießt sein Brot in Ruh und Frieden, und trinkt in Behaglichkeit sein Gläschen, während er von der „guten" alten Zeit plaudert. Was gibt's aber zu plaudern? So weit denkt keiner zurück! und in jenen Tagen ist es nicht aufgeschrieben worden, was unseren Vätern geschehen ist.

Und weil es ja unsere Vorfahren waren, denen es geschehen ist, und weil wir für die Schicksale unserer Väter gewiss die größte Theilnahme hegen, so möchte ich doch gerne entrollen ein treues Gemälde jener blutigen Noth.

Nun habe ich mich an die Geschichte gewendet; sie hat uns nur spärliche Kunde, wenn auch blutig genug, übermittelt. Ich habe die Tradition des Volkes belauscht; sie hat uns zwar einen weiten Dornenkranz von bösen Sagen bewahrt, aber bei weitem nicht genugsam treu jene Zeit uns wiedergespiegelt. So habe ich in meiner Forschung und Darstellung einen eigenen Weg betreten, und dort, wo mich der Geschichtsschreiber im Stiche ließ und wo der sagenreiche Mund des Volkes verstummte, dort hat mir des Dichters Griffel das Bild zur Rüste gezeichnet.

Bevor ich jedoch dieses Bild aufstellen kann, muss ich dazu einen Rahmen schaffen, d. h. in kurzen Umrissen die Verhältnisse des Landes zu jener Zeit, und die Türkeneinfälle in Steiermark im allgemeinen andeuten.

Ein gewaltiges Zeugnis von dem Richteramte der Geschichte liegt in der fürchterlichen Wiedervergeltung der Kreuzzüge durch die Türkeneinfälle. Einst strömten die Völker des Abendlandes in fünf riesigen Heereszügen nach Asien, um dort, unter dem Vorwande, das heilige Grab aus den Händen der Heiden zu reißen, politische Vortheile zu erobern. Die Geschichte der Kreuzzüge weist uns grausame, blutige Episoden, und die Asiaten haben wohl Ursache gehabt, zu zittern vor den Barbaren aus den Abendlande. — Aber das Blatt hat sich gewendet und kaum hundertfünfzig Jahre später zitterten wir Europäer vor den Barbaren aus dem Morgenlande.

Die alte Rechnung quitt zu machen, zogen die wilden Stämme aus Asien über Siebenbürgen und Ungarn gegen Deutschland heran, und das Ostreich — Österreich und unser Alpenland in erster Linie musste der Schutzwall sein, der das große deutsche Land und Gallien drüben vor den fürchterlichen Raubscharen bewahrte.

Im Jahre 1396 fuhr der Türk' zum erstenmal wie der Blitz heran und brach in Steiermark ein. Pettau wurde niedergebrannt und sechzehntausend Gefangene wurden fortgeschleppt.

Zweiundzwanzig Jahre später, im Jahre 1418, fiel der Türke wieder ein, bestürmte Radkersburg und verheerte die Gegend längs der Mur aufwärts.

Im Jahre 1475, nach Baumkirchers Tod, kamen die Türken abermals und lieferten vor der Stadt Rann eine große Schlacht, bei welcher sechstausend Steirer den Heldentod starben. Unheil und Verderben speiend, wogte und wüthete das asiatische Ungeheurer der oberen Steiermark zu, und die grünen Auen tranken das Blut zahlloser Ermordeter, und die Wände der Kalkalpen waren wochenlang jede Nacht hindurch geröthet vom Scheine brennender Dörfer und Städte. Wohl leisteten die Bewohner tapferen Widerstand, und besonders die Priesterschaft durchglühte ein heldenhafter Geist. Dafür wurden aber auch an die fünfhundert Priester aus Obersteier allein in die Sclaverei davongeschleppt. Tausende von Menschen wurden getödtet oder in die ewige Gefangenschaft geführt; und als der Feind das Land endlich verlassen hatte, war es schier menschenleer, aber Trümmer und Brandstätten gab es in allen Thälern.

„Sie tetten", sagt ein Chronist, „großen Wuest mit Pranndt, Mordt und Lewt Verfuerung, daß oft in zehn Meylen kein Haws noch Mensch ist."

Kaum hatten sich die noch Übriggebliebenen wieder aus den Wäldern gewagt und sich Hütten gebaut auf den Ruinen, als neuerdings die schrecklichen Rotten aus Krain und Kärnten heranschnoben. Diesmal wurden sie bei Villach besiegt; zehntausend Türken wurden erschlagen, siebentausend gefangen genommen. Das trug sich zu, als man schrieb: 1492. —

Nach diesen vier Haupteinfällen (im ganzen hat der Türke zweiundzwanzig Raubzüge in unsere Länder unternommen) hatte unser Vaterland ein Vierteljahrhundert lang Ruhe vor den Barbaren.

Doch, die Erinnerung voll Blut und Brandflecken war zu schrecklich, als dass sich die Gemüther sobald wieder hätten beruhigen können. Es war kein Beispiel da in den Kriegssagen der Väter, das von solchen Gräueln erzählt hätte, als hier von den Türken verübt worden waren. Das waren keine Menschen gewesen; und wer sie mit Thieren der Wildnis verglichen, der hätte ihnen zu viel Ehre angethan. Wilde, raubgierige, blutdürstige, brandlechzende Horden, der Hölle entstiegen; nicht kühn, wie der Tiger, nicht zornsprühend, wie der gereizte Löwe; nein, feig wie die Hyäne, hinterlistig wie die Schlange sind sie gewesen. In ihrer ungeheueren Übermacht haben sie gesiegt und ihre Greuel verübt. Grinsend, wiehernd vor Mordlust haben sie gewürgt; mit zischendem Lustgeheul haben sie geschändet; zähnefletschend vor Begier haben sie die Brände geschleudert; mit der schnaubenden Leidenschaft wilder Jagdhunde haben sie hilflose Menschenwesen gefangen und in Ketten geschmiedet.

Ei freilich sind sie anfangs auch gereizt worden. Nicht so sehr, weil sie Feinde des Vaterlands, denn als solche hätte unser Volk auch die feindlichen Ungarn derart brandschatzen können, — sondern weil sie Heiden waren, hat man sie vergiftet und durch grausame Martern auf verschiedene Weise umgebracht. Das hat denn die von Natur aus wilden Völker zu jenen schrecklichen Nachethaten entflammt, mit denen sie ihren Namen unauslöschlich eingegraben haben in die Geschichte unseres Vaterlandes.

Nun, das Ungeheuer bei Villach aufs Haupt geschlagen, hat sich zurückgezogen in seine asiatischen Wüsten. Aber im Lande ist nicht Friede gewesen. Draußen im heiligen römisch-deutschen Reiche, in einer Stadt an der Elbe war Martin Luther aufgestanden und hatte seinen Geistesstrahl hinausgeschleudert in die Welt. Dieser Strahl hat gezündet fern an den sandigen Gestaden der Ostsee und an den eisklüftigen Hängen der Alpen. Ein Bauernkrieg ist ausgebrochen der neuen evangelischen Lehre wegen, und der Aufstand hat sich herangewälzt durch das Enns- und Paltenthal gegen die Ufer der Mürz.

Nicht mehr mit der Religionsfreiheit waren die Bauern zufrieden; da sie nun einmal ihre Keulen erhoben hatten gegen die Autorität des Bestehenden, so haben sie auch Aufhebung der Robot, des Zehents, Freiheit in Holz- und Jagdgenuss und manch anderes Recht verlangt — was diesem stets mit Füßen getretenen Stand erst nach mehr als dreihundert Jahren gegeben werden sollte.

Damals hat in unserem Lande Erzherzog Ferdinand I. regiert. Der Landeshauptmann von Steiermark hat Sigmund von Dietrichstein geheißen; der nahm es mit den Bauern auf, wurde aber bei Schladming im Ennsthale überfallen und gefangen genommen. Erst der Graf von Salm, mit einer bedeutenden Heeresmacht aus den Donauprovinzen anrückend, hat den Aufstand niedergeschlagen, und die guten Bauern sind fester geknebelt worden, als sie es vorhin gewesen waren. . . . Es gibt oft Zeiten, in denen es ausschaut, als habe Gott das Menschengeschlecht verloren und verlassen. — Zur Erkenntnis der Freiheit gekommen zu sein und in Knechtesbanden schmachten zu müssen — was das für eine Noth ist! Und was in der Gesellschaft Gewissenshader und Religionskämpfe für ein Unheil sind — das wissen wir aus unseren Tagen. Wenn schon heute noch, da doch die Mehrzahl zugibt, dass die wahre Religion eines Menschen in seinen sittlichen Thaten besteht, diesbezüglich noch viele Gewissensqual herrscht; wieviel schrecklicher muss erst der große Posaunenruf einer Religionsreform in das geängstigte Herz der Menschen gefallen sein!

Und zu dieser Noth- und Seelenpein gesellte sich in jenen Tagen das wilde Ereignis, das hier zu erzählen ist. Die Zahl schrieb nach des Herrn Geburt 1529.

Es ist ein heißer Hochsommer. Eine schwüle Bangigkeit liegt über den Ländern, eine Vorahnung großer kommender Dinge. Im Thale der Mürz herrschte zur damaligen Zeit ein gewisser Wohlstand. Wir lesen weder von Missjahren, noch von Seuchen, obwohl in den Zwanzigerjahren des sechzehnten Jahrhunderts zu Grätz eine große „Sterb" gewesen war. Zudem war diese Gegend von den früheren Einfällen der Türken und Ungarn nicht besonders arg berührt worden. Der Semmering, sowie das Wechselgebirge und die Teufelssteinkette bildeten einen festen Schutzwall. Ein Stück des Thales gehörte in das Bereich von Hohenwang, das andere den Stubenbergern. Im umliegenden Gebirge standen reiche Waldungen, stellenweise noch an Urwildnis erinnernd. Die damalige Zeit war noch kein Feind des grünen, belebenden Waldes und in dem Sinne war sie die gute alte Zeit. Aber selbst in diesem von grünen Waldbergen eingefriedeten Thale herrschte bereits allgemeine Wirrnis. — Am Fuße des Gölk bei Krieglach, wo heute die Reutung zu Rande geht, stand ein hölzernes Kreuz, schier morsch am Fuße und nach links zur Erde geneigt. Der Christus war zerbrochen und hatte keine Hände mehr. Ein Gott ohne schützende Hand! Das war kein gutes Vorzeichen. Hinter dem Kreuze standen hohe, finstere Tannen; und da hatte es ein Mann aus dem Orte Krieglach gesehen, wie eines Morgens von den Ästen dieser Bäume große Blutstropfen niederhiengen. -- Die Mär verbreitete sich thalauf, thalab. Beim Gölkkreuz ist es gesehen worden: Blut schwitzen die Bäume! Das bedeutet Arges!

Das war nur eine Mär. Aus dem Ungarlande aber kam die Kunde, die ein lautes Schreckgewimmer hervorbrachte in allen Gauen. Der Türk' bricht wieder ein.

Ein Wehgeschrei gellt durch das Land. Zum Erzherzog Ferdinand dringt der Ruf; der hält die Ohren zu. Was kann er thun? Sein Kriegsheer ist durch die inneren Unruhen geschwächt, zerfallen, kaum, dass es sich sammelt, die Kaiserstadt zu schützen. Des Reiches Schatzkammer ist leer. Die Landstände ruft der Erzherzog. Die Landstände wissen Rath; es ist noch Mark im Lande Steiermark. Zwar, das Volk ist am Bettelstab, der Adel geschwächt, aber die Kirche hat große Güter im Lande und die Klöster haben gefüllte Schatzkammern. Religion und Kirche ist jetzt wahrhaft in Gefahr. Der Erzherzog erlässt folgendes Manifest an seine Völker:

Als der blutdürstige, wüthende, unser und unseres heiligen christlichen Glaubens Erbfeind, die Türken, ihren natürlichen Hass und Feindschaft gegen die Christenheit, wie jedermann weiß, lange Zeit her ohne Unterlass geübt, viele christliche Länder, Städte und Festungen unter ihre Gewalt gebracht, und so viel christliches Volk, das nicht zu zählen ist, todtgeschlagen, gefänglich weggeführt, schändlich missbraucht und in ihre Dienstbarkeit gezwungen haben; nachdem sie besonders in den vergangenen Jahren unser Königreich Ungarn, Croatien,

Krain und andere unsere Länder mit gewaltigen Heerzügen belästiget, die besten Befestigungen erobert, und sonst viele namhafte Flecchen und Städte verwüstet, auch weiland König Ludwigen mitsammt seinem Kriegsvolke erschlagen, und über dieses unersättigt, ohne Aufhören, was zur Beschädigung unserer Länder gereichen mochte, nicht unterlassen haben; — und es die ganze Christenheit und unseren heiligen christlichen Glauben betrifft, so ist vormals schon, und vorzüglich durch Uns öfters bei der kaiserlichen Majestät, bei dem heiligen römischen Reich und anderen christlichen Häuptern und Potentaten, Ermahnen und Ansuchen geschehen, damit durch alle christlichen Könige und Fürsten ein gemeinsamer, ernstlicher Zug wider die Türken vorgenommen, und dadurch oben erwähntem Unheil einmal ein Ende gemacht werde. Wir haben auch mit solch einem Zug der Christenheit uns und unsere Länder und Leute vertröstet und nach unserem Vermögen indessen dem Türken den möglichsten Widerstand geleistet. Und nachdem der jetzige regierende türkische Tyrann mit natürlicher Feindschaft vorzüglich gegen Uns erhitzt ist, dass er sogar mit anderen Potentaten den Krieg eingestellt und Frieden gemacht hat, allein darum, damit er mit eigener Person seine ganze Heereskraft auf uns und unsere christlichen Länder und Leute wenden möge; wie er sich denn auch wirklich mit großer Macht gegen uns erhoben hat. — Die Noth erfordert es daher jetzt desto stärker, uns gegen die Türken in tapfere Gegenwehr zu setzen, und uns und der allgemeinen Christenheit zum Besten zu handeln. Es wird von unseren Ländern und Leuten tapfere Hilfe verlangt und unser ganzes Vermögen daran gesteckt. Allein das reicht gegen die große Macht der Türken nicht aus; auch mögen unsere Länder und Leute die große Last, wie bisher, nicht länger ertragen. Man ist also darauf bedacht, nachdem die Gefahr am meisten unseren heiligen Glauben betrifft, und die Gülten und Zehenten der Gotteshäuser und Klöster, nur zur Ehre und zum Dienste des Allmächtigen gebraucht werden sollen, einen Theil derselben Güter und Gülten zur Rettung unseres heiligen christlichen Glaubens und zur Erhaltung des übrigen Theiles derselben, anzugreifen und zum Widerstande gegen die Türken zu gebrauchen; — als zuzulassen, dass der Türk' überhand nehme, und nicht nur allein die Gotteshäuser, Klöster und deren Güter in seine Gewalt bringe, sondern auch die christlichen Leute todtschlage und von dem heiligen Glauben bringe. Aus angedeuteter Noth haben wir uns daher entschlossen, in unseren Ländern den vierten Theil aller jeder Leute, Stücke und Gülten, welche den Prälaturen, Klöstern und Gotteshäusern zugehören, anzugreifen und zu verkaufen und das daraus gelöste Geld zum Widerstande gegen die Türken zu verwenden. Und wir haben demnach, der unvermeidlichen Noth wegen, den vierten Theil aller gemeldeten Stücke, Güter, Gülten, Zehenten und Leute der Gotteshäuser und Geistlichen unserer Länder in Kauf gesetzt und feilgeboten.

Gegeben zu Linz im 1529 Jahr.

Erzherzog Ferdinand I.

Der vaterländische Geschichtsschreiber Muchar, ein Priester aus dem Stifte Admont, erzählt uns den Eindruck und die Wirkung dieses Edictes. Dasselbe entfachte im Lande einen wahren Seelensturm. Den vierten Theil der geistlichen Güter verlangt Ferdinand! Die rechtmäßigen Kirchengüter sollen verschachert werden? Kein anderes Geld mehr im Lande? Die Kirchengüter rauben und damit die Heiden schlagen wollen, das ist jetzo christlicher Landesbrauch. Oh, der Herzog rechnet hinter des Wirtes

Rücken und er verrechnet sich. Soll die Kirche schon geplündert werden, so ist's besser, der Heide thut's, denn der Christ. — Kommt es schon auf der Kirche Gut an, so mögen die Türkenhunde dreinfahren und die ganze erzherzogliche Bettelwirtschaft verschlingen. Der Herr wird das Seine zu schirmen wissen! —

Der landesfürstliche Erlass scheiterte an dem ehernen Sinne des Clerus.

Verlegt sich Ferdinand im Angesichte der schrecklichen Gefahr aufs Bitten; die ehrwürdigen Stifte und Klöster möchten doch wenigstens eine Anzahl Krieger stellen und besolden.

Auch das wird ihm abgeschlagen; die Geistlichkeit läſst sich nicht wie eine Söldnerrotte einhertreiben gegen die heidnischen Bestien.

So tapfer und opferwillig der Clerus in früheren Jahren gegen den Feind der Christenheit gestritten hatte, so war er jetzt im Drange des hereinbrechenden Lutherthumes wie umgewechselt. Der Kampf um das Dogma hatte ihn erbittert und verhärtet.

Die Leute waren unstet und planlos. Der Bauer wollte nicht ackern und säen. In den Werkstätten wurden Kriegsgeräthe erzeugt: Schwerter, Dolche, Lanzen, Geschosse, wuchtige Morgensterne. — Auf der Heeresstraße stockten die Fuhrwerke. Kriegsknechte zogen zu einzeln oder in Haufen. Das waren zumeist verwahrloste Kerle, voll Lumpen von außen, voll Hunger von innen. Die Leute schlugen ihnen die Thüre vor der Nase zu. War das ein Kriegsheer! sollte gegen die Türken ziehen, und war mittel- und muthlos.

Unter alten Bäumen oder in tiefen Felsschluchten gruben zur Nachtszeit die Leute ihr klein erspart Scherflein oder ihre Hausgeräthschaften ein. Nur die Keule und Eisenhacke wurde nicht verscharrt, sondern geschärft am Schleifsteine.

Gebetet wurde viel. Zahllose Messen wurden gelesen zur Abwendung der drohenden Gefahr. Ablässe wurden ertheilt. Aus Rom wurden Gebeine der heiligen Märtyrer geholt. An einem Waldhange des Mürzthales wurde eine Kapelle aus Holz erbaut und in derselben eine wunderliche Reliquie verehrt. Da befand sich unter festem Gitter in einem wohlverkorkten Fläschchen der — Athem des heiligen Josef, ein ganzer Athemzug. — Ob wahr und echt, danach frug damals kein Mensch. — Luther allerdings hatte die Frage gethan, allein der saß zu dieser Zeit auf der Wartburg.

Processionen wurden gehalten zu Kirchen und Kapellen, die unserer lieben Frau waren erbaut worden. Es herrschte damals noch der mittelalterliche Frauencultus, wenn auch nicht mehr in seiner poesievollen Lieblichkeit, so doch in seinem berückenden Prang und Prunk. Die Bienen waren fleißig im Lande, aber sie konnten schier nicht genug Wachs auf-

bringen zu Kerzen, die an Frauenaltären verloderten. Mit Gold und Seide schwer beladenen Bildnissen hielten die geängstigten Leute Umgang an sonnigen Tagen wie in finsteren Nächten, und Klag- und Bußgesänge schollen, und von der Kirchthürmen klang es wie Sturmgeläute.

So haben sie sich gegen den Feind gerüstet.

(Schluss folgt.)

Zwei Gäste aus dem Thierreiche.

Federzeichnungen von **Aglaia von Enderes.** [1])

Das Eichhörnchen.

In dem großen Reiche der Thiere ist jedem einzelnen Individuum Charakter, Hang und Bestimmung seiner Art unabweisbar und tief eingeprägt, und werden eben in jedem einzelnen Individuum die Lebensweise und das Schicksal seines ganzen Geschlechtes repräsentiert und prädestiniert. Man sehe den Reiher mit seinem melancholischen Blicke, dem zwischen die Schultern versenkten Halse, dem in stiller Beschaulichkeit herabhängenden Schnabel; scheint er nicht, wenn er sich ungestörter Meditation hingibt, geschaffen für einen stillen, einsamen Uferrand, an dem das Wasser lautlos hingleitet, für einen Wald leise rauschenden Schilfes und für die Jagd auf das stumme Volk auf und unter den Wellen? — Scheint der lärmende, schreiende, fratzenhafte Affe nicht dazu bestimmt, ewig geneckt, genarrt, geärgert zu werden? Und wird ihm diese Bestimmung nicht reichlich durch seine eigene Art und die Mitwelt draußen im freien Wald und Feld, sowie an der Kette und im Käfig zutheil?

Ebenso gibt es unter den Thieren Repräsentanten aller Neigungen, Launen, Antipathien, aller Tugenden und Laster, mit denen der Herr der Schöpfung bedacht ist, vom knauserigen Geizhalse bis zum sorglosen Verschwender, vom selbstsüchtigen, verdrießlichen Misanthropen bis zum umgänglichen Lebemanne, vom überzärtlichen Kinderfreunde bis zum empörenden Rabenvater; in tausend Nuancen conterfeien sie den unberechenbaren, ewig wechselnden Menschen, nur mit dem Unterschiede, dass nicht das einzelne Individuum allein, sondern seine ganze Familie das unvermeidliche Gepräge eines solchen, ihm von der Natur bestimmten Charakters trägt. Glücklich die, die dabei gut wegkommen und denen die große Zauberin und Fee ein frohes, leichtes Leben vorgezeichnet.

[1]) Aus „Federzeichnungen aus der Thierwelt" von Aglaia von Enderes. Budapest.

Ein solches Schoßkind der Natur, ein solcher Liebling, geboren für Licht, Sonne, Luft und Bewegung, scheint der Frühlingsbote unserer Wälder, der kleine Überall und Nirgends, unser nettes, schnurriges, ewig bewegliches Eichhörnchen zu sein. Es gehört zu der Ordnung der Nager, die über die ganze Erde verbreitet ist und eine große Zahl von Familien und Gliedern in sich schließt, gegen die der Mensch mit Hass und Abscheu zu Felde zieht, deren Lebensweise und Ernährungstrieb sie ihm feindlich gegenüberstellen und deren geistige Fähigkeiten und körperliche Eigenschaften sie — mit wenig Ausnahmen — weder zur Zähmung, noch zur Nutzbringung geeignet machen.

Von diesen unangenehmen Verwandten, ihren raubsüchtigen Gelüsten und ihren schmutzigen, barbarischen Sitten hat sich das Eichhörnchen auf liebenswürdige Weise emancipiert. Halb Kind der Erde, halb Kind der Luft, schön von Gestalt, heiteren Sinnes und frohen Gemüthes, steht es weit über dem Getriebe des gemeinen Haufens und lebt das Leben nach seinem Sinne. Seine eigene Familie zählt über neunzig Arten; sie begreift Tag- und Nachtthiere, Bewohner des Südens und Bewohner des Nordens, sowie solche, die über die ganze Erde verbreitet sind. In der Größe variieren sie zwischen der des in Ostindien heimischen, prächtig gekleideten Königs-Eichhorns (Funambulus maximus), das in Höhe und Länge unserer Hauskatze gleichkommt, und der des netten, auf Sumatra und Borneo lebenden Zwerg-Eichhörnchens (Sciurus exilis), welches $2\frac{1}{2}$ Zoll lang ist und dessen Schwanz $2\frac{1}{4}$ Zoll misst.

Eine ganz besondere Erscheinung sind die auf der nördlichen Erdhälfte, auf dem Festlande von Ostindien, im hohen Norden Europas, sowie im warmen Theile Nordamerikas durch mannigfache Arten vertretenen Flatter- und Flughörnchen. Sie sind Nachtthiere, scheu und furchtsam, wie fast alle Thiere, die ihr Gewerbe im Dunkel und Schatten treiben, und stehen in geistiger Beziehung weit hinter den Taghörnchen zurück. Körperlich haben sie vor den letzteren einen zwischen den Vorder- und Hinterbeinen befindlichen behaarten Fallschirm voraus, der ihnen als treffliches, lautloses Flugwerkzeug dient, auf welchem sie, in stets abwärts gerichtetem Sprunge, eine Entfernung von nahezu achtzig Fuß durchmessen können. Sie sind schwer zu zähmen und beinahe gar nicht gefangen zu halten, da sie durch ihre nächtlichen Fluggelüste zu sehr unbequemen Genossen werden.

Vor allen diesen fremdländischen Verwandten, diesen absonderlichen Gesellen, ist unser Eichhörnchen reich bedacht in Zierde und Schmuck. Lebensfroh und lustig, nimmer müde, in steter Bewegung, das winzige Äffchen unserer Wälder, lebt und webt es zwischen dem grünen Gezweige und hoch oben auf den wehenden Wipfeln, ein verkörperter Sommertag. Nicht wählerisch in Nahrung und Aufenthalt, lebt es bald

einzeln, bald paarweise, bald in Scharen; wir finden es zwischen dem starren, knorrigen Geäste des Krummholzes, nahe an der Schneegrenze, und tief unten im sonnigen Thale; überall, wo es Nahrung findet, ist es zu Hause, vorausgesetzt, dass ihm Wald und Busch Schutz und Obdach bieten. Von hier aus macht es seine Streifzüge bis in die nächste Nähe der Menschen, gegen die es sich überhaupt nur misstrauisch geberdet, wenn es sich von ihnen verfolgt oder angegriffen wähnt. Ein Obstgarten, der einen Baum mit reifen Früchten, ein Haselgelände oder dergleichen aufzuweisen hat, wird zum beliebten Ziele häufiger Ausflüge erwählt. Ich beobachtete durch lange Zeit ein solches Pärchen, das tagtäglich zweimal einen Walnussbaum besuchen kam, unter welchem ich zu arbeiten oder zu lesen pflegte. Die beiden Thierchen waren von ungleicher Färbung, das eine roth, das andere schwarz, was ihrer gemeinschaftlichen Erscheinung einen eigenen Reiz verlieh. Sie hatten vom Walde her einen kleinen Wiesenplan zu durchlaufen, ehe sie zu dem Baume gelangten; man sah sie daher eine Strecke weit ihrem Ziele zueilen, ehe sie den schützenden Stamm erklimmen konnten. Anfangs stutzten sie, als sie mich unter dem Baume gewahrten, hockten nieder und erhoben den Leib auf den Hinterfüßen, nach Art der Hasen oder der Erdziesel, und beobachteten mich, dann liefen sie ein paar Schritte näher, wobei die buschige rothe und schwarze Fahne mir den Weg wies, den sie im hohen Grase nahmen. Mit Aufwand aller ihnen möglichen Schlauheit umgiengen sie so den Baum und kletterten an der mir abgewendeten Seite des Stammes in die Höhe, wobei sie auf höchst naive Weise bald rechts, bald links nach mir hervorguckten und die blinkenden Äuglein und die bebuschten Ohren ganz allerliebst aussahen. Wenn sie diese gefährliche Reise einmal überstanden und die prächtigen, fruchtschweren Äste des Baumes erreicht hatten, hielten sie sich offenbar für sicher und wirtschafteten lustig darauf los, brachen die Früchte ab, conversierten in ihrer Weise mit einander, schabten lärmend die harten Schalen auf und warfen sorglos die unbrauchbaren Reste mir auf Buch und Arbeit herab.

Als echtes Schoßkind der Natur liebt das Eichhörnchen nur Sonne und Licht. An trüben Tagen hält es sich stille, bei rauhem Wetter bleibt es verborgen, und zur Winterszeit, wenn draußen Sturm und Schnee in ihre Rechte treten und viele seiner Baum- und Waldgenossen auf bereiften Aesten und erstarrtem Boden ein kümmerliches Leben fristen, liegt es warm und behaglich in sanftem Schlafe, unbekümmert um Noth und Mangel, der über der Erde liegt, und jeden Augenblick bereit, beim ersten genügend warmen Sonnenstrahle den Schlummer von den weichen Gliedern zu streifen und sie draußen in frischer Lebenslust zu rühren und zu regen. Definitiv thut das Eichhörnchen gewöhnlich in den warmen Tagen des März seinen Winterschlaf ab, wo es in wahrer übermüthiger

Frühlingsluft durch alle Bäume jagt und das Versäumte in tausend lustigen Sprüngen nachzuholen sucht. In diese Zeit fällt auch die erste Liebe des Jahres, und schon im April ist das Nest mit den zierlichsten, nettesten kleinen Thieren, den jungen Eichhörnchen, gefüllt. Dieser erste Wurf zählt bis zu sieben, der zweite, welcher im Juni fällt, gewöhnlich etwas weniger von den allerliebsten Gesellen. Die kleinen, lustigen Kletterer sind ziemlich bald von dem Schutze und der Pflege der übrigens sehr zärtlichen Eltern emancipiert und treiben sich auf eigene Faust in Flur und Wald herum, bis den letzteren die Erziehung der zweiten Nachkömmlinge gelungen, worauf sich die ganze Familie im Herbste zusammenfindet und sich in einer ziemlich ansehnlichen Schar, munter springend, herumtreibt, ihr Nest bestellt, die Vorrathskammern füllt, bis sie endlich mit den kürzeren, rauheren Herbsttagen immer stiller und seltener draußen auf den Baumwipfeln und im Buschgezweige wird, sich zögernd von Luft und Licht lostrennt und in die schützende Baumhöhle, in die Arme des warmen behaglichen Schlafes flüchtet.

Das Eichhörnchen ist eines von den wenigen Thieren, die alle Liebenswürdigkeit, alle Grazie und sonnige Laune aus der Freiheit in die Gefangenschaft mit hinübernehmen. Es ist unglaublich schnell zähmbar, und namentlich junge, halberwachsene Thiere zeichnen sich dadurch aus. Ich erhielt einst ein solches frisch eingefangenes Eichhörnchen, das buchstäblich binnen zwei Stunden vom scheuen, ungeberdigen Wildlinge zum sanftesten, zuthunlichsten Genossen ward. Ich hielt das allerliebste Thierchen während dieser zwei Stunden unaufhörlich in meinen Händen, streichelte und fütterte es und ignorierte, trotz seines ärgerlichen Knurrens, seine Flucht-, Beiß- und Kratzversuche, bis es sich immer stiller geberdete und endlich ruhig einschlief. Als es erwachte, war alle Widersetzlichkeit und Trotzlust verschwunden und das nette Thierchen zum überlustigen, vergnügten Zimmergenossen geworden.

Da das Eichhorn kein Kostverächter ist und in der Freiheit alle Arten Nüsse, Nadelholzsamen, zarte Zweige, Knospen, Beeren, Körner, ja auch Schwämme frisst, wozu man ihm in der Gefangenschaft auch noch in Milch getauchtes Weißbrot reichen kann, so ist es sehr leicht zu halten, vorausgesetzt, dass man es sorgfältig vor großer Hitze und Kälte schützt, da es sonst mannigfachen, schnell tödtenden Übeln und vor allem seinem herbsten Feinde, der Gicht, leicht unterliegt. Auch trifft es in der Gefangenschaft, wenn ihm die Mittel dazu geboten werden, noch umfassendere Vorkehrungen, um sich gegen Kälte und Frost zu schützen, als es in der Freiheit zu thun pflegt, wo es nur Baumhöhlen und Löcher zur Zufluchtsstätte benützt und diese nach Bedarf ausfüttert. So baute ein Eichhörnchen, welches zwischen einem Fenster gehalten wurde, wo man zu seinen Kletterübungen zwei junge Tannenbäumchen angebracht hatte,

und das man beim Herannahen der kalten Jahreszeit reichlich mit Baumwolle und Moos versorgte, sich aus diesen beiden Stoffen ein ganz vollkommenes Nestchen. Erst vertheilte es die Baumwolle über die ganze Länge des Raumes und trat sie so fest nieder, dass sie eine ziemlich nette und gleichmäßige Unterlage bildete; dann schlichtete es das Moos darüber, die Wurzelseite nach unten, und zwar so fest, dass es die Decke zweier Gänge bildete, deren einer, horizontal und ziemlich lang, in Windungen nach außen mündete, während der zweite, fast senkrecht, von der Außenseite der grünen Moosdecke in das Innere des Baues, und zwar in ein dort befindliches kugelrundes Nestchen, die eigentliche warme Lagerstätte des kleinen Baumeisters, führte.

Nebst der wunderbaren Fertigkeit in allen Turnkünsten, die wohl nur dem Affen in solcher Vollkommenheit eigen ist, besitzt das Eichhörnchen noch eine Eigenschaft, die jenem mangelt. Es ist nämlich ein vortrefflicher Schwimmer und weiß, namentlich wenn es vor Verfolgung flieht, sich kühn über den Fluten zu erhalten. Dieser Fertigkeit und seiner maßlosen Gewandtheit verdanken wir auch eine nette kleine Sage, die im ewig erfindenden Volksglauben lebt. Diese Sage erzählt, dass Noah, als er einst Thier um Thier in seine Arche einließ, das kleine Eichhörnchen vergaß. Dieses trieb sich, während alle seine Mitgeschöpfe, um Zukunft und Nachkommenschaft besorgt, ein Paar der eigenen Gattung nach dem hölzernen Kasten sendeten, sorglos und lustig im letzten kargen Sonnenstrahle herum. Da brach die Sündflut mit allen ihren grausen Schrecknissen herein. Die Sonne entfloh, die Wolken stürzten, die Berge ebneten sich und die Thäler bäumten sich empor. Erschreckt erwachte das kleine Thier aus seinem unbedachten Leichtsinne. Mit angstvoller Eile sprang es erst von Baum zu Baum, dann von Hügel zu Hügel. Die Erde sank immer tiefer und das Wasser stieg immer höher hinan; der kleine geängstigte Flüchtling sprang nun Tag und Nacht fort, von einem wachsenden Wogenberge zum anderen, immer höher und höher, bis er endlich durchnässt, zerquält und todtmüde am Bord der Arche anlangte, wo Altvater Noah mit Schrecken seine eigene Fahrlässigkeit erkannte und den kleinen erschöpften Flüchtling liebevoll und sorglich aufnahm. Die Sehnsucht nach Sonne und Wärme ist dem Eichhörnchen aber seit jener lebensgefährlichen Sündflut-Episode geblieben, sowie die Liebe zur Heimat in Baum und Holz, weil es damals in der hölzernen Behausung Rettung vor Tod und drohendem Verderben gefunden hat.

Die Fledermaus.

Der Tag ist zu Ende; die Sonne sinkt hinter den letzten Hügel und hinter den letzten Tannenwipfel; die Thurmspitze hat ihr Goldfünkchen ausgelöscht, das weit ins Thal hineinleuchtete und blitzte, und durch die Bäume und über die Wiese, und durch die Weiden am Bache zieht ein feines, weißes Luftgewebe wie ein dünnes Wölkchen hin. Die Vögel sind verstummt; ein Krähenpaar zieht nur noch eilig über das Thal herüber dem Walde zu, ein Käfer, der sich tagüber die glänzenden Flügel an den sanften Strahlen der erwachenden Frühlingssonne gewärmt, sucht unter der alten Fichte am Wege ein Nachtquartier und vom Dorfe her blitzt ein Lichtlein auf, und noch eines; die Menschen haben mit dem Tage abgeschlossen und sind in ihre Häuser geschlüpft. Alles ist müde und geht zur Ruhe, dort drüben und hier heraußen; alles ist still; die Bäume stehen einsam, die Wiese ist verödet, es wird dunkler und dunkler, Licht und Leben des Tages sind ausgelöscht.

Da fängt es plötzlich in den Zweigen der alten, finsteren Fichte sich zu rühren und zu regen an; dort huscht eine kleine, dunkle Flügelgestalt ins Freie hinaus, da kommt eine vom Bache herüber geflogen, draußen auf der Wiese, über den thauigen Halmen fliegt und huscht ein anderes Paar, und oben über dem Wipfel des alten Baumes zuckt und flattert es ab und zu. Ja, das große Volk der Fledermäuse hält seit wenig Tagen sein Auferstehungsfest. Der Frühling ist gekommen, die warmen Lüfte ziehen über Berg und Thal, die Sonne hat die Erde wachgeküsst, und die frohe Botschaft von diesem holden Ereignis ist auch in die dunklen Höhlen, in das alte, morsche Gemäuer gedrungen, allwo das Fledermausvolk den Winter verträumt hat. Sie kennen wohl die Sonne nicht, diese kleinen, finsteren Nachtgestalten; aber das thut nichts zur Sache; für sie ist die Sonne doch der ungesehene Gott des Lebens und der Liebe, und durchwärmt dehnen sie erwachend die Glieder und huschen in die freie Luft hinaus.

Ihr Winterquartier war just nicht reizend. Irgend ein dunkles Mauerloch, ein finsterer Schornstein, ein hohler Baumstamm hat die Gesellschaft beherbergt. Dort hiengen sie kopfunter, mit den Hinterfüßen festgekrallt, Mann an Mann dicht bei einander. Der Winter gieng ins Land herein, der Sturmwind rüttelte an ihrer Herberge, der Schnee bedeckte das weite Revier und begrub die Träumer im Schlafe. Das ist nun vorüber und abgethan; nun können sie die Nachtluft schlürfen, nun können sie das ganze Land durchjagen und ihre gaukelnden Spiele beginnen. Niemand stört sie; niemand sieht sie; nur der Mond streut ihre flüchtigen Schatten auf die Erde herab, und ehe er sie noch mit seinen silbernen Strahlen recht erfasst hat, sind sie dahin.

Das ist wohl ein absonderliches Völkchen, diese kleinen, finsteren Nachtschwärmer. Die Thiere scheuen und meiden sie, und die Menschen kennen sie kaum, und haben in Furcht und Hass und Aberglauben dem ganzen Volke düstere Märchen angedichtet, hässliche Geschichten von Unthaten und blutigen Greueln, welche die Fledermäuse an dem Herrn der Schöpfung des Nachts verüben, wo sie in seine Schlafkammer schleichen, ihn mörderisch überfallen, ihm Blut und Leben wegsaugen sollen. Und sie, die Angeklagten, haben zur Aufklärung über Geschichte und Bestimmung ihres Volkes nichts beigetragen; scheu, flüchtig, angstvoll verbergen sie sich vor den Augen der Mitwelt und dem Lichte des Tages: und was sie des nachts zum Frommen und Segen der Erde vollbringen, wie tausende von schädlichen, nagenden Insecten ihnen zum Opfer fallen, wie Millionen von Blüten und Blättern durch sie dem Leben erhalten bleiben, davon weiß niemand zu erzählen, denn wenn der Morgen kommt, ist das dunkle, geschäftige Völkchen längst verschwunden und in seine einsame, düstere Schlafkammer geschlüpft.

Bald nach dem ersten Erwachen im Frühlinge, mit den ersten milderen Nächten, beginnt der Fledermäuse Liebeszeit. Da werden in den Lüften Spiele gehalten, da schwirrt das Männchen zischend, kreischend und rufend hinter der Geliebten her, streift sie liebkosend mit den Flügelarmen, umkreiset sie, fliegt bald zu Boden, bald in die Höhe, immer dicht hinter der Fliehenden her, die sich neckend ihm zu entziehen sucht. Das sind dann ein paar frohe, heitere Nächte, welche draußen in der freien Luft begangen werden, in gemeinschaftlichem Spiele und gemeinsamer Jagd, im süßen Liebestaumel von der frühen Abenddämmerung bis zum Morgen.

Aber solch frohes Leben dauert nur wenige Nächte. Die Frauen haben unter dem Volke der Fledermäuse unbestreitbar das weitaus schwerere und ernstere Lebenslos abbekommen. Wenn der Taumel der Liebe verflogen, wenn die spielende Jagd durch Busch und Baum vorüber ist, dann gehen die Neuvermählten auseinander; er, um sein sorgenfreies Junggesellenleben von neuem zu beginnen, sie, um ihre Schicksalsgenossinnen, die Weiber des großen Stammes aufzusuchen und, ferne von allem männlichen Verkehre, in stiller Zurückgezogenheit ihrem künftigen Mutterberufe zu leben.

Die Natur hat das Fledermausweibchen ärmer bedacht als die Frauen anderer Geschlechter. Sie hat ihm nicht die kleinen häuslichen Freuden und Sorgen um den lieben zukünftigen Kindersegen gewährt. Die Fledermaus bestellt kein Nestchen, sie trägt nicht e i n e n Strohhalm ein, sie bereitet kein Bettchen. Und wo sollte sie es auch bauen? drinnen in der feuchten Mauerhöhle, in dem morschen, niedrigen Baumstamme, in dem rauchgeschwärzten Schornsteine, in welchem sich die Mutter tagüber

verbirgt? Nein, das wäre doch eine gar zu armselige Wiege, selbst für das unscheinbarste, dürftigste Fledermauskind. Die Mutter nimmt es darum lieber gleich nach der Geburt an die Brust, wo sich das kleine Ding festhäkelt und Nahrung suchend hängen bleibt, bis es völlig ausgewachsen als selbständiger Flatterer in die Welt hinausfliegen kann. Treu und sorglich trägt die Fledermausmutter Tag und Nacht die kleine Bürde mit sich herum; drinnen in der Höhle gibt sie dem Kinde Wärme und Schutz, des Nachts führt sie es mit sich hinaus in die freie Luft, läſst es die Spiele und die Jagdkünste seines Volkes schauen und gewährt ihm von dem kurzen nächtlichen Sommerleben so viel, als sie ihm gewähren kann und als sie selbst davon abbekommt. Wochenlang dauert diese sorgliche Pflege: die gehätschelten Kinder fühlen sich zu wohl in der luftigen, schaukelnden Wiege an der Mutterbrust, um sich zu früh davon zu emancipieren.

Indessen werden die Flatterhäute fester und tragfähiger, die Raubthierzähne werden länger und kräftiger, die Hinterbeinchen schieben den Körper schon nothdürftig in humpelndem Gange vorwärts, die Ohren horchen tadellos ins Dunkle hinaus und die tausend kleinen Runzeln in dem absonderlichen Kindergesichte legen sich in die herkömmlichen Falten, welche die Kinder des Stammes seit Menschengedenken von Vater und Großeltern und Urahnen ererbt. — Die kleine, nette, scheue, vorsichtige Fledermaus ist fertig; das sammtweiche glatte Fell liegt sauber geordnet, die zarten papierdünnen Flughäute spannen sich leicht und elastisch zwischen den feinen Händen und Füßen; je nach der Familie, der sie angehört, hat sie ganz wunderbar hohe Ohren oder eine abenteuerliche Nase mit Schildern, Blättchen oder dergleichen Rüstwerk als Abzeichen fürs Leben mitbekommen, irgend eine Kopfzier, wie sie kein anderes Thier trägt; sie hat, wenn sie ein Weib ist, von der Mutter die fürsorgende Treue, ob sie nun Sohn oder Tochter sei, vom Vater die Jagdlust, die Liebe zum eigenen Volke und manche gesellige Bürgertugend und Sitte ererbt. Was diese letztere betrifft, so ist sie eben nicht immer besonders sanft und zahm; es gibt unter den Fledermäusen nicht bloß geschickte, flüchtige Jägervölker, sondern auch blutdürstige kriegerische Stämme, die sogar gegen Säugethiere und selbst gegen ihresgleichen des Nachts befehdend ausziehen. Es sind da große Geschlechter, wie die der Hufeisennasen mit dem abenteuerlichen Riechwerkzeuge, welche, wenn ihnen andere Nahrung mangelt, mit Blutsaugergelüste heimlich und ungesehen sich den Schlafenden nahen und mit wollüstigem Behagen an dem warmen Quell des Lebens schlürfen; es gibt aber auch ganze Stämme des Fledermausvolkes, welche solchen Frevel, wenn er an ihnen verübt wird, mit furchtbarer Grausamkeit ahnden und die wenigen Tropfen Blutes, welche ihnen die Übelthäter im Schlafe raubten, diese letzteren mit dem Leben büßen lassen.

Bis zu dem Augenblicke, wo die jungen, zaghaften Fledermauskinder sich zum erstenmal auf den eigenen Schwingen ins Land hinaus wagen, leben die Fledermausfrauen abgeschieden in ihrem eigenen Asyle. Draußen auf der Jagd, unter den Bäumen beim nächtlichen Treiben, kommen sie wohl mit den Männern des Stammes zusammen, aber nur flüchtig, nur zum Gruße. Die Kinderstube wird von keinem Manne betreten; was dort vorgeht, wie sich die Mütter durchhelfen, wie sie ihre Kinder ernähren und großziehen, wie sie sie schützen und behüten, das kümmert die Väter nichts. Erst nachdem alle Sorge und alle Mühe abgethan, nachdem die kleinen Flatterer das größte Fledermauskunststück zu üben, und ganz selbständig, stolzen Bewußtseins, sich an der Decke des Schlafgemaches mit den Hinterfüßen festzukrallen verstehen, und nach echter Fledermaussitte den Tag kopfunterst zu verträumen wissen, erst dann kommen die Männer im Schwarme gezogen, finden sich in der gemeinsamen Herberge ein und ziehen aus zu gemeinsamer Jagd.

Die Fledermäuse gehören zu einem der artenreichsten Geschlechter der weiten Erde; sie zählen Riesen von fünf Fuß Flugbreite, und kleine, nette Zwerge zu ihrem Volke. Hoch im Süden leben einzelne Arten, die sich von Früchten und Pflanzen nähren; die Fledermäuse, die bei uns heimisch sind und von welchen die Ohrenfledermaus und die Hufeisennasen zu den ausgezeichnetsten Familien zählen, nähren sich ausschließlich von Kerbthieren, dem verheerenden, schädlichen Nachtgelichter aus diesem ungezählten Volke, und bringen durch ihre unermüdliche Jagdlust und ihre große, nimmersatte Raubgier Feld, Wald und Wiese Schutz und Frommen und unberechenbaren Nutzen ein. Einzelne Arten dieser Flatterthiere fliegen mit dem Dämmerlichte aus, oft auch noch früher; diese suchen dann um Mitternacht die Ruhe und ziehen erst gegen den Morgen wieder, wo sie so lange jagen, bis sie der keimende Tag in ihre dunkle Herberge scheucht; andere fliegen um Mitternacht; jede Stunde der Finsternis hat ihre Flatterer und ihre Besucher; solange es über der Erde still und lautlos ist, genießt das scheue Volk seine kurze Freiheit, die mit dem ersten hellen Sonnenstrahl des Tages und mit dem ersten herben Frost des Jahres zu Ende geht.

Die Fledermaus, eines der nützlichsten Thiere der Erde, hat kein glänzendes Lebenslos abbekommen; dunkel, wie ihre Flug- und Jagdzeit, dürftig, wie ihre Wohnstätte, ist ihr Schicksal bestellt; feindlich tritt ihr die Mitwelt entgegen, und was Unvernunft und Aberglaube an finsterem Frevel ersinnen können, wurde an diesem kleinen, scheuen Thiere verübt. Wo sie sich zeigte, wurde sie verfolgt und gequält, lebendig gefangen, wurde sie mit ausgebreiteten Flügeln an die Thüre der Scheuer, die sie durch ihren Fleiß, durch ihre unermüdliche, nächtliche Jagd füllen half, geheftet. Sie sollte ihren Genossinnen als warnendes Beispiel dienen, sie

sollte sie hindern, des Nachts nach Fledermaussitte an die beleuchteten Fenster zu fliegen und dem Lichte nach, zuweilen bis in die Zimmer zu dringen, sie sollte sie vom Wohnorte des Menschen verscheuchen. Zum Glück für den letzteren hat die verschmachtend Sterbende ihm nicht diesen bösen Dienst gethan. Nach wie vor schlüpft das kleine, emsige Völkchen durch Baum und Busch, nach wie vor sucht es seine dürftige Wohnung, des Winters im Dachgebälke des Hauses, unter den Mauernischen im Kirchthurme, in der alten Fichte draußen, allüberall wo es ein stilles, geschütztes, einsames Plätzchen gibt, und wartet dort der ersten warmen Lüfte, die ins Thal herein fliegen. Die Fledermaus gehört auch zu unseren Frühlingsboten, gleich der Schwalbe, dem Rothkehlchen, dem Eichhorn und hundert anderen Thieren; sie kommt mit den Frühlingslüften, den ersten Baumknospen, dem bunten Blumenheere. Aber sie kommt nicht wie die vielen anderen im hellen Tageslichte, ihr schmeichelt die lachende Sonne nicht, ihr jubeln die Menschen nicht entgegen, und damit ist ihr Schicksal besiegelt; scheu, vorsichtig, flüchtig kommt sie im Dunkel der Dämmerung geflogen, scheu, vorsichtig, flüchtig geht ihr Leben hin.

Backfisch-Logik.

Er flehte, denn sie waren just allein,
Um einen Kuss von ihrem Mund, dem rothen,
Sie aber zierte sich und sagte: „Nein!
Die Mutter hat das Küssen mir verboten.“

Da gieng der Herr Student erzürnt davon
Und sah nicht ihre Thränen niederrollen.
Sie schluchzte: „Warum hätt' als Liebeslohn
Just ich den ersten Kuss ihm geben sollen?

Wenn's ihm darum zu thun gewesen ist“ —
So fuhr sie fort, und ihre Wangen lohten —
„Ach Gott! so hätt' er selber mich geküsst,
Ihm hat's die Mutter sicher nicht verboten.“

Richard Kraftel.

Kleine Laube.

Wettsingen.

Tod in Ähren.

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn
Liegt ein Soldat, unaufgefunden,
Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
Mit schweren Wunden, unverbunden.

Durstüberquält und fieberwild,
Im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
Sein brechend Auge schlägt nach oben.

Die Sense rauscht im Ährenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden,
Ade, ade, du Heimatwelt —
Und beugt das Haupt, und ist verschieden.

„Kampf und Spiele." Detlev von Liliencron.

* * *

Der Jäger.

Ein Bock in herbstlich dunklem Kleid
Tritt aus den jungen Föhren,
Der Jägerbursche, schussbereit,
Setzt ab. — Was mag ihn stören?

Ein Mädchen ist es, schlank und schön,
Mit rothen Mund und Wangen,
Es lächelt im Vorübergeh'n,
Der Jäger steht gefangen.

Er spricht zu ihr und streicht ihr Haar,
Nennt sie sein holdes Täubchen.
Und eh' ein Mond verflossen war,
Ist sie des Jägers Weibchen.

Und wieder kommt der Herbst ins Land,
Da nimmt der Weidgeselle
Die Büchse und das Horn zur Hand
Und geht zur selben Stelle,

Wirft sich ins Gras und seufzt und spricht:
„Just ist ein Jahr verflossen,
Da kam ein Bock, ich schoss ihn nicht, —
Und hab' ihn doch geschossen."

„Gruß aus Österreich." Fritz von Holzhausen.

* * *

Digitized by Google

Schatten der Erde.

Die Nacht umdunkelt
Der Erde Saum, —
Das Licht durchflutet
Den ew'gen Raum.

Helleuchtend kündet's
Die Sternenwelt,
Die von der Sonne
Ihr Licht erhält. —

Du Schwergeprüfter,
Was haderst du?
Wend' nur dein Auge
Den Sternen zu!

Schau nur nach oben!
Ihr mildes Licht
Wird dich getrösten
Voll Zuversicht:

Wie bitt're Leiden
Dein Herz erfuhr. —
Es sind die Schatten
Der Erde nur!

„Dur und Moll." Anna Heinze.

* * *

Du.

Wie fröstelt mich das Wörtlein „Sie", das kalte!
Es hat mein sehnend Herz drum keine Ruh',
O gib ein Pfand mir, dass ich dran mich halte,
Und sage „du"!

Ich bin dein eigen längst mit Leib und Seele,
Und alles gilt nur dir, was ich auch thu';
Auf dass die Liebe mir zu dir es stähle,
O sage „du"!

Du bist mein Leben, einzig mein Gedanke;
Ein Wort nur schließt den Himmel noch mir zu,
Doch Liebe kennt und will auch keine Schranke,
Drum sage „du"!

„Lieder eines Taubstummen." Eugen Sutermeister.

* * *

Los.

Wohl, mir blüht ein Glück in holder Enge,
Weib und Kind! — Ich fände schon die Weise;
Doch die Sehnsucht rastet nicht und schweift
Immer wieder aus dem lieben Kreise.

Schweift hinaus auf allerhöchste Höhen,
Schweift in weite, gold'ne Fernen. —
Und das brave Glück Zufriedenheit,
Leicht den andern, kann ich halt nicht lernen.

„Zum Licht." Wilhelm Holzhamer.

Deutsche Schwächen.[1])

Wenn ein neuer Frühling für unser deutsches Volk aufdämmern soll, so ist es an uns, dem Volke, ihn einzuführen. Von selber kommt er nicht. Sein Wiedererscheinen hängt davon ab, ob das Volk sich seine einstige, fast verlorene Würde und Hoheit zurückgewinnt und die Voraussetzungen dazu bietet, dass ein Frühling in deutschen Landen sich entfalten könne. Dazu ist vor allen Dingen Selbsterkenntnis erforderlich; nur kein Vogel-Strauß-Verfahren, keine Selbsttäuschung!

[1]) Unser tapferer Mitkämpfer „Heimdall" in Berlin hat eine Strafpredigt gehalten, die im „Heimgarten" frisch wiederhallen soll. Besiegung der bewussten deutschen Laster ist die beste Nationalpolitik.

Also halten wir Einkehr und sehen wir mit nüchtern klarem Blicke zu, wie denn unser heutiges, neuzeitliches Geschlecht beschaffen ist.

Wo Licht ist, findet sich auch Schatten. Unser Volk ist seit Urzeiten mit hervorragenden Tugenden ausgestattet gewesen, mit Tugenden, die es in sittlicher Hinsicht über die meisten anderen Völker erhoben. Allerdings fanden sich bei ihm neben diesen Tugenden auch Schwächen. Aber diese Schwächen wurden in Zeiten der Blüte, der Gesundheit des Volkes weit von seinen Tugenden überwogen.

Betrachtet man das deutsche Volk der Gegenwart mit prüfendem Auge, so muss man sich mit Betrübnis gestehen, dass die Schwächen und Untugenden größer und zahlreicher als seine Vorzüge geworden sind. Das Volk ist krank, und diese Krankheit offenbart sich in den verschiedensten Erscheinungsformen.

Als ein altes Erbübel der Deutschen, das sich durch alle Geschlechtsfolgen seit ferner Vorzeit hindurchgeschleppt hat, muss die Nachahmungssucht und die übertriebene Hochschätzung alles Fremden, Ausländischen betrachtet werden. Diese Sucht trat im Verlaufe der Geschichte stets dann recht grell zutage, wenn das Volk staatlich geschwächt und gedemüthigt war. Verbunden war sie stets mit einem Erschlaffen des Nationalgefühles, einer Missachtung des eigenen Volkes und Volksthums. Diese Sucht zu bekämpfen war von je die Aufgabe der Besten und Edelsten unseres Volkes.

Das sich zu Ende neigende Jahrhundert hat unter dem deutschen Volke Untugenden emporwuchern lassen, Untugenden, die die Geschichte an unseren Vätern nicht kennt, oder wenigstens nicht in dem Maße kennt, wie sie sich heutzutage offenbaren.

Wo einstmals ein edler Stolz wohnte, ein berechtigtes Selbstbewusstsein auf erworbene Verdienste, ist in unseren Tagen ein verwerflicher Gelehrsamkeits-, Standes- und Besitzdünkel getreten. Als ob Stand und Besitz den Menschen besser, würdiger machen könnten! oder gar ein Packen von Wissen, dem die Bildung des Herzens, des Gemüthes und der Umgangsformen fehlt? Dieser jämmerliche Dünkel hat im wesentlichen dazu beigetragen, die Classenunterschiede zu vergrößern, die Kluft zu erweitern, die hoch und gering, reich und arm von einander trennt. Er hat die Vorstellung, dass alle Volksgenossen gleichberechtigte Brüder seien, verblassen lassen und ist mit die Veranlassung und die Triebfeder unserer socialen Zerklüftung geworden.

Eng verquickt mit diesem Dünkel ist die Ordens- und Titelsucht, in Bezug auf welche Deutschland wohl einzig dasteht. Der Mensch gilt bei uns nicht um seiner selbst willen; sein ehrlicher, von den Vorfahren ererbter Name gilt ihm wenig oder nichts; Orden und Titel schaffen Ansehen, Einfluss, Würde. In diesem Punkte sind die Deutschen von heute kindische Narren. Beschämt müssen wir auf das Ausland blicken, wo der höchste Beamte seinen Stolz darein setzt, sich mit seinem Namen und nur mit seinem Namen genannt zu wissen. Sein Name ist seine Ehre. Bei uns wird durch ein „Herr Director“, „Herr Professor“ u. s. f., durch Bänder und Sterne der Wert der Persönlichkeit erhöht. Wo bleibt da der alte Bürgerstolz?

Unsere Zeit des Scheines und der Äußerlichkeit, deren treffendstes Kennzeichen die Jagd nach dem goldenen Kalbe ist, hat denn auch ein Geschlecht von Strebern, Schmeichlern und Kriechern groß gezogen, ein trauriges Gegenbild einstiger freier Männerwürde. Bedientenhaftigkeit und Knechtseligkeit haben nie so große Ausartungen, wie in der Gegenwart, erfahren. Und doch sind wir über die Tage des Absolutismus hinaus. Das heutige Geschlecht weiß sich in übertriebener Unterwürfigkeit nicht genug zu thun. Es erstirbt in allerunterthänigstem, allergehorsamstem Knechtssinne. Wie eine goldene, sagenhafte Zeit muss uns heut' das Zeit-

alter der alten Deutschen erscheinen, denen die Freiheit über alles gieng. Dieser Zeit sollte sich unser heutiges unselbständiges, ängstliches Geschlecht erinnern, es sollte sich bewusst sein, dass über aller Majestät die Majestät des Volkes steht.

Weitere Anzeichen der Krankheit unseres Volkes machen sich bemerkbar durch übertriebene Aufwands-, Verschwendungs- und Prunksucht. Auf Genuss und äußeren Schein ist alles Streben gerichtet. Die alte Sparsamkeit, die ehedem Bürger wie Könige auszeichnete, die Schlichtheit und Einfachheit des Volkes sind, wie es scheint, unwiederbringlich dahin und mit ihnen Glück und Zufriedenheit. Niemand denkt mehr daran, dass nur in der Selbstbeschränkung und Einfachheit das Glück auf dieser Welt wohnt. Möchten dem Volke doch von den oberen führenden Ständen Beispiele gegeben werden, die ihm in Bezug auf einfachere Lebenshaltung vorbildlich sein könnten.

Eine alteingewurzelte Schwäche und Untugend unseres Volkes ist die Uneinigkeit und Parteisucht. Unendliche, nie wieder gut zu machende Schäden haben die Deutschen durch diese Schwäche ihrem Volke zugefügt, nie ganz auszuheilende Wunden ihm geschlagen. Unsere Geschichte gibt davon Zeugnis. In alten Zeiten äußerten sie sich in der Befehdung der einzelnen Stämme, heutzutage, wenn wir von der Kleinstaaterei ganz absehen, in der Bekämpfung der kirchlichen Bekenntnisse und staatlichen Parteien.

Eine noch schlimmere Untugend, die auch das Alter allerdings für sich hat, ist die Trunksucht. Leider artet diese unter den Germanen häufig geradezu zum Laster aus. Die meisten Einbußen und Fehlschläge haben wir als Volk auf Rechnung dieser Schwäche zu setzen. Leider sind hier viele, auch wärmste Vaterlandsfreunde, nur zu geneigt, zu entschuldigen. Wir dürfen aber keine Selbsttäuschung üben. Hier liegt ein Erbfehler der allerschädlichsten Art vor. Nur Nüchternheit und Mäßigkeit machen ein Volk tüchtig. Leute, die sich zu Sclaven des Gegentheils herabziehen lassen, leisten gemeiniglich wenig oder nichts und vergeben sich die Achtung ihrer Mitmenschen. Deshalb müssen wir diesen verderblichen Hang mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen suchen. Dabei brauchen wir in Übertreibungen nicht zu verfallen und etwa völlige Enthaltsamkeit auf unsere Fahne zu schreiben. Aber schon die ewige Rederei von „heiterem Lebensgenuss", „Behaglichkeit" u. s. w. sind von Übel. Wir sind nicht da auf dieser Welt zu genießen, am allerwenigsten unser jetziges deutsches Volk, das noch unendlich viel zu schaffen hat, um wieder hoch zu kommen und Verlorenes zurückzugewinnen. Solange wir noch rüstige Glieder haben, sollen wir schaffen auch an uns selber, und wenig an „behagliches Genießen" denken, das uns nur erschlafft. Die „behagliche Ruhe" wollen wir uns für die Tage des Alters aufheben, erst da haben wir sie verdient und ein Recht, uns ihrer zu erfreuen.

Schließlich wollen wir noch auf einen weiteren fressenden Schaden der neueren Zeit hinweisen, der so gewaltige, verderbenschwangere Ausbreitung infolge der socialen Noth und des sittlichen Niederganges gefunden hat: die Unsittlichkeit. — Es scheint zur Zeit, dass der Niedergang des Volkes immerfort im Zunehmen begriffen ist. Wohin treiben wir? Ist Rückkehr, Aufraffen, Genesen noch möglich? Werden wir uns die Geschicke Roms und aus neuerer Zeit Frankreichs vor Augen halten? — Oder glauben wir, mit deutschthümelnder Großmauligkeit allein ist es gethan? Werden unsere Vorstellungen auch nur Einen retten? Oder soll unser beständiges Warnen keinen anderen Erfolg haben als den — verhöhnt zu werden?

Der Kaiser von Europa.

Eines Tages unterbreitete Kaiser Wilhelm II. dem deutschen Reichstage eine Vorlage, des Sinnes, dass die Provinzen Elsass-Lothringen als politisch selbständig oder neutral erklärt werden sollen. Er wollte dadurch den Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich für immer beseitigen, zwischen beiden Reichen eine Friedensallianz anstreben, um die Abrüstung des Heeres durchführen zu können. — Die erste Antwort auf diese Vorlage war ein Sturm der Entrüstung, der in Deutschland losbrach, dass so frevelhaft eine unermesslich theuer erkaufte Position aufgegeben werden sollte und Deutschland sich damit Frankreich wieder unterordne. Besonders der Militarismus bäumte sich gewaltig auf. Allmählich aber begann man die Sache im Volke ruhiger zu überlegen und neue Manifestationen des Kaisers bewirkten den Umschwung, dass die Vorlage angenommen und Elsass-Lothringen als unabhängig erklärt wurde. Damit war vom deutschen Volke eine ungeheuere Sorgenlast vom Herzen genommen. Allein die Franzosen waren nicht so leicht zu haben, als angenommen worden, sie wollten von einer Allianz nichts wissen und es bedurfte eines genialen politischen Agitatoren, der in Frankreich reiste und die Volksstimmung endlich dahin brachte, dass nicht bloß ein unlösbarer Friedensbund zwischen Deutschland, Frankreich und Russland zustande kam, sondern auch die übrigen europäischen Staaten der Union beitraten. Es war eine beispiellose Wendung in der Weltgeschichte, die sich nur deshalb in so kurzer Zeit vollziehen konnte, weil die Vorbedingungen schon gegeben, die Geister durch jahrelange Agitationen schon vorbereitet waren und das große Volk endlich zur Einsicht gelangte, wo das wahre Ideal der Völker, der Menschheit liegt.

Der vorurtheilslose, willensstarke, thatkräftige Kaiser Wilhelm war es, welcher, von einem Genius inspiriert, die große Änderung herbeigeführt hatte. Dieser Genius des Kaisers war ein armer englischer Journalist, den er an seinen Hof gezogen hatte, der mit ihm arbeitete und der auch die Agitationen in Frankreich persönlich leitete. Der Mann hieß Arthur Hardy, wurde aber als Diplomat unter dem Namen Marmaduke bekannt und weltberühmt. Er wurde in Europa als der Friedensgenius abgöttisch verehrt und bei einem großen Feste, das man seinen Manen in der Westminster-Abtei gab, haben ihn die europäischen Fürsten zum Kaiser von Europa proclamiert. Arthur Hardy wohnte dem Feste persönlich als Zuschauer bei, obschon er einige Zeit früher bei einem Eisenbahnunglücke auf eine schreckliche Weise zugrunde gegangen war.

Das sind die Hauptzüge eines englischen Romanes von F. A. Fawkes, den Bertha von Suttner ins Deutsche übertrug. Er betitelt sich: „Der Kaiser von Europa" und erschien in Berlin, Verlag der „Romanwelt". Das Werk ist eine der merkwürdigsten Utopien, die je geschrieben wurden, und zwar besonders darum, weil die Geschichte, die zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts spielt, sich so eng den gegenwärtigen Verhältnissen anschließt, als ob sie organisch und naturnothwendig aus denselben hervorgehen müsste. Es liegt trotz aller Phantasie viel Wirklichkeit in der Sache, stellenweise sogar ein wenig zolaistischer Realismus. Wenn die Friedenssehnsucht bei allen Menschen, in denen sie lebt, zum Ausdrucke gelangte, dann würde dieses Bild, das heute noch Utopie ist, zur Wirklichkeit werden! — Dass Arthur Hardy Marmaduke noch persönlich fortlebte, trotzdem er schon gestorben war, geht auch mit ganz natürlichen Dingen zu, die nebstdem als eine sehr abenteuerliche Sache besonders Romanleser interessieren müssen. Übrigens ist diese Sache auch sinnbildlich zu nehmen, denn Marmaduke ist ein Symbol, ist der Genius des Friedens, der freilich ewiges Leben hat.

Den Arthur Hardy als reale Person aufgefasst, ist es überaus bewegend zu lesen, wie er sich unbekannt und kümmerlich fortfristen muss, während er als todt

gilt, wie er ärmlich im Häuschen eines Landmannes lebt, während sein Name gefeiert wird und sein Ideal sieghaft ist. Dieses seltsame Verhältnis veranlasst Seelenzustände, die vom Dichter mit größter Feinheit geschildert werden. Arthur möchte die Hand ausstrecken nach einem glänzenden, beispiellos ruhmvollen Leben, aber er darf es nicht, ohne sein großes Werk zu gefährden. Nimmer darf er seinem Freunde dem mächtigen deutschen Kaiser vor Augen treten, nimmer sich seiner Geliebten nahen, die im Trauergewande um ihn weint. Er ist todt für die Welt, die glühend seiner begehrt und die aufs äußerste verwirrt sein würde, wenn er, der zum Kaiser von Europa Erklärte, als Marmaduke noch einmal erschiene. So lebt er im Verborgenen, nur bestrebt, seinen schlichten Bauersleuten, bei denen er im kritischen Augenblicke Zuflucht gefunden, Gutes zu thun.

Mich hat dieses Werk sehr gerührt. Es ist in ihm der Wunsch nach Völkerfrieden so glühend ausgedrückt, die große Christusidee so künstlerisch gestaltet! Es sind in ihm Gedanken und Anregungen niedergelegt, die nicht als müßige Hirngespinste betrachtet werden dürfen, die vielmehr immer tiefer ins menschliche Bewusstsein und ins politische Leben eingreifen müssen, bis das Große endlich erfüllt sein wird und Malmaduke, der Weltfrieden, Kaiser von Europa ist. R.

Der Schneider.

Ein Gerichtsprocess.

Der Mann kam, einen Stoff über den Arm tragend, eilig heran. Herr Schusel begegnete ihm auf der Treppe, und immer hastig, wie er's treibt, fragte er: „Sind Sie der Schneider?"

„Zu dienen."

„Dann kommen Sie mit ins Zimmer. Sie können gleich mein Beinkleid mitnehmen. Es fehlen daran ein paar Knöpfe."

„Ganz wohl."

„Auch diesen Rock, weil Sie schon da sind. Das Unterfutter ist schadhaft."

„Gut."

„Warten Sie noch!" sagte Herr Schusel und gab ihm auch eine Weste: „Hier wären einige Flecken auszuputzen."

„Wird schon geschehen. Danke!" —

Der Mann eilte fliegenden Schrittes davon. Herr Schusel gieng in sein Geschäft.

Nach einer Stunde schickte Frau Schusel die Magd zum Herrn mit der Frage, wo er die reparaturbedürftigen Kleider habe? Es sei der Schneider da, sie abzuholen. Das fällt dem Herrn Schusel auf, er eilt in die Wohnung. Da steht der glatzköpfige Herr Zwipperl, Schneidermeister im Orte: „Guten Tag, Herr von Schusel. Weil ich gerade vorbei gehe, so kann ich die Kleider, von denen Sie gestern sagten, gleich selbst mitnehmen."

„Die Kleider haben Sie ja schon abholen lassen!" sagte Herr Schusel.

„Wer? Ich? Wann?"

„Es war doch Ihr Geselle da, vor einer Stunde!"

„Mein Geselle? Ich habe keinen Gesellen."

„Aber mein Gott, der Mann hat ja gesagt, er wäre der Schneider. Ich habe ihm die Kleider mitgegeben."

„Sie wissen doch, dass ich jetzt keinen Gehilfen habe!"

„Ich meinte, es wäre ein neuer, Sie hätten wohl einen aufgenommen!"

„Herr Schusel, Sie sind einem Schwindler reingefallen.“

„Das wäre! Das wäre!“

„Wie hat der Mann denn ausgesehen?“

„Aber mein Gott, wie hat er ausgesehen, wie ein Schneider! Er sagte ja dass er's sei.“

„So! Sagte er's, Herr Schusel! Hat er's gesagt? Na, dann freilich, he, he, he.“

„Lachen Sie nicht so blöd! Mir thut's um meine Kleider leid, dass ich sie einem Gauner —“

„Sie müssen ihn einsperren lassen, Herr Schusel.“

„Von Herzen gern, wenn wir ihn nur hätten!“

Gut war's, sie hatten ihn noch am Abend desselben Tages. Im Grabenwirtshaus hatte jener Mann begonnen, den Rock mit dem schadhaften Futter zu vertrinken. Aber er war noch nicht einmal mit den Ärmeln fertig, als schon der Gemeindediener zur Thür hereinklirrte und sich in den Handel mischte.

Schon am nächsten Tage hielt der Dorfrichter Sühne. Ankläger und Angeklagter standen da. Herr Schusel erkannte den Mann sofort und war schrecklich aufgebracht. Aber schon im nächsten Augenblicke war es der Angeklagte, als er vernahm, dass man ihn nachgerade einer diebischen Handlung zieh.

„Ich danke schön für eine solche Wohlthat, wenn man den Beschenkten dafür einkasteln lässt, weil er die Gabe angenommen hat!“

„Wohlthat! Beschenkter! Gabe angenommen! Was sind das wieder für Ausflüchte? Sie haben mir die Kleidungsstücke herausgelogen!“

„Na, entschuldigen Sie!“ entgegnete der Angeklagte nun in würdiger Ruhe. „Wägen Sie Ihre Worte, mein Herr! Sonst könnten sie Ihnen übel bekommen. Ich habe nicht mit einem Worte davon gesprochen und kann das eidlich bekräftigen. Sie haben mir Ihre Kleider geradehin zugeworfen.“

„Weil Sie gesagt haben, dass Sie die Kleider holen, um sie auszubessern.“

Das habe ich nicht gesagt, Herr Richter, ich bitte für mich oder für diesen Herrn den Eid zu verhängen, dass ich so etwas nicht gesagt habe. Ich bin unfähig, eine Unwahrheit zu sagen, ja noch mehr, ich bin ganz und gar unfähig, Kleider überhaupt auszubessern!“

„Sie sind doch ein Schneider!“ rief der Herr Schusel.

„Wer sagt denn das?“ fuhr der Angeklagte auf. „Vor allem nehmen Sie Ihr Wort zurück, dass ich die Kleider hätte haben wollen, um sie auszubessern.“

„Nun, wenn Sie sich auch nicht wörtlich so ausgedrückt haben, Sie ließen mich glauben, dass Sie's so gemeint hätten!“

„Wie können Sie wissen, wie ich's gemeint, wenn Sie nicht einmal wissen, wie ich's gesagt habe. Wenn man gegen jemand eine so schwere Anschuldigung vorbringen will, so muss man seiner Sache sicher sein, verstanden!“

Der Richter selbst hatte einen einigermaßen verweisenden Blick auf Herrn Schusel geworfen: Als Ankläger müsse man sich seiner Sache allerdings vollkommen klar sein.

Der Angeklagte erzählte dann, wie er arglos in das Haus des Herrn Schusel getreten sei, in der Absicht, sein Schaltuch (Shawl) zu verkaufen, weil er es bei der eingetretenen wärmeren Jahreszeit nicht mehr brauche. Auf der Stiege sei ihm der Herr begegnet und habe ihn gefragt, ob er der Schneider sei —

„Nun!“ unterbrach ihn Herr Schusel mit der Miene größter Überlegenheit: „Und was haben Sie geantwortet?“

„Jawohl, zu dienen! habe ich geantwortet.“

„Also sind Sie doch der Schneider?“

„Nein, Schneider bin ich keiner. Nur heißen thu' ich so. Meinen Namen, den die Herren schon vorhin so gern gewusst hätten, ist Alfons Wenzel Schneider."

Herr Schusel stutzte. „Aber Sie haben", fuhr er leiser fort, „auf das hin die Kleider mit davongetragen!"

„Hätte ich sie Ihnen sollen vor die Füße werfen? So grob bin ich nicht gewesen, nie! niemals! Wenn er dir schadhafte Kleider schenkt, habe ich mir gedacht, so nimm sie dankbar an, du kannst sie schon verwerten. Dass Knöpfe fehlen, der Rock zerrissen und die Weste befleckt ist, das macht nichts, es wird schon wer flicken. Und haben Sie etwa gesagt, mein Herr, dass ich Ihnen die Sachen wieder zurückbringen soll? Nichts haben Sie gesagt, geschenkt haben Sie mir die Kleider, deswegen kann mir nichts geschehen und es ist nicht nobel von Ihnen, dass Sie jetzt solche Geschichten machen!"

In moralischer Größe strahlte der Mann. Der Dorfrichter verdarb den Nimbus bald.

„Gehn's, machen's keine Faxen", sagte er. „Wir leben nicht mehr in den Zeiten Eulenspiegels, wo das Überlisten galt."

„Habe ich etwa gelogen?" fragte der Angeklagte.

„Sie haben kein unwahres Wort gesagt, haben aber diesen Herrn mit schlauer Absicht in seiner irrigen Annahme bestärkt und betrogen. — Sie geben die Kleider zurück und wandern auf drei Wochen in den Kotter!" —

So geschehen in einem niederösterreichischen Dorfe anno 1897.

Zu den Bauern-Komödien.

In dem verdienstvollen vaterländischen Werke „Die eherne Mark" von Ferdinand Krauß (Graz, „Leykam"), welches auch der Beschreibung des steierischen Volksthums einen gebürenden Raum eröffnet, findet sich ein Hinweis auf die Bauern-Komödien in der Ennsthaler Gegend. Daselbst heißt es:

Nirgends aber ist die Freude des Volkes an bäuerlichen Komödien so groß, als im Thale der Enns und seinen Seitengräben. Es begnügt sich dabei das Volk jedoch nicht nur mit dem Zusehen, sondern es spielt sie auch mit. Und wer einmal Anlass fand, die Bauern in der Wirtsstube in ihrem Treiben zu beobachten, wird bald die Überzeugung gewinnen, dass die Ennsthaler mit ihrer Lebendigkeit der Geberde und knappen Form des Ausdruckes hiezu ganz besonders beanlagt sind. Auch ein ganz staunenswertes Gedächtnis unterstützt hier hilfreich die sonstigen Eigenschaften zur Darstellung volksthümlicher Schauspiele, und gibt es schlichte Holzknechte, die nicht einen Buchstaben lesen können, dabei aber eine ganze Menge Stellen aus diesen Spielen auswendig können. Um ein Beispiel in dieser Richtung anzuführen, sei nur erwähnt, dass heute noch im Liesingthale viele Leute, die 1862 bei der letzten Aufführung des Passionsspieles in Steiermark mitgewirkt haben, ihre langen Rollen wörtlich auswendig wissen.

Dass die Costümierung dieser Komödianten im Lodenrocke oft eine sehr drollige ist und gar arge Verstöße gegen Ort und Zeit der Handlung zeigt, verschlägt dabei nicht im mindesten, da ja die Zuseher keinen Maßstab zum Vergleichen haben. Wo es nur irgend angeht, erscheint auch der Hanswurst, der Lustigmacher. Diese Figur, der mittelalterliche Schalksnarr, macht erst die Spiele durch seine derben Späße und Schnurren volksthümlich und den Zusehern mundgerecht, und wenn der Kasperl mit seiner Pritsche Prügel austheilt, jauchzt das Volk vor Lust.

Naheliegend ist ein großer Theil dieser Spiele religiösen Inhaltes, wie das Paradeis- und Schäferspiel, das Nicolo-, Weihnachts- und Dreikönigsspiel, sowie die Krippelspiele. Diese Spiele sind jedoch nebst dem bayerischen Hieselspiel in allen Gauen unserer Alpenländer heimisch gewesen und größtentheils noch heimisch (das Paradeis- und Schäferspiel wurde am 2. Februar 1892 in Donnersbach aufgeführt), dagegen sind das Sommer- und Winterspiel, sowie das Spiel der vier Landstände nur noch im Ennsthale und insbesonders in den Seitenthälern desselben bräuchlich. Beim ersteren Spiele wird der Kampf zwischen Sommer und Winter unter Mitwirkung des Bajazzo, des Hanswurst, dargestellt, wobei der Winter durch einen hageren pelzumhüllten Mann, von dessen Barte und Haaren Eiszapfen herabhängen, und der Sommer von einem gar leicht gekleideten Jüngling mit einem Kranz aus Immergrün am Kopfe und die Mitte mit grünem Laubgewinde umschlungen, dargestellt wird. Der Text des hübschen Spieles beginnt mit dem Spruche des Bajazzo:

Bajazzo: Loset auf und schweiget still,
Loset, was der Winter und Sommer anfangen will;
Loset auf jeder Seiten,
Wie der Winter und Sommer miteinander streiten.

Sommer: Es ist zugleich unser Frauentag,
Sonn' und Mond stehen unter der Wag'.
Dort auf der grünen Wiesen
Thun die Vöglein zusammenziesen.
Ich komme gleich von ungefähr
Als Jüngling nun einher,
Als Jüngling von zwanzig Jahren
Werd' ich mich offenbaren.
Auf meinem Haupte trag' ich einen Kranz,
Der besetzt mit Rosen ganz,
Einen Gürtel mit Weinreben eingeflochten,
So komm ich dahergefochten.
Allerhand Früchte hängen an mir dran,
Nackend und barfuß geh' ich heran. . . .

Der Winter schleicht sich hinter dem Sommer auf die Bühne. Der Bajazzo macht durch eine Geberde diesen auf jenen aufmerksam. Während der Lustigmacher durch allerlei Grimassen die Zuschauer zum Lachen reizt, fährt der Sommer ernst fort:

Mit Filz und Wolle ist der Winter bedeckt,
Die Händ' hat er in den Busen gesteckt.
Zipfert und zapfert ist er, von allerhand Gestalt,
Gleich, wie man den Donner an die Mauer malt.
Vor diesem beutelt's mir mein Haupt,
Wenn er bei der Thür hereinschaut.

Winter: Ei Sommer, ich hör' dich schon,
Ich mach' mich vor dir nicht davon!
Hör' zwar dein Schnattern und Poltern über mich,
Aber, Sommer, ich scher' mich nicht um dich,
Mach' du dich davon, deine Zeit ist aus,
Lass mich schleichen ins Haus.

Und so streiten Winter und Sommer eine Weile fort, bis der Sommer sich mit den Worten:

Mit dir, o Winter, kann ich mich nicht vertragen,
Ich will dich nun hinausjagen,

auf den Winter stürzt und diesen mit Hilfe des Bajazzo hinausprügelt.

Beim Spiele der vier Landstände treten ländlich-sittlich costümiert: Bauer, Edelmann, Bürger und Soldat auf, auch hier beginnt der Bajazzo das Spiel mit dem Prolog:

Wir bringen euch ein lustiges Faschingsspiel,
Es höre, ihr Herren und Frauen, zu — wer will.
Die vier Landständ', potztausend, sie treten nun auf,
Wir wollen jetzt lassen dem Spiel freien Lauf;
Bauer, Bürger, Soldat und Edelmann,
Beginnet euer fröhliches Spiel alsdann!

Bauer: Jetzt ist die lustige Faschingszeit,
Wo jedermann sucht seine Freud.
(Der Bajazzo macht einen Luftsprung.)
Durch seiner Hände Arbeit, Müh' und Fleiß
Muss man leben, wie man weiß.
Ich nähre den Priester- und auch den Adelsstand,
Die Soldaten und Bürger im ganzen Land;
Von mir kommt alle, alle Nahrung her,
Drum gebürt dem Bauer die größte Ehr'!

Edelmann (barsch): Schweig, du Bauer, red nit so viel,
Sonst ich dir einen Herrn zeigen will.
Du kannst nicht ordonnieren und schaffen,
Auch nicht belohnen oder strafen;
Du verstehst kein Recht, noch Polizei,
Dir ist das Krumme wie das G'rade glei(ch);
Aber der Adel und gelehrte Mann,
Der muss dem Bauer ordonnieren und schaffen an.

Bauer: Hol's der Plunder! Es ist wohl wahr,
Ihr schaffts einem 's Geld aus dem Beutel gar,
Ihr richts die Handel (Streitigkeiten), wie 's euch thut g'fall'n,
Z'letzt muss wohl der Bauer zahl'n.

Soldat: Wer sagt vom Zahlen? Ich bin hier,
Ich sauf alle Tage Wein und Bier;
Sag an, o Bauer, wo gehst du hin?
Ich gleich dein Saufbruder bin.

Bauer: Ei, da brauch ich kein' Gehilfen nicht,
Den Handel ich allein leicht richt!
Die Soldaten taugen nicht aufs Lond,
Die sind die Städte besser g'wohnt.
Viel mehr wie Krieg, han ih' oft g'hört,
Der Frieden sei stets wert.

Bürger: Ich halt es auch mit dir, mein Bauersmann!
Vom Krieg ich wohl viel sagen kann.
Der Bürger ist auch hart geplagt,
Ich erschrick, wenn man vom Krieg was sagt.

Es folgen nun längere Zwiegespräche zwischen diesen vier Repräsentanten des Staates, worauf der Bauer mit folgendem Spruch das Spiel beschließt:

Also sind wir alle gleich Leut,
Mit allem zufrieden, so ist's gescheidt,
Weil jetzt der Fasching thut sein,
So wollen wir trinken „Vivat“ sein,
So wollen wir trinken auf ein gut Glück
Und wünschen, dass es der Himmel schickt,
Dass alles lebt in Fried und Freud,
Jetzt und in jeder Jahreszeit.

Bücher.

Wiener Zeitbilder. Ausgewählte Humoresken und Skizzen von Eduard Pötzl. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1897.)

Vincenz Chiavacci und Eduard Pötzl, einer wie der andere. Wien mag tiefgründigere Volksschilderer gehabt haben, aber köstlichere Humoristen, als die beiden sind, hat es nie gehabt. Man möchte einfältig genug fragen, woher sie's haben? Ob sie denn so in alle Volksschichten und in all ihre Erscheinungen und Auftritte dringen können? Nun, sie haben das Gesicht des Dichters und finden die Natur.

Pötzls neuer Band „Wiener Zeitbilder" empfiehlt sich am besten als Sommerlecture auf dem Lande. Man lacht damit nicht aus Wien, man lacht über Wien. Es sind zumeist menschliche Schwächen, besonders Wiener Schwächen und Thorheiten, die da classisch dargestellt werden und über die man lachen muss. Es ist der Humor der Satire, der liebenswürdigsten aller Rächerinnen. Wenn dieses großstädtische Philisterium wüsste, wieviel es durch sein Protzenthum, seine Verschmitztheit, seine Schwatzhaftigkeit u. s. w. der Welt zu lachen gibt! Würde es sich bekehren? Es wäre schade darum. Ich glaube, es muss deshalb so viel Lächerlichkeiten geben auf der Welt, damit die Humoristen etwas zu machen und die anderen etwas zu lachen haben. — Wenn man aus Pötzls neuem Büchlein die besten Stücke nennen wollte, so würde einfach das Inhaltsverzeichnis abgeschrieben werden müssen. Z. B. „Ein Hexenprocess", „Das ausgegrabene Haus", „Verregnete Sommerfrische", „Der verbesserte Kalender", „Neue Öfen", „Radfahren" (wird vom „Heimgarten" stibitzt), „Der Dienstbot geht auf den Ball", „Die Weltreisen des Herrn von Nigerl" und schon ganz vor allem „Die Petroleumquelle". Also wer etwas Lustiges für die Sommerfrische haben will, der hole von seinem Buchhändler die „Wiener Zeitbilder". M.

Ein falsches Liebeslied. Novelle von Rudolf Golm. (Dresden. E. Pierson.)

Rudolf Golm zeigt einen Mann, der in wechselnder Liebe zu zwei Schwestern hin- und herschwankt, sich zuerst mit der älteren verlobt, dieses Verlöbnis löst und ein neues mit der jüngeren eingeht, zu spät aber zu erkennen glaubt, dass denn doch die ältere die richtige war und in seine Ehe mit dem Bewusstsein schreitet, eine große Dummheit zu begehen. Xaver von Flüellen, der Held der Geschichte, heiratet Blanche, sehnt sich aber dabei nach Leonie zurück. Diese ist die genialere, eigenartigere, Blanche die natürlichere; Xaver, ein decadenter Mensch, mit der nervösen Sucht nach immer neuen Erregungen, ein vielseitiger Dilettant, ein „Universal-Laie", weiß mit der Ursprünglichkeit, die ihn vorübergehend gefesselt hat, nichts anzufangen, aber sein Charakter ist so, dass auch der Genialste ihn nicht auf die Dauer festhalten könnte. „Lieber Freund", sagte ihm jemand, der ihn genau kennt, „du wirst immer die andere wollen, wie du auch wählst, immer die, die du nicht hast." — Der Mann, „der immer die andere will", ist ein scharf beobachteter und mit großer künstlerischer Gestaltungskraft wiedergegebener Typus. V.

Der Grazer Männer-Gesangverein in den Jahren 1846—1896. (Graz. Selbstverlag des Vereines. 1896.)

Dieses Tagebuch des Grazer Männer-Gesangvereines könnte man füglich auch als Beitrag zur Geschichte der Grazer Gesellschaft und Geselligkeit in den letzten fünfzig Jahren nennen. Welch eine reiche Liste von glänzenden Namen. Rechbauer, Hüttenbrenner, Schmölzer, Kreutzer, Kienzl, Gauby, Morre u. s. w. Welche Reihe von für Graz und Steiermark wichtigen Männern, die mit in die Geschichte des ruhmreichen Vereines verflochten sind! Und welch eine Fülle von schönen, glänzenden Erfolgen, obenan stehend der große Sieg in Wiesbaden, wo im Jahre 1881 beim deutschen Sängerwettstreite der Grazer Männer-Gesangverein den zweiten Preis errang. Jedem Grazer, ja jedem Steirer muss das Herz lachen, wenn er diese Festschrift durchblättert, oft aber auch angeweht werden von Trauer, wenn er sieht, wie viele und wie Würdige der frohen Sangesgenossen schon vergangen sind! — Die ausgezeichnete Leitung des Vereines, der frische Nachwuchs an köstlichen Kräften und opferfrohen Mitgliedern lässt uns für die folgenden fünfzig Jahre das Erfreulichste hoffen. R.

Die Schweiz. Schweizerische illustrierte Zeitschrift. Polytechnisches Institut Zürich. Zweites Heft.

Die unerschöpflichen Volkseigenthümlichkeiten und Naturschönheiten dieses Landes werden in der Zeitschrift nie versiegenden Stoff geben. Das zweite Heft übertrifft noch das erste an schönen Bildern und Reichhaltigkeit. M.

Digitized by Google

„Frauen-Fleiß.“ (Berlin. Verlag John Henry Schwerin.)

Vorlagen der neuesten und schönsten Dessins schmücken diese Nummer einer Zeitschrift, welche der Frauenwelt besonders zu empfehlen ist.

Büchereinlauf.

Naturstudium und Christenthum. Von F. Better. (Bielefeld. Velhagen & Klasing. 1896.)

Das festliche Jahr in Sitten, Gebräuchen, Aberglauben und Festen der germanischen Völker von Otto Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld. Zweite, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit über hundert Illustrationen. (Leipzig. G. Barsdorf. 1897.)

Das Passionsspiel des Böhmerwaldes. Neubearbeitet auf Grund der Überlieferungen von Johann Josef Ammann. (Krumau.)

Ibsen als Idealist. Vorträge über Henrik Ibsens Dramen von Dr. Adalbert von Haustein. (Leipzig. Gg. Freund. 1897.)

Novellen aus Österreich. Von Ferdinand Saar. Erste Ausgabe in zwei Bänden. Erster Band. (Heidelberg. Georg Weiß. 1897.)

Skizzen und Bilder aus dem Klosterthale. Von Josef Hofmann von Aspernburg. (Liesing. Karl Fischer 1897.)

's Reis am Weg. Eine Geschichte aus dem Isarwinkel. Zweite Auflage. Von Wilhelmine von Hillern. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten von Moriz von Ebner-Eschenbach. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Zwei Millionen und nichts anzuziehen. Amerikanische Gedichte von William Allm Butler. Deutsch von Eduard Dorsch. (Zürich. Karl Henckell & Co.)

Volkslieder der Griechen. In deutscher Nachdichtung von Hermann Lübke. (Berlin. S. Calvary. 1897.)

Flammen-Zeichen. Freiheits- und Vaterlandsgesänge von Emil Ressel. Zweite, vermehrte Auflage. (Rumburg. Heinr. Pfeifer. 1896.)

Gruß aus Österreich. Von Fritz von Holzhausen. (Frankfurt a. M. Reinhold Mahlau. 1897.)

Aus Dur und Moll. Gedichte von Paul Heinze und Anna Heinze. (Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1897.)

Deutsche Nationalfeste. In zwanglosen Heften. Schriftleitung München, Gallerie-straße 15.

Blätter für Haus- und Kirchenmusik. Unter Mitwirkung namhafter Musikschriftsteller und Componisten herausgegeben von Prof. Ernst Rabich. (Langensalza. Hermann Beyer & Söhne.)

Postkarten des „Heimgarten“.

* Die an mich einlaufenden Briefe kann ich nur in den seltensten Fällen von Person zu Person berücksichtigen, doch sollen sie stets nach Thunlichkeit in den „Postkarten“ des „Heimgarten“ beantwortet werden.

Rosegger.

W. H., Wien: Dass auch Adalbert Stifter, der milde, classisch abgeklärte Dichter als Mensch seine Sturm- und Drangjahre gehabt hat, beweist J. J. Ammann, der in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien“ 1895 die Geschichte seiner Jugendliebe mittheilt und eine Anzahl Briefe Stifters an dessen Studentenschätzchen Fanny Greipl in Friedberg im Böhmerwalde. Diese für Stifterforscher höchst wichtige Mittheilung zeigt uns den großen österreichischen Dichter von einer neuen Seite, wenn schon nicht von der günstigsten, so doch von einer sehr interessanten. Es kann einem weh ums Herz werden, wenn man sieht, dass selbst Dichter mit der Liebe manchmal nichts anzufangen wissen.

F. S., Graz: Sie sind Gewerbsmann, es fehlt Ihnen die Zufriedenheit, und Sie wollen deshalb Dichter werden. — Da kommen Sie vom Regen in die Traufe.

E. E., Mödling: Dürfen wir die innigen „Osterlieder eines gefiederten Sängers“ im nächsten Jahre veröffentlichen?

F. B., Cilli: Zuschriften erhalten. Bewusstes an den braven Mann in Linz abgeschickt worden.

J. H., Wien: Der Kampf gegen die sinnlose Übermenge von Kranzspenden bei Begräbnissen ist schon mindestens ein Vierteljahrhundert alt, und weil die Abneigung vor dieser Unsitte in unzähligen Personen vorhanden ist und war, so wird sich die „Priorität“, wer zuerst gegen die Kranzspenden aufgetreten, kaum feststellen lassen.

W. Z., Wien: Sie müssen es nach Ihrem Geschäfte am besten wissen, dass die Leute zu nichts mehr Zeit haben, seit durch die raschen Verkehrsmittel und Maschinen so viele Zeit gewonnen wird. Ein Redacteur hat keine Maschine zum Manuscriptlesen, zum Recensieren und Corrigieren, zum Suchen von Verlegern u. s. w. und sein Tag zählt auch nicht über vierundzwanzig Stunden.

Z. V., Steyr: Liegt uns nicht. Hingegen möchten wir Ihnen im Gegensatze zu den unzähligen Modecuren die „Brütecur" vorschlagen. Jemand, der sich irgendwie leidend fühlt, soll sich auf vierzehn Tage lang ins Bett legen und unter den Decken eine möglichst hohe und gleichmäßige Wärme zu erreichen suchen. Auch ein Ausruhen und Kräftesammeln.

M. Z., Innsbruck: Natürlich halten sich die Herren unsauber. Karl Vogt, das Haupt des wissenschaftlichen Materialismus, bezeichnete das menschliche Denken als ein Urinieren des Gehirns. Sohin sind Karl Vogts wissenschaftliche Werke eine Art — na! Wie nennen es die Bauern gleich? —

Fidibus. Ihr kleines Familiendrama passt am besten für diese Stelle:

Die Badecur.

Doctor: Wo fehlt's? Wo fehlt's?

Patient: Unruhe, Aufregung, Schlaflosigkeit, Melancholie. Kurz, mir ist durchaus nicht wohl.

Doctor (nachdem er sich um die näheren Umstände erkundigt): Ich glaube, dass Ihnen eine Badecur gut thun würde.

Patient: Mir eine Badecur?! Mich wollen Sie in ein Bad schicken?

Doctor: Ei doch, Sie nicht. Ihre Frau!

Der Regenschirm. Eine Zuschrift.

„Lieber Heimgärtner!

Im siebzehnten Jahrgange Deiner Zeitschrift habe ich ein kleines Mundartstück gefunden, benamset ‚Der Regenschirm', wenn Du Dich erinnerst. Schon dazumal habe ich über dieses Ding einigermaßen den Kopf geschüttelt, sage ich Dir. Nun höre ich aber, dass genanntes Mundartstück ein gewisses Aufsehen erregt hat, dass es der Verfasser öffentlich vorliest und dass es allenthalben immer wieder begehrt wird. Nun komme ich aus dem Kopfschütteln gar nicht mehr heraus, muss ich Dir gestehen. Wenn dieser ‚Regenschirm' gut ist, dann weiß ich nicht, was schlecht sein soll, denke Dir! Der Stoff für sich ist schon ein unbedeutender, so alltäglicher, dass er alle Tage in jedem Hause vorkommt. Aber davon rede ich nicht, magst Du wissen. Wovon ich rede, ist, dass dabei die Hauptsache fehlt, gänzlich mangelt, sage ich Dir! Der Verfasser hat über die Einleitung rein vergessen, was er wollte. Da reden zwei simple Bauersleute, ein alter Mann und ein altes Weib, eine Weile darüber herum, ob der Mann, der ‚Sama Hiasl', wie ihn der Herr Dichter so geschmackvoll nennt, auf seinem Gang über die Alpe den Regenschirm mitnehmen solle oder den Stecken, weißt Du. Aha, denkt man sich, weil der Wigel-Wagel gar so groß ist, bin ich doch begierig, ob er den Schirm mitnimmt, oder den Stecken. Und denke Dir, wie die beiden so Stuck a fünf Minuten gewartelt haben, bricht das Ding plötzlich ab. Bricht ab, sage ich Dir, und man weiß nicht, ob der ‚Sama Hiasl' den Schirm mitgenommen hat, oder den Stecken, das ist doch zu dumm. Da geht die moderne Art, ein Opus unentschieden und ungelöst ausgehen zu lassen, doch zu weit, sage ich Dir. Das ist denn doch nicht mehr erlaubt. Ich lasse mich aber nicht bei der Nase umführen und stelle die Anfrage an den Verfasser und wärest es Du selber, ob der Mann den Regenschirm mitgenommen hat, oder den Stecken. Ich will es wissen. Wenn Du es weißt, Heimgärtner, so mache aus dieser Lappalie doch kein so großes Geheimnis und theile es im ‚Heimgarten' mit, denn ich bin überzeugt, dass es noch mehr Leute gibt, die Klarheit haben wollen, verstehst Du?

Ein alter Abonnent, der für sein Geld auch Gewissheit haben will und sich den Modethorheiten nicht anschließt."

Infolge dieses Schreibebriefes haben wir Erkundigungen eingeholt und hat sich Folgendes zur Evidenz ergeben: Der „Sama Hiasl" hat auf seinem Wege über die Alpe den Regenschirm nicht mitgenommen, weil der gute Wind gieng. Er hat auch den Stecken nicht mitgenommen, weil Wolken aufstiegen. — Weil er sich absolut nicht entschließen konnte, ob Schirm oder Stecken, so ist er am Ende auch selber zu Hause geblieben. Damit hat der bange Conflict seine Lösung gefunden, falls der Hiasl nicht heute noch überlegt, ob Schirm oder Stecken. In diesem Falle gehört die Frage eben zu jenen ewigen, unlösbaren Fragen der Menschheit, die keinem Abonnenten weder für Geld noch gute Worte geschlichtet werden können.

* Von jetzt ab lautet die Adresse Peter Roseggers: Krieglach, Steiermark. Alle geschäftlichen Briefschaften, die den „Heimgarten" betreffen, sind zu richten an die Verlagshandlung „Leykam" in Graz, Stempfergasse 4.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Wo bleibt die Liebe?

Ein Sonderbildchen aus dem Leben von **Peter Rosegger.**

„Es wird nicht gehen, es wird umsonst sein", sagte zu sich der Präckel-Bub, der den steinigen Waldweg herabstieg in das Thal, wo das Freisinggehöfte breit, behaglich und schützend dalag, wie eine alte Bruthenne auf ihrem Nest. „Es wird nicht gehen. Es wird umsonst sein. Wir sind ein nothiger Bergbauernsohn, sie ist die einzige Haustochter des großen weitberufenen Freisinghofes. Probieren kann man's ja, 's Probieren kostet nichts."

Im Hausgarten arbeitete sie und duckte sich dabei so tief, dass es schien, sie stehe mit vier Füßen auf dem Salatbeet. Der Präckel-Bub hatte eine hübsch breite Hand und hätte nicht übel Lust gehabt, dieselbe scherzeshalber auf die schöne Rundung zu klatschen, die von der Freisingdirn zur Zeit am auffallendsten hervorstand. Wenigstens fiel es ihm ein, aber der Mensch thut nicht alles, was ihm einfällt. Er blieb vielmehr ganz bescheiden am Zaune stehen und sprach sie an: „Bist halt schon wieder fleißig, Gina!"

Sie richtete sich halb auf, dieweilen sie den Finger noch in der Erde stecken ließ, in die junge Salatpflanzen zu setzen sie eben im Begriffe war.

Digitized by Google

„Na freilich", antwortete sie. 's thut noth. Zu Peter und Pauli wollen wir schon Salat essen".

„Der Salat ist eh gut", sagte er, „ich ess' ihn auch gern."

„Na freilich ist der Salat gut", darauf sie, und arbeitete.

„Rothe Rüben hast auch da", sagte er.

„Rothe Rüben hab' ich auch da."

Er schwieg ein Weilchen, um nachzudenken, was jetzt Kluges zu sagen wäre. Es muss recht klug sein und ein wenig anzüglich, dass sie es merkt, weshalb er da ist.

„Einen schönen Nelkenstock hast auch da!" sagte er.

„Ja", antwortete sie.

„Mit was wird denn so ein Nelkenstock gedüngt?" fragte er, um ein rechtes Interesse für ihre Sache zu zeigen.

„Mit Rossmist", antwortete sie und tauchte mit den Fingern die Wurzel eines schlanken Pflänzleins in den Boden.

„Ah so", sagte er. Da waren sie wieder fertig.

Nun fasste der Präckel-Bub am Holzzaun ein Brett an und rüttelte stark, damit sie sehe, er verstehe anzugreifen.

„Der Zaun wackelt ja!" sagte er.

„Wenn du ihn schüttelst, wird er freilich wackeln", antwortete sie.

Er schwieg und zermarterte seinen Kopf. Auf diese Art kommt man ja nicht weiter. Er muss sich ihr nähern. Aber er hatte den Muth schier gänzlich verloren. Das ist nicht so leicht, als man glaubt. Sie wird ihn abschnalzen. Er muss sie ihm verbindlich machen.

„Wart', Gina", sagte er, „ich will dir die Salatpflanzen zureichen, dass du nicht so weit hinundhergreifen musst."

„Das kannst auch thun, wenn's dich freut", war ihre Antwort.

„O, bei dir freut mich alles!" platzte er heraus, ganz glücklich darüber, endlich in der richtigen Ecke zu sein. „Wir zwei sollten halt zusammenheiraten. Magst, Dirndl?"

Jetzt richtete sie sich auf, fuhr sich mit dem Ärmel über das geröthete Rundgesichtlein, lachte ihn an und sagte: „Das Heiraten ist mir nicht zuwider."

„In Spass und Ernst, Gina. Ich möcht' dich haben. Bin deswegen da. Ganz im Ernst, Gina! Ich hab' mir's schon überlegt. Überleg' dir's halt auch du."

„Narrl, dummes!" lachte sie. „Was braucht es da viel Überlegen, wenn man heiraten will! Schau, dort unter dem Birnbaum geht just mein Vater. Er geht nach Hansbach auf den Viehhandel. Den kannst gleich fragen. Holst ihn leicht ein."

Wenn sie ihn zum Vater schickt, so muss er doch gleich gehen. Sagt der Vater nein, so weiß man auch, wie man dran ist.

Dieweilen der Präckel-Bub eilig über den Hof geht, dem Feldthor zu, wo der alte Freisinghofer vierschrötig hinausschreitet und seinen Stock fest in den Boden setzt, schaut die Gina ihm nach und denkt: Schön ist er gerade nicht. Aber gesund. Gesund und stark schaut er aus. Gesundheit ist eh das beste. Wenn man heiraten will, ist einer wie der andere. Wie es bei uns jetzt ausschaut und was ich vom Vater weiß, kommt kein besserer. Viel zu jung, heißt's, wär' man auch nicht mehr, mit fünfundzwanzig. Freilich fünfundzwanzig, aber doch nicht so. Bei mir waren halt die Jahre kürzer. Über zwanzig bin ich nicht, wenn man's recht um betrachtet. Was weiß der Kalender! Der dumme Kalender! Mir graust schon. Einen Ehrentag will man doch auch haben. — Na, wenn er so langweilig vorantrottelt, wird er ihn nicht einholen! Stader Tepp! Den werd' ich mir herrichten, wenn er erst mein ist! Das ödweilige Umfrötten bei Allem! Entweder geschwind, oder gar nicht, so bin ich. Na endlich! Jetzt stehen sie beieinander. Wird wieder der Vater Geschichten machen. Gott, diese Mannerleut'! —

„Stad, Freisinghofer, stad!" rief ihm der Präckel-Bub nach. „Ich geh' auch ein wenig mit."

Der Bauer stand still: „Ist eh recht."

„Gut steht's heuer, das Roggenkorn!" sagte der Bursch', auf das wogende Feld deutend, wo aus den Halmen schon die jungen Ähren zu gucken begannen.

„Gehst auch mit auf den Markt, oder hast so was mit mir zu reden?" fragte ihn der Bauer kurz. — Er ist herrisch! denkt sich der Bub, es wird ja so umsonst sein. Nun, eine Frag' ist frei, die kann ihn nicht verdrießen und die Nachbarschaft nicht verschlechtern, eher verbessern, auf jeden Fall.

„Na, freilich hätt' ich was zu reden mit Euch, Freisinghofer", sagte er, und zwar frischer und dreister, als er es sich selbst zugetraut hatte. Ist nichts zu verlieren, dann kommt erst manchmal die richtige Kuraich.

„Nachbar Freisinghofer", sagte er und bohrte, wie sie jetzt so nebeneinanderstanden, den einen Stiefelabsatz in den Boden, um sich auf solcher Axe ein wenig hin- und herzuwiegen. „Wenn ich einmal wem nachlauf!"

„Und wenn ich einmal stehen bleib'!" sagte der Bauer.

„So muss es schon was Wichtiges sein. Dass ich's geradeweg sage, Freisinghofer, wenn Ihr mir Eure Tochter Regina zum Weib geben wollet, so wär' mir das gar nicht zuwider."

„Hast du mit dem Mädel schon gesprochen?"

„Das ist gewiss. Sie schickt mich her, dass ich mit dem Vater reden soll."

„Ja, ja, ihr jungen Leut'! Das geht nicht so schnell, wie ihr glaubt!" sprach der Bauer in derbem Tone. „Vor vierzehn Tagen kann keine Red' sein!"

„Wir können es ja noch überlegen", meinte der Präckel-Bub.

„Nichts da, überlegen!" rief der Freisinghofer. „Vor vierzehn Tagen kann die Hochzeit nicht sein. Was wisset ihr, was das für Vorbereitungen braucht!"

„Ich meine, es eilt auch nicht so", sagte der Bursch' bescheidentlich, fast kleinlaut.

Und der Alte: „Dann ist's am besten, ich lass' heut' den Markt Markt sein. Gekauft hätt' ich eh nichts. Und gehen miteinander nach Kiendorf zum Notar. Ihr junges Volk gebt ja doch keine Ruh, bevor ihr nicht beisammen seid."

„So muss ich gleich zu meinem Haus hinauf und ein besseres Gewand anlegen", sagte der Bub.

„Dass du dich nicht verweilst, Josel. Kannst nachher gleich zu Mittag essen bei uns."

Der Präckel-Bub stieg seinen Berg hinan. Der Freisinghofer blickte ihm nach: Haben thut zwar auch der nicht viel. Ist aber zur Arbeit stark und greift fest an. Man merkt's auch in seinem Weibsuchen, dass er nicht blöde ist. Der soll nachher halt selber schauen, wie er fertig wird mit der G'schicht!

Und der Bub unterwegs, der wusste gar nicht, wie ihm geschah. — Er ist ja so viel als Freisinghofer! Reicher Freisinghofer! Soll das geträumt sein? — Wenn der Mensch schon zum Frühstück Griesknödel isst, da wird der Magen schwer. Träume sollen ja vom Magen kommen, sagt der Schulmeister, auch wenn man wacht, bisweilen. Reicher Freisinghofer auf einmal! Es ist zu dumm!

Im Gegentheile, es war eigentlich sehr gescheit! Und wie der Alte mit sich reden ließ! Als sie hernach gegen Kiendorf hinausgiengen und der Präckel-Bub unter umständlichem Stottern eingestehen musste, dass der Präckelhof auch seine Sorgen habe, sagte der Freisinghofer freundlich: „Wie's halt schon geht. Thuet halt miteinander auf Gütergemeinschaft. Ein bissel was wird doch da sein. Was dein, das ist ihr, was sie hat, ist dein."

Das war dem Burschen überaus angenehm. Er packte vor Vergnügen darüber das Dirndl plötzlich an der Hand und drückte sie keck.

„Auweh!" rief sie. „Du bist aber schon auch ein bissel ein Grobian, Josel!"

„Beim Gernhaben kann einer nicht leicht zu grob sein", meinte der Alte. Darauf blieb er stehen, es gabelten sich zwei Wege.

„'s ist wahr", sagte er. „Wir könnten gleich nach Hansdorf zum Pastor. Mit dem Notar hat's immer noch Zeit. Hauptsache ist jetzt das

heilige Versprechen. Und die Hochzeit vorbereiten. Wir wollen uns nicht lumpen lassen."

Einen wahren Heiligenschein bekam das Gesicht der Gina, als sie von einer festlichen Hochzeit hörte. Ihre Schulgenossinnen hatten größtentheils schon abgeheiratet und sogar Schadenfreude geoffenbart. Nun sollen sie sehen! Die Freisinghoftochter soll einen Ehrentag haben, wie er seit dreißig Jahren nicht mehr gewesen ist!

Und von heute am fünfzehnten Tage, als das öffentliche Aufbieten, das Einladen und Brautpoltern vorüber war, kam dieser Ehrentag. Die Regina war's, sie war Königin! Sie trug ein weißes Schleppgewand und eine Blumenkrone, was weiß ich, es ließe sich wunderbar beschreiben. Aber, offen gestanden, der Erzähler hat an dieser Hochzeit keine besondere Freude. Er erinnert nur, dass es unermesslich viele Pracht gab, das ganze Dorf war bei der Hochzeit, sogar Leute von den katholischen Nachbarsgemeinden. Und alles schwamm in Blumen und Grünzeug, in Sträußen und Bändern, deren bunte Farben grell hinausschrien in alle Weiten: „Salve Regina!" Eine nachgerade schreckliche Majestät bekundeten die Blechinstrumente der lungenfesten Musikanten und die krachenden Pulvermörser. Der Wein wurde nicht aus Gläsern getrunken, das waren zu engherzige Verhältnisse, er floss aus Thonkrügen, einer zu drei Litern! Aus Thonkrugschnäbeln schnurgerade in den Mund! Das thut's. Die Brautgaben, die Gesundheitstränke, die Hochzeitsreden, die Kranzeljungfern, das Kranzelabtanzen und all die deutsamen Hochzeitsgebräuche, aus der ganzen Gegend und vielen Generationen zusammengesucht — es war großartig! Und die Leute flüsterten, schrien, sangen es hinaus, eine so lustige Hochzeit hätten sie noch nicht erlebt. Diese Ehe beginne glückselig, wie das ewige Leben! — Die Königin saß natürlich mitten in der hufeisenförmigen Festtafel und nahm die Huldigungen gnädig und wonnig entgegen. Was sah sie nicht alles zu ihren Füßen! Was ward ihr nicht alles dargebracht! Die aufgedonnerten Gewand- und Essspenden, die süßsäuerlichen Ansäuselungen der Weiber, die ernster gemeinten Glutblicke junger Burschen, die ihr besonderen Spass bereiteten. Sehr saubere Mannsbilder gab's dabei! Und — verlaub zu fragen, wo war denn der Bräutigam? Aber! Der saß doch immer neben ihr, an der rechten Seite, etwas tiefer, etwas im Hintergrunde. Mit größter Gelassenheit ließ er die Braut Königin sein. Er begnügte sich, nun bald der reiche Freisinghofer zu sein. Das würde nicht einen einzigen Tag währen, sondern vierzig, fünfzig Jahre oder länger; mein Gott, manche Leute, die sich leicht geschehen lassen können, werden achtzig, neunzig Jahre alt. Das Weib nimmt er halt nebenbei mit, so gut es geht. Das gehört eben zu seinen Aufgaben, zu einer guten Existenz. — Na, jetzt kommt eine mit den Honigkrapfen. Die hätte auch die andere Tischreihe nehmen

können! — Das war nämlich im Wirtshause die Küchenmagd. Weil Noth an Aufträgerinnen war, so musste auch sie dran. Und so kam sie mit ihrer Riesenschüssel, in welcher die frischgebackenen Krapfen dampften. Die Magd wendete ihr blasses Gesichtlein abseits, als sie dem Bräutigam die hochgeschichtete Schüssel hinhielt. Als er sich mit der zweispießigen Gabel ein schönes Stück herausgestochen hatte, gab sie ihm die Schüssel in die Hand: „Deiner Braut kannst du sie reichen!" Ihm schien, als zitterten ihre Arme, er vermied es, sie anzublicken, dachte aber bei sich: Um dieses Mädel thut's mir leid! — Sie war schon wieder fort, er sah sie nicht mehr, den ganzen Abend nicht.

In den Stuben dampfte und dunstete es schrecklich, roch nach Speisen, Wein, Kerzen, Tabak und Leuten. Es war der Hochzeitsgeruch, der berauschende, betäubende. Das Brautpaar hielt aus bis nach Mitternacht. Dann gieng ein Schwarm davon. Das junge Ehepaar hatte eine halbe Stunde bis zum Freisinghofe. Ihretwegen hätte der Weg weiter sein dürfen. Auch seinetwegen. Gott, was war diese Luft köstlich, diese stille träumende Nacht! Der Josel hätte immer so fortgehen mögen. Er legte seinen Arm um den Nacken eines Jugendkameraden und sie sangen mitsammen einen Jodler. Die Gina wurde vom Brautführer begleitet und mehreren Hochzeitsburschen. Auch sie waren lustig und vor dem Freisinghofe wurde zum Schlusspunkt noch ein schallendes Ständchen gebracht, das letzte Salve Regina.

Bald hernach fanden sie sich allein in der dumpfen Ruhe des Hauses. Sie sagte ihm kurz: „gute Nacht!" und eilte in ihr Kämmerlein. Er gieng in seiner ihm angewiesenen Stube noch ein Weilchen auf und ab und betrachtete die alten Schränke und Kästen; sie waren aber zugesperrt. Er löschte das Licht aus, legte sich ins Bett, aber die Hochzeit brodelte ihm noch im Kopfe herum, er konnte nicht schlafen. Er hätt, am liebsten schon den Morgen gehabt, um alles in Augenschein zu nehmene was jetzt sein war oder sein werden sollte. Da er doch nicht schlafen konnte, so stand er wieder auf, machte Licht und gieng an einige Kammerthüren, um etwa schon jetzt die Vorräthe in Augenschein zu nehmen. Es war aber alles zu, ganz fest zu — auch die Kammerthür zur Gina.

Am nächsten Morgen schlief er lang und als er aufwachte, streckte er sich mit großem Behagen auf seinem Bette. Wenn man als Freisinghofer aufwacht! Der Hof war übrigens in großer Unordnung, das Gesinde verschlafen, mürrisch; das Vieh plärrte hungrig in den Ställen. Nach so einem Tage ist das aber kein Wunder. Das Wetter regnete, die Gasse war lehmig, so dass der Karren eines Holzfuhrwerkes bis an die Räderachsen einsank. Beim Frühstück kamen sie zusammen in der düsteren, ungelüfteten Stube. Die Gina und er. Sie schauten sich fast betroffen an. Die Gebräuche und Lustbarkeiten waren vorüber, aber es sind nicht bloß

Gebräuche und Lustbarkeiten allein gewesen, sie waren unter all diesen heiteren Vorgängen Mann und Weib geworden. War das wirklich so? Die Gina lachte, sie fand es komisch.

An diesem Tage wollten sie zum Notar gehen, da kam der Amtsbote mit Briefschaften. Der alte Freisinghofer schob gähnend — er hatte auch nicht ausgeschlafen — die Papiere dem Josel zu. Aha! dachte dieser, das ist gewiss schon der Steuerbogen. Wenn sich alle Sachen so pünktlich einfänden, wie der Steuerbogen! Nun, wer was hat, der muss sich auch die Abgaben gefallen lassen. — Es war aber etwas anderes. Es war etwas Unangenehmeres. Es war ein ganz abscheulicher Katzenjammer nach dem Festtage. Das erste der Papiere war eine notarielle Zuschrift mit der Drohung, dass der Stiftmüller zu Hansbach sein Guthaben von zweitausend fünfhundert Gulden gerichtlich einklagen müsse, wenn es der Freisinghofer nicht innerhalb acht Tagen zahlen würde. Das zweite Papier war eine gerichtliche Zustellung von der Sparcasse. Die Sparcasse hatte schon eingeklagt, sie wollte vom Freisinghof ihre dreitausend Gulden haben.

„Was bedeutet das?" fragte der Josel den Alten. Dieser zuckte missmuthig die Achseln: „Was kannst machen! Heißt's halt zahlen, oder wenn du das nicht kannst, den Hof verganten!" —

Was soll ich die peinlichen Auftritte weiter schildern? Wo wir lieber dem Herrgott danken möchten, nicht dabei gewesen zu sein. Schon am zweitnächsten Tage war's, dass der Josel wieder oben in seinem Präckel-Hause hinundhergieng und hinter sich alle Thüren zuschlug unter den ächzenden Wänden. Er blieb oben. Die Gina schickte nicht zu ihm hinauf, aber der Hansdorfer Pastor kam nach acht Tagen, ihn mahnend an seine Pflichten.

An welche Pflichten?

Die er am Altare eingegangen mit seiner Eheliebsten.

Mit seiner Eheliebsten! Von Liebe und Treue bis in den Tod soll am Altare die Rede gewesen sein. Das musste der Präckel-Bub ganz überhört haben. Der Mensch hat an anderes zu denken, wenn er eine so große Wirtschaft übernimmt.

Der Josel gieng nun nothgedrungen zwar wieder hinab, aber nicht, um den Freisinghof zu übernehmen, den ließ er großmüthig dem Alten, als vielmehr, um sein Weib auf das Präckelhaus heimzuführen. Sie gieng jedoch nicht mit ihm, sie blieb in ihrem Vaterhause, und wenn der Josel nicht Mannes genug sei, um dasselbe aus den Schulden zu reißen und wieder wohlhabend und angesehen zu machen, wie es ehemals gewesen, so pfeife sie auf ihn. So gieng er allein wieder hinauf und war verzagt bis zur Verzweiflung. Wenn er die arme Magd genommen hätte, die Rosel, die ihn so gerne gehabt hat! Gott, was ist das für

ein liebes, fleißiges, anspruchsloses Mädel im Vergleich mit dieser Gina! — Jetzt ist das Leben verspielt. Höllverdammter Freisinghof du!

Die Gina war freilich auch nachdenklich geworden darüber, dass sie so ohne alle Neigung zu diesem Manne blind dreingeheiratet hatte, aus dummer Freude an einem „Ehrentag“ und wohl auch in der Hoffnung, der sonst tüchtige Präcker-Bub würde den Hof allmählich aus der Verlegenheit ziehen. Als sie nun vernahm, dass der Josel so todestraurig sei, da empfand sie für ihn das erstemal etwas. Es wäre dann ja auch für sie besser, wenn sie wieder frei sein und vielleicht doch gelegentlich eine glücklichere Wahl treffen könnte. Auch nahegelegt wurde es ihr, und so bat sie den Josel auf eine Unterredung. Ich weiß nicht, wer zuerst das Wort ausgesprochen, aber recht war es beiden. Es war kein Trotz da und keine Eifersucht, und sie wollten anständig wieder auseinandergehen, damit jedes nach seiner Art und nun gewitzigt sich bestreben könnte, glücklich zu werden.

Sie giengen zum Amte, ließen sich willig scheiden, und das war die erste und wohl auch die letzte Liebesthat, die sie sich einander geleistet haben.

Verfehltes Ziel.

Novelle von **Max von Weißenthurn.**

„Ich sage dir, dass ich mich rasend vernarrt habe, ich will und muss sie heiraten!“ rief Oskar von Trostburg in hellem Zorn. „Ich hasse sie, sie soll elend zugrunde gehen, als enttäuschte, streitsüchtige, alte Jungfer, wenn sie mich nicht nimmt!“

Mit langen Schritten stürmte der junge Mann im Gemache auf und nieder, seine Augen blitzten; eine Löwin, der man ihr Junges geraubt, hätte nicht wilder, nicht unbändiger aussehen können. Die Wildheit lag sonst gar nicht in Oskar von Trostburgs Art. Der junge Mann wurde allgemein „der schöne Oskar“ genannt; er zählte erst zweiundzwanzig Jahre, war so heißblütig, als man dies in solcher Jugend zu sein pflegt, sonst aber durchaus nicht bösartig. Momentan freilich befand er sich in gefährlicher Laune, denn er war, wie er sich jetzt sagte, einer gefallsüchtigen Kokette in die Netze gelaufen, die sich nun plötzlich nicht weiter um ihn kümmerte.

Mit blitzenden Augen stürmte er noch immer im Gemache hin und her und schmähte die spröde Schöne.

„Eine herzlose, betrügerische Kokette!“ rief er zornig. „Sie gab mir jede Ermuthigung, deren ein Weib nur fähig ist, sie zog mich an

sich, bis ich den Kopf vollständig verloren hatte, plötzlich wendet sie sich von mir, drückt ihr Taschentuch an die Augen, behauptet, sie habe immer nur an freundschaftliche Beziehungen gedacht und begreife nicht, wie ich mir mehr oder anderes habe in den Kopf setzen können. Hol' sie der Teufel, sie und ihr ganzes verrätherisches Geschlecht! Aber, es ist noch nicht aller Tage Abend, ich werde mich rächen, sowahr ich Oskar von Trostburg heiße!"

„Und wie willst du das bewerkstelligen?" fragte vom Sofa herüber eine phlegmatische Stimme, „sie ist ja doch ein Weib, als solches kannst du sie unmöglich fordern, um sie dann kaltblütig niederzubrennen. Ich gebe ja zu, dass man alle möglichen rachsüchtigen Gefühle zu empfinden imstande ist, aber wie selten im Leben kann man ausführen, was man gerne möchte. Es ist eine Ungerechtigkeit in den menschlichen Satzungen, dass Frauen, welche mit Männerherzen spielen, doch jeder Strafe entrinnen; du und ich aber, wir werden schwerlich imstande sein, das zu ändern, und es erübrigt uns somit wohl nichts anderes, als Fügsamkeit."

Hugo Werden hatte heute eine viel längere Rede gehalten, als dies seiner angeborenen Bequemlichkeit sonst ähnlich sah; er lag der Länge nach auf dem Sofa hingestreckt da, rauchte aus einer braunen Meerschaumpfeife und blickte träumerisch den sich ringelnden Wölkchen nach, welche zu der Decke emporzogen. Hugo Werden war ein hübscher, intelligent aussehender Mann, um mehrere Jahre älter als sein Freund Oscar und als Rechtsanwalt sehr beliebt. Seine Hauptuntugend bestand darin, dass er sich nicht immer dazu aufraffen konnte, seinem Berufe nachzugehen, weil er zu träg war.

„Glaubst du, mir ist es nie geschehen, dass ein Mädchen ihr tändelndes Spiel mit mir getrieben, um mich dann schnöde sitzen zu lassen?"

Oskar von Trostburg, der noch immer mit großen Schritten im Gemache auf und ab gieng, blieb überrascht stehen.

„Du — du, der schöne, unwiderstehliche Werden, — auch mit dir sollte ein Weib gespielt haben, um dich dann zu täuschen, zu betrügen, zu verlassen?"

„Gewiss ist mir all das widerfahren, lieber Freund; ein jeder von uns muss derlei durchmachen, wie die Kinderkrankheiten, wie Masern, Scharlach, Keuchhusten und wie das Zeug sonst heißt! Ich bin vielleicht ein halbdutzendmal mit ‚gebrochenem Herzen' umhergegangen und befinde mich deshalb heute doch ganz leidlich! So wird es auch dir gehen, mein Junge, je mehr du rasest, desto rascher erholst du dich! Doch erzähle, ist sie hübsch, die schnöde, kleine Verrätherin?"

„Selbstverständlich! Was glaubst du denn von mir, dass ich mir eine hässliche ausgesucht? Sie ist wunderschön, bezaubernd, sage ich dir! Ach, es packt mich eine tolle Wuth, wenn ich an sie denke!"

„Also göttlich — na, mir auch recht! Und ihr Herz, das gehört vermuthlich einem anderen, wie? — Wie heißt sie denn, Oskar?“

„Sophie von Sonnenberg! Die halbe Männerwelt unseres Städtchens ist in sie vernarrt!“

„Sophie! Böses Omen das, habe noch nie eine Sophie gekannt, welche nicht eine geborene Kokette gewesen wäre. Wie sieht sie aus, blond — brünett?“

„Brünett; sie hat dunkle Augen, ein pikantes, ganz unwiderstehlich hübsches Gesichtchen, ich sage dir, reizend! Und es ist schmählich, dass sie mich so behandelt hat!“

„Zugegeben! Die böse Hexe verdient alle Strafen der Hölle. Da wir aber nicht die Macht besitzen, dieselben über ihr schuldiges Haupt heraufzubeschwören, so wollen wir ihr ihr Vorgehen in der gleichen Münze zurückzahlen, deren sie sich bedient. Was sagst du dazu?“

„Ausgezeichnet!“ rief Oskar plötzlich, vor dem Freunde stehen bleibend. „Ich habe einen kostbaren Gedanken und du, du allein kannst mir zu dessen Ausführung behilflich sein!“

„Bis zu meinem letzten Athemzuge will ich dir zur Seite stehen, nur thu' mir den Gefallen und schlage keinen so entsetzlichen Lärm. Reiche mir einmal die Streichhölzchen, meine Pfeife geht aus.“

„Hugo, du weißt doch, dass die Weiber dich unwiderstehlich finden!“

„Wirklich? Sehr liebenswürdig von ihnen, und was weiter?“

„Weshalb solltest du nicht Sophie von Sonnenberg den Hof machen, sie zu dem Glauben berechtigen, dass du in sie verliebt seiest, und sie dann gerade so behandeln, wie sie mich behandelt hat?“

Hugo Werden richtete seine großen, träumerischen Augen mit etwas verwundertem Ausdrucke auf seinen jungen Freund.

„Ist das dein Ernst, Oskar?“ fragte er leise.

„Mein vollster Ernst!“

„Aber gesetzt den Fall, ich könnte es thun, gesetzt den Fall, ich wäre wirklich jener unwiderstehliche Don Juan, für welchen du mich schmeichelhafterweise zu halten scheinst, gesetzt den Fall, es würde mir gelingen, der schönen Sophie Neigung einzuflößen, kommt es dir nicht vor, dass die Rolle, welche ich da spielen würde, eine schlechte wäre?“

„Eine schlechte? Und wie nennst du denn das Benehmen, dessen sie sich mir gegenüber schuldig gemacht hat? Sie soll durchmachen, was ich gelitten, sie soll erfahren lernen, wie wohl das thut — glaube mir, sie hat es in reichem Maße verdient! Ich weiß, Hugo, du bringst es zuwege, dass sie sich in dich verliebt! Du hast eine Art gegen Frauen, welcher keine zu widerstehen vermag. Du bist nicht mein Freund, wenn du mir in dieser Angelegenheit nicht hilfreich zur Seite stehst!“

„Was würde ich nicht thun, um dir einen Gefallen zu erweisen! Fünfzig Herzen brechen, wenn du es forderst! Also abgemacht, hier meine Hand darauf, es geschieht alles, was du begehrst!"

„Du wirst mit ihr kokettieren, du wirst ihr Liebe heucheln und sie dann sitzen lassen?"

„Wenn die Götter mir beistehen, ja! Lass uns den Kampf gleich in Angriff nehmen; ich möchte mein Opfer heute noch kennen lernen."

„Sei vorsichtig, Hugo!" rief Oskar, der jetzt, wo der Freund sich lebhafter für die Sache zu interessieren begann, plötzlich ruhiger wurde. „Sie ist sehr hübsch, ganz außergewöhnlich hübsch; wer weiß, ob sich das Blatt nicht wendet."

„Ah, du meinst wie in der alten Geschichte von dem protestantischen Priester, der nach Rom gieng, um den Papst zu bekehren, und selbst als glühender Katholik in die Heimat zurückkam? Nein, ich danke dir verbindlichst für deine gute Meinung, mein Herz ist gepanzert, es hat schon zu viele Belagerungen über sich ergehen lassen, um dieser brünetten Kokette so leicht zum Opfer zu fallen. Ich bin gewarnt, folglich auch gewappnet. Komm, alter Junge, zwischen Lipp' und Kelchesrand kann sich mancherlei zutragen! Wir wollen also die Zeit nicht länger vertrödeln, sondern die Operation gleich in Angriff nehmen; meinst du nicht auch?"

„Wie sieht es denn draußen aus?" rief Oskar, ans Fenster tretend. „Ah, es regnet in Strömen! Machst du dir etwas daraus?"

„Ganz und gar nicht, von mir aus kann es auch Messer und Gabeln regnen; nimm deinen Rock und lass uns gehen! Ich denke, den Kreuzzüglern müsste es beiläufig so zumuthe gewesen sein, wie mir, als sie gegen Jerusalem zogen! Wo aber finden wir die schöne Sophie?"

„Bei ihrer Schwester Frau von Wiener; sie ist erst seit fünf Wochen hier auf Besuch, hat es aber während dieser Zeit zuwege gebracht, den Leuten vollständig die Köpfe zu verdrehen. Ich weiß von mindestens fünf Heiratsanträgen, den meinen ausgeschlossen, auf die sie alle mit einem ‚Nein' geantwortet hat."

„Mach dir nichts daraus, alter Freund, Rache ist süß, und sie soll dir zutheil werden, ehe viele Tage ins Land gehen! Nun hüten Sie sich, mein schönes Fräulein, der sieghafte Held naht!"

Die beiden jungen Leute traten auf die nasse Straße hinaus, sie riefen einen vorüberfahrenden Wagen heran und ließen sich nach Frau von Wieners Wohnung bringen. Mit rachsüchtiger Hast klingelte Oskar.

„Wird sie nicht einigermaßen überrascht sein, dich hier zu sehen, nachdem sie dir einen Korb gegeben?" fragte Hugo Werden.

„Was liegt mir daran? Ihre Empfindungen, ihre Gedanken, ihre Überraschung, all das sind Dinge, die mir vollkommen gleichgiltig geworden."

Frau von Wiener war eine schöne, sympathisch aussehende Matrone und noch in den besten Jahren; sie begrüßte Oskar freundlich und nahm die Vorstellung seines Freundes Hugo mit gewinnender Herzlichkeit entgegen.

„Wir sind an diesem hässlichen regnerischen Abende ganz allein, meine Schwester und ich; mein Mann ist für ein paar Tage über Land gegangen.“

Es erfolgte nun die obligate Vorstellung zwischen dem jungen Rechtsanwalt und dem Fräulein von Sonnenberg, und Hugo musste sich gestehen, dass Sophie wirklich eines der hübschesten Mädchen sei, welches er je geschaut.

Schwarze Augen, rosige Wangen, dunkle Locken, das Lächeln eines Engels und tadellos gekleidet — was kann man also noch mehr begehren! sagte sich der junge Mann, während seine Blicke wohlgefällig auf der holden Erscheinung ruhten. Armer Oskar — ich bedauere ihn wirklich, denn ich muss gestehen, dass ich seit Monaten nichts Anmuthigeres geschaut, und es mag sehr fatal sein, die Empfindung hegen zu müssen, dass man einem so reizenden Geschöpfe gleichgiltig ist!

Hugo Werden nahm neben dem hübschen Mädchen platz; er ließ sich mit der schönen Sophie in ein lebhaftes und anziehendes Gespräch ein und Oskar sah mit neidischen Augen zu, wie sein schöner Freund Sophie anregend unterhielt, wie diese lebhaft mit ihm sprach. Er litt dabei Höllenqualen und es fehlte nicht viel, so hätte er den Einfall verwünscht, den Freund hierher gebracht zu haben. Seine schlechte Laune war in steter Zunahme begriffen, wenn er hörte, wie vielerlei sich die beiden zu sagen wussten. Hugo sprach vom Theater, von neuerschienenen Büchern, von seinen Reisen, und er wusste so anregend zu erzählen, dass man es nur natürlich finden musste, wenn die schöne Sophie seinen Worten mit athemlosem Interesse lauschte.

Das offenstehende Clavier rief endlich seine Aufmerksamkeit wach, er forderte Sophie auf, zu spielen, und nachdem ihre schlanken Finger eine Weile über die Tasten dahingeflogen waren, beugte er sich zu ihr nieder, um ihr allerhand schmeichelhafte Dinge zu sagen. Hugo hatte einen prächtigen Baryton, und so kam es, dass er sich auch herbeiließ, zu singen. Ehe man sich dessen versah, schlug es elf Uhr, und Oskar, der sich eigentlich den ganzen Abend hindurch geärgert hatte, fand, dass es Zeit sei, zum Aufbruche zu mahnen.

Als die beiden Freunde draußen in der kalten Abendluft standen, lüftete Oskar den Hut und ließ die scharfe Abendbrise um seine heißen Schläfen wehen; er war sehr verstimmt und sehr schweigsam, Hugo Werden aber schien dessen nicht zu achten.

Sich eine Cigarre anzündend, sprach er mit halbem Lächeln:

„Der Feldzug hat also begonnen, das feindliche Lager wird unterminiert; das kleine Mädchen ist aber wirklich ganz reizend hübsch!“

„Darauf habe ich dich ja vorbereitet“, warf Oskar mürrisch ein.

„Auch sehr gebildet und angenehm; ich erinnere mich kaum, jemals einen köstlicheren Abend zugebracht zu haben."

„Das will ich glauben, sie hatte ja nur Augen und Ohren für dich."

„Lieber Junge, du wirst doch nicht eifersüchtig sein? Ich that ja nur, was du begehrt hast. Auch hast du gar keinen Grund zur Eifersucht", fügte er ernster hinzu. „Sie ist, wie du mir selbst gesagt, eine Kokette von Profession; sie versteht ihr Geschäft und ich meinerseits weiß ganz genau, wie geringen Wert man auf ihre schönen Worte zu legen hat. Zünde dir eine Cigarre an und sei guten Muthes! Wenn der Zufall uns nur ein klein wenig günstig ist, so können wir der schönen Sophie die Lust vertreiben, dich zum Besten zu halten."

Das war alles ganz richtig, aber trotz alledem fühlte sich Oskar ernstlich verstimmt. Sophie galt ihm nichts, er haßte sie glühender denn je, aber sein Rachedurst war trotzdem einigermaßen abgekühlt. Er fand die Cur fast schmerzlicher noch, als das Übel selbst. Für einen jungen Mann von seiner Charakterveranlagung war es rein zum Tollwerden, mit ansehen zu müssen, wie das schöne Mädchen einen anderen ebenso verführerisch anlächelte, wie ihn. Oskar wünschte jetzt von Herzen, es wäre ihm nie der Gedanke gekommen, sich zu rächen und seinen schönen Freund Hugo Werden zum Werkzeug seiner Rache zu machen.

„Gehst du schon wieder hin?" pflegte er verdrießlich zu fragen, so oft jener den Abend nicht mit ihm zubrachte.

„Natürlich! Wie magst du nur daran zweifeln?" erwiderte dieser unbefangen. „Du weißt doch besser wie alle übrigen, wie die Dinge stehen, und daß ich verpflichtet bin, das Versprechen zu halten, welches ich dir gegeben! Hast du überdies nicht gehört, als wir das letztemal zusammen dort waren, wie sie mich aufforderte, bald wiederzukommen? Dich hat sie vollständig übersehen. Ich werde wieder und wieder hingehen, verlaß dich darauf, bis du, mein Freund, gerächt bist."

„Ich weiß fürwahr nicht, ob mir jetzt noch so viel an der Sache gelegen, als ich ursprünglich geglaubt habe. Wenn man ruhig nachdenkt, kommt man zuweilen zu einer vernünftigen Schlußfolgerung, und als ich euch neulich beobachtete, sagte ich mir, es sei eigentlich niedrig, gegen ein Weib auf eine solche Weise Krieg zu führen. Erinnere dich nur, du bist anfangs ja ganz der gleichen Meinung gewesen."

„Wirklich? Nun, das habe ich seither vollständig vergessen. Meine Ehre ist dabei im Spiel, du mußt also deine Bedenken aufgeben, denn ich werde jedenfalls alles daran setzen, die schöne Sophie zu besiegen, oder wenn das nicht gelingt, für immer von der Bildfläche zu verschwinden. Gute Nacht, mein Junge! Morgen bin ich wieder im feindlichen Lager, wenn du dich also überzeugen willst, wie geschickt ich zu kämpfen verstehe, so komm auch du dorthin!"

Nachdem Hugo Werden sich von dem Freunde getrennt, lachte er leise vor sich hin.

„Armer Junge! Die Eifersucht ist ein grünäugiges Ungeheuer und ich sehe schon, dass er derselben verfallen. Ich muss nur ehrlich gestehen, dass die kleine Hexe das anmuthigste weibliche Wesen ist, welchem ich seit Jahr und Tag begegnete. Würde ich das Verlangen danach tragen, zu heiraten, was allerdings nicht der Fall, so könnte ich mir gar kein reizenderes Frauchen denken als dieses. Wie die Dinge aber nun einmal stehen, ist es für die Kleine doch recht schade, dass ich nicht gesonnen bin, zu heiraten."

Als Oskar von Trostburg am folgenden Abende um halb neun Uhr in Frau von Wieners Salon erschien, fand er seinen Freund bereits dort vor; er sonnte sich in dem Lächeln der holden Sophie. Wie lange er schon dort weilte, wusste Oskar nicht, er hörte nur, wie sie mit ihrer Schwester und Hugo verabredete, das Theater am folgenden Abende gemeinsam zu besuchen; sie hielt einen Rosenstrauß in der Hand, der — die Eifersucht verrieth ihm das — nur Hugos Geschenk sein konnte, und er fand es geradezu empörend, dass das Mädchen sich in der Gesellschaft seines Freundes merklich zu unterhalten schien. Oskar biss die Zähne aufeinander, und wenn er in dieser Stunde imstande gewesen wäre, seinen Freund umzubringen, so sagte er sich, dass er es mit kaltem Blute gethan hätte.

Jener Abend und viele, welche darauf folgten, blieben sich stets gleich. Angenehmes Geplauder, musikalische Genüsse, bestehend aus Gesang und Clavierspiel, wechselten ab mit geistvoller Lectüre, und Oskar von Trostburg hatte oftmals das Gefühl, als ob er zum Wahnsinne getrieben werden sollte.

So vergiengen zwei Monate. Die wärmere Jahreszeit brach an. Sophie redete davon, der Hitze und dem Staub des Stadtlebens entgehen zu wollen; sie sagte, dass sie Heimweh habe und sich nach ihren stillen Bergen sehne. Die zwei Monate in der Stadt seien allerdings recht angenehm gewesen, aber nun wäre es Zeit, an die Heimkehr zu denken. Man werde der ewigen Unterhaltung, des Theaters und der Vergnügungen auch müde. „Sie dürfen nicht vergessen, Herr Doctor Werden", hatte sie zu diesem gesagt, „dass ich schließlich doch nur ein einfaches, kleines Landmädchen bin. Wenn Sie, Herr von Trostburg, im Laufe des Sommers in unsere Gegend kommen und am Fischfange Vergnügen finden, dann will ich Ihnen bei uns die Honneurs machen und trachten, Sie ebenso gut zu behandeln, als Sie mich behandelt haben."

„Sie sind mit uns beiden ja recht gut umgegangen, mein gnädiges Fräulein", wandte Doctor Werden bedeutungsvoll ein; „Sie erobern unsere Herzen im Sturm und brechen dieselben dann, indem Sie uns plötzlich verlassen; was ist denn das für eine Behandlung?"

Sophie von Sonnenberg lachte und blickte neckisch vor sich hin.

„Nun, Oskar, das Spiel ist vorüber, der Vorhang nahe daran, niederzugehen; die Hauptdarstellerin verreist morgen. Was hältst du jetzt von dem Ganzen?"

„Nicht viel", erwiderte der andere finster. „Dass du ihr den Hof gemacht, sehe ich allerdings. Es sah ganz verteufelt danach aus, als ob es dir damit ernst wäre, aber ich glaube nicht, dass du sie so zurückstoßen wirst, wie sie mich zurückgestoßen hat."

„Hm, vielleicht bot sich mir bisher noch nicht die entsprechende Gelegenheit dazu. Mag sein, dass ich unwiderstehlich bin; da du es sagst, wird sich's wohl so verhalten, aber bei der kleinen Person scheint der Zauber doch nicht ganz so stark zu wirken, wie du dir's vorgestellt hast. Seit zwei Monaten bin ich unausgesetzt so liebenswürdig und fesselnd gewesen, als man sich dies nur irgend vorstellen kann, und doch reist sie morgen aufs Land, wie es scheint, ohne das allergeringste Herzeleid. Übrigens, lieber Junge", fügte Hugo hinzu, indem er dem Freund auf die Schulter klopfte, „ich entsage der Hoffnung doch noch nicht, dass es mir gelingen werde, dich zu rächen."

In stummer Frage blickte Oskar empor, und der andere fuhr fort:

„Lass mir noch einige Wochen Zeit! So träg ich auch sein mag, habe ich doch noch immer das Ziel erreicht, welches ich mir gesteckt, wenn es mir darum ernstlich zu thun war, und in diesem Falle ist es mir wirklich und wahrhaftig ernst. Vertraue mir, alter Freund, und warte noch!"

Da Oskar nichts anderes zu thun wusste, kam er der Aufforderung Hugos nach und harrte geduldig seiner Rache.

Fräulein von Sonnenberg verließ wirklich die Stadt schon am nächsten Morgen. Dem armen Oskar war es zumuthe, als habe die Sonne aufgehört zu scheinen, sein Freund aber sprach ihm Muth zu und behauptete steif und fest, die Situation sei noch immer nicht als verloren aufzugeben.

Oskar aber legte plötzlich viel weniger Wert auf den Racheplan, welchen er sich so schön ausgedacht; er liebte die böse kleine Sophie mehr denn je und sein Herzeleid wurde von Tag zu Tag größer, aber er hatte es aufgegeben, nach Rache zu lechzen. In recht trüber Gemüthsstimmung vegetierte er weiter, aß fast gar nichts mehr und machte melancholische Gedichte. Doctor Hugo Werden aber verschwand plötzlich aus der Stadt. Oskar wusste nicht, wohin er sich begeben, seine Hausfrau konnte ihm keine Auskunft ertheilen, und Schneider wie Schuhmacher, denen er ziemlich namhafte Beträge schuldete, fühlten sich auf das Ernstlichste beunruhigt.

Fünf Wochen vergiengen, da erhielt Oskar plötzlich einen Brief mit der ihm wohlbekannten Handschrift seines Freundes; er öffnete denselben und las:

„Lieber alter Junge! Ich habe mein Wort gehalten — Du bist gerächt, glänzend gerächt. Sophie wird nie wieder, weder mit Dir, noch mit einem anderen kokettieren.“

Oskar legte das Blatt zur Seite, kalte Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne.

Was sollten diese Worte heißen? Hatte Hugo sie ermordet? Oder, schlimmer noch, hatte er Sophie geheiratet? Verzweifelnd griff er nach einem Zeitungsblatte, welches dem Briefe beigeschlossen war, und sah seine schlimmsten Befürchtungen verwirklicht. Da stand es klar und deutlich zu lesen:

„Am fünfzehnten laufenden Monats fand die Trauung des Rechtsanwaltes Hugo Werden mit Fräulein Sophie von Sonnenberg, der zweiten Tochter des Rittergutsbesitzers Leo von Sonnenberg, statt.“

Oskar sank nicht in Ohnmacht, er verschluckte die bittere Pille, so gut es gehen wollte, und griff wieder nach dem Brief des Freundes.

„Siehst du, alter Freund, das kam so: Wenn ich auch ein Sieger bin, so wurde ich meinerseits doch auch besiegt. Sophie hatte sich, wie Du ganz richtig vorausgesehen, in mich verliebt, aber, wie Du es nicht vorausgesehen, verliebte ich mich eben auch in sie. Natürlich hätte ich sie schnöde sitzen lassen können, aber ich würde bei solcher Handlungsweise, um meinem Freunde einen Gefallen zu erweisen, mir selbst das bitterste Leid zugefügt zu haben, und das kann man schließlich vernünftigerweise doch nicht von mir verlangen. Ich that also das, was eigentlich auch für Dich das Klügste ist, weil es Dich am raschesten von Deiner unglücklichen Neigung heilt; ich heiratete Sophie und ich darf wohl zugleich bemerken, dass ich der Glücklichste aller Sterblichen genannt werden kann. Meine Frau fühlt sich auch ganz zufrieden. Leb' wohl, mein Junge; wenn wir nächste Woche zur Stadt kommen, wird es uns aufrichtig freuen, wenn Du uns besuchst. Mit den freundlichen Grüßen meiner Frau nenne ich mich stets Deinen opferfreudigen Freund Hugo Werden.“

Herr und Frau Doctor Werden kamen allerdings im Laufe der folgenden Woche nach der Stadt, aber Herr von Trostburg machte ihnen keinen Besuch, er hatte auch nicht die Absicht, es jemals zu thun, und behandelte seinen Freund von da an mit kühlster Zurückhaltung; Hugo Werden hat eine Frau und Oskar von Trostburg ist gerächt, aber zufrieden ist er nicht.

Ein interessanter Fall.

Skizze von **Johann Wildhardtner.**

Der fünfjährige Ricki hatte vom Onkel ein Kaninchen bekommen. Das wird er gleich dem Papa zeigen, wenn er zu Mittag von der Klinik nach Hause kommt.

„Ach, Kind", sagte Mama, „Papa wird nicht Zeit haben, sich mit dir zu freuen. Papa ist immer sehr beschäftigt."

„Beschäftigt! Was ist das, Mama?"

„Kranke heilt er. Kranke Menschen. Arme kranke Kinder. Kinder, wie du bist, mein Schatz."

„Der liebe Papa! Und heilt er mich auch?"

„Gewiss, wenn du krank bist, was Gott verhüte!"

„Und heilt er das weiße Kaninchen auch?"

„Wenn er kann, gewiss. Papa ist ja doch so gut. Man muss auch gegen die armen Thiere gut sein, Ricki! Nicht wahr, du wirst es nie quälen? Gewiss nicht?"

Um Mama zu zeigen, wie lieb er es habe, packte er das Kaninchen am Halse und drückte es heftig an sich."

„Aber Junge!" rief sie, „du würgst es ja! So am Kragen, das thut ja weh! Bei den Ohren fasst man die Kaninchen an. So!"

„Bei den Ohren thut's ja auch weh!" rief der Knabe, sich wohl daran erinnernd, wie der Onkel einmal halb im Spass, halb im Ernst bei den seinen gezupft hatte. Das Kaninchen wird's doch nicht so krumm nehmen; es wurde jetzt gekost und geherzt, dass dem Kleinen dabei schier der Athem ausgieng. Ob dem Thiere auch so liebwonnig zumuthe war bei dem Drücken und Pressen, das ist es nicht gefragt worden.

Als nun der Professor kam, dessen Anwesenheit sofort das Zimmer mit Jodoformgeruch erfüllte, lief der Knabe ihm entgegen: „Papa! Siehst du?" Und hielt ihm das Kaninchen vor. Der Papa, ernst bis zur Würde, nahm es in die Hand, aber nicht am Halse fasste er es an und auch nicht an den Ohren, fast wie einen Stein packte er es am Bauch, dass es winselte. Eine Faust voll Kaninchen, so hob er es zu seinem Gesicht empor, mit den Fingern der anderen Hand spreizte er ihm die Schnauze auf, um durch seine scharfen Goldbrillen irgend etwas zu

beobachten. Dann warf er es wie einen alten Hut aufs Sofa hin und fragte, ob aufgetragen sei.

Der kleine Nicki war schier starr ob der Behandlung, die seinem Lieblinge soeben widerfahren.

„Albin!“ sagte die Frau einigermaßen beklommen zu ihrem Manne, „Schau, jetzt hast du ihm gewiss wehe gethan.“

„Wem?“

„Dem Thiere. Wie es noch wimmert! Erbarmt's dich denn nicht?“

„Lasst mich aus mit diesen sentimentalen Geschichten!“ rief er unwirsch. „Auf der Klinik würde dir das bald vergehen!“

„Mein Gott, ich glaube es!“ sagte sie, „bei den armen Kranken! Schon bei deinem Buche, wo die Magenoperationen abgebildet sind, wäre ich gestern beinahe ohnmächtig geworden. Ich müsste sterben vor Mitleid.“

„Mit dem Mitleide würdest du nicht weit kommen, meine Liebe!“ sagte der Professor ziemlich frostig. „Mitleid hat noch keinen“ —

„Keinen Kranken geheilt. Du wirst wohl recht haben, Mann!“

„— hat noch keinen interessanten Fall gelöst. Lassen wir das. Du verstehst das nicht.“

Sie schwieg. Sie setzten sich zu Tische und aßen schweigend. Im Kopfe der Frau Professorin waren eine Menge Gedanken rege, aber sie hatte schon die Erfahrung, dass es in solchen Stunden besser sei, die Gedanken bei sich zu behalten. Der Standpunkt, von dem aus sie die Welt betrachtete, war der des Mitleids. Was nicht ihr Mitleid erregen konnte, das hatte für sie weiter kein Interesse. Die leidenschaftliche Liebe zu ihrem Kinde war lauter Erbarmen mit dem zarten, hilflosen Wesen und dem zuckenden Herzlein in seiner kleinen Brust. Selbst ihren Professor, den derben, strebsamen Mann, hatte sie aus Mitleid genommen und zum Mitgenossen ihres Vermögens gemacht. Denn er hatte ihr eines Tages zögernd vertraut, dass er unglücklich sein würde, wenn er ihre Hand nicht bekäme. Sie konnte sich nicht freuen an all dem Kostbaren, womit sie das Haus ihres Mannes geschmückt hatte. Sie musste immer ein leidendes Wesen um sich haben, dass sie ihrem Hange, Leiden zu lindern, Genüge thun konnte. Von der Straße hatte sie nicht bloß aufsichtslose Kinder in ihre Hut genommen, sondern auch manchen herrenlosen Hund, manche Katze und anderes Thier, das hilflos im Feindesland war unter den Menschen. Auf dem Kriegsfuße stand sie nur mit den Fuhrleuten, die ihre Pferde rackerten, mit den Gassenjungen, die nach Vogelnestern fahndeten. Selbst die Blumen ihres Gartens begoss sie vor allem aus Mitleid mit ihnen. Allen Ernstes sagte sie einmal zu ihrem Mann, dass sie davon überzeugt sei, die Pflanzen hätten auch eine Empfindung für Freud und Leid. Er hatte ihr damals gar keine Antwort gegeben. Da käme man weit, wenn auch Männer solchen rührseligen Stimmungen nachhängen wollten.

Wissenschaft! Fortschritt! Das war seine Parole. — Erbarmen und Liebe, sagte er in einem seiner Werke, seien gefährliche Dinge, die Träger derselben, ob Personen oder Völker, müssten im Kampfe ums Dasein unterliegen. Dieses „Unterliegen" schien ihm etwas Schreckliches zu sein. Er zitterte davor. Im reichen Luxus des Lebens athmete er frei, Ruhm war ihm die höchste Blüte des Daseins. Und das war nur durch Fortschritt und Sieg zu erlangen. Zwar zeigte ihm auch die Wissenschaft und der Fortschritt im letzten Grunde die Auflösung der menschlichen Thierrasse, aber dieses Unterliegen als Thier zog er vor dem siegreichen Unterliegen als nächstenliebender Mensch. Nun wurde aber sein männlich starkes Herz, das dem Mitleide so abhold war, auf eine Probe gestellt.

Ricki erkrankte eines Abends, das einzige Kind. Hohes Fieber, pfeifender Athem. Als der Professor ihm in den Hals hinabschaute, that er's allerdings in wesentlich rücksichtsvollerer Weise, als einige Tage vorher anderen Wesen. Eine leichte Diphtherie — nichts Besonderes. Mit etwas Lapis kann der Belag gelöst werden. Das that er, darauf fiel der Knabe in einen ruhigeren Schlaf. Triumph der Wissenschaft! Am nächsten Morgen konnte der Gelehrte beruhigt wieder auf seine Klinik gehen, deren Studium er sich stets mit größtem Eifer widmete. Seine Befunde und Operationen waren in den Fachblättern stets ein Ereignis.

Die Frau Professorin saß am Bette des kranken Knaben und hielt den Athem ein, um auf den des Kindes zu horchen. Das war aber ganz eigenartig! Ganz seltsam, wie das Kind athmete. Wie das neuerdings pfiff und gurgelte, wie das zuckte durch alle Muskeln und Aderchen des ganzen Körperchens! — Sie schickte den Diener auf die Klinik: der Herr Professor möchte unverweilt nach Hause kommen.

Heiland am Kreuz, das währte eine Ewigkeit! Der Knabe verfiel in Krämpfe und während der furchtbaren Erstickungsnoth huben seine Händchen und Füßchen an zu erkalten. Tropfen und Öle, Binden und Aufwärmungen, Schütteln und Reiben, alles, was der bis zum Wahnsinn geängstigten Mutter und der jammernden Magd einfiel, wurde angewendet. Nichts und nichts. Da fiel die Frau vor dem Schutzengelbilde nieder, das neben dem Bettchen hieng und hub laut schreiend an zu beten: „Hilf uns, du heiliger Geist Gottes! Der du gesandt bist, dieses Kind zu beschützen! Dieses liebe, unschuldige Kind! Das nie eine Sünde begangen hat! Das täglich vor dem Schlafengeh'n zu dir gebetet hat. Schutzengel! Schutzengel! Hilf ihm! Du m u s s t ihm helfen!" Dann rüttelte sie das sterbende Kind, herzte es, rüttelte es wieder, streichelte mit bebenden Händen das Engelsbild und flehte weiter: „Nein, müssen nicht! Müssen nicht, du heiliger Engel Gottes! Thue es gütig! Siehe, ich knie vor dir, ich flehe dich an in der Demuth einer armen Sünderin, hilf ihm! Hilf ihm! Hilf ihm!"

Endlich kam der Diener athemlos: Den Professor habe er nicht angetroffen auf der Klinik. In einem der Versuchshöfe dürfte er sein, habe man gesagt.

Die Frau hörte nicht mehr drauf hin, denn eben starb das Kind. Die Augensterne hatten sich oben übergewendet und waren erloschen. Unter den glühendsten Liebkosungen der Mutter ist es still und kalt geworden. Und als es vorbei war und die kleine, schmale, blasse Leiche dalag auf der rothen Seidendecke, da richtete die Frau sich starr auf und schaute leer um sich in der mit Pracht und Schönheit ausgestatteten Wohnung. Ein Blick auf das Schutzengelbild, ein Blick auf das Porträt ihres Mannes — ein kalter Blick. — Dann hüllte sie sich den Mantel um und gieng davon. Aber noch auf der Stiege kehrte sie um, eilte zurück ins Kindszimmer, den Knaben zu pflegen, denn es konnte nicht möglich sein. Der Kleine lag da wie vorher — todt. — Todt. — Sie stieg in einen Wagen und fuhr zum medicinischen Versuchshof.

„Professor Gibart."

„Ist in dem Augenblick nicht zu sprechen."

„Ich wünsche sofort zu meinem Mann!"

„Ah, die Frau Professorin! Entschuldigen Euer Gnaden. Ich werde sogleich melden. Er verbat sich nur fremde Störungen, da er eben heute einen interessanten Fall hat."

„Lassen Sie das! Welche Thür?"

„Bitte Numero sieben."

Leise öffnete sie und blieb an der Schwelle stehen. Ihr Mann stand im blauen Kittel vor einem großen Tisch, neben ihm ein junger Assistent, eben mit einer Vorrichtung beschäftigt. Diese Vorrichtung bestand in einem kleinen Schragen, auf welchen ein lebendiges Thier gespannt war. Ein Hund musste es sein, er stieß manchmal ein heiseres Winseln aus. Der Professor drückte den Taster einer elektrischen Maschine, deren Draht mit dem Thiere verbunden war.

„Leckt er?" fragte der Gelehrte leise.

„Er leckt, Herr Professor!" antwortete der Assistent.

Der Professor schlug wieder auf den Taster. Der Hund stöhnte wie ein schwerverletzter Mensch. Der Assistent zog einen Riemen an.

„Leckt er noch?" fragte der Professor.

„Bei meiner Treu, er leckt noch!"

„Höchst interessant!" murmelte der Professor entzückt. „Notieren Sie!"

Nun trat die Frau vor. „Albin!" sagte sie, es war ein hohler Ton, in dem sie's sprach.

„Du?!" rief der Professor überrascht aus.

„Was machst du da?" fragte sie.

„Ach, Freundin! Das ist von höchstem Interesse!“ sagte er. „Denke dir doch. Dieses Thier ist seh- und gehörlos gemacht. Durch sein Gehirn geht seit nun einer Stunde dreiunddreißig Minuten der elektrische Strom und er leckt dem Doctor hier noch die Hand.“

„Befreie den Hund!“ rief sie.

„Wie? Den Hund befreien?“ lachte er. „Es soll nun festgestellt werden, wie lange in einem der Sinne beraubten animalischen Körper die mechanische Thätigkeit —“

„Befreie den Hund!“ rief die Frau mit ganz unheimlichen Mienen, hoch aufgerichtet, blass, zuckenden Mundes. Und ihr Auge, wie fremd!

„Was ist dir, liebes Kind?“ fragte sie der Vivisector. „Das verstehst du nicht. Das Thier würde seine Freiheit in sehr geringem Maße ausnützen können.“

„Weil es zuschanden gepeinigt ist!“ rief sie.

„Er leckt noch beständig!“ sagte der Assistent und hielt dem immer schwächer stöhnenden Hund auf der schrecklichen Folterbank seine Hand hin.

„Erlöse dieses Thier!“ schrie die Frau. „Bei Gott im Himmel, erlöse dieses Thier!“ Am ganzen Leib erbebte sie. Wie die verzerrten Züge eines Leichnams, so war ihr Gesicht in diesem Augenblicke. Er schaute sie jetzt betroffen an. Da sagte der Assistent: „Der Hund ist todt.“

„Ach, ärgerlich, diese Störung, gerade jetzt!“ murmelte der Professor, einen Stift, den er in der Hand gehabt, auf den Tisch schleudernd.

Sie trat ganz nahe an ihn und schrie ihm ins Gesicht hinein: „Scheusal! — Scheusal!“

Er wich zurück. „Bist du bei Sinnen?“

„Nun weiß ich, warum es hat geschehen müssen!“ fuhr sie fort. „Und wenn du zehn Kinder hättest, deine Lieblinge, auf die qualvollste Weise müssten sie sterben, als Vergeltung für solche Grausamkeit!“

„Aber, so beruhige dich doch, meine Liebe!“

„Jetzt, weil ich das gesehen, sage ich: Es ist besser so. Besser in der Erde schlafen, als leben und eine solche Bestie zum Vater haben! — Vielleicht, mein Richard, hättest auch du so werden müssen unter seinem Beispiel. Ich preise Gott, dass er dich genommen hat — von diesem abscheulichen Menschen weg.“

„Du sprichst vom Knaben. Wie geht's ihm?“

„Zurück, verfluchte Bestie! — Ich werde mein Kind allein begraben. Dass es dir erspart bleibe, ein Herz zu heucheln! — Gott!“ schrie sie auf, die Fäuste an die Brust stoßend und dann wie im höchsten Wohlbehagen aufathmend: „Gott, habe Dank mein Gott, für den Hass!“

So stürzte sie zur Thür hinaus, über die breite Treppe an den Wagen: „Vorwärts! Nach Hause!“

Der Professor, nun aufs höchste bestürzt, eilte ihr nach. Aber er fand sogleich keinen Wagen und als er nach Hause kam, waren die Familienzimmer leer. Die Dienerschaft huschte rathlos umher. Die gnädige Frau sei in der größten Aufregung von einer Fahrt gekommen, habe den Leichnam ins Tuch gewickelt, sei, denselben fest mit den Armen umschlingend, zurück in den Wagen und davon gefahren.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Professor Albin Gibart war in den prachtvollen Räumen allein. Aller Comfort, den er sich stets gewünscht, umgab ihn. Aller Luxus, alles Resultat der Wissenschaft. Aber er war allein. Aller Gelehrtenruhm, an dem er unersättlich gewesen, leuchtete nun um sein Haupt — um ein ruheloses, gequältes Haupt. Eine beständige, eine furchtbare, eine grenzenlose Pein war in ihm. Eine unerträgliche, bis zur Verzweiflung gesteigerte Pein. Vergebens schrie er in unersättlicher Selbstsucht Flüche hin über sein Unglück, über den Liebling, der ihm gestorben war, über das treulose Weib, das ihn verlassen hatte.

Wenn er nur hätte ein Ende machen können! Wenn er wenigstens hätte bereuen können! Aber ihm fehlte das Herz dazu.

Mein Freund Eisenfresser.

Novelle von **François Coppée**, deutsch von **M. Pannwitz**.[1])

I.

Ich war seinerzeit Ministerialbeamter.

Täglich begab ich mich zu freiwilliger Gefangenschaft von zehn bis vier Uhr in ein ödes, mit vergilbten Acten tapeziertes Bureau, in dem beständig ein widerwärtiger Dunst von altem Papier herrschte. Dort verzehrte ich mein Frühstück, bestehend aus italienischem Käse und Äpfeln, die ich mir im Ofenloch gebraten hatte, las die Zeitung bis auf die Ankündigungen durch, drechselte ruhmlose Reime und befasste mich auch ein wenig mit den Staatsangelegenheiten, um am Ende des Monats eine Summe einzustreichen, die knapp hinreichte, mich vorm Hungertode zu bewahren.

An einen meiner damaligen Mitgefangenen erinnere ich mich heute auf das lebhafteste.

Er hieß Achilles Eisenfresser und verdiente in der That diesen Namen infolge seines erschreckenden Aussehens und seines hohen Wuchses.

---

[1]) Aus „Fünf Novellen von François Coppée". Deutsch von M. Pannwitz. Stuttgart. Franckh.

Er war ein langer, etwa vierzig Jahre alter Bursche, der zwar in Wahrheit weder eine gewölbte Brust noch breite Schultern besaß, aber, um imposant zu erscheinen, einen breitrandigen Filz auf den Kopf setzte, seinen Oberkörper mit einer weiten kurzen Jacke umhüllte, seine Beine in faltige große carrierte Hosen steckte und um den Hals einen breiten Kragen und eine blutfarbene Cravatte trug. Er ließ sich einen Vollbart wachsen, kämmte sein an den Schläfen schon etwas ergrautes Haar bürstenartig in die Höhe und zeigte mit Stolz seine behaarten Hände.

Eisenfressers einzige schwache Seite — er war im übrigen der liebenswürdigste und beste Kamerad — war das Renommieren mit seiner athletischen Kraft; er habe, sagte er, Muskeln wie ein Discuswerfer und kenne, wie er sich ausdrückte, selbst nicht die Grenzen seiner physischen Fähigkeiten. Keine Handbewegung machte er — und handelte es sich um die alltäglichste Sache von der Welt — ohne dass er die Absicht gehabt hätte, die Zuschauer von seiner fabelhaften Kraft zu überzeugen. Musste er aus dem Actenschrank einen fast leeren Carton holen, so gieng er zu dem Regal mit dem schwerfälligen dröhnenden Schritte eines Lastträgers, ergriff den Carton mit krampfhaft zusammengepresster Hand und trug ihn mit steifem Arm zum nächsten Tisch, indem er dabei die Schultern verrenkte und die Augenbrauen in die Höhe zog, dass man hätte meinen sollen, den stiertragenden Milon aus Kroton vor sich zu sehen. Diese Manie gieng so weit, dass er anscheinend die heroischsten Anstrengungen machte, wenn es galt, die leichtesten Gegenstände aufzuheben, und so sah ich ihn einmal, als er einen Papierkorb in der rechten Hand hielt, seinen linken Arm in horizontaler Richtung ausstrecken, wie um der fürchterlichen Last ein Gleichgewicht zu geben.

Ich muss gestehen, dass mir seine Körperstärke eine bedeutende Achtung abnöthigte, denn ich war damals, in noch höherem Grade wie jetzt, schwächlich und kränklich und daher für diese physische Leistungsfähigkeit, die mir abgieng, ganz besonders eingenommen.

Eisenfressers Unterhaltungen waren nicht danach angethan, die Bewunderung, die er mir einflößte, zu verringern.

Besonders im Sommer war er am Montag vormittag, wenn wir uns nach der sonntäglichen Freizeit im Bureau wieder zusammenfanden, geradezu unerschöpflich in Berichten über Kraftleistungen und athletische Großthaten. Wenn er seinen Filz abgenommen, seinen Rock und seine Weste ausgezogen und sich — um mich von seiner saftstrotzenden Körperconstitution zu überzeugen — mit seinem Hemdärmel die Stirn getrocknet hatte, begrub er die Hände tief in den Hosentaschen, pflanzte sich in prächtiger, seine Kraft und Sicherheit widerspiegelnder Haltung vor mich hin und begann einen Monolog folgender Art zu halten:

„Was für ein Sonntag, mein Lieber! Wahrhaftig, es gibt doch gar keine Anstrengung, die mich müde machen könnte! Denken Sie sich, da war gestern die Regatta in Joinville-le-Pont. . . . Um sechs Uhr morgens Stelldichein im Kastanienwäldchen bei Berry für die ganze Mannschaft des Marsuin. . . . Wir trinken Weißwein, werfen uns in gestreifte Tricotjacken und Zwillichhosen, nehmen das Ruder in die Faust und vorwärts, eins . . . zwei . . . eins . . . zwei . . . bis Joinville. . . . Da, vor dem Frühstück ein erfrischendes Bad, nicht wahr? Schnell in die Badehosen, ein Kopfsprung über Bord, und nun geht's los! Habe ich meine Schwimmkunststückchen gemacht, so empfinde ich einen Höllenappetit! Gut, ich halte mich am Boot mit einer Hand und sage zum Kellner: ‚Zimmermann, geben Sie mir einen kleinen Schinken!' Ein Tempo, drei Bewegungen, und verschlungen ist er! . . . ‚Zimmermann, reich mir eine Flasche Schnaps!' Zwei Schluck, und die Flasche ist leer! . . . Dann noch ein paar Glas Bier zur Verdauung. . . ."

In diesem Tone geht die Beschreibung fort, verblüffend, homerisch.

Die Stunde der Regatta — so etwa lautete die weitere Erzählung — war herangekommen. Es war Mittag, und die Sonnenstrahlen brannten senkrecht hernieder. Die Ruderboote formierten sich auf dem im Sonnenlichte funkelnden Strome gegenüber dem buntbeflaggten Zelte. Man sah auf einer Barke den Bürgermeister mit seiner Schärpe, die Gendarmen mit ihrem braunen Lederzeug, und außerdem wimmelte es von Sommertoiletten, aufgespannten Sonnenschirmen und Strohhüten. Bum! Ein Kanonenschuss gab das Signal zum Beginn der Wettfahrt. Der Marsuin flog wie eine Möwe dahin, schlug alle anderen um ein gutes Stück und trug den Preis davon. Und immer noch keine Ermüdung! Sodann ward noch ein Stück weiter gefahren und hierauf zurück zum Diner nach Creteil. Wie frisch und kühl war es bei hereinbrechender Nacht in der dunklen Laube, die nur die brennenden Pfeifen sternartig erleuchteten. Als die üppig Schmausenden eben beim Nachtisch waren, vernehmen sie Pistonklänge, die von einem Tanzvergnügen in der Nachbarschaft kamen. Hin zum Tanze! Aber schon hatte eine rivalisierende Bootsmannschaft die hübschesten Tänzerinnen in Besitz genommen. Kampf! Und nun gab es eingeschlagene Zähne, blaue Augen, hier stürzt einer zu Boden, da erhält einer einen Stoß gegen den Magen, kurz, ein ganzes Heldengedicht der triumphierenden physischen Kraft, lärmender Lust, überquellender Gesundheit, ganz zu schweigen von der mitternächtigen Heimfahrt, bei der man auf den schlechterleuchteten Bahnhöfen die Frauen in die Wagen hebt und die getrennten Freunde einander von einem Ende des Zuges bis zum anderen zurufen. . . .

Und die Abende meines heldenmüthigen Freundes waren nicht weniger inhaltreich wie die Sonntage. Faustkämpfe in einem Leinwandzelt

beim rothen Scheine der Fackeln zwischen ihm, dem einfachen Amateurkämpfer, und Düboïs, dem Kanonenmenschen, in Person, — Rattenjagden an den Cloakenmündungen vermittels blutgieriger Hunde — blutige nächtliche Zusammenstöße mit Strolchen in verrufenen Straßen — das waren so seine gewöhnlichen nächtlichen Abenteuer. Ich kann nicht wagen, noch andere Großthaten intimerer Art zu gedenken, vor deren Schilderung, wie man sich ehemals im erhabenen Stile auszudrücken pflegte, die kühnste Feder zurückschaudern würde.

So schwer uns auch das Eingeständnis eines schlechten Gefühls fällt, so muss ich doch bekennen, dass meine Bewunderung für Eisenfresser nicht ganz frei von Bedauern und Bitterkeit war. Vielleicht mischte sich auch manchmal etwas Neid darunter. Aber niemals erweckte die Erzählung seiner wunderbarsten Thaten in mir den geringsten Verdacht der Flunkerei und der Lügenhaftigkeit, und Achilles Eisenfresser hatte sich in meiner Vorstellung nach und nach einen Platz unter den Heroen und Halbgöttern wie Roland und Herkules erworben.

II.

Um diese Zeit hatte ich schon angefangen, die Paris umgrenzende Bannmeile unsicher zu machen, und ich füllte die Muße meiner Sommerabende mit einsamen Spaziergängen in diesen abgelegenen Gegenden, die dem echten Pariser kaum minder unbekannt sind wie das Land der Caraiben und deren melancholischen Reiz ich später in Versen besingen sollte.

An einem warmen und staubigen Juliabende kehrte ich, als eben die ersten Gaslichter in dem Dunste der Dämmerung auftauchten, aus der fernen Vorstadt Vaugirard langsamen Schrittes heim, und zwar auf einer jener endlosen, öden, unregelmäßigen Vorstadtstraßen mit Häusern von verschiedenster Höhe, vor denen die Hausverwalter oder Verwalterinnen in Hemdärmeln oder Unterjacke auf der Schwelle sitzen und sich einbilden, frische Luft zu athmen. Kaum ein Passant auf der Straße, außer hin und wieder ein Maurer in seiner weißen Arbeiteruniform, ein Schutzmann, ein Kind mit einem vierpfündigen Brotlaib, das fast größer ist als es selbst, oder ein eiliges Mädchen mit Haube und Regenmantel und mit dem Ledertäschchen am Arm. Und dann kommt alle Viertelstunden der halbleere Omnibus, den die abgematteten Pferde langsam zum Ausgangspunkte der Linie schleppen.

Von Zeit zu Zeit über das Pflaster stolpernd, denn damals war das Asphalttrottoir in diesen Gegenden noch ein unbekannter Luxus, gieng ich die Straße hinab und ließ mir keinen v on den kleinen Genüssen eines behaglichen Herumschlenderers entgehen. Bald blieb ich vor einem leeren Bauplatz stehen und sah durch die klaffenden Spalten des einschließenden

Zaunes am dunkelgrün schimmernden Himmel die äußersten Strahlenspitzen der untergehenden Sonne über der schwarzen Silhouette der Fabrikschornsteine verschwimmen; bald bot sich mir mit einem einzigen Blick durch ein offenstehendes Parterrefenster eine malerische und interessante Genrescene: hier eine schöne Plätterin, die das Bügeleisen an die Wange hält, dort im niedrigen Schenkzimmer eine schmausende und rauchende Arbeitergruppe, vor der ein alter, verlotterter Student mit langen grauen Haaren ein Freiheitslied singt und sich auf einer rostigen Guitarre begleitet — Bilder von de Chardin und van Ostade.

Plötzlich machte ich halt.

Eine von diesen blitzschnell erfassten Genrescenen hatte meinen Beschauerblick wegen der echt bürgerlichen und reizvollen Behaglichkeit, die darin lag, besonders lebhaft berührt. Die alte Dame in schwarzem Seidenkleid und der Witwenhaube, die sich inmitten ihres kleinen verschlossenen Salons so bequem in ihren mit dunkelgrünem Sammt überzogenen Armstuhl zurücklehnte und wie in friedlicher Vergessenheit die Hände über den Knien gefaltet hielt, bot ein gar so anziehendes Bild des Friedens und ruhigen Glückes. Alles um sie herum war altmodisch und anspruchslos, schien aber weniger aus vorsichtiger Sparsamkeit geschont worden zu sein wie als wertes Andenken aus der Zeit des Honigmonds, genossen an der Seite des Herrn, den ein lebensgroßes Pastellgemälde an der Wand als einen Mann mit blühendem Teint, in Goethe'scher Tracht und geblümter Weste darstellte. Zwei brennende Kerzen auf dem Kaminsims ließen jedes Stück des alten Hausraths scharf und deutlich erkennen, von der Wanduhr an, über der sich die in farbigem Marmor ausgeführte Darstellung eines Fischzuges befand, bis zu dem Pianoforte mit seiner unmodernen Form, auf dem sie, wie es sich meine Phantasie lebhaft vorstellte, ehemals als junge Frau mit Puffärmeln und in griechischer Haarfrisur Romagnesis Weisen gespielt hatte.

Ganz gewiss wachte eine einzige vielgeliebte Tochter, die aus kindlicher Liebe unvermählt geblieben war, treu und sorglich über den Lebensabend der Witwe. Sie war es — ich zweifelte nicht daran — die ihre gute Mutter hier so wohlig eingerichtet, die ihr das Kissen unter die Füße gerückt, das kleine Mosaiktischchen herbeigeholt und die Platte mit den beiden Tassen darauf gesetzt hatte; und ich erwartete sie jeden Augenblick hereintreten und den Kaffee bringen zu sehen, die sanfte, stille Tochter, die sicher gleichfalls in Trauer gieng wie die alte Dame und ihr sehr ähnlich sah.

Völlig versunken in die Betrachtung einer so sympathischen Scene und festgehalten von dem Reiz, den mir die Ausmalung der kleinen Idylle gewährte, blieb ich einige Schritte vom offenen Fenster unbeweglich stehen, da ich meinerseits auf der schon dunklen Straße vom Zimmer aus keine

Entdeckung zu fürchten hatte, als ich gewahre, wie sich die Thür im Hintergrunde des Salons öffnet, und es erscheint — an den ich damals gerade am allerwenigsten dachte — mein Kamerad Achilles Eisenfresser selbst, der furchtbare Held der Wettfahrten und Faustkämpfe.

Blitzschnell fuhr mir ein Verdacht durch den Sinn. Ich fühlte, dass sich mir ein Geheimnis enthüllen sollte.

Ja, er war es! Seine schreckliche haarbedeckte Athletenhand hielt eine kleine silberne Kaffeekanne, und ein kleines Hündchen umwedelte ihn und lief ihm in den Weg, ein echt classisches Schoßhündchen, wie es jeder blinde Flötenspieler bei sich hat, wie ein Löwe geschoren und mit Haarbüscheln an den vier Pfoten und zahlreichen weißen Schnurrhaaren.

„Mama“, sagte der Riese mit einer unaussprechlich sanften Stimme, „hier bringe ich den Kaffee. Ich schmeichle mir, er wird dir heute abend recht sein. Das Wasser kochte stark, und ich habe Tropfen um Tropfen hineingegossen.“

„Danke dir“, erwiderte die alte Dame und rollte ihren Großvaterstuhl mit greisenhafter Geschäftigkeit zu dem Mosaiktischchen hin, „danke dir, mein kleiner Achilles. Dein theurer Vater selig sagte oft, ich wäre unvergleichlich in der Bereitung eines guten Kaffees. . . . Er war so nachsichtig und so gut, der arme treffliche Mann! . . . Aber ich fange an zu glauben, du verstehst es noch besser als ich. . . .“

In diesem Augenblicke und während Eisenfresser das warme Getränk mit dem zärtlichen Ausdruck eines heiratslustigen Mädchens einschenkte, setzte das Schoßhündchen, jedenfalls durch den entdeckten Zucker angelockt, seine beiden Vorderpfoten auf die Knie seiner Herrin.

„Kusch dich, Medor“, rief diese in halb ärgerlichem, halb wohlwollendem Tone. „Hat man je so ein unartiges Thier gesehen? . . . Sie wissen doch, mein Herr, dass Ihr Gebieter niemals vergisst, Ihnen das Letzte aus seiner Tasse zu geben. . . . Verhalten Sie sich ein Weilchen ruhig, wenn's möglich ist. . . . Nebenbei“, damit wandte sich die Witwe wieder ihrem Sohne zu, „du hast das arme Thierchen hinausgeführt, nicht wahr?“

„Freilich, Mama“, versetzte er mit fast kindlichem Tone. „Ich war soeben im Milchgeschäft, um deine Milch für morgen früh zu holen. Da habe ich Medor sein Seil und sein Halsband angelegt und habe ihn mitgenommen.“

„Und hat er auch alle seine kleinen Bedürfnisse verrichtet?“

„Sei ohne Sorge, er hat nichts mehr nöthig.“

Und nachdem sie sich über diesen wichtigen Punkt der Hundehygiene vergewissert hatte, kostete die gute Dame, zwischen ihrem Sohne und ihrem Hunde sitzend, die sie alle beide mit unsagbarer Zärtlichkeit betrachteten, mit Wollust ihren Kaffee aus.

Offenbar brauchte ich nichts weiter zu sehen und zu hören und wusste schon zur Genüge, welches friedliche, beschränkte, reine und entsagungsvolle Familienleben sich hinter den fabelhaften Aufschneidereien meines Kameraden Eisenfresser verbarg. Aber das Schauspiel, das mir der Zufall vor Augen geführt hatte, war so komisch und zugleich so rührend, dass ich mir das Vergnügen nicht versagen konnte, es noch einige Minuten länger zu genießen, und diese Indiscretion genügte, mich die volle Wahrheit erkennen zu lassen.

Ja, dieser Typus eines alltäglichen Draufgängers, gewöhnlichen Lebemannes, der aus einem Roman von Paul de Kock entsprungen zu sein schien, dieser gefährliche Boxer, dieser Held der Wirts- und Spielhäuser erfüllte einfach und muthvoll in diesem ärmlichen Heim in der Vorstadt die erhabenen Pflichten einer barmherzigen Schwester. Dieser unerschrockene und unbesiegbare Bootfahrer hatte keine weiteren Entfernungen zurückgelegt, als dass er seine Mutter allsonntäglich zur Messe und zur Vesper begleitete. Dieser Billardkünstler verstand nichts zu spielen, als Mariage. Dieser Züchter von blutgierigen Doggen stand unter dem Pantoffel eines Schoßhündchens. Dieser Räuber Moor war eine Antigone.

III.

Als ich mich am nächsten Morgen im Bureau einfand, fragte ich meinen Kameraden, wie er seinen letzten Abend verbracht hätte, und er tischte mir, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, ein schauerliches Märchen auf, wie er um zwei Uhr morgens in einer berüchtigten Straße ein unheimliches Abenteuer mit einem gefährlichen Straßenräuber gehabt und diesen mit einem einzigen Schlage seiner mit einem Schlüsselringe bewehrten Faust niedergestreckt hätte.

Ich konnte ein etwas ironisches Lächeln nicht unterdrücken und dachte ihn dadurch aus dem Texte zu bringen, dann fiel mir aber ein, wie achtungswert eine Tugend sei, auch wenn sie sich unter einem lächerlichen Mantel birgt und ich klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter und sagte mit innerster Überzeugung:

„Eisenfresser, du bist ein Held!“

Emil Rittershaus.

Ein Gedenkwort.

Das junge Wiesengras begann unter der weißen Winterdecke kaum zu sprießen, die Primula veris, der Blumenschlüssel des nahenden Frühlingshimmels, lugte kaum aus dem verborgenen Erdreich, da senkten die trauernden Freunde seinen Sarg in die sonnenlose, nebelumwallte Gruft, den Sarg des Sängers, der Lenz und Sonne und frisches, lichtes Leben so innig geliebt hatte, den Sarg von Emil Rittershaus.

Ich sah ihn zuletzt im Concerthause seiner Vaterstadt Barmen, als Max Bruch, der mächtige Beherrscher des deutschen Chorgesanges, einen imponierenden Areopag von Künstlern und Kunstfreunden zum erstenmale sein neues Oratorium „Moses" genießen ließ. Die prächtige Gestalt des Poeten, die sonst, den Baumriesen seiner heimatlichen Waldgebirge gleich, in kraft- und gesundheitstrotzender Frische erschien, war gebeugt, zusammengesunken, Bart- und Haupthaar schneebereift; aber sein Lebensmuth und Humor schien ungebrochen. Er kam soeben von einer Badecur aus Nauheim zurück und fühlte sich, wie er sagte, ganz wohl: „Wenn nur der böse Husten nicht wäre!" In alter, ewig reger Antheilnahme erkundigte er sich noch nach dem Erfolge eines literarischen Unternehmens, das ich vor kurzem beendet hatte und wir verabschiedeten uns mit dem gewohnten, hoffnungsfrohen „Auf Wiedersehen!" Es war der letzte Gruß, den wir, Auge in Auge, miteinander austauschten.

Wer Emil Rittershaus nur aus seinen Dichtungen kennt, der besitzt kein vollkommenes Bild von ihm. Rudolf Gottschall nennt ihn den frischesten unter den Sängern des Wupperthales und setzt ihn in die Mitte zwischen Freiligrath und Geibel, eine Charakteristik seiner poetischen Individualität, die hingehen mag, obgleich sie nicht erschöpfend ist. An einem Porträt des echten Poeten müssen die Hände seines poetischen und seines menschlichen Wirkens gleichmäßig malen. Nur dann empfängt es künstlerische Wahrheit und Treue. Nicht jeder Mensch kann Dichter sein, aber jeder Dichter muss Mensch sein. Und der menschliche Charakter von Rittershaus war mit seinem dichterischen in so intimer Wechselwirkung und brüderlicher Innigkeit verbunden, wie ich's nur selten beobachtete.

Ich stak noch in den literarischen Kinderschuhen, als ich, veranlasst durch einen gemeinsamen Freund, dem Poeten zum erstenmal nähertrat. Die Art der Begegnung ergibt sich aus folgendem Briefe, den er mir

sandte und den ich, ohne den Vorwurf des Selbstlobes zu riskieren, wohl veröffentlichen darf, weil ich die Hoffnungen, die ich an das eingesandte Werk knüpfte, längst fallen gelassen habe. Das Buch ist heute noch Manuscript.

Barmen, 20. August 1868.

Geehrter Herr!

Ein Augenleiden fesselte mich seit einigen Tagen ans Zimmer; ich habe diese Mußestunden dazu benutzt, mir Ihre „Bilder“ vorlesen zu lassen und kann im Wesentlichen mich nur mit dem einverstanden erklären, was Ihnen der Besitzer der H . . . . .'schen Buchhandlung gesagt. Der Ton Ihres Werkes gemahnt an Andersen; leider ist die Zeit so ziemlich vorbei, wo diese Märchenpoesie viele Verehrer fand, oder lassen Sie mich lieber sagen: „Gottlob!“ Ein so begabter junger Mann wie Sie muss aus den ausgetretenen Bahnen der Romantik heraus; Sie haben das Zeug dazu, ein Werk aus einem Gusse zu schaffen und bringen statt dessen eine Mosaikarbeit! Und dann mehr Sonnenschein, mehr Sonnenschein in Ihr Schaffen, lieber Herr!

Alles weg, was Deinen Lauf stört,
Nur kein düster Streben!
Eh' er singt und eh' er aufhört,
Soll der Dichter leben!

So oder ähnlich singt Vater Goethe! Die vielfachen Schönheiten des Manuscriptes verkenne ich keinen Augenblick, aber ich will Ihnen nicht verhehlen: Erfolg im Buchhandel verspreche ich mir nur dann, wenn es Ihnen gelingt, einen tüchtigen Zeichner zu finden, der Ihr Buch hübsch illustriert. Wenden Sie sich doch einmal an die Männer, die in diesem Fache Meister sind: Caspar Scheuren, Paul Thumann, Ludwig Richter, Oskar Pletsch u. s. w. Mein Verleger Trewendt hat leider vor etlichen Wochen das Zeitliche gesegnet und ich weiß nicht, wie es mit dem Fortbestande des Geschäftes steht: ich würde sonst gerne Ihren Wunsch erfüllen, obschon ich wenig Hoffnung hätte, dass Trewendt den Verlag übernehmen würde. Brockhaus in Leipzig, Alexander Duncker in Berlin — das sind Verleger für derartige Bücher!

Sie schreiben mir, auf dem Erscheinen des Buches beruhe . . . . Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, dass es in pecuniärer Hinsicht kein schlechteres Geschäft gibt als die Schriftstellerei! Die Honorarverhältnisse sind durchweg in Deutschland aufs kläglichste; der größte Theil der Belletristik wird, meiner Überzeugung nach, auf eigene Kosten der Autoren gedruckt!

Wenn Sie Herrn M . . . . sehen, so haben Sie die Güte, ihm meine herzlichsten Grüße auszurichten. Sollte Sie einmal der Weg ins Wupperthal führen, so bitte ich um Ihren Besuch; wir wollen uns dann bei einem Becher Rebensaft gründlicher über Ihre Werke unterhalten. Und nun nichts für ungut! Ich habe frei und offen gesagt, wie ich's meine.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener
Emil Rittershaus.

Wer die hyperzärtlichen Muttergefühle eines jungen Autors für sein erstes Manuscript kennt, der wird den Kältegrad der Douchestrahlen, welche diese Zeilen auf mich niederströmten, nachempfinden können und mir auch wohl glauben, wenn ich gestehe, dass ich die pessimistische Ansicht des Schreibers über belletristische Production zuerst am eigenen Leibe erproben musste, bevor ich sie als richtig anerkannte. Rittershaus war Menschenkenner genug, um den zweifelhaften Wert weiser Lehren und guter Erfahrungen im voraus einzusehen. Sein Amt als Berather und

Förderer junger Talente, dem er vielleicht mehr Zeit opferte, als seine mannigfachen Obliegenheiten erlaubten, ließ er aber durch diese Kenntnis sich nicht verbittern. Nach wie vor fällte er sein Urtheil über hoffnungsgrüne, neu auftauchende, wie über alterprobte, gleichstehende Mitstrebende „frei und offen". Rückhaltlose, offene Freimüthigkeit war ein unausrottbares, hervorstechendes Kennzeichen seines Wesens, ein Charaktergrundzug, dem er sowohl manchen Zusammenstoß, wie auch die dauernden freundschaftlichen Beziehungen, die ihn mit den Besten seiner Zeitgenossen bis an sein Ende verbunden hielten, zum guten Theile mitverdankt. In seinem Arbeitszimmer waren die Wände mit den Porträts aller hervorragenden Charakterköpfe der zeitgenössischen Literatur und Kunst bedeckt, die meisten bereichert durch mehr oder minder geistreiche, eigenhändige Dedicationen; eine Porträtgallerie der modernen Geistesregenten, die an Reichhaltigkeit von keiner wirklichen übertroffen wurde und an Vollständigkeit wenig zu wünschen übrig ließ. Sein intimes, freundschaftliches Verhältnis zu Ferdinand Freiligrath, dem großen Revolutionssänger, ist bekannt. Eine Photographie, die ich bei meinem ersten Besuche in dem Barmener Poetenheim als freundliches Erinnerungszeichen empfieng, zeigt uns Freiligrath und seinen Freund an einem kleinen Tische sitzend, Freiligrath in einem bequemen Sorgensessel, die Hände auf den Knien, in fast schüchterner Haltung; ihm gegenüber Rittershaus in der Vollkraft seiner Riesenfigur, die Linke fest auf den Tisch gestemmt, in der Rechten die Cigarre, mit freudigem Stolze zu seinem großen Freunde herabblickend, vor dem Paare eine Flasche und zwei Gläser — ein gewissermaßen historischer Moment: die erste Flasche Rheinwein nämlich, die Freiligrath nach seiner erfolgten Amnestie auf dem wiedergewonnenen deutschen Heimatboden mit dem Freunde leerte.

Nichts interessanter, als dem redegewandten Dichter seine Erlebnisse mit seinen Brüdern in Apoll erzählen zu hören. Man hätte stundenlang zuhören können, denn es kamen da manchmal literarische Coulissengeheimnisse zu Tage, die einem Docenten für neuere Literatur wertvollen Stoff für ein Privatissimum geliefert haben würden. Eine noch größere, ja geradezu virtuose Redegewandtheit bekundete der begabte, vielseitig gebildete Mann jedoch als poetischer Improvisator. Als solcher war er wirklich einzig und auf den Rednerbühnen aller nationalen und künstlerischen Gedenkfeste der Schwesterprovinzen Rheinland und Westphalen, wie im engeren geselligen Kreise, stets ein jubelnd begrüßter Gast. Wie oft habe ich ihn bei solcher Gelegenheit mit harmloser Freude beobachtet! Am anziehendsten und charakteristischesten erschien er mir immer während eines Diners oder Soupers, im Vorbereitungsstadium seines Festredneramtes. Die stolze, eines imponierenden Embonpoints sich erfreuende Gestalt behaglich zurückgestreckt, den breitgestirnten, wohlwollend lächelnden Kopf

etwas vornüber geneigt, mit der Linken, worin er das Messer oder die Gabel hielt, in kurzen, rhythmischen Intervallen leise an den Teller- oder Glasrand tickend, so hielt er eine kurze Weile poetische Selbsteinkehr, und nur ein flüchtiges Aufblitzen des lebhaften Auges gab von seiner geistigen Innenthätigkeit Kunde. Dann aber, wie plötzlich elektrisiert, erhob er sich, und von seinen Lippen flossen die geistreich pointierten Verse in echt poetischem Strom ohne Stocken dahin, jeden Hörer fesselnd und fortreißend. Manche dieser poetischen Impromptus, wie z. B. der Trinkspruch, den er in der kleinen westphälischen Gebirgsstadt Siegen bei der dreihundertjährigen Geburtsfeier von Rubens dem Andenken dieses großen Malerfürsten widmete, sind meines Erachtens an poetischem Werte und geistigem Gehalte den besten Dichtungen gleichzustellen, die er hinterlassen hat.

Eine andere hervorstechende geistige Besonderheit von ihm war die verblüffende Gedächtnisstärke und Belesenheit, die er besaß. Ich hatte vor Jahren einmal ernsthafte Heine-Studien gemacht und bildete mir auf meine Kenntnis des ungezogenen Lieblings der Grazien nicht wenig ein. Bei einem fröhlichen Festmahl in Aachen, auf dem man die goldene Hochzeit der Niederrheinischen Musikfeste mit den Rheinlanden gastronomisch feierte, citierte ich meinem Tischnachbar eine ziemlich unpopuläre Heine-Strophe, deren Wortlaut dieser in Zweifel zog. Ich beharrte auf meinem Citat. Schließlich appellierten wir zur Schlichtung unseres Streites an den neben uns sitzenden Dichter. Er gab meinem Nachbar recht, und als ich mich nicht bekehren wollte, wettete dieser auf die Richtigkeit der Rittershaus'schen Version eine Flasche Champagner. Noch immer innerlich siegesgewiss gieng ich nach Hause, aber ein kurzes Nachblättern überzeugte mich bald, dass ich die Wette glänzend verloren hatte.

Gleich den meisten seiner Wupperthaler Kunstgenossen war Rittershaus Kaufmann, und diese unpoetische Berufsthätigkeit ließ und läßt ihn bis auf den heutigen Tag in den Augen manches hyperorthodoxen Literaturkritikers, der den Gegensatz zwischen rein künstlerischer und privater Lebensthätigkeit schlecht aufzulösen vermag, nicht ganz poetisch vollwertig erscheinen. Ich halte es für überflüssig, die vielen vorhandenen kritischen Wertschätzungen des Sängers noch um eine neue zu vermehren und gebe statt einer solchen lieber ein paar Gedichte, die er mir vor zehn Jahren für eine durch mich herausgegebene Wochenschrift zuschickte. Hier sind sie.

Sehnsucht.

In den Lüften Vogelpfeifen,
Flügelrauschen durch die Nacht —
Sag', wohin die Sänger schweifen?
Ach, sie treibt der Sehnsucht Macht.

Horch, die Nachtigallen schlagen!
Hell herüber tönt der Klang.
Sprich, was wollen diese Klagen?
Ach, die Sehnsucht ward Gesang. —

Wandervögel, eure Flügel,
Eure Schwingen, leiht sie mir,
Dass ich über Thal und Hügel
Eilen darf zu ihr, zu ihr!

Nachtigall, nur einmal leihe
Mir den Ton aus deine Brust,
Der umfasst in heiliger Weihe
Aller Sehnsucht Qual und Lust!

Dass sich Balsamtropfen senken
In der Herzenswunden Pein,
Dass sie's ahnt, dass all mein Denken,
All mein Sehnen, sie allein!

* * *

Sommernachtsgedanke.

Halb geöffnet hat die dunkle
Purpurrose ihren Mund.
Kleiner Glühwurm, leucht' und funkle!
Mach' den Pfad dem Liebsten kund!

Lass den Weg den Falter wissen,
Wo der Duft dem Kelch entschäumt,
Wo auf ihren mos'gen Kissen
Schon von ihm die Rose träumt.

Wer solche Verse — und sie zählen nicht einmal zu seinen besten! — singen konnte, dem wird kein kritischer Marsyas den Besitz der siegenden Kithara Apollons streitig machen können, selbst dann nicht, wenn die praktische Erwerbsthätigkeit des Sängers eine noch prosaischere als die eines Kaufmannes wäre. Der vielgeschmähte und missachtete Kaufmannstand bewahrte Rittershaus übrigens nicht nur vor einer durch einseitige Beschäftigung nur zu leicht entstehenden Engigkeit der Anschauung, er schützte ihn auch vor der Misere des gewöhnlichen Literatenlebens, obgleich des Lebens Noth und Sorge mehr als einmal die zehrenden Arme auch nach ihm ausstreckte. Im Jahre 1865 wurde der kaum neununddreißigjährige Mann durch die Treulosigkeit eines Compagnons sogar gezwungen, die finanzielle Hilfe seiner Freunde für ein Darlehen in Anspruch zu nehmen, um sein Geschäft zu retten. Die Freunde halfen ihm, allerdings nur unter der Bedingung, dass er sich verpflichtete, nie mehr aus eigenen Mitteln Darlehen an andere zu gewähren. Hatte er doch nur zu oft für fremde Noth weit tiefer in seinen Säckel gegriffen, als er eigentlich es hätte thun dürfen. Ob er jene Bedingung später immer erfüllte, vermag ich nicht zu sagen. Ich weiß nur das eine, dass selten jemand umsonst an seine Thüre klopfte und dass ihm das Goethe'sche: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ unverrückbare Richtschnur seines Handelns blieb. Zur Linderung manchen Kummers und zur Förderung manches guten Zweckes ist er, treu dem schönen Worte indischer Mystik: „Unthätigkeit in einem Werke der Barmherzigkeit wird eine Thätigkeit in einer tödtlichen Sünde!“ energisch eingetreten, und wenn er seine eigene Börse nicht öffnete, so öffnete seine beredte Lippe doch die Börsen seiner Freunde, die, gleich ihm, für menschliches Leid ein theilnehmend Herz und eine gebensfrohe Hand besaßen.

Unfruchtbare pessimistische Anwandlungen wurden seines Gemüthes selten Herr. Angeborene Lebensenergie, herzliche Freude am Dasein,

natürliches Kraftbewusstsein und die Erkenntnis, dass wir am besten thun, wenn wir, anstatt auf diesem irdischen Tummelplatz mit metaphysischen Grübeleien uns abzugeben, „das Erforschliche erforschen und das Unerforschliche schweigend verehren", machten ihn zu einer echt Goethe'schen Frohnatur und verliehen seinem Wesen und seinem Schaffen jenes erquickende, jungbrunnenartig wirkende Agens, das auf jeden sich übertrug, der mit ihm in Berührung kam. — —

Sehen wir heute in Deutschlands weitem Menschengarten genauer uns um, dann ergeht's uns leider wie dem guten Pfaffen Maurizius in seiner Reimchronik von anno achtundvierzig:

„Ich sehe Leute in Lumpen und Borten,
Ich seh' Gelehrte und Professoren,
Weinküfer seh' ich und Redacteure,
Superintendenten und Accoucheure,
Und Börsenleute und Zeitungsschreiber,
Astronomen und Steuereintreiber,
Lumpenhändler und Alterthumskenner,
Biedermänner, Hansemänner, Bassermänner —
Allein wo sind die Männer, die Männer?!
Ich sehe sie nicht, soweit ich auch blicke —
Bruchtheile sind's nur, nichtssagende Stücke,
Ich sehe nur Zähler ohne Nenner!"

Emil Rittershaus war ein Mann, ein echter, ganzer, deutscher Mann, als Mensch wie als Poet. Er repräsentierte diese scheinbar auf dem Aussterbeetat stehende Menschenspecies in würdigster Weise, und allein durch diese Repräsentation schon hat er, ganz abgesehen von seinen Leistungen als Dichter, im Gedächtnisse der Nachwelt Anspruch auf dauerndes Leben sich errungen. Alt geworden in gewöhnlichem Sinne ist er nicht, konnte es auch nicht werden. Ob zu seinem und unserem Glück oder Nachtheil? Wer mag es entscheiden?

Weise Männer der Vor- und Jetztzeit haben die Meinung verfochten, dass der Tod in der Vollkraft der Jahre dem Tode an Altersschwäche vorzuziehen sei, und dass es am besten für uns wäre, nie geboren zu sein. Ja, ich las sogar vor kurzem einen Essay eines Arztes, worin dieser Fachmann mit allerlei wissenschaftlichen Gründen darzuthun suchte, dass das Sterben an sich für den Sterbenden eigentlich eine ganz angenehme Beschäftigung wäre, eine Hypothese, die übrigens schon Euripides vorahnte, da er fragte: „Wer weiß, ob nicht das Leben nur ein Sterben ist, das Sterben aber Leben?" Ich gehöre weder zu den sieben alten noch zu den jungen Weisen, auch bin ich weder Arzt noch Euripides. Meinungen bleiben für mich eben Meinungen. Eines aber scheint mir sicher und thatsächlich nachweisbar: das Schmerz- und Trauergefühl, das der unvermuthete Tod eines geliebten Menschen im Herzen des Zurückbleibenden emporwachsen läst und die bittere Empfindung der Vereinsamung, die uns beschleicht, wenn ein treuer, edler Mitkämpfer und Gefährte die

Reise in das große Land des Unbekannten antritt, von wo es keine Wiederkehr gibt.

Julius Rittershaus, sein Sohn, als Journalist im großen Spree-Athen wirkend, ist mit der Aufgabe betraut worden, eine Volksausgabe sowie eine Gesammtausgabe der Werke des Verewigten zu veranstalten. Seine Freunde werden in seiner Vaterstadt ihm ein Denkmal errichten. An ehrenden Kränzen und Nachrufen bei seiner Bestattung hat's auch nicht gefehlt. Streben wir Lebenden danach, sein Charakterbild uns lebendig zu erhalten und dasselbe unseren Nachkommen rein und ungetrübt zu vermitteln. Das ist das schönste Denkmal, das wir ihm errichten, und die würdigste Todtenfeier, die wir ihm halten können. Und in diesem Sinne seien auch diese Blätter als schlichte Zeichen dauernder Treue, Liebe und Verehrung auf seinen Grabhügel gestreut.

Josef Schrattenholz.

Die Türken im Mürzthale.

Ein Bild aus der Schreckenszeit unserer Vorfahren.

Von **Peter Rosegger.**

(Schluss.)

Es vergiengen Wochen und Wochen. Die Straße war leer; es war wieder stiller. — Viele meinten, die Gefahr sei auf Fürbitte der Gottesmutter abgewendet worden. Ältere Leute aber sagten: „Helf uns Gott!" Es war Erntemonat, aber es gab nicht viel zu ernten. Der Türk hatte noch nichts zertreten, aber das Säen war ausgeblieben in dieser Zeit der Wirrsal und der Angst. Es waren die Kirschen kaum reif im Thale der Mürz, und das Laubgehölz hatte schon rothe Blätter. Das hält ein alter Chronist auch für ein bedeutsames Zeichen.

Über den Semmering und von den Waldungen des Alpsteiges her kamen Landstreicher, Zigeunergesindel und allerhand herrenloses Volk mit seltsamen Geberden und fremden Lauten. Das ist der Kehricht des großen Besens — der Geißel Gottes.

Uber die Pußten Ungarns fluten die wilden Scharen heran. Ein Gerücht fliegt durch das Thal: Vor Neustadt und Wien weht der Rossschweif; auf dem Stefansthurme prangt der Halbmond.

Sultan Soliman II., genannt der Schrecken der Christenheit, war nach der blutigen Schlacht von Mohacs durch Gewalt und Verrath mit 120.000 Mann, 20.000 Kameelen, 800 Donauschiffen und 400 Stück schweren Geschützes bis nach Wien vorgedrungen und belagerte die Stadt. Rasender Schrecken im Lande. Leute auf hohen Bergen der nordöstlichen

Steiermark hören an stillen Abenden von Aufgang her das dumpfe Donnern der Geschütze. Einmal liegt die ganze Nacht hindurch ein mattrother Wolkenstreifen über den fernen Ebenen von Neustadt.

In den Dörfern und Flecken des Mürzthales flutet neu das Leben auf. Kinder und Kranke werden davongeschafft, Herden werden aus den Ställen gehetzt, als stünden die Gebäude in Flammen. Und wahrhaftig, viele wollten den Brand schleudern in ihr eigenes Haus. Ein Bauer in Mitterdorf hat sein großes Gehöft niedergebrannt, um den Türken nichts übrig zu lassen. Ein Kaplan von Hohenwang sprengt auf feurigem Rappen durch das Thal und ruft zum Landsturm auf. Zu den Waffen alles, was stehen und ringen kann. Er selbst trägt eine breite, blinkende Axt über der Achsel. Mancher kniet vor einem Waldkreuze. „Freund!“ ruft ihm der brave Mann zu, „jetzt ist keine Zeit zum Knien. Brecht die Kreuzpfähle vom Weg und drescht damit die Türkenschädel nieder!“

Ein fliegender Befehl ruft jeden zehnten und fast gleichzeitig jeden fünften Mann zur Wehr. Der Clerus erschließt nun Kirchen und Klöster: Nehmt den vierten Theil! nehmt alles, was ihr findet, nur rettet! — Wie starren die entschmückten kahlen Bilder von den Altären so schrecklich nieder! Wie funkeln noch die goldenen Leuchter und Gefäße und Monstranzen! — aber Waffen! Waffen; — mit Gold und Silber streitet man jetzt nimmer.

In solcher Wirrnis lodern in einer sternlosen Septembernacht auf den Bergeshöhen die Lärmfeuer. Der Feind ist ins Land gebrochen. Auf den Zacken der Kamp; auf der Spitze des Königskogels; auf dem Gölk, auf dem Wartberg, auf dem Rennfeld steigen die Feuersäulen auf, weithin die Noth verkündend. — Aber der blutige Schein, der breit und hoch im Gewölke des Himmels leckt, rührt von keinem Zeichenfeuer mehr. Der Türk ist andere Nachtlichter gewohnt.

Im Thale der Mürz stehen die Dörfer leer. Wer sich nicht zum letzten Widerstande gerüstet und gerottet, der ist auf der Flucht in die Wälder und Einöden. Mancher wirft vor seiner Flucht noch Kalk, Stroh und Tannenzapfen in den Fluss, um durch diese Zeichen die unteren Gegenden auf die Gefahr aufmerksam zu machen.

In den Wäldern der Stanz, der Veitsch, in den Schluchten der Freßnitz und des Trabaches sind wunderliche Lager aufgeschlagen. Da weinen Weiber, ächzen Kinder, beten und fluchen Männer. Sie starren hinab in das nächtige Thal. Ein einzig Lichtlein flimmert noch im kleinen Dorfe. Es ist die rothe Lampe, das ewige Licht in der Kirche.

Es wird Morgen. Ein schöner, thaufunkelnder Morgen. Die Vöglein jauchzen auf den Wipfeln; aber die Leute deuten den Frohgesang für Klage- und Hilfgeschrei. Darum geht heute die Sage, die Schwalben hätten laut geweint an demselbigen Tag und seien davongezogen, und

da hätten die Leute gesagt: Jetzt ist's vorbei mit dem Leben, jetzt sind auch die Vöglein davon, die uns Glück bedeuten."

Die Flüchtlinge biegen das Geäste des Waldes auseinander, blicken hinaus in das Thal. Sie erschrecken nimmer davor, was sie sehen; sie sind darauf gefasst gewesen.

Die Straße ist nicht mehr weiß und grau, sie ist braun, roth, blau — wogt lebendig in allen Farben. Ein seltsames Klingeln und Schrillen und Pfeifen klingt herauf, und zuweilen ein scharfer Schrei, wie ihn so gellend und durchdringend keines Älplers Kehle vermag auszustoßen. Um das Dorf schwärmt es, wie eine aufgestöberte Ameisenbrut, und aus allen Schornsteinen steigt Rauch auf — wüste Fremdlinge schwirren um den häuslichen Herd. Von Stunde zu Stunde wächst das kleine Dorf, bunte Zelte steigen wie Schwämme aus der Erde hervor, und auf denselben flattert der Rossschweif, funkelt der Halbmond.

Im Thale der Mürz herrscht der Türke.

Nimmer zu beschreiben sind die gräulichen Scharen, die außer dem Bereiche des vor Wien aufgeschlagenen Hauptlagers, nun ihre eigenen Herren, im Gebirge zuchtlos wirrten, thierisch wüthen. Da sind die Mongolen mit den gelben Gesichtern und den großen Backenknochen; da sind die Tataren mit den wollustglotzenden Augen, grauenvolle Gestalten, als wären sie, wie ihr Name zeigt, dem finsteren Tartaros entstiegen. Da sind die bärhaarigen Jakuten; die halbnackten Baschkiren, verschiedene Sprachen grunzend und schnaufend, sich gegenseitig selbst kaum verstehend. Da sind noch die weißmänteligen Janitscharen, die einst Christenkinder gewesen, in den Händen der Türken aber zum Kriegsraubhandwerk erzogen wurden. Sie sind so wild wie die anderen.

Welch ein Geheul, welch ein Blasen und Trommeln und Scheibenschrillen, welch ein seltsames Tanzen und Springen dazu. Herren im Lande sein! Ei, das wissen gar die wiehernden Rosse, die blökenden Kameele. Und der eine sticht im Übermuth mit dem langen Speer des Kameraden blutrothen Turban vom Haupte, oder es gibt eine Brust zu durchbohren, oder mit dem Krummsäbel ein Haupt abzuschlagen unter den Kindern des Landes.

Reiter sprengen in Kreuz und Quer, sprengen gegen vereinzelte Gehöfte, sprengen gegen die Schluchten von Hohenwang hinan. Finster und trotzig steht die Burg dort auf dem Berge. Keine Fenstertafel glitzert, kein Fähnlein wallt; still und leblos ragt die Veste. Ein Häuflein Rothmäntel klettert den Berg hinan, klettert katzenhaft behendig den altersgrauen Wall empor, da bricht plötzlich das Wetter los. Steine hageln, qualmende Ströme von Pech regnet es nieder, dumpf und derb donnern die Flüche der wackeren Ritter und Knappen. — Die Anstürmer purzeln, kollern in den Burggraben, oder fliehen knirschend den Berg

herab. — Oh, der alten Burg bleibt es nicht geschenkt. Mit den braunen, blutkrustigen Fäusten drohen sie, die schneeweißen Zähne fletschen sie der Veste empor: Dir wird nimmer der Mond voll!

Und in einer der folgenden Nächte loderte die Burg Hohenwang in Flammen; das ganze weite Thal lag im rothen Scheine.

Wir dürfen, geehrte Leser, den Blick nicht wenden, wir müssen des Weiteren vernehmen, was uns die Sage erzählt aus diesen Tagen der Schrecken. Es sind böse Geschichten! — Sengen und Brennen, das thut jeder Feind, wenn es in seine Feldzugspläne paßt; aber Ohren abschneiden, Finger und Zehen abzwicken, Augen ausstechen, schinden bei lebendigem Leibe, das hat der Barbar aus dem Morgenlande gethan. Noch heute soll an der Freßen eine halbverfallene Buche stehen, an welche sie einen Hirten bei den Füßen gehangen hätten, um auf den zappelnden Körper, dessen Herz als Zielpunkt sie mit einer wilden Rose bezeichnet, scheibenzuschießen. — Einer Bäuerin aus dem Waldviertel Alpl haben sie bei lebendigem Leibe die Arme und Brüste vom Leibe getrennt. Ihre Nachbarin, die sehr schöne lange Haare besessen, haben sie bei diesen Haaren an den Schweif eines Pferdes geknüpft und über Stock und Stein geschleppt. — Ein Bauer in St. Lorenzen hatte sich auf eine Esche geflüchtet; da hatten die Barbaren den Stamm der Esche mit Stroh umwunden und ihn angezündet, bis der Bauer erstickt auf den Boden gepurzelt. — Einer Bäuerin bei Wartberg, die einen Türken vergiftet, haben sie ein Auge ausgestochen; als sie ihr nun auch das zweite vernichten wollten, schreit ein Janitschar, man solle es ihr noch eine Viertelstunde lassen, sie müsse noch ein Spiel mit ansehen. Darauf hätten sie mit dem Säugling der Bäuerin eine Weile Ballen geworfen, bis ihn einer mit der Spitze seiner Lanze auffieng.

Im Munde des Volkes leben ähnliche Beispiele in großer Zahl; ich habe mit Widerstreben diese wenigen angedeutet, um das Bild auch in der Richtung zu skizzieren.

Drüben im Kirchlein am Hauenstein wird bekanntlich die heilige Katharina verehrt. Sie steht auf dem Altare und hat ein langes Schwert bei sich. Sie ist eine Patronin gegen Feindesgefahr. So hatten sich in jenen Tagen aus dem Thale der Mürz sehr viele in die Kirche am Hauenstein geflüchtet. Da ist's am Frauentage im September, da der Feind schon über den Alpsteig zieht und dem Schanzgraben naht, daß in der Hauensteiner Kirche ein Buß- und Bittgottesdienst gehalten wird. Alles blickt mit Inbrunst zu Sanct Katharinen über dem Altare. Und siehe, da ist sie von ihrem Platze plötzlich verschwunden. Unter den Andächtigen herrscht Schreck und Verzweiflung: „Jetzt ist auch unsere Schützerin davon, jetzt müssen wir verderben!" Aber, als hierauf der Priester den Leib des Herrn emporhebt zur Wandlung, da steht Sanct Katharina wieder

auf ihrem Platze, strahlenden Antlitzes und mit blutigem Schwerte. — Die Heilige ist, so ergänzt die Sage, auf der „Schanz“ gewesen und hat ihr Hauenstein bewacht. Dem Feinde aber ist es vorgekommen, als dehne sich plötzlich ein weites Meer vor ihm, und er ist wieder umgekehrt ins Thal der Mürz.

Uns lehrt diese Sage, dass das „Jackelland“, wenigstens der nordwestliche Theil desselben, von den Türken wahrscheinlich verschont geblieben ist.

Um so länger und gräßlicher haben Solimans Raubhorden freilich im Mürzthale gewirtschaftet.

Die beherzteren Flüchtlinge wagten sich nach und nach aus ihren Verstecken wieder hervor. Sie meinten: „Ja, wenn ich flehe, dass ich wieder wohnen darf unter meinem Dache, meiner Kinder, meines kranken Weibes willen; wenn ich schwöre, dass ich ihnen nichts in den Weg lege, friedsam mit ihnen lebe, so werden sie Erbarmen haben. Es sind ja doch auch Menschen!“

Aber was für Menschen! Wären es lieber rasende Thiere gewesen, die ihre Opfer sofort in tausend Stücke zerrissen hätten! Aber die Barbaren legten den Armen eiserne Ringe an den Hals und schleppten sie von dannen.

Manches Häuflein wackerer, handfester Männer that sich zusammen und fuhr mit Äxten und mit Morgensternen auf Leben und Tod in die fremden Scharen. Sie haben viele dieser Wütheriche der steirischen Erde hingeschleudert, aber die feindliche Übermacht war zu groß, und Tod oder Ärgeres als Tod, die Gefangenschaft ist ihr Los gewesen. Jeder den eisernen Ring um den Hals, in langen Ketten aneinandergeschmiedet, wurden sie davongeschleift, während die Heimstätten in Flammen loderten.

Zu weiterem Beleg theile ich zwei Urkunden aus der unteren Gegend des Landes mit:

Der erste vom Pfarrer Unrest lautet:

„Als man zahlt 1529ger Jar, chumen die Türken mit Gewalt und tetten an allen Enndt Schaden mit Prandt, Mord und Verfurrung des Volkhes. Als man dasselb schatzt, das wol XXX tausend Menschen todten und verfürrten.“

Der zweite Bericht ist ein Brief des Weikarts von Polheim an seinen Vater Erhart, dem ich Folgendes entnehme:

„Dem wolgebornnen herrn
herrn Erharrttenn herrn zw Polhaym Kh. Mjt. Ratt. etc. meynem Liebenn herrn vnnd vatternn zu hanndenn.

Vermerkt die pranntler und Schaden, so durch die turgkenn am 18. tag Octobris beschehenn verprennt worden sein Im 29 Jar.“

Dem „Munssen Jegkl“ wurde Haus, Hof und Hausrath verbrannt, mit der ganzen Fechsung, der Weingarten verwüstet und „die turgken haben Im sein muetter kopfft“.

„Schalckh Cristl stet sein hoff noch, aber die turgken haben Im ain Ross vnd ain micheln puebn wegkh gefuert vnd ain grosse diern, ist sein schwester gewesen.“

„Paur hanns stet sein hoff noch, aber die turgken haben Im ain Ross vnd 4 kinder wegkh gefuert.“

„Schmidt Jegkl stet sein hoff, aber die turgken haben Im das maul von ainander gehagkt; ist nit todt.“

Dem „Michel Haubtman“ ward die ganze Wirtschaft niedergebrannt. „Auch haben Im die turgken sein weib mit zwain Kindern vnd zwain Rossen wegkh gefuert.“

„Auch habenn die turgkenn In den kirchen an pildern meszgewant vnd andernn grossenn schadenn than, dj thurn zerprochenn vnd das hochwirdig sacrament auff dj erden geschut vnd ligen lassen.“

„Den hanns moerl haben die turgken wegkh mit sambt 1 puebn (geführt).“

„Dem Freisleben Joergen habens dj turgken sein Weib wegkh mit sambt 2 Kinden vnd ain grosse diern (weggeführt).“

„Dem Frischauff ain alten dienner zu hoff habn dj turgken köpfft.“.....

„Sannd Johanns ist durch di turkenn verprennt worden.“

„Peter Macher ist kaumb den turgken entrunnen vnd sein weib von Inen erledigt aber ain knabl bey 9 Jaren habens In wegkhgefüert.“

Michel Kutting verlor ein Diernl, Jorg Tangkl sein Weib, einen Buben und eine Diern, „die seine kindt gewesenn sein.“

„Gestetnerin ain Wittib ist hart von den turgken verwundt worden vnd jn ain sun wegkhgefuert, der Ir den hoff versehen hat.“

„Hanns Stain ist sein aidem vnd sein tochter wegkhgefüert worden vnd ain diernl, aber sein aiden ist in 14 tagen darnach herwider kumen.“

„Dem hanns Kneissl ist ain knab weggefüert ist sein Sun gewesen.“

„Pritz Steffel ist gar von den Turgken erschlagen worden.“

„Der Velberin ist Ir sun wegkhgefüert worden, der Ir Hauszwirtschafft auszgericht hat.“

„Abel Hanns ist auch erschlagen worden.“

„Preisler Pauln ist ain kindt wegkhgefuert worden.“

„Pogner Andre ist sein weib wegkh gefüert worden ist grosz schwanger gewesen.“

„Der Gemaindl schusterin ist ain dienstdiernl wegkhgefüert worden.“

„Dem Ekharter ist ain gross dienstdiernn weggefüert worden.“...... Und so weiter

Und so weiter, eine erschreckende, endlose Liste des unseligen Jahres. Aus dem Krieglacher Kirchensprengel allein über achthundert Personen in die Sclaverei fortgeschleppt! klagt unsere alte Tafel in der Kirche.

Die noch übrigen flüchtigen Bewohner haben vergebens gewartet auf das kaiserliche Heer, das endlich siegreich sie erlösen sollte. Aber des Landes zerrissene Kriegsmacht musste ja ihre Burgen und Städte schützen; das arme Landvolk war sich selbst überlassen, um auf Noth und Tod mit dem Ungeheuer zu ringen.

Heldenthaten sind geschehen. Jeder Bauer erschlug der Türken drei, und sein Weib deren zwei! lautet eine Urkunde. Der eigentliche Heereszug war endlich auch zum Theile vernichtet, zum Theil mit den Gefangenen

abgezogen. Aber der Aussatz blieb zurück, ein planlos umherstreifendes Raub- und Mordgesindel, zahllos, wie die Kohlraupen jenes Herbstes, unvertilgbar und grauenhafter noch wirtschaftend, als die privilegierten Henkersknechte des fürchterlichen Soliman.

Gegen Ende September gab es an den Ufern der Mürz nur mehr Brandstätten und Leichenhügel. Und in demselben Jahre sind die Forellen verdorben in der Mürz. Die Leute sagen, das Wasser sei zu trüb und zu blutig gewesen.

Und schließlich noch ein weniger historisches, als vielmehr phantastisches Bild aus dem alten Krieglach der Türkenzeit. Seit der Einweihung des neuen Gotteshauses waren nur wenige Jahre verflossen, als dasselbe bestimmt wurde, eine Zwingburg der Christen zu sein. Es sollen nämlich die Barbaren einer Sage nach ihre Gefangenen in der Pfarrkirche verwahrt haben. Die Türkenrotten hatten zur Rache gegen Hinterlist und Widerstand, so sie erfahren, beschlossen, vor ihrem Abzuge noch eine ihrer würdige That zu verüben. So hatten sie die Kirche vollgepfropft mit Menschen, um diese dem Flammentode zu weihen.

Da läßt sich denken, welch rasender Wahnsinn, welche Verzweiflung in diesen gottgeweihten Mauern geherrscht haben mag. War hier nicht die Gemeinde, wie das Geschlecht der Vorfahren gelegen auf den Knien und hatte gebetet: „Herr, erlöse uns von dem Übel!“ — Und das Übel war doch gekommen, und die Kirche ist ein Gefängnis geworden, bewacht von barbarischen Heiden. — Noch einmal umarmt sich hier Mann und Weib, Mutter und Kind — morgen, vielleicht in einer Stunde schon werden sie auseinandergerissen, diese zum Feuer, zum Schwerte; jene zur Sclaverei. — Ein fieberndes Wogen und Stöhnen ist in der eingeschlossenen Menge — aber kein Klagen und Weinen mehr. — Wer hätte noch Thränen in so späten Tagen!

Mancher lehnt in dumpfer Ergebung am Altartisch und starrt zu den hohen vergitterten Fenstern. Er starrt empor zum heiligen Jakob, der selbst ist auf seinem Bilde umgeben von Henkersknechten.

Dort an der Mauer kauert ein Mädchen, wimmernd vor Kälte und Scham. Mutternackt! Nicht um Befreiung, um einen einzigen Lappen zur Bekleidung nur fleht sie.

Einer ist unter den Gefangenen, den hat der Jammer wahnsinnig gemacht. Vor das Tabernakel kniet er hin und ruft: „Gloria in excelsis Deo!“ In den Beichtstuhl kriecht er und flüstert: „Keinen sprech' ich los von Sündennoth, so lang er noch Athem hat. Das Leben ist Sünd'; die Buß' ist der Tod!“ — Auf die Kanzel steigt er und schreit: „Brüder, morgen geht's ins heilige Land! Auf zum Kreuzzug! verbrennt die Ketzer, schlachtet die Heidenhunde, erobert das heilige Grab! — Du bist schuld an allem Jammer!“ knirscht er, und schleudert ein Crucifix nieder in die

Menge. — „Ite, missa est!“ singt er dann wieder, und johlend setzt er hiezu: „jetzt könnt' ihr nach Hause gehen! Ei, was das für eine fromme Gemeinde ist, bleibt den ganzen Tag beim lieben Herrgott in der Kirche!“ — — — Bald aber verstummt der Wahnsinn. Auf dem Chore tönt plötzlich die Orgel, Trost und Muth erweckend, und die gefangene Versammlung stimmt an das uralte deutsche Kriegslied:

Verlass uns nicht, wenn Unkraft uns befallen,
Wenn unser Muth erfleucht, sei Stab uns allen:
O gib uns nicht dem bitteren Tod zum Raube,
Barmherziger Gott, du unser Hort und Glaube!
Heiliger Gott, heiliger starker Gott,
Erbarme dich unser! —

Nun erwarten sie mit Ruhe und Fassung, was da kommen mag. Und siehe!

Da soll plötzlich und noch zu rechter Zeit ein Haufe halbwilder Waldmenschen aus den Wäldern des Teufelsstein herabgekommen sein und die Überreste des Türkenheeres vernichtet haben.

Im unteren Thale, in der Gegend von Allerheiligen und Mürzhofen, weist der Volksglaube heute noch die rothe Erde, auf welcher der letzte Rest des Barbarenheeres erschlagen worden war.

So habe ich mich denn bestrebt, auf Grund der Geschichte und Sage ein möglichst treues Bild der Türkenzeit zu entwerfen. Dem Dargestellten nach dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir heute, nach mehr als drei Jahrhunderten, in unserem Vaterlande vielfach noch den Spuren jener unheilvollen Tage begegnen. Abgesehen von den zahlreichen Ruinen, finden wir in sehr vielen Gegenden Benennungen wie: „Türkenbühel“, „Türkengraben“, „Türkengrube“, „Türkenberg“, „Heidenkogel“ u. s. w. hindeutend auf Schlachten, Metzeleien und Lagerstätten, die darauf vorgekommen sein mögen. Und wir wundern uns nicht mehr, dass die Traditionen aus jener Zeit heute noch so tief im Gemüthe der Menschen wurzeln. Heute, da doch längst wieder der Friede wacht und der Segen waltet in unseren lieben heimatlichen Auen.

Auf den Brand- und Mordstätten sind ja wieder Häuser und Dörfer entstanden, und ein neukräftiges, lebensfreudiges Volk.

Von den zahllosen Opfern, die der Feind einst davongeführt, ist kaum eines wiedergekehrt. Und wenn ihr, geehrte Leser, fraget, welches Los ihrer im Lande der Barbaren geharrt: Die Männer und Knaben sind für den Kriegsdienst abgerichtet und den Janitscharen zugetheilt; die Weiber und Mädchen sind von einem Sclavenmarkt auf den anderen, von einem Tyrannen zum anderen, von einem Elend ins andere geschleppt worden, bis sie — Gott weiß es! — der freundliche Tod erlöst hat.

Vom Haberfeldtreiben.

Vom Prof. Dr. A. Freybe.

Ein Leben in der Erfüllung göttlicher Ordnungen verlangt die Volkssitte und richtet sich deshalb ebenso gegen die strafbare Gesinnung wie gegen die strafbare That. Ja sie geht darin so weit, daſs sie selbst den Conflict mit der staatlichen Polizei nicht scheut, wenn es gilt, verwerfliche Gesinnung und verwerfliche Thaten, falls diese seitens der staatlichen Obrigkeit nicht verfolgt werden, von der Familien- und Volksgemeinschaft auszuschließen, um so diese Gemeinschaft unvergiftet und unbefleckt zu erhalten. Sie hat aber ein viel feineres Gefühl für die Familien- und Volksehre, als das staatliche Gesetz.

Wie die Sitte diesen Schild der Familien- und Volksehre rein zu erhalten sucht, das zeigt uns z. B. in Bayern noch das sog. Haberfeldtreiben, wie manche andere Art noch jetzt geübten volksmäßigen Rügegerichts oder „Läutergerichts“, durch welches man Personen und ihr Leben rügt, welche seitens der Polizei nicht gerügt werden und so die befleckte Ehre der Gemeinschaft, welcher der Frevler zugehört, wieder läutert und reinigt. Eben wegen der befleckten und darum wieder zu reinigenden, zu läuternden Ehre nennt man sie mit Recht auch Ehrengerichte.

Solchem volksmäßigen Rüge- und Läutergericht, solchem Ehrengericht verfällt alles, was dem Volksgewissen, dem Gesammtbewuſstsein des Volkes Hohn spricht.

Eine gewisse Art Rügegericht, wenn auch im ganzen harmloser Gestalt, ist schon das sogenannte Schlagen von Schimpfscheiben, wie es z. B. im Lesachthal in Kärnten geübt wird und auch für das bayerische Schwaben mehrfach bezeugt ist. War doch „Schimpf“ früher nur gleichbedeutend mit Scherz.

Einer übelberüchtigten Person zur Schande, auch wohl einer thörichten zur Verspottung wird eine Scheibe getrieben, wobei entweder schon die bloße Einsetzung des verrufenen Namens genügt, um die sonst nur zu jemandes Ehre getriebene Scheibe zu einer Schimpfscheibe zu machen, oder es wird auch die Beziehung auf irgend einen dummen oder schlechten Streich in den Spruch hineingebracht.

Geradezu als eine Art bäuerlichen Rügegerichts wird diese Sitte im äußeren Allgäu geübt. Es wird beim Wurf des fliegenden Rades der Name eines solchen genannt, an dem ein geheimer Makel, oder auch eine halbbekannte Schandthat haftet, die aber von Polizei und Gericht nicht entdeckt oder doch nicht gestraft ist. Das Sprüchlein dazu lautet: „Ei, da hab ich eine Scheiben, die will ich hinaustreiben“ und weiter heißt es z. B. „der Hans hat dem Seppi die Gais gestohlen“, wozu dann die Versammelten rufen: „Hole sie!“ d. h. der Angeklagte soll die ihm zum Schimpf geworfene Scheibe holen (Bavaria II, 2, 838 fg.; vgl. Panzer I, 210). Wie hier die Vergehen, so werden im nördlichen Theil der Vogesen beim Scheibenschlagen auch harmlosere Dinge aufgedeckt.

Bemerkenswert ist besonders bei diesem Scheibenschlagen, daſs ein Hirte, mit einer Bocklarve und einem Fell maskiert, die sämmtlichen Liebschaften und künftigen Ehebündnisse der Gemeinde verkündet, indem er mit lauter Stimme die Namen der betreffenden Paare brüllt, während die Scheiben geschleudert werden. Dies Brüllen in einer Bocklarve und einem Fell berührt sich mit dem Ursprung des Rügerichts des sogenannten Haberfeldtreibens.

Haber ist nämlich der alte Name für Bock, angelſ. häfer, altnord. hafr, griech. κάπρος, lat. caper) und erscheint außerdem noch in der Zusammensetzung Habergeiß („Heerschnepfe“, Scolôpax gallinâgo). Dieser Vogel ist so benannt, weil er zur Begattungszeit den Ton eines fernen Meckerns hoch in der Luft hören läſst; an das Getreide des Hafers oder Habers ist dabei nicht zu denken, obwohl man auch Hafer als ursprüngliches Bocksfutter mit Haber = Bock hat in Verbindung bringen wollen. Hätte diese Ableitung Berechtigung, so müſste wenigstens Hafer das Lieblingsgericht des Bocks sein. Welche Umdeutungen sich der Bock überhaupt gefallen lassen muſste, zeigte z. B. der Bock = Fehler, Verstoß, wobei eben der Begriff des Stoßens, des Anrennens leitend war, noch vielmehr der Bock in Bocksbeutel = steifbewahrter Gebrauch, ein Ausdruck, der sich in seltsamem Miſsverständnisse erst im Neuhochdeutschen an Bock (caper) anlehnte, während er in Wirklichkeit niederdeutschen Ursprungs ist, wo boks für bocks (des Buches) steht; die Hamburgerinnen trugen nämlich ihr Gesangbuch in einem Beutel an der Seite und behielten denselben gern immer an; sie giengen mit dem Buchbeutel. Und nun gar das Bockbier! Der Name Bockbier findet sich für eine Art besonders starken Bieres in Baiern schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts und ist gekürzt aus dem daneben noch vorkommenden ursprünglicheren Wort Aimbock, mit Verderbnis des — beck in bock, also Bier aus Eimbeck in Hannover. Man führte nämlich ehedem von Eimbeck starkes Bier nach Bayern ein und braute es hier allmählich auch.

Dagegen ist der Haberbart (Tragopogon porrifolium) auch dem Namen nach mit dem sog. Bocksbart identisch, und es ist im „Haferbart", der blauen Haferwurzel genau dieselbe Verwechslung erfolgt, wie im Haferfeldtreiben statt Haberfelltreiben. Der erste Theil der Zusammensetzung in Haberbart enthält das im Hochdeutschen sonst nicht nachgewiesene hapar, haber (Bock), das nach angels. häfer, altnord. hafr zweifellos ist, und von dem sich noch das Femin heppe (Ziege) erhalten hat (Grimm Wörterb.), ein in den ober- und mitteldeutschen Mundarten weit verbreitetes Wort. In Kärnten geht hepp auf das Schaf, überhaupt auf Wollvieh. (Lexer 134.) In Bayern gebraucht man heppel von einem jungen Mädchen, das sich dem mannbaren Alter nähert (Schm. 2, 221). Hep aber ist der Lockruf für die springende Ziege, vornehmlich in Mitteldeutschland. Von diesem Hep geht wohl der bekannte Spottruf gegen die Juden aus, denn dem Juden wird ein Ziegenbart nachgesagt. Substantivisch: hep-hep, ein Jude.

Wie nun haber der echtdeutsche, dem griech. kapros, dem lat. ceper entsprechende Name des Bocks ist, welcher dem Gesetz der Lautverschiebung gemäß angels. häfer, altnord. hafr lautet, so haben wir im Haberfeldtreiben nicht ein Treiben ins Haferfeld, sondern ein wildes Treiben im Bocks-, im Haberfell, in Bockslarve geradeso wie bei dem obengenannten Spiele zu suchen, bei dem ein Hirte, mit einer Bockslarve und einem Fell maskiert, die Namen der betreffenden Personen „brüllt".

Das Treiben in Gestalten wilder Thiere, zumal des dem Gotte Donar geweihten Bockes und Hirsches, erscheint z. B. schon in Gallischen Predigten aus dem sechsten und siebenten Jahrhundert. Es sind drei (dem h. Augustin zugeschriebene) Predigten, von denen zwei de kalendis januariis sich betiteln. Die Verfasser sind der Bischof Cäsarius von Arles († 543), der h. Eligius († 659) und Faustinus (Augustinus, opera omnia. Paris 1841, tom. V. app. serm. 129, 130, col. 2001 und serm. 265, col 2237). In der ersten heißt es u. a.: „Welcher Vernünftige sollte es glauben, dass Menschen, die bei Besinnung sind, sich, indem sie den Hirsch spielen (cervulum facientes), in das Wesen von Thieren umwandeln wollen?

Andere kleiden sich in die Felle ihres Viehes, andere setzen sich Thierhäupter auf und freuen sich darüber, dass sie sich so in Gestalten wilder Thiere umgewandelt haben, dass sie nicht Menschen zu sein scheinen."

Über die Hirschlarve handelt auch Mone in seiner Geschichte des Heidentums II, 167, Syn. Autissiod. (Auxerre) anni 578, can. 1—5 Hardouin, concil. tom. III. 434. — Theodor. cant. lib. poenit. cap. 27, § 19: Si quis in kalendas Januarii in cervulo aut vetula vadit, id est in ferarum habitus se com-

mutant et vestiuntur pellibus pecudum et assumunt capita bestiarum; qui vero taliter in ferinas species se transformant, III annos poeniteant, quia hoc daemonicum est.

Die in den Bußordnungen und Verboten erwähnten Verhüllungen in Thierfellen und Nachahmungen von Thierstimmen entsprechen, wie Simrock in seiner Mythologie 536 zeigt, sowohl den niederrheinischen „Thierjagen", das aber an keine Jahreszeit mehr gebunden ist, da es nur noch zu einer Art Volksjustiz dient, als auch dem bayrischen Haberfeldtreiben und vergleicht sich mit dem Chariwari und den Katzenmusiken. Bei allen drei Hergängen, beim „Thierjagen", beim Haberfelltreiben, bei den Katzenmusiken pflegen Thierstimmen nachgeahmt zu werden. Solcher Tumult wird in den Statuten der Kirche von Avignon vom Jahre 1337 neben chalvaricum mit Charivari bezeichnet. Charivari, vor dem vierzehnten Jahrhundert nicht nachweisbar, ist jede unharmonische Musik, „Katzenmusik", aus dem franz. Wort, eigentlich soviel wie Polterabend, altfranz. der caribari, chalivali, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert provenzalisch caravil., mittelst das charivarium. chalvaricum = unharmonische Musik, welche einer zur zweiten Ehe schreitenden Person gebracht wurde. Der Ursprung des Wortes ist dunkel, ebenso wie das nach einem dunkeln Sprachgefühl verbreitete Wort Krawall, welches schon in einer Verordnung des Bischofs Hugo von Berry vom Jahre 1338 vorkommt, der in seinen Sportelstatuten jenen Tumult Charavall nennt, woraus später Krawall entstand, ein Wort, das sich besonders in jenen, zumeist rath- und thatenlosen Aufständen des Jahres 1830 zunächst mundartlich im westlichen Deutschland rasch verbreitete.

Die Theilnehmer an dem Tumult erschienen vermummt, und zwar in Thiergestalten als Hirsche cervuli, oder Kälber vituli, als Böcke, capri und wohl auch als Katzen. Sie ahmten zugleich die Stimmen dieser Thiere nach, wie aus dem Worte tumultuosis vociferationibus. aus dem auf Kälberstimmen hindeutenden Chalvaricum, sowie aus dem noch heutigen Gebrauche erhellt. Das Haberfelltreiben — denn ein solches Treiben in Haber-, in Bocksfellen war ursprünglich das später aus Missverständnis entstandene Haberfeldtreiben — stimmt aber darin mit dem niederrheinischen Thierjagen, dass es sich nicht wie der Polterabendlärm auf die Eingehung der Ehe, namentlich nicht wie das Chalvaricum und Charivari auf die zweite Ehe bezieht, sondern zur öffentlichen Kunde gekommene Vergehen gegen das sechste Gebot und sonstige öffentliche Ärgernisse rügt. Wie beim Chalvaricum ein Anführer der Jugend, ein Abbas juvenum, ein Abbas laetitiae erwähnt wird, mit dem man sich abzufinden hatte, so erscheint beim Haberfelltreiben ein Haberfellmeister oder Habermeister. Hier werden die Gesichter geschwärzt, wie man beim Charivari falsis visagiis gieng. Dort erhoben die Ver-

mummten dabei einen gewaltigen Lärm, ein gellendes Geschrei, Pfeifen und Zischen, wobei man auf Schüssel, Teller, Glocken und Kessel schlug; dieselbe Instrumentalbegleitung findet sich in Bayern wieder, ebenso aber (nach Montanus II, 1) auch beim niederrheinischen Thierjagen; als dabei übliche Tonwerkzeuge nennt Montanus Peitschen, Kessel, Trommeln, Maihörner und Karrenräder: in diesen deckte der mit dieser Kunst vertraute Bauernjunge mit Mund und Wange die Öffnung der Nabe und brüllte dann mit so gewaltigem Stoße hinein, dass der rauhe Schall in der Mitternachtstille meilenfern gehört ward. Montanus aber bezeugt auch die Vermummung in Thiergestalten. Thierjagen heißt die Sitte, weil sie unter Thierlarven gegen das Hervortreten des Thierischen im Menschen gerichtet war; daher, trat auch schon in dem Chalvaricum (nach Phillips a. a. O. 9) das Obscöne hervor. In England war die Katzenmusik (rough music) auch gebräuchlich, wenn zwei Eheleute in Unfrieden lebten, oder ein alter Mann ein junges Mädchen heiratete. Bekanntlich hat Shakespeare am Schluss der „Lustigen Weiber von Windsor" ein Thierjagen auf die Bühne gebracht. Dass die Absicht dabei ganz dieselbe wie beim Haberfelltreiben ist, zeigen die Worte:

Pfui der sünd'gen Phantasei! Pfui der Lust und Buhlerei!
Wollust ist ein Feu'r im Blut, ausgeheckt im üpp'gen Muth:
Hoch und höher schürt die Glut sündiger Gedanken Brut.
Zwickt ihn, Elfen, nach der Reih! Zwickt ihn für die Büberei.
Zwickt ihn und brennt ihn und lasst ihn sich dreh'n,
Bis Kerzen- und Sternlicht und Mondschein vergeh'n.

Auch das Hirschgeweih dabei fehlt nicht, und was besonders auf hohes Alterthum der dargestellten Sitte deutet, ist dies, dass die Vermummten zugleich die wilde Jagd nachbilden, wobei Falstaff selbst die Rolle des wilden Jägers spielt, der hier als Förster Herne mit großen Hörnern erscheint.

Dieser Zusammenhang ist ohne Zweifel alt und echt: es war der Umzug des wilden Heeres, den man nachbildete: der alte Gott sollte die Strafe des gekränkten Rechts, Eherechts, der Lust und Buhlerei zu verhängen scheinen. Die Thierfelle aber rühren von geschlachteten Opferthieren her, die in den Zwölften denselben Göttern dargebracht wurden, die unter diesen Thierlarven erschienen. Denn auf die Kalendae Januarii finden wir das alte Verbot, in cervulo und vitulo zu gehen, zuerst bezogen. Aber auch dieser Gebrauch löste sich von diesem Hauptfeste ab und blieb an keine feste Zeit gebunden: das Volk konnte seine Lynchjustiz, deren Namen gewiss auch mit jenen Thierlarven zusammenhängt, üben, sobald ihm die Sitte verletzt schien.

So soll auch das Haberfelltreiben mit seiner Anklage, dem darauf folgenden höllischen Lärm der Schreckgestalten und der schließlichen Er-

mahnung zur Buße und Besserung die, welche Zucht und Sitte frech verhöhnten, geradezu „ins Bockshorn, in die Bockshörner jagen", d. h. verzagt machen, in die Enge treiben, erschrecken und vor weiterer Verhöhnung der Sitte zurückhalten, wie denn gerade die Vermummung in Thierlarven, besonders in Bocks- oder Haberfelle mit den Bock- oder Haberhörnern sich gegen das Thierische im Menschen, gegen die sogen. stummen Sünden (peccata muta) richtet, die außerhalb der Verfolgung durch das staatliche Gesetzbuch liegen.

Ein ähnliches Volksrügegericht ward geübt, wenn die Frau den Mann geschlagen hatte. Man deckte dem Hause des Ehepaares das Dach ab.

Gleich dem Haberfelltreiben ist die Ehrenstrafe der Dachabdeckung eine Rechtssitte von hohem Alterthum. Die Entehrung ihres Nachbarn war den Markgenossen so unerträglich, dass sie ihn nicht mehr unter sich dulden mochten, welches symbolisch durch die Abtragung des Daches erklärt wurde. Wer sich vor den Schlägen seiner Frau nicht bewahren konnte, der sollte gleichsam nicht wert sein, Haus und Hausstand zu haben. Solche interdictio tecti beschreibt z. B. noch ein mainzischer Amtsbericht vom Jahre 1666: Es ist ein alter Gebrauch hierumb in der Nachbarschaft, falls etwan ein Frau ihren Mann schlagen sollte, dass alle des Fleckens oder Dorfs, worin es geschehe, angrenzende Gemärker sich's annehmen, doch wird die Sach uf den letzten Fasnachttag oder Eschermittwoch als ein recht Fasnachtspiel versparet, da denn alle Gemärker, nachdem sie sich acht oder vierzehn Tag zuvor angemeldet, jung und alt, so Lust dazu haben, sich versammeln, mit Trommen, Pfeif und fliegenden Fahnen zu Pferd und zu Fuß dem Ort zugehen, wo das Factum geschehen, vor dem Flecken sich anmelden und etliche aus ihrer Mitte zu dem Schultheißen schicken, welche ihre Anklage wider den geschlagenen Mann thun, auch zugleich ihre Zeugen, so sie deswegen haben, vorstellen. Nachdem nun selbige abgehöret und ausfindig gemacht worden, dass die Frau den Mann geschlagen, wird ihnen der Einzug in den Flecken gegönnt, da sie dann alsobald sich allesambt vor des geschlagenen Mannes Haus versammeln, das Haus umbringen, und falls sich der Mann mit ihnen nicht vergleicht und abfindet, schlagen sie Leitern an, steigen auf das Dach, hauen ihm die First ein und reißen das Dach bis auf die vierte Latt von oben an ab. Falls aber der Beweis nicht kann geführt werden, müssen sich ohnverrichter Sach wieder abziehen. — Ähnlich war's im Fürstenthum Fulda und ein Blankenburger Stat. vom Jahre 1594 verordnet: Ist ein Mann so weibisch, dass er sich von seinem eigenen Weibe raufen, schlagen und schelten läßt, der soll des Raths beide Stadtknecht mit wüllen Gewand kleiden, mit Gefängnis gestraft und ihm hierüber das Dach auf seinem Hause abgehoben werden.

Eine solche Ehrenstrafe ist auch das Haberfelljagen, nur, dass bei diesem dem Schuldigen kein Schaden, auch nicht der geringste an Hab und Gut zugefügt werden darf. Freilich sagt die Bavaria 1,421 fg. zur Erklärung des Namens „Haberfeldtreiben“: Es soll nach dem dreißigjährigen Kriege üblich gewesen sein, besonders Frevler an der Feldmark, oder Wucherer auch durch Schädigung an Leib und Gut zu strafen, indem man ihr Feld verheerte, und da im Gebirge viel Haber gebaut wird, so übertrug man den Namen Haberfeld auf das ganze Rechtsverfahren — aber diese Erklärung, die den Stempel des Ungeschichtlichen und Unwahrscheinlichen an sich trägt, ist längst zurückgewiesen worden. Das volksthümliche Rügegericht des Haberfelltreibens ist eben eine Ehrenstrafe, vergleichbar dem Strohkranz für gefallene Mädchen, wie es denn auch in den „Wolgemeinten Paragraphen an Bayerns Prediger“ 1,15 bei Schmeller 2,137 heißt: „Menscher, gebts acht, dass ihr nicht mit der Zeit mit dem Strohkränzl vor meinem Pfarrhofe vorbei spazieren müsst oder dass euch Bueba ins Haberfeld treiben.“

Ein Rügegericht für geschlechtliche Vergehen und für Verletzung der Sitte überhaupt ohne Schädigung an Hab und Gut, eine volksthümliche Ehrenstrafe ist das Haberfelltreiben im Land an der Mangfall, Schlierach, Aurach und Leitzenach, das u. a. Schmeller 4,25 beschreibt: „Der Zweck dieses Rügegerichts ist, in nächtlicher Versammlung der am Gerichte Betheiligten vor dem Hause des Schuldigen diesem seine Vergehen vorzuhalten. Solche Vergehen aber und nur solche werden gerügt, die außerhalb des gerichtlichen und polizeilichen Strafrechts liegen, besonders Sünden gegen die Volksmoral und die Sitte des bayerischen Oberlandes, am häufigsten geschlechtliche Vergehen. Die Organisation des Gerichts ist sehr unbekannt, weil die Betheiligten darüber hartnäckig schweigen; es sollen ihm zwölf, nach Schmeller nur ein Haberfeldmeister vorstehen, die das Recht zur Abhaltung ihres Treibens auf Karl den Großen zurückführen.“

Ließ doch gerade Karl der Große ähnlich wie König Älfred in England, als er all die germanischen Völker des Festlandes unter einen Scepter brachte, und dem als Zeichen dieser neuen Gesammtherrschaft der erneute Kaisername gebürend zufiel, eben die Volksrechte aufschreiben, und indem er also diese Volksrechte ehrte, pflegte das Volk von ihm zu sagen: „König Karl stiftete Treue und Wahrheit“, ein Ausspruch, den (nach Zinkgreff 1,32) selbst noch ein Kaiser Friedrich Barbarossa that, wie er denn geradezu sprichwörtlich wurde. So erscheint auch in den friesischen Rechtsquellen wiederholt das Wort: Kinig Kerl stifte trewa and werde. Kaiser Karl entsprach wie kein König stets dem deutschen Rechtsideal. Indem er die Volksrechte aufschreiben, stipulieren,

„stiften" ließ, sagte das Volk mit seinem Sprichwort nicht zu viel über ihn aus. Auf Treue und Wahrheit, auf die Gesinnung sind eben die Volksrechte gegründet, und als ein solches Volksrecht, das im Volke Treue und Wahrheit erhalten will, will auch das Haberfelltreiben angesehen und gewürdigt sein mit seiner Berufung auf Karl den Großen. Auch die Schöffen der sogenannten Fehmgerichte, welche übrigens im Unterschied von dem des Haberfelltreibens kaiserliche Landgerichte waren, leiteten ihre Berechtigung, vor dem Gericht als Rüger, d. h. als Ankläger im eigenen Namen aufzutreten, aus einer von Karl dem Großen überkommenen Rügepflicht her, nach welcher sie auch gegen Verbrechen auftraten, die außerhalb ihres Gerichtssprengels und von fremden Personen verübt wurden, wenn nämlich der ordentliche Richter nicht imstande war, des Schuldigen mächtig zu werden, oder den guten Willen dazu nicht hatte.

Zwölf Haberfellmeister bilden das Gericht, wie einst nach unserer Mythologie, als die Goldgier in die Welt kam und damit das Goldzeitalter schwand, die zwölf Götter (regins) als Richter Rath hielten, wie sie dem Bösen, das die schöne Welt zu verderben drohte, steuern sollten. Odin selbst erscheint als Schützer des Rechts, als der Gesetzesmann, der den Vorsitz führt bei dem Gericht am Urdaquell unter freiem Himmel. Er, der die Welt von seinem Sitze (Hlidskialf) aus überblickt und alles, was unter den Menschen vorgeht, hört, ordnet auch das Gericht. Ebenso sind es im Friesenrecht zwölf Asegen, welche das Recht schöpfen. Diese Zahl der zwölf Götterrichter wurde festgehalten. Karl der Große verordnete für sein Reich bleibende, für alle Fälle im Gericht erscheinende Schöffen, d. h. Urtheilsfinder; statt wechselnder Urtheilsfinder ständige Beamte. Indem aber die ehedem wechselnden Urtheilsfinder lebenslänglichen Beisitzern platzmachten, verwandelten sich die alten Volksgerichte in königliche Behörden. Diese Schöffen wurden vom comes oder missus mit Zuziehung des Volks gewählt; es sollen ihrer mindestens sieben sein; zu einem vollen, feierlichen placitum aber sollten zwölf Schöffen erscheinen, wie denn auch viele spätere Weisthümer die Zwölfzahl haben (R. A. 777). So ist es auch beim Haberfelltreiben. Die Schöffen dabei waren ursprünglich durchaus angesessene Hausväter, welche das Gericht vollzogen, ja das Amt vererbte sich, und vor allem: das Gericht galt als Volksgericht und zugleich doch als königliche Behörde, als ein Volksgericht unter der Obervormundschaft des Kaisers.

Indem aber insonderheit der Familienschutz mit dem gesammten Familien- und Erbrecht unter die Obervormundschaft des Kaisers fiel, hielt sich die Volkssitte für um so mehr berechtigt, im Namen des Kaisers alle Ausschreitungen und Sünden gegen die Familienehre, zumal alle öffentlichen Ärgernisse zu verfolgen und da, wo die sociale Gesetz-

gebung nicht ausreichte, im Geiste des Kaisers den Familienschutz zu üben. So ist das Herkommen: Wer allgemeines Ärgernis gegeben, soll auch öffentlich aus der Reihe der ehrbaren Familie ausgestoßen, die Familiengenossenschaft soll gereinigt werden. Darum spielt die sog. „Reuter" oder Putzmaschine beim Haberfelltreiben eine Rolle. Der Ehebrecher wird ans Fenster oder an die Laube vorgerufen, ja sogar auf den Mistkarren gestellt und ihm vor allen Zeugen das Sündenregister vorgelesen, darauf wird die sog. Schandglocke von Blech geläutet und er mit allen Lärminstrumenten in Verruf gethan. Die Dirne aber, die es mit einem anderen hält, wird am hellen Tage von jungen Burschen durchs Dorf ins Haberfeld gejagt und ebenso zurückgetrieben. Der „Schlankel" oder Verführer muſs mitthun. Die Herrenköchin macht dabei von rechtswegen keine Ausnahme.

Vollends gegenüber dem unzureichenden römischen Recht hat der Bund der Haberfelltreiber die große Aufgabe sich gestellt, heimische Sitte und heimisches Recht aufrecht zu erhalten. So erscheint das Haberfeldtreiben als ein uraltes Volksrügegericht, welches alle polizeilichen Maßregeln nicht auszurotten vermögen, weil es seine tiefen Wurzeln im Volksgewissen hat. Und je laxer die sociale Gesetzgebung ist, desto berechtigter erscheint die Volkssitte, deren Ursprung aus unvordenklicher Zeit stammt. Wie Wodan im Herbste auf seinem Schimmel umzieht, Gericht zu halten, wozu die zwölf Asen als Beisitzer gedacht sind, so nahm später Karl der Große die Stelle des Gottes ein mit seinen zwölf Ehrenmännern. Was früher ein Haberfelltreiber, das heißt ein Treiber in Thierlarven war, das wurde, als man das „Haberfell"treiben nicht mehr verstand, zum Haberfeldtreiben.

Wo ein Wucherer seine Wucherei treibt, oder einer sich beigehen läſst, gefallenes Vieh auszuhauen und das Fleisch zu verkaufen, oder ein Brauer statt des Hopfens Tollwurz zum Biersieden nimmt, besonders aber wo Unzucht und Ehebruch herrscht, da erscheinen die Haberer mit ihrem wüsten Geschrei von ein paar hundert Männerstimmen, in die sich das Dröhnen von Eisenbecken und Blechdeckeln mischt, die wie Heerpauken geschlagen werden. Schellen klingeln, Glocken läuten, Kuhhörner brüllen. Über der tobenden Schar liegt die vollständigste Finsternis; eine einzelne Laterne schimmert in der Mitte. Nach allen Seiten hin ist das Haus und der Platz mit Wachen besetzt, welche mit scharfgeladenen Büchsen jeden Ankommenden zurückweisen. Das Geschrei erfolgt zuerst in unartikulierten Rufen; allmählich lassen sich bestimmte Laute vernehmen, und bald tönt es deutlich aus hundert Kehlen: „Heraus, N. N. raus!" Ein scharf gellender, alles übertönender Pfiff erschallt; plötzlich verwandelt sich der Lärm in die tiefste Grabesstille, und eine mächtige, weithin klingende Stimme ruft:

Die Haberer sind da zum Haberfeldtreiben,
Ein jedes im Haus soll ruhig bleiben.
Habt acht aufs Feuer und aufs Licht,
Dann niemandem ein Schaden geschieht,
Zuvor aber wollen wir verlesen,
Ob alle richtig dagewesen.

Dem alten Brauche gemäß werden nun die Anwesenden alle aufgerufen, aber unter lauter fremden, meist berühmten und angesehenen Namen, Namen aus den ältesten Zeiten wie aus der Gegenwart, aus der Nachbarschaft wie aus den entlegensten Ländern und Orten. Nach jedem aufgerufenen Namen wird mit einem kräftigen „Hier!“ geantwortet. Das Volk erzählt sich, wenn auf einen der aufgerufenen Namen das „Hier“ ausbliebe, würde das ganze Treiben ungesetzlich, und die Schar würde augenblicklich ohne einen weiteren Laut auseinander stieben. Zuletzt kommt noch die Aufforderung an Kaiser Karl, auch zugegen zu sein und schließlich das Protokoll mitzuunterschreiben.

Dann folgt ein neuer Ausbruch des Lärmens und Schreiens mit neuen verstärkten Rufen nach der verfehmten Person, der das Ruggericht gelten soll, und beim Scheine der emporgehaltenen Laterne beginnt der Rugmeister zu lesen:

Bei ein' Madel woll'n wir Haberfeld treiben
Und ihr das Sündenregister schreiben;
Wir wollen's der Gemeind' und dem Gau erzählen,
Wie sie lügen kann und sich ehrbar g'stellen u. s. w.

Und wie sie gleich einem Immenschwarm einfielen, so ziehen sie wieder ab. Für alles, was sie etwa zerschlugen, legten sie das Geld richtig und reichlich hin. Alle sind so bis zur Unkenntlichkeit vermummt, dass, wie das Volk sagt, ein Sohn seinen Vater nicht herauskennen kann, was früher die Bocks- und sonstigen Thierfelle zuwege brachten.

Mag man solch ein Rugegericht immerhin eine Volksferocität nennen: jedenfalls ist es nicht grausamer, sondern eher noch milder als das in den Worten des Tacitus (Germ. 19) dargestellte: „Dort steht die Frauentugend in gutem Schutz. Höchst selten ein Beispiel von Ehebruch bei diesem zahlreichen Volke! Dessen Bestrafung erfolgt so: Mit abgeschnittenem Haar, entkleidet, stößt sie der Mann in Gegenwart der Verwandtschaft aus dem Hause und treibt sie mit einem Stecken durch den ganzen Ort. Denn ein Weib, das sich preisgegeben, findet keine Gnade — denn dort lacht niemand über Laster, und verführen und sich verführen lassen, heißt dort nicht Lauf der Welt.“

Erwägt man, wie heutzutage die Venus vulgivaga durch die Lande zieht und ihre ganze Schamlosigkeit enthüllt, wie die Fleischeslust unser Volk an Leib und Seele verdirbt und unter dem Gifthauche dieser großen Menschenmörderin ganze Familien, Geschlechter und Stämme für alles göttliche Leben völlig absterben, wie die Liederlichkeit — ein von „Luder“

gebildetes Wort, das heutzutage bezeichnend genug schon zum frivolen Scherzwort geworden ist — mit ihren offenbaren und den noch entsetzlicheren unnatürlichen stummen Sünden markverzehrend auch sonst ehrbare Gesellschaftskreise ergriffen hat, also dass Goethes Wort: „Wie wird hier geludert!" eine grauenvolle Wahrheit geworden ist, so muss man nur umsomehr hohe Achtung vor einem Volksstamm gewinnen, der da, wo die sociale Gesetzgebung nicht ausreicht und wo selbst die Kirche durch ihre Vernachlässigung der Zucht das Verderben nicht abzuhalten vermag, sich vor dem Lastersumpf, in welchen schon manches Volk versank, zu bewahren und sich in düsterer Nacht eine auf Reinheit und Keuschheit des Familienlebens gegründete nationale Zukunft zu erhalten sucht. Besser, dass dies in sogenannter barbarischer Weise als gar nicht geschieht. Und schließlich, was ist barbarischer, den Wurm eines nationalen Unglücks vernichten, — oder ihn im Treibhause einer modernen Cultur züchten, dass er seine unheimliche Zerstörungsarbeit, wenn auch langsam, doch unaufhaltsam vollende? Gegen solche Barbarei einer culturseligen genialen Liederlichkeit ist ein familien- und volksreinigendes, wenn auch noch so scharfes Rugegericht noch „Humanität". („Das Land.")

Kirchenmusik auf dem Dorfe.

Vor kurzem habe ich auf einem Sommerausflug durch die westliche Steiermark in einer Dorfkirche dem Sonntagsgottesdienste beigewohnt. In großen geräuschvollen Stadtkirchen ist der liebe Gott für mich lange nicht allemal zu sprechen, wenn ich mich anmelde. Aber in den friedlichen Dorfkirchen, inmitten gläubiger Beter und bei herzberückenden Gesängen steigt der Herr bisweilen auch zu mir herab. Diesmal war es anders. Es mag ja sein, dass auch meine Seele nicht vorbereitet gewesen. Die Kirche war es entschieden nicht. In den Winkeln des modernden Holzbodens lag Kehricht. Die Altäre und Bilder waren belegt von dem grauen Reife des Staubes, der sogar in die Nase stieg anstatt des Weihrauchs. An den Kerzenleuchtern waren verblasste und verknitterte Papierblumen nachlässig gebunden, die Kerzen standen schief. Das unordentlich hingebreitete Altartuch hatte Wachsflecken und Krusten. Die Vorhänge der schönen gothischen Fenster waren theils durchlöchert und ganz schief gerollt, so dass sie seitlings die Mauer bedeckten und durchs Fenster die grelle Sonne hereinließen, welche die stimmungsvolle Dämmerung fast brutal unterbrach.

Der Traghimmel stand schiefeckig so vor dem Altare, dass einem großen Theil der Leute in den Bänken die Aussicht auf den Tabernakel gänzlich verdeckt war. Von einer der zahlreichen aber schlechtgestellten Fahnen hieng ein abgerissener Fetzen in das Taufbecken hinein, dass er nass war. Kurz, es war eine schlampige Wirtschaft. Ob dafür der Pfarrer oder der Messner verantwortlich sein will? Die Gemeinde ist arm, keine Ausrede. So sollte man wenigstens den Schmuck der Armut anbringen: Reinlichkeit und Ordnung. — Bei der Predigt hatte der Pfarrer sogar gesprochen von dem Segen der Reinlichkeit und Ordnung, aber in so allgemeiner Weise, dass der Messner, welcher während der Predigt mit dem rostigen Weihrauchfass umthat, gewiss der letzte war, der sich getroffen fand. Deutlicher mag der Pfarrer vielleicht nicht gerne werden, denn der Messner ist ein protziger Patron und wäre imstande, sein ertragloses Amt dem Pfarrer an den Kopf zu werfen.

Was der Messner schlecht macht, das trachtet der Regenschori wieder gut zu machen. Das ist der Schullehrer mit musikalischer Belastung. Denn der auf Ausübung lauernde musikalische Sinn ist eine Belastung, gemeingefährlich, wenn die Mittel fehlen. Er vergreift sich zu den unerhörtesten Medien, um seinem Bedürfnisse Genüge zu thun.

Es war ja rührend, wie gut es in jener Dorfkirche der Regenschori meinte mit einer Messe von N. N. Das ist classische Musik, wie die Domkirchen keine bessere haben am Ostersonntag. Aber du mein Gott, wie kam diese Messe auf dem Dorfchor zum Ausdruck! Die Kapelle bestand aus der Orgel, zwei schrillen Blechinstrumenten, einer winselnden Clarinette, einer polternden Pauke und einer Geige, die mir Höllenpein in die Nerven quirte. Ein dickhalsiger Bauernbub und eine ältliche Primadonna aus dem Kuhstall sangen den lateinischen Text. — Es war schrecklich. Der liebe Gott wird ihnen ja allen mit einander verziehen haben, er muss sie ja schon gewohnt sein, diese guten Menschen und schlechten Musikanten. Aber ich Armer mit meinen irdischen Ohren! — Dennoch habe ich tapfer ausgehalten bis zum Schlusse, bestrebt, durch milde Einsprache die Heiligen dahin aufzuklären, dass diese Katzenmusik eigentlich als das schönste, erhabenste Kunstwerk gemeint ist. Es waren ja wahrscheinlich auch die Andächtigen davon erbaut, denn keiner der Kirchenbesucher gab ein Schmerzgefühl zu erkennen, nur ein altes Männlein in seiner Bank machte bei den schrillsten Stößen der Trompete und bei dem grellsten Aufkreischen der Geige, eine leichte zuckende Bewegung, als hätte ihn ein Floh gebissen. — Als endlich die instrumentale Herrlichkeit der Festmesse aus war und nur die Orgel noch in weicheren Tönen klang, war mir das wie Öl auf die Wunden. Aber zum Schluss, als beim „Heilig, heilig, heilig" des letzten Segens niemand etwas Schlimmes mehr erwartet

hätte, kam ein lateinisch-musikalisches Tantum ergo, das an grausamer Gewalt alles frühere übertraf. Das waren reine Keulenschläge und Messerstiche auf das Trommelfell! Ich bin leider nicht musikalisch genug, um durch technische Ausdrücke das Unmusikalische dieses Tantum ergo's recht zu bezeichnen, aber ungeheuerlich war das Ding, darauf kann ich ruhig schwören. Wäre es nicht in der Kirche gewesen, bei dem feierlichen Anlasse, ich würde kaum auf die Idee gekommen sein, dass es Musik überhaupt hätte sein sollen. Ein Schwalbenpaar, das in einem Seitenschiffe, also ziemlich weit von der Katastrophe sein Nest bewohnt hatte, flatterte jetzt plötzlich auf und schoss in Angst und Verwirrung an den Wänden hin und her, bis die eine durch eine zerbrochene Fensterscheibe sich ins Freie rettete, während die andere aus Verzweiflung sich hinter ein Bild in die Spinnenweben stürzte. Und diese unschuldigen Thierlein haben noch nicht einmal alles aufgefasst. Wie von den Naturkindern der lateinische Text gebracht und ausgesprochen wurde, davon will ich gar nicht reden. Es war barbarisch. — Nach dem Gottesdienste trat auf dem Kirchplatz der Regenschori zu mir und seine ziemlich selbstbewusste Haltung ließ vermuthen, dass er auf ein Lob wartete. Ich mache meinen Mitmenschen gerne harmlose Freuden, aber diesmal hätte es sich rein um einen Hochverrath der kirchlichen Kunst gehandelt. Da also nichts kam, so sagte er: „Was man halt so zusammenbringt auf dem Dorfe. Mühe und Arbeit kostet's genug, bis man's so weit bringt." — Mühe und Arbeit kostet's auch noch! — Und dieselbe Mühe und Arbeit nicht nur bei dieser einen Kirchenkapelle, dieselbe Mühe und Arbeit und ein Meer von gutem Willen in vielen anderen Dorfkirchen — mit dem gleichen Erfolg.

Aber man hört nichts. Niemand beklagt sich und es gibt doch gewiss genug musikalisch empfindende Menschen auch auf dem Lande. Sollte denn am Ende ich der einzige Unglückliche sein, dessen Geschmack so gottverlassen ist, dass er Schönheit als Hässlichkeit empfindet? Aber ich kann mir nicht helfen. Meine hausbackene Vernunft und meine nach mildem Wohlklang dürstenden Ohren werden zu oft gequält da draußen, als dass ich's noch länger bei mir behalten könnte. Um es einfach zu sagen: Nach meiner Überzeugung und Empfindung sind große complicierte Musikstücke und vollends lateinischer Musiktext in den Dorfkirchen ein Unding.

In früheren Zeiten hat man es so strenge nicht genommen, hat man in deutschen Dorfkirchen stets deutsch gesungen und Sachen gespielt, die den vorhandenen Leuten und Kräften angemessen waren. Auf einmal kam in unserem Land eine strenge Verordnung heraus, dass beim liturgischen Gottesdienste lateinisch gesungen werden müsse, auch bei den Bauern, Hirten und Holzknechten!

Man wird für diese Verordnung seine Gründe haben und wahrscheinlich sehr wichtige; denn unwichtige würden die Gegengründe nicht

überwiegen. Man hört die Verordnung vertheidigen mit einer Leidenschaft, als ob die Würde der katholischen Kirche davon abhienge. Bekehren kann man mich und meinesgleichen nicht. Ich habe zwei Jahre lang lateinisch gelernt und kann keinen einzigen lateinischen Satz leidlich wiedergeben. Aber das Waldbäuerlein wird lateinisch singen, damit sich auch heute das Wunder vollzieht, dass die Einfältigen in allen Sprachen reden.

Ich will nicht bitter werden. Der Clerus hat das Recht, in den Kirchen zu machen, was er will, wenn die Gemeinde damit einverstanden ist. — Und sie ist einverstanden. Der kirchliche Indifferentismus ist auch im Volke so groß geworden, dass ihm alles gleichgiltig ist, was da gemacht oder unterlassen wird. Es scheint sogar sehr wenige Ausnahmen zu geben, denn ich habe noch niemanden gehört, der gegen die Ausschließung der deutschen Sprache vom Hauptgottesdienste ernstlich aufgetreten wäre. Ich bin der einzige, der vor Jahren beim Eingange der neuen Verordnung dagegen öffentlich Protest geführt hat. Diesen Protest wiederhole ich gar nicht mehr; es ist zu lächerlich, wenn ein einziger Mann gegen eine Armee kämpfen will. Ich für meine Person verzichte auf die Erbauung bei solchem Gottesdienste, weiche den dort sanctionierten Geschmacklosigkeiten und Lächerlichkeiten möglichst aus und überlasse jenen Mächtigen das Feld, das sie für eine so zweifelhafte Sache erobert haben.

Hingegen kann ich mich gar nicht genug wundern, dass man den Lateinlern noch mehr gibt, als sie verlangen. Außerhalb des liturgischen Gottesdienstes haben sie vorläufig den deutschen Gesang gnädigst gestattet. Aber wo findet man die Regenschoris und musikbeflissenen Lehrer, die vor allem den deutschen Volksgesang auch in der Kirche zu heben bestrebt sind? Sie kommen vielleicht vor, aber vereinzelt. Die große Mehrzahl hat den deutschen Kirchengesang soviel als aufgegeben und die Chormeister haben die Ausrede, dass ja das Lateinische vorgeschrieben sei. Sie drücken sich an dem deutschen Volksgesang vorbei, der ist für ihren Ehrgeiz nicht ergiebig genug, sie denken mit Vorliebe an geräuschvolle Instrumentalmusik und wagen sich mit ihren ganz ungenügenden ländlichen Kräften an Aufgaben, in denen ihnen nur der Fluch der Lächerlichkeit blühen müsste. Für unsere Dorfkirchen ist Orgel und Volksgesang die richtige Musik, diese müsste ausgebildet werden, in dieser leistet das Dorf das Seine, und in keiner anderen! Das Volk, besonders im Gebirge, verfügt, wie man weiß, über gute Stimmen, aus denen sich etwas machen lässt. Es hat Lust zum Singen, nur ist es in der Kirche befangen und schämig, so dass eine Anregung dazu gehört. Und vor allem handelt es sich darum, in der Kirche das erbärmlich eingeengte Feld des deutschen Gesanges zu vertheidigen und soviel als möglich wohl auch das verlorene Feld für denselben wieder zu erobern.

Wo stecken denn unsere Deutschnationalen? die wir fortwährend rufen hören, dass das deutsche Volk in seinem Sprachgebiete nie und nimmer geschädigt werden dürfe! — Wenn heute eine Verordnung herauskäme, dass z. B. auf unseren Theatern nur Opern mit italienischem Texte aufgeführt werden dürften! Welch ein Aufruhr! Die leidenschaftlichste Empörung würde entstehen bei den Deutschen, und mit Recht. Ist die Pfarrkirche weniger ein Besitzthum des Volkes, als das Theater? Hat auf das Volk die Pfarrkirche nicht unendlich größeren Einfluss für Sprache und Lied, als das Theater? Ist auf dem Dorfe die Pfarrkirche nicht der allerwichtigste, vielleicht sogar der einzige Versammlungspunkt für Gesittung und Kunst der Erwachsenen? — Und diesen Posten gibt man auf, ohne darüber ein Wort zu verlieren. Andere haben in der Kirche den deutschen Gesang eingeschränkt, uns ist es recht. Ja, wir verzichten auch auf die Ausübung des deutschen Gesanges dort, wo sie uns noch gestattet wäre. Wir regen das Volk nicht an, in der Kirche deutsche Lieder zu singen, wir unterweisen es nicht im Gesang, glauben schon genug gethan zu haben, wenn der Gesanglehrer den Schulkindern eine Anzahl weltlicher Lieder beibringt, die gelegentlich bei Volksfesten oder im Wirtshause gesungen werden können.

Da lobe ich mir unsere slovenischen Untersteirer. Die sind den bewussten Lateinlern durchaus nicht so bereitwillig gewichen. Die fragen nicht erst beim Consistorium an, was und wie sie in ihren Kirchen singen dürfen. Sie singen sehr viel, ihr Volksgesang ist organisiert und stets die ganze Gemeinde singt mit, wenn in ihren Kirchen die slovenischen Lieder erschallen!

Bei uns scheint es fast, als wolle unser so reichlich betonter Nationalismus sich lediglich nur auf Parlaments- und Zeitungspolemik beschränken. Wo es im Leben gilt, deutsches Wesen thatsächlich zu wahren und zu fördern, da rühren wir uns nicht. Und dann wundert man sich, dass trotz alles nationalen Geschreies das Deutschthum zurückgeht.

Sollte unser politischer Nationalismus darum auf unsere Landeskirchen verzichten zu müssen glauben, weil dieselben ja sowieso dem Katholicismus verfallen seien? Das wäre ein grober Irrthum. Unsere Kirchen gehören nicht dem katholischen Clerus allein, sie gehören auch dem Staate, der Gemeinde, dem Volke. Sie sind ein Erbstück unserer Vorfahren, sie dienten seit jeher nicht bloß dem Bekenntnisse, sie waren die geweihten Stätten der Gesittung, des Gemeinsinnes, der Pietät und der Kunst. In diesen Kirchen ruht auch ein Gedanke der Zukunft, nämlich der Communismus. Die Pfarrkirche gehört keinem, sie gehört allen. Und alles, was sie ist und gibt, ist und gibt sie für die Gemeinde. Die Socialdemokraten werden noch einmal recht froh sein, solche gemeinsame Centralstellen für das Gute und Schöne vorzufinden. Denn auch der

sociale Staat wird aus Menschen bestehen, die für die Länge ohne Gott und ohne Kunst nicht werden leben können, die nach einigem Umhertappen endlich die bewährten Handhaben wieder ergreifen werden. Und vollends das deutsche Blut, in welchem das Christenthum tiefer sitzt, als etwa in den formenseligeren Romanen, wird das Gotteshaus seinen reinen Zwecken wieder zuführen.

Auf unsere Kirchen verzichten wir also nicht; an der deutschen Wesenheit unserer Gottesverehrung halten wir fest. In unserer heiligen Muttersprache wollen wir Gott verehren, so allein kommt's aus dem Herzen. Nicht dass wir aus den Kirchen protestantische Bethäuser machen sollten; der Süddeutsche wird schon aus künstlerischen Instincten bei seinem katholischen Cultus bleiben, er wird nichts gegen ihn einzuwenden finden, solange der Katholicismus nicht allzu eigenmächtig die deutsche Art aus den Pfarrkirchen deutscher Gemeinden verdrängt.

Ich liebe das katholische Gotteshaus und habe es immer geliebt, es möge alle jene internationale Pracht an sich entfalten, die von einem internationalen Sinn des Menschen verstanden und genossen werden kann. Wir sind es auch längst gewohnt geworden, das Mysterium der Messe und anderer Gebete der Priester in lateinischer Sprache zu hören; wer sich dabei was denken kann, der mag's thun, der andere mag's lassen. Wenn wir aber in unserer Pfarrkirche unmittelbar mit Gott in unserer Muttersprache verkehren wollen, wenn wir beim Hochgottesdienst gemeinsam ein deutsches Loblied singen wollen, und die Kirche gestattet es nicht, zwingt uns vielmehr eine todte, uns unverständliche Sprache auf die Zunge — dann ist es wohl unbegreiflich, wenn wir uns das gefallen lassen. — Nun, wir lassen es uns eben gefallen, wir rühren keinen Finger, um die zurückgedrängte deutsche Sprache im Gotteshause zu schützen. Selbst bei Gelegenheiten, wo es die Kirche der Gemeinde etwa noch erlaubt, nach alter heimlicher Weise das „Hier liegt vor deiner Majestät", das „Großer Gott, wir loben dich" oder „Sei gegrüßt, o Königin!" oder irgend eines der trauten Lieblingslieder unserer Vorfahren zu singen, singt die Gemeinde nicht, weil sie nicht kann, weil der Unterricht des Volksgesanges in den meisten Orten ganz vernachlässigt ist. In unserer Diöcese ist vor Jahren eine Sammlung jener deutschen Lieder erschienen, die in der Kirche (selbstverständlich nur außerhalb des liturgischen Gottesdienstes) noch gesungen werden dürfen. Auch diese werden nicht gesungen, können nicht gesungen werden, weil sie niemand lehrt.

Es wird hoffentlich Ausnahmen geben, doch, soweit meine Fühlung reicht, liegt — besonders in Obersteiermark — der deutsche kirchliche Volksgesang darnieder. Der Gesangsunterricht befasst sich zumeist mit weltlichen Liedern. Pfeifen und Geigen lernen die Jungen handhaben, damit sie sich gelegentlich als Spielleute bei Hochzeit und Tanz etwas verdienen

können. Die Mitwirkung auf dem Kirchenchor geschieht ohne Entgelt und oft widerwillig, und dann bekommt man eben die eingangs geschilderten Ungeheuerlichkeiten zu hören. — Schön wäre es freilich, wenn auch in den Landkirchen große Musikstücke zur Aufführung gebracht werden könnten, aber bei den Dorfkräften ist das nicht möglich, da wird aus dem Kunstwerk eine Fratze. Man frage doch bei großen, geschulten und geübten Stadtkapellen an, wieviel Mühe, Geduld, Opfer und — Glück dazu gehört, um eine große musikalische Aufgabe präcise und würdig zu lösen.

Die naturgemäße Kirchenmusik ist Orgel und Gesang der Gemeinde. Orgel, Volksgesang und, wenn's hoch kommt, eine bescheidene Violinbegleitung bedarf auch ihrer Meisterschaft, bei der für Regenschori und Kapelle viel Ehre zu holen wäre. Aber solange sich unsere Prälaten bei der Frohnleichnamsprocession selbst in den Städten noch mit Gassenhauern begleiten lassen, wird es schwer gehen, in den Dorfkirchen eine würdige Musik zu schaffen.

Wenn auf diesem Gebiete wohlgemeinte Reformen angestrebt wurden, so ist das gewiss hoch anzuerkennen, und mir fällt es nicht ein, gegen Gutes und Zweckmäßiges zu polemisieren. Mein Wunsch wäre immer, es möge eine gewisse Harmonie sein zwischen Religion und Wirklichkeit, zwischen Kirche und Leben, und es möge der Cultus sich nicht bloß äußerlich entwickeln, sondern auch innerlich zur künstlerischen und sittlichen Befriedigung der Gemeinde beitragen. In der That ist dem heute noch nicht so. Und es wäre so leicht, hier zu reformieren durch Rückkehr zur Einfachheit und zum Naturgemäßen. Wollte die Dorfmusik in ihrem naturgemäßen Rahmen bleiben, so würde sie mit weniger Mühe Besseres leisten. Wollte die geistliche Obrigkeit in unseren Kirchen die deutsche Sprache wieder freigeben, so könnte sich bei einigem guten Willen der Betheiligten der Volksgesang frei und würdig entfalten. R.

Naturgesetz.

Auf die Wiegen sollt' man's schreiben,
In die Särge sollt' man's schneiden:
Also, wie's die Menschen treiben,
Also müssen sie's auch leiden.

Eine Stimme über Töchtererziehung.

Von Josef Rud. Huschak.

Motto von Herder:

Bildung der Denkart, der Gesittung und Sitten ist die einzige Erziehung, die diesen Namen verdient; nicht Unterricht, nicht Lehre.

Es ist das naturgemäße Streben liebender Eltern, das geistige und körperliche Wohl ihrer Kinder zu begründen, fördern zu helfen und für die beiderseitige Zukunft zu sichern.

Während die Knabenwelt nebst der elterlichen Fürsorge wohl zumeist den Schulen, geistigen und gewerblichen Bildungsanstalten für die verschiedensten Berufszweige übergeben und anvertraut werden müssen, bleibt eben die richtige Erziehung der Töchter eines der schwierigsten Probleme.

Erziehung ist bekanntlich die Bildung von Gewohnheiten, und jene ist die empfehlenswerteste, welche lehrt: „Die Freuden und Leiden des Lebens am besten zu ertragen.“

Sie bildet und sei deshalb die erhabenste Berufsaufgabe, ja die heiligste Pflicht einer Mutter. Wo diese leider mangelt und ihre Sorge an den Vater übertragen ist, werden die Erziehungsresultate — mit wenigen Ausnahmen nur als höchst einseitige — den Typus des stiefmütterlichen Ersatzes tragen.

Eine Mutter, welche das edle Ziel verfolgt, das Lebensglück ihrer Tochter zu erreichen, es dauernd festzuhalten, muss unbedingt vor allem die wahre und treueste Freundin ihrer Pflegbefohlenen in allen Lebenslagen bleiben, damit der Nachen des Seelenfriedens am Strome der Zeit nicht umkippe und an den Klippen der Enttäuschung und Verzweiflung zerschelle. Das Mutterherz allein kennt ja weder Neid noch Opfer für das Glück des Kindes!

Trotzdem handelt es sich aber um richtige Auffassung des Begriffes „Glück“.

Nach diesem haschen doch beide Geschlechter! Leider bewährt es sich für die meisten als unerreichbares oder treuloses Phantom, weil man es im Alleinbesitze des Glanzes, des Ruhmes und Prunkes, in Regionen des Reichthums, der Ehre, höherer Stellungen glaubt. Es verweilt aber als „treuer Genius“ doch nur am Herde ehrlicher und anspruchsloser Personen, am liebsten dort, wo es keine angekränkelten oder geistverpesteten, sondern gesunde Herzen gefunden.

Charaktereigenschaften sind — wenn auch nicht selten geistiges Erbe der Eltern — zumeist die Resultate der Erziehung. Sie lassen sich in ihren Vorzügen kräftigen, ebenso veredeln und in ihren Schattenseiten immerhin zu Lichtpunkten des Daseins wandeln. Der edle Kern, den eine wahre liebende Mutter in das Kindesherz säet, entwickelt gar zarte Knospen, die gehegt und gepflegt werden müssen, sollen sie durch das ganze Leben erfreuen, vor seinen Stürmen gesichert und ungeknickt erblühen, und sodann erquickende Früchte tragen.

Die Charaktereigenschaften werden aber — nach meiner vorurtheilsfreien Anschauung — für arm und reich, für hoch und nieder, im edlen Sinne des Wortes unschwer zu erzielen sein, obwohl sie sich anderntheils schnell vernachlässigen und hiedurch oft den moralischen Verfall selbst gut veranlagter Naturen erklären. Sie müssen zu Seelenadel und dessen Grundsätzen, nicht zu Theoriesentenzen sich gestalten.

Ich gruppiere sie daher weder im Sinne eines Philosophen, Literaten, formgewandten Publicisten, Dialektikers oder Humanisten — sondern schlicht, in subjectiver Anschauung, als einfache Principien eines Mutterherzens gegenüber dem Preisconcurrenzkampfe der Schöngeister, freilich als Antithesen gegen die Theorie und Praxis der modernen Zeit.

Zufriedenheit mit seinem Lebenslose in jeglicher Stellung oder Situation ist die erste Grundbedingung inneren Friedens und jenes Glückes, das dauernd zu beseelen vermag. Sie ist erreichbar, sobald nicht der Vergleich mit anderen, denen ein behaglicheres Dasein zutheil geworden, den Neid wuchern läſst.

Der Vergleich mit jenen, denen Kummer, Sorge und Elend die Martyrerkrone auf die Stirne drücken, vermag selbst die bescheidenste, ja ärmlichste Existenz als erträglich und duldenswert auffassen zu lassen. Nicht im scheinbaren Überflusse der Freuden liegt der Reichthum, sondern in der Wertschätzung des Geringsten, welches das Gemüth zu erquicken vermag. Ist doch keine Menschenseele so arm, daſs sie nicht im Froste des Daseins einen Sonnenblick erhaschen könnte, sobald sie es nur versteht: das wenige zu ehren, zu schätzen. — Als fernere Bedingung und als Zweck, die Zufriedenheit mit dem Geschicke zu kräftigen und sich für die Lebenskämpfe zu wappnen, bleibt — welcher Confession auch man angehören mag — echte innere Religiosität, und zwar: die Religion des Herzens. Wo diese in jedem Nerve pulsiert, verschwindet alle Neigung für Klatsch- oder Verleumdungssucht, Habgier und Auswüchse des Egoismus, der sich am schnellsten verräth, und sich durch den Nachtheil des Zweiten seine Vortheile sucht. Sie hindert die Herrschsucht, welche bei selbständigeren Naturen im Umgange mit schwächeren oder zartfühlenden Genossen gerne sich entwickelt und übt Mitleid und Duldung im echten Geiste und Pflichtgefühl der Humanität.

Anmuth der Seele bewährt die Bescheidenheit. Sie ist daher nie gefallsüchtig. Gefallsucht ist das Attribut der Koketterie, eine Welt des Scheines, die Priesterin der Mode, und durch sie scheitern so viele Existenzen. Wenn wir auch nie verlangen werden, dass ein Mädchen der grelle Contrast der gegenwärtigen Bekleidungsart sei, so möge es sich weder im Kindes- noch im Jungfrauenalter zur „Zierpuppe" herabwürdigen, welche jedem Gebilde, jeder Phantasieentartung der Tailleure und der Modistinnengilde huldigt. Wieviele und enorme materielle und psychische Opfer werden den Anforderungen der so wankelmüthigen Mode gebracht! Reinlichkeit aber ist eine stille, nie zu unterschätzende Tugend, auch mit wenigen Mitteln wird der geläuterte Geschmack über preisgekrönte Toiletten triumphieren.

Die Eitelkeit findet ihre Hauptursache in den Versicherungen der Galanterie, in den Huldigungen des Geckenthums oder eigennützige Nebenabsichten tragender Personen; dieser Contrast des ehrenhaften Ehrgeizes empfängt gerne die Huldigung im Lobübermaße für Eigenschaften, die dem Wesen der Gefeierten meist nur angedichtet werden oder eingebildet sind. Eitelkeit wird noch mehr genährt durch Gold, Geschmeide, Edelstein u. s. w., und letztere wollen zuvörderst Reichthum andeuten. Wieviel innerer Wert wurde aber zum Erreichen des äußeren Schmuckes oft geopfert!

Ungeschminkte Anspruchslosigkeit, Ehrlichkeit, heiterer — nicht leichter Sinn, das humanitäre Streben, den Nebenmenschen, zu erfreuen, ihn im Schmerze und Unglücke aufzurichten, ohne Prunk wohlzuthun: sind unzerstörbare Perlen für Kenner, und Diamanten für deren Träger. „Ideale zu haben ist schön und leicht, sie zu bewahren ist schöner noch, aber schwerer." Eine kluge Mutter jedoch wahrt und warnt ihre Tochter vor den Einwirkungen des falschen Idealismus, mag er Gegenstände der Sehnsucht in der Liebe oder im Bereiche des Schönen überhaupt betreffen. Sie kläre die heranwachsende Tochter über den Beruf, den sie dereinst als Gattin oder als alleinstehende, sich selbst überlassene, sogenannte „unversorgte" Person zu erfüllen hat, auf, aber ich halte es für die moralisch erhöhtere Pflicht einer Mutter, ihrer Tochter die Gefahren klarzustellen, welche im Verkehre mit der sogenannten Gesellschaft, der Männerwelt, selbst in der Freundschaft mancher Geschlechtsgenossinnen der physischen und psychischen Reinheit edler Weiblichkeit drohen und im erweiterten Grade in der Großstadt so unbemerkbare, aber ruinbringende Netze beherbergen.

Sie, die Beobachterin des inneren und äußeren Wesens ihrer Tochter, schütze letztere vor der Macht der Leidenschaft in jedweder Art und Sphäre, vor allem vor der Trägheit, der Mutter der langen Weile und Großmutter der Armut. Im Keime schon trachte sie die Leiden-

schaften zu beseitigen, und zwar Pracht und Prahlsucht, Verleumdung, Zorn, Eifersucht, Rechthaberei, Widerspruchsgeist, Lesewuth, Nachäffung der Gewohnheiten und Excentricitäten des Reichthums, Luxus, Sportwesens, Verschwendung und insbesondere die Leidenschaft der Genussucht, z. B. für Bälle, öffentliche Unterhaltungen, Theater, Reise- und Sommerausflüge, sowie alle Lockungen der sogenannten „noblen" Passionen.

Sie lerne der Tochter Selbstbeherrschung, denn die moderne Nervosität ist selten anderes, als das Resultat unbefriedigt gebliebener — Leidenschaften.

Welche Fähigkeiten sollen ausgebildet werden? Wenn ich bei der Beantwortung der Frage auch nur bürgerliche Kreise ins Auge fasse, so gebe ich meine Anschauungen hier summarisch, weil deren Detail den concedierten Raum der Besprechung überschreiten müsste. Es entscheiden hier sociale Stellung der Eltern, deren Bildungsgrad, Vermögens- und Erwerbsverhältnisse, ferner die vorhablichen Absichten für die Zukunft der Tochter. Ich lasse daher jene Eltern außer Betracht, welche ihre Tochter für Studien, Kunstberuf, Beamtenthum oder Lehrkraft heranbilden, ich behaupte nur, dass der Sinn für alles ethisch Schöne, für Erhabenes und Edles, von jedem, der auf Bildung Anspruch macht — ob er reich oder arm — gefordert werden kann, dass jedes Wissen, bestehe es in Kunstfertigkeiten, auch manueller Art, oder in Sprachenkenntnis, seinen Besitzer adelt. Bei der Töchtererziehung aber bleibt der Hauptzielpunkt aller Beobachtungen und Maßregeln: „Dass durch Nützung und Entwickelung der vielartigen Fähigkeiten nie die echte Weiblichkeit sich vermindern oder gar verlieren darf." Bei den „gelehrten und studierten Töchtern" ist dies häufig der Fall, dass der Geist — das Gemüth verdrängt und das — Mannweib geschaffen hat.

Der Sinn für Sparsamkeit, ohne Geiz, in der Wertschätzung von kleinsten Erübrigungen und in der Ausnützung unscheinbarer, brauchbarer Gegenstände im Betriebe der Häuslichkeit, Reinlichkeit und Accuratesse — das reelle Wissen: mit wenigen Mitteln einen befriedigenden Haushalt zu führen, sind Tugenden von hohem Werthe. In ihnen liegt aber die Aufgabe, keine Arbeit zu scheuen, welche die Häuslichkeit bedingt, weil ja keine Arbeit schändet.

Es lerne eine Tochter Friedfertigkeit und Demuth, welche nie Tyrannei gegenüber Untergebenen üben. Sie lerne ferner die Versöhnungskraft, nach Verlust eines Vermögens, eines Erbes oder bei einer durch Unglücksereignisse hervorgerufenen kümmerlichen Existenz mit Gott- und Menschenvertrauen sich in die herbe Lage zu fügen und mit Willenskraft die Dornen der Lebensbahn nicht zu scheuen. Weil zur Ehe wohl viele berufen, doch nur wenige auserwählt sind: mögen sie in der Ehe nicht einzig das irdische Eden wähnen oder erzwingen wollen.

In der Ehelosigkeit mag das weibliche Wesen sich wohl verlassen dünken, ist's aber nicht, sobald es Selbstvertrauen besitzt und auch im beschränktesten Raume der Häuslichkeit bei Arbeitslust sein einziges Heim sucht und schätzt.

„Die Verminderung der Bedürfnisse“ — sagt ein alter Lebenskenner — „sollte das sein, was man der Jugend einschärfen muss. Je weniger Bedürfnisse, desto glücklicher“, und ein neuerer Realist spricht — ob mit Recht oder Unrecht, beurtheile jeder selbst: „Es ist leichter, Mutter zu werden, als Mutter zu sein“, und „die Erziehung der Neuzeit mag wohl den Geist cultivieren, vernachlässigt aber zu häufig — das Herz.“

Sommerstimmungen.

Von Anton Renk.

Juni.

's ist einer jener frühlingsfrohen Tage,
Der in die träumerische Seele brennt,
Die eine feierliche Menschheitfrage
Nach einem Heim, das keine Ahnung kennt.

Lenztrunk'ne Hummeln läuten im Jasmin
Und zaghaft steht das Glück an jedem Wege,
Und weist dir freundlich, wird die Sehnsucht rege,
Allüberall ein leuchtendes Wohin!

* * *

Im Kaar.

Und ein Firnwind streicht durchs Haar.
Todtenstill ist 's weite Kaar.

Fern ein wilder Geierschrei —
Steingekrach . . . Es ist vorbei.

Wieder still, — der Himmel schwer
Lastet überm Thale her.

Und die bange Seele schreit,
Zitternd vor der Ewigkeit.

Kleine Laube.

Kinderspiele in der Oststeiermark.

Das erste Spielen lernt das Kind wohl schon in der Wiege, oder im Korbwagen, oder im elterlichen Bett, oder auf einer Schütte Stroh, je nachdem es eben bei reicheren oder ärmeren Leuten „eingelegt“ worden ist. Da, sobald das Kleine einmal lachen und strampeln kann, legt wohl die Mutter „das Hemadlenzerl“ oder „Nackerpatscherl“ auf ein Kissen, spreizt die Finger von weitem schon aus und krabbelt dem zappelnden Geschöpfe über die Fußerl, übers Baucherl, ans Brusterl und Halserl hinauf: „Mauserl, Mauserl, sucht a Hauserl, — wo wird's rast'n, — im Tonnerl sein Woaz — Woazkast'n!“ Dann kommt das „Gugu“, „Wo-wo“ und „Da-da“ hinterm Vorhang, hinter einer Schürze oder über die Achsel.

Darauf das Zehenabzählen. Bei der ersten zieht man an und sagt: „Der is 'n Brunn' g'fall'n“, dann „der hat 'n außazog'n — der hat 'n abg'wischt — der hat'n ins Bett g'legt, — der hat 'n a Supperle geb'n.“ Oder bei der großen Zehe angefangen und weitergezählt: „Bauer, — Bäu'rin, — Knecht, — Dirn, — Wuzerl in der Wia'gn.“

Sobald das Kleine sitzen kann, setzt es wohl der Vater oder die Mutter, am liebsten der Großvater auf seine Knie und thut „Schuster, was machst?“ spielen. Dabei hält man die Hände des Kindes, wiegt es auf den Knien und fragt: „Schuster, was machst?“

„A paar Schuh“, muss es erwidern.

„Für wen?“

„Für mein Weib.“

„Machst für mih ah a Paar?“

„Nan.“

„So brich i dein' Schusterstuhl z'samm'.“

„Weg'n meiner.“

„Also wix wax, wix wax, wix wax“, und das Buberl sinkt rücklings hinunter, das Kopferl auf den Boden.

Später kommt das „Ringa-ringa-reiher-Spielen". Da halten sich die Kinder an den Händen und gehen im Kreis, dabei singend:

„Ringa, ringa, reiher,
San ma unser dreier,
Steig'n ma auf'n Hollerbam,
Schau' ma, was die Vögerl than —
Vögerl than schön singen,
Kimmt der Jäger mit der Büchs'n,
Schiaßt uns alle nieder. Bum!!"

Da fallen sie in die Knie und das Nesthockerl auch, — die Freud'!

Dann ist das „Essigkrug, schmeck' im Krug, wie viel Schritt' erlaubst mir?", wo eines die andern mit verbundenen Augen haschen muss, und ganz ähnlich das „Blindkatzen" oder „Blindemausfangen".

Dann

„Boda, Boda, leih' ma d' Schar (Scheer),
Durt lauft's lar (leer)",

wobei sich die Leutl an Bäumen oder passenden Plätzen aufstellen, eines davon aber so lange im Kreise umwandeln muss, bis, wenn dort und da zwei die Plätze wechseln, es unverhofft einen erobert.

Ebenso „Abfangenspielen", wo eines dem anderen so lange nachlaufen muss, bis es einem einen Schlag versetzen kann oder es festhält.

Bei diesen Fangspielen wird durch Auszählen festgestellt, wer „'s ist", der Frager nämlich, und unter diesen Auszählsprüchlein ist unstreitig eines der geistreichsten das nachfolgende:

„Egedi, pegidi,
Tint'nfass, —
Geh' in d' Schul'
Und lerne was, —
Und wenn du was gelernet hast,
Komm' zu mir, ich sag' dir was.
Eins, zwei, drei,
Du bist frei!"

oder:

„Ich bin Peter, du bist Paul —
Ich bin fleißig, du bist faul."

Wenn diejenigen, die zum „Laufen" sind, zu lange im „Ziel" sich aufhalten, wo ihnen der, „der 's is", der Fanger, nichts anhaben kann, so geht dieser murrend herum:

„Rauber, Rauber außer Haus,
Wer nit außer geht, den fang' d'rinnen o."

„Kugerlscheiben" mit grauen und weißen Steinkugerln und schönen gläsernen, von denen alle ihren bestimmten Wert haben, hat wohl von altersher seine gewisse Zeit, — wenn im März, April die Wege trocken werden; hiebei geht es nach strengen Satzungen zu. Wenn einer ganz in das in die Erde gegrabene Grüberl trifft, oder wenn er in die Nähe oder weit weg scheibt, wer „Erstler" und wer „Letztler" ist, — und welche Seligkeit, wenn einer so nach und nach einen „Säckel voll so schöner Kugeln g'winnt".

Auch beim „Ballschupfen" gibt es bestimmte Spiele, und schon beim einfachsten ist es festgesetzt, mit viel guten Würfen man eine „Goaß" und mit wie viel man ein „Bock" ist.

Sanfter sind die „Pfänderspiele“, „Pfennigeinstreichen“. Da streicht ein Mädchen mit hohl gegeneinander gelegten Händen in die ebenso gehaltenen Hände der Gespielinnen und sagt:

„I streich' d'r an Pfenni ein,
Darfst nit ja und nit na,
Nit weiß und nit schwarz sag'n.
Was hast d' 'kauft mit dein' Pfenni?“

Da erzählen sie eine lange, schöne Kaufgeschichte, und wenn sie sich verreden, müssen sie ein Pfand hergeben.

Bei einem anderen Pfänderspiel kitzelt ein Kind die anderen an den Knien und sagt:

„Wer schmunzt, wer lacht,
Wer's Zahnderl herreckt,
Muss G'wanderl hergeb'n.“

Und da ist es wohl vorgekommen, dass die großen Diandln die kleinen bis aufs Hemd und noch weiter abgepfändet haben und sich die Entblößten in Hilflosigkeit und Scham irgendwo „im Tenn“ im Stroh versteckten.

Ein Mädchenspiel ist es auch, dass sich die Kinder an den Händen fassen, im Kreise tanzen und singen:

„Blauer, blauer Fingerhut,
Steht den Mädchen gar so gut,
In den grünen Kranzen thun die Mädchen tanzen, —
Mädchen in dem grünen Reigen
Thut sich vor der Schönsten neigen,
Küss du, wen du willst.“

Ein innerhalb des Kreises gehendes Mädchen neigt sich vor der „Schönsten“, worauf diese aus der Reihe tritt und mit der Werberin tanzt und nun ihrerseits handelt wie die erste, so ähnlich wie die Großen beim „Polsterltanz“.

Bei einem anderen Spiele: „Es kommt die Frau vom hohen Berg“, stehen drei Mädchen den anderen gegenüber, gehen vor, verneigen sich und sprechen dabei: „Es kommt die Frau vom hohen Berg, adje, adje, adje“, darauf gehen sie zurück, die anderen gehen vor und fragen:

„Was will die Frau von Hohenberg, adje, adje.“
„Sie will ein Mädchen haben, adje.“
„Wie soll das Mädchen heißen? adje.“
„Sie soll Johanna heißen, adje.“
„Was soll das Mädchen werden? adje.“
„Sie soll Nonne werden, adje.“
„Nein, in das Kloster geht sie nicht und eine Nonne wird sie nicht, adje.“

Das „Maßliebchen“ (weiße Orakelblume) zerzupfen die Dirndln und sagen: „Er liebt mich von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig, oder gar nicht.“ Die ausgezupften weißen Blättchen und gelben Staubfäden werfen sie durch eine Handbewegung aus der Innenfläche der Hand auf die Oberfläche und sagen: „Soviel lieg'n bleib'n, soviel Kinder krieg' i.“ Die weißen bedeuten die Mädel, die gelben die Buben.

Dirndln renken sich auch die Finger, und wenn einer „kracht“, rufen sie freudig: „Oan Buam“ (Verehrer), dann: „zwei und drei Buben“, so viel Finger krachen, so viel „Buam“. Rosa Fischer.

Suchet die Ursachen![1]

(Eine Zuschrift.)

Unter diesem kategorischen Imperativ bringen Sie, bester Herr Heimgärtner, im Junihefte Ihres bei uns in Nordböhmen so beliebten „Heimgartens“ einige Anregungen, die volle Beachtung erheischen. Dies vorzüglich aus dem Grunde, weil das nördliche deutschböhmische Gebiet am stärksten vom tschecho-slavischen Stamme durchsetzt ist und weiterhin wird. Gestatten Sie deshalb, dass ich Ihren Darlegungen etwas hinzufüge.

Dass wir so viele tschechische Dienstboten aufnehmen, hat seinen Grund darin, weil wir deutsche Dienstboten nur schwer oder überhaupt nicht kriegen. Das der deutschen Volks- oder gar Bürgerschule entwachsene Mädchen sucht seinen Lebensunterhalt in den seltensten Fällen als Dienstmädchen; dazu ist es meistens zu stolz, auch wenn es in recht ärmlichen Verhältnissen aufwuchs. Es muss vielmehr den für die meisten armen Stadtmädchen seit einer Reihe von Jahren bestehenden Weg einschlagen: es muss zunächst die Nähstunde besuchen und dabei körperlich noch mehr verkümmern. Hat es Kleider nähen gelernt, so ist aus dem Mädchen eine Näherin geworden, gar oft eine feine Dame, die zu grober Dienstarbeit nichts taugt, die aber auch eine andere Untugend besitzt, die Unverlässlichkeit, worüber Sie vor kurzem in sehr zutreffender Weise schalten. Wer eine Näharbeit bei ihr bestellt, erhält sie pünktlich nicht pünktlich. So feine Näherinnen schließen auch gewöhnlich Bekanntschaften mit Herren aus höheren Gesellschaftskreisen, und daraus wird alles andere, nur keine Hochzeit.

Mädchen vom Lande gehen nur höchst selten als Dienstmädchen in die Stadt, und so bleibt uns nichts anderes übrig, als tschechische Dienstmädchen, die immer bei der Hand sind, aufzunehmen. Wie Sie ganz richtig bemerken, sind die Kinder der Deutschen, sagen wir der deutschen Städter, zu wenig abgehärtet und schwärmen für eine verfeinerte Lebensweise; also sind sie auch als Dienstboten weniger tauglich als die arbeitsamen und anspruchslosen Kinder der Tschechen.

Gar viele deutsche Eltern wollen Ihrem Vorwurfe, dass die Deutschen nur ungern das Tschechische erlernen, dadurch begegnen, dass sie sich ein tschechisches Kindermädchen aufnehmen, bei welchem ihre Kleinen spielend diese Sprache lernen. Dieser Vorgang ist keineswegs zu billigen. Er spielt sich leider zu häufig auf Kosten der deutschen Muttersprache ab. Man muss nur solche unter den Händen tschechischer Dienstboten aufgewachsene Kinder in den Kindergärten oder in die erste Classe übernehmen; sie können lange Zeit mit unseren deutschen Kindern nicht Schritt halten, sind sie aber einmal so weit, dass sie das können, dann ist das bisschen Kuchelböhmisch, was sie lernten, gar bald ihrem Gedächtnisse entschwunden. Es wäre vielmehr anzustreben, dass in Orten an der Sprachgrenze die zweite Landessprache schon mit Beginn der Schulpflicht als obligater Lehrgegenstand eingeführt würde. Wenn man einmal „groß“ ist, dann geht's schwer mit dem Tschechischlernen. Das ist eben nur ein guter Rath: Lernet tschechisch! aber er ist so theuer, dass ihn die wenigsten erkaufen können. Auf die Weise, dass wir uns so viel als möglich bestreben, des tschechischen Idioms wenigstens im Wort mächtig zu werden, werden wir wohl unseren Landesbrüdern nicht so bald den Rang ablaufen.

Die tschechische Sprache ist eine schwere Sprache. Sie erfordert ein gründliches Lernen und man muss ihrer auch in Schrift mächtig sein. Bevor jedoch unser deutscher Nachwuchs soweit doppelsprachig geworden ist, dass er bei Besetzung von amtlichen Stellungen in Betracht kommt, haben die Tschechen wiederum einen so

---

[1] Über diesen im Junihefte angeschlagenen Gegenstand weitere Meinungsäußerungen erwünscht. Die Red.

gewaltigen Vorsprung, dass die von ihnen eingenommenen Positionen nicht so bald zu erringen sind.

Nichtsdestoweniger müssen wir als unverrückbares Ziel vor unsere Augen stellen, daß wir unseren deutschen Kindern während ihrer Schulzeit nicht bloß die Gelegenheit bieten, die zweite Landessprache zu erlernen, sondern sie hiezu geradezu verhalten.

Ihre Anregung, die Ursache unseres Verfalles in aller Ruhe klarzulegen, ist von höchster Wichtigkeit. Hier wären Volksaufklärungsvereine am Platze.

Ihr treuer Anhänger
Frz. Jos. Ramisch, Lehrer in Theresienstadt.

Woher kommen die „Heroen"?

Oft schon habe ich mir gedacht, dass es das, was man Heroen nennt, eigentlich als solche nicht geben kann. Wenn die Völker und die Zeitumstände nicht dazu reif sind, so wird kein einzelner etwas geschichtlich Großes zu leisten vermögen, und wäre es auch das gewaltigste Genie, der Übermensch. Die Kraft liegt nicht im einzelnen Menschen, sie liegt im Volke, aber das Volk ist träge, da muss ein Stoß kommen, der es in Bewegung bringt, damit es die Kräfte entfalte. Ein Mann, der solchen Anstoß zu einer weltgeschichtlichen Weiterentwicklung gibt, ist das, was man unter Heroen versteht. Er ist allerdings mehr als alle übrigen, er ist das Genie, das klar sieht, was noth thut, was werden soll, aber die ungeheueren Kräfte, die durch seinen Anstoß lebendig werden, kommen nicht von ihm, sondern von der Menschheit im ganzen. Er ist nur Wecker und Leiter dieser Kräfte.

Dieser klar genommen eigentlich selbstverständliche Gedanke findet eine Erörterung im „Magazin" (Berlin, 20. Mai 1897). Dort heißt es über den sehr nachdenkenswerten Gegenstand unter anderem:

„Man lehrt uns in den Schulen, niederen und hohen, im Geschichtsunterricht nicht viel mehr als die Biographie einzelner Persönlichkeiten, der „Heroen". Alexander und Cäsar, Cromwell und Napoleon, Jeschu, Mahomet und Luther, James Watt und Stephenson sollen die eigentlichen Kraftcentren ausgemacht haben, die ihr Leben in die todte Masse hauchten und sie wieder einmal in Bewegung brachten.

Die Heroen sind für uns lediglich Veranlassung welthistorischer Ereignisse, ihre Ursachen suchen und finden wir in den Massenspannungen der Völker, in der latenten Energie, welche sich hier anhäuft. Die wesentliche Ursache dieser Spannungen finden wir in wirtschaftlichen Verhältnissen, aber nicht die einzige. Auch rein geistige Dinge schaffen Massenkräfte; entsprechen die wirtschaftlichen Spannungen der latenten mechanischen Energie, so entsprechen die geistigen (Religion, Patriotismus &c.) der latenten chemischen Energie.

Die naturwissenschaftliche Geschichtsauffassung gehört in eine Kategorie von Dingen, denen gegenüber der menschliche Stolz unter Umständen sogar das kleine Einmaleins für unmaßgeblich erklärt. Es sind die Demüthigungsthatsachen. Erst wehrte sich der Ignorantenstolz verzweifelt gegen die wissenschaftliche Feststellung, welche unserer Erde ihren Herrscherplatz unter den Gestirnen entriss; dann wehrte er sich ebenso gegen die Entwickelungslehre, welche seine stolze Überzeugung von der Schöpfung des Menschen „nach Gottes Ebenbilde" zerstörte; jetzt will er seine letzte Position nicht aufgeben, seine Überzeugung von der „Heldenschaft", von der geschichtlichen Bedeutung des einzelnen. Er will nicht herabsteigen von der stolzen Höhe, auf der er sich als Gott fühlte, als Schöpfer neuer, als Lenker alter Welten. So widerwärtig es ihm war, sich als letztes Glied der allgemeinen organischen Ent-

wickelung zu fühlen, so widerwärtig ist es ihm, seine Bedeutung als nur die eines Tropfens im Strome, einer Flocke in der Lawine zu erkennen.

Bliebe diese Stellungnahme rein wissenschaftlich, so hätte sie wenig zu bedeuten. Eine, zwei Generationen schwemmen mit den im Alten aufgewachsenen Köpfen die Opposition fort. Wer streitet heute noch gegen Galilei und Kepler? Wieviele noch gegen Darwin?

Aber die Gegnerschaft wird doch etwas ernster, wenn sie mit politischen Kraftfactoren in Verbindung tritt; dann wird sie zum Hindernis des materiellen Fortschritts, welches den Sieg des neuen Princips zwar nicht verhindern, aber durch Reibung doch etwas verlangsamen kann. Und das ist gerade jetzt in unseren politischen Verhältnissen auffällig stark der Fall.

Die großen Spannungsveränderungen liegen klar vor jedermann. Jedes Jahr vermindert in Deutschland die Zahl und noch mehr die relative Bedeutung der Ackerbaubevölkerung, vergrößert die Zahl und relative Bedeutung der industriellen Bevölkerung. Diese Verschiebung erfolgt mit einer Gleichmäßigkeit und Schnelligkeit, die keine Änderung absehen läſst. Für den naturwissenschaftlichen Beobachter steigt gar kein Zweifel daran auf, daſs diese materielle Verschiebung ebenso große formelle Verschiebungen im Gefolge haben muſs. Der Gedanke erscheint ihm absurd, ein Volk von siebzig Percent Städtern in gleichen Formen und mit gleichen Mitteln lenken zu wollen, wie ein Volk von siebzig Percent Bauern. Es erscheint ihm selbstverständlich, daſs dem neuen Strom sein neues Bett geschaffen werden muſs, soll nicht Zerstörung und Überschwemmung erfolgen.

Sehen das die Regierenden nicht auch? Nein, weil sie an Heroen glauben! Sie halten es noch für möglich, daſs der einzelne Geschichte macht, daſs der einzelne geschichtliche Kräfte erzeugt. Sie glauben, daſs das Volk eine todte Masse ist, gerade gut genug, daſs der einzelne, sei er Staatsmann, sei er Herrscher, seine Geniemuskelkraft daran erprobe.

Verhängnisvoller Irrthum! Aber von zwingendster innerer Logik! Die Epigonen einer Zeit, in welcher Otto von Bismarck als der „Schöpfer des Deutschen Reiches" gepriesen wurde, einer Zeit, welche alles Verdienst, alle Ursache der ungeheuren Kraftentfaltung Neu-Deutschlands in dem Genie des einen Mannes zu finden glaubte, anstatt ihn dankbar als die Veranlassung zu ehren, daſs die latente Kraft sich gerade im richtigen Augenblick in manifeste Kraft umsetzte: die Epigonen einer solchen Zeit sind natürlich historische Wundergläubige. Sie warten auf den Kraftmenschen, der die vermeintlich todte Masse einmal wieder in die entgegengesetzte Richtung stößt, und sind taub und blind gegen die Wetterzeichen, welche die Sturmflut ankündigen. Stehen solche Wundergläubige an leitender Stelle, so ist nichts natürlicher, nichts menschlicher, als daſs sie sich selbst für die Geniemenschen halten. Wer will, wer kann es einem Manne, der über fünfzig Millionen Menschen gebietet, verdenken, wenn er in sich die Macht fühlt, ein „historischer Mensch" zu sein?!

Wir brauchen einen Geschichtsunterricht, der unpersönlich ist. Wir brauchen eine Geschichtsauffassung, welche den großen tiefen Strom des Menschheitslebens in seinem Laufe betrachtet und nur an passender Stelle, als Symbol sozusagen der tiefen Kräfte, eine Persönlichkeit streift. Aufdeckung der Zusammenhänge brauchen wir, nicht Märchen, Mythen und Biographien. Die Weltgeschichte läſst sich schreiben, ohne einen Namen zu nennen. Statt der thörichten Überschätzung genialer Menschen brauchen wir vorsichtige Schätzung dessen, was ihr Einfluſs gewesen ist: erst daraus kann sich eine Art vergleichender Statistik der Genies ergeben.

Wenn wir aber das alles haben werden, dann sind auch politische Gegnerschaften gegen werdendes Recht undenkbar geworden. Dann wird jeder, und sei es

ein Riese, den Gedanken belächeln, er könne mit seinem Athem den Orkan wenden, könne mit seinen Händen die Flut aufhalten, dann wird alle Staatskunst darin bestehen, Massenspannungen zu verhüten, entstehenden Spannungen den Weg zum stabilen Gleichgewicht so schnell und weit wie möglich zu eröffnen. Dann erst, wenn der stolze Mensch auf seinen letzten Ignorantenirrthum verzichtet hat, sich ganz in seine bescheidene Rolle als Tröpfchen des großen Lebensstromes gefunden haben wird, erst dann, wenn er sich erniedrigt hat, wird er erhöht werden, zum König der Natur, die nur seines Herrengebotes wartet, um ihn reich und froh zu machen."

Soweit der Januskopf im „Magazin".

Demnach stellt es sich heraus, dass Heroen nicht zufällig in irgend eine Zeit vom Himmel fallen, sondern dass sie naturgemäß aus dem Volke hervorgehen, sobald das Bedürfnis dazu ein schreiendes ist. Genies, die ihre Zeit verfehlen, können zehnmal Halbgötter sein, sie richten nichts aus. Sie verkommen, und die Geschichte nennt ihre Namen nicht. —

Am Ende gibt es Leser, die in solcher Auffassung eine völlige Entgötterung des Menschen sehen. Ich finde die Einrichtung, dass die Menschheit ihre Heilande sich selbst gebärt, sobald sie deren bedürftig, reif und würdig ist, göttlich. Ist es nicht erhebender zu wissen, dass die ganze Menschheit göttlich ist, als anzunehmen, dass es nur einzelne Bevorzugte seien?

M.

Poetenwinkel.

Die Zeit ist da!

Die Zeit ist da! Es schwinden alle Härten,
Die Bäume fangen wieder an zu sprechen,
Und duftend schwillt es wieder auf in allen Gärten,
Und junge Mädchen junge Rosen brechen.

Die Zeit ist da! Es schwinden alle Sorgen,
Die Menschen wieder von der Liebe sprechen,
Und glauben wieder an den neuen Morgen,
Und junge Seelen junge Rosen brechen . . .

Anton Renk.

* * *

Ich brach eine schwellende Knospe . . .

Ich brach eine schwellende Knospe im Hag,
Du hast es gesehen und thatest mich fragen:
Das Brechen, was es bedeuten mag?
Soll ich dies, Mägdelein, dir sagen?

Ich wollte mich kletten an deinen Leib,
Mich saugen an deine Lippen!
Ich wollte, du glühend aufknospendes Weib,
Nicht kosten von dir und nicht nippen.

Ich wollte nicht nippen von deinem Wein,
Nicht naschen von deinen Reben.
Ich küsste mich rasend ins Herz dir hinein,
Und spräng' in dein jungfräulich Leben.

Und tränke mich selig und tränke mich todt,
Und schlüge den Becher in Scherben.
Ein lohender Blitz im Morgenroth,
Ein loderndes Lieben und Sterben!

Hans Malser.

* * *

Trost.

Tage verschwinden uns,
Sinken zum Abgrund;
Jahre, sie finden uns
Alt und allein.
Doch die ergrauenden
Welkenden Haare
Sind dem Vertrauenden
Nimmer zur Pein.

Bleiben berathen doch
Gut von der Gottheit,
Bleiben uns Thaten noch,
Himmlische Saat.
Diese sind dauernder,
Ewiger Geltung;
Wirke, du Trauernder,
Wirke die That!

Hier schon erfreuet dich
Gabe des Obstbaums;
Jährlich erneuert sich
Köstlich sein Gut;
Wenn auch des Biederen
Pflanzende Rechte
Tief in der niederen
Scholle schon ruht.

Wilhelm Oeke.

* * *

Stummer Schmerz.

Hab' einst wie alle Welt gemeint:
Nur Thränen künden Schmerzen.
Wohl dem, der mit den Augen weint,
Ich weine mit dem Herzen.

Weil trocken bleibt mein Angesicht,
Mich viele ruhig wähnen.
Die Glücklichen, sie kennen nicht
Die Marter trock'ner Thränen.

Eduard Strobl.

Beim jungen Doctor.

Ein Bauernweib kam zum jungen Arzte, der sich erst kurz zuvor im Dorfe angesiedelt hatte und klagte ihm die Krankheit ihres Mannes.

„Sou viel d' Huast, sou viel d' Huast!" rief sie immer wieder aus.

„Ganz ungeniert frisches Wasser trinken!" verordnete der Doctor.

„Frisch Wossa? Dos war jo nix für d Huast", sagte sie. „Nix schlechta, sogn d Leut, für d Huast, wia kolts Wossa."

„Das sagen die Leute. Ich aber sage, meine liebe Bäuerin, dass für Durst auf der ganzen Welt nichts besser ist, als frisches Wasser. Wasser ist überhaupt ein Heilmittel, das bei euch Bauersleuten viel zu wenig geschätzt wird. Geht nur nach Hause und versucht es. Schuldig seid Ihr nichts."

Die Bäuerin gieng und der junge Arzt kam sich sehr anständig vor, dass er die Schwächen der Leute nicht gleich ausnützte.

Nach ein paar Tagen aber kam sie wieder.

„Na, wie geht's, Bäuerin?"

Sie schlug die Hände zusammen: „D Huast wird ollaweil nouh wilda. Scha go neamer auszholtn."

Und habt Ihr ihm frisches Wasser gegeben?"

„Mei Gad, freilih. An gonzn Kruag vul trinkt er aus ba da Nocht. Dass n d Augn übagehn. Olls für die Kotz. Frei zreissn thuats n va lauta Huast. In da gonzn Nochbarschoft hörns n huastn, dass d Leut na gleih zsamrennen. Oba d Hausmitteln helfn ah nix. Z todt muass er sih huastn".

„Also hat Euer Mann auch Husten", fragte der Doctor.

„Jo freilih hot er d Huast! Und d Nochbarsleut sogn, für a so a wildi Huast gabads go nix Schlechters, wia kolts Wossa."

„Aber ihr sagtet doch, dass er so Durst habe!"

„Durst? Wia sou?" machte die Bäuerin. „Glaubn dan Se, dass mir zan Boda rennen, wan ma Durst hobn?"

„Geht nur nach Hause, Bäuerin. Ich werde gleich nachkommen, um den Patienten zu untersuchen. Der Husten wird hoffentlich zu stillen sein."

Dann gieng er in seine Apotheke, tippte sich mit dem Finger auf die Stirn und sagte: „Das war dumm! Für uns Ärzte wäre es besser, wir lernten anstatt Griechisch und Lateinisch die Sprache unseres Volkes. Hier handelt es sich zum Glück bloß um Husten. In anderen Fällen könnte ein Missverständnis schlimmere Folgen haben."

's Krieglacher Krüagl.

Von Hans Grasberger.[1])

Auf'n Thurn schaug auffi,
Darathn wirst a's g'wiß,
Wegen was als der Krieglacher
Auf der Welt is.

Auf'n Zifferblatt steaht's,
Wia viel s da hat g'schlagn,
Und wia s dih kreuzkrieglachrisch
Hast zan betragn.

Af's Zifferblatt hams' dr
A Krüagl hing'malt.
Der Zoager, der roast
Und aufs Krüagl deut't er halt.

Vier Seiten hat der Thurn,
Vier Zoager von dem Schlag,
G'ring g'rechn't, so keman
Vier Krüagl af'n Tag.

Ab'r kloani balei nöt!
So groaßi schaff' da an,
Dass a Haliger ganzer
Drin Platz habn kann.

A Krieglacher Krüagl —
A Schinnaggl is's gwöst —
Hat 'n haling St. Jakob
Von Wasser dalöst.

Is a nassi Zeit gwödn,
Wia-r-er hertriebn is wurn,
Und wo's Krüagl is steahn bliebn,
Da steaht hiaz der Thurn.

Hiaz hamer's hübsch truckn,
Aba Durscht desta mehr,
Und so moant halt der Krieglacher;
„'s Krüagl muaß her!"

Der erste Nickel.

Eine kleine Studie von Karl Raab.

Ein Landsmann in Amerika schickt den amerikanischen Jungen, der Ihnen vielleicht etwas unvermittelt in den „Heimgarten" springt. Hoffentlich hüpft der kleine Jankee so geschickt zwischen den Beeten heimischer Culturen dahin, dass er nichts beschädigt. Also:

I.

„Shine, Mister?", ließ sich die zarte Stimme eines blonden Knirpses von acht Jahren vernehmen, als ich eines Morgens um die meiner Wohnung nächstgelegene Straßenecke bog. Es war ein recht kalter Decembermorgen. Alles trug seine Hände hübsch in den Paletottaschen und stellte den Rockkragen so hoch auf als möglich.

Was hatte aber der Kleine an? — Ein dünnes Röckchen, das an den Ellbogen die rothgefrorenen Ärmchen durchgucken ließ, und darunter ein fadenscheiniges Hemdchen, das am Halse mehr malerisch als schützend mit einer Stecknadel zusammengehalten war.

„Ich will Sie auch fein abbürsten, alles nur für einen Nickel!"

„Ja, wo hast du dein Handwerkszeug?"

---

[1]) Aus dem Krieglacher Fremdenbuch.

„Hier, Mister“, und er wies auf das uns allen wohlbekannte kleine Kästchen hin, das ein jeder solche Knirps mit sich führt. Auf der einen Seite ist es offen, um darin die Utensilien aufzubewahren, wozu auch ein persischer Miniaturteppich gehört, und auf einer der breiten Seiten zeigt es eine Erhöhung in der Form der menschlichen Fußsohle.

„Wieviel hast du schon verdient“, fragte ich.

„Nicht ein bisschen; bitte, geben Sie mir einen ‚start‘!“

„Na, in Gottes Namen!“

Ich setzte meinen Fuß auf das Kästchen, und der Kleine begann mit großer Gewissenhaftigkeit erst meine Hose aufzustülpen und dann sie zu bürsten. — Aber „Weh, dreimal Weh!“ rief es in meinem Innern. — Das Ding, das da auf meiner Hose so furchtbar schabte, war keine Kleider-, sondern eine Kothbürste!

„Lass gut sein“, sagte ich, die Jugend des Verbrechers berücksichtigend, und daher in einem Tone christlicher Sanftmuth.

Nun kam die Hauptsache: das Wichsen der Schuhe. Dieselbe Bürste marschierte wieder auf; dann kam ein kleines Büchschen zum Vorschein, „T. M.“ stand auf dem Deckel. Mein Respect wuchs, das war eine „gute Marke“. Jetzt wurde das Büchschen geöffnet, und zwar mit Fingerchen — ah, Fingerchen, die mir die Reclame-Annonce in Erinnerung brachten: „Diese Seife wäscht selbst einen Zeitungsjungen weiß“. Ein gewaltiges Spucken in die Wichsbüchse folgte, und nach einigen weiteren Vorbereitungshandlungen reifte das Werk rasch seiner Vollendung entgegen.

„Fertig“, sagte der Knirps und ließ die Hosenstülpen hinabgleiten. Die Schuhe glänzten zu meiner Zufriedenheit, und „einmal“, dachte ich, „hält Leder so etwas schon aus.“

Hoch befriedigt schob der Knirps das erste Nickel, das er in seinem Leben verdient hatte, in die Tasche.

„Was wirst du mit dem Nickel machen?“, fragte ich.

„Mir eine Glanzbürste kaufen“, war die Antwort.

„Mit einem Nickel? — Das ist billig!“

„Der Willi bekommt ein ‚job‘ und lässt sie mich für das haben.“

„Kommen Sie morgen wieder hier vorbei?“ fragte der Kleine pfiffig.

„Das kann ich wohl nicht sagen, aber ich glaube kaum“, erwiderte ich.

„Schade!“, sagte er mit Bedauern und packte seine Sachen zusammen.

II.

Nach einiger Zeit begegnete mir der Kleine wieder. Jetzt hatte er aber eine „box“, die sah wie ein Schatzkästchen aus: Die Conturen derselben waren durch glänzende Messingnägel markiert, und Spiegel, die an vier Seiten angebracht waren, erhöhten den prächtigen Eindruck.

Der „start in life“ war also gelungen; dies zeigte schon dieser Luxus in der technischen Ausstattung. Doch eine weitere Neuerung bewies, dass das Publicum dem kleinen Manne Beachtung schenkte. Er war mit einer langen Hose bedacht worden! Dieselbe war, wie die Engländer sagen, im allgemeinen „all right“, was auf unseren Fall angewendet bedeutete: „Wenn sie dir recht ist, mir ist's schon recht!“ Sie war nämlich nach Art europäischer Militärhosen — unser Kleiner war ja übrigens auch ein Soldat, da er so tapfer in Kälte und Sturm seinem Erwerbe nachgieng — etwas wenig — individuell. Dieser Umstand machte es nothwendig, dass er sie stark aufgestülpt trug, etwa wie die Wallensteiner einstens ihre Stiefel, nur dass bei ihm die Stulpe nach aufwärts statt nach abwärts stand. Auf den Gang brachte es bei

ihm ziemlich dieselbe Wirkung hervor, wie einst bei jenen Haudegen: Er grätschte die Beinchen beim Gehen beträchtlich.

Immerhin gaben die lange Hose, die Zauberbox, eine Stirnfalte, die den Ernst der Absicht, und eine Cigarette, die die Selbständigkeit bekundete, ein bedeutendes Ensemble. —

Der Kleine hatte mich sogleich erkannt und trug mir einen „shine“ an. In einer Anwandlung wahrer Noblesse fügte er hinzu: „Sie kostet es nichts!“

So etwas muss angenommen werden, dachte ich und stellte mich in Positur.

Dass es ein wirklich gentlemanhafter Zug in dem Knaben war und kein Kniff, bewies die Freudigkeit, mit der er ans Werk gieng. Als er fertig war, packte er seine Sachen rasch zusammen und rannte mit einem „Good-by“ davon.

III.

Es kam das regnerische, veränderliche Wetter des Frühjahres. Zu meiner Freude sah ich eines Tages meinen kleinen Liebling wieder daher kommen; diesmal hatte er seine box an einem Riemen über der Achsel hängen, außerdem aber ein ausgiebiges Bündel Morgenzeitungen unter dem Arme, die er aus Leibeskräften ausrief. Nicht leicht entgieng ein Passant seiner Aufmerksamkeit; der Blick des Geschäftsmannes reichte nach allen Seiten. Er wusste jedem so treuherzig ins Gesicht zu gucken, seine Augenapplication so wirksam durch ein „Keine Zeitung heute, Mister?“ zu verstärken, dass alte Herren niemals und junge selten widerstehen konnten.

Ich war froh, Gelegenheit zu haben, meine Wichsschuld abzutragen.

„Schlechtes Wetter heute“, bemerkte er spontan, „ist nichts mit dem Wichsen“, eine Bemerkung, die hinlänglich erklärte, warum er Zeitungen verkaufte und zugleich bekundete, dass er das Schwingen der Glanzbürste für das vornehmere Geschäft hielt.

IV.

Es mochte ein halbes Jahr vergangen sein. Ich war gerade im Ausgehen, da zog jemand die Klingel. Es war der Telegraphjunge, ein schmuckes Bürscherl in funkelnagelneuer Uniform, sehr adrett und beflissen, und offenbar überglücklich, dass er so gut angekommen.

Ich erkannte in ihm sogleich meinen kleinen Ritter von der Kratzbürste von damals. Ich sah ihn an, er hätte mir gerne erzählt, wie ihm alles so hübsch gelungen sei; aber sein früh entwickelter Berufseifer ließ ihn einsehen, dass ein längeres Verweilen mit seinem Geschäfte unvereinbar war. Und so rannte er, als ich ihm die Gebür eingehändigt hatte, mit einem besonders vertraulichen „all right“ davon.

* * *

Ein anscheinend unbedeutender Anfang, — und doch enthielt derselbe im Keime alles, was aus dem Menschen den Mann macht und einer Nation ihre großen Männer liefert: Erstlich, die Gelegenheit zur Bethätigung der Kräfte, und zweitens, — ein gescheiter und edler Gebrauch derselben.

Bücher.

Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung von August Sperl. Zwei Bände. (München. Oskar Beck. 1897.)

Eines der bedeutendsten Adelsgeschlechter des dreizehnten Jahrhunderts, dem in der „Kaiserlosen" und in Kaiser Rudolfs von Habsburg Zeit in der Geschichte des Deutschen Reiches und im besondern der Ostmark eine wichtige Rolle beschieden war, ist zweifellos das der Witigonen. Die fünfblätterige rothe Rose der Rosenberger blüht in Südböhmen allen Orten. Die Ruine Wittinghausen im Böhmerwalde, aus A. Stifters „Hochwald" bekannt, die Schlösser Rosenberg, Krummenau, Froburg (Frauenberg), das Stift Hohenfurt und so vieles andere mahnt uns noch heute lebhaft an dieses Heldengeschlecht. Ob es ein deutsches war?

Die Wissenschaft vermochte bis heute noch keine ganz entschiedene Antwort auf diese Frage zu geben,[1]) und das ist, wie wir gleich betonen wollen, für den Dichter ein günstiger Umstand. Auffällig ist die Thatsache, dass die Witigonen am Hofe der Böhmenkönige so lange hohe Ehrenämter bekleiden und große Dienste leisten, als die böhmische Herrlichkeit noch in keinen politischen Gegensatz zum Deutschen Reiche geräth. Sobald aber über Ottokar II. von Rudolf die Reichsacht ausgesprochen und gegen den unbotmäßigen Böhmenkönig das deutsche Reichsschwert gezogen wurde, da war es auch zu Ende mit der alten Freundschaft zwischen den Rosenrittern und Ottokar.

Nach dem Tode Woks von Rosenberg übernahm Budiwoj zu Krummenau die Witigonenherrschaft und von seinen drei Söhnen Zawisch, Witigo und Wolk folgte ihm der, wie Palacky meint, „wundersame" Zawisch in dieser Stellung, der nun, obwohl der alte Wok noch in der Schlacht bei Kressenbrunn (1260) heldenhaft für Ottokar gegen die Ungarn gekämpft hatte, plötzlich dem neuerstandenen Reichsfeinde Ottokar entgegentrat. Wer möchte da noch zweifeln, dass es sich bei Herrn Budiwojs Sohne Zawisch und den übrigen Witigonen um etwas anderes gehandelt habe als um die Wahrung deutscher Ehre und Treue für das eigene Volk und gegen den Reichsfeind!

Es ist daher wohl auch kein Zufall, dass schon der erste Witigone 1173 vom Böhmenkönige Wladislav II. zu einer Gesandtschaft an Kaiser Rothbart verwendet wurde, dass den tschechischen Chronisten Dalimil das „Steigen der Rosen sehr verdrießt" und dass alle Einrichtungen der Witigonen im südlichen Böhmen das Zeichen deutscher Cultur tragen. Halten wir noch dazu, dass ein solcher Bruch der alten Freundschaft, wie ihn Zawisch und sein Geschlecht gegen Ottokar II. in einem kritischen Augenblicke zur Wahrung Deutscher Ehre vollziehen musste, nicht nur keine Aussicht auf Gewinn und Erfolg, sondern vielmehr Verfolgung, Elend und Tod im Gefolge hatte, so haben wir das ergreifendste Bild eines tragischen Helden fertig.

Damit haben wir aber zugleich auch den packenden Stoff und gewaltigen Inhalt gekennzeichnet, den A. Sperl seiner Dichtung „Die Söhne des Herrn Budiwoj" zugrunde gelegt hat. Die Wahl des Stoffes und Grundgedankens könnte nicht glücklicher gedacht werden.

Ein deutsches Heldengeschlecht, das, in die größten politischen Ereignisse des dreizehnten Jahrhunderts verwickelt, in Zawisch den Höhepunkt seiner Macht und seines Glanzes erreicht und das dann von dieser Höhe jäh in den tiefsten Abgrund menschlichen Elends und Jammers stürzt, und zwar deswegen, weil es deutsche Ehre und Treue höher hält, als alles Erdengut, das ist in unsern Tagen, wo man diese Ehre und Treue bald schmählich wanken, bald glänzend und sieghaft hervortreten sieht, gewiss ein höchst zeitgemäßer, erbaulicher und erziehlicher Gedanke.

A. Sperl führt den Leser zunächst in die Familie Budiwojs auf der Burg zu Krummenau, wo wir nach verschiedenen Seiten ein echt mittelalterliches Leben auf einer deutschen Ritterburg kennen lernen. Mancher Faden der Handlung spinnt sich hier schon an, ohne dass es der Leser zunächst merkt. Dann ziehen wir mit Budiwojs Sippe nach Rosenberg zur Todtenfeier Woks, nach welchem eine andere Zeit beginnt, ein ergreifendes, durch Pilgrams prächtige Lieder lyrisch angehauchtes Bild. Im Stifte Hohenfurt tritt Zawisch als „Gekorener über die Einung" vor seine Geschlechtsgenossen, und sie beschließen im Angesichte König Ottokars als des Reiches Vasallen von dem römischen Könige Rudolf sich durch nichts als durch den Tod scheiden zu lassen. Die zeitgeschichtliche religiöse Secte der Lyoner wird hier und anderwärts sinnig mit der Dichtung verquickt.

In Prag kämpft Ottokar, der die deutsche Cultur zu schätzen wusste, einen schweren

[1]) Über den geschichtlichen Zusammenhang der Witigonen mit Falkensteinern in Baiern verspricht der Dichter in Anmerkungen S. 320 gelegentlich weitere Mittheilungen, wofür wir dem Fachmanne sehr dankbar wären.

Seelenkampf, ob er die Fehde mit Rudolf aufnehmen solle oder nicht. Sein Kanzler und die von fanatischem Hasse gegen alles Deutsche erfüllte tschechische Hofpartei weist ihn zur unglücklichen Schlacht auf dem Marchfelde zu bewegen, die vom Dichter mit seltener Kunst und Alterthumskenntnis gezeichnet ist. Im goldenen Prag hatte des Königs Tod allen Ständen, Tschechen, Deutschen und Juden Elend und Noth gebracht. Ein Retter konnte der thatkräftige Zawisch werden, der auf der Burg Grätz der Witwe Ottokars sein Herz und schließlich seine Hand gibt, um im goldenen Prag als Stief- und Pflegevater Wenzels einzuziehen. Zawisch steht auf dem Höhepunkte seines Lebens, von welchem ihn tschechisches Intriguantenthum und der schnöde Undank des schlecht gearteten Stiefsohnes Wenzel stürzt. Zawisch wird in der Prager Akropolis gefangen genommen, und die Rache wendet sich nun gegen das ganze Witigonengeschlecht. Ihre Burgen im südlichen Böhmen werden von einem königlichen Heere unter Führung des Herzogs Niklas von Troppau belagert und da sich die Witigonen nicht ergeben wollen, führt man den unglücklichen Zawisch gebunden vor die belagerte Frohburg (Frauenberg) und droht mit seiner Enthauptung, wenn sich die Burg nicht ergebe. Wer soll an das Entsetzliche glauben? Die Witigonen nicht, und Zawisch sehnt sich nach Erlösung. Der König aber ist willenlos und Niklas Bösewicht genug, jenes auszuführen, und so fällt des unglücklichen Zawisch Haupt auf dem Blutgerüste im Angesichte und unter dem Aufschrei der Witigonen. Dieses deutsche Heldengeschlecht, das den Tschechen schon lange ein Dorn im Auge war und das zwischen Deutschen und Tschechen, wie zwischen zwei Mühlsteinen zermalmt werden sollte, ist gedemüthigt, der unglückliche Zawisch aber ist erlöst.

Dieses tragische Schicksal ist schon geschichtlich ergreifend, viel gewaltiger noch hat es der Dichter dargestellt, der es verstanden hat, durch seine mächtige und fruchtbare Phantasie und durch seine Vertiefung in den Geist und das Leben des Mittelalters den geschichtlichen Stoff zu einem bleibenden Kunstwerk zu erheben. Die zweibändige Dichtung in ungebundener Rede mit eingestreuten Gedichten ist in fünf Bücher getheilt, von denen jedes drei bis fünf Abschnitte enthält, und selbst diese Abschnitte gliedern sich wieder in formell abgerundete Theile, so dass es auch ein poetischer Genuss ist, nur einzelne Abschnitte für sich zu lesen, besonders wenn man einmal das Ganze gelesen hat. Ich hebe besonders I. 3. Todtenfeier, II. 4. Die Marchfeld-Schlacht, III. 5. Auf Burg Grätz, IV. 2. Ein Frauenherz, V. 5. Erlöst empfehlend hervor. Der Dichter ist nicht verschwenderisch oder aufdringlich mit Schilderungen, vielmehr ist überall die Handlung die Hauptsache. Örtlichkeiten und Naturerscheinungen werden nicht um ihrer selbst willen, sondern stets mit Rücksicht auf die fortlaufende Handlung ausgeführt, der kunstsinnige Leser bemerkt aber wohl, wie abwechslungsreich und durchdacht die einzelnen Bilder sind. In der rasch fortlaufenden Handlung sind alle Phasen vom Kindlichnaiven bis zur höchsten Tragik durchgeführt, lyrische, epische und dramatische Gedanken wechseln ab. Auf die Charakteristik der Personen ist ein besonderer Fleiß verwendet. Wir lernen sie schrittweise aus der bewegten Handlung heraus mehr und mehr kennen, und obwohl der Dichter das ganze Zeitalter in typischen Gestalten vom mauschelnden Juden bis zum römischen Könige hinauf vorführt, so bleiben die festen Charakterzeichnungen doch im Kopfe des Lesers lebendig und unverrückbar haften, nur selten verliert man bei der ersten Lesung den Faden, der minderwichtige Personen mit der Haupthandlung verbindet. Für die Personen und Handlungen finden sich zwar äußerlich einzelne Anhaltspunkte in der Geschichte, innerlich aber sind sie aus der Phantasie des Dichters hervorgegangen und haben von ihm ihr individuelles Leben und ihre allgemeingiltige Bedeutung. Gleichwohl entbehren sie nicht des Geistes ihrer Zeit, und damit Inhalt und Form sich künstlerisch decken, hat der Dichter dem markigen, vom nervösen Hauche unserer Zeit noch nicht angekränkelten Geschlechte auch eine edle, kraftvolle Sprache in den Mund gelegt, wie sie für diese Wesen passt. Dies gilt auch von der Erotik. Wir müssen daher besonders hervorheben und anerkennen, dass Sperls Dichtung, obwohl über weite Zeiträume sich erstreckend und viele Menschen und Handlungen umfassend, dennoch aus einem Gusse ist und darum ihre künstlerische Wirkung niemals verfehlen kann.

Überdies waltet in dieser Dichtung ein so hoher sittlicher Standpunkt und ein solcher Ideenreichthum, der aus den mannigfaltigsten Ständen und Lebensverhältnissen zu uns spricht, dass wir das Werk allen Freunden der deutschen Literatur und besonders in Österreich, das in diesem Werke so stark vertreten ist, aufs wärmste empfehlen können. Die außerordentliche Geisteskraft des Dichters berechtigt zu den schönsten Hoffnungen auf weitere poetische Leistungen.

Krummau, Pfingsten 1897.

J. J. Ammann.

Abschied und andere Novellen. Von Paul Robran. (Leipzig. L. Staackmann. 1897.)

Drei Liebesgeschichten von einem neuen jungen Verfasser, der uns überrascht hat. Es ist tragische Liebe, in moderner Unmittelbarkeit dargestellt. Alte Wege werden eingeschlagen, aber bald verlassen, durchbrochen von einer

ursprünglichen Kraft, die mit diesem „Abschied“ gewiss nicht Abschied nehmen wird vom deutschen Lesepublicum. Man wird nicht sagen können, dass die Stoffe dieser Novellen erquicklich seien; ihre Macht, die uns fesselt, liegt in den merkwürdig vertieften Gestaltungen des Weibes. Wir wüssten kaum, welcher der drei Novellen, in denen die Liebe drei verschiedene Beleuchtungen erfährt, der Vorzug zu geben ist, entscheiden uns schließlich vielleicht für die Erzählung „Unverzeihlich“. So wie die erste, „Verschmähte Liebe“, in der Schweiz, die zweite, „Abschied“, an der Nordsee spielt, so entwickelt die dritte, dieses seltsame und schreckliche „Unverzeihlich“, sich auf der Insel Capri. Wie ein junger Arzt eine unverzeihliche Schuld auf sich wälzt. Es gehört nachgerade ein frauliches Tactgefühl dazu, manche verfängliche Situation mit der nöthigen Zartheit zu schildern. Es wird Leser geben, die sich entrüstet abwenden, andere, die sich durch Erfindung und meisterhafte Durchführung gefesselt fühlen und die Novellen mit heftig klopfendem Herzen lesen werden. Von besonderer Frische und Feinheit sind die Zweigespräche, von bewundernswerter Plastik die Naturschilderungen, die uns drei ganz verschiedene Welten zeigen. Mich dünkt, dass man an diesem Paul Nobran nicht vorübergehen solle; vielleicht ist er berufen, die Schule Spielhagens, oder eines anderen älteren Meisters, ins Moderne zu überbrücken.

R.

Geschichten aus Tirol. Von Karl Wolf. Dritte Sammlung. (Innsbruck. A. Edlinger.)

Auch in diesem Bande sind Karl Wolfs prägnante und schneidige Darstellungen aus dem Leben der Tiroler Bauern ganz prächtig gelungen. Wolf hat viel Humor, und die köstliche Gabe, in wenig Worten viel zu sagen, in knappen Zügen ein vollkommenes Charakterbild zu entwerfen. Manchmal muss der Leser laut auflachen, zumal der Dichter den Dialect meisterhaft zu benutzen versteht, um die Wirkung seiner drastischen, bäuerlich derben und gesunden Komik zu erhöhen. Manchmal kann man sich der Thränen kaum erwehren.

V.

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in sechzig Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.)

Diese dritte Auflage von Anzengrubers sämmtlichen Schriften, vom Cotta'schen Verlag in Lieferungen veranstaltet, um diesem Volksdichter so wie er es verdient, den Weg in die breitesten Schichten des Volkes zu bahnen, ist nunmehr bis zur neunzehnten Lieferung einschließlich vorgeschritten. Die „Dorfgänge“, diese reiche Fundgrube von Schilderungen aus dem Landleben, wie sie in solcher Echtheit nur einem Kenner wie Anzengruber gelingen konnten, werden darin bis zum Anfang des zweiten Theiles geführt. An diesen Sachen ist der Dichter selbst, wie er in der „Plauderei als Vorrede“ verräth, mit seinem Innersten betheiligt. Sie zeigen ihn so recht als den Schriftsteller, der schreibt, „weil er muss“. So hängt denn auch der Leser gleichsam an den Lippen des Erzählers, und, was dieser mittheilt, dringt als Erlebtes und Lebendes mit seiner Innigkeit und Wahrheit ohne Widerstand in die Herzen der Hörer.

V.

Buch der Liebe von M. Stona. (Wien. Karl Konegen. 1897.)

Den meisten dieser Gedichte, die soeben in dritter vermehrter Auflage erschienen sind, merkt man's an, dass sie nicht gemacht sind, sondern gewachsen aus einem heißen, leidenschaftlichen Frauenherzen. Besonders die Abtheilung „Frauenleben“ birgt Lieder, die in ihrer Einfachheit und Wahrheit manchmal an den Classiker, wenn nicht gar ans Volkslied gemahnen.

M.

Was lehrt Jesus? Zwei Ur-Evangelien. Von Wolfgang Kirchbach. (Berlin. Ferd. Dümmler. 1897.)

Eine höchst auffallende Erscheinung finden wir im modernen Menschen: Seine Sehnsucht nach Jesu! — Selbst der Gelehrte, der Philosoph, der Weltmensch will wieder zu Jesu, von dem die Welt sich seit der Revolution abwenden wollte. Aber nicht den Jesu wollen sie, den die Kirche meint, nicht den, der in den vier Evangelien steht — sie wollen einen Jesu, der für die Welt taugt, sie wollen ihn herrichten nach ihren Bedürfnissen und nach ihrem Geschmack. Jedes Zeitalter hat sich Christus nach seiner Art ausgelegt, warum soll es nicht auch die Zeit der Aufklärung, die Zeit der Erdsucht, die Zeit des Eisens und der Elektricität thun? — Allerdings, die Evangelientexte muss man gelten lassen, die leugnet man nicht; aber umdeuten kann man diese Evangelientexte, nach Belieben und Zeitgeist auslegen kann man sie, und auf diesem Wege hat, weil der Mensch sich Götter nach seinem Ebenbilde zu machen pflegt, Wolfgang Kirchbach einen Jesu construiert, der — an keinen Gott und kein Jenseits glaubt. — Ich finde sie rührend, die Anstrengung der Atheisten, bei Jesu bleiben zu dürfen, seine Lehre von der Liebe und von der Wahrheit und von der Gemeinsamkeit des Menschengeschlechtes anerkennen zu können um jeden Preis.

Jawohl, um jeden Preis! Auch um den der Entkleidung Jesu von der Göttlichkeit. Es offenbart sich in Kirchbachs Buch ein großes Verlangen nach ethischen Idealen, aber ich möchte nicht mit ihm gehen. Mein Herz ist eigennütziger, es will außer den ethischen Idealen, die stets im Interesse anderer sind,

auch etwas für sich, einen Gott, dem es vertrauen kann, eine bessere Welt, die es hoffen darf. — Dieses Leben, und wäre es auch ein gemeinsames Menschheitsleben, das hunderttausend Jahre dauert, wäre mir zu wenig, zu traurig, der Kämpfe und Philosophien nicht wert, die da immerwährend toben und sinnen. Wenn nichts anderes wäre, würde ich mich lieber heute, als morgen eines freiwilligen Endes begeben, als so oder ein wenig anders fortzuwursteln durch die Zeiten, wobei am Ende doch nichts herauskommt, als ein langsames Aussterben des ganzen Geschlechtes. Wegen dieses hoffnungslosen Fortwurstelns einer schon vorwegs dem Untergange bestimmten Thiergattung brauche ich wahrlich keinen Jesum! Und dieses sogenannte „All“, ein Schall, der weder unser Hirn, noch unser Herz befriedigt, mir ist es zu wenig. Ich will mehr ich bin ein größerer Gier- und Gewaltmensch, als meine materialistischen Zeitgenossen zusammen — ich will ewig leben, ich will einen Heiland, der mir das vermittelt. Ich frage nicht nach Möglichkeit und sogenannter Wahrheit, mein Wille zur ewigen Seligkeit ist so gewaltig und selbstherrlich, so hochgemuth und schöpferisch, so göttlich, dass eben in diesem göttlichen Willen die Gewähr meiner Hoffnung liegt. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, für mich hat dieses Wort einen unendlichen Sinn und so bin ich darüber weg und lasse andere faustisch grübeln. Das Faustische ist nur der unselige Theil des Menschen, ich wende mich dem seligen zu und liebe Religionen und Bücher, die es ebenso thun. Deshalb kann ich an dem Kirchbach'schen Werke, so gelehrt, geistvoll und wohlgemeint es ist, keine Freude haben. R.

Die Stadt der Grazien. Griechisch, mit deutscher Übersetzung von Ludwig Mayr. (Graz. Paul Cieslar. 1897.)

Kaum jemals zuvor wird Graz so classisch schön besungen worden sein, als in diesem Gedichte, in welchem wir nicht allein die meisterhafte Form zu bewundern haben, sondern auch die begeisterte Liebe ehren müssen, die sich zur Hauptstadt Steiermarks ausspricht, nicht zu vergessen auch des liebenswürdigen Humors, in welchem die classische Schilderung moderner Zustände wirkt. Das Reinerträgnis des gehaltvollen Heftchens ist für „Maria-Grün“ gewidmet. M.

Ins neue Land. Dramatisches Symbol von Anton Renk. (Basel und Leipzig. 1897. G. L. Kattentid, St. Ludwig.)

Ein Narr. Novellette von Anton Renk. (Selbstverlag des Verfassers. 1897.)

Wie wär's, wenn ich dem Verfasser von „Ins neue Land“ und „Ein Narr“ einen unanfechtbaren literarischen Befähigungsschein ausstellen möchte? — Verdienen thäte er's, denn er ist ein echter, origineller Dichter, dessen Werke aus der Tiefe einer edlen Empfindung heraus stammen und die in ihrer Wirkung durchaus schön, einheitlich und künstlerisch tadellos sind. Ob er mit lebhafter dramatischer Wucht einen Faust-Columbus hinstellt, oder ob er sich in das Leben eines prächtigen Goldmenschen, wie Albert, mit der ganzen Wärme seines Dichterherzens versenkt: überall bekundet er ein reiches, hoheitsvolles Streben.

Moczan.

Büchereinlauf.

Im Verlage der Firma Georg Heinrich Meyer, Leipzig, sind erschienen:

Allerlei Geschichten aus Tirol. Von Adolf Pichler. Zwei Bände.

Jochrauten. Neue Geschichten aus Tirol von Adolf Pichler. Zwei Bände.

Severin. Eine Lebensgeschichte von Anna Gräfin Pongracz.

Isländische Dichter der Neuzeit. Von J. C. Poestion. Vollständig in fünf Lieferungen.

Intimes aus dem Menschenleben. Erzählungen und Skizzen von Koloman Mikszáth. Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Dr. Josef Julian Graf Zamoyski.

„Der Himmel hängt voller Geigen.“ Jugendgeschichte eines Musikers von Rudolf Schmidt. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Johann Langfeldt.

Eremitageidylle. Von Mathilda Malling.

Steirische Geschichten. Von Hans Grasberger.

Tiroler Alpenbilder. Von Dr. Isidor Müller. (Innsbruck. 1897.)

Das Pichlermonument. Tragikomische Dichtung von Dr. Isidor Müller. (Innsbruck. 1897.)

Die Geschichten der sechs Ehrenfesten. Nacherzählt von Ferdinand Neubürger. (Dessau. Paul Baumann. 1896.)

Der Bua. Volksdrama von Anna Croissant Rust. (Berlin. Schuster & Löffler.)

Köst und Kinnerbeer. Und sowat mehr. Zwei Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben von Adolf Holm. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.)

Bunte Märchen. Von Hanna Schomacker. (Leipzig. Gustav Fock.)

Von nordischen Gestaden. Novellen aus dem Dänischen, Isländischen, Norwegischen, Schwedischen übertragen von Dr. Karl Küchler. (Leipzig. Gustav Fock.)

Kennst du das Land? Volksthümliches aus Süditalien. Von Woldemar Kaden. (Leipzig. C. G. Naumann. 1896.)

Meine Gärten. Gedichte von Richard Schaukal. (Berlin. Schuster & Löffler.)

Deutschnationales Vereinswesen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Nationalgefühls. Von Dr. Fr. Guntram Schultheiß (Der Kampf um das Deutschthum. Zweites Heft). (München. J. F. Lehmann.

Der Niedergang deutscher und der Aufschwung fremder Seemacht. Von Bruno Weyer, Capitänlieutenant a. D. (München. J. F. Lehmann. 1897.)

Natur und Gesetz. Von F. Vetter. (Bielefeld. Velhagen & Klasing. 1897.)

Thautropfen. Lieder und Gedichte von Friedrich Hermann Beyer. (Wien. Theodor Philipp. 1896.)

Postkarten des „Heimgarten“.

„Nordd. Allg. Zeitung“, Berlin: Die oberbayerische und die steierische Mundart sind so überaus enge mit einander verwandt, als der Oberbayer und der Steirer überhaupt. Es ist ein Volksstamm. Daher ist es ganz natürlich, dass z. B. das Stieler'sche Gedicht „An Anfrog“ in Steiermark in steierischer Betonung gelesen wird, der Unterschied liegt fast nur in dieser, und dass das Gedicht in Steiermark überall dieselbe tiefe Wirkung erzielt, wie eine große Herzenssache des eigenen Volkes. Was es hierüber in Berlin zu raisonnieren gibt, verstehen wir nicht recht. Sie sollten dort unten an der Spree mit froh sein, dass es so ist!

L. P., Berlin: Sie wollen wissen, wie ich über Majestätsbeleidigungen denke? Ich meine, es gibt gar keine solchen. An große Menschen reichen die Beschimpfungen der Alltagsleute nicht empor.

M. Sp., Leipzig: Auch wenn jene Verirrung als Naturanlage nicht strafbar wäre, hielten wir es doch für eine große Gefahr, eine Krankheit zu sanctionieren, die gerade dadurch die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen und bei der gegenwärtig ohnehin abnehmenden Neigung zur Ehe sich verbreiten könnte. Übrigens haben über solche Fragen nur Ärzte zu entscheiden.

R. T., Hartberg: Dankend erhalten und hoffen gelegentlich noch manches bringen zu können. Gruß dem tapferen Herzen!

G. L., Graz: Jener verkappte Herr musste sich in ein südsteierisches Winkelblatt flüchten, um über die fleißige und selbstlose Arbeit von Ferdinand Krauß neuerdings die volle Jauche seiner Bosheit auszulassen. Er wird jedenfalls auch noch andere Ablagerungsstellen seiner Perfidie suchen, um das Werk eines leider touristischen Concurrenten zu discreditieren. Krauß' Werk hat nicht mehr und nicht weniger Fehler und Versehen, wie andere land- und vollbeschreibende Bücher desselben Umfanges auch. Wenn die „Südsteirische Post“ in derselben Auslassung sich auf einmal als Verehrerin deutscher Heldendichtung ausspielen muss, wird sie selbst nicht wissen, wie ihr geschieht. Dieses traurige Blättchen da unten lebt ja sonst nur von der Befehdung und Verhöhnung deutscher Dichtung und deutschen Geistes.

B. S., Wien: Großartig! Auch eines jener Naturgesetze, die ein Gelehrter der Natur gibt.

* Den Herren Buchverlegern ist in diesem Blatte wiederholt mitgetheilt worden, dass jedes eingelaufene Buch im „Heimgarten“ kurz angezeigt wird. Für ausführlichere Besprechungen können wir uns nicht verpflichten, außer wir haben uns ein Recensionsexemplar selbst erbeten. Sonst behalten wir uns freie Hand vor, und wer es auf das nicht ankommen lassen will, der möge uns seine Verlagswerke nicht schicken.

M. M., Wien: Roseggers neuester Roman „Erdsegen“ beginnt demnächst im „Heimgarten“ zu erscheinen.

M. M., Kaaden: Der Verfasser des „Jung Unnutz“ wohnt in Graz, Nibelungengasse 22.

K. B., Stuttgart: In jeder größeren Buchhandlung dürften Sie das für Sie Wissenswerte erfahren.

L. M., Wien: Über das „Arsenikessen in Steiermark“ finden Sie Nachrichten im „Heimgarten“, sechsten Jahrgang, Seite 285.

F. H., Neuberg: Der Ausdruck „Gotika“ scheint weit her zu sein und dürfte manchem Sprachkundigen zu denken geben. In der obersteierischen Mundart kommt er häufig vor und bedeutet dort soviel als etwa: sozusagen, gleichsam.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Das Bußjoch.

Eine wunderliche Geschichte von **Peter Rosegger.**

Wir waren gerade vom Standesamt gekommen. Mein Freund, der Volksschullehrer Hausmaning, hatte sich verlobt, und die eine Ecke des Heiratscontractes guckte munter aus der Brusttasche hervor. Fabelhaftes Glück! Die Braut war eine stattliche, reiche Bauerntochter, und das that insonderheit einem armen Schulmeister wohl, der schon in Gefahr gewesen, sein Leben an eine arme Putzmacherin zu verthun. — Das arme Dirndel war zwar nicht übel gewesen, aber ihr fehlte die Tugend, die heutzutage allein selig macht, das Geld. Die Riedelgartner-Tochter war sehr — tugendhaft. Doch als wir — ich war als Zeuge mit dabei — jetzt im Wirtshause bei einem kleinen Verlobungsmahle saßen, gab es schon Verdruss. Die Braut schob ihren Teller von sich und weinte. Die Mutter der Braut tranchierte heftig an dem Schweinsbraten herum und plötzlich rief sie grell aus: „Ich bedank' mich! Wenn's so bettelhaft hergeht, mag ich gar nicht dabei sein!" Der Riedelgartner als Brautvater trank auf einen großen Zug den Mostkrug leer, setzte ihn scharf auf den Tisch hin und sprach unter heiserem Lachen: „Mir kann's recht sein. Bleibt das Geld im Sack."

Der Bräutigam hatte nämlich den Wunsch ausgesprochen, keine große Hochzeit, wie sie in der Bauernschaft Brauch und Sitte ist, zu halten, sondern im Kreise der nächsten Verwandten ein kleineres, aber feines Mahl ohne viel Ceremonien zu geben. Ich weiß es nicht sicher, ob mein Freund aus Bescheidenheit auf ein großes Hochzeitsfest verzichtete, es kann auch sein, dass er vor seinen städtischen Verwandten nicht gerne mit der ausgedehnten und sehr mannigfaltigen bäuerlichen Sippe prunken mochte.

Als nach den obigen Ausrufen ein banges Schweigen eingetreten war, wobei nur die Messer und Gabeln klapperten, hätte mein junger Schullehrer sehr bequem Zeit gehabt, seinen ausgesprochenen Wunsch zu widerrufen, er that's aber nicht, sondern zog es vor, sich durch Speise und Trank für künftige Ereignisse zu stärken.

Auch die dicke Riedelgartnerin, die Brautmutter, hatte sich beruhigt, begann aber von ihrer eigenen Hochzeit zu erzählen, wie das noch eine andere Zeit war, vor sechsunddreißig Jahren. „Nicht weniger als hundertfünfzig Hochzeitsgäste, sechs Musikanten, zwölf Pfund Pulver! Fünf paar Kranzeldirnen und Junggesellen! Drei Mahlzeiten zu je sieben Gängen! Bettelhaft war's nicht zugegangen, dazumal! Wo die armen Dinger (sie meinte die Brautleute) eh nur einen einzigen Ehrentag haben, ihr Lebtag!"

Die Braut verdeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und brüllte laut auf vor Schmerz darüber, dass ihr der schönste Lebenstag sollte verdorben werden. Wo sie den feinen Herrn Lehrer als ihren Mann hätte aufführen können, den neidischen Jugendgesellinnen, unter Pfeifen und Geigen! Wo unter Böllerknall die Hochzeitsreden wären gehalten worden an die ehrsame, engelsschöne Jungfer Braut! — Wozu ein Mädel nur heiratet, wenn all die guten alten Bräuche und Ehren und Hochzeitsgaben abkommen! — Am besten wahrhaftig, wenn man schon gestorben wäre! Meiner Seel', das Begrabenwerden macht schon bald mehr Aufsehen und Lustbarkeit als das Heiraten. . . .

Der Bräutigam suchte zu beruhigen und, obwohl ich ihm ein- ums anderemal unter dem Tisch auf die Zehen trat, doch um Gotteswillen nicht gleich das erstemal nachzugeben, begann er sachte einzulenken. Hielt er es doch für die Aufgabe eines heiratenden jungen Mannes, sein Weib glücklich zu machen. Und wenn eine schon einmal so ist, dass sie weniger des Bräutigams, als einer schönen Hochzeit wegen heiratet, nun so darf man ihrem Glücke nicht im Wege sein, besonders wenn sie so tugendhaft ist, wie die Lucia mit ihrem Heiratsgut von sechstausend Gulden! Der Schullehrer wollte also schon — — horch!

Aus dem Hofe herauf zum Fenster herein kam ein weicher Klang. Da unten stand eine merkwürdige Gestalt und blies auf der Flöte eine gar wehmüthige Melodie.

„Das ist der alte Joch-Jackel!“ rief ich aus.

„Geh', plausch' nit!“ sagte die Brautmutter, „der Joch-Jackel wird's sein! Der schon seit Jahr und Tag im Grab liegt!“

„So schauet doch hinab! Er ist es. Mit seiner Kutte, mit seinem Halsjoch — der Joch-Jackel, kein anderer!“

Ein Mensch, der aus dem Grabe aufsteht, um dem verlobten Paare ein Ständchen zu bringen! — Da hob sich denn doch auch der Bräutigam von seinem Sitze. Der war noch nicht lange im Orte und wusste nichts von dem Joch-Jackel.

„Das ist ein Sonderling“, belehrte ich ihn kurz. „Das Betteln ist ihm zu lumpig, da geht er als lustiger Spielmann um, pfeift vor den Hausthüren seinen Hunger aus, und wer sich mit ihm einlässt, dem weiß er allerhand Mären und Schalkereien zu sagen — das trägt etwas für den Durst, denn Spielleute, du weißt es ja. Bei Hochzeiten stellt er sich besonders gern ein, und je reicher und angesehener das Brautpaar ist, desto trauriger ist sein Blasen. Bei armen Leuten weiß er lustige Stücklein. — Vor Zeiten ist der Jackel selbst ein reicher Bauer gewesen. Jedoch unglücklich verheiratet. Den Sack voll Thaler, aber die Wangen voll Kratzer, anders hat man ihn nicht herumgehen sehen. Und am großen Hofe kein Mitrecht als die Sorgen. Im Steuerbüchel der erste, im Hause der letzte. Zeitweise soll er im Hundskobel genächtigt haben, weil seine Eheliebste vor ihm das Hausthor verriegelt hatte. Sie war älter als er, und darauf hatte er die Rechnung gestellt, als er sein Jungdirndel verließ und den großen Bauernhof heiratete. Nach vielen Jahren endlich konnte er sie auf den Kirchhof tragen lassen, aber nun war auch er alt, unbegehrt und zu nichts mehr nutz, als den verkommenen Hof an die Gläubiger abzutreten und sich auf lustige Spielmannschaft zu verlegen. Auf der traurigen Flöte blies er manchmal die übermüthigsten Walzer und Juchezer — das kann kein anderer, das kann nur der Jackel. Er lebte auf; sein Lebtag, sagte er gern, sei es ihm nicht so gut ergangen, denn jetzt als Musikanten vor den Thüren der schönen Bäuerinnen. In einem alten, talarartigen Rock gieng er umher. Das that er, um in Demuth den inneren Menschen zu verbergen. Der Zustand seines Beinkleides und Hemdes war ihm allein bekannt. Am Halse trug er ein Holzjoch. Das war ein Gelöbnis. Als einst sein Weib auf den Tod krank lag, hatte er das Gelübde gethan, wenn's einen guten Ausgang nehme, sein Lebtag lang zu Buß' und Dank ein Holzjoch zu tragen um den Hals. So ward er der Joch-Jackel genannt. Er bettelte mit der Flöte in der Gegend herum und flötete manchmal auch hinüber in die Nachbarthäler. Bisweilen vergiengen Wochen und Monate, ohne dass der wunderliche Alte gesehen wurde, es war auch blutwenig Nachfrage nach ihm — und endlich hieß es, er sei gestorben.

Mein Schulmeister nahm an dieser flüchtigen Erzählung wärmeren Antheil, als es sich für einen Bräutigam schickt, für den es im Himmel und auf Erden nichts gibt und geben darf, als die Eine — die Schönste, die Liebste, die Beste, die Braut. Er winkte gleich am Fenster, der Alte möge heraufkommen. Als der Spielmann zur Thür hereinhuschte, drehte sich das Joch, mit dem er an den Thürpfosten stieß, wie eine Spule. Das Ding war aus vier armlangen Holzbalken zusammengenagelt, so dass es einen spießigen Kranz bildete um den dünnen Hals. Lautlos hastete er gegen den Tisch her; seine Füße, soweit man sie unter der verschwiegenen Kutte sah, waren in Lappen aus Pferdekotzen gewickelt. „Gelt!" rief er mit seinem hellen, dünnen Stimmlein dem Bräutigam zu, „gelt, eine solche Halskrause hast du noch nit oft gesehen? Ist aber noch lang nit das härteste Joch. Die aus Fleisch und Blut, sollt' man meinen, wären leichter und weicher. Wer's glaubt, wird selig."

„Ich will dir für den Winter ein paar Schuhe geben, Jackel", sagte der Brautvater.

„Vergelt's Gott, Riedelgartner, du Braver, du Großmächtiger! Hast ihrer keine, die so lind und warm wären, wie die da." Dann zog er feierlich seinen breiten Schlapphut vom weißen Köpflein, setzte sich fast flink an den Tisch, fasste den erstbesten Krug am Henkel, schob sich das Joch zurecht und trank.

„Aber, Jackel!" rief ihn die Großbäuerin an, „jetzt haben wir alleweil gemeint, du wärest schon gestorben!"

„War's auch, war's auch", antwortete der Alte und hielt ihr den leeren Krug unter die Augen: „Da drin ist's finster."

Der Bräutigam goss das Gefäss wieder voll, und nach dem zweiten Trunk wurde es auf dem fahlen, kaum faustgroßen Runzelgesichtlein des Spielmanns ganz feierlich, wie es sich schickt für einen, der aus der Ewigkeit zurückkommt zu den Menschenkindern.

„Was ist's denn mit dir?" fragte die Bäuerin.

„Neugieriges Weibsbild!" brummte der Alte, dann trank er noch einmal, schob das Joch um, dass es tanzte auf den Schultern. „Wie ich gestorben bin, willst du wissen? Soweit christlich. Nachher haben sie mich auf die lange Bank gelegt. Kennst sie, die lange Bank? Gut liegen ist's drauf. Die Leut' zünden das Licht an, stellen das Weihwasserschüsserl mit dem Sprengzweigel dazu und suchen meine Hosensäckeln aus. Teuxl, denk' ich mir, das scheint ernst zu sein — bist gestorben. Der Todtengräber macht schon das Loch auf in die andere Welt hinüber — neben meiner Alten ihrem Grab. Da hat's mich einmal geschaudert."

„Aber, Jackel!" unterbrach ihn jetzt die Braut, „so trink und nachher derzähl lieber was Lustiges. Traurig's hat eins eh genug auf der Welt!" Der Stich galt dem Schulmeister mit seiner Hochzeit ohne Musik.

„Lass nur Zeit", sagte der Alte, „Jungfer Braut, es kommt schon auch lustiger."

„Spann' dich doch einmal aus, Jackel", sagte ich und wollte ihm sein Joch über den Kopf ziehen. Er hielt es mit beiden Händen fest: „Das ist mein Schutz und Schirm. — Wie oft hab' ich schon getrunken, Leut'?" fragte er plötzlich.

„Nur zu, Jackel, ist dir wohlvergunnt."

„Das erste? Na, dann hat's noch keine Noth. Erst beim dritten lüg' ich die Leut' an."

Ein echter Spielmannszug aus dem Kruge, und dann fuhr er fort: „Meiner Seel', jetzt hätt' ich bald auf meine Seel' vergessen. Die hat schon geglaubt, sie ist ein Engel und fliegt durch das schwarze Loch hinaus gegen Himmel zu. — Oho, Jackel! schreit einer und steht ein fuchsteufelswilder Kerl da. Mit dem Himmel wär's nichts. Ich sollt' nur ein bissel nachdenken. In alten Zeiten! Jungerheit! Ob mir kein feines Dirndl thät' einfallen, ein Dirndl mit krausem Haar, zu dem gern ein junger kecker Bursch gekommen ist in den Samstagnächten. Und ihm das Heiraten versprochen. Herr Jesses, denk' ich, das ist die Nähterin. Die gute, liebe Kundel, die ich nachher verlassen hab', weil sie blutarm ist gewest. Dieweil ich mit meiner reichen Braut bei der Hochzeit hab' gejuchezt und getanzt, ist sie in der kalten Nacht draußen beim Lindenbaum gelehnt und hat geweint. Und ist bald darauf sterben gegangen. — Herrgott, wenn das noch auf der Tafel steht, wird's freilich nichts sein mit dem Himmel. — Jetzt denkt euch, Leut', ist mir auf einmal weniger um den Himmel gewest, als um die Kundel. Und hat's schreckbar heiß in mir gerufen: Du arme Kundel! Du liebestes Dirndl! Wenn ich nur bei ihr kunnt' sein! — Soll ich dich führen zu ihr! fragt der Schattenmann. 's ist halt eine unangenehme Ortschaft, wo sie wohnt. Ist alles eins, sag' ich, führ' mich zu ihr. Sie ist in der Höll', sagt er. Hol's der Teufel, sag' ich, mit deinem langweiligen Herumreden, zu der Kundel führ' mich! — Nachher sind wir abgefahren. Durch eine dunkle Felsenschlucht hinab, in der Tiefe hat man bald den Feuerschein gesehen. Und wie wir ganz hineinkommen — na, gute Nacht! Ein Feuerofen, so groß, dass man den Untersberg hätt' hineinstellen können. Ist aber schon ein anderer Berg drin gewesen, ein lebendiger, mit hunderttausend zuckenden Händen und Füßen, Rümpfen und Köpfen, die kläglich gewinselt haben vor lauter Feuersbrand. Das ist die erste Höll', sagt mein finsterer Mann zu mir, da kochen und braten lauter junge Liebesleut', die einander verführt haben und nachher untreu geworden sind. Die Kundel kann nit da sein! schrei ich auf, untreu ist sie mir nit geworden. Ich bin ihr untreu geworden. — Sie ist auch nicht da, sagt er, und du musst tiefer hinab. Nachher sind wir in die zweite Höll' gekommen, das ist's mauerfinster

und schon von weitem hört man ein Geklapper, als ob tausend Mühlen thäten gehen. Was ist denn das? frage ich und überkommt mich ein Schüttelfrost wie beim Nervenfieber. Das ist das Zähneklappern der Eheleute, die aus Habsucht und Eitelkeit geheiratet haben, sich spinnefeind geworden sind, sich gepeinigt haben bis aufs Blut und doch nicht auseinandergegangen sind. In dieser kalten Finsternis müssen sie ewig heulen und zähneklappern und sich zerfleischen. — So heiß die Liebesleuthöll' ist gewest, so kalt ist die Eheleuthöll'. Das Herzblut hat mir gestockt und unbeschreiblich angst ist mir geworden, als sollt' jeden Augenblick die eiskalte Hand meiner Alten auf mich hergreifen und mich hineinzerren in die Finsternis zu dem ewigen Klappern. — Von rechtswegen wärest du hier zuständig, sagt mein Führer, aber wenn du deinen Schatz sehen willst, so musst du noch tiefer. — Oh mein Gott! ruf' ich aus, noch tiefer! Was hat denn das arme Mädel angestellt, dass es in die unterste Hölle verstoßen ist worden? — Darauf sagt mein Schattenmann: O Mensch! Freilich ist's die größte aller Höllenpeinen, die ein betrogenes Kind muss leiden, wenn der Liebste ihr unhold geworden mit einer andern!"

„Trink', Jackel!" unterbrach der Großbauer fast gerührt und weichmüthig den Erzähler. „Du bist ja ganz aufgeschreckt. Thu' dich laben."

Der Alte hielt zwei Enden der Jochbalken in seinen dürren, zitternden Händen, als wollte er sich daran festklammern, und sagte ganz heiser: „Narr, jetzt lustet's mich nach keinem Trinken. — Jetzt kommen wir hinab in die dritte Höll'. Da ist in dem Felsen ein enges Pförtlein und mein Führer pocht mit seiner Knochenhand. Hör' ich drinnen eine liebe Stimm': Bist du's, Jakob? — Geht das Thürlein auf und sitzt sie drin gar heimlich im sonnenlichten Stübel beim Nähtisch, und sind zwei schneeweiße Betten mit rosenrothen Kissen. Die Kundel. Mit ihrem guten Gesichtel schaut sie mir entgegen und sagt in stiller Freude: Endlich bist da. Ich hab' ja gewusst, dass du meiner nit wirst vergessen, dass du mich wirst suchen durch Graus und Pein, und dass du wirst kommen. Ich hab's ja gewusst und auf dich gewartet. Schau, mein lieber Knab', ich hab' derweil das Hochzeitkleid genäht, hab' alles bereitet, wenn du kommst, dass es dir gut soll sein bei mir. So komm, mein lieber Mann, komm doch herein! — Und jetzt, wie ich auf die süße Red' hinein will in das trautsame Stübel zu ihr, da geht's nit. Am engen Pförtlein spießt sich mein Halsjoch und ich — — mein Gott, mein Gott! ich kann nit zu ihr. . . ."

Und wie der Alte das erzählt, da gröhlt er auf und rüttelt an seinem Jochbalken, als wollte er ihn sich vom Halse reißen. Dann ward er ruhig und schluchzte still vor sich hin, und plötzlich rief er wieder aus: „Ist das liebeste Kammerlein gewesen und ich kann nit zu ihr!"

Jetzt hob der Bräutigam ihm den Krug entgegen: „Stärket Euch, armer Mann, und dann erzählt nur endlich auch etwas anderes. Ihr solltet ja so viel wissen.“

In den alten grauen Augen noch die Tropfen, so lachte er nun hell auf, mir gieng es hart ins Herz, dieses Lachen. Aber er wurde fast heiter, that einen herzhaften Zug, und noch einen, hob den feuchten Krug in die Luft, und mit schalkhaftem Augenzwinkern fragte er: „Ist's der dritte? Wenn's der dritte ist, nachher kommt der Himmel. Na also. — Gesehen hast sie, sagt der Schattenmann, und jetzt vorwärts! Ihr heiligen vierzehn Nothhelfer! muss ich noch tiefer hinab? — Lass gut sein, sagt er, es geht bergwärts. Wirst dich wundern, sagt er, dass dir das Loch noch offen ist hinaus, aus der Höll'. Verdient hättest es zwar nit. Aber dein Bußjoch! — Ihr Leut', das Jöchel da hat mich gerettet. — Drauf hat er mich allein gelassen und ich bin auf dem Himmelssteig. Leicht ist er nit zu finden, im Wolkennebel, der Weg. Immereinmal bin ich seitlings gekommen, auf der breiten Straßen thalab. Da nit, denk' ich bei mir selber, das gieng' wieder gefehlt, musst dich mehr rechterhand halten. So bin ich endlich oben und steh' vor der Himmelsthür. Der heilige Sanct Peter kennt mich gut, noch von meiner Apostelwallfahrt her, wo ich ihm eine Pfundkerze geopfert hab'. — Bist da, Jakob, sagt er, ist schon alles hergerichtet für dich, drin im Himmel, du hast ihn wohl verdient, bei meiner Seel'. Sakerment! sag' ich, mich gefreut's, dass ich im Himmel bin! — Ja, sagt er, neben dem Ofen sitzt eine gute Bekannte, die wartet schon auf dich. Will doch lieber mein Joch wieder umnehmen, sag' ich und greif' darnach. Geh', lass es sein, sagt der Petrus, das Ding brauchst jetzt nimmer, hat dich eh schon ganz wund gerieben auf den Achseln. — Du redest da von einer guten Bekannten? sag' ich und will mir der Athem stehen bleiben vor lauter Angst. — Sagt er: Sei getrost, Jakob, es ist alles gut, euere Sessel stehen da drinnen im Himmel nah' beinander. Dein liebes Eheweib! — Lang kann ich mich nit derfangen vor Schrecken. Endlich sag' ich: Petrus, du sprichst von einem Eheweib. Du wirst mich verkennen, ich hab' da heroben kein Eheweib! — Du bist ja der Joch-Jackel, sagt er, der einmal Großbauer ist gewesen. Du hast wohl eines heroben, ein besseres Hälftel. Macht dabei ein so pfiffiges Gesicht, dass ich schon hätt' mögen aus der Haut fahren, wenn ich in einer dringesteckt wär'. Ich derfang' mich und sag' ganz ruhig: Ein Irrthum oder derlogen. — Jetzt wird er scharf und sagt, ich sollt' mich hüten! Aber mein Gott, schrei ich auf, die Alte! Die alte Raffel mit den gespitzten Fingernägeln! Nit möglich, dass die im Himmel ist! — Ja, mein Lieber! sagt der Thorwartl, sie selber möcht' es schwerlich dermacht haben. Aber deine guten Werke, die du für dein verstorbenes Weib verrichtet hast! Dass du's nur weißt,

Jakob, dein Bußjoch hat sie erlöst. — Wie? Was? begehr' ich auf, mein Bußjoch? Das Holzjoch da, das ich getragen hab' viel Jahr und Tag in aller Demuth und Geduld? Aber um Gotteswillen, das ist ja ganz anders vermeint gewest! Wie sie auf dem Tod krank ist gelegen, da hab' ich mir's angelobt: Mein Lebtag lang ein Halsjoch will ich tragen, wenn es gut ausgeht. Gut ausgegangen ist's, und am selbigen Tag, wie wir sie in die Erde haben hinabgethan, und das Loch zu und einen großmächtigen Stein drauf, da bin ich in die Holzhütten und hab' mir aus Birkenästen das Joch gezimmert und hab' den Kopf hineingesteckt und hab's um den Hals getragen aus Freud und Dankbarkeit, dass ich erlöst bin. — Und jetzt! Jetzt schaut's aus, als ob ich just deswegen, just weil ich das Bußjoch so lang und so geduldig hab' getragen, wieder zu ihr sollt' müssen! Der kalte Schweiß steht mir schon auf meiner armen Seel'. Nein, Petrus, ruf' ich, du liebester Patron, jetzt mag ich nit hinein in deinen Himmel, soviel von seiner Glückseligkeit auch gesagt wird! Da geh' ich lieber wieder zurück in meinen alten Leib. — Der heilige Sanct Peter zuckt seine Achseln und sagt: Ich kann dir nit rathen und kann dir nit abreden. Wenn du aber wirklich zurückwillst, so musst gleich gehen, eh sie dir deinen Knochenschragen ins Loch stecken. — Darauf ich wieder mein Jöcherl um den Hals und eilends davon. — Arg derschrocken sollen die Leut sein über den Greuel, wie mein Leichnam mit dem Fuß anhebt zu zucken, wie er die Arme rührt, den Ellbogen krumm biegt und sich langsam aufsetzt — da rühr' ich den Mund und ruf: „Schreckt's euch nit, liebe Leut'. Das ist noch gar nichts. Der größte Greuel ist da o b e n . . .“

So hat er erzählt, mein Hans Sachs in der Bauernjoppe, hat wieder sein Joch umgeschoben, dass es tanzte auf den Achseln und hat den Krug geleert.

„Das ist der dritte, gelt?“ bemerkte jetzt der Brautvater. „Man hat's wohl gemerkt. Fabelhans, du!“

Darauf hat der Alte auf seinem faustgroßen Gesichtlein allerhand Zeichen spielen lassen, als wollte er sagen: „Jeder hat's, wie er's nimmt.“

Die Weibsleut' waren etwas missmuthig und meinten, der Jackel gehe gewiss hinüber ins Oberthal, wenn er nicht in den Regen kommen wolle, so müsse er gleich gehen, es werde ganz düster. Der Alte erhob sich in seiner dürren Eckigkeit, zog über den Bauch die Kutte zusammen und sagte ganz leise: „Der vertrackt' Mantel da wird alleweil weiter!“ Die Bauersleute wollten es nicht verstehen, der Schullehrer aber nahm von den Tellern Brot und Braten, wickelte die Sachen in einen schönen Papierbogen und schob sie dem davontorkelnden Joch-Jackel in den Sack.

„Jesses, Schulmeister, was treibst du denn!“ fuhr der Brautvater auf, „Schaden hast gethan! Im Papier hast dich vergriffen! Der Heirats-

contract! Den uns der Notar heut' aufgesetzt hat! In den Heiratscontract hast du das Schweinerne gewickelt!"

„So!!" sagte der Bräutigam, noch verwundert that der Schelm. „In den Contract? Ah, das ist fatal! Zum Glück ist er noch nicht unterschrieben gewesen . . . . ."

Seine Zerstreutheit stammte von der Erzählung des alten Fabelhausen. — Die reiche böse Bäuerin, die dem guten Jakob sogar den Himmel verleidet! Und die arme verlassene Nähterin mit dem treuen Herzen und mit dem heißen Leide drin, das so groß, so unbeschreiblich groß ist, wie die Pein in der Hölle! Das stimmt auch bei anderen.

Der dicke Riedelgartner lud ein, sich um den Tisch wieder gemüthlich zu machen und die bevorstehende Hochzeitsfeierlichkeit des weiteren zu besprechen. Der Schullehrer jedoch setzte sich nicht mehr hin, sondern stellte sich in aller Artigkeit vor die Braut und ihre Mutter und sprach: „Schon wegen der Hochzeit, wie sie mir recht gewesen wäre, hat die Jungfer bitterlich geweint. Wie unglücklich müsst' sie erst sein in einer Ehe, wie sie mir recht wäre! Unglücklich machen will ich die Jungfer nicht. Ich für mein Theil will kein Bußjoch tragen, sei es von Birkenholz oder Menschenbein. Die Jungfer wird's wohl auch so meinen. Behüt' Gott!"

Und gieng noch am selbigen Tag zur armen Putzmacherin, die seine erste Liebe gewesen war und nun — allem Anscheine nach — auch seine letzte sein wird.

Die Schwestern.

Charakterskizze von **M. Stona**.

Thildchen ist immer tadellos gewesen. Was nicht außerhalb ihres Fassungsvermögens lag, das beherrschte sie mit der ihr eigenen Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit. Sie war groß in ihrer Art — aber die Art war klein.

Ihr eigentliches Feld blieb die Häuslichkeit. Sie erschien stets nett gekleidet, „wie aus dem Schachterl", allerdings aus einem sehr einfachen Schachterl. Geld gab es nicht viel. Der Gehalt des Vaters reichte gerade zu den Lebensmitteln aus und zur Kleidung für ihn und seine Söhne. Die Töchter halfen sich durch, wie es gieng.

Doch Thildchen wusste stets durch eine gestickte Schürze oder ein Bändchen den äußern Schauplatz lieblich zu verzieren. In ihren Sachen hielt sie eine musterhafte Ordnung. Sie betrachtete die kleine Welt, die sie kannte, nur von dem Standpunkt, ob sie „ordentlich" sei oder nicht.

An Spielen, die für ihre Schwester Marianne und mich die höchste Seligkeit bedeuteten, fand sie keine Freude. Sie schienen ihr nutzlos, daher wurde sie von uns mit einer gewissen Scheu betrachtet, obgleich sie bedeutend jünger war als wir; sie flößte uns Respect ein.

Marianne tanzte für ihr Leben gern. Als sie erwachsen war, führten ihre Eltern sie alljährlich zu einem „Kränzchen“. Während sie ihre Toilette herrichtete, die aus einem uralten Spitzengrundkleid bestand, das gewaschen und geglättet stets wie neu aussah, dachte sich Thildchen ihr Theil. Ernsthaft gieng sie den häuslichen Beschäftigungen nach, die sich von den Schultern der Mutter unversehens auf ihre eigenen gelegt hatten.

Als einer ihrer Brüder eine Verwalterstelle auf einem weltentlegenen Meierhof erhielt, war es Thildchen und keine andere, die er auserſah, ihm die Wirtschaft zu führen. Und Thildchen, kaum fünfzehn Jahre alt, nahm es auf sich wie alles, schweigsam und geduldig. Keine Hausfrau hat je gewissenhafter ihr eigenes Anwesen verwaltet, als Thildchen das Pfund, das der Bruder ihr anvertraute. Auf Meilen in der Runde schickte niemand so früh im Lenze junge Hühnchen auf den Markt wie sie, niemand so köstliches Gemüse. Sie verkaufte alles, was sich verkaufen ließ. Dafür schenkte ihr der Bruder außer seiner Liebe stets zu Weihnachten den Stoff zu einem Kleide, das sie sich natürlich selbst nähte.

Nach sechs Jahren führte der Verwalter eine junge Frau in das sorgfältig eingerichtete Heim, und Thilde kehrte zu ihren Eltern zurück. Ihre schönste Mädchenzeit hatte sie dem Bruder ohne Murren zum Opfer gebracht. Alle Welt bewunderte sie. Sie war der Liebling und der Stolz ihrer Familie.

Die beiden Schwestern wohnten nun zusammen. Marianne war ein seelengutes Geschöpf, aber lange nicht so correct wie die Schwester. Sie lachte gern, sie schwatzte gern, und von den vierundzwanzig Stunden des Tages benutzte sie nicht sechzehn zur Arbeit wie Thildchen, sondern vertrödelte mindestens zwei davon, indem sie bald aus dem Fenster sah, bald hierhin, bald dorthin gieng, bald träumerisch sich versann. Sie gönnte sich sogar den Luxus, sich zu verlieben .... Ein junger Fabriksbeamter hatte es ihr angethan, der oft mit ihr scherzte und lachte. Eines Tages erklärte er sich den Eltern und — bat um die Hand Thildchens.

Thildchen willigte ein. Warum hätte sie nein sagen sollen? Es ist ja schließlich die Bestimmung des Weibes, seine eigenen Hühnchen zu ziehen. Ob sie sich glücklich fühlte? Niemand wusste es. Ahnte doch nicht einmal einer, dass Marianne unglücklich war. Thildchen selbst hatte so sinnbefangen in ihrem kleinen Gedankenkreis gelebt, dass sie die Leidenschaft Mariannens gar nicht bemerkt hatte.

Es kamen traurige Zeiten. Der Bräutigam ward schwer krank und verlor seine Stellung. Dazu wurde er von einem Schwindler, der sein Vertrauen missbraucht hatte, um seine ganzen Ersparnisse betrogen. Es war eine thränenreiche Zeit — für Marianne. Über den Schmerz um Wilhelms Missgeschick und die Sorge um das Glück der Schwester vergaß sie das eigene Herzleid. Sie trat fortan in den Hintergrund, in den sie von ihrer Familie längst gestellt worden war. Die Liebe zur Schwester hatte die Liebe zum Manne besiegt.

Thildchen weinte nicht, als Schlag auf Schlag über ihren Verlobten hereinbrach. Sie trug es, und jeder pries ihre Standhaftigkeit. Der Lohn blieb nicht aus. Wilhelm genas, erhielt eine vortreffliche Anstellung und bestimmte den Hochzeitstag.

Nun traten seine liebenden Verwandten, die in den Zeiten der Bedrängnis sich ängstlich ferngehalten hatten, wieder in den Vordergrund. Es regnete Briefe von allen Seiten. Natürlich stand nur Wilhelm unter diesem Platzregen. Man ermahnte ihn, sich den „Schritt" nur ja recht gut zu überlegen, seine Braut sei doch ein ganz armes Mädchen, er könnte nun andere Ansprüche machen u. s. w.

Wilhelm aber führte statt jeder Antwort Thildchen zum Alter und niemand hatte darüber eine ehrlichere Freude als Marianne.

Die junge Braut sah in ihrem weißen Kaschmirkleide mit den Myrtenranken geschmückt so hold und lieblich aus wie ein Traumgesicht. Als am Abend nach der Trauung die kleine Hochzeitsgesellschaft in der guten Stube saß und eine Cousine neckend zu der bräutlichen jungen Frau sagte: „Aber Thildchen, Thildchen! Ich habe noch nie gesehen, dass du Wilhelm einen Kuss gegeben hättest!" da schmiegte Thilde ihr Köpfchen mit anmuthigem Reiz, wie verschämt an die Schulter der Fragerin und in dieser Bewegung lag das Höchste, das sie je an Zärtlichkeit verrieth. Marianne sah die Schwester überglücklich an. Dieser Tag war der schönste in ihrem Leben.

Wilhelm und Mathilde führten eine musterhafte Ehe. Marianne wusste sich nichts Lieberes auf der Welt, als das junge Paar besuchen zu dürfen. Ihr Leben würde sie hingegeben haben, wenn sie damit Thildchen noch einige Dornen aus dem Wege hätte räumen können, und ihr größter Schmerz blieb es, dass sie nicht Tante ward! Thildchen trug es. Sie lebte correct wie immer. Nur selten besuchte sie mit Wilhelm ihre Eltern; die weite Reise kostete zu viel Geld.

Wieder einmal war es Winter geworden. Die Influenza gieng durch das Land. Auch Mariannens Mutter wurde von ihr heimgesucht; sie war immer schwächlich gewesen, und nun schien es, als ob ihr Lebenslicht erlöschen wollte. Der Vater war schon lange bettlägerig, doch

das hatte Marianne der Schwester verschwiegen, um ihr die Dornen zu ersparen. Nun gieng sie verzweifelt von einem Krankenbett zum anderen. Noch schonte sie Thildchen. Als aber die Mutter ihre Sehnsucht aussprach, die entfernte Tochter noch einmal an ihr Herz zu schließen, da blieb Marianne nichts übrig, als der Schwester zu telegraphieren: „Komm, die Mutter ist krank und schwach.“ Mit dem nächsten Zuge reist sie ab, und morgen abends ist sie hier, sagte sie sich mit Schmerz und Freude.

Doch statt Thilde kam eine Depesche:

„Ist Mutter sehr schwach?“

„Es geht schlecht“, antwortete Marianne. „Ich bitte dich, komm.“

„Ist Gefahr vorhanden?“ fragte nun Wilhelm.

Jetzt riss dem Vater die Geduld. „Wir erwarten Mathilde morgen“, erwiderte er diesmal selbst.

Und Thilde kam.

Jubelnd schlossen alle sie ans Herz. Die Mutter besonders freute sich so sehr, das geliebte Kind wiederzusehen, dass sie beinahe zu sterben vergessen hätte. Doch bald erinnerte sie sich wieder daran und versank in den alten Zustand hilflosen Leidens.

Es war selbstverständlich, dass Marianne sie pflegte. Thildchen zog indessen ein paar rothe Strümpfe hervor, die sie für alle Fälle mitgebracht hatte, und begann sie anzustricken. Es war auch die Cousine gekommen, „zur Aushilfe“, wie sie es nannte. Selbstverständlich that sie gar nichts; sie saß zumeist bei Thildchen und erzählte ihr allerlei Geschichten aus ihrem Leben.

Eines Abends hörte ich, dass es der alten Frau sehr schlecht gehe und eilte in ihre Wohnung.

Im ersten Zimmer saß an dem viereckigen Esstisch beim Schein einer Petroleumlampe der Vater, theilnahmslos vor sich hinblickend, links von ihm Thildchen mit dem rothen Strickstrumpf (sie war bei der Ferse), neben ihr die zu Hilfe gekommene Cousine. Sie erzählte eben eine heitere Geschichte und lachte; Thildchens ruhige Züge verriethen keine Bewegung.

Die Jahre waren an ihr spurlos vorübergegangen. Sie zeigte dasselbe liebe Kindergesicht mit den runden schwarzen Augen, die strenge Stirn, das kleine Näschen. Und aus dem Schachterl wie immer! Ein nettes, einfaches Kleid, ein blaues Band um den Hals geschlungen.

Die beiden Frauen begrüßten mich; dann nahm Thildchen den unterbrochenen Strumpf wieder auf, die Cousine aber nicht die unterbrochene Geschichte.

„Es geht schlecht, sehr schlecht“, erwiderte Thilde auf meine Frage, ohne aufzublicken.

Im Nebenzimmer begann die Kranke zu husten. Es war ein heiserer, röchelnder Todeshusten, so schwach, als käme er aus einer Kinderbrust; so schmerzhaft, als zerrisse er eine Seele in tausend Wunden.

Man hörte Marianne sich um die Mutter bemühen. Der schreckliche Anfall wollte nicht enden. Immer schwächer, aber auch immer qualvoller klang der Husten herüber.

„So geht es den ganzen Tag“, sagte Thildchen und bewegte gleichmäßig die Nadeln.

Endlich ward es dort drinnen ruhig, da taumelte Marianne aus dem Dunkel heraus. Sie drückte mir die Hand und sank auf einen Stuhl.

Wie sah die aus! Wie verwahrlost war sie! Kein Band, keine Broche, dafür dicke, rothgeschwollene Augenlider. Sie sagte nichts. Sie presste nur die Hände vor das Gesicht, und durch die braunen Finger tropften die Thränen.

Wieder hustete die Mutter. Diesmal schlich die Cousine zu ihr. Marianne ließ die Hand sinken und horchte athemlos hinüber. Es war kein Anfall, nur ein leises, wimmerndes Stöhnen. Thildchen strickte. Vor ihr lag ein Couvert mit Wilhelms Schrift. Er hatte ihr geschrieben; er schrieb täglich. Es war seine Pflicht zu schreiben. Wer hatte je ein so musterhaftes Weibchen wie er?

Jetzt regte sich der Vater. Er unterbrach das Schweigen. „Jung sterben, jung sterben, das ist ein Glück!“ stöhnte er, „nur nicht das Siechthum des Alters erleben!“ Und sein weißer Kopf sank auf die gefalteten Hände, die auf der Tischplatte ruhten.

Einige bange, stille Minuten. Ich erhob mich, drückte Thildchen die Rechte, indes ihre Linke den Strumpf hielt, und verließ das Zimmer. Marianne begleitete mich. Wir sprachen kein Wort. Im Vorhaus, da sank sie gegen die weißgetünchte Wand, als müsse sie vergehen vor Schmerz. Arme Marianne! hätt' ich laut hinausschreien mögen, das kommt davon, wenn man ein Herz hat, ein blutendes, zuckendes Herz . . . Wärst du so musterhaft, so kalt wie die Schwester, du stricktest Strümpfe.

Um Mitternacht starb die Kranke. Marianne weilte an ihrem Bett; sie drückte in die welke Hand die Todtenkerze, die dem Sterbenden hinüberleuchtet auf dem dunklen Wege zur Ewigkeit; sie sah das letzte Grauen im Blick der Mutter, ehe er für immer vor der Welt sich schloss. Die Cousine stand an ihrer Seite. Als alles vorüber war, wollte sie in ein Schmerzensgeheul ausbrechen, das mehr der Angst vor dem eigenen Tode als dem Leid um das entschwundene Leben galt.

Marianne aber gebot ihr Schweigen. „Still!“ sagte sie, „dass nur Thildchen nicht aufwacht!“

So wurde Thildchens Schlaf nicht gestört. Marianne wachte, sorgte, weinte für sie.

Am nächsten Morgen theilte sie ihr schonend das Schreckliche mit. Und Thildchen trug es. Bei dem Begräbnis der Mutter benahm die junge Frau sich in so würdevoller Weise, dass alle Welt ihre Fassung bewunderte. Nur ich nicht. Ich kannte das Geheimnis dieser Seelengröße.

Ein halb' Dutzend Schelme.

Volksbild aus vergangener Zeit von **Hans Malser.**

Es dunkelte der Abend einer Dreikönigsnacht. Der Radmacher Malchus Kirschkern war in einer sehr gehobenen Stimmung, denn er wollte in dieser Nacht zu seinem Schatz gehen. Zu welchem? Denn er hatte zwei Schatze, oder Schätze oder Schätzer — wie sagt man denn? Der eine war die junge Maid im Kugelkumpfhof, der andere war schon begraben. Aber gerade zu diesem wollte der Malchus gehen und ihn ausgraben mit sammt dem eisernen Topf, in dem er ruhte. Wenn er diesen Schatz hebt, dann kann er den anderen heiraten. Vergraben ruht er im Schachen hinter der Flachsdörrkammer, unter dem alten Ahorn bei der Wolfsgrube, wo der Laubhaufen liegt. Schon im Herbste hatte der Malchus dürres Laub dort aufgehäuft, damit der Boden nicht zu arg sollte frieren können, denn heben kann man den Schatz nur mitten im Winter, in einer der drei Rauhnächte — am besten in der Dreikönigsnacht. In dieser Nacht ist der Teufel besoffen. In der Christnacht wäre er hungerig, in der Neujahrsnacht durstig, bis zur dritten Rauhnacht aber hat er schon so viele Seelen und Geister von Schatzgräbern und Hexern vertilgt, dass er satt und besoffen ist.

Vorbereitet ist der Malchus mit Rosenkränzen, Weihwasser und Amuletten, hat sich auch kräftige Wehrsprüchlein eingelernt und anderlei Vorsichtsmaßregeln getroffen, die ein Schatzgräber bedarf. Wenn er gegen Mitternacht in den Schachen hinaus geht, wird ihm die Mutter nachrufen oder die Maid im Kugelkumpfhof, oder eine andere bekannte Stimme — wahrscheinlich aber die Maid im Kugelkumpfhof. Er soll ja nicht etwa umschauen, sonst ist alles verspielt und der Teufel hat Macht über ihn. Es ist schon recht, dass der besoffen ist, aber schließlich — kann nicht auch ein besoffener Teufel unangenehm werden? — Nun, hoffentlich gelingt's, wollen es versuchen in Gottes — Halt! In Gottes Namen darf man nicht sagen. Es ist ja eigentlich blitzdumm, dass der Mensch

nicht einmal Gott anrufen soll bei so was Wichtigem. Aber es ist ihm gerathen worden, er soll's nicht thun. Gott könnte Unrecht verstehen und es für einen Frevel halten — Gott bewahre, ein Frevel, das ist es nicht. Es ist sein heiliger Ernst, dass er den alten großen Schatz, der seit dem Hunnenkrieg vergraben liegt unter dem Ahorn, heben will.

O du braver, tapferer Malchus Kirschkern du!

Genau am nämlichen Abende war es, dass in der Strohkammer beim Blahwind sechs Burschen beisammen hockten und eine Spitzbüberei aussannen. Der Rüppel, des Blahwind Sohn, war dem Malchus nicht ganz hold — wahrscheinlich der Maid im Kugelkumpfhofe wegen — und gegen den will er heut' was anstiften.

„Also, seid's dabei?" fragte er die Kameraden.

„Wohl!" sagte der Thoma.

„Wohl!" sagte der Tripfel.

„Wohl!" sagte der Hartel.

„Wohl!" sagte der Zingg.

„Ich will erst wissen, was es gibt?" sagte der Steff.

„Einen Mohrenspass gibt's", belehrte der Rüppel. „Soll man dir denn alles zweimal sagen, Steff?"

„Ich bin vorhin nit dagewest", antwortete der Steff.

„Er ist vorhin nit dagewest", bestätigten die anderen. „Der Salinen-Kaspar ist dagewest. Der thut aber nit mit."

„Soll er's bleiben lassen."

„Weil morgen sein Namenstag ist, sagt er."

„Soll er's bleiben lassen. Wir richten's auch ohne seiner."

„Was gibt's denn also eigentlich?"

„Den Radmacher wollen wir foppen", sagte der Rüppel zum Steff.

„Gut ist's, da bin ich dabei. Wenn wer gefoppt wird, da bin ich allemal dabei."

„Schau einmal, da haben wir die Kienrußbüchsen."

„Einen Schnurrbart anmalen?"

„Was lauter! 's handelt sich ja um kein Fensterlngehen. Das ganze Gesicht schwarz machen. Teufel machen. Weißt? Hörst? Verstehst? Der Radmacher Malcherl geht in der heutigen Nacht wieder einmal Schatzgraben. Bei dem Ahorn im Schachen hinter dem Flachsdörrofen, wo wir schon einmal den Hirsen-Ferd haben gefoppt. Hat mich angeredet, dass ich soll mitgehen. Na, du! sag ich, thät mich vor dem Teufel fürchten. Ich nit, sagt er, der Malcherl, aber beim Graben, dass ich wen brauchen thät. Hast du keine Kurasch, so bleib daheim. Ich nit, ich, dass ich mich vor dem Schwarzen fürcht'! sagt er, und wenn er siebenfach erscheint, sagt er. Was der für ein großes Maul hat! — Jetzt, verstehst, Steff, den Malcherl, den foppen wir! Soll jeder seine Joppe verkehrt anlegen, das

Gesicht schwarz machen, den Kopf mit einem Tuch einbinden, so dass die Zipfe lange Ohren machen. So in den Schachen, wenn's eilf schlagt. Wenn er nachher kommt und zu graben anhebt beim Ahorn, fahren wir brüllend drein und jagen ihn aus den Hosen. — So ist's und so wird's sein."

„Es gilt, Rüppel!" sagt der Steff. „Das wird ein Mohrenspass werden!"

„Freilich wird's einer."

Der Tripfel hatte aber Bedenken, ob das wohl auch dem Herrn Teufel recht sein werde? Ob er nit beleidigt ist, ihm so ins Handwerk zu pfuschen? „Weißt", sagt er, „so ein dummer Teufel versteht keinen Spass!"

„Ei was", meint der Thoma, „in der Dreikönigsnacht, sagt man, ist er besoffen, da liegt er in seinem Rauchkobel."

„So hab' ich's auch gehört, immer einmal", sagt der Hartel.

„Für alle Fälle schreib' ich mir auf die Stiefelsohlen ein Trudenkreuz, dass er mir nit nachkann", sagt der Zingg.

„Das kannst eh thun. Das können wir all' thun."

„Ich trag' mir auch einen Spaten mit", gestand der Thoma. „Wenn ich schon einmal dabei bin, bei so was, da will ich auch was davon haben. Ich grab'."

„Wir helfen dir und theilen nachher", sagte der Rüppel.

„Lari fari!" stieß der Steff hervor.

Sie schauten ihn an: „Was, lari fari?"

„Wegen des vergrabenen Schatzes steig' ich nit aus dem Bett. Das ist lari fari. Aber Leut' foppen, da bin ich dabei."

„Gut ist's, und Schlag eilf beim Hausthor."

„Beim Hausthor, Schlag eilf!"

„In der umgekehrten Joppen, mit dem geschwärzten Gesicht und den Tuchohrwascheln am Kopf!"

„Haben's gehört."

„Ich trag' auch meinen Spaten mit", sagte der Zingg.

„Und ich schreib' mir auch ein Trudenkreuz auf den Stiefel," sagte der Thoma.

Dann giengen sie auseinander, jeder in sein Haus zum Nachtmahl.

Das Nachtmahl zu Heiligendreikönig ist nicht gering in Scheibendorf bei den Bauern. 's ist ja die letzte Weihnachtszeit-Festnacht. Da muss man zur Ehre Gottes noch einmal dreinhauen mit Löffel und Gabel. Sogar Wein ist vorhanden, obschon der alte Wolf im Steinhupfhofe warnt: „Wenn der Hölldeuxel in der Dreikönigsnacht sich einen Rausch antrinkt, so sollten es die Leut sein lassen. Sonst thät' man sie nit auseinand kennen." — Sein Knecht, der Hartel, sah das nicht ein. Wenn er heut' Nacht überhaupt schon Teufel spielen soll, so kann er ihm's doch auch mit einem Rausch nachmachen.

Der Tripfel hatte mit dem Thoma noch eine Berathung, eine Art Gewissenserforschung.

„Du, Thoma! Sag' mir einmal aufrichtig, glaubst du an den Teufel?"

„Du, Tripfel! Es ist im vorigen Sommer einmal ein Zigeuner dagewest, der hat gesagt, Teufel thät's gar keinen geben, hat er gesagt, der Zigeuner."

„Du, Thoma! Das hab' ich auch schon gehört sagen. Wenn's einen thät' geben, hätt' ich nit die Kurasch, heut' Nacht."

„Du, Tripfel! Weil's der Zigeuner gesagt hat, das beweist mir nichts. Ich bleib' bei meinem alten Glauben."

„Du, Thoma! So gibt's einen?"

„Du, Tripfel! Kannst dich verlassen drauf. Aber umlauft er nit! Im Schachen lauft er nit um. Der Teufel, der ist in der Höll' unten. Dort ist er mit feurigen Ketten an die glühende Felswand angeschmiedet, und desweg' thut jeder Schmied den letzten Hammerschlag allemal auf den leeren Amboß machen, der ist der Teufelskette vermeint, und dass sie nit reißt. Gewiss auch noch!"

„Du, Thoma! Wenn er in der Höll' so fest angeschmiedet ist, nachher wag' ich's, heut' Nacht, dass wir den Radmacher foppen. Soll man sich auch einen Schwanz anbinden?"

„Vom Schwanz hat er nichts gesagt, der Rüppel."

„Ich wüsst' einen schönen Ochsenschwanz zu kriegen, beim Metzger."

„'s kunnt den anderen nit recht sein, wenn gerade du der schönste Teufel wolltest sein."

„Ist recht. Aber das Trudenkreuz mach' ich."

„Und ich trag' den Spaten mit."

„Und den Weihbrunn nimmt man auch!"

„Und ein Räuschel trink' ich mir auch."

Nach dieser klugen Beredung thaten sie das Ihre.

Die hölzerne Glocke auf dem Thurme zu Scheibendorf klapperte eilfmal. Die Geisterstunde der geheimnisvollen Rauhnacht hatte begonnen, und am Gauthor hinter dem Dorfe standen sechs schreckliche Gestalten. Es war eine bewölkte Mondnacht, aber so viel sah man, dass an den Gestalten die Lappen schlaff herabhiengen, dass sie schwarze Gesichter und Köpfe mit langen Ohren hatten. Einer fürchtete sich anfangs vor dem anderen, aber an den Stimmen und an den leisen Anrufungen erkannten sie sich bald. Sie standen nahe zusammen und spannen Schabernack und Ränke gegen den Schatzgräber Malchus, dessen umfassende Vorbereitungen sie ausgespäht hatten. Dann schlichen sie selbander davon über das beschneite Stoppelfeld und über die Bachbrücke. Weil dort ein Wegkreuz stand, so huben einige ihre Daumen zum Gesicht, um sich zu bekreuzigen. — Hau! dachte der Tripfel, ein Teufel wird doch kein Kreuz machen! — Und

wenn ich keins mach', so kann mir was passieren! dachte er weiter. Und wenn ich eins mach', so ist's ein Frevel und es kann mir erst recht was geschehen. Damit schloss er den Gedankengang. — Sie giengen quer in die Heide hinein, auf welcher in blassem Schnee allerhand schwarze Wesen kauerten. Katzen, Hunde, Drachen mit unterschiedlichen Köpfen. Es waren aber nur Strauchschöpfe und kleine Fichten. Weiterhin auf der Länd stand ein schwarzes großes Ungethüm. Das abscheulichste Höllenbeest hätte es können sein, wenn es nicht die Haardörrstube gewesen wäre. Hinten sah man schon die finsteren Zacken der Schachenwipfel in den Himmel aufstehen. Plötzlich stand einer still, hielt den anderen am Arme fest und flüsterte: „Hast nichts gehört? Hast es nit gehört? Als wie wenn ein großer Vogel geflogen wär; so hat's gerauscht in der Luft!" — Sie horchten, hörten aber nichts. Doch — ein klagendes Ächzen hörten sie vom Baume her. — „Das ist ein Baumast", tröstete der Rüppel.

„Aber es geht ja gar kein Wind."

„Er muss doch gehen auf der Höhe, weil so was summt."

„Ich thu' gar nichts hören, als wie eine Schovidel (Nachteule)."

„Und ich will am Faschingtag fasten, wenn ich was anders hör', als mein Herzklopfen."

„Dass es gar so schauderhaft still sein kann! Buben, singen wir einen Jodler!"

„Dass dich! Jetzt singen! Wo dort über die Heide ein schwarzer Wutzel daher geht. Uff!"

„Er regt sich doch nit. 's ist ja nur wieder so ein Strauch. Singen wir eins!"

Der Thoma und der Zingg wollten anheben, brachten aber vor Angst keinen Ton hervor.

„Du!" flüsterte der Hartel zum Rüppel und stieß ihn mit dem Ellbogen ein wenig in die Seite. „Du, Rüppel! Wie viele sind unser denn?"

Da zählte der andere flüsternd: „Ich, du, der Thoma, der Tripfel, der Zingg und der Steff. — Sechse sind unser."

„Sieben sind unser!" hauchte der Hartel.

„Na, du, sei so gut!"

„Aufrichtig Gott wahr, sieben sind unser."

„Schwatz' nit. Dieweilen wir uns doch nur sechse zusammengeredt haben."

„Nutzt nichts. Sieben sind unser! Schau doch und zähl' selber!"

Sie hoben unauffällig den Finger und zählten. Es waren ihrer sieben, und nicht um einen weniger. Jeder mit schwarzem Gesicht und langen Ohren.

„Was ist das?" stöhnte der Rüppel. Er konnte vor Grauen nicht einmal erbleichen, weil er geschwärzt war. Sie theilten es dem neben

schleichenden Steff mit, der zählte auch. Sieben waren ihrer — und der eine, der siebente, der Fremde, man unterschied ihn an seinem hinkenden Gang, der hielt sich ein wenig abseits am Wacholderbusch; es war, als ob er aus demselben hervorgekommen wäre.

„Der Malchus wird's sein", flüsterte der Thoma.

„Nit denkbar. Der geht heut' seinen eigenen Weg. Stimmt auch in der Figur nit. Bei weitem nit. Ein ganz anderer ist's, mein du!"

„Buben, mir wird übel!"

„Und wie er die Ohrwaschel thut bledern! Das sind keine tuchenen. Das sind Ohrwaschel aus Fledermausflügeln!"

„Gehen wir geschwinder! Mich scheikts (schauerts)! Das Sprichwort, kennst es, das Sprichwort — dass man — dass man ihn nit soll an die Wand malen."

„Und dass er gar so hinken thut!"

„Weil er einen Pferdfuß hat."

„Wenn ich nur das nit gethan hätt'! Dass ich heut' mitgegangen bin!" wimmerte der Zingg.

Dieweilen sie rasch vorwärts geeilt waren, so dass der geheimnisvolle Unbekannte etwas zurückblieb, raffte der Rüppel die Kameraden zusammen und zischelte: „Wisst's was, Buben, derschlagen wir ihn!"

„Prrrr! Die müssten aus festerem Holz sein, als wir armen Sünder! Den Teufel erschlagen!"

„Haben wir eine andere Wahl? Umsonst geht er uns nit nach. Wenn nit wir ihn, so er uns."

„Ich wollt's wagen. Ich bin gestellt. Auf jedem Ellbogen hab' ich ein Trudenkreuz. Hinten auf dem Buckel hab' ich auch eins. Was kann mir geschehen? Nachher sechs gegen einen! Eine helle Schand', meiner Seel'!"

„Gehen wir ihn an?"

„Gehen wir ihn an. Aber nit so gach. Ich muss erst meinen Zorn verrauchen lassen. In der Hitz' trifft man nix."

„Und 's wird doch ein gutes Werk sein, den Teufel erschlagen. Vielleicht haben wir die Gnad'. Hörts, Buben, ist denn keiner von euch ein Sonntagskind?"

„Hier!" rief der Zingg und rief es so laut, dass er sich rasch den Mund zuhielt und alle nach rückwärts schauten, ob jener es gehört. Der schreckliche Siebente schlich lauernd zwischen den Büschen heran und that, als wollte er plötzlich auf einen oder den anderen losfahren, um ihn zu zerreißen. Aus seinen Glurren gieng es wie ein katzenhaftes Gefunkel.

„Ich bin an einem Neumondsonntag auf die Welt gekommen", flüsterte der Zingg. „Aber die Sonntagskinder sind friedsame Leut, die sollen nit herschlagen, hab' ich oft gehört."

„Und deswegʼ haben sie die Gnadʼ, den Teufel umzukriegen.“

„Na also, voran Kameraden!“ flüsterte der Zingg. „Wenn ihr nichts ausrichtet, nachher machʼ ich ihm den Garaus!“

„Mensch, du bist es! Du bist stärker wie zehn Riesen!“ sagte der Thoma. „Mein Lebtag habʼ ich gehört, ein Neumondsonntagskind kann den Teufel erschlagen. Da, da hast meinen Krampen.“

„Habʼ selber einen,“ gab der Zingg fast muthig entgegen. „In Gottesnamen. Aber ihr müsst mir helfen.“

„Alle miteinander. Heiliger Georg, stehʼ uns bei! Er kommt schon, er lauft schon an. Wartʼ, Luder, verdammtes! Du hast es lang genug getrieben mit deinen Teufeleien. Gott Sabaoth! Herrgott Sabaoth! Da hast eins!“

Einen gellenden Schrei hat er ausgestoßen, der Siebente, als sie auf ihn hinstürzten und mit Spaten und Krampen loshieben auf sein Haupt, dass er sofort zusammenbrach.

Für einen Teufel machte erʼs auffallend kurz. Ein paarmal zuckte er noch mit seinen Pfoten, dann röchelte er, dann thaten sie noch einige Hiebe drauf, dann lag er ruhig da und war todt.

Und als die dunkle Creatur also dalag, im Mondendämmer so grauenhaft anzuschauen, dass es den sechs Burschen eiskalt über den Rücken gieng, da murmelte der Hartel: „Hättʼ mirʼs nicht gedacht, dass das so leicht solltʼ gehen.“

„Traut ihm nit!“ warnte der Thoma. „Wie oft ist der böse Feind schon erschlagen worden und ist doch allemal wieder dagewest. Ich wolltʼ, wir hätten ihn schon neun Klafter tief in der Erden!“

Ein großer Übermuth hatte die Burschen plötzlich erfasst. Wenn er nur heute todt bleibt, dass sie unbehelligt vielleicht den Schatz heben mögen.

„Vorerst heißtʼs mit ihm abfahren, zu einem Steinhaufen. Steine darüber, dass er nimmer mag aufstehen.“

„Die schönen Stiefel, die er an hat“, sagte der Zingg. „Um die Stiefel thutʼs mir völlig leid, dass sie mit eingescharrt werden sollen.“

„Ziehʼ ihm sie aus!“ rieth der Hartel.

„Und das thuʼ ich auch. Hat keiner ein Weihwasser bei sich? Zur Vorsicht, ehʼ ich ihn angreifʼ.“

Als er dann angriff, stellte sich eine völlige Gefahrlosigkeit heraus. Ohne Umstände ließ sich der Stiefel vom rechten Beine ziehen. Als er den bestrumpften Fuß vor sich sah, fragte er: „An welchem Bein hat denn der Teufel den Pferdefuß, von dem alleweil die Redʼ ist?“

„Immer am linken“, antwortete der Rüppel.

Der Zingg zog auch vom linken Bein den Stiefel. — Merkwürdig das! Es war wieder ein gewöhnlicher bestrumpfter Menschenfuß.

„Mich däucht, der Teufel foppt uns“, sagte der Hartel. „Weil wir ihn haben nachmachen wollen, so macht er jetzt uns nach. Er glaubt, wenn er sich auf einen Menschen hinausspielt, so werden wir ihm weiter nichts anthun. Oho! Diesmal wirst uns nit zu gescheit, dummer Herr Teufel!“

Plötzlich machte der Zingg einen Sprung, lief hinter die anderen und stotterte: „Saggra! Jetzt hat's mich aber geschreckt! — Ich bitt' euch, schauts nach! Beim Kopf schauts nach! Ich bitt' euch!“

„Aha! Die Hörner! Hast sie schon gesehen?“

„Ein Kopftüchel hat er um, wie unsereiner. Ein Kopftüchel! Leut', mir steigen die Grausbirn auf, wir haben was angestellt!“ — —

So ähnlich werden sie unter sich geredet haben, wörtlich weiß man's allerdings nicht; wird wohl in alter Form gewesen sein, denn die Geschichte ist schon lange her.

Nun, wie der todte Teufel dermaßen dagelegen, haben sie es gesehen. Die langen Ohren waren nicht echt, sie wären Tüchelzipfe. Die schwarze Gesichtsfarbe war falsch, sie war aus Kienruß. Der ganze Teufel war falsch, denn es war — der Salinen-Kaspar! Echt war nur das eine, der eingeschlagene Schädel und die Blutlache, in der er lag.

Jetzt haben sie angefangen zu wimmern, die Schelme, alle sechs. Jetzt haben sie auch vergessen, dass sie ausgegangen waren, um den Malchus zu foppen. Einer hat's auf den anderen schieben wollen, dess haben sie gestritten, bis der Nachtwächter Wind bekam; damit war alles verfahren. Mit brennendem Schnee rieben sie sich den Kienruß vom Gesicht, aber die Hauptsache war nicht mehr auszulöschen. — Am nächsten Tage, als sie vor dem Gericht standen, haben sie es so erzählt, wie es hier mitgetheilt worden ist.

Denn es lag eine andere Annahme nahe. Die sechse sollten den Mummenschanz unternommen haben, um Fensterln zu gehen und den Nebenbuhler Kaspar todtzuschlagen. Vom Salinen-Kaspar wusste man wohl, dass er von dem bevorstehenden Schabernack, den sie dem Malchus Kirschkern anthun wollten, gehört hatte. Er hat aber nicht mitthun und auch nicht daheim bleiben wollen; weil er ein Schalk war, so hat er den Spass auf eigene Faust betreiben wollen, was hernach den verhängnisvollen Irrthum veranlasst hat. Das Gericht entschied sich für das Mildere. Man hatte keinen Mord, man hatte einen Todtschlag. Einen Todtschlag aus Dummheit; vielleicht waren die sonst so braven Söhne ansehnlicher Bauern dazu verhext worden, dass sie aus Verblendung den Salinen-Kaspar erschlagen mussten.

Das Gericht hat sonach den Fall und die armen Sünder an die Verwandtschaft des Erschlagenen abgetreten, wie es in gewissen Fällen Brauch und Sitte gewesen zu jener Zeit.

Der Salinen-Kaspar war der einzige Sohn armer, betagter Eltern, ein braver Arbeiter und ein frischer, heiterer Mensch gewesen. — Also, was kostet der Mann? — Während das halb' Dutzend Schelme im Kotter beisammen hockte, unter Kopfhängerei und Galgenhumor allerlei Vermuthungen anstellte, ob es ein Hängen oder ein Köpfen oder ein Viertheilen geben werde, saß der Rath der Verwandten des Getödteten in einer großen, dunklen Kammer „bei Christus und den Lichtern", und berieth, wie theuer man den Kaspar verkaufen wollte. Begraben war er schon, aber bezahlt war er noch nicht. Alt und jung war beisammen, jeder und jede hatte ein blasses, finsteres Gesicht, nur der Metzger hatte ein rothes. Dess waren sie einig, richten wollten sie nach Gerechtigkeit, nicht als Verwandte des Erschlagenen, sondern als wahre Richter, als die sich der Schuster und der Metzger und der Fischmeister und die Korbflechterin hoch und groß empfanden. Der alte Vater des Kaspar hatte noch ein heißes Herz und verlangte, dass alle sechse hängen sollten. Die alte Mutter hingegen war voller Demuth, sie wollte die arme Seele ihres so plötzlich aus dem Leben geschiedenen Sohnes damit aus dem Fegefeuer erlösen, dass sie seinen Mördern verzieh.

„Ein Narr bist!" schrie ihr der Alte zu. „Verzeiht denn unser Herrgott? Hat er nit das Fegefeuer und die ewige Höllenpein zur Straf' für die Sünder?"

„So wollen wir die Strafe dem Herrgott überlassen."

„Wo der Herrgott nit verzeiht, sollen wir Menschen verzeihen?"

„Just deswegen, weil wir selber sündhafte Menschen sind."

Der Pfarrer war auch zugegen und wunderte sich darüber, dass zwischen den alten Eheleuten die Sache in eine Art Kirchenstreit ausarten wollte. Auf vieles Hin- und Herreden kamen sie endlich dahin überein, dass der Vater von den Todtschlägern die Altersversorgung verlangte, die sonst der Kaspar an Vater und Mutter zu schlichten gehabt hätte, und dass die Mutter begehrte, die sechs Burschen sollten recht viele gute Werke verrichten zum Heil und Trost der armen Seele. — Nach langer Berathung und völliger Vereinbarung mit dem Verwandtenkreise hat denn der Amtmann ein Schriftstück auf das Papier gebracht, das seit jener Zeit erhalten geblieben und vor kurzem erst in einem alten Schranke zu Scheibendorf aufgefunden worden ist. Dieses Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

Verzeichnus des Sühnvertrags oder Vergleichung zwischen den Todtschlagern Ruppertus Höpfler, Thomas Panggerl, Trypoldus Sandinger, Erhard Marcher, Zinkratz Powaldi, Stephan Möller zur ain Seiten vnd der Freundschaft von dem Getödten Kaspar Pernstainer zur anern Seiten.

Zum Ersten wird bekhent, das die Tat durch gots zulassung in ain Bösen irrtumb für gangen ist. Also das vnser got Genade, wi mir

Verzeichen. Dahero Begert der belaidigt Tail von den Tätern am Ort, da die Tat beschehen ist, ain kreutz mit Unsers Herrn auch Frawen vnd sant Johans Bildnuß vnd oben am kreutz ain Eißern Kreuzl zu Ainem warzaichen der Tat zu setzen. Weiter sulden die Täter ain Tag für nemen zu pessern vnd piessen, an den Ort, da die Endtleibt person ligt. Vnd die Täter sullen ausgen an ain Annern Ort vnd sulden pej ihnen haben vier Ersam männer, und die Täter sulden haben ain lainas Tuech vmb das gesäß vnd sonst an dem gantzen leib sullden sie nakhed vnd ploß geen, vnd die vier Männer sulden parfueß parhaubt vnd vngegürt seyn, vnd wan die Täter die Freundschaft des Getödten sechen, sulden sie mit den vier Mänern nider knien, bis suliche ihnen Erlaubt, Aufzusteen vnd hinzuzügen. Vnd zu des todten Vatter vnd Muetter sulden sie hin knien vnd Sprechen: Mein lieb Vatter vnd Muetter, mir bitten euch durch gots, seiner heiling Martter vnd durch der Junkhfrau Maria willen, durch all gots heilling willen, was mir an Eurm sun begangen habn umb Verzeichung. Weiter begert der belaidigt Tail, daß die Täter alljärlich am selben Tag sulden halten lassen ain gotsdienst, ain sel Ambt hoch Ambt, drej gesprochne Meßen, ain Vigilj, dapej sulden die Täter khnien, wie Vorbemeld mit dem vmbegirten Tuech. Nach dem Vigilj sulden die Täter mit den vier Männern auf das grab geen vnd sich nider legen kreutz weiß so lang piß der priester das placebe gesprochen hat, vnd die vier Mäner sulden neben ihrer khnien. Vnd sulden die Täter dapej tragen ain Prinnend wags kherzen vngefähr pej ainem pfundt vnd die 4 maner aine mit ainem fierdung. Weiter begert der belaidigt Tail ain kirchfart. Nemblich gen sand Jacob, gen Rom vnd gen Zell, doch Bekhent der belaidigt Tail das bey den Tätern das Vermögen nit da sey. Wiewol es pillich wär so wellen sy ihnen doch nit weiter Aufladen, als zu Mitterfasten gen sand Jacob zu geen, der gestalt, das sy vom Herrn pfarrer zu sand Jacob ain schreiben herwiderumb bringen, das sy dieselb khirchfart ausgericht haben. Nachdem die Annern khirchfarten vill Zerrung bedürffen, so sulden die Täter zu dem armen Hauß in Scheibendorff 5 Gulden pießen. Weiter begert die gantz Freundschafft, dieweil die Alten eltern ir Erleiblichs khind von Jugend auf in armuet vnd mit harter arbeit erzogen vnd nun Trost davon gehabt häten, vn Zweiffl Ir leiblichs khind sie alß zwaj alt leut ir leben langkh hät erhalten, darumb sy die Täter gepracht haben, sulden die Täter für Vatter vnd Muetter mit ainer Suma gelts benontlich 60 Gulden im jar aufkhomen.

Zu Scheibentorff, tag heilling Paul Einsiedlertag, anno 1603."

Also war es beschlossen worden von der Freundschaft des Erschlagenen in der dunklen Kammer „bei Christus und den Lichtern".

Als nachher die sechs armen Sünder aus ihrem Kotter hervorgethan wurden, waren sie nicht wenig überrascht, so leichten Kaufes

davon gekommen zu sein. Nur das Eine wollte ihnen nicht gefallen, dass alljährlich am selben Tage die „Täter sulden nahked, nur ain lainers Tuech umb das Gesäß, zu sein grab geen vnd si nider legen kreutzweiß". Denn derselbe Tag, der Jahrestag der That, war mitten im Winter. „Wird auch noch auszuhalten sein", meinte der Rüppel, „leichter wie's Gehenktwerden auf jeden Fall".

Wenn nicht alle Zeichen trügen, erkundigt sich die schöne Leserin zum Schlusse noch nach dem Malchus Kirschkern, und ob der Radmacher seinen Schatz gefunden hat. — Den unter dem Ahorn kaum, den hinter dem Fensterchen des Kugelkumpfhofes sicherlich. So ist's anzunehmen, Genaues weiß man nicht. Jedenfalls war es dem Malchus zur großen Erbauung, alljährlich am heiligen Dreikönigstage beim Gottesdienst und auf dem Kirchhofe die spärlich bekleideten sechs Schelme zu sehen, die einst ausgezogen waren, um ihn zu „foppen".

Das alte Haus.

Ein Stadtbild von **Ludwig Kurowski.**

Frau Fritsch war bei der alten Hausfrau zu Besuch. Es war im Sommer, ein schöner warmer Tag. Die beiden Frauen saßen am offenen Fenster und blickten im Gespräch von Zeit zu Zeit in den Hof hinab, wo ein stattlicher Lindenbaum stand. Sehr ruhig war es im Hause, nur die scharfe Stimme der Frau Fritsch klang ungewöhnlich laut über den ganzen Hof; sie musste aber auch beinahe schreien, um sich der schwerhörigen Hausfrau verständlich zu machen. . . .

„Wie sagen die Leut'? Wissen S', ich hör' schon nimmer gut", sagte soeben die Hausfrau. „G'schehn soll was mit dem Haus?"

„Ja, weil's zu weit vorspringt —"

„Ja, ja, da haben Sie ganz recht, Frau von Fritsch, keine Ordnung mehr auf der Welt. Zu meiner Zeit, schaun S' —"

„Ich hab' gesagt, die Gemeinde verlangt, das Haus soll demoliert werden, und —"

„Ah ha! Hm!"

„Sie brauchen einen Theil vom Grund, dass die Straßen breiter wird."

„Dass die Straßen breiter wird? So, so?"

„Die andern Häuser sind schon alle umgebaut, ist schon alles zurückgerückt —"

„Ja, ja, verrückt, nicht mehr ganz richtig im Hirnkastel bei die Herrn. Ja, ja, mit alle die Neuerungen. Wenn ich das schon seh', na!

Versich're Sie, alles nur Pflanz! Nur großmächtig hinaus, ja, ja, schon recht, aber wenn was dahinter wär'. Ach schad' um die Müh', die Sie sich geben, erst nachzuschau'n. Die jungen Maderln — Schand und Spott! — aufgedonnert jetzt, als wie so eine Fürstin Bambstig! Ich sag' Ihnen, wie ich jung war, nicht einmal eine Schauspielerin, nicht einmal vom Ballet eine hat sich solche, man muss schon sagen, Frechheiten herausgenommen. Wo hat man da eine anständige Frau im bloßen Kleid auf der Straßen gesehen. Das wär' ja die größte Schand' gewesen. Hat doch jede ein Tuch oder sonst was umgehabt, aber so bloß herumgeh'n? Hören S' mir auf. Ja die Moral! Sport, Sport! Heutzutag' hören S' ja die Leut' bald von nichts andern reden, als von Sport. Zu meiner Zeit ist jede schön z'Haus g'sessen, hat auf ihre Kinder obacht gegeben und die Wirtschaft geführt; da hat aber auch alles geblitzt und geblankt, dass einem das Herz im Leib gelacht hat. Jetzt — ja jetzt, haha! ist eine die verrücktere Gredl, wie die and're. Jetzt, was? Auf die Velocipeds sitzen s' schon oben, Pumphosen haben s' Ihnen an, ja, ob die sich nicht genieren! Ja, nur zu! Wenn's so weitergeht, wird die Welt bald auf'm Kopf stehn. Gott sei Lob und Dank! ich werd' das nicht mehr erleben, ich bin eine alte Frau, aber passen S' nur auf, es wird noch so weit kommen, dass der Mann wird z'Haus kochen müssen, ja, und die kleinen Kinder hutschen und trocken legen, und die Frau, die wird nur blasen und ins Amt gehn, mit'm Cigarl im Maul! Da haben Sie s' ja schon sitzen auf der Post. Na meinetwegen! Ich werd's nicht ändern mehr. Sollen s' schon tentieren, was s' wollen. Gott ja! Wem nicht zu rathen ist, ist nicht zu helfen. Aber mich, mich sollen s' in Ruh' lassen. Ich will einmal von dem ganzen Zeug nichts hören. Wär' schon gar schön, sollt' man nicht einmal in seinem Haus mehr sicher sein! Was wollen s' denn eigentlich, die G'schaftelhuber und die Ganzgescheiten? Ich soll vielleicht auf meine alten Tag' ausziehn? Was, aus dem Haus, aus meinem Haus? Ah! Das gibt's nicht! Das Haus g'hört mein, und hier hab' ich anzuschaffen! Baufällig ist es nicht, ich lass' es ja jedes Jahr untersuchen. —"

„Ja, aber mein Mann sagt, das ist ganz alleseins. Da werden S' erst nicht lang g'fragt werden. Man wird Sie halt einfach, ich glaub', es heißt expropriieren."

„Wie? Ex —"

„Ex — pro — pri — ieren!"

„Ja, was ist denn das wieder für eine neue Erfindung?"

„Ich sag' Ihnen ja, Hausfrau, wenn s' das Grundstück, auf dem das Haus da steht, brauchen, verstehn S', um, sagen wir, die Straßen breiter zu machen, so werden Sie gezwungen, den Grund herzugeben, ob S' jetzt wollen oder nicht, ja gezwungen. Natürlich kriegen S' das heraus,

was er wert ist, wird abgeschätzt. Aber hergeben müssen S' ihn, wann die einmal wollen und drauf besteh'n, das ist Gesetz, hat mein Mann gesagt."

„Ja, wissen S', liebe Frau von Fritsch, da bleibt einem meiner Seel' der Verstand steh'n. Warten S' ein bissel, dass ich zu mir komm'. — Ja aber, sagen S' mir, g'rad' so gut könnten s' ja auch verlangen, es müssen alle schwarze Kittel tragen, und wer einen andern anhat — her damit, kriegst deine Abfertigung dafür und jetzt marsch! Kauf' dir einen schwarzen."

„Ach, entschuldigen Sie, das ist ganz was and'res. Aber hier bei so einer Grundeinlösung, da handelt es sich, verstehn S', um das allgemeine Interesse, um das öffentliche Wohl. Fragen S' nur meinen Mann, der weiß das alles."

„Wie sagen Sie?"

„Ich sag', es handelt sich — um das öffentliche Wohl!"

„So, so, öffentliche Wohl. No ja, ja. Aber — da kommt vielleicht die alte Linden hier im Hof auch weg?"

„Höchst wahrscheinlich."

„Was höchst wahrscheinlich? Erlauben Sie, mir ist das gar nicht höchst wahrscheinlich! Haben Sie eine Ahnung, wie alt die ist? Sie müssen wissen, die hat mein Großvater gepflanzt, wie er Bräutigam war, ja. Die hat ihr hundertstes Jahr vorbei. Solang' ich zurückdenk', hab' ich sie vor Augen. Als kleines Kind — no, da war s' schon ein hübscher Baum — hab' ich da unten gespielt. Mit meinem Mann bin ich immer unten auf dem Bankl dort g'sessen, und uns're Kinder sind groß geworden, und allen ist der Baum ein Heiligthum gewesen. Ich kann das nicht anders sagen, ein Heiligthum! Ich, ich hätt' ja nicht einen Tag leben können, wenn ich ihn nicht vor die Fenster g'habt hätt'. Und so einen Baum, den wollen s' nur so wegputzen? Als wenn der schon gar nichts wär', als wie ein elendiges Unkraut? Nein, nein, da irren Sie sich, meine liebe Frau von Fritsch. Solang' ich leb', hat der Baum dazustehn! So ein Prachtkerl, wachst uns ja bald übers Dach hinaus. Der Schatten im Sommer, das schöne Grün vor die Fenster und der Duft, der Duft, wenn er zu blüh'n anfangt! Spüren S' ihn schon? Fangt schon langsam an. Und den so mir nichts dir nichts umhau'n? I warum nicht gar! Ja, was sageten denn meine Parteien dazu? Ihnen wär's doch auch nicht recht, Frau von Fritsch, na und dann der Oberpostverwalter, wohnt doch schon auch über dreißig Jahr' in meinem Haus, und der Professor, der kann sich's immer nicht genug loben, wie schön und still und gemüthlich er's bei mir hat, und der Handschuhmacher und das Parapluigeschäft, lauter so ruhige anständige Leut', die möchten sich schön bedanken, wenn der Baum wegmüsst'. Aber gar keine Red'! Das lass' ich nicht zu — unter keiner Bedingung!"

„Ich begreif' Sie ja sehr gut, Hausfrau, dass S' an dem allen hängen, aber —"

„Dreiundsiebzig Jahr' bin ich in dem Haus alt geworden, und zu guterletzt möchten s' mich' nauswerfen? Aus meinem Eigenthum? Und den Baum, der meine ganze Freud' ist — soll mein Mann aus dem Grab aufsteh'n und sagen, was für glückliche Stunden wir hier verlebt haben; fragen S' meine Kinder, ob s' damit einverstanden sein werden — gehn S', fragen Sie s', was die Ihnen zur Antwort geben werden! Mein Leben hängt an dem Baum, und wenn ihm heut' was geschieht, so leb' ich keine Stund' mehr! Ja, das kann ich auch ruhig den Herrn ins Gesicht sagen. Wird man ja seh'n, ob sie's dann verantworten können, einen alten Menschen zu ruinieren. Ich sag' Ihnen, wer ein Herz im Leib hat, lasst mir den Baum steh'n, wo er steht. Ich werd's ja so nimmer lang machen. Was weiß ich, was dann geschieht, wenn ich einmal nicht mehr bin. Aber so viel kann ich Ihnen verrathen, Frau von Fritsch, der Baum ist testamentarisch!"

„Aber es hat doch schon lang' geheißen, es wird gebaut werden —"

„Und ist was draus geworden? Nichts. Da haben Sie's. Deswegen glaub' ich jetzt auch nicht die ganze Geschichte mit dem er —"

„No aber, wie mein Mann sagt, und der wird's doch wissen, wenn er beim Magistrat ist, wird's über kurz oder lang losgehen. Das Haus hier ist in der ganzen Straßen noch das einzige, das nicht in der Baulinie steht, und da kann jeden Monat der Befehl kommen: Weg damit!"

„Weg, weg. No, in Gottesnamen. Wenn s' aber wirklich kommen — glauben thu' ich's nämlich nicht, weil mir so was nicht in den Kopf geht — wenn's aber wirklich sein muss, dass s' mich auf die Straßen setzen — gut, dann geh' ich, aber auch gleich ganz fort! Macht's euch dann, was ihr wollt's! Aber zu allererst, und das ist meine Bedingung, unter der ich nur geh', sollen s' mir aus dem alten Baum nur gleich eine Truhen machen, ja, und dann können s' mich hinaustragen. Wird die arme Seel' dann auch eine Ruh' haben. . . ."

Radfahren.

Humoreske von **Eduard Pötzl.**[1])

Eines Tages erhielt ich durch die Post nachstehende Anfrage:

Ich habe gelesen, was Professor Schwenninger über das Radfahren gesagt hat, bin aber nicht recht klug daraus geworden, ob er diesen Sport für nützlich oder nachtheilig hält. Als Professor hätte er sich schon bestimmter äußern können. Wollen Sie mir über den Gegenstand eine bestimmte Auskunft geben. Nützt es oder schadet es?

Achtungsvoll
Ein Unbekannter.

Antwort: Ihr Charakter, geschätzter Fragesteller, bürgt mir dafür, dass Ihre Frage keine muthwillige ist. Glauben Sie mir, dass es mich stolz macht, Ihnen die gewünschte Auskunft an der Hand von Thatsachen geben zu können, die ich mühevoll gesammelt habe, Ihnen zuliebe aber nunmehr preisgebe. Danken Sie mir nicht, sondern erlauben Sie, dass ich gleich in das Alterthum zurückgreife, aus dem uns die historische Forschung keinen Fall überliefert hat, dass das Radfahren irgendwelche schädliche Wirkungen geäußert hätte. Hervorragende Sportleute wie Timon von Athen, Themistokles, Brutus und Papinianus haben nie über Beschwerden geklagt und erreichten ein hohes Alter. Bloß Kaiser Claudius, der überhaupt ein ungeschickter Mensch war, scheint einen kleinen Accident erlebt zu haben, wie aus seinem Namen hervorgeht; denn altero pede claudus heißt auf deutsch so ähnlich wie: Einer, der sich das Schienbein ordentlich angeschlagen hat. Man kann sich ungefähr denken, wie das zugegangen. Wahrscheinlich dachte dieser Despot in seinem Cäsarenwahne, er brauche das Fahren nicht erst zu lernen, sondern es hätten ihm die Götter diese Kunst schon in die Wiege gelegt. Da täuschte sich der Mann aber und schlug in sein erhabenes Schienbein so viel Löcher, wie jeder andere Sterbliche, der ungeübt das Rad besteigt. Mit feiner Anspielung auf derartige Verletzungen singt bekanntlich Horaz: Nunc pede libero pulsanda tellus — mit wieder unverbundenen Füßen die Welt durch-

[1]) Aus „Wiener Zeitbilder“. Ausgewählte Humoresken und Skizzen von Eduard Pötzl. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. Siehe „Heimgarten“, Seite 798.

radeln. Eine Schädlichkeit des Radfahrens aus dieser Eigenthümlichkeit herleiten zu wollen, wäre ebenso ein Unsinn, wie zum Beispiel einen Regenschirm gefährlich zu nennen, weil man ihn zufällig jemandem in den Mund stecken und darin aufspannen könnte.

Bedenklichere Nachrichten über das Rad liegen uns aus dem Mittelalter vor. In dieser Zeit hat es entschieden zahlreiche Todesfälle verschuldet. Es entsprach ganz der Roheit dieser Epoche, dass sich die Radler damals dazu hergaben, Übelthäter so lange zu überfahren, bis sie mausetodt waren. Wollte man es kurz machen, so ließ man dem Delinquenten das Rad zuerst über den Kopf gehen, was bei dem Umstande, dass die Gummireifen noch unbekannt waren, in der Regel keiner lange aushielt. Grausamer war die Procedur von unten herauf. Andere Zeiten, andere Sitten. Damals fand man nichts Schreckliches daran, während heute ein Zetergeschrei erhoben wird, wenn ein Radler einem bloß über die Zehen fährt. Mit ziemlicher Sicherheit kann man annehmen, dass Hochräder im Gebrauche waren, weil der Vorgang selbst nicht anders als das Hochgericht genannt wurde. Das Ganze war unzweifelhaft ein Missbrauch des Rades, zu dem sich auch damals nur die Professionals hergaben. Jetzt würden es nicht einmal diese mehr thun, selbst wenn sie ohnehin auf der schwarzen Liste stünden.

In der Gegenwart kommen allerdings Fälle vor, aus denen ein oberflächlich Urtheilender auf eine gewisse Schädlichkeit des Radfahrens schließen könnte. So sah ich selbst einen bedeutenden Verehrer von Frauenschönheit in einer Allee ein hochbetagtes, runzeliges Bauernweib, das einen Milchhäfen in der Hand trug, stürmisch umarmen, während ein anderer im November ein Vollbad in einem Weiher an der Chaussee nahm. Beide waren vorher auf Fahrrädern gesessen und entschuldigten sich nachher mit unüberwindlichem Zwange, der sie zu dieser thörichten That getrieben. Ein dritter versuchte plötzlich in der Gegend der Reichsbrücke auf einem k. k. Briefträger spazieren zu fahren, was sich dieser Staatsbeamte nicht ruhig gefallen ließ, sondern um Hilfe schrie. Auch da gab der Schuldige eine Art Sinnesverwirrung als Ursache an, die ihn wider seinen Willen gezwungen, auf den Briefträger loszusteuern, wie der Schiffer auf die Loreley, obgleich jener nicht einmal goldene Knöpfe, geschweige denn goldenes Haar besaß. Und einen vierten sah ich nach einer achtstündigen Distanzfahrt. Es war ein frommer Mann, der immerfort den heiligen Ulrich anrief. Aber es half ihm nichts, schließlich fiel er doch um und schielte und schäumte so schrecklich, dass ich mir mitleidig dachte, ein wenig müsse ihm die Tour doch geschadet haben; denn niemals sah ich einen Reisenden, selbst wenn er noch so lange in der Postkutsche gefahren war, so erbärmlich leiden. Kenner versicherten mir jedoch, dass nur die individuelle Anlage entscheidend sei. Manche müssen zur Erhaltung ihrer Gesundheit

dreihundert bis vierhundert Kilometer im Tage fressen, während auf andere wieder die bloße Nähe des Rades, beispielsweise, wenn es auf der Eisenbahn im Gepäckswagen und der Eigenthümer gut im Coupé untergebracht ist, eine heilsame sympathetische Wirkung ausübt. Auffällige Euphorie, nämlich absolute Kräftigung und wachsende Zufriedenheit gewährt noch mehr als das Fahren selbst, die Erzeugung von Fahrrädern. Sie ist sozusagen der goldene Mittelweg.

Fassen wir nun das Gesagte kurz zusammen, so ergibt sich, dass ich dem geehrten Fragesteller umsomehr mit einem gewissenhaften Ja antworten kann, als ich selbst dem fraglichen Gegenstande völlig unparteiisch gegenüberstehe: ich bin weder Arzt, noch Radfahrer!

* * *

Es ist merkwürdig: Wenn ein Sport einmal solche Geltung gewonnen hat wie das Radfahren, so zieht er auch Elemente in seine Kreise, die ihm eigentlich fernestehen. So ergeht es mir mit dem Radfahrsport. Ich habe es ein einzigesmal versucht, ein Zweirad zu besteigen und erinnere mich aus dem Verlaufe dieses Abenteuers nur noch an den Umstand, dass ich einen gewissen Zeitraum hindurch auf dem Kopfe gestanden bin. Ich glaube, es wäre dies meine Lebensstellung geworden, wenn ich das Radfahren fortgesetzt hätte. Dann entschied ich mich, es sein zu lassen, gelte aber seitdem als eine Art Unparteiischer in Radfahrfragen, offenbar, weil ich gleichmäßig von allen den einschlägigen Dingen nichts verstehe. Zur Unparteilichkeit scheint eben in erster Linie ein allgemein anerkanntes Unverständnis zu gehören. In dieser meiner Eigenschaft war es mir, wie eben erzählt, vor einiger Zeit gegönnt, die schwierige Frage, ob das Radfahren nützlich oder schädlich sei, mit einem zuversichtlichen Ja zu beantworten. Bald darauf legte man mir abermals eine für alle Radfahrer wichtige Frage vor: die des Warnungssignals.

Bekanntlich können es die armen Radler niemandem recht machen. Läuten sie mit ihrer Schelle, so hüpfen die Gewarnten entsetzt herum und gerathen just dadurch oft in ihr Verderben. Läuten die Radler nicht, sondern sausen einfach vorbei, so wird ihnen nachgeschimpft, warum sie das Warnungssignal nicht gegeben haben. Die meisten Unfälle entstehen auf die erstere Weise. Der Schreck vor der Glocke ist so typisch, dass man aus ihm sogar eine gute Episodenfigur für das Theater schaffen könnte. Ich denke mir einen Diener, der einmal von einem Radfahrer überfahren worden ist und seitdem jedesmal, wenn im Vorzimmer die elektrische Klingel seines Herrn ertönt, einen Seitensprung macht, weil er unter der Nachwirkung des damaligen Schreckens glaubt, es sei ihm schon wieder ein Radfahrer auf den Fersen. Beiläufig bemerkt, stelle ich diese voraus-

sichtlich nur ganz unwirksame Figur p. t. Possendichtern gegen eine bescheidene Vergütung zur Disposition, da mir selbst das dazu gehörige Stück nicht einfällt. Doch kehren wir wieder zu unseren Radfahrersignalen zurück. Werden wir uns zunächst klar, welche Signale überhaupt der Radfahrer außer der gebräuchlichen Schelle anzuwenden vermag.

Das wirksamste Warnungszeichen wäre es ohne Zweifel, wenn der Radfahrer jedesmal, wenn er um eine Straßenecke biegt oder ihm eine Gasse allzu belebt vorkommt, einen Schuss abgeben würde. Einen Schuss kann man nicht leicht überhören, und er würde auch jene Gassenjungen ein wenig abschrecken, die den Radlern zuweilen ein Bein stellen. Allein gegen den Schuss lässt sich erstlich einwenden, dass ihn schwachnervige Personen vielleicht noch weniger vertragen, als die Schelle, und zweitens würde bei der Zahl der Radfahrer in Wien ein Geknatter entstehen, das fast einem Kriegszustande gleichkäme.

Man muss daher auf andere Signalmethoden sinnen. Sehr schön und zweckmäßig wäre die Dampfpfeife, doch woher soll ein Radfahrer den Dampf nehmen? Der Lungendampf stellt sich erst nach einigen Jahren Radelns ein und ist notorisch zu Signalzwecken nicht tauglich. Der Radler könnte zwar mit einer Hundepfeife zwischen den Lippen dahinrasen; aber dies hätte nur zur Folge, dass ihm sämmtliche Hunde der Stadt kläffend nachliefen — eine wilde Jagd, die wir uns auch nicht wünschen können.

Nach der Dampfpfeife käme zunächst die Signaltrompete der Feuerwehr in Betracht. Dieser beizeiten auszuweichen ist der Wiener seit vielen Jahren gewohnt, und das würde den Radfahrern zu gute kommen. Freilich, zum Trompetenblasen muss man wenigstens eine Hand frei haben, was beim Radfahren nicht der Fall ist. Außerdem würde wohl ein Volksaufstand gegen die Radler losbrechen, wenn sie mit dem Tra-ra der Feuerwehr die Stadt durchzögen. Es macht sich jetzt schon die Enttäuschung in bitteren Worten Luft, wenn die Feuerwehr rasselnd und trompetend ausfährt und sich dann herausstellt, dass das Feuer schon gelöscht war, als sie ankam, oder ein blinder Feuerlärm sie gerufen hatte. Wenn das Volk der Bummler die Signale der Feuerwehr hört, dann will es auch sein Feuer haben, und wehe dem Radler, der es solchermaßen durch das aufregende Tra-ra zu überlisten unternähme!

Das geht also auch nicht. Ebenso fragwürdig sind die Vorschläge bezüglich der sogenannten „Ratschen" und der „Sirene". Die „Ratschen" (Knarre) ließe sich leicht mit dem Pedal verbinden und würde wahrscheinlich ganz lustig klappern. Doch in dem betäubenden Straßenlärm Wiens müsste sie vollständig untergehen und könnte daher keineswegs ihren Zweck erfüllen. Die „Sirene", jene viellochige Brüllpfeife der Torpedoboote, ließe sich möglicherweise so einrichten, dass sie im Anfang einen leisen, klagenden Ton von sich gäbe, der dann je nach der Ver-

stocktheit der Passanten bis zum Gebrüll gesteigert werden könnte. Allein, woher die Kraft nehmen für sie? Kann man einem Radfahrer zumuthen, dass er auch noch die Bälge treten soll für den Windkasten einer „Sirene“? Das wäre schlechterdings unmenschlich!

So bleibt denn nur ein Vorschlag übrig, dessen Ursprung auf mein gewissenhaftes Nachdenken zurückzuführen ist. Ich will ihn nicht loben, sondern nur in aller Bescheidenheit erwähnen, dass er der einzig vernünftige ist. Mein Signal erschreckt die Fußgänger nicht so unmittelbar wie die Schelle, sondern lässt ihnen Zeit zur Reflexion; und in diesem Betracht wird es sich als äußerst wohlthätig erweisen, wenn es endlich eingeführt ist. Zudem ist es bequem zu handhaben und verursacht weniger Kosten als die Schelle.

Man kennt jene kleinen blasbalgähnlichen Spielereien, die durch Zu- und Aufklappen den Ruf des Kuckucks, das Blöken des Kalbes, das Miauen der Katze u. s. w. nachahmen. Eine solche Vorrichtung, die leicht in der äußeren Brusttasche oder sogar auf dem Gouvernal anstatt der Schelle unterzubringen ist, wird auf das Jammergeheul eines Hundes gestimmt. Will nun der Radfahrer eine Person vor sich warnen, so genügt ein Druck auf die Vorrichtung in der Brusttasche oder an der Lenkstange, um das Geheul eines Hundes weithin schallend ertönen zu lassen. Der Fußgänger wendet sich neugierig um, erblickt den dahinrasenden Radfahrer und denkt ganz folgerichtig: „Aha, einem Hund ist er schon über die Haxen gefahren — dem musst du geschwind ausweichen!“ Und beiden Theilen ist auf diese einfache Weise geholfen.

Allheul!

Der Lärchbaum,

oder wie es manchmal bei Civilprocessen zugeht.

Bist du im Besitz von Grund und Boden, lieber Leser? Ja? Dann gratuliere ich. Grund und Boden kann dir nicht niederbrennen, kann nicht davongetragen werden, kann dir nicht einmal versinken. Und wenn auch das, so besitzest du dann ein großes Loch, und das ist immerhin etwas. Und dennoch wirst du ein so feststehendes Eigenthum wie Grund und Boden stets vertheidigen müssen. Sei es auch nur durch die jährliche Steuer. Und wenn der Staat eine Eisenbahn darüber bauen will, so hilft dir auch das Steuerzahlen nichts. Dann musst du den Boden hergeben. Und wenn du einen schlimmen Nachbarn hast, der dir an der Grenze deine Scholle annagt und abzwackt, dann darfst du nicht eigenmächtig

eingreifen, sonst gäbe es Fetzen, sondern musst den Schutz des Gerichtes anrufen. Schau, und das ist eine missliche Geschichte, über die ich jetzt ein paar Worte sprechen will.

Wenn bei so einem Civilprocess, bei dem von zweien Streitenden natürlich jeder recht hat, ohne weiteres der Richter entscheiden könnte, das wäre freilich einfach. Aber die leidigen Hin- und Herziehereien, die verschiedenen schriftlichen Pliken, Repliken und Dupliken, die lange Bank, und wenn einmal die Advocaten dabei sind!

Du wirst über deine Nachbarn nichts aufkommen lassen, sind brave Leute, die in Fried und Eintracht leben wollen und die es wohl wissen, dass Menschen, welche nahe aneinander wohnen, besonders auf dem Lande, aufeinander angewiesen sind. Gesetzt aber den Fall, du hättest doch so einen tückischen Schelm neben deiner. Zwischen seinem Wald und zwischen deinem, gerade auf der Grenze steht ein schöner großer Lärchbaum. Er galt seit Großvaters Zeiten als Grenzbaum, dein Vater wie du habt euch nie erlaubt, ihn mit einem Beile auch nur anzurühren. Und eines Tages hörest du vom Hofe aus ein Schnalzen und Krachen. Du gehst durch den Wald und siehst, dass der Grenzlärchbaum frisch gefällt ist. Der Nachbar — Lux heißt die Canaille — hat's gethan.

Du gehst hin und machest ihn auf den Irrthum aufmerksam, er hätte zufällig die Grenzlärche erwischt.

Darauf er die rüde Antwort: „Wen geht's was an, wenn ich meine Baumstämme fälle!!"

Jetzt machst du ihm Vorstellungen, der Lärchbaum, an den stets der Grenzzaun gebunden gewesen, hätte von den beiden Anrainenden unversehrt bleiben müssen. Da es nun aber einmal geschehen sei, so müsse der gefällte Stamm oder der Ertrag dafür zwischen den beiden Nachbarn getheilt werden.

Der Lux schleudert dir ein par Roheiten ins Gesicht und gibt dir zu verstehen, seine Knechte würden dir schon antworten, wenn du es versuchen solltest, deine Drohung auszuführen. „Drohung" nennt er deinen gutmüthigen Einspruch, während er selbst droht. Nun denkst du: Ärgern werde ich mich nicht mit dem Lux. Er wird schon seinen Herrn finden. Der Bezirksrichter wird ihn wohl über die Grenze weisen. — Ja, lieber Freund, wenn das so einfach wäre! Das erste, was dir gesagt wird, ist, der Civilprocess um den Wert eines Lärchbaumes gehöre vor das Landesgericht und du müsstest wohl einen juridischen Vertreter haben. Gut, du nimmst dir einen Doctor auf und jetzt hebt's an.

Anhebt's jetzt, und wann hört's auf? — Frage dich übers Jahr einmal an. Es beginnen die Kanzleien. Erstes Schriftstück: Dein Doctor reicht beim Gericht die Klage ein. Wochenlange Ruhe. Zweites Schriftstück: Das Gericht nimmt die Klage an und stellt dem Geklagten das erste

Schriftstück zu. Wochenlange Ruhe. Drittes Schriftstück: Der Doctor des Geklagten — denn auch er hat sich einen aufgenommen — reicht bei Gericht seine Gegenschrift ein, in welcher deine Eingabe von A bis Z widerlegt wird. Nach einiger Zeit wird dir vom Gericht dieselbe übermittelt. Viertes Schriftstück: Dein Doctor widerlegt die Schrift des Geklagten und erhärtet deine Klage, die er wiederholt. Längere Pause. Das Gericht vermittelt deine zweite Schrift dem Geklagten. Wochen-, vielleicht monatelange Ruhe. Fünftes Schriftstück: Der Doctor des Geklagten widerlegt auch die zweite Schrift deines Doctors und der Gegner hat das letzte Wort. Seine letzte Einspruchsschrift geht wie alle vorhergehenden auf langem Wege durch die Hände des Gerichts an deinen Doctor und von diesem wieder zurück zum Gericht.

Jedes Schriftstück enthält mehrere, vielleicht viele Bogen, denn es wird die ganze Angelegenheit, die Geschichte der Grenze, des gefällten Lärchbaumes, die Gründe und Folgen, Ursachen und Wirkungen u. s. w. nach allen Seiten mit unglaublicher Weitschweifigkeit und vielfachen Wiederholungen erörtert, es werden heftige Anschuldigungen ausgesprochen und großmaulige Forderungen aufgestellt. — Alle Schriftstücke werden in den Kanzleien doppelt geschrieben, jeder Bogen braucht einen Stempel, jeder Bogen kostet hohe Schreibegebür, denn Advocatenpapier ist theurer als Safran.

Nun aber sind der Worte genug gewechselt. Die Actenstücke ruhen bei Gericht. Wie lange? Das ist unbestimmt. Denn das Gericht ist überhäuft mit dergleichen Processen und es können Monate vergehen, bis du an die Reihe kommst mit deinem Begehren. Mittlerweile hat dein sauberer Nachbar Lux den Lärchbaum längst zerschnitten, verkauft und vielleicht auch versoffen.

Und wir haben einstweilen reichlich Zeit, ein wenig in den Bauch des Processes einzudringen. — Du wolltest nur gerichtlich festgestellt wissen, dass die Lärche als Grenzbaum gegolten hat und nun einmal gefällt, zur Hälfte dem Nachbarn, zur Hälfte dir gehört — nicht wahr? Richtig, so wolltest du es. Nun, was macht dein Advocat? Der behauptet in der Klageschrift, der Lärchbaum sei auf deinem Grund und Boden gestanden, der Nachbar Lux habe ihn dir gestohlen, umgehauen, zerschnitten, als Bauholz verkauft und das Geld in seinen Sack gesteckt. Dein Doctor beweist, dass die Grenze viel weiter rechts liege, immer gelegen habe und liegen werde, und er verlangt, dass der Lux den Lärchbaum wieder an die Stelle schaffen, aufstellen, wie er gestanden und lebendig machen soll, widrigenfalls du eine Entschädigung von dreihundert Gulden, die Processkosten und eine exemplarische Bestrafung von ihm verlangest.

Aber Herr Doctor! rufest du deinem Advocaten zu, das ist ja ein Unsinn, das verlange ich ja gar nicht. Ich will nur die Hälfte des Ertrages für den Lärchbaum!

Klopft dir der Doctor auf die Achsel: Lasset es gut sein, Vetter. Fürchtet nicht, alles zu bekommen, was wir verlangen. Das überlasset mir und denket einstweilen: Wer etwas haben will, muss alles verlangen. Wer wenig verlangt, der bekommt gar nichts. So ist's bei unserem Geschäft. Passet einmal auf, was der Gegner sagen wird!

Und richtig, der Advocat des Lux bestreitet fürs erste alles, was dein Doctor behauptet hat: Es ist nicht richtig, dass der Lärchbaum dir gehöre, er gehört dem Lux. Es ist nicht richtig, dass die Grenze viel weiter rechts liege, sie liegt im Gegentheil viel weiter links. Es ist nicht richtig, dass er dir den Baum gestohlen, umgehauen, zerschnitten, als Bauholz verkauft und das Geld in den Sack gesteckt habe, er habe vielmehr seinen eigenen Baum gefällt und verkauft. Und er werde nicht bloß diesen einen Baum nehmen, er werde auch noch die anderen nehmen, die in der Nähe des Standplatzes stehen. Er verlangt, dass du bei Gericht abgewiesen werdest, dass du zu den Gerichtskosten und zu der schwersten Muthwillensstrafe verurtheilt werdest. — Vielleicht hat auch der Lux zu seinem Advocaten gesagt: Herr Doctor, das dürfte zu scharf sein. Und der Doctor zu ihm: In unserer Praxis ist nichts zu scharf. Will unser Gegner alles, so wollen wir auch alles.

So auf das Strammste gespannt kommt der Bogen vor den Richter. Du schämst dich schon, was wird der Richter von dir denken, dass du so überspannte Forderungen stellst? Wolltest du nicht das Recht suchen? Und du setzest dich selber ins Unrecht, indem dein Vertreter dem Gegner gegenüber so lächerlich übertriebene Ansprüche stellt.

Der Richter aber, als er endlich deine Angelegenheit vornimmt und die hitzigen Streitschriften der Gegner liest, lächelt darüber. Nein, er lächelt nicht einmal, er bleibt ganz kühl, für ihn ist die Sache gar nichts, als langweilig. Im übrigen findet er alles in Ordnung, die Parteien müssen sich gegenseitig erhitzen, beleidigen, raufen, zerfleischen. Draußen im Leben hat vielleicht nur einer der Gegner dem anderen unrecht gethan, jetzt müssen sie sich beide unrecht thun, so verlangt's die juridische Form.

Du willst als Kläger billig sein, du darfst es aber nicht, sonst ziehst du den kürzeren, sagt dein Advocat. Du willst gerecht sein, nur das verlangen, was dir gebürt und dem Gegner das Seine zusprechen, du darfst es gar nicht! Du musst ein Unrecht verlangen, wenn du ein Recht behaupten willst, sagt der Advocat.

Eine Hauptregel der Kriegskunst, sagt ferner dein Advocat, ist, gerade das zu thun, was der Gegner nicht haben will. — Gut. Weißt du es aber auch immer genau, was der Gegner will oder nicht will? Gesetzt den Fall, er möchte dich in eine gefährliche Schlucht locken und macht ein Scheinmanöver, dir den Zugang in die Schlucht abzusperren. Wirst du gerade

darum, weil du nun glaubst, der Feind wolle dich nicht in der Schlucht haben, hineinreiten? — Und weiter, darf man denn einen Rechtsprocess mit einem Kriege vergleichen? Dieser sucht List und Gewalt, jener das Recht. Wenn schon die Parteien begreiflicherweise geneigt sind, in einem Streitfalle einander allerlei Böses anzuthun, so sollte doch von gesetzeswegen eine strenge rechtliche Form und Ordnung aufgestellt sein, es müssten auch die Mittel sittliche und rechtliche sein, durch die ein sittliches Ziel, das Recht, erlangt werden soll.

Die heute gesetzlich gewährleistete Advocatenpraxis und Vertretermanier besteht darin, die Gegner in ihrer Rechtssache nicht nur nicht auszugleichen, sondern sie nur noch mehr zu entzweien, ihre Gegensätze bis aufs äußerste auszuspinnen, ihre Feindschaft auf alle Weise zu schüren und zu entflammen, den Conflict zur dramatischen Höhe zu bringen. — Warum das? Etwa, dass jeder der beiden Vertreter durch eine möglichst drastische Darstellung des Falles den Richter für seinen Clienten zu gewinnen suchte? Bewahre, der Advocat weiß es recht gut, dass derlei Übertreibungen den Richter vollständig kalt lassen, dass er die juridische Formsache eben nur als solche hinnimmt, dass er die unzähligen Bogen der Gegenschriften nicht einmal genau durchliest. Ist der Richter nur Buchstabe und Paragraph, so wird er allerdings aus den Kanzleibögen der Advocaten sein Urtheil schöpfen, ist er aber auch ein wenig Mensch mit persönlichem Rechtsgefühl, was sich bei unseren Richtern wohl von selbst versteht, dann wird er trachten, die durch die juridischen Streitschriften verworrenen Thatsachen zu entwirren, den Fall sich lebendig vorzustellen und in heiliger Absicht, nach beiden Seiten hin Recht zu sprechen, das Urtheil zu fällen. In diesem Falle werden ihm die hundert Bogen Advocatenpapier nicht genügen, er wird sie nicht einmal brauchen können, er wird andere Beweise und Zeugenschaft begehren, die ihm maßgebender sind.

Also warum die Sucht mancher Advocaten, bei den Streitenden das etwa noch vorhandene Billigkeitsgefühl ganz und gar zu ersticken, das objective Rechtsbewusstsein zurückzudrängen und der Selbstsucht ihrer Clienten so frivol zu fröhnen?

Warum? Weil die Streitenden sich sonst vorzeitig besinnen und ausgleichen könnten, und weil der Ausgleich für den Advocaten unfruchtbarer Boden ist. Später, wenn der Process sich entfaltet und ausgereift hat, wenn die zahllosen Bogen beschrieben und die zahllosen Taxen berechnet sind, wird der Advocat gegen einen Ausgleich allerdings nicht mehr viel einwenden, ja denselben vielleicht sogar vorschlagen. Die Taxen werden bezahlt, ob von dir oder dem Lux, das ist ihm gleichgiltig.

Wärest du selbst zum Richter gegangen als dein eigener Vertreter und hättest gesagt: Herr Richter, mein Nachbar Lux hat eigenmächtig einen Lärchbaum gefällt, der bisher als Grenzbaum gegolten und an

dem also auch ich das gleiche Unrecht habe. Ich bitte, es aus den Urkunden, Mappen und Aussagen der Anrainenden bestimmen zu lassen, ob ich recht habe oder nicht. Wenn ja, so fordere ich vom Nachbar Lux Vergütung, wenn nein, so bin ich bereit, die Kosten der Richtigstellung zu tragen. — Das wäre anständig und gewiss nach deinem Sinn gewesen. Dem Richter wäre es wahrscheinlich so am liebsten gewesen und die gerichtliche Entscheidung in diesem Sinne hätte nicht eine ewige Feindschaft zwischen zwei Nachbarn zur Folge gehabt. — Aber nein, das gibt's nicht. Unsere juridischen Einrichtungen machen ein so einfaches Verfahren in vielen Fällen geradezu unmöglich.

Nun endlich ist die lange Bank durchkrochen. Deine Ruhe ist schon längst verdorben und in den langen Nächten fragst du dich: Wie wird der Process ausgehen? Endlich stellt dir der Advocat geschäftsmäßig kühl das Urtheil zu. Die Lärche war der Grenzbaum und dein Nachbar Lux ist verpflichtet, dir von dem Ertrage desselben die Hälfte auszuzahlen.

Nun also!

Wieso nun also? Durchaus nicht nun also. Der Nachbar Lux hat die Berufung angemeldet. Der Process steigt in eine höhere Instanz und der ganze Spass wiederholt sich von neuem. Ob du die endgiltige Entscheidung erleben wirst? —

Und was an dieser Einrichtung noch besonders zu bemerken ist, die Advocaten selber sind damit nicht einverstanden, sie selbst sind entrüstet darüber. Ich glaube sogar, dass es den meisten mit der Entrüstung Ernst ist, denn diese Art von Rechtsanwaltschaft und Rechtsbehandlung kann auch einen an und für sich ehrenhaften Stand entwürdigen. Wenn ich durch meine Darstellung gewiss nicht die Advocaten im allgemeinen gemeint haben will, so habe ich doch jene gemeint, die es so treiben. Keine Steuer zahle ich lieber, als die der Wahrheit, und so muss gesagt werden, dass ich auch Advocaten kenne, die jeden Streitlustigen vor dem Processe warnen, ihm schlicht und wohlwollend sein Recht oder Unrecht klarlegen und gewissenhaft eine Verständigung, einen Vergleich zwischen streitenden Parteien anstreben. Ich selbst habe es einmal mit einem solchen Rechtsfreunde zu thun gehabt, dem's nicht um Vortheil, nur ums Recht zu thun war, der sich im Laufe des Processes von einer unsinnigen Schablone freihielt, so weit es die Vorschrift nur immer zuließ, und der auf rechtschaffenem Weg mehr erreichte, als durch Finten und Kniffe je hätte erreicht werden können.

Doch wollte ich dir den Process um den Lärchbaum nicht umsonst in die Möglichkeit gerückt haben. Bist du thatsächlich in einem solchen Falle, was soll ich dann zum Schlusse sagen? Etwa: Nicht processieren, lieber Unrecht leiden, lieber einen Vortheil fahren lassen, als einen Rechtsweg betreten, wie der angedeutete. Im allgemeinen, wo es sich um

materielle Tagesvortheile handelt, rathe ich dir gewiss nichts anderes. In diesem besonderen Fall aber, mein Freund, in dieser Grenzfrage, musst du eine richterliche Entscheidung suchen. Denn es handelt sich nicht bloß um dein oder deines Nachbars Gut, es handelt sich um die Grenze, um das Recht der Nachkommen. Da gibt's kein gutmüthiges Verzichten zu Gunsten eines bösartigen Nachbars. Und weil niemand wissen kann, ob er nicht in eine solche Lage kommt, so heißt es darauf hinarbeiten helfen in der Gesetzgebung, dass wir endlich eine Processordnung kriegen, die nicht auf Stempelgewinn, Advocatenvortheil, Ränke und Kniffe ausgeht, sondern einzig nur auf sittliches Rechtsbewusstsein.[1] W.

Alpenroth.

Eine Geschichte aus dem Hochgebirge.

Das Portal der Akademie zu Lehbruck war umwunden mit einem ungeheueren Kranze aus Tannenreisern. Bunte Bänder waren in denselben geschlungen und rothweiße Fähnlein flatterten daran, und als Haupt dieses Festbogens prangte die Inschrift: „Willkommen!“

Die Anstalt und das ganze Städtchen mit ihr erwartete aus der Stadt einen neuen Professor, der als Schulmann und Gelehrter einen berühmten Namen hatte und zu dem sich die Akademie zu Lehbruck sehr beglückwünschte. Darum der festliche Schmuck. Roland, des Postmeisters Sohn, ein hübscher, anstelliger junger Mann, hatte den Festbogen gezeichnet und das „Willkommen“ geschrieben. Roland, der denn schon als Festordner thätig war, hatte auch Hermina, die liebliche Tochter des Stadthauptmannes, vermocht, dass diese die Schulmädchen der Stadt zu einem feierlichen Empfange des neuen Professors vorbereite. Auf Anregung des jungen Mannes that es Hermina besonders gern, denn Roland war — ohne Umschweife zu reden — ihr Bräutigam. Die kleine Stadt hatte ihr wohlgefällig Auge auf dem jungen Paare ruhen, obwohl Roland wie Hermina nicht ganz ohne Neider waren. Es war auch behauptet worden, die beiden passten nicht zusammen. Roland war ein sehr wilder, leidenschaftlicher, trotziger Knabe gewesen; Hermina hingegen die Milde und Sanftmuth, die Zartherzigkeit selbst. Aber den Burschen, den des Erziehers Ruthe und des Schulmeisters Ermahnungen nicht zu dämmen mochten, den zähmte die Liebe. Seitdem er sich die Tochter des Stadthauptmannes errungen hatte und ihn nur noch die Militärpflicht von der Heirat fern hielt, war er friedsam und heiter und wuchs zu schöner Männlichkeit heran.

---

[1]) Der Verfasser wusste wohl noch nichts davon, dass in dieser Sache bereits ein neues Gesetz herausgekommen ist. Die Red.

Das Mädchen, dem sein Einfluss auf den Burschen nicht unbewusst blieb, war ihm herzlich zugethan und wie eine Schwester stets um ihn besorgt. Drohte Roland zuweilen, was anfangs nicht selten geschah, in seine alte Wildheit zu gerathen, so war ein leiser Wink von Herminen genügend, die Ebenmäßigkeit in ihm wieder herzustellen.

So war sein ganzes Wesen gewendet. Hatte er sich sonst gern mit den Jägern, Fischern und Scheibenschützen herumgetrieben, so fand er jetzt Gefallen an feineren Bestrebungen und Genüssen und besonders an den Arbeiten der physikalischen und chemischen Werkstatt der Akademie; und vom Laboratorium gerieth er zuletzt gar in den Lehrsaal, wo Naturwissenschaften vorgetragen und schöne Künste getrieben wurden. Er hatte sich sonst auf sein bevorstehendes Soldatenleben gefreut; jetzt aber, da das Aufgebot durch das Land gieng, meinte er zu sich, er hätte lieber studieren und ein Beamter im Städtchen werden sollen, da wäre ihm Hermina stets in der Nähe gewesen und er hätte können frischweg Hochzeit mit ihr halten. Ob aber Rolands so rasche Verwandlung eine nachhaltige war, das sollte sich erst zeigen. —

Als der Tag der Ankunft des neuen Professors da war, fuhr Roland selbst als Postillon hinaus zur zwei Meilen entfernten Bahnstation, um den Erwarteten abzuholen.

Ein junger, hochgewachsener Mann sprang flink aus dem Waggon. Er stand einen Augenblick still und strich mit der handschuhlosen Hand sein blondes Schnurrbärtchen; da erblickte er das seiner harrende Gefährt und den Kutscher, der eben eine Weinflasche geleert hatte und dem Ankömmling mit vielen Hutschwenkungen zugrüßte. Nicht lange darauf saß Professor Ernfried im zierlichen Wagen; aber in den Sammtlehnen behagte es ihm nicht, bald setzte er sich auf den Bock und plauderte mit dem Kutscher.

Roland hatte sich, für den wahrscheinlichen Fall, dass er mit dem Professor in ein Gespräch kommen sollte, feine Redeweisen ausgedacht; er wollte als gebildeter Mann, der heute nur ausnahmsweise den Leitriemen führte, einen guten Gesellschafter abgeben. Und nun wusste er keine einzige seiner Redensarten anzubringen; der Professor plauderte lustig in den Tag hinein, hatte für jeden Gegenstand, an dem sie vorüberfuhren, Auge, Ohr, Verständnis und eine treffende, anregende Bemerkung.

So wurde Roland bald zutraulicher, erzählte nicht allein vom Städtchen Lehbruck, von der Akademie, sondern auch von sich selbst, und dass er, und zwar schon in den nächsten Tagen, zu den Soldaten müsse, dass er aber viel lieber daheim bleiben, das Haus des Vaters übernehmen und ein Weibchen heimführen möchte.

„Es gibt wohl recht hübsche Mädchen in Lehbruck?“ fragte der Professor.

„Sehr saubere, wenn auch nicht viele“, sagte Roland in zutraulicher Weise. Dann betrachtete er seinen Fahrgast; der war nicht allein jung,

hübsch, geistreich und berühmt, der hatte eine prächtige, einflussreiche Stelle als Director der Akademie in Aussicht; dem ist in Lehbruck die Schönste und Beste gewiss.

Wer aber ist die Schönste und Beste in Lehbruck?

Roland wurde kleinlaut und seine Augenwimpern zuckten, denn die Schönste und Beste im Städtchen ist Hermina. Die Zuneigung, die Roland gleich in den ersten Stunden für den Professor empfand, spielte ihm einen ganz entsetzlichen Streich. Sie entzündete seine Eifersucht und verleitete vorläufig den im guten Tone nicht sehr sattelfesten Mann zu der Bemerkung: „Herr Professor, beim Bürgermeister müssen Sie sich aufführen lassen, der hat ein paar wunderschöne Töchter."

Der Professor wendete ein wenig überrascht den Kopf; so viel Vertraulichkeit hätte er just nicht beansprucht. Aber Roland erzählte weiter von den Töchtern des Bürgermeisters; es wären deren drei, und die eine schöner und liebenswürdiger als die andere. Der Professor nickte nur lächelnd und dachte bei sich: dem jungen Mann hat das Weibsvolk den Kopf verrückt.

Die Schimmel trabten gut; nach ein paar Stündlein fuhren sie in Lehbruck ein, und als der Wagen im Hofe des Akademiegebäudes hielt und der Professor vom Bocke sprang, wurde er hundertstimmig begrüßt, und Hermina führte eine Schar weißgekleideter Mädchen vor. Der Professor war betroffen, sagte einige Worte, mehr ablehnend als dankend, und wendete sich, um diesen Förmlichkeiten die Spitze abzubrechen, mit einigen Artigkeiten an das erstbeste Mädchen. Dieses war Hermina. Aber kaum hatte Herr Ernfried einige Worte mit der Jungfrau gewechselt, so begann sich in seinem Wesen sofort eine tiefere Innigkeit auszudrücken, als es für eine einfache Höflichkeit gerade nöthig ist. Dem ohnehin lauernden Roland fiel das sogleich auf.

„Sehen Sie, Herr Professor, dort ist gleich eine von den Bürgermeister'schen!" raunte er dem Manne zu, gegen das Einfahrtsthor weisend, in welchem sich viele Menschen angesammelt hatten.

Die Bemerkung des Burschen wurde überhört.

Es folgte die amtliche Begrüßung durch den Lehrkörper. Und als Ernfried dazu kam, mit diesem sich zu entfernen, richtete er nochmals Blick und Worte an Hermina, die hoch erröthend vor dem jungen freundlichen Mann die Augen zu Boden schlug.

„Herr Professor wünschen vielleicht, dass ich Sie bei den Bürgermeister'schen — " fuhr Roland fieberhaft dazwischen.

„Ei, was scheren mich die Bürgermeister'schen!" versetzte Ernfried hastig, seinen Blick kaum abwendend vor der lieblichen Gestalt Herminas.

Da lief Rolands Gesicht dunkelroth an, seine Augen zuckten, seine Lippen bebten. „Mein Herr!" stieß er heraus, dann haştete er nach dem Arm des Mädchens.

Ruhig, aber mit befremdeter Miene stand der Professor da.

Ein vorwurfsvoller Blick des Mädchens auf Roland und ein höflich grüßender auf Ernfried, und Hermina eilte davon.

Roland aber schwingt sich ohne Gruß auf den Wagen, haut wüthend auf die Pferde los und sprengt wie toll zum Hofe hinaus.

Der Professor schüttelt das Haupt und mischt sich unter seine harrenden Collegen.

* * *

Nach zwei Tagen ist Roland zu seinem Regimente eingerückt. Sein Abschied von Hermina war leidenschaftlich und trotzig zugleich. Er begieng die Taktlosigkeit, das Mädchen vor dem neuen Professor zu warnen, das sei ein arger Mensch, ein boshafter Mensch.

„Ich danke für den Wink, ich werde ihn berücksichtigen“, versetzte Hermina gereizt und wünschte dem Scheidenden in kurzen Worten viel Glück und Gesundheit.

Seit der Ankunft des Professors Ernfried wusste die Tochter des Stadthauptmannes, dass sie den Sohn des Postmeisters nicht geliebt hatte und nicht lieben werde. Selbst jene Achtung und schwesterliche Zuneigung zu ihm, die sie bisher für Liebe gehalten, war geschwunden seit jenem Augenblicke, als im Hofe des Unterrichtsgebäudes die beiden Männer vor ihr standen. Die schöne, männliche und ruhige Gestalt des Professors, mit der Wärme seines Blickes, mit der Milde und Klarheit seiner Rede, mit dem Geistesadel seines ganzen Wesens. Und daneben Roland, der vor Gift und Galle Zitternde, von einer Ungeschicklichkeit in die andere tappend und zuletzt der Leidenschaft schmählich unterliegend.

Das war ein schreiender Gegensatz. Hermina wünschte sehr herzlich, dass es dem Roland bei den Soldaten gut gehen möge; dem Professor wünschte sie ausdrücklich nichts, aber sie dachte an ihn und sie träumte von ihm. Anfangs zitterte ihr Herz, dann flüsterte es, dann schrie es auf: ich liebe ihn! Und Ernfried hatte es sich schon im Hofe des Akademiegebäudes mit gelassenem Nachdrucke gesagt: dieses Mädchen muss ich mir erringen! —

Ich will nicht eine Geschichte dieser Liebe erzählen, sie geht den kürzesten, geradesten Weg dem Ziele zu, wie alles, was Professor Ernfried unternimmt und ausführt. Kaum ist ein halbes Jahr vergangen, so schreibt die Tochter des Stadthauptmanns an Roland folgende Zeilen:

„Lieber Freund!

Schon bei Deinem Abschiede dürfte es Dir klar geworden sein, dass wir beide mitsammen ein Paar nicht werden können. Unsere Wesen passen nicht zusammen, wir müssten beide unglücklich sein. Beschuldige mich keines

Treubruches, denn es ist Treue zu mir und zu dir, mein Freund, wenn ich aufrichtig bin. Du wirst eine Gefährtin finden, die Gott Dir schuf. Lebe wohl und glücklich! Hermina."

Roland zerstampfte den Brief unter seinen Füßen; er wüthete. „Da steckt dieser Schulfuchs dahinter!" schrie er und riss seinen Säbel aus der Scheide. Seine Kameraden verlachten sein Toben. Da schlug er dem Nächsten die gezückte Waffe über den Rücken, dass sie sprang.

Als er hierauf bei Wasser und Brot im Arreste saß, brach sein Schmerz in ein heftiges Weinen aus. Er hatte das Mädchen geliebt im tiefsten Herzen. — In der Dunkelheit des Gefängnisses schmiedete er einen Plan. Ein Fenstergitter, das Menschen einsetzen, werden Menschen wohl auch vermögen auszureißen. In der zwölften Nacht war es geschehen. Den herbeieilenden Wächter betäubte er durch einen Schlag, dann floh er — floh der Heimat zu, um sich das Liebchen wieder zu erringen und den Nebenbuhler unschädlich zu machen.

„Willkommen!" hatte er ihm einst entgegengerufen, und jetzt — —

* * *

Wieder ist das Portal des Akademiegebäudes bekränzt wie damals, und heute auch das Kirchenthor. Roland kommt gerade recht zum Hochzeitszuge — zum lustigen Hochzeitszuge, der aus der Kirche wallt, inmitten zieht das schöne Brautpaar: der Director der Akademie und die Tochter des Stadthauptmannes!

Nur wenige im Städtchen haben an jenem Tage den Postmeisterssohn gesehen. Einen glühenden Fluch hatte Roland ausgestoßen, einen wildschrecklichen Racheschwur, dem jungen Paare zum Glückwunsch, dann war er verschwunden, wie er gekommen.

Wenige Tage danach wird im Städtchen gefahndet nach einem Militärflüchtling. Im Posthause wird jeder Winkel durchstöbert. „Was wollt Ihr denn?" fragte der alte Postmeister, „mein Sohn ist beim Regiment!"

Nein, Alter, er ist nicht beim Regiment! — Nein, Schergen, er ist nicht im Posthause, nicht im Städtchen, er ist —

Die Welt ist weit! —

Das Gerücht, Roland sei am Hochzeitstage in Lehbruck gewesen, und noch dazu als entflohener Häftling, träufelte doch ein bitter Tröpflein in die Honigwochen des jungen Ehepaares.

„Je nun, so hat er sich's selbst geschmiedet", sagte Ernfried, setzte aber sogleich hinzu: „Er oder ich. Was können wir für unsere Artung? Auch an der Wage der Gerechtigkeit muss die eine Schale sinken, wenn die andere steigt."

Hermina verstand die Worte kaum. Und in der treuen innigen Liebe zu ihrem Gatten suchte sie Roland ganz und gar zu vergessen.

Sie hätte ihn vergessen. Da gieng die Nachricht durch das Städtchen: unten an der Seewand hätten die Häscher den flüchtigen Postmeisterssohn erblickt und nach dreimaligem vergeblichem Haltrufe nach ihm geschossen. Der Flüchtling sei getroffen worden und in die Tiefe des Sees hinabgestürzt.

Der alte Postmeister ließ den See durchforschen nach dem todten Sohn, aber der See gab ja nie ein Opfer zurück, und so fand man auch die Leiche nicht trotz allen Suchens. Tief gebeugt war der alte Mann und er trauerte um den Verlorenen. —

Auch an Herminens junges Herz hatte der Gram geklopft; eines Tages fand sie der Gemahl in Thränen. Sie gestand ihm sogleich, sie weine Rolands wegen; er war bei all seiner Wildheit doch so treu gewesen und er hatte so unselig geendet. Er lebte und starb für sie, er ist wohl einer Thräne wert aus ihrem Auge.

„Du gutes Herz!“ sagte der Professor, „dieser Schmerz ist edel, er macht dich in meinen Augen nur noch schöner und größer. Ich theile ihn selbst, ich nahm Roland das Glück seines Lebens. Bist du einverstanden, dass wir seinen Todestag wie den Sterbetag eines Bruders alljährlich durch eine stille Erinnerung feiern?“

Und da war es denn alljährlich am Tage des heiligen Täufers Johannes, dass im Gemache Herminens auf einem weißgedeckten Tische ein Kranz aus frischen Blumen lag und eine rothe Ampel dabei brannte.

Es vergieng ein Jahr ums andere. Lebendig und heiter waltete der Ehe süßes Glück im Hause des Directors; ein paar holde blühende Sprösslinge durchflatterten und belebten den Hausfrieden. Doch am Johannestag leuchtete auf dem Tische stets der Blumenkranz und die rothe Ampel.

Aber eben die kleinen Hausgeister machten es, dass das Gedenken an den unglücklichen Roland doch nach und nach schwand; und wenn Ernfried auch oft den ganzen Tag über auf der Anstalt beschäftigt war oder gar zum Behufe von Naturstudien Ausflüge machte auf das Land, ins Gebirge — so gesellte sich in Herminens Seele dem Gedanken an den abwesenden Gatten nie mehr eine Erinnerung an Roland.

Ernfried war in ihrem Herzen; für Ernfried lebte und webte sie, ihm erzog sie ihre Kinder, sie mussten werden, wie Ernfried war.

* * *

Von Lehbruck gegen Mitternacht und Sonnenuntergang hin lag die Alpenkette. Hellgrünes Vorgebirge, dunkelschattige Wälder, Almmatten und Felsgruppen stiegen höher und höher hinan, und über dieses weitläufige Gebirge aus fernstem Hintergrunde hervor leuchtete an klaren Tagen der Weißkampgletscher. Von Lehbruck aus war der Gletscher zu sehen wie ein

weißes gezähntes Wolkenstreifchen, das weit hinter den Vorbergen schweben mochte, das zuweilen in der Sonne wie Silber glitzerte, zumeist aber schier ganz verwischt war.

Der Weißkamp war bös angeschrieben im Städtchen; nicht bloß, weil der scharfe unstete Wind, der von dort kam, stets arges Wetter brachte; auch nicht, weil der Sage nach feindliche Berggeister in den unwirtlichen Schluchten und Höhlen des Gebirges wohnten, sondern weil in der wilden Zerrissenheit des Weißkampgletschers schon so mancher kühne Bergkletterer zugrunde gegangen war.

Director Ernfried war schon lange mit dem Plane umgegangen, den Weißkampstock einmal zu besteigen und für wissenschaftliche Zwecke zu durchforschen.

Hermina war es stets gewesen, die ihn davon abhielt, wenngleich der Director anderweitige Bergwanderungen machte, die, wenn auch nicht so beschwerlich, doch nicht minder gefährlich waren, als es eine Besteigung des Weißkamp sein konnte. Ernfried war stets neu gekräftigt und heiteren Geistes von den Ausflügen zurückgekehrt, und so war Hermina endlich auch einverstanden, als ihr der Gatte seinen Entschluss mittheilte, die Besteigung des Weißkamp zu unternehmen.

Es wurden dazu zwei Junitage, ein Sonntag und der darauf folgende Johannestag bestimmt.

So gieng er heiter davon. Frisch und frei am hellen Gottesmorgen gieng es in die Weite.

Nach der Last und Sorge des Tages, nach dem ewigen Hin- und Wiedergeschobenwerden im Menschenverkehre — was ist es für ein Herrliches, endlich allein zu sein, mit sich selbst allein, und ganz für sich den Gottesathem zu trinken!

Ernfried wanderte dem Gebirge zu, bis es ihn umragte zur Rechten und zur Linken. Die Wasser brausten, die Luft rieselte in den Zweigen des Waldes. Heitere Menschen begegneten ihm ab und zu, theils in zerfahrener Kleidung und unter Lasten keuchend. Kein Mensch trägt so schwer an seinem Eigenthum als jener, der das kleinste besitzt. — Aber keine Traurigkeit deshalb; immer lustig, immer keck und verwegen! Hungrige Menschen haben noch wenige verzweifelt, aber übersatte haben sich zuweilen die Gurgel zugeschnürt. Luft und Wasser und Sonnenschein hat jeder, alles weitere ist Nebensache; lustig, lustig ist's auf den Bergen! —

Immer steiniger wurde der Weg, immer felsiger die Gegend, immer brausender das Wasser, immer steiler wurden die Hänge.

Es war schon hoher Nachmittag, als Ernfried zu einer Klause kam, die sich tief unter einer Felswand duckte und mit wildem Gestrüppe umwuchert war. Ein paar Ziegen nagten an den Blättern des Gestrüppes;

ein Weib, dessen loses Haar die Bekleidung des Oberkörpers versah, stand am Eingange. Diese Klause war unserem Bergwanderer als die letzte Hütte bezeichnet worden, und er fragte daher das Weib, ob hier etwa ein Führer zu haben sei hinan an den Gletschern des Weißkamp.

„Wird keiner sein", sagte das Weib. „Meiner ist nit daheim." Sie meinte ihren Mann.

„Und glaubt Ihr, dass ich's allein wagen kann auf den Berg?" fragte der Director.

„Nit zu rathen. Meiner hat fort gesagt, wer ganz hinauf will bis über's Eis, der thut's nit allein."

Was war zu machen? Vorläufig setzte sich der Director auf einen moderigen Baumstrunk und bat um einen Trunk Wasser. Dieser ward ihm sorglich aus einem irdenen Topf gereicht. Dann gieng das Berathen an. — „Einer wär' schon", sagte das Weib, „der gienge gleich; wär' auch schön stark und thät das Gebirg' kennen. Aber — —" Nach einer Weile erst setzte sie bei: „Anloben will ich ihn nicht. Ist halt ein Mensch, von dem man nit weiß, wie man mit ihm d'ran ist. Just dass ihm eins was Schlechtes kunt nachsagen, dasselb' auch nit. Wildern thut er wohl. Sonst ist er halt ein Kräuterer; geht allweg in der Einschicht herum, mag keinem Menschen recht ins Aug' schauen; hat keinen guten Ruf. — Ich denk', der wär' gleich zu haben als Führer; steigt sonst auch oftmalen oben in den Wänden herum. Der wär' auch nit weit zu suchen, gleich da oben hinter dem Steingröbel liegt er unter der Tann', hab' ihn voreh just gesehen."

Ernfried sann eine Weile, dann blickte er nach der Sonne, die sich schon hinter eine hohe Wand zog. — „Drei Stunden von da werden noch gerechnet bis zum Eis", murmelte der Mann, dann laut: „will den Abend oben zubringen und dann herabsteigen zu dieser Hütte. — Einen Bund Heu habt Ihr wohl für mich über die Nacht? — Gut, so erweist mir jetzt die Freundlichkeit und holt mir den Mann, der da oben unter der Tanne liegt!" —

An dem Abend desselben Tages war's, als Hermina auf den weißgedeckten Tisch einen frischen Blumenkranz legte und die rothe Ampel anzündete. Dann sah sie in die Dämmerung hinaus und ihr Blick wendete sich gegen das Gebirge.

Siehe, so blutig roth hatte der Weißkamp noch niemals niedergeleuchtet wie heute. Sie konnte ihr Auge nicht wenden von dem wundersamen Alpenglühen, und eine unsägliche Bangigkeit kam über ihr Herz.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ernfried stieg in Begleitung des gedungenen Führers den Berg hinan. Jeder der beiden Männer hatte ein schweres, eisenbeschlagenes Griesbeil zur Hand, wie ein solches auf Gletscherfahrten unerlässlich ist. Der

Führer hatte auch noch Steigeisen an den Füßen. Ernfried konnte die Worte des Weibes in der Klause nicht so ganz vergessen; der Begleiter sah ein wenig seltsam aus. In den Kleidern lag es nicht; diese waren wie die eines jeden anderen Älplers, der mit Wind und Wetter zu kämpfen hat und für Gestrüpp und Gestein und Bergrutschen eingerichtet sein muss. Aber der verwilderte, dunkelrothe Bart, der fast das ganze Gesicht verdeckte, nur die scharfen Züge um den Mund und das stechende, zuckende Auge nicht, dieser Bart war ein wenig unheimlich. Auf dem linken Fuß hinkte der Mann ganz bedeutend, sein Griesbeil stieß er derber und tiefer in den Boden, als es nöthig gewesen wäre. Er sagte selten ein Wort und gab auf Fragen des Directors nur kurze, trotzig klingende Antworten. Ein paarmal durchzuckte es den Mann, als wüthe ein Kampf in seinen Nerven; dann schnob und pfauchte er vor sich und gieng wieder ruhig weiter.

Ernfried wendete sich der Natur zu. Auch diese war nicht mehr freundlich, sie war herb und wild und großartig von den fliegenden Wolken an bis hinein in die Spalten der Felsen. Tief unten lag das grüne Bergland, weit draußen die graue Ebene mit der kleinen Reihe weißer Punkte — dort war Lehbruck. Ringsum und hoch oben die Felswände, anscheinbar kaum erklimmbar. Aber der Führer wusste die Fährte, geleitete den Director geschickt und sicher, bis sie plötzlich auf hohem Grat standen, wo das Eis beginnt.

Eine neue Welt; zwischen Zacken und Kanten und steilen Abgründen lag das gewaltig weite Schneefeld im Glanze der untergehenden Sonne. Das Eis war hart wie Felsen und völlig trocken; es war grobkörnig und schmutzig grau und hatte Sprünge und Klüfte und Höhlen und allfort hörte man das Krachen und Knirschen berstender Schollen.

Hinter den Zacken und Spitzchen fernster Gebirge im röthlichen Abendwolkenschein gieng die Sonne nieder. Die weiten Eis- und Schneefelder waren übergossen von dem rothen Widerschein, und tiefer und tiefer wurde das Roth in der wachsenden Dämmerung, und endlich war es Ernfried, als wandle er über ein grellrothes erstarrtes Hochmeer, und die Schneekuppe war wie ein tiefglühender, ungeheuerer aus der Esse emporgehobener Eisenklumpen in nächtigem Dunkel. Unten auf den schwarzen Gründen der Waldungen selbst lag ein rosiger Anhauch des Widerscheines von dem Widerscheine.

Ernfried war selig und unersättlich in diesem erhabenen Genusse: er schwelgte ganz in der Poesie dieser Stunde. Alles sonst vergessend stieg er noch immer höher empor. Sein Begleiter war hinter ihm und stieß seine Steigeisen zuweilen wie mit einem verbissenen Fluch in den flachen Schneeboden. Wohl spiegelte sich in seinem finsteren Blick die Röthe des Alpenmeeres, aber in diesem Auge wurde das milde Leuchten zu einer

wildwogenden Lohe. Gegen die höchste Spitze hinan ließ der Unheimliche sein sprühend Auge schießen, dort war das Ziel für Ernfried und — für ihn.

Noch standen sie still und nahmen Erfrischung aus einer Blechflasche, die der Director mit sich trug. Der Führer that einen langen Zug, einen fast leidenschaftlichen Zug, als hätte er ein Feuer in seinem Inneren zu dämpfen. Aber Wacholderbrantwein dämpft kein Feuer, facht es vielmehr an.

Sie schritten über einen schmalen Riff, an dem zu beiden Seiten der Abgrund war. Ernfried gieng, stets mit dem Alpenstock den Boden prüfend, voraus; der Führer hinterdrein. Mehrmals blieben sie stehen; Ernfried fühlte einige Ermattung. Plötzlich that der Führer den Mund auf und sagte lauernd: „Was würden sie unten sagen, wenn Ihr nicht mehr zurückkämet?"

Ernfried stutzte über diese Frage, dann entgegnete er gleichmüthig: „Als Erstes würde man Euch zur Verantwortung ziehen."

Sie schritten weiter. War es die Abmattung, dass der Führer mehrmals tief aufathmete? —

Endlich hatten sie den höchsten Punkt erreicht. Es war die einzige der vielen Spitzen, auf welcher jetzt noch die tiefe Glut des Abendrothes lag. Über dem fernen schwarzen Gebirgsrand lagen goldige Fäden der Abendröthe. Eine feine, eisigkalte Luft gieng; eine unsägliche Stille war über allem, nichts war zu hören, als das rasche Athemholen der beiden Männer. Sie standen nicht auf Schnee oder Eis, sie standen auf nacktem Gestein, zerrissen und zerfegt von den Stürmen. Sie hatten über einige Klüfte gesetzt und waren mittelst des Alpenstockes kühn über einen wüsten Schlund geklettert, aus dem hervor die Finsternis eines ungemessenen Abgrundes gähnte.

Als sie nun auf der höchsten Spitze standen, starrte Ernfried schweigend und ernst in die versunkene Welt hinaus. Er hatte sich so sehr gesehnt nach dieser Naturgröße und Einsamkeit der Höhe, er hatte sich ja vorgenommen, mittelst einiger mitgebrachten Instrumente wissenschaftliche Beobachtungen zu unternehmen, und er hatte eben früher noch aufgejauchzt vor Alpenluft. Und nun plötzlich wollte ihn das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit überkommen und er spähte gegen die ferne Ebene hinaus, ob er nicht etwa die Lichter von Lehbruck erblicken könne. Nein, kein Licht außer dem Glitzern der Schneeflächen und Eiswände da unten und außer dem hellen lebendigen Geflimmer des Sternenhimmels.

„Leiht her!" murmelte der Führer jäh, und nahm dem Director den Stock aus der Hand, „hundert Klafter tief, sagt man, ist dieser Abgrund da!" er zeigte mit des Directors Stock gegen die Tiefe, da fiel ihm dieser wie unversehens aus der Hand und rutschte und kollerte hin und über die steile Schneefläche, dass es sauste; und eine Weile war es zu hören, wie der Stock klingend an Schollen und Gestein schlug, bis er in den Tiefen verscholl.

„Was bedeutet das?" rief Ernfried erregt.

Da hatte sich sein Führer bereits hohnlachend mittelst seines Griesbeils über den Schrund zurück auf den Riff geschwungen.

„Was soll das?!" rief Ernfried nochmals.

Wieder lachte der wüste Mann, und sein Lachen war hohl und schrecklich, wie man erzählt, dass Rübezahl lacht, wenn er als böser Geist erscheint.

„Jetzt ist die Stund'!" schrie der Führer aus seinem Lachen hervor, „die hab' ich lang schon haben wollen! Kennst mich nimmer, Herr Professor? Postmeisters Roland bin ich, den du hast gestoßen von seinem Glück. Hast geglaubt, tief im See läg' ich begraben? Herr Professor, das ist der rechte Glauben nicht gewesen. Bin wohl ins Wasser gesprungen, wie die Häscher nach mir und in meinen linken Fuß haben geschossen. — Hat's denn keiner mehr gewusst in Lehbruck, dass ich schwimmen hab' gelernt? — Besser freilich, ich wär' ertrunken; denn nachher ist mein Elendleben angegangen. Schau an, das Alpenroth, das jetzt verlischt: so hell und rein ist mein Glück gewesen, und so blutig wie dieses Alpenroth auch meine Pein. — Die Hermina hab' ich nimmer vergessen, und ein Lump bin ich dennoch geworden und im einschichtigen Gebirg muss ich irren wie ein wildes Thier. Die Menschen muss ich fliehen; zu Tod thaten sie mich schlagen. Ich bin ja Soldatenflüchtling. Wegen ihr und wegen dir bin ich's geworden." — —

Ernfried wusste kaum, wie ihm geschah. Heiß und kalt gieng's ihm durch das Herz. Wohl unklar war die Sache, aber da es dem Director nicht möglich war, auch nur einen Augenblick an Gespenster zu glauben, so musste er sich sofort mit dem Gedanken fassen, er habe in dem wilden Mann seinen unversöhnlichen Nebenbuhler vor sich. „Roland", sagte Ernfried, „Sie wollen sich also an mir, dem Wehrlosen, rächen?"

„Ja", sagte der Andere düster.

„Und Sie wollen mich auf dieser einsamen Höhe ermorden?"

„Ermorden?" versetzte der Führer, „nein. Ihr habt mich zu einem Elenden gemacht, aber zu einem Mörder sollt Ihr mich nicht machen. — Hat mich Gott zu Euerem Hüter gestellt? Nein. Ich weiß von nichts, will von nichts wissen. Ich steige hinab zu meiner Höhle. Der Stock ist unversehens davon gefahren. Ihr seht selbst zu, wie Ihr ohne Stock über den Schrund kommt."

Jetzt wurde dem Director die Lage klar; er stand auf der Spitze des Berges, von Klüften und Abgründen umgähnt. Ein Fehltritt bringt ihm den Tod; eine Nacht Weilens in der Region des Eises bringt nicht minder sicher den Tod; und ohne Stock und Halt über den fürchterlichen Schrund zu gelangen, ist nicht möglich.

„Lebt wohl, Herr Professor!" rief der Führer höhnisch. „Ihr seht, ich bin nicht mehr der junge leidenschaftliche Mensch, ich bin ganz

ruhig, ganz besonnen. Ich weiß, was ich thue, ich gehe und führe Hermina heim."

„Roland!" schrie der Director mit bebender Stimme, „lass' mich nicht verderben; denk' an mein Weib, an meine Kinder!"

Roland hastete mit seinem Stock über den Riff und die Schneelehnen hinab. Seine Ruhe war gar sehr erheuchelt gewesen. Ein einziger Fehltritt konnte auch ihn in den Abgrund schleudern, aber er dachte nicht daran, glühend heiß kochte es in seinem Inneren, in Rachelust presste er die Zähne zusammen.

Als er aber hinabgekommen war auf die Stelle, wo die grünen weichen Matten anhuben, da stand er plötzlich still und legte die Hand an seine heiße Stirn — Denk' an mein Weib und meine Kinder — diese Worte hallten nach in seinem Herzen und peinigten ihn. „Du hast Hermina so tiefinnig geliebt", sagte er zu sich, „und du liebst sie noch und sie ist dein Sinn im Leben und im Sterben. Und du thust ihr jetzt das Leid an, wie ihr ein größeres kein Mensch anthun kann auf der ganzen Welt. Du raubst ihr den Gatten und den Vater ihrer Kinder. — Roland, wie blutig hast du jahrelang das Unrecht beklagt, das dir geschehen? wärest du ihrer Liebe würdig gewesen?" —

Ein halbverwehter Schall zitterte durch die Luft. — Ist es Herminens Stimme? — Nein, es ist der Hilferuf des Verlassenen auf der Höhe.

„Roland," murmelte der Mann, der diesen Namen trug, „dieser Schrei ist nicht sein Ruf allein, ist auch ihres Herzens Schrei. Ewig wird er deine Seele martern, und so groß und rein war deine Liebe, dass du sie mit einem Verbrechen hast besiegelt und nicht mit einer edlen That? — Roland! Roland! in deinen Händen liegt ihr Glück und Unglück? gedenke, wie unendlich du Hermina hast geliebst!" —

Ein lautes Stöhnen rang sich aus seiner Brust. — Der Bann war gebrochen; anstatt in stiller Nacht über die weichen Matten abwärts zu wandeln, stieg er wieder empor über Schnee, Eis und Gestein, und ehe die Stunde vergieng, stand er auf der Höhe und schleuderte sein Griesbeil über den Schrund hin zum Hilflosen.

Ernfried, der nach vielen fruchtlosen Versuchen, über die Kluft zu gelangen, sich fest in seinen Mantel geschlungen, auf einen Stein niedergelassen und sich mit männlicher Ergebung seinem Schicksale anheimgestellt hatte, fuhr empor, als neben ihm der Stock schrillte. Sogleich raffte er sich auf und erfasste den derben, rettenden Stab, um sich mittelst desselben über die wilde Stelle zu helfen.

Roland kam, im Sternenschein die Stelle prüfend, von der anderen Seite herbei und mahnte mit seltsam bewegter Stimme zur Behutsamkeit. Unbeholfen waren Ernfrieds halberstarrte Glieder; mehrmals strauchelte der Stock und losgelöste Steinchen rieselten.

„Vorsicht!" rief Roland fast kreischend, da stieß Ernfried einen matten Schrei aus und hub an zu rutschen.

„Anstemmen! Anstemmen!" schreit der Führer und thut einen Sprung ins klüftige Gewände, klammert die Linke an die vorspringende Kante eines Steines, um mit der Rechten den Arm des sinkenden Mannes zu erfassen. Es gelingt, Ernfried vermag sich auf die nahe Felsbank zu schwingen; in demselben Augenblicke löst sich der Stein in Rolands Linken los — ein wilder gellender Schrei — und der Mann fährt nieder in die Finsternis des ungemessenen Abhanges.

Lange kollerten und rieselten die Steinchen — dann wurde es todtenstill. —

Ernfried stand wie vor Schreck zu Stein geworden. Er war nun freilich gerettet und stand auf dem ziemlich sicheren Boden des Riffes, aber der arme Führer — Roland! — — war's Wirklichkeit? war's ein Traum? —

Und als Ernfried nach Stunden auf milder Matte stand, fragte er sich nochmals: „Ist das Wirklichkeit gewesen oder ein Traum?" — —

Blass und völlig verwirrt kehrte der Director zurück nach Lehbruck. Kaum als er Weib und Kind ernst begrüßt hatte, bot er mehrere kernfeste Männer auf und zog mit ihnen wieder ins Gebirge und in das wilde Gebiet des Weißkamp.

Sie suchten den verunglückten Führer. Sie fanden ihn liegen in einer Schlucht, und Eis und Schneewasser rieselten über den Körper. Viel Blut der zerschmetterten Glieder war mit diesem Wasser davongeflossen, aber der Mann lebte noch und labte sich selbst mit Wasser.

Auf einer Sänfte aus Lärchengeäste trugen sie ihn dann hinaus gegen Lehbruck.

In Ernfrieds Haus kehrten sie ein und legten ihn auf weißes Linnenzeug. Er sah Hermina, die ihn sogleich erkannte; er sah ihre Kinder, die sich anfangs vor dem bärtigen Gesichte fürchteten, bis ihnen gesagt wurde, es sei der Mann, zu dessen Andenken am Johannestage immer die rothe Ampel brenne.

Roland hörte nun von den Kleinen, wie sein Gedenken gefeiert worden war. Er sagte kein Wort, er lächelte.

Und in diesem Hause schlief Roland ein zu besserem Leben. An demselben Abende, als Hermina ihre Finger auf des Todten Augenlider legte, lag auf den fernen Höhen des Weißkamp ein herrliches Alpenglühen. Von lichtem, goldigem Schein gieng es über zu dunkler Glut, bis es sachte emporstieg zur höchsten Spitze des Berges, wo es in einem Dreizack verdämmerte.

Der Leichenbitter.

Skizze aus dem Volksleben von L. L. Doser.

Ein seltsamer, pudelnärrischer Kauz der Florian; strotzt von Gesundheit, Thatkraft und Lebenslust, und denkt doch allerwege an sein Sterben. Und dabei soll er lebenslustig sein und heiter? Na und wie, das ist ja das Merkwürdige! Florian Waldele, der Landbriefträger der Gemeinde Sanct Margarethen am See, ist weit und breit unter dem Namen „der Leichenbitter“ bekannt. Es kommt ja ab und zu vor, dass eine schluchzende Wittib, ein gebeugter Vater oder verweinte Kinder den vorübergehenden Briefträger recht schön bitten, er möchte auf seinem Wege den kleinen Abstecher zum vulgo Bergjörgl oder Simmibauer oder Kraxenpeter nicht scheuen, und dortselbst halt vermelden, die „gute Nani“, oder der „arme Lenz“, oder die „liabe alte Muatta“ hätt' der Herrgott zu sich gerufen, und ob der Herr Vetter nicht zur Beerdigung am so und so vielten um zehn Uhr vormittag kommen möcht?

Deswegen aber hatte sich Florian nicht etwa den schönen Titel Leichenbitter erworben, die Sache lag wo anders. Er dachte seit vielen, vielen Jahren in geselligen und einsamen Stunden ohne jede Anwandlung von Schwermuth an seinen Abgang von dieser buckleten Welt und vor allem an ein möglichst würdiges Leichenbegängnis. Er war keiner von denen, die am hellen Tage Gespenster um die Ecke huschen, in mondhellen Sommernächten halb im Traume die Thüre aufgehen, den gewaltigen, schrecklichen Sensenmann mit schlürfenden Tritten sich ihrem Bette nähern sehen und zitternd in grauenhaftem Schrecken die leise Mahnung an ihr bevorstehendes Ende vernehmen. Nein, solche unheimliche Besuche zu nachtschlafender Zeit empfieng der Leichenbitter niemals, und er war auch ansonsten gerade kein Grübler. Aber wenn er einen Kalender in die Hand nahm oder vor einem solchen an der Wand aufgespannten stand, fuhr ihm wohl der neugierige Gedanke durch den Sinn, welches der hier verzeichneten Strichleins und Datums etwa den Jahrestag seines Hinscheidens bedeute. In solchen Augenblicken zogen aber nicht einmal Ahnungen dämmernden Unglückes über sein heiteres Gemüth, dem der Todgedanke nichts unfreundliches war. Es suchte sich sogar einen „netten passenden Sterbtag“ aus, an dem seine Bekannten von weit und breit

Zeit fanden, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Wenn er mit einem Ohr dumpfe Töne der fernen Kirchenglocken vernahm, die seine Leichenfeier erst leise, dann mächtig anschwellend wie die Posaunen des jüngsten Gerichtes einläuteten, so hörte er mit dem anderen Ohre ihm traut gewordene, so liebgewonnene Trauerweisen, das „De profundis“ der in Meßnerkleider gesteckten Kirchensänger, die schnarrenden Töne der Veteranenkapelle. Und damit stiegen gelinde Nebel, die vielleicht bei anderen in düsteren Ahnungen das Herz beschattet hätten, von selbst wieder empor von seinem Gemüthe, und meiner Seel' — er wurde ganz kreuzfidel beim Gedanken an seine „schöne Leich“, wo sie ihn wie den „Fürsten Pampsti“ hinaustragen würden.

Da hieß es aber, sich bei Zeiten umsehen. Es gibt Vereine, die eigentlich nur aus todten Leuten bestehen, das heißt, was so eigentlich die ausübenden Theilnehmer betrifft. Die Lebenden müssen als unterstützende Mitglieder betrachtet werden, activ wird einer erst, wenn ihn der rauhe Schlächter, der kein Erbarmen, keine Protection noch Vergeßlichkeit kennt, mit einem kräftigen Backenstreiche seiner knöchigen Rechten auf das Bahrtuch drückt. Vorehe zahlt der Gesunde in Raten die Herrlichkeit, die seinen modernden Resten sodann zutheil werden wird. Es ist schließlich nichts anderes, als eine Art Lebensversicherung der kleinen Leute, die geradesowenig diesen Namen verdient, als jene der großen und begüterten Kreise. Lebensversicherung! Als ob eine einzige Unternehmung in der weitverbreiteten Assecuranzwelt das Calcul ergründen könnte, durch welches das Leben wirklich versichert zu werden imstande wäre. Aber man taufte das trübselige Geschäft nun einmal mit dem verlockenden Titel, und der arme Teufel, dessen Hinterbliebene flugs nach dem Begräbnisse weiter um ihren Lebensunterhalt schaffen und streben müssen, will den letzteren wenigstens die Sorge um Bezahlung seiner Beerdigungskosten abnehmen. Die reichen Leute aber, die mehr Zeit haben, brauchen auch eine höherwertige Polizze, damit sie auf die „Pompes funèbres“-Kosten auch noch so viel herausgezahlt erhalten, um ihren Schmerz je nach der Jahreszeit im sonnigen Süden oder an der kühlen Seebadküste im Norden leichter ertragen zu können.

Also der Florian war Mitglied des St. Margarethener Bezirksbeerdigungsvereines und erwarb durch monatliche Einzahlung von fünfunddreißig Kreuzern im Falle seines Todes ein Anrecht auf würdige Bestattung. Entweder fünfunddreißig Gulden bar, oder die Leichenfeier in natura, das ist: zwei geistliche Herren, sechs Windlichter, sechs Träger, vier Meßner (oder doch solche, die jenen täuschend ähnlich sehen), zwei Vorbeter, einen feschen Sarg, nicht zu groß, nicht zu klein, der sich unter Brüdern anschauen lassen kann, zwei Seelenmessen und acht Jahre Quartiermiete im vorhinein, draußen im Friedhofe. Also wie man

sieht, ganz annehmbar. Die Musik der Veteranen bekommt zu allem Überflusse noch für den Mann dreißig Kreuzer Blasgeld, um die steckengebliebenen Töne nach der Beerdigung mit ein paar Viertel Wein durch die Gurgel hinabschwemmen zu können. Es gab halbe Nächte, wo der Florian darüber nachgrübelte, ob er sich als Todter lieber für die baren fünfunddreißig Gulden oder die fertige Bestattung entscheiden sollte; oft glaubte er an den Fingern zusammenrechnen zu können, dass er da oder dort an den fünfunddreißig etwas ersparen könne. Zwei, drei Gulden ließen sich gerade schon herausschlagen. Aber für wen denn schließlich? Verheiratet war der gute Waldele zum Glück nicht, und so hätten die paar Einserln, um die er sich den Kopf zerbrach, wahrscheinlich die Veteranen vertrunken. Nein, justament nicht.

Da starb der Bürgermeister im Ort. Der Verlust wäre gerade schon noch zu ertragen gewesen, aber die Sache war kritisch, weil mit ihm zugleich der erste Gasthofbesitzer, Postmeister, Bräuer und größte Steuerzahler verschieden. Denn er war alles in einer Person gewesen. Der Verlust war daher ein vier- oder fünffach betrübender, auch für die löbliche Feuerwehr, die an ihm ihren opferwilligen Hauptmann verlor.

Zum erstenmale seit ihrer vor drei Jahren erfolgten Gründung durch eben den Verstorbenen rückte dieselbe mit blitzblanken Helmen zu einem Leichenbegängnisse aus. Und von dem Augenblicke an stand es beim Florian fest, dass sie zu seiner Beerdigung auch kommen müsse. Zwischen den Veteranen und der Feuerwehr bestand kein gutes Einvernehmen. Eifersucht und Neid verschärften die Gegensätze. Wenn die einen mit ihren Helmen und Ehrendegen protzten, thaten es sich die anderen dafür mit ihrer dröhnenden Musikbande zugute. Was menschliche Ausdauer und Geduld zu leisten vermögen, auch ohne diplomatische Ausbildung an der orientalischen Akademie, bewies hier der einfache Landbriefträger. Auf ja und nein traten nach ihm fast alle Veteranen in die Feuerwehr ein und letztere hatte auf einmal jetzt dadurch auch ihre Musik. Schaute freilich bis auf die geänderte Uniform der anderen so ähnlich, wie ein Assecuranzagent dem anderen, und Florian hatte die blanken Helme sicher bei seinem letzten Gutheilgange.

Zur St. Josef-Betbrüderschaft aber kriegten sie ihn doch nicht, obwohl sie ihm so verlockend versprachen, mit brennenden Kerzen auszurücken, wenn ihn der Herrgott heimbefehle. Von der Sippe hielt der Waldele nicht viel, sie rückten ihm gar zu oft mit ihren Kerzen aus, alle Monat ein paarmal zu der und jener Bittprocession, Bußwallfahrt und Dankumzieherei, und da verlor ja die ganze Geschichte ihren Nimbus. Dafür sammelte er zur Winterszeit freiwillig im ganzen Gemeindeumkreise milde Spenden für die Suppenanstalt und bekam dafür vom Herrn Oberlehrer das Versprechen, dass einst, wenn ihn der Schlegel Gottes treffe,

alle die dankbaren Schulkinder hinter seinem letzten Kämmerlein einhermarschieren würden.

Man sieht, der brave Leichenbitter bestellte umsichtig sein Haus, damit er ja „nach seinem Tode keine unliebsamen Enttäuschungen erlebe". Und trotz dieser fixen Idee und den feierlichen Vorbereitungen stak in dem guten Manne ein allzeit fideles Gemüth, eine heitere Lebenslust, die ihn seinen anstrengenden, aufreibenden Berufsdienst ganz leicht nehmen ließ.

Ich lernte den „Leichenbitter" im vergangenen Sommer kennen, als mich eine Urlaubsreise in das freundliche Thal verwehte. Mehrere Sommerfrischler erzählten mir abends im lauschigen Brauhausgarten von den merkwürdigen Flausen des Briefträgers und am nächsten Tage kam er zu mir selbst und brachte mir einen Pack nachgesandter Grazer Zeitungen. Ich frug ihn lächelnd, ob ich zu seinem Leichenbegängnisse keine Einladung erhalten könne. Erst blickte mich der Überraschte von der Seite an, dann schmunzelte er und meinte „sell wohl, wann da Herr eppa kemma wullt". Ich wünschte ihm aber lieber ein fröhliches Wiedersehen alle Jahr und blickte ihm fröhlich nach, wie er gleichmäßig mit seinem gewichtigen Pack am Rücken den steilen Geröllweg über den Hochkofelsattel emporstieg, geduldig und unverdrossen wie ein Lastthier. Die prächtige Gebirgsgegend mit den majestätisch schweigenden Bergriesen, deren Stirnen beständig graue Nebelturbans beschatten, hatte mich mächtig gefesselt. Wenn es Zeit und Geld erlaubte, wollte ich alljährlich hieher wandern, die verstaubten Kanzleilungen auszulüften, im Athem der herrlich prangenden Natur. Und den originellen Kauz von Briefträger wiederzusprechen, seine Wünsche und Zukunftspläne aus eigenem Munde zu vernehmen, sollte mir auch des öfteren Spaß machen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich werde den Leichenbitter nicht wiedersehen. Im März erhielt ich durch die Post eine Nummer des „Waldboten".

Der Gasthofbesitzer in St. Margarethen hatte sich mein Interesse für den Briefträger gemerkt und sandte mir die dortige Bezirkszeitung. Mit Blaustift angestrichen stand unter den vermischten Nachrichten zu lesen:

„(Im See eingebrochen.) Wie man uns aus dem benachbarten St. Margarethen schreibt, verunglückte Dienstag der weit und breit unter dem Spitznamen ‚Leichenbitter' bekannte Briefträger der Gemeinde namens Florian Waldele auf ebenso traurige als seltsame Weise. Trotz Warnungen mehrerer Jäger wollte der Genannte seinen beschwerlichen Dienstweg nach Gollinghausen abkürzen, indem er, anstatt längs der sogenannten Seemauer über den zur Zeit ganz zugefrorenen Margarethnersee schritt. Die warme Witterung der letzten Tage scheint jedoch das Eis derart geschmolzen zu haben, dass der Landbriefträger etwa zweihundert

Schritte vom Ufer eingebrochen und ertrunken ist. Mehrere Holzknechte, die unweit der Unfallstelle am Ufer beschäftigt waren, konnten keine Hilfe bringen, da der Verunglückte blitzschnell in der Eisspalte verschwand. Waldele trug sein seltsames Prädicat ‚Leichenbitter‘ aus dem Grunde, weil er zeitlebens sich mit Vorbereitungen und Plänen für seine einstige möglichst feierliche Beerdigung trug. Nun sind diese alle in nichts zerronnen, da der Margarethenersee bekanntlich mit mehreren anderen Seen, wie z. B. auch dem bekannten Königssee in Baiern, infolge unterirdischer Abflüsse die Eigenschaft besitzt, seine Opfer nicht mehr ans Land zu spülen. Kein Auge wird daher den verunglückten ‚Leichenbitter‘ mehr erblicken.“

Wie er seinen Herrgott wiederfand.

Erzählung des Kanzelfriedrich von **Wilhelm Schäfer.**[1])

Er war schon ein alter Mann, der Martinshenn, so an die Sechzig. In seiner Stube hieng g'rad überm Tisch ein Bild vom Gottvater. Es war ein altes Bild in glattem Holzrahmen, und der Herrgott war ein Weißbart mit guten blauen Augen und rothen Backen. Ein anderer hätt' vielleicht gemeint, es wär' dem Martinshenn sein Großvater oder sonst einer aus der Verwandtschaft gewesen. Dem Alten war's sein Herrgott. Und das war gut; denn in seinen sechzig Jahren war ihm manch ein hartkantiger Stein auf den Buckel gerollt, und das Dornen- und Distelzeug war um seine Füße gewesen, wie vom guten Nachbar gesät. Aber wenn die Steine zu hart und die Stacheln zu spitz geworden waren, hatte er vor dem braunen Holzrahmen gestanden. Der Weißbart hatte ihm zugelächelt, und aus den blauen Augen war's gekommen wie ein warmer Mairegen. Er hatte sich aufgesetzt und die Steine abgeschüttelt, wie ein Hund das Wasser, und die Dornen waren gewesen wie lauter Blumen.

So hatte sein Herrgott im Holzrahmen ihm geholfen ein halbes hundert Jahr, und sie waren gut miteinander ausgekommen.

Bis die Regierung den neuen Lehrer schickte. Der kam g'rad aus dem Seminar, oder wie sie das heißen, und war so klug, daß er dem Salomonis seine eigene Weisheit auslegen konnte. Den sechsunddreißig Kinderseelchen der Schule war nicht genug davon einzutrichtern. Da

---

[1]) Aus „Die zehn Gebote“. Erzählungen des Kanzelfriedrich von Wilhelm Schäfer. Berlin. Schuster & Loeffler. 1897. — In manchmal ganz eigenthümlicher, knorriger Sprache geben die zehn kleinen Geschichten naturwahre Einblicke in das norddeutsche Bauernthum.
Die Red.

gieng er denn herum im schwarzen Rock wie ein lebendiges Ofenrohr, mit weisen Gesprächen und großer Frommheit von Haus zu Haus, und redete sich selber und den schwarzgeräucherten Wänden große Dinge vor. Die Bauern hörten ihm zu, wie sie am Sonntag dem Pastor zuhörten, mit offenen Mäulern, zugeklappten Augen und schläfrigen Gesichtern.

Nur der Martinshenn machte die Augen auf und die Ohren dazu. Er war g'rad in den Jahren, wo der Mensch anfängt, die Gräber zu begucken. Da fängt manches an zu wackeln, was bis dahin zur Noth gehalten hat.

Als das weise Ofenrohr ihm zum erstenmale ins Gewissen redete wegen seiner Bildnismacherei, hatte er gelächelt, wie wenn ein nichtsnutziger Pintscherhund die Eisenbahn anbellte, und er sollte das ernst nehmen. Beim zweitenmale hatte er sein Bild genauer angeguckt und auf einmal gesehen, dass der im alten Holzrahmen eigentlich g'rad solche Backen und solchen Bart hatte, wie die Menschen rund herum auch. Nur die Augen waren noch geblieben, die lächelnden, milden blauen Augen. Beim drittenmale war's auch damit nichts mehr, und beim viertenmale nahm er das Bild von der Wand, stellte es hinters Bett in die dunkle Ecke und schämte sich, dass er sein Lebtag solch ein Bildnisanbeter gewesen war.

Die fromme Weisheit im schwarzen Gehrock hatte ihren Sieg genossen und gieng weiter zu neuen Erleuchtungen. Der alte Martinshenn aber blieb vor seiner kahlen Wand sitzen und dachte an „den wahren Gott, der seit Ewigkeit wohnt im unerschaffenen Lichte". So hatte der Lehrerjüngling gesagt, und er plapperte es nach mit blödem Eifer, um nur ja nicht zu sich selbst zu kommen; denn wenn er so ganz aus sich an alles dachte, dann war's ihm so leer, so unsäglich leer im Herzen, dass er hätte weinen mögen wie ein Kind.

Seine Frau war vor dreißig Jahren gestorben, als sie ihm den ersten Jungen auf die Welt bringen wollte. Seitdem war er allein mit seinem Häuschen und seinem Acker geblieben und hatte beides verwaltet, wie wenn's sein eigen bleiben sollte bis zur Auferstehung der Leiber. Nun wurde das anders. Er gieng jeden Sonntag in die Kirche, aber noch mehr ins Wirtshaus. Daheim war keine Rast mehr in ihm. Wenn er die leere Wand sah überm Tisch, kam die große schwere Furcht auf ihn.

Der allmächtige Gott, der in ihm, der um ihn, der überall und nirgends war, der alles sah und alles hörte, und den er nicht sah und nicht hörte: wenn die Gedanken daran kamen — und die Gedanken kamen immer, so oft er allein zu Hause saß — dann war's ihm, als zerbräche der Lehmboden unter seinen Füßen, als fielen die Wände des Hauses auf ihn.

Er rannte zur Schenke. Wo es laut war, wo die Burschen im dicken Tabaksqualm lärmten und tranken und Karten spielten: da saß er und guckte zu und rauchte und schwieg. Aber er spielte nicht und trank auch nicht.

Bis eines Abends zwei Augen vor ihm auftauchten aus dem trüb-rothen Dunst, zwei blaue strafende Augen. Nur für einen Blick. Dann waren sie fort, und nur die Karten blieben und die Gläser und der Rauch. Aber der Schreck gieng nicht aus ihm und zitterte nach in seinen knochigen Händen. Er hielt sich am Tischrand fest und forderte einen Schnaps.

So fieng er an zu trinken. Denn die blauen Augen kamen öfter seitdem; und nur, wenn er trank, wenn er viel trank, dass die Gedanken lahm und seine Augen müde würden, ließen sie von ihm.

Die Weisbacher fanden sich nicht mehr zurecht mit dem Martinshenn, der sonst nüchterner und arbeitsamer gewesen war, als einer im Dorf. Und der fromme Jüngling im schwarzen Gehrock, der's am Ende auch nicht begriffen hätte, trotz all seiner Weisheit, war von seiner Behörde entdeckt und an ein Seminar als Hilfslehrer berufen worden.

So fiel der Regen weiter, bis der Himmel leer war. Der Gerichtsvollzieher kam, und der Martinshenn hatte nichts an Barem. Die blauen Siegel wurden angeklebt. Er sah zu, fast neugierig, und sagte nichts. Als der Gerichtsvollzieher gieng, giengen seine Augen mit ihm und blieben auf der schwarzen schiefen Kammerthür hängen. Eine Stunde nachher saß er immer noch auf der wackligen Holzbank, stützte die langen gelben Fäuste auf die blauleinenen Knie und sah ins Leere, wie einer, der im Sitzen schläft. Dann kam's auf einmal aus ihm. Er lachte, dass man's draußen hörte, schüttelte die Fäuste und rannte hinters Bett in die Ecke. Das Bild holte er hervor und zerschlug es an den Pfosten seiner armseligen Lagerstatt, dass der alte Rahmen zersplitterte und die Leinwandlappen herunterhiengen.

Er warf die Fetzen in die Ecke zurück und gieng ins Wirtshaus. Den ganzen Tag trank er, bis zum Abend. Und am Abend auch noch, bis er als letzter hinausgeworfen wurde.

Es war Thauwetter. Zu beiden Seiten des Weges lag der Schnee in nassen Haufen. Nur durch die Mitte führte ein schmaler Steg. Und dieser Steg war voll Wasser. Er pantschte hindurch, den langen Berg hinauf zu seinem Hause. Der Schlagregen brannte ihm ins Gesicht, und der kalte Wind fuhr durch die Löcher seiner Kleider.

Er war auf der obersten Treppenstufe. Da glitt er aus — hintenüber. Er schnappte nach Halt und griff ans halbgefüllte Regenfass, das oben auf drei Ziegelsteinen stand. Der eine Ziegelstein war morsch. Das Fass fiel um, auf ihn. Er schlug rücklings die Treppe hinab. Das Fass mit ihm. Drunten blieben sie im Schnee liegen. Das kalte Regenwasser goss sich über ihn und ertränkte ihn fast.

Sein Fuß war verstaucht. Er konnte nicht aufstehen. Er rief um Hilfe. Niemand kam. So musste er liegen bis zum Morgen, eine ganze Nacht. Und diese Nacht hatte lauter lange, lange Stunden. Und er war

nass und konnte nicht auf. Über ihm flogen die schwarzen Wolken am graufeuchten Himmel hin. Alle warfen ihre Schatten herab, auf ihn. Und die Schatten wurden zu Gedanken, zu schweren, schrecklichen Gedanken. Die blauen Augen kamen wieder. Mitten durch die Augen gieng ein Riss. Und aus dem Riss tropfte das Blut in dicken, rothen Tropfen. Die fielen auf ihn wie Feuer. Die Worte des schwarzen frommen Lehrerjünglings kamen wieder: von dem Gott im unerschaffenen Lichte. Dann wurde es todt und dunkel um ihn. Er war allein in der Welt, in der schwarzen, leeren Welt, und fiel hinab, unendlich tief hinab, immerzu, immerzu.

Erst am Morgen fand man ihn, halb erfroren. Drei Tage lag er im Fieber. Dann wurde es besser mit ihm. Aber eine Unruhe hielt ihn gepackt, und seine Augen wollten über die rothgestreifte Decke hinweg in das Dunkel der Ecke. Eines Morgens war er aus dem Bett gekrochen und hatte das Bild aus dem Staub geholt mit heiliger Ehrfurcht. Eine ganze Stunde klebte er an den Fetzen und sank fast zusammen. Dann war das Bild geleimt. Sein Pfleger musste es über den Tisch hängen, an den alten Platz. Vom Bett aus sah er g'rad darauf. Er faltete die Hände, glücklich wie ein Kind, und schlief ein, sanft und ruhig. Ebenso ruhig wurde er wach und schlief wieder ein.

Immer, wenn er die Augen aufthat, sah er nach dem Bilde. Und es war, als wenn die Gesundheit davon ausgienge und das Glück.

Nach einer Woche schritt er wieder zur Arbeit. Er fasste sie an mit fester Hand und brachte alles wieder hoch. Im Wirtshaus sah ihn keiner mehr. Wenn er am Abend nach Hause kam und war fast zu müde, dann sah er das Bild an und fühlte sich stark, als wär's schon wieder Morgen. Er hatte seinen Herrgott wiedergefunden. Und wenn er auch Falten hatte und Risse, und wenn der Rahmen fast in Splitter zerfiel: er war doch vor ihm, und die blauen Augen sahen ihn an, wenn er zu ihm flehte.

Als mir der Kanzelfriedrich das erzählte, saßen wir im Gras am Waldrand. Er hatte alles herunter geredet, ohne zu stocken, gleichmäßig, mit wehmüthiger Stimme.

„So, das ist meine Geschichte!" krächzte er plötzlich heiser, sprang auf und lief in den Wald, als wären die Häscher ihm nach.

Ich saß noch lange und dachte an die Schöpfung, an Gott und das Glück. Und dann sah ich Moses vor mir sitzen, wie ihn Michelangelo in Stein gehauen hat für alle Zeit. Und als ich in meine Kammer kam, schrieb ich auf einen Zettel das Wort des Kanzelfriedrich: Geburtstag und Begräbnis, es ist dasselbe Fest.

Jetzt hängt das Blatt über meinem Schreibtisch, gelb und verstaubt. Und wenn ich's ansehe, ist mir wohler ums Herz als je.

Bauernstand retten!

Die halbe Welt arbeitet heute daran — scheinbar. Aber den Bauernstand kann niemand retten als — er selbst. Man kann ihm schaden, ihn zugrunde richten, aber nicht retten von außen.

Wenn der Staat die jungen Bauernburschen, auch falls sie auf dem Hofe unentbehrlich sind, zu Soldaten nimmt, wenn er die Bauerngüter in kleine Theile zerreißen läßt, wenn er die bäuerliche Altersversorgung unausgeführt läßt, wenn er den Wert der Naturproducte nicht schützt u. s. w., und doch von allen seine schweren Steuern eintreibt, so schädigt der Staat den Bauernstand freilich schwer; aber wenn der Bauernbursche nach den Militärjahren wieder heimkehrt auf seinen Hof, fleißig arbeitet, sparsam ist, wenn die Bauerndirnen nicht Feinnähterinnen und Stadtköchinnen werden wollen, sondern daheim in Zucht und Einfachheit wirtschaften helfen; wenn die Bauern sich zusammenthun in gegenseitigen Güterversicherungen und zu günstigem Absatz ihrer Feldfrüchte, ihres Viehs, ihres Holzes, so wird der Bauernstand doch nicht untergehen — trotz der Gleichgiltigkeit des Staates.

Man strebt neuerdings an, dass der Bauer billigen Credit erhalten soll, damit er leichter Geld aufnehmen könne. Ich hingegen sage, man solle gar keinen Credit mehr geben, man solle den Leuten das Schuldenmachen nicht leicht, sondern schwer machen. Ist es denn so ausgemacht, dass die Sparcassendarlehen für den Bauer ein Glück sind? Kann es nicht vielmehr ein Unglück sein, wenn der Bauer leicht Geld zu borgen kriegt, wenn er also nicht mehr angewiesen ist, mit den Hervorbringungen seiner Scholle zu rechnen, wenn er sich das Einkaufen angewöhnt, das Einkaufen von Dingen, die Luxus sind, oder ohne die es zum mindesten bisher auch so gegangen ist? Sehet doch einmal nach, wie viele Bauerngüter heute durch die Sparcassen abgestiftet werden! Das Schuldenmachen ist ein Hauptfehler in jeder Wirtschaft, und wenn man — anstatt zum Schuldenmachen gar so bequeme Gelegenheit zu geben — den Bauern das Schuldenmachen möglichst erschwerte, so hätten wir gewiss nicht so viele verschuldete Bauern. Die schwächsten würden allerdings ohne Anlehen sehr rasch zugrunde gehen, falls sie sich nicht mit den Früchten ihrer Arbeit bescheiden wollten und könnten, aber die stärkeren Bauern würden sich eben Mühe geben, ohne Anlehen zu wirtschaften, und sie würden nicht in die Hände

der Speculanten und Geldinstitute kommen. Wenn Bauern sich untereinander schuldig werden, so ist das nicht so schlimm, es kommt nicht aus dem Kreise, das Vermögen bleibt im Bauernstande, und der soll für sich ein Reich sein.

Der Bauernstand soll für sich ein Reich sein. Er soll sich nicht zu viel einlassen mit anderen Ständen, mit Industrie und Handel, mit Stadt und Luxus, er soll den politischen Umtrieben nicht blindlings folgen, kommen sie von Liberalen, Socialisten oder Clericalen, und den Advocaten soll er ausweichen meilenweit. Freilich muss er sich untereinander wieder ein besseres und verträglicheres Zusammenhalten angewöhnen, ein gegenseitiges uneigennütziges Aushelfen, wie es unsere Vorfahren gethan haben, eine rege Freude zum ländlichen Leben, zur körperlichen Arbeit, und er soll auf Standesehre wieder etwas halten.

Die alten Tugenden in neuer, zweckmäßiger Form! Die moderne Zeit hat einen Zauberspruch, der heißt: Mit vereinten Kräften! Alles, was Starkes und Großes schaffen will, es arbeitet nach diesem Wahlspruch. Stände, Körperschaften, Parteien und Staaten werden dadurch mächtig, was der einzelne nicht zu leisten vermag, das leistet eine Vereinigung von mehreren Einzelnen, und der Vortheil fällt auf jeden Mitwirkenden zurück. — Wenn der Bauer auch zu einzeln auf seinem Hofe die Werte baut, sobald die Früchte seiner Arbeit da sind, die er verwerten soll, weiß er sich oft nicht zu helfen. Der eine hat dreißig Metzen Hafer, er kann dafür die vortheilhafteste Absatzstelle nicht suchen, er verkauft sie dem erstbesten Händler. Der andere hätte täglich zehn Liter Milch übrig. Dieselben extra in die Stadt zu schicken, zahlt sich nicht aus, er verthut sie unter der Hand. Der dritte hätte etliche schöne Lärchbäume zu verkaufen, er braucht Geld, aber wo ist der Käufer, der sie nach dem Werte zahlt? Die Stämme gehen durch ein halb Dutzend von geldgierigen Handelsleuten, bis sie in die Hände des Verbrauchers kommen. Dieser bezahlt das Holz nach seinem Werte, das heißt, wie ihn der Welthandel bestimmt oder wie er die Ware brauchen kann. Die Gewinne der Zwischenhändler hat der arme Bauer zu bestreiten, sie werden ihm am Preise abgezwackt. Und so geht das in allen Waren, die der Bauer zu verkaufen hat.

Da wäre es nun doch sehr gescheit, wenn eine Anzahl Bauern zusammenstünde und sich dahin einigte: Wir wollen unsere Milch zusammenthun, sie in einer gemeinsamen Anstalt vernünftig bewirtschaften und dann durch unseren Mann möglichst unmittelbar den Verbrauchern zuführen. Bei den Abrechnungen bekommt jeder seinen verhältnismäßigen Geschäftsantheil und getheilt wird auch der ersparte Zwischenhändlergewinn, der zumeist viel größer ist, als der ursprüngliche Warenpreis. — Wenn sich die Bauern doch um Gotteswillen mit diesem Gedanken vertraut machen wollten! auf welche Weise dann die Sache am besten auszuführen wäre, würden sie schon selber erfinden. Es käme zuerst auf Versuche in ein-

zelnen Wirtschaftszweigen an, und dann so lange probieren, bis es gelingt. Aus anderen Ländern, wo die Genossenschaften schon lange eingeführt sind, müssten sie sich wohl fleißig Rath holen, bis die Maschine einmal im Gange wäre. Anfangs würden die Bauern manche Gegnerschaften haben, einmal die Kleingläubigen und Muthlosen, die sich überhaupt nichts Neues anzugehen getrauen und überall nur die unbesiegbarsten Schwierigkeiten sehen; dann die sogenannten Conservativen, die der Meinung sind, dass alles immer im alten Trotte fortgehen müsse, obschon sie sehen, dass sich ringsum die Welt ganz ungeheuer ändert, wobei die altständigen Reichen arm und die unternehmungslustigen Armen reich werden. Ich weiß nicht, ob nicht am Ende auch die Behörden und Landesanstalten Schwierigkeiten machen würden, jedenfalls die größten Hindernisse kämen den Bauerngenossenschaften von jener Seite, die sich dadurch am schwersten geschädigt sähe — von den Händlern, Unterhändlern und Speculanten. Diese würden ihnen alle möglichen Hindernisse zu bereiten suchen und die Folgen der bäuerlichen Unternehmen vorwegs in den schwärzesten Farben malen. Aber alles das und anderes dürfte die Bauern nicht hindern, ein großes Werk anzubahnen und durchzuführen, von dessen Gelingen das Gedeihen, wenn nicht gar die Existenz des Bauernstandes abhängt.

Da drüben in Oststeiermark wird jetzt eine neue Eisenbahn gebaut, welche die schon bestehenden, in Hartberg und Aspang ausmündenden Bahnen mit einander verbindet und dann eine wichtige Straße herstellt nach Wien, nach Ungarn und weiterhin. Diese neue Bahn wird die bäuerlichen Wirtschaftsverhältnisse jener Gegenden völlig ändern. Heute sind dort die Naturproducte noch sehr billig, weil durch die Entlegenheit schwer anzubringen und zu fördern. Das wird in wenigen Jahren anders sein. Und ich denke, sie werden sich bald einfinden, die Händler und Speculanten verschiedener Classen und Rassen, mit den Bauern dort Geschäftsfreundschaft machen, ihnen Grundstücke und Waldungen abkaufen wollen um den jetzt noch sehr billigen Preis, mit ihnen Verträge abzuschließen trachten zur Lieferung von Obst, Getreide, Vieh, Milch u. s. w.

Ich möchte die braven und fleißigen Bauern der Oststeiermark schon heute eindringlich warnen, solchen Geschäftsleuten nicht auf den Leim zu gehen; die Bauern werden nach Eröffnung der Eisenbahn ihre Sachen doppelt, ja vielleicht dreifach so theuer verkaufen, als ihnen der Speculant heute geben möchte. Weil aber der einzelne Grundbesitzer, durch Umstände gefesselt, nicht thun kann, wie er möchte, weil er wirtschaftlich zu schwach ist, um für sich auszuhalten bis auf die günstigere Zeit, so sollten die Bauern halt zusammenstehen und Genossenschaften bilden, um gemeinsam die günstige Wendung ordentlich auszunutzen, die Naturproducte möglichst unmittelbar zu verkaufen und so den Speculanten-Löwenantheil für sich zu gewinnen. —

Das nur eine Anregung, die heute schon hoch an der Zeit ist. Wie die Sache angepackt und ausgeführt werden soll, das ist Aufgabe der Praktiker. Hauptsache wäre, dass sich bei Zeiten einige tüchtige und kluge Männer zusammenthun, die thatkräftig sind und keinen zu großen Eigennutz haben, um für das allgemeine Wohl einmal etwas Rechtes zu wirken. Denn dieses allgemeine Wohl ist ganz gewiss auch das Wohl des Einzelnen, der sich dabei betheiligt — das zeigt sich überall, wo Leute uneigennützig zusammenhalten, in kurzer Zeit.

Einer von den Uneigennützigen ist der Bauer Achaz aus Klein in Steiermark, der schon seit vielen Jahren mit Wort und Schrift, mit That und Opfern bestrebt ist, Bauerngenossenschaften und Naturproducte-Vertriebsanstalten in obigem Sinne zu errichten. Er scheiterte bisher an der Gleichgiltigkeit seiner Landsleute. Erst jüngst hat sich der steiermärkische Landtag für die Angelegenheit interessiert, um sie zu überprüfen und mit solchen Genossenschaften und Vertriebsanstalten praktische Versuche zu machen. Gebe Gott, dass sich unter den Abgeordneten recht viele lichte und entschlossene Köpfe finden, die vorangehen in einer Reform, in welcher ich den praktischen Antisemitismus und ein hochwichtiges Mittel zur Erstarkung des Bauernstandes erblicke.

Die Bauerngenossenschaften werden, wenn einmal im Gange, eine größere Tragweite haben, als mancher heute ahnt. Es wird nicht immer so bleiben, dass der Zwischenhändler, der Speculant die Preise der Lebensmittel macht und Millionär wird, während der Bauer, der mit Fleiß und unendlicher Mühe die Sachen baut und schafft, als armer, missachteter Schelm seine Tage verkümmern muss!

Man sagt zwar, der Bauernstand bei uns sei unabwendbar dem Verderben geweiht, weil's die Zeitumstände mit sich brächten. Ich glaube es nicht. Aber es wird auf den Bauer selbst ankommen, es wird auf die alte Tüchtigkeit und auf die neue Gemeinsamkeit ankommen. Arbeiten, sparen und zusammenhalten — auf das wird's ankommen!

Und wenn der Bauer wünscht und hofft, dass es mit ihm noch einmal besser werde, dass er in der Welt die gesellschaftliche und wirtschaftliche Stellung einnimmt, die zu beanspruchen er berechtigt und berufen ist, dann weiß er, was zu unterbleiben und was zu geschehen hat. — Von niemand anderem darf er wirkliche Hilfe erwarten, als von sich selbst.

Kleine Laube.

Alte Volkslieder aus Oststeiermark.

Fischerlied.

Ich bin ein Fischersjunge,
Steh' auf in aller Fruah,
:|: Geh' außi zu dem Bacherl
Und schau den Fischlein zua. :|:
Holadi ri und um, hola di ri und um,
Hola di um, di ri und um.

Dort drent'n übers Bacherl
Da steht a Fischershaus,
:|: Da schaut a schwarzbrauns Maderl
Beim Fenster auf mich heraus. :|:
Holadi ri und um &c.

Das Maderl war nit zwida,
Die Unschuld war schon recht,
:|: Der Bua möcht gern hinüber,
Aber traut sich halt nicht recht. :|:
Holadi ri und um &c.

Auf solche Silberfischlein
Da hab' i längst schon g'spannt,
:|: Doch wann i glaub' i hab's schon,
So schlupf'ns mer aus der Hand. :|:
Holadi ri und um &c.

Da sagt zu mir das Maderl,
Geh' fang' mir an solch'n Fisch, —
Wirf du's hinein den Angel
Und schau, dass d' an dawischt.
:|: Dann stillst du mein Verlangen
Und schenkst dein Herzerl mir. :|:
Holadi ri und um &c.

* * *

Ober's Lorenzi Berg.

Ober's Lorenzi Berg,
Holi di leiduljo,
Keman d' schen Menscha her,
Holi di lo.

Mensch̲a wia d' Nagerlstöck,
Holi di leiduljo,
Tanz'n wia d' Hirsch'nböck,
Holi di lo.

Mensch̲a, tanzt's nit so hoch,
Holi di leiduljo,
Fliegt enk der Staub ja noch,
Holi di lo.

Lassts'n nur nochi fliag'n,
Holi di leiduljo,
Wern man schon oba kriag'n,
Holi di lo.

Bauernbuam, rieglt's enk,
Holi di leiduljo,
Habt's a Geld a ban enk,
Holi di lo.

Wurd' ma's koan Geld nit hob'n,
Holi di leiduljo,
Hob'n ma's drei Rojs im Wog'n,
Holi di lo.

Oans is krump, oans is blind,
Holi di leiduljo,
Oans geht a so nit g'schwind,
Holi di lo.

Bauernbuam, rieglt's enk,
Holi di leiduljo,
D' Berglerbuam prüg'ln enk,
Holi di lo.

* * *

Auf 'n Bergerl.

Auf'n Bergerl steht a Hütterl,
Bei dem Hütterl steht a Bam,
:|: Und so oft ich's durt vorbeigeh',
Find' ich's allweil niama ham. :|:

In dem Hütterl wohnt a Dirnderl,
Is so frisch als wia a Reh,
:|: Und so oft ich's durt vorbeigeh',
Thuat mir's Herzerl gar so weh. :|:

Und das Dirnderl hat zwoa Äugerl
Wia im Himmel drob'n die Stern',
:|: Und so oft ich's Dirndl anschau,
Kunnt ich's närrisch ganz wern. :|:

* * *

Von einem alten Volksliede, das besonders schwärmerisch gesungen wurde und ein Liebesdrama behandelt, ist leider nur ein Bruchstück aufzufinden.

Wie der Bursche Abschied nimmt:

Die Blumen, die blühen im Garten,
Die Soldaten, sie ziehen ins Feld, die Soldaten, sie ziehen ins Feld —
— — — — — — — — — — — — — — —

Und dann, als er wiederkommt:

Vom Herzen gefallest du mir, vom Herzen gefallest du mir. —
— — — — — — — — — — — — — —

Darauf das Mädl:

Was brauch' ich denn dir zu gefallen,
Ja, ja, zu gefallen?
Ich habe schon längst einen Mann, ich habe schon längst einen Mann, —
An hübsch'n, an reich'n, an braven,
Ja, ja, wohl braven,
Der mich's ernähren kann, der mich's ernähren kann. —

Und dann:

Was zieht er aus der Tasche,
Ja, ja, wohl Tasche?
Ein Messer lang und g'spitzt, ein Messer lang und g'spitzt, —
Er stoßt es dem Mädchen ins Herze,
Ja, ja, wohl Herze,
Dass das rothe Blut gegen ihn spritzt, dass das rothe Blut gegen ihn spritzt. —

* * *

Allweil fidel.

Warum sollt' ich's traurig sein,
Das geht mir gar nit ein,
Weil i nix profitier,
Wann ich's a trauri' wir, —
Allweil fidel, fidel, fidel,
Traurig sein kann ich's nit,
Bei meiner Seel.

Wann i amal stirb, stirb, stirb,
Müaßt' mi die Jungg'sell'n trag'n,
Hint' und vorn Zithern schlag'n, —
Allweil fidel, fidel, fidel,
Traurig sein kann ich's nit,
Bei meiner Seel'.

Was wer'n die Maderl sag'n,
Wann's mi wer'n außitrag'n? —
Schaut's nur, der Schnipfas Bua
Hat uns sekkirt oft gnua,
Hat uns oft mächti g'hetzt
Und zu guter Letzt
Hat er uns alle noch d' Hörndl aufg'setzt. —
I wir in Himmel fahr'n,
Und ös seid's d' Narr'n.
Allweil fidel, fidel, fidel,
Traurig sein kann' ich's nit,
Bei meiner Seel.

Der „Kohler-Lipperl".

Eine Gestalt aus den Waldbergen von Josef Hofmann von Aspernburg.[1])

Wer je die herrlichen Thäler unserer Alpenwelt durchwandert und mit empfänglichen Sinnen ihre Schönheiten genossen hat, der wird ohne Zweifel oft genug in recht einsamen Gräben einen eigenthümlich brenzlichen Geruch bemerkt, von oben herab im dunklen Grunde einen dünnen, weißlichen Schwaden aufsteigen gesehen haben. Beide sind Anzeichen, dass sich ein Kohlenmeiler in der Nähe befindet. Da diese jedoch in der Regel nicht an den gewöhnlichen Touristenwegen liegen, darf man sich, um das Leben und Treiben der Kohlenbrenner kennen zu lernen, vor einem kleinen Seitensprunge nicht scheuen. Wer sich aber hiezu entschließt, wird dies kaum zu bereuen haben.

Das Schichten der mächtigen, gewöhnlich vierzig bis fünfzig Raummeter enthaltenden Holzstöße ist schon eine Art Kunst und fordert große Erfahrung. Dann wird der „Haufen" ringsum mit Tannenreisern bedeckt, — „grün gemacht"; hierauf aber „schwarz gemacht", indem der Raum zwischen dem Holze und einer Bretterverschalung mit Kohlenklein („Lösch") gefüllt und dadurch der Luftzutritt auf das allernothwendigste beschränkt wird. Das Anzünden erfolgt an der vorderen, niedrigsten Stelle, und sobald das Feuer nach innen dringt, wird auch diese Stelle mit „Lösch" bedeckt und am Grunde des Meilers werden einige Luft-(„Zug-")Löcher gestoßen. Alle diese Arbeit besorgt der Köhler oder „Kohler", wie die Bauern ihn nennen, der von „seinem Herrn", welcher die Meiler kauft, zum „Brennen" geschickt wird und nun fünf bis sechs Wochen in einsamen, wilden Gräben lebt, wo er oft während seines Aufenthaltes in der elenden, einer großen Hundehütte sehr ähnlichen Baracke keinen Menschen zu sehen bekömmt, es sei denn, dass sein Herr einmal kommt, um sich nach dem Stande des Feuers zu erkundigen. Im Sommer ist es noch leidlich, aber im Winter! Während der ganzen Zeit seiner Arbeit kommt der Kohler nicht aus den Kleidern, und dass er für seine Leibesnahrung selbst sorgen und sein „Essen" selbst kochen muss, ist natürlich.

Der älteste Köhler des herrlichen Klosterthales ist der „Kohler-Lipperl", den besonders eifrige Touristen vielleicht hin und wieder gerade dort getroffen haben werden, wo sie mit Recht schließen durften, dass sich außer ihnen wohl niemand hier aufhalten werde; Lipp geht mit Vorliebe zu ganz entlegenen Meilern. Er war früher bei den Soldaten gewesen, ist aber auf jene Zeit nicht gut zu sprechen und überhaupt nicht sehr mittheilsam. Da sitzt er in seiner Hütte, eine alte schwarze Pfanne mit „Spatzen", einer groben, aus Mehl und Wasser bereiteten Speise, zwischen den

[1]) Aus dessen „Skizzen und Bilder aus dem Klosterthale". Liesing. Karl Fischer. 1897.

Knien und einen alten, vielfach verbogenen blechernen Löffel in der Hand, seine Mahlzeit haltend. Er ist davon vollkommen überzeugt, dass seine „Spatzen“ schon gar und sehr gut seien, obwohl jedem anderen die nur halbgekochte Speise an Zunge und Gaumen kleben bliebe. Aufmerksam betrachtet er während des Essens durch die offene Thür den vor ihm dampfenden Meiler, wirft plötzlich den Löffel und die leere Pfanne zur Seite, ergreift seine Schaufel und eilt hinaus. Sein geübtes Auge hat eine Tücke des im Inneren des Kohlenmeilers zu Knechtesdiensten gezwungenen Elementes, des Feuers, entdeckt, und er beginnt nun einen hitzigen Kampf mit demselben. Das Feuer wollte nämlich, statt rück- und abwärts zu ziehen, nach seitwärts ausbrechen, und schon qualmte Rauch und zuckten kleine Flämmchen durch die Bohlenverschalung. Doch hier hat das Feuer einen ebenbürtigen Gegner gefunden; es wird besiegt und zu schmachvollem Rückzuge gezwungen. Nach beinahe einstündiger Arbeit ist's geschehen; der rußige alte „Kohler-Lipperl“ wischt sich mit den schwarzen „Fäustlingen“ den Schweiß von der Stirne, nicht achtend, dass dadurch sein Gesicht noch schmutziger wird, als es zuvor schon war; was liegt daran? Hier ist niemand, der ihn auslacht, und wer sah je einen Kohler weiß und rein? Mit stiller Zufriedenheit blickt er auf seine Arbeit, gleichzeitig seiner mit Bindfaden wieder ganz gemachten Holzpfeife Nahrung gebend. Es ist schon dunkel geworden und er geht nun daran, den in seiner Hütte auf einer Unterlage von rohen Bruchsteinen befindlichen „Ofen“ — einen Haufen kleiner Stücke glühender Holzkohlen — zu besorgen. Der Dunst davon ist in der Hütte zwar für jeden anderen unausstehlich und sogar gefährlich, aber der „Kohler-Lipperl“ spürt nichts davon, ist er es ja doch schon seit mehr als vierzig Jahren so gewöhnt! Plötzlich lauscht er aufmerksam in die rasch einbrechende Finsternis hinaus. — „Der Fuchs kölzt am Hutberg, da wird's kalt heut' Nacht!“ brummt er und beeilt sich, den Kohlenvorrath für seinen „Ofen“ zu vergrößern. Dann sitzt er stille und sinnend auf seinem Lager, einem länglichen Bretterkasten, mit Stroh gefüllt; er denkt wohl an jene Zeit, da er noch ein schmucker Holzknecht war. Damals „kölzte“ der Fuchs auch in einer Winternacht am Hutberg und prophezeite große Kälte, indessen er durch den knietiefen Schnee mit fröhlichem Herzen zu seinem „Mensch“ schlich und sich weder um den Fuchs, noch um sein „Gekölz“ kümmerte; wusste er ja doch, dass ihn diese Nacht gewiss nicht frieren werde! Auch erinnerte er sich — und dabei umspielte ein wehmüthiges Lächeln den welken Mund — daran, wie er einst auf diesem seinem Wege einen anderen getroffen hatte und, da er nicht leiden konnte, dass außer ihm noch ein anderer „Bua“ den gleichen Weg gehe, diesem „gott'sjämmerlich hoamg'leucht“ habe! Doch vorbei, vorbei! Er ist jetzt ein alter Mann, und was sollte es ihm nutzen, Dinge wachzurufen, die vor mehr als fünfzig Jahren geschehen sind? Nochmals geht er hinaus, die Runde um den Kohlenmeiler zu machen und zu sehen, ob er wohl diese Nacht hoffen dürfe, schlafen zu können. Der Wind hat sich erhoben und rauscht gespenstig in den Tannen und „Feuchten“ über ihm, hier und da die Zweige von ihrer Schneelast befreiend. Der „Fuchs am Hutberg“ hat recht gehabt, es wird kalt; der weiße Dampf des Meilers steigt in qualmenden Wolken in die Finsternis empor und durch die Nacht hört man das ferne Geklingel eines eilenden Schlittens. Beruhigt geht der Lipp in seine Hütte, nimmt die „Bet'n“ (Rosenkranz) vom Holznagel und vertraut sich mit schlichter Einfalt dem Schutze Gottes an. Dann legt er sich ruhig nieder, bekreuzt sich nochmals, als er den gespenstischen Schrei einer Eule in nächster Nähe hört, und spricht ein Stoßgebet gegen böse Geister, um sich dann dem wohlverdienten Schlummer hinzugeben.

Allein er soll nicht lange ungestört bleiben. Die unverschlossene Thür wird geöffnet und ein Gendarm fragt, ohne einzutreten, nach einem Mann in zerrissenen Kleidern, der sich „hier herum“ aufhalten müsse. Allein der „Kohler-Lipperl“ hat

nichts gesehen und gehört, obwohl heut morgens ein Mensch, auf den die Beschreibung des Gendarmen vollkommen passte, sein höchst frugales Frühstück mit ihm getheilt und von dem gutherzigen Kohler noch „einen Schluck Zweschpenbamenen“ mit auf den Weg bekommen hatte, damit der Arme nicht „dafroist“. Um Mitternacht hört er durch Wind und Schlaf ein verdächtiges Knistern im Meiler; er eilt hinaus und hat wieder eine Stunde zu thun, das Feuer, welches auf einer anderen Seite ausbrach, zu bekämpfen und zu dämpfen. Der Wind löscht ihm zwar oft die „Keanleucht'n“ aus, der Sturm macht ihn fast erstarren, aber — da gilt kein Zögern! Es muss geschehen! Endlich ist auch dies beendet und schaudernd vor Kälte und Frost eilt er in seine Hütte, um sich zu erwärmen. Er will zwar nicht einschlafen, doch die Natur macht ihr Recht gebieterisch geltend und bald ist nichts in der elenden Hütte zu hören, als die ruhigen Athemzüge des neben dem unheimlich glühenden Kohlenhaufen Schlummernden. — Die Nacht ist verstrichen, kaum dämmert aber der fahle Wintermorgen herauf, ist auch schon der „Kohler-Lipperl“ bei seinem Kohlhaufen: er schöpft das „Kohlpech“ aus und füllt es in die nebenstehenden leeren Fässer. Der Morgen ist furchtbar kalt. Baum und Strauch sind von duftigen Eiskrystallen über und über bedeckt, der Schnee knirscht unter den Tritten und der Athem setzt sich als weißer Niederschlag am Barte des Kohlers ab. Er aber betrachtet sinnend nur seinen Kohlenhaufen; es ist sein dreihundertundzweiundneunzigster, den er im Zeitraume von neunundvierzig Jahren unter seinen Händen hatte; die nur ihm verständlichen Einkerbungen im Griffe seiner Schaufel zeigen ihm, dass er sich nicht verrechnet hat. Wird es ihm vergönnt sein, das vierte Hundert vollzumachen? Er hofft dies, denn trotz seiner achtzig Jahre ist er noch rüstig, und wenn ihm nicht sonst ein Unglück zustößt, kann er wohl recht haben und dann gibt's ein merkwürdiges Jubiläum im Klosterthale. Mit Vergnügen sieht er, wie sein Meiler „z'sammgeht“ und schließt daraus, dass er bald „hin“ sein wird; seit drei Wochen beinahe hat der Lipperl seinen Platz nicht verlassen, doch das macht ihm nichts; auch wo er den nächsten Kohlenhaufen „verbrennen“ wird, ist ihm gleichgiltig, weiß er doch, dass dies in irgend einem „Graben“ mitten im Walde geschehen wird, und der „Kohler-Lipperl“ gehört zum Walde, wie der Kohlenmeiler. Das ist eine alte, treue Freundschaft, welche die zwei verbindet, und wer weiß, was dem Alten der Wald schon alles erzählt hat, wenn die zwei mutterseelenallein waren und einander die Zeit vertreiben halfen. Der „Kohler-Lipperl“ ist verschwiegen, er sagt nichts wieder.

Lieder der Liebe.

Von M. Stona.[1])

Es neigen und beugen die Halme
Im Winde sich hin und her,
Und über die Wiese flutet's
Wie Wellen auf wogendem Meer.

Die reizenden Köpfchen heben
Viel bunte Blumen empor,
Und Liebeslieder summen
Die Käfer ihnen ins Ohr.

Kein Halm und keine Blume
Fühlt jemals sich allein.
Um einsam dich zu fühlen,
Ein Menschenherz musst du sein.

* * *

[1]) „Buch der Liebe“ von M. Stona. Wien. Karl Konegen. 1897.

Dein Herz.

Will nimmermehr betrüben
Dein wundervolles Herz,
Dein Herz, ich muss es lieben,
Und wär' es gleich von Erz.

Schenk' ich dir mein Vertrauen,
So weiß ich wohl um was,
Kann immer auf dich bauen,
Auf dich ist ein Verlass.

Ich liebe deine Kälte,
Einst meine tiefste Qual,
Seit sich mein Geist erhellte
An deines Geistes Strahl.

Du lässest mehr mich ahnen,
Denn jemals ich empfand,
Es fehlt nicht an Vulcanen
In Nordens stolzem Land.

* * *

Ich will dich suchen ...

Ich will dich suchen auf der ganzen Welt,
Bis ich dich finde,
Mein Hoffen all hab' ich auf dich gestellt,
Du meine Sünde.

Mein sündig Lieb, was gilt die Tugend mir,
Was Ruhm und Ehre,
Gäb' freudig alles hin, wenn ich bei dir
Nur endlich wäre!

Für einen Blick, ein einzig liebes Wort
Gäb' ich die Seele,
Dir dienen wollt' ich willig fort und fort
In Schuld und Fehle.

Ich will dich rastlos suchen für und für,
Bis ich dich finde,
Dann sink' auf immer ich zu Füßen dir,
Du meine Sünde.

* * *

Zwei Flammen.

Zwei Flammen sprüh'n in unsern Herzen
Und streben ohne Rast und Ruh'
In bitt'rer Lust und süßen Schmerzen
Einander zu.

Es lodert wahnsinntoll in deinem
Die langverhüllte Leidenschaft,
Und heiße Sehnsucht brennt in meinem
Mit wilder Kraft.

Noch trennen Meilen all die Gluten
Verborg'ner Liebesraserei,
Doch wenn sie einst zusammenfluten,
Steh' Gott uns bei!

Ein Mittel gegen die Entvölkerung.

Ein bemerkenswerter Vorschlag zur Abwendung der drohenden Entvölkerung Frankreichs wird von drei Mitgliedern des Senats, den Ärzten Labbé und Guyot, und dem berühmten Chemiker Berthelot, dem früheren Minister des Auswärtigen, gemacht. Sie beantragen eine Zusatzbestimmung zum Recrutierungsgesetz, derzufolge die jungen Leute, welche im Augenblick, da sie der Gestellungspflicht Folge leisten, schon verheiratet sind, statt der drei Jahre nur ein Jahr dienen müssen. „Man verheiratet sich spät" — heißt es in der Begründung ihres Antrages — „weil die jungen Leute zuerst ihrer Wehrpflicht genügen und sich dann eine Stellung schaffen wollen. Was soll ein junger Mann vor seiner Dienstzeit anfangen? Sind die drei Jahre vorüber, so will der Städter zuerst noch sein Leben in der Freiheit genießen, ehe er die Lasten und Sorgen eines Haushaltes auf sich nimmt, und so gewöhnt er sich an eine selbstsüchtige Befriedigung seiner Neigungen zu seinem eigenen Schaden und zu dem der gesellschaftlichen Moral." Die Antragsteller sind überdies der Ansicht, dass die Einführung des Einjährigendienstes auch das geeignetste Mittel sein würde, die jungen Bauern, welche nach einem mehrjährigen Kasernenleben lieber Arbeit in

den Städten suchen, an die Scholle zu fesseln. Auf diese Weise würde zugleich einem zweiten Übel, der Übervölkerung der Städte zum Nachtheile der Landarbeit, abgeholfen werden. Dr. Guyot soll gewillt sein, gelegentlich der Debatte über den oberwähnten Antrag einen zweiten Zusatz vorzuschlagen, wonach derjenige, der sich etwa kurz nach seiner Dienstzeit wieder scheiden ließe, die zwei ihm geschenkten Jahre nachzudienen hätte. Ein österreichisches Blatt setzt dieser Notiz die folgenden Worte bei: „Ob Frankreich wirklich dabei gewinnen würde, wenn es eine größere Zahl von zwanzig- oder einundzwanzigjährigen Ehemännern besäße, ist eine Frage, die sich die Antragsteller wohl nicht vorgelegt oder zum mindesten nicht ernstlich erwogen haben.“

Wir meinen, dass Frankreich wie jedes Land und Volk sehr gewinnen würde, wenn die Männer in ihrer frischen, noch unverdorbenen Jugend heirateten. Da gäbe es gesunde Nachkommenschaft und langes Leben. Wenn man sehr alte Leute frägt, wie sie gelebt haben, so werden die meisten nebst anderem auch antworten: Ich habe jung geheiratet. — Die drei Franzosen sollten wohl auch in unserem Lande ernst genommen werden. Auch gegen die Übervölkerung der Städte und gegen die Verödung der Dörfer und Bauernhöfe wäre die Abkürzung der Militärpflicht von größter Wichtigkeit. Hoffentlich kommt noch der Tag, da man das einsehen wird. Aber für diesen Tag der Einsicht wäre jetzt schon die höchste Zeit. M.

Tick-tack, tick-tack.

Das Ticken der Uhr an der Wand gehört zum unheimlichsten, ja zum furchtbarsten. Horch! wie dein Leben so eintönig, so unaufhaltsam dahin rinnt und unbarmherzig in das ewige Nichts tröpfelt. Mit jedem Ticken tritt in deine Existenz ein „Augenblick“, ein Unbekannter der Ewigkeit ein, sieht dich blitzschnell an und ist verschwunden, ehe du die Hand nach ihm ausstreckst. Was bringt vielleicht der nächste dir? — einen Schlaganfall — und im übernächsten „bist“ du nicht mehr; du „warst“, bist allen deinen Lieben noch eine Erinnerung! — Oder mit dem nächsten läutet die Hausglocke; der Briefträger! ein Telegramm! du liest es: es ist der Tod eines deiner Lieben, vielleicht Ruin, Schande, Unglück, Untergang dir oder den deinigen, denn das Unglück lauert auf uns! Und von diesem Augenblick an wird dein Leben nie mehr das sein, was es vor diesem Augenblicke war! — Und unaufhörlich kommt der letzte. — „Hin fährt die Zeit, her kommt der Tod!“ Dann streckst du dich, röchelst nach langem oder kurzem Todeskampf zum letztenmal, und der Arzt spricht leise: „Es ist aus!“ — Deine Lieben brechen in Thränen aus und küssen das bleiche Ding, das noch vorhin du warst. Vetter.

Bücher.

Wahrheit. Volksschauspiel in drei Aufzügen von Sophie von Khuenberg. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Zuhalb Salon-, zuhalb Volksstück. Eltern aus dem vornehmen Stande haben ihr illegitimes Kind bei Bauern weggelegt. Nach Jahren bekommt die Frau Mutter Gewissensbisse und lässt in jener Bauerngegend ein Waisenasyl bauen. Bei Gelegenheit der Eröffnung dieser Anstalt findet sie den Sohn als kraftvollen Bauernburschen, der nicht Frieden hat, seit er gehört, dass er das Kind treuloser Stadtleute ist. Die Frau, umgeben von einer frivolen, moralisch ganz haltlosen Familie, ist stets zu

schwach gewesen, um der Lüge zu widerstehen, die Wahrheit zu bekennen, wird nun — nachdem sie den Bauernburschen als ihren Sohn anerkannt — in ihren Kreisen unmöglich und begeht einen Selbstmord. — Die Fabel ist, wie man sieht, nicht erfreulich, die Lösung moderner Art entsprechend, die Charakteristik der handelnden Personen aber ist ganz vortrefflich, besonders die der „vornehmen Leute“. Auch die Mundart der Bauern ist bewundernswürdig wiedergegeben. Der wiedergefundene Sohn, der Bernhard, ist allerdings nicht Bauernblut, ist sentimental, und sein ganzes Herzensleben geht darauf hinaus, dass er immer die Mutter sucht. Zwei sehr gute Figuren sind der Pfarrer und der alte Knecht Bonifaz. Zum Erkennen scharf getroffen sind der Freiherr von Hannek und sein Sohn Karl. Was es mit der Bühnentechnik dieses Stückes ist, kann ich nicht ermessen. Mir scheint nur, als hätte es Anlass zu sehr wirksamen dramatischen Scenen gegeben, ein Umstand, der nicht immer ausgenützt worden ist. Trotzdem erscheint das Stück nicht arm an guten Effecten.

M.

Hans Holm. Eine Soldatengeschichte aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges von Hans Lange. (Graz. U. Moser.)

Die Geschichte eines Fürstenfelder Schneidergesellen, der durch Tüchtigkeit und Treue es vom einfachen Dragoner zum kaiserlichen Burgverwalter bringt. Eine ausgezeichnete Erzählung für die Jugend, in ihrer Schlichtheit, in ihrem Humor, in ihrem sittlichen Gehalte überhaupt fürs Volk passend. Das Buch ist mit einigen Bildern geziert. M.

Moderne Gelehrte. Eine dramatische Kreidezeichnung vom Kriegsschauplatz der Wissenschaft in drei Theilen. Von Wilhelm Reissel. (Dresden. Moriz Rätze. 1897.)

Wenn nur jeder Vivisector so glücklich wäre, wie Professor Hänfling. Der erhielt von seinem ehemaligen Schüler, dem dankbaren polnischen Fürsten Popolowsky, einen lebendigen Bären zum Geschenk, zu dem Zwecke, um daran vivisectorische Studien zu machen. Aber der Bär hat unrecht verstanden und den gelehrten Herrn Thierschinder viviseciert. Ach, wie schade! Hingegen war ein Stubenmädchen da, welches so „sentimental“ war, dass es nicht einmal ein Huhn schlachten konnte. Dieses Mädchen war in der ganzen Versammlung die einzige Muthige, die den wüthenden Bären getödtet hat. — Das sind die Gegenpole der schneidigen Satire „Moderne Gelehrte“, der wir sehr gerne auf der Bühne begegnen möchten. Das Stück hätte ja nach meiner Meinung vieles an sich, um zu gefallen, es ist naturalistisch und idealistisch, human und modern, es hat Scenen von unwiderstehlicher Komik und von sittlicher Größe. Es müsste von starker Wirkung sein. Die Herren Vivisectoren allein dürften sich dabei vielleicht nicht besonders gut unterhalten. M.

Lene. Roman von Nikolaus Krauß. (Berlin. F. Fontane & Co.)

Es ist die Geschichte einer Magd, eines Bauernmädchens, das, vom Schicksal hin- und hergestoßen, sein freud- und wunschloses Leben in Erfüllung harter Pflichten und ehrlicher Arbeit verbringt. Die Handlung des Romans spielt im Egerlande, und der Autor gibt uns ein ungemein anschauliches und interessantes Bild des dortigen Dorf- und Hoflebens. Alle bäuerlichen Wirtschaftsweisen und Betriebsarten sind von dem Autor, der selbst einst die Sense führte und die Drischel schwang, in künstlerischer Darstellung zur Anschauung gebracht.

V.

Intimes aus dem Menschenleben. Erzählungen und Skizzen von Koloman Mikszáth. Aus dem Ungarischen von Dr. Josef Julian Graf Zamoyski. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1897.)

Dieses Buch, so klein es ist, sollte nicht übersehen werden. Es sind meisterhafte Geschichten und Culturbilder aus Ungarn. Manche darunter von großer Eigenart, wie z. B. die „Stiefmutter“, die wir gelegentlich unseren Lesern zur Probe vorführen wollen, in der Meinung, dass sie daraufhin nach der ganzen Sammlung ein wenig lüstern sein werden.

M.

Skizzen und Bilder aus dem Klosterthale. Von Josef Hofmann von Aspernburg. (Liesing. Karl Fischer. 1897.)

Diese schlicht geschriebenen Darstellungen aus dem Volksleben Niederösterreichs, besonders aus der nördlichen und östlichen Gegend des Schneeberges, sind dankenswerte Beiträge zur Volkskunde und entbehren mehrfach auch den Reiz des Poetischen nicht. M.

Vergleichende Übersicht (Synopsis) der vier Evangelien als einzig vorhandene Quelle für ein „Leben Jesu“ in unverkürztem Wortlaut der Luther-Übersetzung. Von S. E. Verus. (Leipzig. P. van Dyk. 1897.)

Ein abscheuliches Buch! Mit diabolischer Lust sucht dieser „Verus“ nachzuweisen (natürlich wissenschaftlich), dass — Christus nie existiert hat! Also Wirkung ohne Ursache! Eher hat ein Alexander, ein Napoleon nicht existiert, denn ihre Werke sind vergangen. Christus hat eine Welt aufgebaut, eine Culturwelt, in der wir leben. Mit solchen Erscheinungen springt man nicht so um, als ob es sich um einen obscuren Gelehrten oder Mythos des Alterthums handelte. Was eine so ungeheuere Wirkung hervorgebracht hat und noch übt, das ist nicht bloß gewesen, das ist noch heute.

M.

Bauern, einigt euch! Unter diesem Titel ist von dem Socialpolitiker und bayerischen Bauernführer Dr. Ratzinger (bei Kösel, Kempten) eine für die Genossenschafts-bestrebungen bei dem Sturze der Productenbörsen bedeutsame Schrift erschienen, welche die Nothwendigkeit einer obligatorischen Berufsgenossenschaft neben und über freiwilligen Erwerbsgenossenschaften begründet. Soll letzteren das große Gebiet des Erwerbslebens überlassen bleiben, so soll die Wahrnehmung aller öffentlich-rechtlichen Interessen zu den Aufgaben der obligatorischen Berufsgenossenschaften gehören, so namentlich Theilnahme an der Preisbildung der Producte. Die Preisbestimmung soll von den Productenbörsen auf die Landesberufsgenossenschaften übergehen. Zu den Aufgaben dieser zählt der Verfasser freie Regelung des Grundschulden- und Versicherungswesens, Fachschulunterricht, Begründung einer allgemeinen Sitte der Schonung des Gutes im Erbgange, einheitliche Vermittlung der Versorgung der Städte, Wahrnehmung der Lebensinteressen der einheimischen Production gegen Ausbeutung durch das internationale Handelscapital und gegen Verfälschung der Lebensmittel. Der Verfasser belegt seine Ausführung mit reichem statistischem Material. Bezüglich des Verhältnisses der Berufsgenossenschaft zu den Erwerbsgenossenschaften spricht sich der Verfasser dahin aus, dass die Berufsgenossenschaft anregend und unterstützend, durch Rath und Controle einwirken solle, wodurch es ihr gelingen wird, geübte landwirthschaftliche Verwaltungselemente zu gewinnen, welche dem Staate heute mangeln.

Unsere Monarchie. Die österreichischen Kronländer zur Zeit des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Josef I. Herausgegeben von Julius Laurenčič. (Wien. Georg Szelinski.)

Das soeben erschienene dritte Heft dieses Jubiläumswerkes bringt in Bild und Wort die altberühmte Königsstadt Prag, die „hundertthürmige“ Moldaucapitale. Das Schönste der monumentalen Bauten aus der alten und neuen Zeit wird auf zwölf Lichtdrucktafeln in diesem Hefte aufgerollt.

Eine französische Polemik über „Das ewige Licht“.

Zwischen der „Revue des Deux Mondes“ in Paris und den „Pages litéraires et musicales“ in Genf hat sich eine Polemik entsponnen über den Ursprung meines Werkes: „Das ewige Licht“. Ein polnischer Schriftsteller M. de Wyzéwa hatte nämlich in der „Revue des Deux Mondes“ unter ironischen Wendungen die große Ähnlichkeit meines Werkes mit einem französischen Romane „La Haut“ von E. Rod betont, dem Publicum nahelegend, dass ich von dem Franzosen abgeschrieben haben könnte. Ich nahm diese zarte Perfidie nicht ernst und schwieg. Da jedoch Wyzéwas Zumuthung in Frankreich weitere Kreise zu ziehen begann, so hat — ohne Veranlassung von meiner Seite — E. Wyse in den „Pages litéraires et musicales“ Wyzéwas kritische Methode scharf beleuchtet und die Thatsache nachgewiesen, dass mein Werk „Das ewige Licht“ schon in der ersten Hälfte des Jahres 1894 geschrieben worden ist, noch in demselben Jahre im „Heimgarten“ zu erscheinen begann und im Herbste 1896 zu Leipzig als Buch in die Welt gieng, während der Roman „La Haut“ von E. Rod, mit dem es so große Ähnlichkeit haben soll, wohl später verfasst und erst im Jahre 1897 publiciert worden ist.

Meinen Lesern bestätigt sich diese Thatsache von selbst, so erübrigt mir nur, meinem wackeren Anwalt in Frankreich zu danken.

Krieglach, 1. August 1897. **Peter Rosegger.**

Postkarten des „Heimgarten“.

* In Bezug auf unsere „höfliche Anfrage“, „Heimgarten“, 21. Jahrgang, Seite 542, schreibt uns ein Theologe, dass die katholische Kirche gegen die Feuerbestattung nichts einzuwenden haben könne vom Standpunkte der Unsterblichkeit und der Auferstehung von den Todten aus. Der Theologe hat uns nur nicht gesagt, aus welchem Grunde dann die katholische Kirche die Feuerbestattung verbietet.

A. W., Bregenz: Man konnte ein heftiger Gegner der ersten Werke Emile Zolas sein, um doch immerhin die großen Vorzüge seiner

neuesten Romane anzuerkennen. Von Zolas „La terre“ fühlte ich mich geradezu persönlich beleidigt. Ich hasste den Mann, um ihn nach der Lectüre von „Lourdes“ und „Rom“ achten und bewundern zu lernen. Es ist immer gefehlt, wenn man einen Dichter nach einem seiner Werke beurtheilt. R.

W. T., Dresden: Der Poet soll kein Programm haben, weder ein erziehliches, noch ein revolutionäres, noch ein anderes. Er schreibe, wie's ihm ums Herz ist.

M. B., Berlin: Jeder Dichter hat genau den Wert, den sein Volk ihm zuschreibt.

Für den Dichter **Detlev von Liliencron**, der seinem fünfundfünfzigsten Geburtstage entgegengeht, ist vor einiger Zeit ein Aufruf erlassen worden, der die Sammlung einer allgemeinen Ehrengabe zur Beseitigung seiner wirtschaftlichen Nothlage bezweckt. Wir bringen das unseren Lesern in Erinnerung, indem wir es für eine nationale Ehrenpflicht halten, einem Dichter, der deutsche Lebenslust und Thatkraft in seinen Werken so vielfach verkörpert hat, ein verbittertes Alter zu ersparen und sein ferneres Schaffen zu erleichtern. Beiträge sind mit der Bemerkung „für die Liliencron-Stiftung“ an den Cassenwart der Stiftung, Herrn Consul Auerbach, Berlin W., Taubenstraße 20, einzusenden.

Sp. Z., Graz: Ob Sie Ihre „psychische Indisposition“ durch Radfahren heilen können, weiß ich nicht. Dass es für geistige Ermüdung aber kaum etwas Besseres gibt, als große Fußwanderungen in den Alpen, davon bin ich in diesem Sommer neuerdings überzeugt worden. R.

Nachbarn im Glocknerhause: Schön Dank, dass uns die nothgedrungene Absonderung nicht verübelt worden ist. Wo das Lüngerl so viel zu leisten hat, da soll das Züngerl rasten.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Der neue Jahrgang.

Der nächste Jahrgang des „Heimgarten“ bringt vom ersten bis zum zwölften Hefte einen neuen Roman:

Erdsegen.

Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes

von

Peter Rosegger.

Ein großstädtischer Journalist muss infolge einer Wette ein ganzes Jahr lang als Bauernknecht dienen. In einem Gebirgsbauernhofe verbringt er das Jahr, die heiteren und tragischen Erlebnisse während dieser Zeit, sowie die Wandlung, die dadurch in ihm vorgeht, sind der Gegenstand des Romans, der an Eigenart in der deutschen Literatur seinesgleichen wohl kaum aufzuweisen haben dürfte.

Ferner bringt der neue Jahrgang von Rosegger, der alle seine Arbeiten zuerst in dieser Zeitschrift veröffentlicht, Beiträge aller Art, hochdeutsche und mundartliche, ernste und lustige, besonders zu erwähnen die Beschreibung seiner Hochgebirgstouren im Sommer dieses Jahres.

Außerdem werden andere beliebte Erzähler, Schilderer und Poeten mit reichem, vielfältigem Inhalte im Sinne der bekannten Richtung des „Heimgarten“ diese Zeitschrift schmücken und besonders wertvoll machen.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 042855575

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google